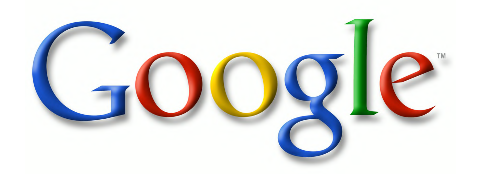
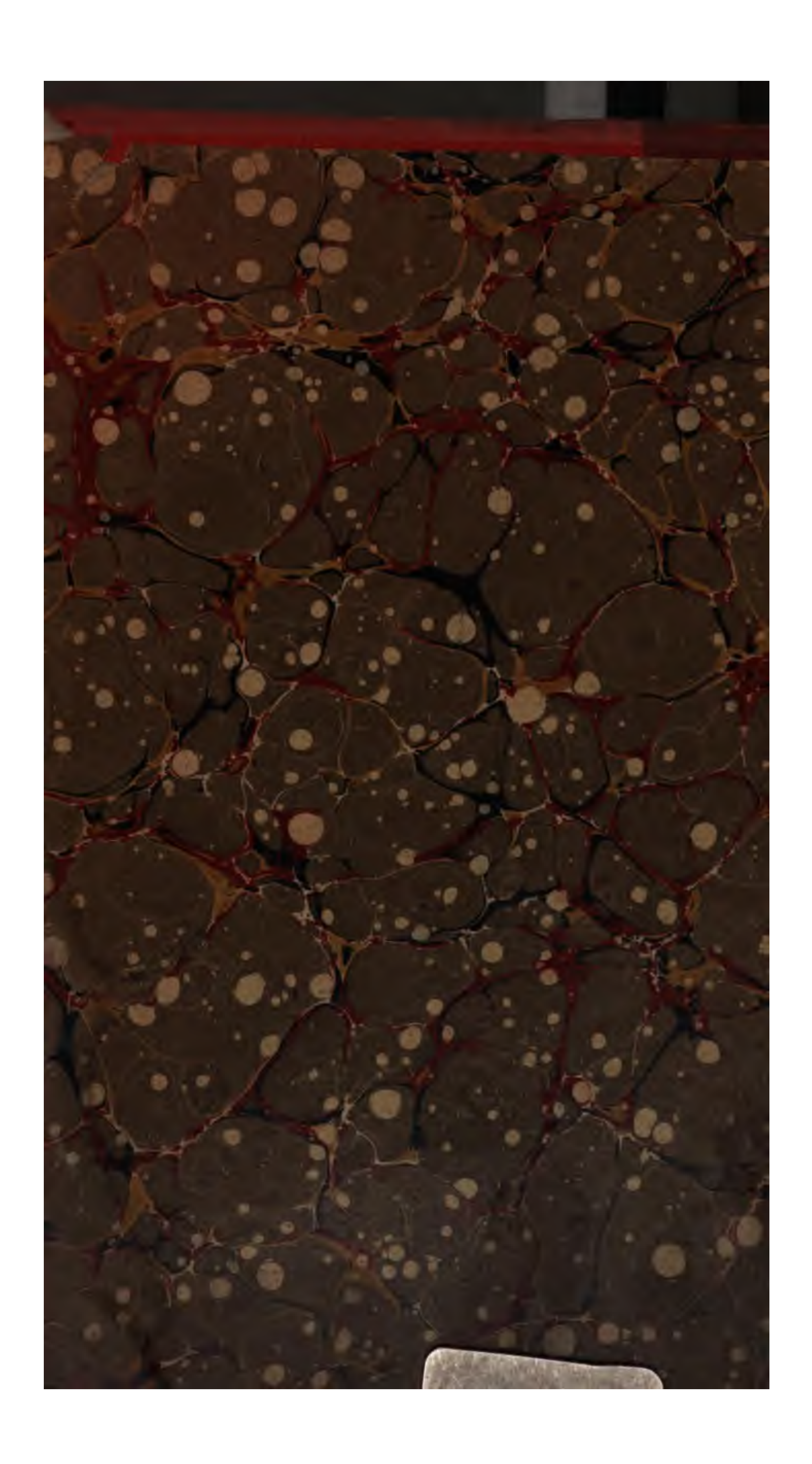
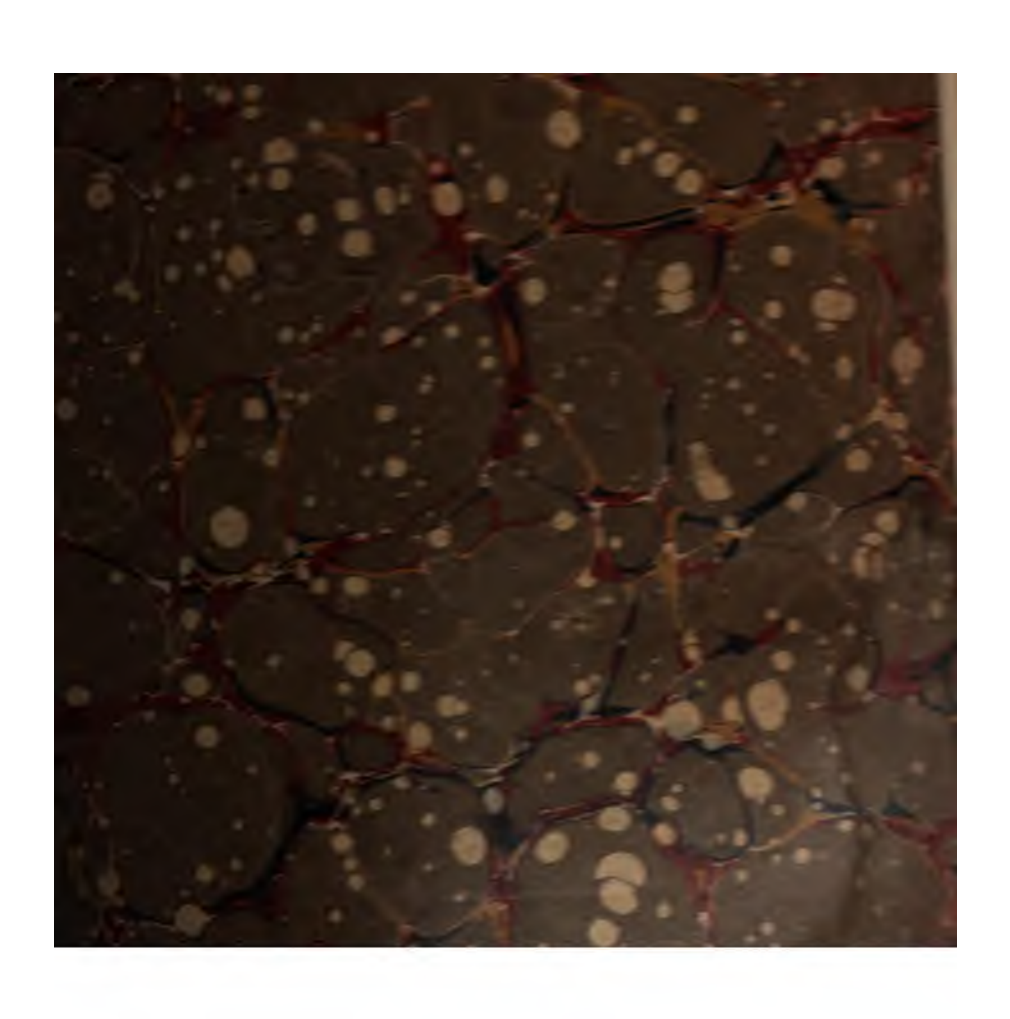








ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDVIERZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE EINUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1899.

INHALT.

DIE SPRACHE DER NAMEN DES ÄLTESTEN SALZBURGER VERBRÜDERUNGSBUCHES.

Das älteste verbrüderungsbuch des stiftes SPeter in Salzburg ist als original erhalten und ligt in zwei ausgaben vor; die erste veranstaltete ThGvKarajan, Wien 1852, die zweite besorgt SHerzberg-Fränkel für die Monumenta Germaniae (Necrologia II 1, 1890). die beschreibung der hs. gibt Karajan einleitung s. v f. in dem puncte, der bei der ausgabe eines solchen denkmals am meisten ins gewicht fällt, in der bestimmung der zeit einer eintragung und in der absonderung der einzelnen schreiber von einander, war der erste herausgeber nicht glücklich; Herzberg-Fränkel hat das in einer sehr lesenswerten abhandlung im Neuen arch. d. ges. f. ält. deutsche geschichtskunde (1887) 12, 53 ff nachgewiesen und völlig von neuem die scheidung der hände und die zeitliche bestimmung der eintragungen vorgenommen. danach ist das verbrüderungsbuch im j. 784 angelegt worden; der erste schreiber war nur in diesem jahre tätig und hatte nur namen zu verzeichnen, deren träger dem bairisch-salzburgischen kirchenbezirk angehörten. die fortsetzer hielten sich fast gar nicht mehr an die einteilung, welche der erste schreiber geschaffen hatte. so viel namen wie dieser hat auch kein späterer eingetragen: der grundstock umfasst nahezu 900 deutsche namen, darunter etwa 175 weibliche. die mehrzahl der spätern schreiber, bei denen sich nicht mehr die örtliche beschränkung in der aufnahme der namen zeigt, wie beim ersten, war vom ende der 80 er jahre des 8 jhs. bis zum 3 jahrzehnt des 9 jhs. tätig; einige lassen sich aus der 2 hälfte des 9 jhs. nachweisen, im 10 jh. sind die eintragungen nur spurenweise zu finden.

Die neue ausgabe lässt die namen aus der hand des ersten schreibers durch corpusdruck hervortreten, ein stern bezeichnet, dass ein neuer schreiber beginnt. s. 4 f sind jene namenlisten zusammengestellt, die vom herausgeber je einem schreiber zugewiesen werden; wo sich eine zeitliche bestimmung der ein-

tragungen treffen liefs, hat der herausgeber es angemerkt (8. 8/9. 9. 10 uaa.); meine arbeit stützt sich ganz auf die vorarbeiten Herzberg-Fränkels.

An der spitze jedes abschnittes sind die lautlichen verhältnisse, die sich beim ersten schreiber finden, genau dargestellt; seine sprache verdient diese sonderstellung, da das Salzburger verbrüderungsbuch das älteste bairische original ist, das uns erhalten geblieben ist.

Vocalismus der stammsilben in namen des ersten schreibers.

Umlaut des *a*. nur wenige namen weisen die schreibung des umlauts auf; das verhältnis des nicht umgelauteten *a* zum umgelauteten *e*, *ae*, *æ*, *ẽ* ist 11 : 1. die namen mit bezeichnetem umlaute sind folgende : *Aediram* 11, 11. *Elizo* 43, 39. *Ægino* 44, 20. *Reginhoh* 58, 19[a]. *Tepizo* 58, 37. *Règindrud* 70, 4. *Mèginhilt* 70, 9. *Règinfrid* 71, 15. *Egiolf* 83, 18[a]. *Eginolf* 83, 28. *Hreginni* 95, 3. *Ægina* 96, 12. von diesen erweist sich *Elizo* 43, 39 als späterer zusatz des schreibers, wie man aus der der ausgabe beigegebenen abbildung deutlich erkennt: sp. 42 und 43 enden in gleicher tiefe, *Elizo* ist auch weiter rechts eingesetzt als die andern namen der spalte, welche alle genau untereinander stehn. zu *Reginhoh* 58, 19[a] merkt der herausgeber an: 'a prima manu scriptum sed fortasse add.' eine reihe von namen in dieser spalte sind spätere zusätze des 1 schreibers (auch *Enzolo* 58, 34[a]).

Die namen mit *è* in den sp. 70 und 71, in welchen die verstorbenen nonnen verzeichnet erscheinen, fass ich als nachgebessert auf; ursprünglich stand einfaches *e*, das *a* wurde nachträglich übergeschrieben, in der absicht die nicht umgelautete form herzustellen. eine derartige regelung zeigt *Agihilt* 97, 9, wobei der herausgeber 'corr. ex *Egihilt*' anmerkt. *è* ist vom schreiber nur zur bezeichnung des aus *ai* entstandenen *ē* verwendet worden. anfechten liefse sich allenfalls noch *Ægino* 44, 20[a], man vgl. die abbildung, dann *Eginolf* 83, 28, das der letzte name dieser spalte von der hand des ersten schreibers ist, und *Egiolf* 83, 18[a], das an zweiter stelle steht. zu *Tepizo* 58, 37 ist *Tapizo* 76, 38 zu vergleichen.

Zweierlei lässt sich aus den vorgeführten namen abnehmen: einmal kannte der schreiber den umlaut und seine bezeichnung (*e*, *ae*), dann vermied er es, ihn zu schreiben; die änderung

Agihilt aus *Egihilt* zeigt deutlich, dass *a* statt des umlautes seiner schreibweise gemäſs war und dass er es überall durchgeführt haben wollte. aus den vereinzelten bezeichnungen des umlautes ergibt sich, dass dieser, wie er in der sprache gesprochen wurde, auch der orthographie nicht mehr fremd war. die ältere schreibung ist hier bewust durchgeführt.

Das aus *ai* entstandene ahd. ē ist in den stämmen *gēr* und *ēr-* belegt; sicher gehört hierher auch *Aeuo* 9, 15, s. Förstemann I 392 f; geschrieben findet sich *kaer-* 10 mal, *aer-* 2, *-kaer* 11, *-gaer* 8, *kęr-* 2, *-kęr* 1, *kēr-* 3, *ēr-* 1, *-kēr* 4, *-gēr* 1, *ker-* 1, *ker-* 6, *-ger* 2, also im ganzen *ae* 32, ē 9, ę 3, *e* 9 mal, und zwar in der stellung als erstes glied *ae* 13, ē 4, ę 2, *e* 1, als zweites glied *ae* 19, ē 5, ę 1, *e* 8. eine genauere scheidung der schreibungen nach ihrer verwendung lässt sich nicht durchführen; möglich ist es, dass ēr einer nachbesserung zuzuschreiben ist und also aus *er* durch darüberschreibung des *a* ein *aer* hergestellt werden sollte — unter den 19 fällen mit alleiniger schreibung *ae* von spalte 79—97 steht *Kērrod* 82, 26, die andern ē stehn von sp. 63 an. in sp. 70, 2 steht *Kērlind*, hier ist ē auch als umlautsbezeichnung verwendet, s. oben. es erhellt übrigens deutlich, dass ē im schreibgebrauch noch entschieden vom *e* getrennt gehalten wird. *Hrodker* 26, 28 und *Kerman* 58, 10[2] sind in der ausgabe als zusätze bezeichnet.

Das aus *au* entstehnde ō findet sich im ersten gliede bei diesem schreiber 4 mal als *au* : *Audo* 42, 28. *Auto* 74, 8. *Mauruch* 76, 17. *Cauzo* 76, 29, dagegen als *ao* in *caoz-* 18 mal, in *aot-* 15, *aostar-* 7, *aon-* 4, *Craos* 1, *Maoricho* 1; diesen 46 *ao* steht im ersten gliede nur einmal *Sconhari* 26, 2 zur seite; im zweiten namengliede steht *-gaoz* 4, *-caoz* 9, *-kaoz* 1 mal gegen *-goz* 3, *-coz* 2 (*Alchoz* 26, 19. *Richoz* 78, 17, vgl. *Alchaoz* 79, 11, in *Perhtcōz* 30, 30 ist *a* über *o* geschrieben, wol ebenso eine nachbesserung wie *Caozhąri*[h] 30, 29, wo statt *-hari rih* eingesetzt werden sollte), ferner *-hoh* 4, *-hóh* 1, *-hooch* 1 mal; es zeigt sich, dass im zweiten wortgliede *o* nichts ungewöhnliches ist; neben 14 *gaoz* (*c-*, *k-*) kommen 9 *o* in *-goz* (*c-*) 5 und *-hoh* 4 mal vor, und dazu noch je ein *ó*, *oo*. ich glaube, es ist zu beachten, dass das einzige *o* im ersten gliede in *Sconhari* in einem stamme vertreten ist, der von dieser hand sonst nicht vorkommt, dass weiter der hier nur als zweites glied auftretende stamm *-hoh* nie mit

ao geschrieben sich findet, dagegen aber je einmal mit *ó*, *oo*, bezeichnungen, welche für diesen laut sonst nie verwendet erscheinen. die regelmäfsig durchgeführte bezeichnung ist *ao*, im zweiten gliede machen sich einige *o* geltend, von denen die hälfte auf den stamm *hoh* kommen. die 4 *au* weisen ebenso auf eine frühere periode zurück, wie die *o* auf die sich bahn brechende neuerung.

Das alte ***ai*** erscheint nur einmal sicher als *ei* in *Comaleih* 11, 13, sonst kennt dieser schreiber nur *ai*; *Zeizo* 43, 30[2] und 58, 2[2] sind vom herausgeber als zusätze bezeichnet; vgl. die namen *Teotlaih* 26, 31. *Hugilaih, Tutlaih* 75, 3. 7, dann *Sigihaid* 34, 2. *Teotlaip* 71, 13. *Cholduuaih* 96, 16. *Inguaid* 96, 2. *Mimistain* 81, 16; im ganzen stehn dem einen *ei* in *Comaleih* 35 *ai* gegenüber.

Die schreibung des alten **ō** ist regelmäfsig *o*, daneben kommen vor *oo, ó, u, uo*; neben 13 *odal-* zeigt sich einmal *Udalhart* 29, 23 im verzeichnis der lebenden bischöfe; neben 28 *hrod-*, 10 *rod-* und 2 *-rod* (*Suaprod* 43, 1. *K͛errod* 82, 26) erscheinen *Hruodsuind* 94, 34. *Hruodflát* 94, 35 und *Ruodhart* 11, 37. — zu den erstern fällen gehören auch die zusätze *Hrodker* 26, 28[2] und *Hrodkart* 58, 39. für die formen *To. to* 10, 31. *Tooto* 26, 38. *Tóto* 77, 2. *Toto* 80, 4. *Tota* 94, 9. 97, 2. *Totti* 95, 6 ist sicher ō anzusetzen, vgl. die belege bei Förstemann I 339, bei Piper[1] s. 518 *Tuata, Tuato, Tuota, Tuoto* (dazu s. 517 *Tota* und *Toto*); daneben hat das verbrüderungsbuch von der hand des ersten schreibers *Tutilo* 73, 2 und *Tutlaih* 75, 7, beide namen gehören sicher zum stamme *tōt-*, vgl. bei Piper *Tuotilo* II 50, 33 als name eines SGaller mönches, s. 517 *Totila*, und für *Tutlaih*, dessen erste silbe lang sein muss, den namen eines Weifsenburger mönches *Totleib* I 211, 6. zur erklärung des stammes s. Bruckner Sprache der Langob. s. 94, der *tuot-* zu ahd. *tuom* stellt und anderseits Wrede Ostgoten s. 120. — langes ō ligt vor ferner in *Óto* 27, 3. 78, 18. *Óta* 96, 17. *Ótilo* 78, 19. *Ózilo* 75, 32. *Otilo* 62, 27 und 73, 39; an dieser stelle hat es der schreiber für *Aozalo* eingesetzt ('corr. ex *Aozalo*' merkt die ausgabe an), woraus zu ersehen ist, dass mit *o* ein andrer laut bezeichnet werden sollte als mit *ao*, denn sonst wäre *ao* gewis stehn ge-

[1] Libri confraternitatum ... ed. PPiper 1884 (Mon. Germ.).

blieben; belege für den stamm finden sich bei Förstemann I 1209 f, bei Piper s. 519 *Uata, Uato,* s. 521 *Uota, Uoto* in reicher anzahl, es ist also sicher altes ō vorhanden. die in den Freisinger urkunden vorkommenden namen mit *oat* haben nicht *aud-* sondern *od-* als grundform, sie sind von Wagner Namen der Freisinger urkunden s. 57 f verzeichnet und danach als schreibungen *oa* für *ao* beurteilt, s. Wüllner Hraban. glossar s. 83 und und Braune Ahd. gr.² § 45, 2. es sind folgende: *Oatiloni* 2 mal v. j. 747, in derselben urkunde *Hroadolti, Hrodeo, Goatfridi; Cozrati.* 758 *Oato* und *Poatilinpah*, in diesen fällen ist *oa* unzweifelhaft vertreter des alten ō; 769 *Oatachar* neben *Bauzano* (Bozen); 770 *Oatlant* neben *Oadalhart, Odalperhti* und *Cozzo*; 794 *Oathareshusir* neben *Toato* und *Cozmar*; 804 *Oatperht* neben *Otperhto, Otlant, Totinhusir, Tuti, Hrodmunt, Hroadperht*; dazu seien erwähnt 791 *Oazo* 3 mal und 809 *Oato*. vergleicht man diese neben einander stehenden schreibungen, so lässt sich daraus nur schliefsen, dass den *oat*-formen altes ō zukommt. unmöglich ist es nicht, dass *Oatachar, Oatlant, Oathares-, Oatperht* verschreibungen für *ao* sind, wie Braune es auffasst. zweifelhaft bleiben *Utto* 30, 22. 73, 37. 78, 30. 79, 18. 20; *Uto* 76, 19. die schreibung mit *u* ist zu häufig, als dass man ohne weiteres annehmen könnte, es vertrete hier altes ō; Piper hat s. 521 f 101 *Uto* (*Ûto, Vto*), und 12 *Vtto* (*Utto*) gegen 61 *Uato, Uoto* s. 519. 521. wenn es nicht ein verbreiteter schreibgebrauch ist, dass hier für ō einfach *u* geschrieben wurde, so lässt sich nur ein stamm *ūt-* aufstellen, da *ut* (im ablaut zu *ōt-* aus *aud-*) zu *ot-* hätte werden müssen. neben *Puoso* 73, 9. 74, 20 kommt *Poso* 76, 3 vor, zur lautform des namens vgl. Henning Runendenkmäler s. 82. nur *uo* zeigt der stamm *guot* in *Cuotolf* 27, 7. *Cuotfrid* 58, 5; nur *o* haben die namen *Popo* 82, 32. *Popili* 76, 21. *Bouo* 82, 13. *Alchmod* 77, 11. *Clismot* 95, 7. *Gundroh* 58, 31. *Keparoh* 82, 7. *Ogo* 36, 2 (vgl. bei Piper *Oago* s. 482. *Uago* s. 518. *Uogo* s. 521, im Salzb. verbrüderungsbuch von einem spätern schreiber *Uogo* 49, 9³. 18, 2¹, weitere belege bei Förstemann I 751). *Póto* 79, 19 (*Puato, Puoto* Piper s. 492). *Uuicpot* 11, 2 (*Wicpuot* Piper II 103, 11, name eines Niederaltaicher mönches, *Hadubuot* bei Kossinna s. 25). *Zozzolo* 58, 8 (*Zuazo* Piper s. 537), vgl. Wrede Ostgoten s. 135. *Odrih* 77, 18 wage ich nicht zu beurteilen.

Im zweiten gliede tritt nur *o* auf: *-rod, -mod, -mot, -roh, -pot* im ganzen 7 mal; im ersten zeigt sich 62 mal *o* geschrieben, 8 mal *ó*, 9 mal *u*, wenn *utto, uto* mitgezählt wird, 7 mal *uo* und 2 mal *oo* (*to . to, tooto*).

Vocalismus der nebentonigen silben.

i und *j* der ableitung sind erhalten, vgl. im ersten glied: *Sigifrid* 77, 1. *Suniperht* 43, 28. *Munigis* 74, 28. *Mimistain* 81, 16. *Pilidruth* 62, 23². *Aediram* 11, 11. *Hugilaih* 75, 3. *Chunihard* 31, 1. *Hariman* 26, 9. *Uuarimunt* 44, 16. *Gauuiperht* 27, 12. *Hauuirih* 74, 25. *Akihart* 44, 3. *Agirih* 77, 40. *Hiltimunt* 11, 21. *Aligund* 96, 35. *Uuillirat* 81, 7. *Frauigis* 78, 25. *Hariolt* 76, 13. *Altigund* 97, 12. *Egiolf* 83, 18; aber *Hiltolf* 44, 26. *Uuillolf* 58, 6. *Haliduni* 76, 6. *Raginpald* 82, 18. *Maginraat* 80, 27. *Uuinidhari* 11, 5. *Agishari* 82, 9. mit langer stammsilbe *Aigil* 10, 7. *Angilfrid* 75, 15. *Uuantilperht* 42, 24. *Irmingaer* 77, 37. — im auslaut des zweiten gliedes ist *i* in *jo*-stämmen erhalten, zb. *Kisalhari* 79, 34. *Hrehtuuili* 11, 1. *Lantuuari* 81, 31, sonst aber fehlt es zb. *Suanahilt* 62, 1². *Cotadiu* 35, 2. *Akiuuiz* 71, 1.

Nebentoniges *u* ist geblieben zb. *Fridugoz* 58, 37. *Haduperht* 82, 30. *Patufrid* 77, 25. *Uuisurih* 63, 14, *sigi-* zeigt also, dass es schon früh zur *i*-classe übergetreten ist. unter allen Salzburger namen mit *sigi-* ist nur *Siguuualh* 2, 23 (am ende des 9 jhs. eingetragen) mit *u* vorhanden, das hier durch das folgende *uu* entstanden ist. vgl. auch Pipers index s. 507, dazu Wrede Ostgoten s. 85. *a* der nebensilben tritt auf in *Comaleih* 11, 13. *Suanahilt* 62, 1². *Tagaperht* 73, 31. *Aarahad* 68, 1. *Alarih* 81, 33. *Perahart* 75, 37. *Keparoh* 82, 7 (*Peradeo* 81, 22. *Kepahart* 82, 15. 83, 12. *Kepadrud* 96, 39). nach langer stammsilbe und im auslaut des zweiten gliedes ist *a* wie *u* und stammhaftes *i* verloren; für inlaut. nebentoniges *a* bieten folg. stämme belege: *Uuolchanhart* 30, 28. *Erchanperht* 9, 25. *Isanperht* 26, 6. *Uuldarhilt* 96, 34. *Aostarperht* 10, 13. *Sundargaer* 79, 10. *Madalgaoz* 42, 29. *Mahalcaoz* 80, 11. *Rapanolf* 79, 23. *Kaganhart* 79, 32. *Camalperht* 81, 12. *Amalgaer* 74, 1. *Amal* 83, 18. *Odalgaer* 9, 12; neben regelmäfsigem *adal-* kommt vor *Adolo* 74, 16. 76, 25. *Adolunc* 80, 33. *Adolgaoz* 77, 35. *Adoluni* 58, 40 (*Adaluni* 58, 35²). *Podal* 78, 24 neben *Podulunc* 73, 38. 76, 24. neben *Epar- Epor* 81, 4. *Eporo* 82, 17. *Gundulmar* 43, 3. *Cundulperht* 80, 17. 81, 1. 82, 39. 83, 16, aber *Gundalperht* 73, 18.

Gundalmar 58, 13. neben *Kisalhart* 79, 4. *-hari* 79, 34. *-frid* 75, 9. 14. *-drud* 97, 3 steht *Kislolf* 10, 8. 74, 2. 79, 15 (*Kyslariōs* 42, 1), verschrieben ist *Kislahart* 82, 37; neben *Aostar- Aostrolf* 73, 40; zu *Lopolf* 58, 20 vgl. man bair. *Lopadeo* bei Förstemann 1 879. *Cotaperht* 73, 3. *-drud* 95, 10. *Cotoperht* 78, 31. *-uuar* 94, 32. 95, 18 (*Cotuuar* 94, 7 ist, wenn es langes ō hat, regelrecht), dazu *Cotoni* 78, 18. 19 männlich, *Cotani* 96, 17² weiblich. *Aloholf* 79, 23² gegen *Alchmod* 77, 11, *Uualahin* 71, 4. 96, 26; sicher zu trennen ist davon *Uualahari* 42, 17. 21. 82, 28 (*uuala-*).

In der schreibung des vocalismus stellen sich die spätern eintragungen folgendermafsen dar : von den im 8 jh. (nach angabe des herausgebers) eingetragenen namen zeigen die vom schreiber der reihe 12, 7 verzeichneten 3 mal den umlaut: *Engilperht, Fendio, Pernheri,* nie *a*; dann *o* für *au* in *Adalhoh, Chunihoh*; für ō *Hroddrud, Ŏto*; 1 mal *Hailrat*. sp. 14 stehn die namen der mönche von SAmand; es findet sich kein fall des umlautes gegen 8 *a*; 2 *hari-*, 6 *-hari*; nur *ae* : *Harigaer, Friskaer, Kaerperht*; nur *ao* : *Kaoz, Helmgaoz*. 46, 9 f[1] finden sich 4 *a*: *Kęrhari, Uuolfhari, Rumhari, Frauuilo*, 4 *e* : *Chúniheri, Engilpald, Regingaoz, Alpheri* und 1 *ei* in *Eigino*; 2 *ae*, 1 *ę*, 1 *e*; 4 *ao*: *Aotperht, Alhcaoz, Adalhaoh, Regingaoz* gegen 3 *o* : *Morolf, Chunihoh, Kepahoh*; für *o* 3 *o* und 7 *ó*; 2 *ai* : *Laipuni, Kailo*, 3 *ei* : *Heilrat, Peinunk, Eigilperht*[1].

Von namenlisten, die Herzberg datiert, seien aus den mit 8/9 bezeichneten folgende erwähnt : 34, 25 = 70, 25 enthält eine reihe weiblicher namen mit recht altertümlichem lautstand; 8 *a*: *Uuantilpurc, Franchin, Raginhilt, Harilpurc, Maginpirc, Haliduuar, Saegila, Acgiuuiz* und 2 *e* : *Ellianpurc, Kasellia*; für das neue ō finden sich 5 *ao* im stamme *aot-*; für altes ō 9 *o*; kein *ei* gegen 3 *ai* in *Laidrat, Aothaid, Madalhaid*; nur 1 mal belegt ist *ae* in *Gaerni*. die beiden umlaute stehn 70, 25; nach Karajan soll 34, 25 f nach 840 eingetragen sein, dagegen 70, 25 f um 780, beide von verschiedenen schreibern natürlich. die unmöglichkeit dieses ansatzes erhellt auch aus sprachlichen gründen, und hier

[1] unter den namen dieser eintragung findet sich 46, 33 *Iohannes scriba m.* man hat ansprechend vermutet, dass hier der name des ersten schreibers des verbrüderungsbuches vorliege, weil sp. 46 bald nach der anlage des grundstockes entstand und unter allen namen keiner den beisatz *scriba* aufweist (Herzberg N. arch. 12, 75).

wie oft, wo Herzberg in der zeitlichen festsetzung der eintragungen von Karajan abweicht, zeigt sich die verlässlichkeit der neuen ausgabe auch von sprachlicher seite. in bischof Arnos zeit, vgl. N. archiv 12, 91 f zu 73, 16, setzt Herzberg die grofse eintragung 66, 16 — 67, 1 — 68, 8. sie zeigt 4 *a* : *Hariolf, Chunihari, Raginheri, Kauuiperht* (*Arpeo*) gegen 13 *e*; für *ē* nur *e* 4 mal; 3 *ae* : *Aotpald, Adalgaoz, Caozheri* gegen 1 *o* in *Ascoz*; für altes *o* nur *o* 9 mal; für *ai* 2 *ei* : *Hiltistein, Heimperth*. 85, 34 f zeigt 3 *e* gegen 5 *a* : *Reginhelm, Irminheri, Meginhari, Erchanhari, Hariprant, Uuolfhari, Alyan*; dann *Haimperht, Hiltikiaer*. bei den 15 namen 43, 40 f stehn 2 *e* : *Elingo, Engilpald* gegen 4 *a* : *Raginpald, Casticho, Uuillihari, Maginperht*; 1 *ao* in *Eparhaoh*; 1 *ō* in *Hrodhart*. 84, 38² kommen vor *Cundhari, Raginolt, Agilfrit, Isanger, Keparoh*. 81, 43 *Aengilgaer, Kaeruuant, Kozbald, Odalpald*. 12, 25 f *Ęllanuuolf, Ellanperht, Reginhelm, Sconheri*; für *ē* 4 *e*; für altes *au* 1 *o*; für *ō* 2 *o* (*Poso*); dann *Ȯdalgher, Hartnud* (vgl. *Kernod* 66, 16. 68, 12). *Zeizrih*. 103, 1 *Erphari* (*Erph-hari*), *Raginbertus, Frauuilo* gegen 13 *heri* und *Reginolf*; für *ē* nur *e*; 2 *ao* : *Caozpald, Kaozpald*, 3 *o*; für *ō* 9 *o* und 4 *oo* : *Oodalheri, Tooto, Toozo, Poopi*; nur noch *ei*. 103, 40 kennt aufser *Arpeo, Ampriho, Hamminc* nur *e*, 39 mal, darunter 2 mal *Teuit*, das auch 34, 38 und 40, 9 in dieser form auftritt, während der älteste teil nur *Dauid* 10, 6 kennt. für neues *ē* wird ausschliefslich *e* verwendet, ebenso in *Uuelant*, für neues *ō* nur *o*, für altes *ō* 9 *o*, 1 *oo*, 5 *uo*, 5 *ou* (*Outo, oudal-*), 1 *o͛dal-*, *u* in *Hrudhelm* vielleicht auch in *Rupo* s. Förstemann I 1062. 1064; nur *ei*.

Man sieht, wie sich in der schreibung des vocalismus die neuerungen durchringen; die fälle mit nicht umgelautetem *a* werden seltener, anstatt *ae* wird für *ē e* gesetzt, *ai* verschwindet und nur *o* für *ō* bleibt herschend. wo sich also in namenverzeichnissen, für welche die ausgabe keine zeitbestimmung enthält, *a, ai, ae* und *ao* zeigen (dieses hält sich am längsten), kann die eintragung nur in die zeit bis 800 verlegt werden. 35, 6 f findet sich *Agilpurc. Angilperht. Aginolf. Raginni*, kein *e*; *Hiltigaoz. Caozperht*, kein *o*; *Ilismot*; 35, 7ᵃ f *Allansuid. Raginsuid. Angilman. Aella*; *Haohni. Mahalcoz*; *Uto*; *Raitun, Kaila*; — 45, 6 f *Danchilo. Ragenpald*; *Aeuo. Hartkaer* gegen 3 *ker*, beleg für neues *ō* fehlt; *Hrodker. Boso*; *Ainhart*; 83, 35 *Raginperht*; *Haohuni*;

Uualthaid; 84, 3[1] *Harimôt. Kęruuantil, Ali . ., Angilpald, Kysalhari*; 2 *kęr*, 1 *ker*; 2 *hoh*; 1 *hrod* (*Aio*); 84, 3[3] *Rihari. Rodunc. Comalaih* (für die verwendbarkeit so kleiner eintragungen vgl. die in der ausgabe ins 8 jh. gestellte eintragung der drei namen *Mimistain, Uuillihari, Zuzo* 44, 39—41). 89, 12 kennt den umlaut, 1 *ao* und 1 *o*, für altes ō 2 *oa*, *Oatilo*, *Róacheri* und 3 *u*, 2 *Tutti, Tuto*; *Haimo.* 87, 32 *Uuinidhaeri. Haerimunt. Zaeizheri*; *Kaozhilt. Áotuni*; *Trogo. Rodmar.*

Eine reihe kleinerer namenverzeichnisse, die in der ausgabe mit 8/9 bezeichnet sind, also aus paläographischen gründen nicht viel über 800 hinaus versetzt werden können, zeigen, wo überhaupt belege vorhanden sind, in den umlautsfällen *e*, für neues ē *e*, für *ai ei*, für altes ō herscht *o* vor, daneben manchmal *uo*, vereinzelt ist *oa*; 36, 19 (8/9) stehn nebeneinander *Zuozo. Motilo. Oadalger. Oadalhilt. Tuata*; *Engil. Arpio*; *Aota.* beim schreiber von 8, 10 f, dessen tätigkeit sich nach Herzbergs bestimmung N. arch. 12, 85 über ein jahrzehnt bis 830 verfolgen lässt, findet sich der umlaut, *e* für ē, 2 *ao* neben 6 *o*, für altes ō 4 *o*, 8 *uo*, 2 *ao*, *Aodil, Aodalgoz.* — 48, 19 f (anfang des 9 jhs.) findet sich umlauts-*e* und 3 mal *ei*: *Eillanperht. Eillanhilt. Eillanmuot* 72, 37[2-4]; 5 *ao* gegen 3 *o*; 2 *o* und 5 *uo*; 1 *ai* (*Mimistain*) gegen 4 *ei.* — *ao* für neues ō kommen, teils ausschliefslich, teils neben *o* vor bei den schreibern von 79, 6[2]. 86, 25[2]. 59, 23. 16, 7. 34, 32[4]. 36, 14. 70, 13. 36, 37. 33, 4. bei diesen eintragungen mit *ao* zeigen 16, 7 und 36, 37 für neues ē die schreibung *ae*, 86, 25[2] 2 mal *ę*, die übrigen nichts, was auf die verhältnisse des 8 jhs. zurückweist. — 20, 1 (noch unter Arno eingetragen) hat *Odalgaer* neben *Kerhart* als einzige altertümlichkeit, sonst je zwei *o.* — 34, 37 f (9) *Kaerhoh* neben *Nidcer, Adalger* 2, sonst nur *o* und *ei.* — 37, 2[2] f (8/9) hat für den umlaut 2 *ae*, 2 *a*, 3 *e*, für ē 2 *e*, für neues ō *o*, für altes ō 4 *o*, 1 *Uͮoto.* — 50, 13 (8/9) weist den umlaut auf, für ē, ō nur *e*, *o* für altes ō, 3 ō, 1 *uͮoto.* — für altes ō zeigt 69, 9 (9) *Ogo* neben *Ruodpreht*; 61, 1[2] (9) *Nuoto* gegen 9 *o*; 72, 42 (9) 1 *uo*, 1 *ó*, 2 *o*; 49, 31 f (2 hälfte des 9 jhs.) 1 *o*, 1 *uo*, 1 *u*; 41, 23[2] (nach 850) 5 *uo* gegen 3 *o*; 2, 23 (ende des 9 jhs.) 1 *o*, 1 *uo*, 1 *u.* späte eintragungen (9/10) schreiben altes ō mit *ŏ* 52, 21[3], *ŏ*, 3 *ů* 84, 1, *ǒut*, *out* 56, 19, *ŏ* 86, 15[3], 3 *ů* 87, 1[2]. neues ē und ō sind durchwegs mit *e*, *o* bezeichnet.

So ergibt sich, dass in diesen aufzeichnungen im vocalismus zuerst *a* dem umlauts-*e* weicht, mindestens gleichzeitig damit *ai* dem *ei* (bei einigen schreibern kommen gar keine namen mit diesem diphthong vor); dann folgt *ē*, für das *ae*, *ę* im anfange des 9 jhs. nur mehr selten ist und bald aufser gebrauch kommt; etwas länger erscheint *ao*, bald allein, bald neben *o*, und am längsten hält sich *o* für altes *ō* : erst in der 2 hälfte des 9 jhs. überwiegt die bezeichnung *uo*, früh schon sieht man *ó*, also ein unterscheidendes zeichen über *o* verwendet, vereinzelt ist *o̊* in früherer zeit, *oa* finde ich 6mal im ganzen : 36, 19 *Oadalger*, 22 *Oadalhilt*, 38, 1 *Oadilolf*, *Oadaluuih*, 89, 19 *Róacheri*, 20 *Oatilo*, je 2 bei einem schreiber, sämtlich um etwa 800 eingetragen. *oo* für neues *ō* hat der schreiber von 17, 3 (8/9—9) in *Coozperht*, *Noothart* 17, 7. 9, für altes *ō* 103, 1 in *Oodalheri* 103, 10 *Tooto*, *Toozo*, *Poopi* 106, 3. 11ᵃ. 18 (gegen 8 *o*).

Mit ausnahme des zeichens *ͤe*, das ich als doppelschreibung, nachtragung des *a* zum *e* (*ae*), beurteilen zu können glaube, finden sich alle vocalzeichen der ersten hand in späteren eintragungen wider. alle die merkmale, an denen wir die ältesten ahd. texte zu erkennen gewohnt sind, treffen wir beim ersten schreiber als regel; die soeben dargelegte weiterbildung der vocalzeichen bei den spätern namenlisten lässt, wenn man sich allgemein ausdrücken darf, die schreibung der vocale wie ein grundriss erkennen. es ist Salzburger orthographie. dass diese bezeichnung berechtigt ist, ergibt sich aus der vergleichung der namen der bairischen klöster Monsee, Chiemsee, Mattsee, Metten, (Nieder-)Altaich, die in das Reichenauer verbrüderungsbuch aufnahme gefunden haben (Piper s. 184 f. ii 98 f). diese eintragungen dürfen zur ermittlung der schreibweise in den bairischen klöstern verwertet werden. sie sind von den schreibern *α* und *β* verzeichnet, die nach Pipers vorrede s. 148 im zweiten und dritten jahrzehnt des 9 jhs. (*α*) und um 830 (*β*) schrieben. die getreue widergabe der bairischen namen erkennt man sofort, wenn man die eintragungen der SGaller und Reichenauer namen zum vergleiche heranzieht. in dem verzeichnis der lebenden SGaller mönche s. 148 f. ii 43—46, das von *α* herrührt (vgl. s. 168 unten gegen s. 148), sind folgende vocalschreibungen zu beobachten: der umlaut ist mit ausnahme von *Maginhoh* 43, 25 und *Winidharius* 46, 30 (*Lallinc* 45, 16?) vollständig durchgedrungen und durch

e bezeichnet; für neues *ē* stehn 10 *e* gegen 5 *ae* (nur *-gaer* als zweites glied); für neues *ō* kommt nur *o* vor; für altes *ō* wird 14 mal *ua* verwendet, 3 mal *o* : *Hrodolf, Theotoroh, Ratpot* 43, 8. 11. 16; ein beleg für *ei* fehlt. bezüglich der *b*-, *p*-schreibung sei erwähnt, dass anlautend 1 *B* gegen 7 *P* steht, inlautend 18 *b* gegen 12 *p* (1 *-pot*, 4 *-pold*, 7 *-pret*). *α* trug auch die namen der SGaller verstorbenen ein, II 52—53: der umlaut ist herschend; *ē* erscheint 3 mal in *-gaer*; für *ō* sind die altertümlichen namensformen *Autegarius* 53, 13 und *Audomar* 52, 1 (abt 720—59) vorhanden, sonst nur *o*; altes *ō* tritt 4 mal als *ua* auf, 2 mal als *u*, *Gutfrido* 52, 18. *Zuzo* 53, 18 und als *o* in *Bosilinus* 53, 33; 1 mal *ei* in *Zeizmuat* 52, 25. *p* zeigt sich nur anlautend, 4 mal gegen 1 *b*, inlautend ist nur *b* geschrieben, 10 mal.

α hat ferner die namen der toten Reichenauer II 24—28 eingeschrieben: für den umlaut *e*, für *ē e*, für neues *ō o*, für altes *ō* 6 *ua*, 5 *o*, 2 *u*. im anlaut 4 *p*, 5 *b*, inlautend 1 *p*, 14 *b*. die namen der lebenden Reichenauer stammen von *β* : *e* bezeichnet den umlaut und *ē*, *o* neues *ō*, für altes *ō* 9 *ua*, 1 *u*; 5 mal *ei*. 21 *b* gegen 3 *-pold*. diese lautverhältnisse weichen von den bekannten hochalemannischen dieser zeit nicht ab. dagegen halte man nun der reihe nach die bairischen namen:

1) Monsee, Piper s. 187 von *α*. *Raginpert* 107, 12. *Raginhelm* 107, 22. *Machtari* 108, 15. *Agino* 108, 2. *Willihaere* 107, 9. *Heripert* 107, 5. *Meginheri* 107, 20; also 4 *a*, 3 *e*, 1 *ae*. *Keroll*, *Keruni* (so les ich für *Kerum* 107, 38) gegen *Hrodhgaer* 107, 13. *Waldgaer* 107, 36. für neues *ō* 1 mal *Pertcoz* 107, 35. altes *ō* 5 mal als *o*, 2 mal (*Ruad-*) *ua*, 1 mal *u*. 3 *ei* und 1 *aei* (*Zaeizzo*). 13 *p*, 4 *b*, *Wolfbert* 107, 16. 108, 8. *Gundbert*, *Albgis* 108, 1. 5.

2) Chiemsee, Piper s. 191 von *α*. *Orthari* 124, 4. *Hrodhari* 124, 9. *Warinpald* 124, 16. *Haribert* 124, 18. *Haripert* 124, 31. *Angilrat* 124, 34. *Reginhari* 124, 21. *Reginberht* 124, 5. *Wenilo* 125, 14. *Reginhelm* 125, 33; also 7 *a*, 4 *e*. *Pertgaer* 124, 19. *Aeruni* 125, 9. *Gerbald* 124, 38. *Helmgaoz* 124, 25; für altes *ō* *ua* 1 mal (*Ruad.*), *o* 8 mal; *Ortlaip* 124, 20. 125, 3. *Laipwart* 124, 24. (*Aio* 124, 32. *Mainpert* 124, 37). *Mimistein* 124, 23. 15 *p* und 8 *b*.

3) Mattsee, Piper s. 188 von *β*. 7 *e* und 3 *a*, *Warinperht* 111, 11. *Liuthari* 111, 25. *Angilscalc* 111, 28; für *ē* 1 *e*. *Audilo* 111, 26. *Aotbert* 111, 34. *Adalcoz* 112, 7. *Rodpald* 112, 14. *Ootto* 112, 20. *Coatfrid* 112, 3. *Ruadbold* 111, 30. *Zuzo* 111, 15. *Zeizfrid* 111, 3. *Haidolf* 111, 37. *Welanti* 111, 9. *Welant* 111, 36. 8 *p* darunter *Eparolt*, *Alpolt*, 7 *b*.

4) Metten, Piper s. 189 u 115—118 von *β* 119 von *α*. für den umlaut steht *e* und 6 mal (*β*) *ae*; für *ē* 6 *e* gegen 5 *-gaer*; neues *ō* ist nur durch *ao* vertreten 8 mal; altes *ō* durch 15 *o*, 3 *ua*, 1 *u* (*Ruadgaoz* 116, 20 *-puto* 116, 23 *-bert* 116, 31. *Tuto* 115, 19). *Haipo* 117, 1 gegen 4 *ei*; *α* hat nur *p*. *β* 40 *p* und 8 *b* (6 *-bert* gegen 16 *-bert*). *Kebahart* 117, 15 aber *Rapanolf*, *Liupilo* 117, 21. 25. *Ilbunc* 116, 13 *β*, aber *Ilpunc* 119, 16 *α*.

5) Niederaltaich, Piper s. 184 f. sp. 98—104 von *α*. der umlaut ist durch *e* bezeichnet, *α* steht in *Puthariu*s 98, 8. *Angelbertus* 101, 24. *Agino* 98, 28 (gegen *Egino* 100, 18. 32). *Winiharius* 101, 28. *Awigaoz* 101, 33; 2 mal *ae* in *Aengilmot* 99, 22. *Walthaeri* 102, 38; für *ē* 10 *e* und 4 *ae* (2 *-gaer* und *Aerih* 101, 1. *Kærhart* 99, 7); für neues *ō* 14 *ao*, 1 *oo*, 5 *o*; für altes *o* 14 *o*, 2 *u*, 2 *uo*, 1 *ua*; nur *ei*; *p* : *b* = 2 : 1.

Die bairischen namen zeigen also im vergleich mit den alem., wie sie *α* und *β* eingetragen haben, die besonderen kennzeichen ihrer heimat; die beiden schreiber schonten die sprache der ihnen vorliegenden namen. um einen kennzeichnenden überblick zu gewinnen, halte man die lautverhältnisse alle zusammen; beim umlaut verhält sich *e* : *a* wie 2 : 1; *e* : *ae* wie 4 : 1; *ei* : *ai* wie 2 : 1 (im ganzen 2 *aei*, *ei* : *aei* = 11 : 2); für *ē* verhält sich *ae* : *e* wie 3 : 4; *ao* : *o* = 3 : 1; für altes *ō* sind 44 *o*, 4 *u* (*Tuto*, *Uto*, *Zuzo*, *Usso*), 2 *uo*, 1 *oa*, 1 *oo* belegt; die 7 *ua* fallen den alem. schreibern zur last. das verhältnis von *p* : *b* ist nahezu wie 3 : 1, in den angeführten namen aus SGallen und Reichenau aber gerade umgekehrt. so spricht alles dafür, dass in diesen aus Baiern stammenden namen die heimatliche schreibung zum vorschein kommt; sie bieten, schematisch genommen, genau dieselbe entwicklung wie die eintragungen im Salzburger vb., dessen grundstock zeitlich wie in der schreibweise an der spitze dieser namen steht. zu einer schärferen scheidung dieser bairischen klöster bezüglich ihrer schreibweise gelangt man aber nicht.

Der vocalismus der Freisinger urkunden, die Wagner 1876 behandelt hat, weicht von dem des grundstockes im Salzburger vb. sowie von der allmählichen entwicklung, die sich nach den vorgeführten erscheinungen beobachten lässt, recht erheblich ab. 747—757 stehn neben 16 bezw. 12 *a* bereits 14 *e*, 758—772 neben 23 *a* schon 54 *e*; 773—804 32 *a* und 225 *e* und zwar in den 14 urkunden, welche *a* enthalten, 32 *a* gegen 82 *e*. für neues *ē* kommt nur 2 mal *ae* vor, 759 *Haero*, 770 *Odalgaer*, sonst nur *e*, für neues *ō* verzeichnet Wagner s. 57 f 5 altertümliche

au, in einer urkunde von 793 6 *ao* (gegen 1 *o*), 811 2 *ao*, 1 *o*. die formen mit *oat-* sind oben s. 5 besprochen worden. altes ō zeigt sich bis 760 9mal als *o*, 8mal als *oa*. bis 780 ist das verhältnis 48 *o* : 43 *oa*, bis 814 kommen 78 *o*, 68 *oa* vor; für *ua* verzeichnet Wagner s. 55 f *Huasuni* (= *Oasuni* derselben urkunde), *Suamperht*, *Chuanrat*, *Huasmot*, für *uo* *Hruodprant*, *Tuolpah*, *Puoh*. von 825—848 stehn 37 *oa*, 5 *uo* und 2 *ua* gegen 26 *o* Wagner s. 56. für altes *ai* stehn bis 763 5 *ai* gegen 5 *ei* (752 2 *ai*, 1 *ei*, 763 1 *ai*, 1 *ei*), bis 790 5 *ai* gegen 27 *ei* (nie nebeneinander), von da an herscht *ei*.

Die durchführung der umlautsbezeichnung steht zu den erscheinungen der behandelten namen im gegensatz; diese haben, wenigstens in der ältern zeit, eine gewisse vorliebe für *a*; ganz dasselbe zeigt sich bei *ai*: hier festhalten an *ai*, in den Freisinger namen vordringen des *ei*, das bereits zu einer zeit herschend ist, in der in den früher behandelten namen *ai* noch häufiger ist als *ei*. mehr als die regelmäfsige schreibung *e* für neues ē fällt auf, dass *ao* so ganz aufserhalb des schreibgebrauchs der Freisinger urkunden steht, eine bezeichnung, die in den Salzburger namen noch im anfange des 9 jhs. nicht selten ist und in früherer zeit herschend, wie noch in den namen der behandelten bairischen klöster. altes ō wird in diesen namen durchaus festgehalten, die vereinzelten diphthongierungen zeigen *uo* und nur 7 *oa*; in den Freisinger namen ist *o* nur schwach im übergewicht gegen *oa* (bis 814 135 *o* und 119 *oa*).

Ein mittel zur genaueren kenntnis der Freisinger schreibung bieten auch die namen aus Kempten, Augsburg, Ellwangen, Feuchtwangen; sie umgeben und isolieren Freising. im SGaller vb. stehn Kemptener namen bei Piper I 83 f = 202—203. für altes ō ist nur ein beleg vorhanden: *Oadalfrid* 203, 13, aber *Uadalfrid* geschrieben 84, 18; die 204 f später eingetragenen namen zeigen *Roadwig*, *Ruodger*, *Rodolt*, *Adalnot*, *Ratpot* 3, *Ruodpret*, *Truako*. die übrigen vocalzeichen sind regelmäfsig umlauts-*e*, *ë*, *ei*, *o*. beachtenswert ist, dass in der frühesten eintragung 83 f = 202 f nur 3 *b*, *Erlabold*, *Gerbold*, *Suabolt* gegen 17 *p* vorkommen, vgl. *Liupman*, *Alpker*, *Hadapreht*. eine zweite namenreihe steht im Reichenauer vb., Piper II 158 f, von α um 815—820 geschrieben, vgl. Pipers anm. s. 206. es finden sich regelmäfsig umlauts-*e*, *e*, *ei*, *o*; für altes ō 7 *ua*, 1 *uao*, 3 *uo*, 2 *o*, 1 *u*; (30 *p* : 8 *b*). das dritte verzeichnis stammt von β, Piper II 162 f, 4 *o*, 1 *uo*, 1 *ua* (20 *p* : 8 *b*). — namen aus Augsburg bei Piper II 255 f von α: 3 *o*, 1 *uoa*, 1 *uo*, 1 *ua*; *e*, *o* für neues *e*, *o* (30 *p* : 10 *b*). — aus Ellwangen, Piper I 111 f vgl. I 256 f: für altes ō: 3 *oa*, *Oadalman*, *Adalnoat*, *Ebarnoat*, 4 *o*, *Unroh*, *Odalger*, *Boppo*, *Otto*, 2 *ua*,

Einmuat, Ruadmar I 256 f, 2 *oa*, *Oadalman, Einmoat*, 5 *o*, 2 *ua*. Piper II 443 f, 3 *uo*, *Adalmuot, Huodilman, Unruoh*, 2 *o*, *Ebarnot, Keroh*, 2 *ua*, *Ruadmar, Ruadheri*, 1 *Otto*. — aus Feuchtwangen, Piper II 128 f von α : 1 *Aerhart* gegen 8 *e*, *Aothart, Aotmar, Aothram, Otolf, Gerhoh, Goozbertus, Goozolf, Ootwin* für altes ō 2 *o*, 3 *oo*, 2 *uo*, 1 *ua*; nur *ei* (3 *p* : 19 *b*). — in den namen aus Ottobeuren, Piper II 418 f finden sich 3 *Oadal-*, 2 *Uto*, 3 *Ruad-*; zu beachten ist die schreibung *ea* in der eintragung 419, 8—40, *Leahtolt, Theatmar, -pret* 2, *-hart, -olf*, daneben kommt kein *eo* vor. die liste ist leider nicht zeitlich bestimmt (vgl. 419, 12 *Wialant*), ich möchte sie nicht vor 850 setzen. — von den Freisinger namen, Piper II 545 f, ist ein teil noch von α eingeschrieben; für altes ō bietet dieser älteste teil keinen beleg, die spätern einträge haben wol *o*, *uo*, *ua* aber nur 1 *oa*, *Roadger* 547, 40, daneben von der hand des gleichen schreibers *Swidhmuot*. das, worauf es ankommt, findet sich nicht, nämlich überwiegendes *oa*; die Ellwanger namen mit *oa* sind eine eigentümliche erscheinung, Kauffmann Gesch. d. schwäb. mda. s. 99 belegt für das 9 jh. als gewöhnliche form *ua*, das im 8 jh. schon überwiegt, *oa* kommt zwischen 763—838 vor; auch in Weifsenburger namen findet sich *oa*, Piper I 210 f *Oadalgis, -heri, -rih* 3, *Hiltimoat*, 13 *ua*, 3 *uo* (*Ruadmuat* und *Ruodmuot* 218, 1 und 27), 3 *o*, sie sind nach Piper s. 71 vor 840 geschrieben, aber die gleichen namen sind im Reichenauer vb., Piper II 252 f, ohne jedes *oa*.

Freising steht also mit *o*, *oa* ziemlich allein, es lässt sich mit der schreibung der Ottobeurer namen kaum eine verbindung herstellen, ebenso sind die belege aus Ellwangen für ein engeres verhältnis nicht beweisend. die Kemptener namen stehn den Freisinger namen ferner, näher aber den namen aus den bairischen klöstern, besonders auch in den *p*-, *b*-schreibungen, was um so mehr auffällt, da Kempten heute auf schwäbischem gebiete ligt. auch ein teil der Ottobeurer namen, nämlich die eintragung II 419, 8—40, kennt im anlaut nur *p*, 28 mal, im inlaut 2 mal *b* : in *Ebarhart, Tabo*.

Nach den vorgeführten schreibungen könnte man mit recht daran zweifeln, dass in den Freisinger urkunden der ursprüngliche schreibgebrauch in Cozrohs abschriften übergegangen sei, vielmehr glauben, dass die schreibgewohnheit dieses mannes die ältere bezeichnung verdrängt habe und diese urkunden nur für die kenntnis der schrift und sprache im 9 jh. von wert seien; s. Henning DLZ. 1888, sp. 15, Kögel Lbl. f. germ. u. rom. phil. 1887, sp. 108. aber gerade beim alten ō, das gegenüber den Salzburger namen und denen der bair. klöster in den Freisinger

urkunden seine eigene bezeichnung *oa* fast so oft wie *o* aufweist, haben diese eine starke stütze an dem ältesten bairischen glossendenkmal Pa. hier verhält sich *o* : *oa* wie 184 : 95, Kögel Keron. glossar s. 10. in den übrigen bair. denkmälern fehlt *oa*, vgl. Wüllner Hraban. glossar s. 9 (1 *froa* gegen 113 *o*), s. 84 f, Weinhold Bair. gramm. § 96, Braune Ahd. gramm.[2] § 39 b. daraus erhellt erstens, dass die schreibung *oa* der Freisinger namen als ursprünglich und regelrecht zu gelten hat, das heifst, dass man in Freising gewohnt war neben *o oa* zu schreiben, zweitens, dass Pa und die Freisinger urkunden in dieser hinsicht verwant sind im gegensatz zu allen andern bair. sprachdenkmälern der ältern zeit. in allen andern fällen der vocalschreibung stellt sich Pa zu den ältesten bair. namen und insbesondere zum grundstock des Salzburger vbš. das zeichen *ao* für späteres *o* ist für alle bair. denkmäler kennzeichnend, s. o. über die namen, Wüllner s. 83 über die glossen und alten denkmäler; die Hraban. glossen, die Casseler haben *ao*, im ganzen stellen sie sich in die gleiche reihe wie die behandelten namen, Pa hat (die angaben immer nach Kögel) 2 *oo*, 4 *o* und 84 *ao*, in den Freisinger namen aber sind nur 793 und 811 unvermittelt *ao* vorhanden, bereits in frühester zeit herscht *o*. da kann wol kein zweifel obwalten, dass die *o* vom abschreiber Cozroh für die *ao* eingesetzt wurden: zu seiner zeit war *o* allein berechtigt, dagegen war für altes *o* noch *oa* stark im gebrauche, sodass er diese bezeichnung nicht zu ändern brauchte. nur so erklärt sich der gegensatz, in dem die Freisinger urkunden zu allen andern denkmälern stehn; sie weisen eine schreibung auf für die 2 hälfte des 8 jhs., welche die andern bair. denkmäler im anfange des 9 jhs. haben und unterscheiden sich von dem sprachlichen charakter, den diese im 8 jh. tragen, sehr scharf. dass diese umsetzung in die schreibweise des 9 jhs. eine gleichmäfsige sei, kann man nicht erwarten. mit den Salzburger namen und den ältesten denkmälern hat Pa die schreibung *ae* neben seltenerem *e* für monophthongiertes *ai* gemeinsam (78 *ae*, 10 *e*), *ae* ist in den Casseler glossen in der überzahl, im Hraban. glossar und in den Monseer bruchstücken überwigt *e*, Wüllner s. 82, Hench s. 102, im 9 jh. verliert es sich; in der schreibung *ai* gegen *ei* steht der grundstock des verbrüderungsbuches an der spitze aller bair. denkmäler, nur 1 *ei* ist hier sicher; Pa hat 165 *ai*, 42 *ei*,

aber schon das hraban. glossar nur 4 *ai* gegen 100 *ei*. hinsichtlich des umlauts endlich zeigen die denkmäler denselben zustand, der für die namen der verbrüderungslisten oben dargelegt ist. Pa hat 215 *a*, 40 *e*, die ältesten Salzburger namen stehn auch Pa gegenüber voran.

Pa wird von Kögel, zuletzt Litteraturgesch. I 2, 428 um 740 angesetzt und ich glaube, dass auch ohne die Freisinger urkunden diese bestimmung gemacht werden kann. der grundstock des Salzburger vbs., nach welchem man Pa später setzen könnte, ist nach einem orthographischen systeme gearbeitet, das oben hinreichend klar gelegt ist; der schreiber kannte den umlaut, vermied es aber, ihn zu bezeichnen. *ei* ist ihm nur einmal hineingeraten, aber in den später zugesetzten *Zeizo* durchwegs. beachtet man diese puncte, so erscheint der lautstand des grundstockes dem von Pa bedeutend näher gerückt. in der bezeichnung des germ. *ō* zeigt der grundstock bereits das starre festhalten am *o*, das sich weit ins 9 jh. hineinzieht. der unterschied von Pa hierin kann nur örtlich bedingt sein, es ist sicher nicht da entstanden, wo die Salzburger orthographie gehandhabt wurde; wer als entstehungsort von Pa Freising annimmt, hat alle beweise, welche die sprache für die heimat dieses denkmals zu bieten vermag, für seine behauptung als stütze.

In der beurteilung der sprachlichen grundlagen, welche von der schreibweise des vocalismus überdeckt werden, kann als sicher folgendes gelten : *a* war zur zeit der entstehung von Pa bereits dem umlaut erlegen, *ai* war zu *ē* geworden, *au* vor dentalen bereits angegriffen und 784 zu *ō* geworden, in nebentonigen silben früher als in haupttonigen, wie die Salzburger namen zeigen, *ai* vielleicht zu *ei* gewandelt, *ō* diphthongiert, anders in Freising als in Salzburg und den übrigen orten, die denkmäler bieten. wäre die diphthongierung nicht vorhanden gewesen, so liefse sich die schreibung *oa* in Pa (und den Freisinger urkunden) nicht erklären; die verschiedenheit der diphthongierung erweist die streng befolgte schreibweise.

In den vocalen der nebensilben hat der erste schreiber die ursprünglichen verhältnisse ziemlich rein bewahrt, *u* und *i* sind fest, nur *a* ist einige male als *o*, *u* belegt; in den zusätzen des Salzburger vb. sind *i*, *u*, *a* in der mehrzahl der fälle regelrecht vertreten, doch tritt *a* besonders für *u* häufiger ein : *Hadapurh*

29, 14. *Hadamuot* 54, 26. *Hadapurc* 101, 12. 103, 58[3]. *Hadamar* 51, 42. *Fridapurc* 19, 12. 32, 2. 37, 12[5]. *Fridagoz* neben *Haduger* 45, 30. 31 ua. man vgl. *Sigarŏd* 36, 36. *Suuanihilt* 35, 27. *Engalfrit* 62, 10. *Fridouualh* 54, 24. *Uuasogrim* 72, 38[2]. *Uuillapurc* 85, 49. *Isinpirin* 93, 28. *Erminger* 88, 27. *Erchinger* 34, 4[2]. 5[3]. *Ellinrat* 62, 22[2] ua. im allgemeinen erhält man den eindruck, dass der ursprüngliche bestand von *i, a, u* in nebensilben um 900 zerrüttet ist und im grunde ein einheitlicher laut dafür eingetreten ist, der wol nicht überall derselbe war und sich den vocalen der benachbarten starktonigen silben anschmiegen konnte.

Consonantismus.

Germ. *d* und *þ*. die regelmäfsige vertretung des germ. *d* ist *t*. wortglieder, deren hd. *t* nur durch *t* bezeichnet wird, sind in folgenden namen enthalten : *Uuatil* 9, 31. *Cotaesscalc* 10, 9. *Tooto* 26, 38. *Póto* 79, 19. *Uuicpot* 11, 2. *Hiltimunt* 11, 21. *Suanahilt* 62, 1[2]. *Lantperht* 11, 22. *Ratperht* 11, 36. *Laidrat* 31, 2. *Uuilliport* 26, 14. *'Oto* 27, 3. *Cuotolf* 27, 7. *Tassilo* 30, 1. *Fater* 30, 31. *Pato* 36, 2. *Uuantilperht* 42, 24. *Truhthari* 42, 31. *Uuitolt* 58, 1. *Atih* 58, 14. *Tepizo* 58, 37. *Hrodkart* 58, 39. *Taato* 64, 25. *Hraitun* 70, 10. *Tisa* 71, 8. *Tagaperht* 73, 31. *Patufrid* 77, 25. *Sunthari* 77, 33. *Uuanito* 79, 3. *Rantolt* 79, 14. *Antrih* 82, 2. *Fetar* 80, 9. *Ritant* 80, 18. *Sigiflat* 94, 14[2]. *Cundfriit* 94, 24. *Tonta* 96, 13. germ. *þ* ist durch *d* in folgenden stämmen ausnahmslos vertreten : *Paldo* 9, 5. *Sindo* 9, 10. *Odalgaer* 9, 12. *Hrodperht* 9, 26. *Arfrid* 9, 27. *Fridugoz* 58, 37. *Gundulperht* 10, 10. *Adalperht* 10, 26. *Hadupurc* 71, 9. *Aarahad* 68, 1. *Uuinidhari* 11, 5. *Aediram* 11, 11. *Nandilo* 74, 22. *Adalnand* 11, 15. *Plidker* 11, 34. *Laidrat* 31, 2. *Madalgaoz* 42, 29. *Sandrat* 66, 7. *Uuaclind* 71, 2. *Norduni* 73, 32. *Podulunc* 73, 38. *Haliduni* 76, 6. *Uuolfdragil* 78, 28. *Sundargaer* 79, 10. *Uuerdmunt* 79, 21. *Peradeo* 81, 22. *Nidhart* 83, 7. *Uuolfdanc* 83, 20. *Hraginsuind* 94, 5. *Inguaid* 96, 2. *Choldunaih* 96, 16. *Uuldarhilt* 96, 34.

Dazu folgende bemerkungen : *R̊eginfrid* 75, 15 ist weiblich; auf *-frid* lautet hier sonst kein frauenname aus, dagegen sind sp. 94—96 neun weibliche namen auf *-frit* (*friit, frit*) belegt. zur abstammung von *frīt* s. Kögel Litteraturgesch. i 2, 214. der stamm ahd. *frīt* kommt als 2 glied der namen wol ausschliefs-

lich den weiblichen zu. man vgl. aus späterer zeit im verbrüderungsbuche die sicher weiblichen namen : *Engilfrit, Sigifrit* 34, 36. *Alafrit* 34, 8. 25ª. 70, 31. *Uualtfrit* 38, 2ª. *Deotfriit* 70, 13. *Aostarfrit* 89, 12ª. *Erchanfrit* 89, 13 und bei Piper die ebenfalls weiblichen : *Engilfrit* I 109, 8. 173, 18. *Liutfrit* I 114, 19. 24. *Thiotfrit* I 125, 5ª. *Thietfrit* I 145, 10. *Theotfrit* 146, 23. *Cundfrit* 156, 20. *Peratfrit* 179, 20. *Engelvrit* 179, 27. männliche namen auf *frit* sind mir aus jener frühen zeit, in der noch auslautende *-d* nicht als *t* geschrieben wurden, keine vorgekommen. das oben genannte *R̊eginfrid* wird wol ein schreibversehen sein, da ich unter den weiblichen namen kein glaubwürdiges *-frid* gefunden habe. *Sunthari* 77, 33 hat sicher *nt*, weil dieser schreiber nie *nd* für das zahlreich vorkommende *nt* hat (*Sunthari* Mon. boica XXVIII 2 s. 28, vor 800). *Uuaclind* 71, 2. *Hrodlind* 94, 2. 28. 95, 8. *Irmlind* 94, 29. *K̊erlind* 70, 2. *Odallind* 71, 7. *Cundlind* 94, 20 zeigen die hd. allein vorkommende form *lind* Grimm Gramm. II 505; *lint* vermag ich nicht nachzuweisen. *Podulunc* 73, 38. 76, 24. *Podal* 78, 24 haben echtes *d*, s. die ausführungen Müllenhoffs in Haupts Zs. 10, 162, *Podalunc* 758, *Podolunc* 777 in den Freisinger urkk., die Wüllner aao. s. 99 falsch als identisch mit *Poto* beurteilt, ebenso wie Henning SGallische sprachdenkm. s. 125, 2 der form *Podal* echtes *d* abspricht; das *o* ist kurz, s. Müllenhoff aao. und die formen *Podal*, *Podalolt*, *Podalunc*, *Bodal*, *Bodalung* bei Piper s. 419 und 491. *Sundar(gaer)* 79, 10 vergleicht sich seiner bildung nach der form *Aostar* (*-hilt* 97, 14 ua.). s. *Sûthar-* bei Heyne Altndd. eigenn. s. 25 und die form *Westar-* bei Förstemann I 1278; Kögel Ü. d. keron. gl. s. 116.

Die regelmäfsigkeit in der bezeichnung dieser beiden laute erscheint in folgenden fällen durchbrochen : *Perhtold* 77, 39 dagegen *Perhtolt* 11, 10. 58, 3. 77, 19 und in andern namen nur *-olt* (18 mal); *Kunialdus* 42, 2 ist der name des genossen des h. Rupert und reicht also um fast 200 jahre vor die entstehung des verbrüderungsbuches zurück (Herzberg N. archiv 12, 63), auch *Aldolfus* 42, 6 stammt aus weit früherer zeit. — die namen der unter bischof Virgil (745 — 84) verstorbenen mönche beginnen erst 42, 19. *Aldfrid* 11, 3. 79, 15. 80, 32 steht *Altunc* 66, 10, *Altigund* 97, 12 gegenüber; da das ahd. in diesem stamme grammatischen wechsel zeigt, Braune Ahd. gramm.² § 163, 6, könnte man das angeführte vorkommen von *ald* und *alt* darauf

zurückzuführen. *Aldolf* bei Piper II 442, 22 und 665, 16 sprechen bestimmt dafür, aus den SGaller urkunden bringt Henning s. 125f bei *Aldoino*, *Aldemanni*, *Aldingas* und *Altolffi*, *Alterati*, *Alta*, *Altini*.

Sicher zwei stämme, *walt-* und *wald-*, glaub ich mit Wüllner Hrab. glossar s. 109f annehmen zu müssen: *Uualto* 9, 22. 58, 7. 82, 38. *Uualtni* 94, 9. 10. 95, 21. 97, 7. *Uualtolf* 58, 17. *Uualtrat* 62, 24. 70, 3. *Uualtila* 94, 4. *Uualtpurc* 95, 25. *Uualthaid* 97, 1. dagegen: *Uualdkęr* 9, 9. 42, 25. 76, 40. 75, 19 (*ker*, *kęr*). *Uualdrih* 29, 24. *Uualdfrid* 58, 6. 75, 20. *Uualdolf* 78, 34. *Uualdkis* 76, 32 (*Inguald* 79, 19². *Uualdrud* 94, 17. *Uualtrud* 96, 29). ein schwanken der schreibung zwischen *ld* und *lt* im allgemeinen kann nicht vorliegen, sonst müste doch das häufig gebrauchte *hilti-* *-hilt* einmal mit *ld* erscheinen; wol aber ist ein solches schwanken möglich und leicht erklärlich, wenn *uuald* neben *uualt* sprachlich berechtigt ist. für *Uuald* spricht entschieden der name *Uualdker*; hier und in den Freisinger urkunden weist er nur *d* auf, bei Piper im index finden sich 39 *Uualdker*, 55 *Uualdger* und nur 5 *Uualtker* (*cher*), 2 *Uualtger* (s. 522—24); ich habe nicht alle belege nachgeprüft, aber ein solches verhältnis, 94 *uuald-* gegen 7 *uualt-*, wäre nicht möglich, wenn *lt* allein berechtigt wäre. auch für andre namen bieten die listen bei Piper lehrreiche belege: 61 *Uualdram* gegen 5 *Uualtram* und 4 *Uualthram*, 107 *Uualdpreht* (*-pert* uä.), 18 *Uualdbert* (*-bret* uä.) gegen 17 *Uualtpret* (uä.), 3 *Uualtbret* (*berth*, *bertus*). dagegen sind *Uualto* *Ualtrat* sehr in der überzahl gegenüber *Uualdo* *Uualdrat*, *Uualtila* 7mal hat kein *ld* neben sich, dagegen ist bei Piper nur *Uualdpurg* (uä.) belegt, *Uualtni* und *Uualthaid* fehlen; umgekehrt finden sich nur belege für *Uualtfrid* (30), kein *ld*; zu 7 *Uualdolf* kommen 15 *Uualtolf*. SGaller namen mit *Wald-* in ziemlicher anzahl bei Henning s. 127, freilich sind die namen mit *Walt-* nicht besonders aufgezählt. in den ostfränk. urkunden erscheint nach Kossinnas verzeichnissen die form *Uuald-* in der zeit von 795—813, sonst nicht.

Liudfrid 27, 1 steht vereinzelt gegen *Liutfrid* 44, 23. 58, 9. *Liutpirga* 30, 1. *Liutkaer* 27, 9. 83, 24. 78, 4. *Liutperht* 78, 12. neben *Alchmod* 77, 11 (männl.) steht *Clismot* 95, 7² (weiblich), das erste steht wol falsch für *mōt*, scheint jedoch öfters vorzukommen. *Audo* 42, 28 ist eine altertümliche form, vgl. *Audomar* bei Piper II 52, 1, abt von SGallen 720—759. *Odrih*

77, 18 ist zu vereinzelt; möglicherweise hat Bruckner recht, wenn er, Sprache d. Langob. s. 288, zu *odal* eine form *od* aufstellt. neben einander begegnen namen mit *-hart* und *-hard*: *Ainhart* 10, 19. 79, 27. *Buodhart* 11, 37. *Udalhart* 29, 23. *Uuolchanhart* 30, 28. *Isanhart* 36, 1. 74, 39. *Chundhart* 43, 4. *Akihart* 44, 3. *Sigihart* 58, 32. 77, 5. 17. 78, 15. *Hrodhart* 73, 13. *Rihhart* 74, 32. 81, 35. 83, 19. *Cundhart* 74, 37. 79, 18. *Perahart* 75, 37. *Odalhart* 75, 41. *Kisalhart* 79, 4. *Kislahart* 82, 37. *Kaganhart* 79, 32. *Aerhart* 80, 22. *Uuolfhart* 80, 29. *Eparhart* 81, 24. *Irminhart* 81, 30. *Raginhart* 81, 34. 39. *Snelhart* 82, 8. *Kepahart* 82, 15. 83, 12. *Nidhart* 83, 7. *Hartperht* 80, 39. *Chunihard* 31, 1. *Eparhard* 58, 25. 73, 7. 74, 18. *Sigihard* 74, 31. 76, 41. *Hardperht* 79, 20, also 35 *t* gegen 7 *d*. es ist sicher nur ein nachwürken der ältern schreibung *hard*, wie sie in lateinischer form und vor dem festwerden des hd. sich zeigt. für *hart* als erstes glied vgl. man Piper index s. 454, *hard*- verschwindet gegen *hart*. keiner rechtfertigung bedürfen die *d* in *Theodolt* 62, 24. *Theodperht* 82, 10. 24. *Theodfrit* 94, 27 gegen 26 *t*.

Für germ. *þ* steht anlautend aufser in den angeführten namen *th* in *Theothelm* 42, 36. *Theoto* 62, 21. *Theotilo* 77, 34. *Theotperht* 62, 22. 82, 25. *Theotuni* 74, 6. *Theotpald* 83, 17. *Theotrih* 83, 22. *Theotfrit* 94, 33. *Theotrdt* 96, 33, dagegen *t* in *Teotmar* 9, 38. 74, 5. 35. *Teothad* 10, 33. *Teotlaih* 26, 31. *Teotolf* 58, 41. *Teotlaip* 71, 13. *Teotrat* 70, 11. *Teotfrid* 75, 8. 76, 7. 78, 40. *Teothelm* 77, 27. 78, 14. 81, 38. *Teothari* 83, 8. *d* nur in *Deoto* 30, 2. — *Thurinc* 75, 30.

Trudhari 44, 13. *Trudi* 94, 19. *Trudni* 94, 23. *Drudpirc* 95, 31. 14 + 1 *th*, 18 *t*, 2 *d*.

Pilidruth 62, 23. *Arindrud* 62, 26. *Rëgindrud* 70, 4. *Helmdrud* 71, 6. 94, 38. *Arndrud* 71, 10. *Pilidrud* 94, 1. *Himildrud* 94, 39. *Cotadrud* 95, 10. *Kaildrud* 95, 23. 96, 27. *Hrindrud* 95, 30. *Angildrud* 96, 6. *Kepadrud* 96, 39. *Kisaldrud* 97, 3. *Erchandrud* 97, 8. *Irmindrud* 97, 11. *Rattrud* 62, 26. *Hroddrud* 94, 6. *Hrodrud* 29, 8. 30, 4. *Rodrud* 70, 8. *Hiltrud* 70, 6. *Uualdrud* 94, 17. *Uualtrud* 96, 29. aus diesen belegen lässt sich nur eine ahd. form *drūd* abnehmen. das einmalige *-th* gehört einem namen aus früher zeit an, *Pilidruth* starb 724 (Karajan einl. s. XL). im freien anlaut stehn 3 *trud* neben 1 *drud*, im inlautenden anlaut steht nach stimmhaften lauten nur *d*, nach *d* und *t* zeigt sich ein ineinandergehn der beiden zu-

sammenstoſsenden dentale, für das vergleichsweise aus Pipers index genannt sei : 25 *Ruadrud* neben 36 *Ruaddrud*, 7 *Hildrud*, 24 *Hiltrud* (und 4 *Hiltruth*) neben nur 2 *Hilttrud*, 2 *Uualdrud* und 4 *Uualtrud*, 3 *Cundrud*, 4 *Bliddrud* und 2 *Blidrud*, 15 *Pliddrud*, 10 *Plidrud* (4 *Plidthrud*, 1 *Plidtrud*); schwerlich steckt in einem dieser namen *-hrōd*. auch auſserhalb des verbrüderungsbuches, das auch in seinen spätern teilen nur eine form *drūd* bietet — *Truta* 23, 12⁴. 57, 14² mag zu *trūt* gehören — zeigt sich nur *drūd* : die von Wagner gesammelten namen haben nur *drud*, s. Wüllner s. 99; was Henning SGallische sprachdenkm. s. 137 f anführt, lässt nur auf *drud* schlieſsen (3 *Thr*, 3 *Tr*, 2 *Dr* und 4 *dr*, auslautend 11 *d*, 1 *t*); aus Pipers index hab ich an 460 namen mit *-drud* gegen etwa 30 mit auslautendem *t* gefunden; s. Wilkens Z. hochalem. consonant. s. 32; im ostfränk. zähl ich bei Kossinna s. 37 f. 40 f 30 fälle mit *d* als zweitem dental, 8 inlaut. und 22 auslaut. und nur 4 mit auslautendem *t*; fürs elsäss. vgl. Socin s. 244 f. 264, 3. 270 a, unter den zahlreichen namen mit der bildung *drud* ist nur ein einziger *Trutman* (wol zu *trūt* zu stellen, das sich nur vereinzelt und verhältnismäſsig spät in namen zu finden scheint). zur erklärung des stammes, germ. *þrūþiz* 'kraft', s. Henning Runen s. 116 f.

Im inlaut. anlaut zeigt verschiedene schreibweise ahd. *diu* in *Cotadiu* 35, 2. *Cotestiu* 34, 3. 70, 7. *Cotesthiu* 95, 33 (vgl. *Peradeo* 81, 22), im auslaut *Luduih* 29, 6. *Luthperht* 74, 24; im vb. kommen von spätern schreibern noch 6 *Ludperht* vor und niemand wird einsprache erheben, wenn darnach *lūd-* als regelmäſsige ahd. form wenigstens in *Luthperht* betrachtet wird. *Luduih* ist Ludwig der Fromme, auch hierfür lässt sich nur ahd. *lūd-* ansetzen, länge des vocals wegen des mangels vocalischen auslauts, vgl. *Hluduig* 7 mal im Ludwigsliede; in den Straſsburger eiden *Ludher* (romanisch), *Ludheren* (deutsch), *Lodhuuicus* 5 mal, *Lodhuuuicus* 1 mal (lateinisch), *Lodhuuigs*, *Lodhuuuig* (rom.), *Ludhuuuige*, *Ludhuuuig* (deutsch). dass der dental germ. *þ* ist, darf nicht bezweifelt werden, man vergleiche aus Werden im 12 jh. *Luthewig* bei Heinzel Geschichte der nfränk. geschäftssprache s. 105, die form *Ludewich* 1293. *Ludweich* 1311. *Ludweik* 1329 und oft (Monumenta boica VII 148 f ua.) : hieraus sehen wir auch, dass *u* in der form *ludo-* kurz war und *hludu* voraussetzt. der stamm ist am zahlreichsten in westfränk. namen vertreten, im hd. war er kaum

weiter verbreitet. *Luduih* wird auf rechnung des bairischen schreibers zu stellen sein, dem *lūd* als erstes namensglied bekannt war. wie die spätere zeit beweist, ist im bair. die echte form *Hluduwig* eingebürgert worden. für *lūd* spricht auch *Ludburc* und *Ludhere* bei Piper II 509, 4 und 66, 29; vielleicht darf für *hlūd* der umstand geltend gemacht werden, dass sich bei der zusammensetzung mit *-hari* nie ein auslautender vocal zeigt, s. Förstemann I 603 und zb. *Ludher* (rom.), *Ludheren* (deutsch) der Strafsburger eide; wo *t* erscheint, ist *Hluth-hari* zu trennen; über *o* in *Hlodhari* für *u* wird wol erst eine behandlung der westfränk. namen auskunft geben können.

Die namen mit *haid* : *Haidkaer* 82, 23. *Sigihaid* 34, 2. *Folchaid* 62, 21. *Madalhaid* 71, 5. *Perhthaid* 96, 18. *Uualthaid* 97, 1 (dagegen *Anstahait* 95, 28 mit *t*, woher soll das auslaut. *a* sein?). bei Förstemann I 581 sind an 80 frauennamen mit *-haid* aufgeführt, darunter nur 5 mit *-t*. schon JGrimm Gramm. II 498 anm. 1 hat auf die schreibung mit *d* hingewiesen; sie zeigt sich in frauennamen als allein herschend. bei Henning s. 117 findet sich *Walthaid, Lantheida, Rekinhaid, Heidcauge* (*Heidcauwe*), *Heidinc* also nur *d*, bei Kossinna s. 38 f die ostfränk. namen *Otheida, Uualthaid, Liutheid, Gundheid, Berahtheid, Uuolfheid, Adalheid, Ratheid, Alpheid, Gotaheid, Adalheid,* niemals aber *-heit*; man vgl. bei Heyne Andd. eigennamen *Gerheth, Hetheric.* es bedarf keiner weiteren belege um zu zeigen, dass ahd. *haid* germ. *haiþ-* verlangt und nicht mit ahd. *heit* identisch ist. [vgl. *-hǣþ* der ags. namen. E. S.]

In den zusätzen ist die bezeichnung des dem germ. *d* entsprechenden lautes durch *t* fast ausnahmslos durchgeführt.

Verstöfse dagegen sind : *Hratold* 84, 4 (von der gleichen hand *Hratolt* 84, 8). *Suuapold* 100, 19. *Uualdold* 103, 53 aber derselbe schreiber 103, 40 ff *Meizolt* 3 mal, *Cundolt* 3, *Rihholt* 2, *Riholt, Heriolt, Drudolt, Ermanolt, Adalolt, Hrodolt.* ahd. *deot-* erscheint mit inlautendem *d* in *Theodolt* 18, 5². 36, 10. 87, 42. *Teodolt* 28, 2. *Teodsuind* 34, 13. *Deodrat* 88, 29 : jeder beleg von einem andern schreiber geschrieben. *Teodolt* 28, 8 scheint noch ins 8 jh. zu gehören vgl. *Gaozhari* von derselben hand. 85, 34 ff steht *Asbrand, Dagaperht,* aber auch *Righuni, Birhtilo* gegen *Hiltiport, Cundpato, Deotharm, Deotrih, Haimperht* ua. so dass man annehmen muss, *-brand* und *daga-* stellen eine bedeutend ältere schreibung dar und sind einer vorlage entnommen. fälle wie die eintragung 68, 43 (8/9) *Agilberht. Liudulf, Hardrad,* (*Engilo, Engilperht, Isanheri*) sind gewis auch auf eine vorlage zurückzuführen; ganz scheidet sich aus 70, 17 *Liaf-*

burc, *Thiadgund*, *Aua*, *Ricifus*, *Liudgard*, *Sigifrid* (weiblich, hd. *-frīt*) (*Gerulf*, *Reginsuuind*, der gleiche schreiber trug ein 12, 18 *Theodricus*, *Kysalharius*, 45, 33 *Hrodperht*, *Purihc* hat also offenbar drei gruppen von namen einzuschreiben gehabt. die letzteren gehören zu den verstorbenen mönchen, die andern zwei zu den lebenden, die weiblichen namen stehn unter den verstorbenen nonnen. eine mischung scheint auch vorzuliegen 52, 1 f; hier findet sich neben *Kerhardus*, *Hardini* auch *Kęrhart*, *Hartbaldus*, *Herimunt*, *Hucbert* (*Odricus*, *Odich* haben vielleicht echtes *d* aus germ. *þ*). latinisierte formen wie *Romuoldus*, *Liutmundus* zählen nicht.

Auch die bairischen namen im Reichenauer verbrüderungsbuche zeigen ausschliefslich *t*.

Die Freisinger urkunden haben nach Wüllner s. 98 f *Thedericus*, *Deodalt*, *Audulfo* 2 mal. *Podalunc* hat echtes *d* = germ. *þ* vgl. s. 18. *az Reodir* 784. *az Reode* 807. *Erphunesreod* 808 haben ebenfalls echtes *d* und stehn im ablaut und grammatischen wechsel zu *Riutte* 778 (germ. *reuþa-* n. und *reudjō-* f.). die heutigen ortsnamen 'Ried' und 'Reut' '-reuth' uä. entsprechen genau diesen frühen belegen [1]. auch für *Kernod(i)*, *Ellannod* nehm ich echtes *d* an; im Salzburger verbrüderungsbuche fordern die schreibungen *Kernod* 66, 16. 68, 12. 103, 42³ (8/9) unbedingt ahd. *d*; des weitern kommt vor *Kernod* 71, 5. 75, 44, bei Piper I 339, 17. *Hartnod* 2, 365, 18; sie können, wenn man die dazugehörigen namen vergleicht, bezüglich der echtheit des *d* nicht angezweifelt werden. in den Freisinger namen ist bei Wagner belegt: *Ellannod* 6 mal, *Ellannodi* 4 mal, *Ellannodo* 2 mal (s. auch Wüllner s. 99), nie aber *Ellannot*. vgl. bei Piper *Folhenod* II 169, 14². *Alanod* II 219, 34. *Ebernod* II 250, 20². *Gernoth* II 427, 9. *Adelnod* II, 294, 5² (vom gleichen schreiber *Sifred* 3, *Aedelwald*, *Folcbold*, *Osbald*, *Eadulf*, *Hrodulf*). *Ratnod*, *Willnod* II 225, 4, bei Heyne Altnd. eigennamen s. 21 f *Radnoth*, *Ostnod*. Kögel hat schon, Litteraturgeschichte I 2, 317, darauf hingewiesen, dass hier germ. *þ* vorliege, aber ich glaube, nicht *nauþ* sondern *nōþ* ist anzusetzen; *Hartnud* Salzburger vb. 13, 4 (8 jh.) zeigt doch wohl dasselbe glied *-nod*. als erstes glied in namen ist *nōd-* sicher in *Nodimar* ebenda 31, 13² (vereinzelt). in den namen aus Chiemsee bei Piper II 127, 32 *Nodgart*. 36 *Nuodine*, das *d* ist hier sicher; aus Mattsee *Noduuih* II 114, 15. *Nodkart* II 112, 18, ferner *Nodolf* II 420⁶. *Nodiart* 8.

[1] ESchröder wendet ein: 'aber *az Reode* bedeutet 'ad carectum', die in feuchter niederung liegenden *ried*-orte sind keine rodungen!'

Nodolt II 229, 9; vielleicht gehört *Nuotka* III 25, 5 hierher. (*Clisnod* Salzb. vb. 69, 40 [Karajan 76, 43 *Elisnod*] ist ein weiblicher name.)

Das ahd. kannte aber in namen auch eine form *nōt* mit altem *ō*, also gänzlich verschieden von *nōt* mit neuem *ō*, das als *naot-* in namen vorkommt. vgl. bei Piper II 36, 10$^{1.2}$ *Nuata, Nuota* (und index s. 482). Salzburger vb. *Nuoto* 61, 10^{5}. *Noata* Weinhold Bair. gramm. s. 97; dass dieser stamm auch als zweites glied verwendet werden konnte, geht mit sicherheit aus den Ellwanger namen *Adalnoat*, *Ebarnoat* hervor, Piper I 112, 16. 22. wegen des *oa* vgl. oben s. 13, das *t* ist ebenfalls völlig gesichert. von den drei stämmen, die sich so fürs ad. ergeben, ahd. *nōt*, *nuot*, *nuod*, wird auch der erste als zweites namenglied vorgekommen sein in namen wie *Kernot, Ercannot, Adalnot, Folchenot, Frechenot, Fridanot, Hiltinot*. sicher altes *ō* haben *Glisnot* 34, 28^{2} und *Nota* 70, 36^{2}, weibliche namen, die von derselben hand im Salzburger verbrüderungsbuche eingetragen wurden; da neues *ō* ausschliefslich als *ao* erscheint, altes als *o* erhalten ist, müssen diese zwei namen mit altem *o* angesetzt werden; *Clisnot* 51, 46^{2}. von der hand des ersten schreibers rührt *Cliisnót* 95, 3^{2} (weibl.) her.

Zu *Odrih* 77, 18 des grundstocks halte man *Odolt* 61, 5^{4}. *Odrat* 103, 46, vielleicht *Odricus, Odich* 52, 1. 7. *Vodo* bei Dronke 797, ferner vgl. man die bemerkungen Socins Strafsb. Stud. I 228 und Bruckners Sprache der Langobarden s. 95 anm. 8 und s. 288; beide sehn sich veranlasst, ein zu *ōdal* gehörendes *ōd* zur klarstellung der namen zu fordern. als ausnahmen gelten bei Wüllner s. 99 ferner die namen auf *-heid* und die mit *drud*, die immer *d* statt des zu erwartenden *t* zeigten; ihr *d* ist jedoch regelrecht ahd., s. oben s. 21 f. so zeigen also auch die Freisinger namen, vereinzelte fälle wie die von Wüllner genannten *Leidraad, Modrikingas*, 779 *Chadold*, 804 *Drudold* ausgenommen, die strenge durchführung des ahd. *t*. der wechsel zwischen *hard*, *hart* Wüllner s. 99 f ist wol nur durch latinisierung hervorgerufen, bez. be-[illegible]hrt. vgl. oben s. 20. dass die mit *-lind* gebildeten (weiblichen) [illegible] nur ahd. *d* und nicht *t* enthalten, liefs sich bereits aus [illegible]men des grundstockes im Salzburger verbrüderungsbuche [illegible]ben; auch die Freisinger namen haben nur *-lind*, *ad Lintun* [illegible] ein ortsname; aus Pipers index habe ich 345 namen mit [illegible] gesammelt, dagegen im ganzen 17 mit *-lint*, von denen nur *[illegible]lint* I 316, 15. *Richlint* I 342, 18 in der schreibung des

nt nicht angefochten werden können (es kommen aber 33 *Cote-Cotalind* u. s. w., 27 *Rich-Rihlind* vor), die 345 mit *-lind* habe ich freilich daraufhin nicht geprüft, ob nicht etwa *lind* für *lint* regelrechte schreibung sei, aber das vorkommen von *lint* in ahd. personennamen bliebe noch zu erweisen.

Für germ. *þ* erscheint im Salzburger verbrüderungsbuche bei den spätern eintragungen einigemale *t* statt des gewöhnlichen *d*. frühe belege dafür sind *Uuinitharius* beim schreiber der spalte 14, daneben *Uuinidkys* (8 jh.), sonst ist *t* und *d* hier regelmäfsig; bei den namen aus Mosburg 103, 1 f (8/9 jh.) findet sich *Plitheri* 104, 16. *Cuntheri* 106, 7, auch hier sind *t*, *d* in den zahlreichen belegen sonst regelrecht vertreten. aus den Mettener namen im Reichenauer verbrüderungsbuche, Piper II 119, 33, ist *Guntheri* zu nennen, sonst ist die schreibung *d*, *t* genau durchgeführt. man wird nicht irren, wenn man sich in diesen frühen namen die schreibung *t* für *d* dadurch erklärt, dass das folgende *h* dem schreiber veranlassung gab, statt des *d* ein *t*(*h*) zu schreiben; denn nur vor *h* zeigt sich so früh *d* als *t* häufiger. unter allen namen des Salzburger vbs., die der zeit vor 850 zugewiesen werden müssen, erscheinen aufser den genannten mit *t-h* nur *Liutpolt* 27, 13 (nach der ausgabe 8/9 jh.) und vielleicht *Raginpalt* 97, 17 mit *t* für *d*, letzterer fällt wegen des *a* früh; nirgends ist auch nur ein schwacher anhaltspunct dafür, dass auslautendes *d* aufser vor *h* als *t* geschrieben worden wäre. *Hrodlint* 34, 32 (8/9 jh.) mag ein fehler der neuen ausgabe sein, da Karajan 40, 40 das sprachlich allein berechtigte *Hrodlind*, also *d*, hat. in der zweiten hälfte des 9 jhs. jedoch kommt es häufiger vor, dass auslautendes *d* als *t* geschrieben erscheint. vgl. 49, 31 f (2 hälfte des 9 jhs.), wo *t* regelrecht vertreten ist, ebenso *d* im an- und inlaut; im auslaut zeigt sich neben *Deotlind*, *Rodheri*, 3 mal *-frid* auch *Cuntlint*, *Cuntfrid*, *Cuntheri*, *Lehsuint*, 5 mal *-polt*, 2, 23 f *Otnant*, *Cuntrat*, *Cuntahit*, *Paltrih* neben 3 *-frid*, *-rod*, *Ruodpirin*. hingegen findet sich bei 41, 23[2] (geschrieben nach 850) regelrecht *d* in *-frid*, *Nordhad*, *Cundolf*, *Liupsuind*, *Hartpald*, *Hruodpreht*, *Drudheri*. nur *Uuolftregil* zeigt *t* für *d*, vgl. *Uuolfdragil* des ersten schreibers 78, 28. alle namengruppen, welche vom hrsg. mit 9/10, 10 bezeichnet sind, haben *t* für auslautendes *d* häufiger, wenn auch nicht regelmäfsig. vgl. 84, 1 f *Uuintheri*, *Ruͦdpolt*, *Adalheit*, *Suuithart*; 56, 19 *Ercansint*, *Perhsuint*, *Persunt*, *Richsuint*, *Rihgunt*,

Himildrut, *Liutfrit pbr* (also ein männlicher name) neben *Liutfrid pbr*, 3 *Reginfrid*, 87, 1[2] *Volchsuuint*, *Suuithart*, *Rûdpolt* (und *Rûdpreht*). da sich vor 850 keine schreibung *t* für auslautendes *d* nachweisen lässt, aus der geschlossen werden könnte, dass irgendwo diese eigentümlichkeit häufiger gewesen sei, muss sie der 2 hälfte des 9 jhs. zugewiesen werden; demnach fallen auch jene namen im Salzburger vb., die vereinzelt stehend auslautendes *d* als *t* geschrieben zeigen, in diese spätere zeit. *Hiltisuint* 5, 20. *Cunther* 5, 22. *Deotsuint* 4, 22. *Adalsuint* 82, 29. *Cunthri* 36, 43[4]. *Cuntpirc* 65, 17. *Guntlant* 16, 6. (*Gunthart* 37, 9 neben *Lehsuint*, *Rihpold*.) *Gunthalm* 63, 32. *Rûtker* 36, 3. *Rûtpolt*, *Adalheit* 54, 22. *Liutheit* 57, 3. *Hiltigunt* 75, 27 (9 jh.). *Perhtgunt* 97, 38 (neben *Folhlind*). vgl. noch 17, 17 f *Frouuipolt*, *Lantsuuint* (*Cuntileo*) neben *Heripald*, *Sinduuar*. *Deotlint* 93, 14. *Chunigunt* 98, 31[2]. *Adalsuint* 55, 1 neben *Otpald*. *Irminlint* 41, 19. *Nordhat* 51, 32; dagegen sonst nur *-had*: *Nordhad* 47, 9[2]. *Liphad* 45, 42. *Deothad* 45, 25. *Cundhad* 59, 19. *Rodhad* 33, 9. *Liuthad* 36, 40[4]; 61, 15.

Im inlaut kommt nur *d* vor. im wortanlaute zeigt sich *d*, *th*, *t* wie beim ersten schreiber. die belege für anlautendes *t* fallen alle sehr früh, es sind *Teodolt* 28, 8. *Teodsuind* 34, 13. *Teotlind* 34, 15. *Teotni* 97, 36. *Teotrih* 37, 1. *Teotfrit* 84, 40[2]. *Teotfrid* 79, 12[2]. *Teotpert* 52, 21. *Truduni* 31, 10. *Trudolt* 52, 18[4]. (vielleicht *Turdila* 98, 39, vgl. *Durdpertus* Piper II 317, 20[2].) weit zahlreicher und noch im 9 jh. vorkommend ist *Theot-* und etwa doppelt so häufig und mit der zeit immer mehr überhand nehmend *Deot*. zu *Trud-* halte man *Drudolt* 103, 40. *Drudmun* 84, 31. *Drudperth* 67, 18. *Drudheri* 49, 9[4]. — *Trut* 103, 53[6]. *Truta* 23, 12[4]. 57, 14. *Trutin* 108, 12[2] gehören wol zu ahd. *Trût*, das jetzt neu in die namenbildung einzutreten scheint. wie selten sind die *Trût*-formen in Pipers index s. 517 f. *Thenchila* (neben *Thruhtlind* 89, 30) ist aufser den genannten der einzige beleg für *th-* (vgl. *Danchari* 14, 9. *Dancuuar* 99, 15. *Danchilo* 45, 22[2]. *Danchof* 85, 9[2]. ganz vereinzelt ist *Dhruduni* 4, 28. *drud* hat im auslaut *dt* in *Uuolchandrudt* 34, 33[2] (*t* in *Himildrut* 56, 23), *th* in *Liutruth* 98, 8[3] neben altertümlichen namensformen (8/9 jh.); sein anlautendes dental wird *d* geschrieben, wenn stimmhafte laute vorausgehn: *Gotadrud* 49, 16[2]. *Kotadrud* 56, 14. *Cotadrud* 34,5. *Egindrud* 63, 30. *Kisaldrud* 87, 48[3]. *Engildrud* 92, 5. *Himildrud* 97, 31. *Hrindrud* 97, 33. *Regindrud* 98, 37. *Geuuidrud* 98, 32.

Irmindrud 98, 13. *Ehadrud* 98, 17. *Zemidrud* 101, 13. *Arndrud* 38, 1. *Ragindrud* 38, 2. *Uuinidrud* 34, 18 (vgl. *Uuinihilt* 49, 31); nach stimmlosen kommt *t* und *d* vor *Hroddrud* 15, 13. *Rattrud* 34, 17². *Libdrud* 75, 1 (vereinzelt). *Pertdrud* 91, 30 und *Plidtrud* 50, 20. *Râttrud* 41, 39. *Rattrud* 28, 18². *Deottrud* 87, 47²; *Rattrut* 17, 42 mag vielleicht beide schreibungen, die in *Rattrud* und *Himildrud* vorliegen, vereinigen. das ineinandergehn der beiden dentale zeigen *Uualtrud* 52, 17². 34, 14. *Plidrud* 89, 13³. *Pertrud* 98, 26⁴. *Hrodrud* 62, 4². *Lantrud* 70, 33³. *Altrud* 101, 16⁵. *Liutruth* 98, 8³. ganz die gleichen verhältnisse findet man beim ersten schreiber. *t* und *d* wechselt in *-diu*: *Cotestiu* 98, 1³ gegen *Cotesdiu* 34, 14. 49, 27³. *Uuolftregil* 42, 18 gegen *Uuolfdraegi* 12, 1. vgl. *Uuolfdeo* 54, 20 und *Peradeo, Sigideo, Herideo, Cotadiu* ua.

Für die kenntnis der aussprache des *d* im altbair. lässt sich nach diesen schreibungen wol nur eines geltend machen, dass *d* stimmlose lenis war, die nach stimmlosen lauten fortisartig wurde.

Germ. ***k***. im anlaut erscheint 2 mal *k*: *Kamfio* 10, 38, der letzte name der spalte, und *Kunialdus* 42, 2, der name des genossen des h. Ruppert (um 600). *ch* tritt auf in *Chunihard* 36, 1. *Chuniperht* 77, 6. *Charlus* 29, 1. 4. 62, 1. *Charlmannus* 62, 3. germ. *sk* wird nur *sc* geschrieben: *Cotaesscalc* 10, 9. *Odalscalch* 44, 22. *Sconhari* 26, 2. *Scaftuni* 64, 24. *Horsco* 26, 34. nach *r* wird *ch* verwendet, *Erchan* kommt 14 mal vor, *Starcholf* 80, 20; *Uuerchari* 75, 27 ist wol dazu zu rechnen. nach *l Uuolchanhart* 30, 28, wol sicher für geminata; *-scalc* und *-scalch*, *Folhmar* 82, 34. *Folcholt* 83, 15. *Folchaid* 62, 21. nach *n Franchin* 94, 40 und *Uuolfdanc* 83, 20. zwischenvocal. geminata in *Aotachar* 36, 1. *Cundachar* 77, 7, vielleicht in *Racholf* 75, 11. vgl. bei Piper *Raccholf* II 150, 13, dazu *Reccheri* II 149, 4 vom gleichen schreiber. im auslaut 15 *-rih* und 1 *-rich* in *Hunrich* 30, 21, *laih* (*leih*) 4 mal, *Maurnch* 76, 17 und *Atih* 58, 14, also 20 *-h*, 2 *-ch*. im inlaut *Imicho* 11, 24. *Maoricho* 58, 17. *Amicho* 77, 8. 79, 26. *Ambricho* 77, 20. *Sipicho* 77, 31. *Patucho* 80, 38. 83, 11. *Salucho* 83, 11² (nd. *-iko -uko*); *Hricho* 58, 19 hat vielleicht nicht reibelaut wie die angegebenen, sondern geminata. im auslaut des ersten gliedes *Riholf* 81, 32. *Rihperht* 79, 38. 81, 27. *Rihsuint* 95, 39. *Hrihfrit* 96, 5. 24. *Rihkaer* 79, 17. *Richkaer* 79, 12. *Rihhart* 74, 32. 81, 35. 83, 19. *Rihhari* 78, 21. *Richari* 81, 3. *Richelm* 10, 18.

81, 2. dazu *Richoz* 78, 17 (geschrieben wie *Alchoz* 26, 19. *Alchaoz* 79, 11). auch hier ist *-h* herschend, *-ch* wird häufiger, wenn das zweite glied mit *h-* anlautet; es ist eine graphische verbindung zweier buchstaben, der sicher auch in der aussprache ein einheitlicher laut, ein reibelaut, entsprochen hat.

In der schreibung der entsprechungen für germ. *k* zeigen sich in den zusätzen im ganzen die verhältnisse des grundstockes. im anlaut ist *ch* regel; nur 2 mal zeigt sich *k*: *Kuno* 18, 17. *Kuniperht* 91, 31 (9 jh.). germ. *sk* erscheint anlautend als *sk* in *Skilpunc* 61, 4 (9 jh.). als *sc* in *Scaftrih* 17, 5. 36, 33. 61, 16. *Scaftuni* 79, 8². *Sconheri* 13, 3. *Sconpirc* 100, 11. *Scafuuat* 88, 31. *Scato* 31, 5. 85, 14 (vgl. *Skarenza* 41, 38), *sc* ist regelmäfsig in *scalh -scalh*, 2 mal *sch* in *Engilschalh* 42, 16³. 19³ nach 850 von einer hand eingetragen. — inlautend steht *sk* in *Horskio* 83, 27² also wider vor *i*, *sc* in *Horsco* 25, 3. 34, 40. 66, 22. *Horscman* 103, 41⁴; *sch* in *Horscholf* 106, 9 (8/9 jh.). *Aschrih* 73, 19⁴ (9 jh.), dagegen 6 mal *Ascrih*. — im auslaut steht nach vocalen im ersten gliede *h*, *ch*, *hh*, letzteres nur, wenn das zweite glied vocalisch beginnt (zb. *Rahhant* 39, 2. *Rahholf* 103, 52¹. *Raholf* 36, 21. *Racholf* 75, 11. *Richolf* 36, 35. 37, 2. *Richhelm* 8, 18, *Richelm* 46, 18. 81, 2. *Richilt* 70, 36. 90, 28). im auslaut des zweiten gliedes steht nur einmal *ch* in *Odalrich* 91, 41 (10 jh.), *-rih* ist sonst häufig. geminata enthalten *Hrocholf* 68, 10. *Roccolf* 41, 18. *Recho* 37, 4⁵. *Reccho* 87, 48. *Reckeo* 18, 21. *Rekkeo* 100, 13⁴. *Fricco* 85, 42. *Friccho* 11, 7. 20, 1. *Fricho* 18, 6⁴. 66, 6². 80, 1². ich muss mich begnügen die belege anzuführen, eine scheidung nach dem gebrauche der zeichen will hier ebensowenig gelingen wie bei *hh*, *ch*, *h*. — jedesfalls geminata ligt vor in *-achar*, vgl. *Paldachar* 7, 8. 62, 20². *Cundachar* 7, 11. 12, 4. 66, 43. *Chundachar* 47, 21. *Aotachar* 83, 30. 42. *Otachar* 21, 25². 49, 4. 51, 38. 55, 6. 57, 6. 61, 13. *Otacchar* 105, 10. *Aotakchar* 36, 9². *Aδtâhar* 8, 17. *Cundakar* 63, 31. die schreibung *Aδtâhar* berechtigt wol nicht zu schliefsen, dass hier reibelaut vorliege und nicht geminata; bei Piper finden sich im index s. 427 14 *Cundachar*, s. 484 21 *Otachar*, 6 *Otacher*, 2 *Otakker*. 2 *Otakar*, 1 *Otacchar*, kein beleg für *ahar*. germ. *nk* ist belegt in *Franchin* 34, 27 (8/9 jh.). *Frenchin* 93, 7 (9 jh.). *Frenkin* 49, 46 vereinzelt, *Thenchila* 89, 39. *Danchilo* 45, 22². *Dancuuar* 99, 15 (9 jh.). *Danchof* 85, 9³. *Danchari* 14, 6. nach *r* ist in *Erchan ch* die gebräuchliche schreibung; *c* zeigt sich *Ercanpurc* 20, 39. 93, 19. *Ercanpald* 52, 37. *Ercansint* (10 jh.) 56, 20. *Ercanrod* 62, 5 (8/9 jh.). *Ercanhilt* 83, 22³, *k* in *Erkanpald* 68, 43 (8/9 jh.). *Erkanrat* 49, 30⁵, *k* und *c* beim gleichen schreiber nebeneinander in *Ercanpurc*, *Erkanuualh* 49, 38². 45³, *cch* in *Ercchana* 53, 24; dem gegenüber haben die zusätze im Salzb. vb. etwa 80 namen mit *Erchan-*. *Starhmot* 72, 23 (8/9 jh.). 73, 23⁴. *Starholf* 15, 25. *Starholt* 52, 36. *Starchmot* 46, 11 (8/9 jh.).

Starcholf 50, 21. 92, 10. 103, 46[16]. 49[7]. 104, 26. 29. 105, 19. *Starchilt* 74, 30[3]. nach *l* ist *c*, *ch*, *h* belegt: *Cotesscalh* 16, 21. *Cotescalch* 72, 3. *Engilscalh* 47, 27. *Adalscalc* 67, 41, alle 8/9 jh. *Engilscalh* 12, 36. 54, 8. 17, 10. *Engilschalh* 42, 16[3]. 19[3] (nach 850). *Kotesscalh* 47, 29. 103, 59[3]. *Odalscalh* 8, 15[2]. *Cotescalch* 36. 11[3]. *Eingilscalch* 36, 27[2]. *Engilscalchus* 37, 2[8]. *scalh* 48, 37. *Folchuni* 61, 16[2]. *Uolchrat* 70, 35[2]. *Folchun* 103, 2. *Folcholt* 103, 6. *Volchsuuint* 87, 4[3]. *Ruodfolc* 72, 43[2]. *Folcheri* 16, 9. *Folheri* 72, 17[2] (?). *Folhlind* 97, 39. *Hrodfolc* 61, 11[5]. *Heidfolc* 36, 39[3]. *Fulcrih* 14, 16. *Uuolchanheid* 99, 3[3]. *Uuolchandrudt* 34, 33[3]. es fragt sich, ob diesen schreibungen verschluss- oder reibelaut zu grunde ligt, des weitern, ob der verschlusslaut rein, oder ob er aspiriert beziehungsweise affriciert war. wo *lh*, *rh* erscheint, *scalh*, *folh*, *starh*, kann man den reibelaut ansetzen, er könnte aber auch durch *lch*, *rch* bezeichnet worden sein, vgl. *Marcheo* 103, 4[2]. *Marcholt* 61, 13[4]. *Marchuni* 28, 2. *Marchuuart* 90, 24[2]. 25[2], daneben kein *marh*; mit wahrscheinlichkeit lässt sich ermitteln, dass den schreibungen dieser namen eine lautverschiebungsstufe zu grunde ligt, nach der *lk*, *rk* nicht zum reibelaut wurden, die formen mit *lh*, *rh* also auf *lah*, *rah* zurückgehn. was aber den schreibungen *folch*, *folc*, *starch*, *march*, *erchan*, *uuolchan*, *danch*, *danc* die lautliche grundlage gibt, lässt sich vorläufig nicht sicher erkennen. vgl. Kögel s. 78, Wüllner s. 97, Braune Ahd. gramm.[2] § 144, Hench Monseer bruchstücke s. 117 f, Wilmanns gramm. I[2] § 49, Behaghel Grundriss[2] § 128, Imster mda. s. 99 f.

Germ. *g*. im anlaut wird *k*, *c*, *g* geschrieben: *k* vor *i* im stamme *Kisal-* (*Kisl-*, *Kisla-*) 10 mal; vor *e* im stamme *Kepa-* 4 mal, dann in *Kaer* (*Kęr*, *Kẽr*, *Ker*) 16 mal, vor *a* in *Kaila* 95, 12. *Kaildrud* 95, 23. 96, 27, in *Kaganhart* 79, 32; *c* oder *g* kommt in diesen im anlaute des namens nie vor. nur *c* wird verwendet in *Caoz-* 18 mal, *Cauzo* 1 mal, in den mit *Cota-* gebildeten namen 18 mal wenn *Cotuuar* 94, 7 dazu gerechnet wird, *Cogo* 9, 35. *Cuotfrid* 58, 5. *Cuotolf* 27, 7. *Comaleih* 11, 13. *Camalperht* 81, 12. *Carohari* 75, 6. *Craman* 82, 29. *Clismot* 95, 7. *c* und *g* nebeneinander zeigen sich in den stämmen *Cund* (*Cundul-*, *Cunz-*, *Gund-*, *Gundul-*) 36 *c* und 8 *g*, in *Crim-*, *Crimolt* 2 mal, *Grimperht* 83, 2, *Cauui-* 2 *c* und 3 *g*. im inlautenden anlaut kommen vor: *kis* 4 mal und *gis* 4 mal und zwar *k* nach *t*, *d*, *p*, aber *g* nach *i*, *l*, *m*; *kaer* (*kęr* usw.) 21 mal nach *p*, *f*, *t*, *d*, *h* und 1 mal nach *m*, *Haimkaer* 26, 18, dagegen *gaer* (*ger*..) 11 mal nach *i*, *l*, *m*, *n*, *r*. —

c und *g* wechseln in *caoz*; es steht *c* 6 mal nach *t, f* (dazu *Alchoz, Richaoz, Richoz*), dann in *Hugicaoz* 75, 17. *Mahalcaoz* 80, 11. *Haricaoz* 80, 13, dagegen *gaoz* (*goz*) 6 mal nur nach den stimmhaften lauten, *i, u, l, r, n*; einmal kommt *Rodkaoz* vor (75, 42 der letzte name der spalte). daran reihen sich *Aligund* 96, 35. *Altigund* 97, 12. *Perhtkart* 96, 28. *Hrodkart* 58, 39². *Hrincrim* 30, 25, letzteres wegen *Hrindrud* 95, 30. vgl. namen wie *Rinbald, Rinbot, Ringrim, Rinolf, Rinolt, Rinsuind* bei Piper 501 (s. Bruckner Sprache der Langob. s. 298 und Förstemann I 1057).

Im inlaute ist germ. *g* durchweg durch *g* vertreten; *Uuicco* 44, 11 und *Sicco* 77, 30² zeigen geminata wie *Liutto* 83, 23. *Posso* 76, 3. *Azzi* 75, 13. *Nitto* 43, 33. *Immo* 83, 1. *Imma* 70, 5. *Totti* 95, 6² uam. nur *Akihart* 44, 3. *Akiuuiz* 71, 1. *Akihari* 73, 5. *Akiperht* 79, 8 weisen die schreibung *k* auf und zwar *k* für *g*, wenn man *Agirih* 77, 40. *Agihilt* 97, 7. *Egiolf* 83, 18² dagegen hält. da *k* sich nur in diesem worte inlautend findet, in zahlreichen fällen mit zwischenvocal. *g* vor *i* nur *g* geschrieben ist, muss man *k* wol als zeichen für gedehntes *g* auffassen. *agi* wäre dann die ungedehnte nebenform zu *aki* = *aggi*. dass doppelformen in namen, die mit germ. *agja-* gebildet sind, vorkommen, beweist eben der schreiber des vbs. durch die namen mit *agi-*, wenn man namen wie die später eingetragenen *Ekkihart* 36, 43. 41, 28. *Ekkila* 38, 2 ua. oder die *Egke-, Egge-, Eggi-* in Pipers index s. 434 vergleicht. im silben- und wortauslaut steht abgesehen von *Ringolf* 42, 32, wo *g* zur zweiten silbe gehört, nur *c* für *g*, zb. *Hucperht* 62, 26. *Uuicpot* 11, 2. *Machelm* 10, 28. *Uuaclind* 71, 2. *Hrodunc* 80, 34. *Hamminc* 82, 4. *Cauuipirc* 97, 6. *Hadupurc* 71, 9.

Cholduuaih 96, 16 zeigt *ch* für *g* im anlaute; wahrscheinlich der gleiche fall ist es, wenn *ch* in *Chunda* 96, 7. *Chundhart* 43, 4 geschrieben ist. *Luduih* hat *h* statt *c* im auslaut; hier ligt jedenfalls ein einsetzen von *uih* für *uuig* durch den schreiber vor. die schreibung des germ. *g* ist bei den frühen eintragungen im Salzburger verbrüderungsbuche völlig dieselbe, welche beim ersten schreiber gefunden wird. im wortanlaute bleibt *g* selten — 34, 25 f kommen neben 5 *c*, 2 *k* im anlaut vor *Glisnot, Gaerni, Grimhilt* (8/9 jh.) 69, 9 f, *Gundhart, Grimhart, Gotapert, Gisalhart*; *Crimperht* —, aufser diesen eintragungen steht *g* im wortanlaut nur vereinzelt; vor *i, e* ist *k* regel, vor *u, o* meist *c*; vor *a* ist *k* häufiger als *c*; zusehends nimmt die *k*-schreibung zu in *Kaoz-, Koz-* für *Caoz-, Coz-*.

frühe belege für die setzung des *k* vor *u* *Kundrat* 50, 19[2]. *Kundhari* 85, 10[3]. *Kundlind* 103, 52[11] (8/9 jh.) von drei verschiedenen schreibern, in eintragungen des 9 jhs. finden sich folgende belege für *Kund-*, jeder von einem andern schreiber: *Kundheri* 36, 38. 56, 4. *Kundolf* 23, 4[3]. 41, 43[2]. *Kunduuar* 34, 36[3]. 36, 28[2]. *Kundhart* 52, 46. *Kundhilt* 62, 17. *Kundhoh* 61, 3[2]. *Kundpald* 60, 26. *Kuntlant* 27, 25. diesen 14 fällen stehn mehr als 70 *Cund-* (*cunt-*) gegenüber. vor *ŏ* begegnen ebenfalls schon beim schreiber von 103, 40 f (8/9 jh.) 2 *k* in *Kotoni, Kotmunt*; neben 44 *Cot-* zähle ich 10 *Kot*. vor *a* überwigt *k*. vor consonanten ist nur ein beleg für *k* vorhanden: *Krimpald* 61, 3, derselbe schreiber hat *Cundpald, Kundhoh, Komerih, Kozheri, Kozfrid, Kisalhrod* (*Ekkihart* 2, *Hekilant* und *Skilpunc*). die bairischen namen bei Piper stimmen ganz zum ältesten teile des Salzburger verbrüderungsbuches, sie haben *k* nur vor *i, e, a, c* nur vor *a, o, u*; jedoch ist hier *g* etwas öfter gebraucht. in den Freisinger urkunden ist nach Wüllner s. 104 *c* vor *u, o* gebraucht (2 *caoz-*, 2 *kaoz-*), vor *a* steht *c* und *k*, vor *e, i, y* kommt nur *k*, nie *c* vor. *Kaganhart* 776 ist der erste beleg für *k* vor *a*, dagegen *Cauuipald* 755. *Carthari* 757. *Cauuo* 758. 759. 760. vor *u* begegnen 2 *k*: *Kundperht* 802. *Kundheri* 804; ungefähr zu gleicher zeit erscheinen im Salzburger vb. die ersten *Kund-*.

Die denkmäler haben nach Wüllner s. 105 f *k* um so häufiger, je später sie anzusetzen sind, *k* vor *o, u* und vor consonanten. Pa hat wie die ältesten namen vor *u, o* (aufser *kikoz*) und consonanten nur *c*, vor *a* ist *k* seltener als *c* (Kögel s. 108). ganz vereinzelt begegnen in den Salzburger namen *Ceerpurhuc* 71, 23 (vom gleichen schreiber 8/9 *Alplind, Gisalni*) und *Cerpald* 87, 29 (der gleiche schreiber hat 87, 31 *Keruni* geschrieben, aber sonst begegnen bei ihm altertümlichkeiten *Liutruth, Leuto, Autouuar, Causit*).

Im inlautenden anlaute, also im anlaut des zweiten gliedes, zeigt der grundstock der Salzburger namen jene verhältnisse, welche Wüllner als regel in den bair. denkmälern beobachtet hat (s. 101), *k, c* erscheinen dort, wo stimmlose laute vorausgehn, *g* aber nach stimmhaften. *k* und *c* verteilen sich wider so, dass *c* vor *u, o* seine stellung hat, *k* vor *e, i*, vor *a* beide vorkommen. nach stimmlosen lauten steht in den spätern eintragungen *g* in *Uuolfger, Deotgis* 25, 1. 37, 7. *Uualdger* 65, 11. *Uualtger* 84, 22[2]. *Hrodgart, Uuihgart* 98, 12[2]. 19[2] (10 jh.); nach stimmhaften steht *k, c* in *Rimikis, Mahalcoz* 36, 7. *Pernker* 36, 18. *Adalker, Isanker, Pernker* 103, 40 f. *Uuisucart* 35. 3. *Alticund* 3, 23[2]; vor *u* erscheint *k* in *Rihkund* 29, 19. *Ruodkund* 33, 44[4] (9 jh.). 34, 37 kommt das einzige mal inlautend *c* vor *e* in *Nidcer* vor, von derselben hand

Kaerhoh 34, 43. 83, 29[2] steht *Sundarcaer* (8/9). in der eintragung aus dem 10 jh. 87, 1[2] findet sich *Hiltikart* wie *Richkart* 2, aber *Irmengart*. man erkennt leicht, dass in der namenschreibung der spätern zeit die gleichen verhältnisse wie im grundstocke zu finden sind; hier kommt nach stimmlosen kein *g* vor, nach stimmhaften *k*, *c* in *Haimkaer*, *Hugi-*, *Hari-*, *Mahalcaoz*, *Hrincrim*.

Gerade aus diesem überschuss der *k*-, *c*-schreibungen muss man schliefsen, dass nach stimmlosen mit *k*, *c* ein andrer laut bezeichnet werden sollte.

Wäre zb. *g* in *Helmgaoz* derselbe laut gewesen, wie *c* in *Perhtcaoz* oder *k* in *Liutkaer*, so könnte man doch nicht erwarten, dass die scheidung so scharf durchgeführt ist, so dass zb. der erste schreiber der Salzburger namen *g* nur nach stimmhaften, nie nach stimmlosen (*p*, *t*, *d*, *f*, *h*) gebraucht; wenn nun nach stimmhaften einigemale *k*, *c* gebraucht wird, so erklärt sich das leicht, weil in der stellung als erstes glied *k*, *c* regel war. in der spätern zeit sind die nur nach stimmhaften lauten berechtigten schreibungen *-ger*, *-gis*, *-gart* auch nach stimmlosen gesetzt worden.

Kauffmann hat in seinem aufsatze über ahd. orthographie Germania 37, 243f überzeugend dargelegt, dass die verteilung der *k*- und *c*-schreibung rein orthographischer natur ist und nicht aus den deutschen lautverhältnissen erklärt werden kann und darf. die verwendung von *k*, *c* gegenüber *g* im anlaut des zweiten gliedes muss auf lautlichen verhältnissen beruhen, denn es wäre undenkbar, dass sich eine rein orthographische regel gebildet hätte, nach der in der stellung nach *p*, *t*, *d*, *f*, *s*, *h* nur *k*, *c* hätte verwendet werden dürfen, während nach vocalen, liquiden und nasalen nur *g* am platze gewesen wäre. im freien anlaute der namen könnte das seltene auftreten von *g* für regelmäfsiges *k*, *c* immerhin dadurch befriedigend erklärt werden, dass ein schreibgebrauch das zeichen *g* hier nicht zuliefs.

Nach Wüllner s. 101 haben die Freisinger namen ebenso wie die Salzburger im wortanlaut *g* selten; im anlaut des zweiten gliedes ist nur 1 mal nach stimmlosen lauten *g* vorhanden, 763 *Rotahgauue*, dagegen steht hier *k*, *c* 13 mal nach *i*, *u*, *n*, *m*, *l* (nach *p*, *t*, *d*, *f*, *s*, *h* 26 mal); wenn aus der zuletztgenannten erscheinung geschlossen werden könnte, dass es überhaupt gebräuchlich war *k*, *c* statt *g* zu setzen, so weist die beobachtung, dass *g* mit einer ausnahme nur nach stimmhaften, nicht nach stimmlosen lauten steht, wider daraufhin, dass vorausgehnde stimmlose laute auf *g* so ändernd einwürkten, dass die schreiber mit sicherheit die setzung des *g* vermieden; wie bei *d* ist

auch bei *g* mit sicherheit stimmlose lenis anzusetzen, die nach stimmlosen lauten fortisartig wurde.

Die bairischen namen des Reichenauer verbrüderungsbuches stimmen in dieser hinsicht nicht zu denen aus Salzburg und Freising. aus Metten stammen *Mahtgis*, *Alhgis*, *Hrod-*, *Ruad-*, *Rihgaoz*, *Aotger*, *Wolfgrim*, *Alp-*, *Rihgus* (*-giis?*), jedoch im wortanlaut neben *Guntheri*, *Gamalbert*, *Gerwic* : 6 *Cund-*, *Crimolf*, *Keruni*, *Kebahart*; aus Monsee *Waldgaer*, *Hrodhgaer*, *Albgis* neben *Pertcoz* (*Keroll*, *Kerum*), aus Chiemsee *Pertgaer*, aus Mattsee nur *Adalgoz*, *Pernger* (*Kisalhart*, *-frid*, *Coatfrid*); nur Altaich hat neben *Albgaerus*, *Blidgerus*, *Reidgaer*, *Liupgis* auch *Rod-*, *Alb-*, *Plid-*, *Aot-*, *Svidker* und nach *i*, *a*, *l*, *r*, *m*, *n* 12 mal *g*, man könnte also nur die Altaicher namen zu den Salzburger und Freisinger namen stellen, die übrigen weisen SGaller und Reichenauer schreibweise auf.

In Pa kommt im inlautenden anlaut nach stimmhaften lauten *k*, *c* und *g* vor (Kögel s. 108), nach stimmlosen find ich nur *c*, vgl. *abcrunti* Ahd. gll. I 50, 36. *cristcrimmot* 150, 17. 25. *cristcrimmod* 188, 11. *nahcapura* 156, 4. *ufcanc* 194, 13. die von Wüllner behandelten bairischen denkmäler zeigen nach dessen ausführungen s. 102 f im inlautenden anlaut *k*, *c* nach stimmlosen lauten (ausnahmen Exhortatio hs. B *uuidargot thesga*|*heizes*, A *uuidar gaotes caheizes*, Emmeramer gebet hs. B *mih gahaltan*, A *mih cahaltan*, Freisinger glossen, Ahd. gll. II 346, 5 *hantga scrip*), nach stimmhaften steht fast in allen neben *g* auch *k*, *c*; die übereinstimmung mit den namen ist klar erkennbar.

Im auslaut ist die regelmäfsige schreibung *c*; *k* erscheint vereinzelt schon um 800. vgl. 103, 40 f *Prunink* neben *Hamminc*, *Irinc*, *Adalunc*, *Herilunc*, *Otunc*, *Ilpunc*. 89, 9^{1} *Adalunk* 2 mal. 103, 1 *Adalunk* neben *Suuidunc*, *Irinc*. 50, 7 *Peinunk* neben *Hornunc* 46, 40 (vom gleichen schreiber). etwas später fällt *Tarnink* 92, 24. derselbe schreiber hat einmal im silbenauslaut *k* in *Uuikfrid*; *Irink* 28, 14^{3}. *Prunink* 92, 30 und 17, 11. auch hier ist c regelmäfsige vertretung dieses lautes, *k* haben noch *Uuikperht* 36, 29^{2}. *Makhelm* 15, 29. nach *r* steht *k* in *Ruodpirk* 60, 30 (dieselbe hand *Reginpurc* 60, 33). *Ellanpurk* 89, 30^{4} (8/9). *Liutpurk* 86, 23^{2}. *Cundpirk* 58, 46^{2}. *g* erscheint in *Adalung* beim schreiber von 74, 19^{2}, dessen namenformen immerhin auffallend sind, vgl. *Adalmot*, *Odalsuind*, *Odalmar*; *Gerbirc* 2 mal, *Eccipurc*, *Ratpurc*, *Hucsuind*, *Irincg*, *Uuilligis* 3 mal, *Sigibald*. 84, 26^{4} *Maghelm*. für die schreibung *ch* treten die ersten belege im anfange des 9 jhs. auf. *Hrátpurch* 99, 1. *Hrodpurch* 90, 2^{3}, etwas später *Uuanpurch* 62, 19^{2}. *Erchanpirch* 61, 20^{3}. *Richpurch* 56, 6. *Hrodpurch* 90, 2^{3}. *Deotpurch* 62, 27. 28. *Alpurch* 48, 21. vereinzelt steht *Uualtunch* 35, 28. *Uualtunh* 32, 31. von einer hand sind *Altpurhc Liutpirhc* 61, 27. 28; vereinzelt steht *Uuilipirhc* 34, 21; vgl. von einem schreiber *Amalunhc Liutmunht* 37, 3^{2-3} oder *Rikhart* 36, 19^{4}, das sicher für *Rihkart* steht, auch wol *Akiahrt* 85, 11^{2} als verschreibungen. 103, 40 f schreibt *Sikipirh* 49^{15}

und *Oudalpirc* 45[16]; dieses *h* ist der früheste ganz vereinzelt stehnde beleg für eine später häufiger werdende schreibung. 56, 19 f (9/10 jh.) finden sich *Ǒutpurh, Outpurh, Onpurh, Irnpurh, Ellinpurh, Meripurh* vom gleichen schreiber, daneben kein *c* oder *ch, k, g* im auslaut. *Hadapurh* 29, 14 mag in die spätere zeit des 9 jhs. fallen; vgl. das vereinzelte *Deotprih* 30, 15 (zur schreibung erinnert man sich an *Ceerpurhuc* 71, 23). die verwendung von *h, ch* im auslaute für altes *g* weist auf eine spätere periode der bairischen mundart; ohne eine abschliefsende darlegung über die bairischen auslautenden *ch* der spätern zeit kann eine erklärung der *h, ch* in den namen nicht gegeben werden.

Im inlaute kennt die schreibung der Salzburger namen für einfaches *g* nur *g*, aufser in *Sikipirh* 103, 49[15] und in *Uuirdika* 35, 10[2]; neben dem erstern namen stehn eine reihe von solchen mit inlautendem *g*, zb. *Sigideo, Siguni, Sigimar*, zu letzterem vgl. man *Uuirdigo* 89, 18[2]; es herscht also vollkommene übereinstimmung mit der schreibweise des ersten schreibers, der nie *k* oder *c* im inlaute verwendet. so wird man kein bedenken haben, *k* in *Akiahrt* 85, 11[2]. *Ekihoh* 89, 20[4] als zeichen der geminata zu betrachten wie im grundstocke; man vgl. beim schreiber von 61, 1[2] *Hekilant* neben *Ekkihart* 2 mal und *Hacco* (auch *Kundhart* s. o.); *Ekerich* 34, 11[4]. *Ekkerich* 34, 12[4]. *Ekkileih* 31, 25. *Ekkila* 87, 47 (wie *Pekkihilt* 45[2]). *Ekkila* 38, 2[2]. *Ekkihart* 31, 20. 36, 43[2]. 41, 28. *Ekkolf* 108, 34. *Eccho* 103, 45. *Hucco* 103, 33 neben *Tukko* 106, 9[2]. *Hukko* 46, 51[2]. *Takko* 72, 37. *Pucco* 51, 5. *Uuicco* 58, 44. *Sicca* 77, 42[2]. 103, 54[6] (*Clisekka* 101, 1[4] und *Frisikka* 89, 29[2]). es zeigt sich gleichmäfsigkeit in der bezeichnung der geminata, entweder *kk* oder *cc*, beides schon früh. *Eccho* beim schreiber von 103, 40 f zeigt eine alleinstehnde bezeichnung der geminata *gg* durch *cch*, die sich auch in den Monseer bruchstücken findet, s. Hench s. 119. *Sacgila, Acgiuuiz* 70, 37 (nach Herzberg N. arch. 12, 92 a. 1 der gleiche name wie *Akiuuiz* 71, 1 des grundstockes) haben *cg*, s. über dieses zeichen Braune Ahd. gramm.[2] § 149 a. 7.

Es muss immerhin auffallen, dass diese Salzburger namen für inlautendes einfaches *g* die schreibung *k, c* völlig vermeiden; denn die Freisinger namen kennen *k, c* für zwischenvocalisches *g* ebenso wie die glossare Pa und R, s. Wüllner s. 106, Kögel s. 109. wenn auch die belege aus den Freisinger urkunden selten sind, so haben die beiden glossare immer eine stütze an ihnen zum beweise, dass diese schreibung auch auf bairischem boden verwendet wurde. die bairischen namen des Reichenauer vbs. kennen keine *k, c* für *g* zwischen vocalen, wol aber finden sich *k* für *g* in dieser stellung in Passauer urkunden: Monum. boica xxviii 2 s. 6 (um 775) *Ekinolf, Mekilo* vgl. s. 15 *Magilo* (754), *Mekinhelm, Rekinolf* (auch s. 18), s. 8 (788) *Cakanhart*, s. 22 (um 800) *Takaperht* neben *Engilhart, Reginhart*, s. 20 *Sikimar, Kakanhart* (788),

weitere belege aus Passau hat Weinhold Bair. gramm. § 4 *Ankilperht*, *Ankilhaoh*, *Ankinaha*, *Lankincawi*; *Takahartinka*, *Uuikinka*, *Heiminka* -*es* -*um* 6 mal, *Heimincum* (und *Tuzlingas*, *Aeringa*, *Tutingun*) s. 54, *Enkilperht* s. 50, *Takaperht* s. 52. 55. da nach Wüllner von den bairischen denkmälern nur das Freisinger pater noster und das Emmeramer gebet A (dessen heimat Kögel Litteraturgeschichte I 2. 556f in Freising sucht) zwischenvocalische *k* aufweisen, so ist man zum schlusse vollauf berechtigt, dass die schreibung *k*, *c* für zwischenvocalisches einfaches *g* auf bairischem boden örtlich beschränkt war und dass nur zwei orte, Freising und Passau, hierfür sicher angeführt werden können, Salzburg und Monsee aber, und mit ihnen wol andre bairische klöster, sicher sich jenen beiden gegenüberstellen (Hench Monseer bruchstücke s. 119)[1].

So hat sich ein zweites sicheres beweismittel für die sonderstellung Freisings ergeben; das vorkommen von *oa* neben *o* und inlautendem *k* neben *g* ist für die Freisinger namen bezeichnend. mag sich auch Cozrohs schreibweise zur schreibung der von ihm abgeschriebenen urkunden des 8 jh. in einer weise verhalten, die man jetzt noch ohne genaue kenntnis der sprache in den von Cozroh verfassten urkunden nicht zu beurteilen vermag, das ist gewis, dass die genannten beiden eigentümlichkeiten bereits den frühen Freisinger urkunden angehörten. aber dafür, dass die alten bair. litteraturdenkmäler bestimmten örtlichkeiten zugewiesen werden könnten, reichen die sprachlichen kennzeichen nicht aus. beim ersten schreiber des Salzburger verbrüderungsbuches lässt sich deutlich ein absichtliches durchführen einer bestimmten schreibweise in der behandlung des umlautes erkennen. ebenso kann man sich mit dem fast völligen mangel von *ae* und *ao* in den Freisinger urkunden nicht anders abfinden, als dass Cozroh sie absichtlich vermied. die sog. Hrabanischen glossen haben altes ō so gut

[1] die hier zum vergleich herangezogenen urkunden aus Passau stehn in den Monumenta boica XXVIII 2 s. 1f abgedruckt; es sind keine originale, vgl. s. 23 'Hic finis manus antiquissimi et quaternionis pro pago Rotagau', können aber mit recht für die bestimmung der gegend, in der inlautend *k* gesetzt wurde, verwendet werden, da eine spätere hand bei der abschrift sicher keine *k* eingesetzt hätte, wenn sie nicht dem original eigen gewesen wären. man muss beachten, dass die namen dieser genannten sammlung für altes ō regelmäſsig *o*, selten *oo*, *uo* haben, für neues ō mehrfach *ao* — *Adalhaoh* s. 7. *Craos* 9. *Aodolt* 12. 15. *Raota*, *Taozi*, *Aotker*, *Adalhaoh*, *Kerhaoh* 16. *Raota* 17. *Haohunsteti*, *Aotker* 19. *Aotingas* 23 — in einigen fällen *a* für umlauts-*e*, und dass sie auch in der setzung des *k* im an- und auslaut zu den oben genannten bairischen sprachdenkmälern stimmen.

wie gar nicht angetastet. solche erscheinungen drängen die erwägung auf, dass in der frühen zeit die sprache eines originaldenkmals ebenso wie vom sich bildenden beziehungsweise überlieferten örtlichen sprachgebrauch auch im besondern von der individuellen schreibweise und der überlegung des schreibenden beeinflusst erscheint, und so wird man sich hüten, aus einer sprachlichen besonderheit auf den entstehungsort zu schliefsen, wenn keine andern zeugnisse eine solche vermutung wahrscheinlich machen.

Germ. *h*. im wortanlaut vor vocalen ist es regelmäfsig als *h* bezeichnet, im silbenanlaut fehlt es nur einmal *Aonilt* 34, 1, im auslaut nach vocalen einmal *ch* in *Hrodhooch* 77, 28 gegen *Rodhóh* 75, 40 und 4 mal *-hoh*; nach *l* steht *ch* in *Alchmod* 77, 11 (vgl. *Alchoz* 26, 19. *Alchaez* 79, 11. *Machelm* 10, 28. 82, 35. *Uuichart* 77, 12. *Uuichelm* 78, 3), dagegen *Alohelf* 79, 23. *Adaluualch* 80, 5 gegen *Uualahin* 71, 4. 95, 6. 96, 26. *Uualahari* 42, 17. 21. 82, 28 wag ich nicht mit Förstemann zu *Uualah* zu stellen; vgl. den 14, 19 noch im 8 jh. eingetragenen namen *Uualaperht*, dessen lautliche gestalt nicht anfechtbar ist.

Hr erscheint 30 mal in *Hrod-*, dagegen 11 mal *Rod-*, 2 mal *-rod*. *Hrincrim* 30, 25. *Hrindrud* 95, 30. vgl. *Rapanolf* 79, 23. *Hramperht* 81, 37. falsch angesetzt ist *h* in *Hrehtuuili* 11, 1. *Hratperht* 43, 20. *Hrathari* 44, 21. *Hratan* 94, 18. *Hratpirc* 95, 24. *Hricho* 58, 19. *Hrihfrit* 96, 5. 24. vgl. *Caozhrih* 30, 29, wo *hrih* aus *hari* corrigiert ist, indem blofs das *a* mit dem tilgungszeichen versehn wurde; *Hraginperht* 44, 1. *Hraginhelm* 74, 38. *Hraginsuind* 94, 5. *Hreginni* 95, 3. *Huuisni* 95, 35. *perht* ist regelmäfsig, nur einmal kommt die form *Mailpreth* 43, 37 vor. *Hariholt* 79, 29. *Uuolfholt* 44, 5. *Ahiholt* 76, 23 können im hinblick auf die nicht zu bezweifelnden *Uuolfholt* bei Piper II 161, 2. 467, 21 *Uuolfhold* 465, 17 sowie auf die mit *Hald- Halt-* beginnenden (ebenda index 453) als *-holt* gefasst werden. dazu vgl. man bei Kossinna *Uuolfholti*, *Gotholti* s. 58[b].

In den zusätzen begegnet einigemale *h* vor vocalen : *Herchanperht* 3, 9. *Hellanpurch*, *Herchanfrid* 15, 21. 23. *Honhart* 12, 21. *Heperhart* 36, 4[a]. *Haostarpald* 36, 12. *Hosterpert* 58, 42[a]. *Haăsmot* 49, 17. *Hasperht* 105, 26. *Haspald* 59, 5. *Hirminperht* 31, 6. *Hirminhart* 51, 21. *Hengilram* 65, 1. *Hengilperht* 76, 44. *Hisker* 30, 16. *Hekilant* 61, 11. *Hecchacosa* 98, 7[a], die fälle sind zu vereinzelt, um zur frage nach der ahd. bair. prothese des *h* aufklärend

beizutragen (Garke Prothese und aphairese des *h* im ahd. s. 34 f). vor *r* schwindet das lautlich berechtigte *h* immer mehr, je jünger die überlieferung ist, doch begegnen auch spät noch *Hrod-*, *Hruod-* wie *Hrat-*, *Hrih-*. im auslaut zeigt sich früh schon *ch* in *Cotauuich*, *Deotuuich* (wie *Hrichpirc*) 34, 29[8]. 32[3], *Hroduuich* 50, 8[2] neben *Paldrih* (8/9 jh.), *Kerualch* 18, 5[5], ganz vereinzelt steht *Adaluihc* 99, 3.

Für germ. *p* sind beim ersten schreiber die namen *Erpolf* 73, 35 und *Erfo* 76, 22 heranzuziehen; ersteres kann nicht wol als *Erp-olf* = *Arbi-olf* gefasst werden, weil der umlaut nicht zu erwarten wäre. *p* und *f* sind hier bezeichnungen der affricata *pf*, vgl. *Erpholt* 773. *Erpho* 776. *Erphuni* 808 in den Freisinger urkunden.

Germ. *b* ist im an-, in- und auslaut durch *p* vertreten, vgl. *Popili* 76, 21. *Suap* 58, 3. nur *Albuinus* 30, 23. *Ambricho* 77, 20. *Bouo* 82, 13 machen eine ausnahme; der erste ist latinisiert (Karajan Einleitung s. XXXII, Herzberg N. Archiv 12, 107), im zweiten ist *b* zwischen *m* und *r* nicht ursprünglich, s. Kögel Litteraturgesch. I 2, 214, vgl. in frühen zusätzen *Ampricho* 86, 32. *Amprího* 103, 53[3], der dritte ist niederdeutsch, vgl. *Bovo*, *Boving* bei Heyne Altndd. eigennamen.

Germ. *f* erscheint im grundstock stets als *f*.

Anlautendes *w* wird mit *uu* bezeichnet, durchweg im anlaut des namens; inlautend kommen *uu* vor in *Gauuí* 5 mal (vgl. *Geuuidrud* 98, 32), in *Hauuirih* 74, 25. *Auuo* 10, 12; dagegen *u* in *Aeuo* 9, 15. *Auo* 10, 23. *Frauigis* 78, 25. im anlaut des zweiten gliedes steht *uu* in *Hrehtuuili* 11, 1. *Ainuuolf* 66, 13 (sonst nur *-olf*). *Akiuuiz* 71, 1. *Lantuuari* 80, 36. 81, 31. *Cotouuar* 94, 32. 95, 18 (*Cotuuar* 94, 7). *Cunduuar* 95, 12. 40. 96, 1. *Cholduuaih* 96, 16 (*Hroduui* 96, 20 ndd. s. Piper I 319—326), *u* in *Luduih* 29, 6 (*Albuinus* 30, 23. *Iduinus* 42, 4). *Gunduin* 79, 13. *Inguald* 79, 19. *Inguaid* 96, 2 (vielleicht gehört *Aloih* 79, 17, in dem man *o* für *u* vermuten könnte, zu *Alohih* 82, 13 und hat ausfall eines *h*, wenn das letztere richtig in *Aloh-ih* zerlegt wird). in der verbindung mit einem vorausgehnden consonanten wird 1 mal *uu* angewendet in *Huuisni* 95, 35, sonst jedoch nur *u* und zwar in *suind* 12 mal. (*Uuldarhilt* 96, 34 kann für die bezeichnung des anlautenden *w* durch *u* nicht geltend gemacht werden.)

Germ. *b* ist wie im grundstock, so auch in den zusätzen regelmäfsig durch *p* bezeichnet. *b* kommt nur vereinzelt vor, vgl. *Albinus*

41, 9. 87, 25. *Albuinus* 14, 20. 64, 27. *Albuuinus* 24, 8[2]. *Albuin* 63, 18. *Pabo* 89, 33[2]; früher eingetragen sind *Bilimoot* 70, 14 und *Buohhila* 98, 18 von einer hand, die kein *p* schreibt; *Albrat* 87, 35, *Blidkaoz* neben *Hiltipald* 15, 1, *Asbrand* 85, 36 und *Birhtilo* 86, 7, *Ebersuindus* 47, 32 neben *Eparhart* (und *Liutmundus*), *Eberhart* 59, 12[2] neben *Selpker*; *Sigibot* 37, 1[6], *Libdrud* 75, 1 uea. der grofsen anzahl der *p*-schreibung gegenüber sind diese *b* ohne bedenken.

Für germ. *f* zeigen die zusätze früh schon *u*. *Uuluihho* 104, 23. *Uuluicho* 103, 40[16]. *Uuoluo* 67, 26 (8/9 jh.). *Zuuiual* 109, 5. *Zuiual* 47, 41. *Engiluorht* 34, 37[5]. *Eingiluorht* 90, 1[4] vgl. *Engilforht* 84, 39. *Uastrat* 91, 38. *Volchsuuint* 87, 4[3] (10 jh.). *Uolch . . t* 100, 17[6] (ende des 9 jhs.); inlautend findet sich germ. *f* in den namen zwischen stimmhaften lauten recht selten, *frid*, *frīt* ist immer mit *f* geschrieben, *Sigifrid*, *Odalfrid*, *Erchanfrit* (nur *Engilurit* 101, 12[4]).

Germ. *p* kommt in folgenden namen der zusätze vor : *Helfrih* 23, 8. *Helfolt* 108, 37. *Helphrih* 39, 3. *Dorpfuni* 45, 10. *Erphart* 105, 1 ; man vgl. im grundstocke *Kamfio* 10, 38, *Erfo*, *Erpolf*.

Die bairische mundart der ahd. zeit kennt den ausfall eines *n* in haupttoniger silbe nicht; wo also formen auftauchen, welche scheinbar *n*-schwund zeigen, ist entweder an entlehnung aus dem norden zu denken oder eine von jeher *n*-lose form anzunehmen. unter den zusätzen im Salzburger vb. finden sich namen, deren erstes glied *Suuid-* ist; im zweiten kommt nur *-suind* vor. *Suidmot* 103, 44[16]. *Suuidker* 35, 21. *Suuidunc* 68, 13. 106, 4 (8/9 jh.). *Suĭdkaer* 36, 40 (dieselbe hand *Hrătheri* 44). *Suidpurc* 84, 31[2]. *Suidker* 83, 18[2]. 92, 12. *Suidger* 58, 42[2]. *Suuithart* 77, 37[2]. 90, 15[2]. 102, 1; diese drei belege aus später zeit. unter allen namen kommt keiner mit *Suind* im ersten gliede vor. das muss auffallen, wenn in *Suid* eine entlehnte form vorliegen soll; dazu aber *Suid* für nd. zu halten fehlt es an beweisen und so wird man den zweifeln Förstemanns I 1135 f, ob alle *Suid* zu *Suind* gehören, ihr recht geben und ahd. *suīd*, germ. **swīþ-* in den namen suchen. die namen *Suindpret* bei Piper II 103, 6[2]. 302, 7. 316, 20[2]. 523, 36. I 336, 9 stammen alle aus später zeit; der index verzeichnet s. 511 an 80 namen mit *Suid*, *Suuid* an erster stelle. Kossinna führt s. 59 zwei namen mit *Suid-* an, aber keinen mit *Suind*. aus Förstemanns namen ist nur *Suindger* (a. 805) und *Suindheri* aus Meichelbeck nr 606 (9 jh.) zum vergleich heranzuziehen; dazu der elsäss. ortsname *Suinderadouilla* (Schwindratzheim) Tradd. Wiz. nrr 35. 162 (a. 737). es kann keinem zweifel unterliegen, dass

ahd. *Suid* als erstes glied in namen vorligt; *Suind* erscheint daneben seltener[1].

Zweimal kommt unter den Salzburger namen die form *ans-* vor: *Ansa* 29, 15 beim ersten schreiber, *Anseri* 61, 7^{3} im 9 jh., sonst nie; dagegen zeigen sich mehrere namen mit *as* als erstem teile, beim ersten schreiber *Áso* 43, 30. *Aaso* 44, 18. *Asilo* 26, 15. *Asi* . . . . . . 27, 5. *Aasmar* 43, 34. *Aasfrid* 79, 16. *Aasperht* 78, 9. 79, 5. 81, 8. *Ásperht* 79, 2^{2}. *Aashilt* 94, 8. *Aasní* 97, 10; die bezeichnung der länge durch doppelschreibung des *a* ist hier beliebt. in spätern zusätzen *Aso* 15, 11. 77, 42. *Asila* 98, 41^{2}. *Asrih* 16, 25. *Asmunt* 47, 14^{2}. *Âsprant* 41, 32. *Asbrand* 85, 36. *Aspert* 69, 28. *Asperth* 68, 34. *Asperht* 36, 6^{2}. 73, 1. *Asfrid* 72, 30. *Aaspert* 37, 4^{8}. *Asuní* 12, 10. *Ásuni* 46, 47. *Asni* 98, 2^{3}. *Aeshilt* 91, 26. *Haspald* 59, 5. *Hasperht* 105, 26. es ist kennzeichnend, dass die form *ans-* so gut wie ganz fehlt, dass jene zusammensetzung, in der *ans-* im hochdeutschen am häufigsten erscheint, *Anshelm* (vgl. Pipers index s. 412, Förstemann I 108), nie als *Ashelm* sich zeigt, auch bei Piper und Förstemann nicht. es unterligt gar keinem bedenken, wenn *ās-* als selbständiger germ. namenstamm angesetzt wird. Kluge stellt ihn Grundriss² § 6 zu keltischem *ēsu-* in *Esunertus.* (s. auch Bruckner Sprache der Langobarden s. 224.)

Anders steht es um *Ospirin* 34, 25^{5}. 31^{4}, von einer hand (8/9 jh.) eingetragen; auch hier ligt es nahe, an *ans* und seine anglofriesische gestalt *ōs* zu denken; es läge also ein entlehnter stamm vor. unter den spätern namen des Salzburger verbrüderungsbuches finden sich jedoch folgende: *Uôspirc* 32, 7. *Ǒsa* 101, 2. *Huosa* 98, 24^{2}. *Osso* 2, 24^{2}. *Uuoseolt* 18, 6^{3}. *Uuospirin* 101, 3^{2}. zur schreibung der beiden letzten vgl. man die nicht seltenen *Uuodal- Vuodal-* uä. bei Piper index s. 533; aus diesen namenformen kann nur eine ahd. form *uos*, früher *ōs* gewonnen werden. unter den Freisinger namen kommen vor 782 *Huasuni, Oasuni* (und *Oadalrih*) 773. *Osinwanc* = *Oasinwanc* der überschrift ca. 770 (nr 42). 777 *Ospurga* (814 *Huasmot*), Weinhold verzeichnet Bair. gramm. § 96 aus Meichelbeck *Oaspald, Oaspirin, Oaskêr, Oaspurc, Oasrich*; bei Piper *Uospret* I 165, 10. *Vaspreht* II 3, 36. *Vosbret* II 568, 23^{4}. 25. *Uasker* II 15, 29. *Vasger* II 574, 18. *Ospirin* I 146, 16. 152, 9.

[1] ESchröder bemerkt, dass es auch namen mit der ablautsform *Sueid-* gibt, und verweist für das paar *swīþ* — *swinþ* auf mhd. *ingesíde* neben *ingesinde*, *sít* (*síd*) neben *sint.*

325, 4. 5. 358, 3. *Vosprin* II 3, 11. 312, 12. *Vosbirin* II 220, 20. *Uosleib* II 504, 14². *Osleip* II 169, 36. aus Altaich *Oso* II 99, 36, (*Huoseker* II 353, 10². *Hosiger* II 329, 36. *Hospirint* II 207, 18². *Hosber* II 629, 2 von derselben hand *Asmot*, *Asa*, haben jedesfalls prothetisches *h*; ob *Huso* II 482, 7. 401, 18. 467, 12. *Husigrimus* I 200, 23. *Husigolt* II 110, 10 (aus Monsee). *Husi* II 214, 2². 215, 39 zu trennen sind?), aus Fuldaer urkunden *Vosburg* 822. *Voswih* 801 angeführt von Förstemann I 1337. alle diese belege stützen den ansatz *ōs-*, ahd. *uos-* und sprechen gegen die erklärung des *ōs*, die es als nd. auffasst und aus *ans* entstanden sein lässt — der name müste denn als *ōs* zu jener zeit ins hd. übernommen worden sein, in welcher germ. *ō* hier noch unberührt war, und mit diesem zusammengefallen sein, eine unhaltbare vermutung. — wenn man namen nebeneinander findet wie *Paatto* und *Póto* (Salzburg 20, 17. 79, 19²). *Taato* 64, 25. *Tooto* 26, 38. *Aato* 52, 45 und *'Oto* 78, 18. *Ās-* und *Ōs-*, möchte man an einen zusammenhang denken.

Einstämmige, mit suffix gebildete namen und kurznamen haben der mehrzahl nach den nominativ der *n*-stämme, die männlichen auf *-o*, die weiblichen auf *-a*. *Haimo* 9, 2. *Paldo* 9, 5. *Sindo* 9, 10. *Aeuo* 9, 15. *Uualto* 9, 22. *Popo* 9, 23. *Cogo* 9, 35. *To. to* 10, 31. *Amo* 26, 35. *Ōto* 27, 3. *Horsco* 26, 34. *Ogo* 36, 2². *Pato* 36, 2⁴. *Manno* 42, 5. *'Aso* 43, 30. *Zeizo* 43, 30². *Agino* 44, 17². *Hricho* 58, 19. *Theoto* 62, 21. *Puoso* 73, 9. *Adolo* 74, 16. *Raato* 75, 26. *Alo* 76, 3. *Uto* 76, 19. *Erfo* 76, 22. *Cauzo* 76, 29. *Tato* 78, 13. *Póto* 79, 19². (*Lupo* 80, 6?) *Uuágo* 80, 14. *Snello* 81, 15. *Eporo* 82, 17 (= *Ephoro* 42, 22). *Iuto* 82, 23. *Perhto* 83, 10. *Tiso* 78, 4. *Sigo* 83, 12² vielleicht eine ursprüngliche bildung zum *u*-stamm *sigu-*. *Kampo* 10, 38. *Hrodio* 77, 36. *Uualto* 9, 20. *Hitto* 9, 24. *Hotto* 9, 34. *Appo* 11, 19. *Petto* 26, 12. *Utto* 30, 22. *Atto* 29, 25. *Anno* 30, 32. *Nitto* 43, 33. *Hemmo* 73, 15. *Azzo* 74, 17. *Pazzo* 75, 34. *Sicco* 77, 30². *Penno* 78, 29. *Affo* 80, 6². *Memmo* 82, 40. *Immo* 83, 1. *Allo* 83, 19. *Liutto* 83, 23. *Otilo* 78, 19². *Tutilo* 73, 2. *Pettilo* 58, 7². *Amilo* 44, 17. *Theotilo* 77, 34. *Mimilo* 76, 36. *Uuigilo* 77, 4. *Nandilo* 74, 22. *Kaerilo* 11, 20. *Caozilo* 77, 13. *Hunilo* 77, 38. *Aotilo* 83, 7². *Tassilo* 62, 25. *Papilo* 42, 20. *Ozilo* 75, 32. *Zozzolo* 58, 8². *Enzolo* 58, 34². *Uuanilo* 36, 2⁶. *Asilo* 26, 15. *Immino* 75, 5. *Cunzo* 42, 15. *Tapizo* 76, 38 (*Tepizo* 58, 37). *Hapizo* 81, 6. *Elizo* 43, 39. *Unanilo* 79, 3. *Usalo* 79, 35. *Maoricho* 58, 17². *Ambricho* 77, 20. *Sipicho* 77, 31. *Amicho* 79, 26. — auf *-i* enden *Rodi* 78, 5. *Tati* 66, 9. *Gunzi* 10, 29. *Popili* 76, 21, hierher zu ziehen ist auch *Pagiri* 78, 27. 41, falls *agi* für *aii* steht und also *Paiir-ī* zu lesen ist[1].

[1] Weinhold stellt in der Bair. gramm. s. 1 anm. 2 alte belege dieses volksnamens zusammen, *Pegiri*, bei Wagner 813 aus Freising deckt sich

Weibliche namen. *Epa* 94, 4². *Tata* 94, 36². *Tota* 94, 9². *Pulda* 95, 11. *Kaila* 95, 12. *Petta* 95, 17². *Atta* 95, 37. *Aata* 71, 3. *Chunda* 96, 7 (*Ch*?). *Hiltila* 96, 9. *Cozia* 97, 41. 89, 32. *Maia* 96, 13. vgl. *Maio* 10, 14. *'Ota* 96, 18. *Papa* 96, 21. *Tisa* 71, 8. *Imma* 70, 5. *Aegina* 96, 12. *Cundila* 94, 3. *Uualtila* 94, 4. *Paldila* 95, 26. — *Hilti* 94, 12². *Trudi* 94, 19. *Totti* 95, 6² sind als deminutivbildungen gleichwie die männlichen *Rodi, Tati* aufzufassen.

Eine eigene gruppe bilden die männlichen namen auf *-uni*. der erste schreiber kennt *Laipuni* 11, 29. *Sinduni* 26, 37. *Perhtuni* 27, 8. *Gunduni* 43, 14. *Adaluni* 58, 35². *Adoluni* 58, 40. *Scaftuni* 64, 24. *Norduni* 73, 32. *Theotuni* 74, 6. *Haliduni* 76, 6. *Helmuni* 81, 28. *Cotoni* 78, 18. 19. die zusätze haben die namen *Ringuni* 72, 35⁴. *Adaluni* 41, 36. 66, 44. 84, 15³. *Scaftuni* 79, 8². *Folchuni* 61, 16². *Truhtuni* 61, 8. *Perhtuni* 59, 6. 61, 14³. *Alhuni* 46, 30. 52, 9. *Alpuni* 49, 7¹·⁴. 71, 3². 89, 36³. 103, 51⁴. *Laipuni* 46, 49. *Lepuni* 103, 48. *Asuni* 12, 10. *'Asuni* 46, 47. *Mahttuni* 46, 3². *Mahtuni* 48, 27. *Dorpfuni* 45, 10. *Helmuni* 15, 20. 37, 15². *Truduni* 31, 10. *Hantuni* 29, 5. 32, 21. 84, 21². *Rifuni* 27, 21. 73, 18². *Teoruni* 28, 12. *Marchuni* 28, 2. *Dhruduni* 4, 29. *Otsuni* 6, 1 (?). *Liupuni* 62, 20. *Haohuni* 84, 22³. *'Aotuni* 87, 37. *Ratuni* 73, 19³. *Keruni* 87, 31. *Righuni* 86, 4. *Zeizuni* 106, 21³. in den Freisinger urkunden bei Wagner *Rihhuni* 755. *Helzuni* 772. *Kepuni* 777. *Otuni* 782. *Liutuni* 790. *Alpuni, Helmuni* 791. *Crimuni* 792. *Eruni* 804. *Hantuni, Cozzuni* 807. *Marchuni, Erphuni* 808. *Pazzuni* 809. *Huasuni* (= *Oasuni*) 782. Weinhold führt Bair. gramm. s. 214 an *Palduni, Dinguni, Aruni, Heimuni, Hringuni* uaa. unter den bairischen namen bei Piper II kommen vor *Aeruni* 125, 9. *Aegiluni* 116, 1. *Hantuni* 124, 35. *Keruni* 117, 11. *Zeizuni* 99, 24. *Madaluni* 119, 23. *Folchuni* 101, 10. *Altuni* 119, 4. Kemptener namen sind *Rehtuni, Hiltuni, Hluduni, Danchuni*, aus Feuchtwangen *Oodaluni, Hruoduni*; aus Passau stammt *Selpuni* 788 (Mon. boica XXVIII 2 s. 13) aus Pfäffers *Siguni* Piper II 52, 32, ferner *Erluni* II 316, 26; es werden sich noch andre stämme mit der bildung auf *-uni* finden. vereinzelt sind *Richoni* Salzburg 36, 25². *Rodoni* 53, 21.

mit *Pagiri* wie *Heimo* mit *Haimo*; aus den Casseler glossen, Ahd. gll. III 13, 5 ist der nom. plur. *Peigira* bekannt, wol sicher die form der *o*-stämme, nicht der *jo*-stämme, die in der ältern zeit regelmäfsig im nom. plur. *-e* haben, Braune Ahd. gramm.² § 198, 4. die formen *Pagiri, Pegiri, Peigiri* (letztere bei Meichelbeck 814, s. Weinhold) können aber nicht sing. zum plur. *Peigira* sein, wenn diese form der *o*-declination angehört; der sing. auf *i* erklärt sich nur als erweiterte form; wie zu *Popilo* (*Bobilo* bei Piper II 415, 33²) *Popili* als deminutivform (Braune Ahd. gramm.² § 196, 3, Wilmanns Deutsche gramm. II § 243) gebildet wurde, so zu *Tato* ein *Tati*, zu **Paiir* ein *Paiiri* (*Pagiri*).

Im alem. stehn diesen bildungen mit *-uni* zahlreiche namen mit *-ini* gegenüber, das in der spätern zeit als *-ine* erscheint: *Albini* Piper index s. 408. *Altini* 409. *Kerini* 422. *Cundini* 428. *Deotini* 430. 514. *Otini* 485 ua. Pipers *Puatoni* II 474, 23 legt die annahme nahe, dass *-oni* in *Cotoni, Richoni, Rodoni* des Salzburger verbrüderungsbuches durch einen auslautenden vocal verursacht worden ist (*Cota-uni, Richo-uni, Rod(i)o-uni* wie *Puato-uni*). Müllenhoff setzt Denkm.[3] II 155 *-ini, -uni* gleich *-uuin* (ebenso Henning s. 109, Behaghel Grundriss[2] § 88), er erkannte schon, dass *-uni* die bairische, *-ini* die alemannische form sei (vereinzelt kommt alem. *uni* und noch seltener bair. *ini* vor, im elsäss. scheinen beide formen vorhanden zu sein), aber seine annahme, dass *uni* aus *wini* entstanden sei, wird durch die auslautgesetze [1] widerlegt: *i* müste geschwunden sein, vgl. *Friduwin, Liobwin* Kluge Grundriss[2] § 152 und Kossinna s. 28 f, Förstemann I 1315 f. als ein ursprünglich selbständiges wort lässt sich *-uni* nicht auffassen, sondern nur als suffixbildung, s. Förstemann I 944 f, Weinhold Bair. gramm. § 213. das auslautende *i* erklärt sich nur entweder als deminutivsuffix wie in *Rodi, Tati*, oder als nom. eines *jo*-stammes, *Gunduni* = *Gundhari*; wenn *i* hier lang wäre, bliebe es als *i* erhalten, Wilmanns Gramm. II § 243, 3, 1, aber im alemannischen tritt in den namen mit *-ini* später *e* ein, bei Piper II 266 *Albine, Coldine* wie *Othere, Reginhere, Ruodhere, Cundhere*, II 176, 4 unten *Altine* wie *Engilhere*. demnach ist die urform dieser bildungssilbe *-unjaz* aus *-n̥jos* nach consonanten, beziehungsweise *-enjaz*, so dass in *-ini* vollstufe des suffixvocales, in *-uni* schwundstufe vorligt. (aus dem altndd. verzeichnet Heyne *Bernani, Marcuni, Moduni, Oduni, Osuni, Sithuni, Thiadoni, Modani*).

Nun begegnen aber im Salzb. vb. beim schreiber der namen des bair. klosters Moosburg 103, 1 f (8/9 jh.) *Folchun, Eparun, Liupotun, Pazzun*, mit dem beisatz *pbr m. diac.*, also sicher männernamen, neben *Eparuni, Zeizcuni, Deotuni*. Alois Walde macht mich darauf aufmerksam, dass in ihnen der urgerm. nom. *-iz* der *jo*-stämme zu sehen ist, so dass *-un* und *-uni* auf dieselbe bildung zurückgehn, s. Streitberg Urgerm. gr. § 146 a. vielleicht lassen sich fränk. namen auf *-in* — Kossinna s. 29 erwähnt, dass 765—841 15 fälle vorkommen — in der gleichen

[1] der auffassung Kluges widerstreiten nach ESchröders hinweis freilich formen wie *Geruuini, Altuuini, Otuuini* (Hersfeld a. 835).

weise erklären, dass sie den ursprünglichen nom. *-eniz -iniz* darstellen; wenn *-in* wie Kossinna annimmt auf *-win* mit schwund des *w* wie in *Otachar* = *-wachar* zurückgienge, könnten nicht so viele belege mit *win* als zweitem gliede, also mit erhaltung des *w* vorliegen und die annahme, welche man allenfalls dafür machen könnte, dass *Fruotuuin*, *Hruoduuin* Dronke 771. 772 und ähnliche ihr *uu* nach art von *Friduwin*, *Sigiwin* wider eingesetzt hätten, liefse sich schwer erweisen. unter den Salzburger namen finde ich noch auf *-un Alpun* 92, 6. *Theotun* 33, 1, der zweite ist sicher männlich, der erste kann auch weiblich sein; die Kemptener *Teothun*, *Deothun* Piper I 84, 2 sind mit *-hun* zusammengesetzt.

Franchin 94, 40 ist eine weibliche bildung wie *kuningin*, ebenso auch *Uualahin* 95, 6 und *Arin* 96, 3 vom stamme *ār*.

Wie bei den männlichen namen begegnen auch bei den weiblichen ein reihe namen mit suffixalem *n* auf *i* auslautend. *Uualtni* 94, 9. 10. 95, 21. 97, 7. *Adalni* 94, 11. 95, 8. 32. *Cundni* 94, 12. 97, 5. 35, 1. *Mahalni* 94, 13. *Caozni* 94, 15. 95, 19. *Trudni* 94, 23. *Hrodni* 95, 1. 9. *Hreginni* 95, 3. *Odalni* 95, 16. *Huuisni* 95, 35. *Kaerni* 96, 14. *Cotani* 95, 11^{2}. 96, 17^{2}. 30, 3. 70, 12. *Aasni* 97, 10. schon diese belege von der hand des ersten schreibers reichen hin, um *-ni* als suffixalen teil abzutrennen. Jacob Grimm hat in Kuhns zs. 1, 431 f diese bildungen in der weise erklärt, dass *ni* aus *niu* hervorgegangen sei. diese annahme verbietet schon die form *Adalniu* 94, 21, welche zeigt, dass *niu* als zweites glied ganz so entwickelt ist wie *-diu*. weitere belege für diese bildung sind aus den Salzburger namen *Rihni* 35, 11. 100, 5. 101, 2. *Somni* 34, 25^{4}. *Sundarni* 35, 18^{2}. 100, 2. *Hiltini* 100, 12^{3}. *Theotni* 72, 38. 98, 36. *Haohni* 98, 2. *Hraginni* 97, 34. *Raginni* 97, 25. *Itiny* 34, 28. *Kisalni* 91, 23. *Gisalni* 71, 24. *Kysalny* 19, 10. *Mahalni* 34, 31^{3}. 70, 32. 85, 9^{4}. *Cunni* 34, 28^{1}. *Uualni* 70, 37^{4} (vgl. *Uallia* 94, 26). *Uuerdni* 71, 22^{2}. *Kérni* 59, 26. *Alpni* 35, 4^{2}. 7^{2}. *Adalni* 34, 31. *Hrodni* 34, 28^{5}. *Aotni* 34, 33. 70, 25. *Cotani* 15, 12^{2}. 24, 3. *Uualtni* 6, 6. *Gozni* 7, 4; aus Pipers namen habe ich verzeichnet *Adolni* II 37, 17^{2}. *Adalni* II 497, 5^{2}. *Arni* II 264, 26^{3}. *Ruadni* II 37, 18^{3}. 500, 31^{2}. *Cozni* I 163, 8. II 11, 17. 21. *Albni* II 425, 25^{2}. *Gerni* II 425, 36. *Keerni* II 425, 30^{2}. *Rihni* II 355, 14; es werden sich noch mehr stämme mit der bildung auf *-ni* gewinnen lassen. vgl. *Farani, Golni, Sigini, Tagani* bei Grimm aao., *Berani, Eburni, Frowini, Gebini, Hadani, Liutni, Randni* bei Förste-

mann I 959 f. man erkennt leicht, dass kein nomen diesem *-ni* zu grunde liegen kann, sondern dass es wie *-uni, -ini* nur als suffixbildung erklärt werden kann. da kein vocal vor dem *n* sich zeigt, muss die grundform nach dem *n* einen vocal gehabt haben, *-ni* ist ursprünglich, der gleichsetzung dieses feminina bildenden suffixes mit dem idg. nom. *-nī* widerstehn die lautgesetze, da das *i* des nom. dieser bildungen im auslaute geschwunden ist; aber trotzdem muss zu diesem suffixe bei der erklärung gegriffen werden, denn die weiblichen namen *Hratan* Salzburg 94, 18. *Hraitun* 70, 10, dann von späterer hand *Perhtun* 27, 23[2]. *Raitun* 98, 1. *Hreitun* 97, 43. *Eginun* 98, 6[4]. *Fritun* 98, 43. *Trusun* 37, 11[2] lassen suffixales *an, un* erkennen, das aus silbischem *n* nach consonanten entwickelt sein könnte [1]; sie weisen also auf eine urgerm. femininbildung, die nur *-nī* gewesen sein kann und haben die lautgesetzlich entwickelte form mit schwund des *i*, Braune Ahd. gramm.[2] § 209, 2. § 210, 5. AWalde erklärt das erhaltene *i* in der weise, dass der urgerm. nom. zb. **Hrōþnī* wegen seines acc. **Hrōþnjōn* westgerm. zu **Hrōþnjō* nach analogie von *ō*-stämmen (*gebōn* acc., *gebō* nom.) umgebildet wurde und dass diese secundärform regelrecht zu **Hrōþni* führen muste [2]. hiermit ist zweifellos die richtige erklärung gegeben; das alter dieser bildung (Wilmanns gramm. II § 240) wird durch die form *Cunni* Salzburg 34, 28[1] (8/9 jh.) bestätigt: *Cunni* ist aus *Gunþni* entstanden und *þ* ist geschwunden wie in *sinnan* aus *sinþnan* und ähnlichen, vgl. Streitberg Urgerm. gramm. § 129, 6 b. der zusammenhang dieser bildungen mit den männlichen namen auf *-uni* ist unverkennbar. vgl. *Theotuni* — *Theotni*, *Adaluni* — *Adalni*, *Truduni* —

[1] ESchröder bemerkt dazu: 'dass die frauennamen auf *-un* (in den Fuldaer urkunden wenigstens) morphologisch zu beurteilen sind wie die movierten feminina auf *-in* (*Frenchin, kuningin*), geht daraus hervor, dass die (latinisierten) flexionsformen stets *nn* haben, also: nom. *Hruadun*, abl. dat. *Hruadunne* Dronke nr 100; gen. *Hruadunne* nr 241; n. pl. *duae Ruadunnae* nr 388; vgl. auch ebda den frauennamen *Uuirtun*'.

[2] 'diese neubildung war um so näher liegend, als durch einen solchen nom. sgl. fem. auf *-njō* eine deutlichere femininform gegenüber den entsprechenden männlichen eigennamen mit dem nom. sgl. auf *-jaz* gewonnen wurde, während die daneben weiterbestehenden nom. sgl. fem. *-nī* (wie die oben angeführten wie *Hratan, Hraitun* usw.) im sprachgefühl jedesfalls als zu den nom. sg. masc. auf *-iz* (*Folchun, Eparun* usw.) in näherer beziehung stehend empfunden wurden'. AWalde.

Trudni, *Haliduni* — *Helidni*, *Cunduni* — *Cundni*, *Hiltuni* (vgl. *Hiltolf*) — *Hiltini*, *Haohuni* — *Haohni*, *Keruni* — *Kerni*, *Alpuni* — *Alpni*, *Hroduni* — *Hrodni*, *Liupuni* — *Liupni*, *Asuni* — *Aasni*, *Aotuni* — *Aotni*, *Odaluni* — *Odalni*; jeder versuch, *uni*, *ini* etwa als nomen zu erklären ist ausgeschlossen. seit dem 11 jh. sind diese weiblichen namen wie weggeblasen, sagt JGrimm, und ebenso verschwinden auch die männlichen dieser art. sie zeigen den rest einer urgermanischen namenbildung, die wenigstens bei den feminina in die idg. zeit zurückreicht und wol schon seit jeher als ableitung zu einfachen namen verwendet war.

Sicher zusammen gehören die weiblichen Salzburger namen *Aruna* 90, 3^2. 94, 36. *Siguna* 27, 24. *Liutuna* 100, 4, wol alle noch aus dem 8 jh.; *-una* ist die erweiterte nominativform, die in den oben genannten weiblichen namen auf *-un* einfach vorligt. falls für *Hratan* 94, 18 *Hratun* die grammatisch richtige form ist, lassen sich alle diese namen wie ahd. *wirtun*, wirtin, auf ursprüngliches *-n̥nī* zurückführen, s. darüber Wilmanns gramm. II § 240, 1.

Innsbruck. JOSEPH SCHATZ.

ZU HROTSVITS THEOPHILUS v. 17.

Theophilus wird einem bischof zur erziehung übergeben, damit dieser ihn 'aus dem bronnen siebenfacher weisheit tränke' dh. ihn in den sieben schulwissenschaften des triviums und quadruviums unterweise [1].

Cumque pio satis exhausti puero foret [2] *ipsi,*
Digno confestim provectus honore gradatim
Perveniebat ad officium sibimet satis aptum,
Quod lingua vulgi scimus vicedomno vocitari.

so gibt Baracks ausgabe v. 17, und so glaubte wol schon Celtes die züge der Münchener hs. deuten zu müssen, wenn er dem

[1] die richtige erklärung des bildes gab WMeyer Sitzungsber. d. Münch. akad., philos.-philol. und hist. cl. 1873 s. 58.

[2] Barack bei seiner absonderlichen vermutung *forent* ◡◡ hat sich weder der parallele in den Gesta Oddonis erinnert, v. 181 (= v. 108 bei Pertz) *ast ubi collecti visum fuerat satis ipsi*, noch des gemeinsamen vorbildes beider stellen, des Boethius in der Consolatio Philosophiae IV c. 1, 15 *atque ubi iam exhausti fuerit satis*.

versbau durch die waghalsige änderung *scimus dictum vicedomni* zu hilfe kam. freilich, wenn richtig wäre, was Köpke[1] angibt, dass *vocitari* von der hand des alten correctors zugesetzt sei, so wäre die änderung nicht allzuverwegen; denn um die glaubwürdigkeit des correctors (oder richtiger der correctoren) ist es nicht zum besten bestellt[2]. aber *vocitari* ist unzweifelhaft[3] von derselben hand wie die ganze umgebung und nur darum dunkler geraten, weil die feder frisch eingetaucht war. Wilhelm Meyer[4] vermutete *vocari*; indes eine verkürzung der schlusssilbe in *vicedomno* wäre bei Hrotsvit unerhört, und auch die construction hätte ihr bedenkliches, da die analogie des dativs in der verbindung *mihi nomen est Gaio* nicht passen will: und so allein könnte man doch den ausdruck rechtfertigen.

Auszugehn ist von *lingua vulgi.* das kann nur die sprache des volkes, das deutsche sein, im gegensatze zum latein der gelehrten nonne. und dazu passt trefflich die wahre lesart der Münchener hs. *vicedõ*: natürlich nicht *vicedeo,* wie die Pommersfelder abschrift auflöst, sondern *vicedom.* Theophilus steigt in der kirchlichen laufbahn von amt zu amt, bis zum vitztum, dem stellvertreter des bischofs. mit diesem titel hat die dichterin ihn im verlaufe der legende zu nennen; und während sie später immer[5] *vicedomnus* sagt, braucht sie hier zur einführung die volksmäfsige form.

Berlin. PAUL v. WINTERFELD.

[1] Hrotsvit von Gandersheim (= Ottonische studien II, Berlin 1869) s. 240.

[2] die begründung dieser behauptung kann ich erst in der für die Mon. Germ. hist. vorbereiteten ausgabe bieten, da die kritische sachlage ziemlich verwickelt ist und hier ja auch gar keine correctur vorligt.

[3] die wertvolle Münchener hs. lat. 14485 hab ich im mai 1898 in München verglichen, wo ich mich der liebenswürdigen gastfreundschaft Traubes erfreuen durfte; die Pommersfelder abschrift (n. 2883) wurde mir zu längerer benützung hierher an die königl. bibliothek gesant.

[4] aao. s. 57 anm. 4.

[5] v. 34. 59. 281. 424; durchweg als versschluss. in der überschrift heifst er *vicedominus.*

DIE QUELLE
DER ORIGO GENTIS LANGOBARDORUM.

Der versuch, als quelle wenigstens des ersten teiles der Origo gentis Langobardorum ein deutsches allitterierendes lied nachzuweisen[1], hat von verschiedenen seiten anfechtung erfahren. Much freilich (GGA. 1896 s. 892) hat sich die Widerlegung sehr leicht gemacht, und auch Kraus (Zs. f. öst. Gymn. 47 s. 314) hat keine gewichtigen sachlichen gründe, die gegen jene annahme sprechen könnten, beigebracht. ich halte aber die frage, ob aus der lateinischen und prosaischen Origo die existenz eines deutschen liedes zu erschliefsen sei, auch principiell für so wichtig, dass es sich wol der mühe lohnt, etwas ausführlicher darauf zurückzukommen. nun ist allerdings von vornherein zuzugeben, dass sich eine solche annahme, da die reconstruction des ursprünglichen niemals völlig gelingen kann, auch nicht mit völlig zwingenden gründen dartun lassen wird, dass man sich vielmehr mit mehr oder weniger sicheren wahrscheinlichkeitsbeweisen begnügen muss. gerade bei der Origo g. L. treffen nun aber so viele charakteristische und ins gewicht fallende erscheinungen zusammen, dass, wie ich meine, die zweifel auf ein sehr geringes mafs zusammenschwinden müssen.

Wenn ich im folgenden versuche, ein lied als quelle der Origo zu erweisen, setz ich dabei voraus, dass das werkchen uns im wesentlichen in ursprünglicher gestalt erhalten ist. Mommsen (N. arch. d. ges. f. ält. dtsche geschkde. 5, 57 ff) hat bekanntlich darzutun versucht, dass die Origo ursprünglich in viel umfangreicherer gestalt vorhanden gewesen sein müsse, dass diese urorigo die gemeinsame quelle für die uns erhaltene, einfach daraus excerpierte Origo, für das sog. Chronicon Gothanum und für Paulus gewesen sei, und dass diese urorigo höchst wahrscheinlich in dem von Paulus III 29, IV 40 citierten, aber verlorenen werke des Secundus von Trient De gestis Langobardorum erkannt werden müsse. diesen ausführungen Mommsens gegenüber schliefs ich mich rückhaltlos den skeptischen bemerkungen von Waitz an (N. arch. 5, 421). insbesondere der bericht des Paulus über die auswanderung des volkes und die veranlassung dazu weicht von der

[1] Spr. d. Langobarden (QF. 75) s. 19 ff. Koegel Gesch. d. d. litt. I 107 f.

erzählung der OgL. so sehr ab, dass von einer gemeinsamen quelle nicht die rede sein kann.

Um sicherer zu gehn, behandle ich die Origo im folgenden nicht als ganzes, sondern betrachte die einzelnen teile derselben für sich gesondert.

Das 1 capitel erzählt die bekannte geschichte, wie Wandalen und Winniler zum kampfe bereit zusammenstofsen, wie Frea in listiger weise zu gunsten der Winniler eingreift, und wie Wodan dann den letzteren zugleich den namen 'Langobarden' und den sieg über ihre feinde verleiht. das erste, was es hier zu überlegen gilt, ist die frage, ob man überhaupt als wahrscheinlich annehmen dürfe, dass dieser stoff in einem lgbd. liede behandelt gewesen sei, und erst hernach haben wir eventuell zu prüfen, ob der uns vorliegende bericht auf dieses lied zurückgeführt werden könne. die antwort auf die erste frage kann wol nur bejahend ausfallen. ich wüste kaum, wie diese sage von der ältesten geschichte [1] des volkes, in der mythus und geschichte auf das engste verknüpft erscheinen, den späteren geschlechtern anders hätte überliefert werden sollen, als in einem epischen liede. aus der ganzen anmutigen und einfachen erzählung spricht ursprüngliche volkstümlichkeit; gelehrte beigaben, die etwa aus einer andern quelle übernommen sein könnten, fehlen völlig : wir haben in diesem 1 capitel eine alte volkssage in unverfälschter gestalt erhalten. demgemäfs ist auch der gedanke, dass dieser bericht auf einer epischen grundlage beruhen müsse, bereits mehrfach ausgesprochen worden [2].

Auch die darstellung der Origo in der form, wie sie uns

[1] für unsre untersuchung kann es dabei vollständig gleichgiltig sein, ob diese sage noch der lgbd. urzeit angehört, oder ob sie, wie Koegel I 109 annimmt, erst auf der wanderung an der Donau entstanden ist. für letztere annahme seh ich aber keine zwingenden beweise. wo und wann die Langobarden Wodansdiener geworden sind, können wir doch nicht mehr bestimmen. auch das naiv erzählte vorgehn der Frea gegenüber Wodan scheint mir kein genügender grund, die entstehung der sage verhältnismäfsig spät in eine zeit des sinkenden heidentums hinabzurücken; die handlungsweise der Frea erinnert lebhaft an diejenige der Hera gegenüber Zeus (Il. XIV 153 ff); auch in einzelnen Eddaliedern finden sich ähnliche naive züge von den göttern erzählt. in jedem fall aber ist die sage bereits in fertiger gestalt mit nach Italien gebracht worden.

[2] so von Waitz aao. s. 422; Müllenhoff Beowulf s. 101; Schmidt Älteste gesch. d. Langobarden s. 16; Simrock Mythol.[6] s. 365.

jetzt vorligt, zeigt noch wesentliche merkmale des liedes. in knapper, aber kräftiger weise schreitet die handlung zumeist in rede und gegenrede vorwärts; dabei fehlen aber, trotzdem das stück doch verhältnismäfsig kurz ist, die charakteristischen epischen widerholungen keineswegs: so *moverunt se ergo duces Wandalorum, id est Ambri et Assi* und bald nachher *Tunc Ambri et Assi, hoc est duces Wandalorum* . .; ferner *rogauerunt Fream, uxorem Godan* . . und wenige zeilen später *giravit Frea, uxor Godan, lectum* . . .[1] dem epischen stil entspricht es ferner, wenn der rat, den Frea den Winnilern gibt, und seine folgen fast wörtlich mit denselben ausdrücken erzählt werden: *Tunc Frea dedit consilium, ut sol surgente venirent Winniles et mulieres eorum crines solutae circa faciem* (*circa facies suas* 2) . . . und dann *Et ille* (scil. *Godan*) *aspiciens vidit Winniles et mulieres eorum crinibus solutis circa facies suas* (2). für die beurteilung des stils ist übrigens diese stelle auch noch in anderer hinsicht wichtig. gemäfs der epischen gewohnheit, nur die hauptmomente der handlung herauszugreifen, wird nämlich hier die ausführung dieses rates von seiten der Winniler selbst gar nicht eigens erzählt, sondern vielmehr, nachdem ihnen der rat erteilt worden ist, sogleich geschildert, wie Wodan sie samt ihren weibern beim erwachen erblickt.

Epische variationen lassen sich bei der aufserordentlichen schlichtheit der darstellung wenige auffinden. vielleicht sind als solche aufzufassen: *aut praeparate vos ad pugnam et pugnate nobiscum* und später *tunc luciscente* (*caelo* add. 2) *sol dum surgeret*. viele stileigentümlichkeiten musten zudem natürlicherweise bei der übersetzung verloren gehn, so besonders die charakteristische anticipation des noch nicht genannten subjects durch ein pronomen; doch geht man wol nicht fehl in sätzen,

[1] es verdient hervorgehoben zu werden, dass in der von Waitz zu grunde gelegten Madrider hs. (1a) der schreiber den zusatz *uxorem Godan* das erste mal als überflüssig empfunden und darum weggelassen hat, während umgekehrt in der von Bethmann und auch von Schmidt aao. s. 9 vorgezogenen hs. von Modena (2) an der stelle, da Ambri und Assi zum zweiten male als *duces Wandalorum* genannt werden, *hoc est* durchaus richtig fortgeblieben ist. auch an manchen andern stellen macht die hs. 2 den eindruck gröfserer ursprünglichkeit gegenüber 1a. ich werde darum, wo mir der unterschied der verschiedenen laa. einigermafsen von belang zu sein scheint, die laa. der hs. 2 mit anführen.

wie *moverunt se ergo duces Wandalorum, id est Ambri et Assi* . ., noch eine spur dieses gebrauches zu sehen.

Nachdem der epische, liedmäfsige charakter der erzählung im allgemeinen festgestellt ist, kommt es auf den versuch an, ob sich würklich die latein. prosa ohne gewaltsamkeit in deutsche verse umsetzen lässt. es darf dabei wol darauf aufmerksam gemacht werden, dass die aussicht auf gelingen um so gröfser erscheint, je weniger gewant die latein. widergabe ist. ich habe darauf bereits bei besprechung der von Paulus erzählten langobard. sagen hingewiesen (Spr.d.Lgbd.s.19), und aus dieser einfachen erwägung erklärt es sich auch, dass Grimm (Lat. ged. d. ma.s s. 99) nur so spärliche spuren des stabreims im Waltharius hat erkennen können. bei der Origo hoff ich, dank der überaus schlichten darstellung, gegen Kraus zeigen zu können, dass hier die allitterierenden spuren so deutlich und ausgedehnt sind, dass zufall ausgeschlossen ist. dazu kommt nun noch eine eigentümlichkeit, die sich nur unter der voraussetzung einer ursprünglichen fassung in versen erklärt : die darstellung bewegt sich nämlich in auffallend kurzen sätzen oder doch scharf markierten satzgliedern, die ungefähr der länge eines halbverses entsprechen. diesem umstand kommt um so mehr gewicht zu, wenn man den völlig verschiedenen charakter des latein. satzbaues berücksichtigt. neben der alliteration ergibt sich so ungezwungen auch die verseinteilung.

Im folgenden versuch ich nun, in ähnlicher weise, wie ich es schon Spr. d. Lgbd. s. 19ff getan habe, die reconstruction. dabei bemüh ich mich natürlich nicht, die mutmafslichen lgbd. flexionsformen herzustellen, und setze substantiva und verba in der regel im nominativ und infinitiv, oft in ahd., gelegentlich auch in ags. oder as. form an. bei widerholter genauerer prüfung ist es möglich, den grösten teil des 1 capitels metrisch wider herzustellen; ich setze darum diejenigen partien, die ich schon früher ausgehoben habe, hier im zusammenhange noch einmal her. dass freilich einzelne stellen, so lange man jegliche änderung zu meiden sucht, nicht durch allitterierende wendungen widergegeben werden können, darf nicht verwundern. auch gegen einzelne übersetzungsvorschläge mögen bedenken geltend gemacht werden; doch hoff ich, dass auch dann noch des sichern genug übrig bleibt.

Est insula qui dicitur Scadanan, quod interpretatur excidia,
in partibus aquilonis, ubi multae gentes habitant;
werod
inter quos erat gens parva, quae ***Winnili*** *vocabatur*[1].
Et erat cum eis mulier. nomine Gambara, habebatque duos filios:
(2) (1)
nomen uni ***Ibor*** *et nomen alteri* ***Agio***[2].
ipsi cum matre sua nomine Gambara
giwald[3] arwegan[4]
principatum tenebant super ***Winniles.*** *Moverunt se ergo*
erl (*oder* adaling)
duces Wandalorum, [id est] ***Ambri*** *et* ***Assi***[5].
werod (2) (1)
cum exercitu suo et dicebant ad Winniles:
gamban geldan[6] garuuian[7]
'*Aut solvite nobis tributa aut praeparate vos*
wig winnan
ad pugnam et pugnate nobiscum'.
anduuordian[8]
Tunc responderunt ***Ibor*** *et* ***Agio***
cum matre sua Gambara (*nomine* übergeschr. 2)[9]:
bazzira badu
'*Melius est nobis pugnam praeparare*

[1] *erat gens parva quae Winnili vocabatur* könnte der anfang des liedes gewesen sein; die stelle erinnert an den eingang andrer lieder, die freilich erst aus späterer zeit stammen, so des Ludwigsliedes *Einen kuning weiz ih, heizsit her Hludwîg*, der ält. Judith *Ein kuninc hîz Holoferni* uaa. [2] vgl. ags. wendungen wie *me wæs Deor noma* Sängers trost 37, *him wæs Æscferð nama* Byrhtn. 267.

[3] vgl. ags. *geweald âgan, habban*, as. *giuuald êgan, hebbian* c. gen., auch mit *obar* Sievers Hel. s. 423. 415. das *tenebant* des textes ist wol in den vorhergehnden vers zu stellen. [4] vgl. mhd. *sich erwegen* Mhd. wb. III 633a; statt an *arwegan* lässt sich auch an das einfache verbum (vgl. ags. *wegan* Grein IV 655 f) oder an ein davon abgeleitetes swv. denken (vgl. ahd. *eruuegeta sih diu erda* Graff I 659).

[5] die beiden halbverse sind vielleicht umzustellen.

[6] vgl. ags. *gomban gyldan* und die entspr. as. und altn. ausdrücke, Sievers Hel. s. 454. [7] vgl. ags. *gegyrwan tô gûðe* Beow. 1472, ähnl. *gegearewod tô campe* Iud. 199. [8] die beiden halbverse sind wol umzustellen; statt *unduuordian* kann auch ags. *andsvarian* oder ein zusammengesetzter ausdruck wie as. *anduurdi, andsuôr geƀan*, die sich auch im ags. finden, vermutet werden; s. Sievers Hel. s. 392.

[9] dieselbe verbindung wie oben v. 6.

Gairewandilum[1] gamban geldan
quam Wandalis tributa persolvere'.

erl (*oder* adaling)
Tunc Ambri et Assi, [*hoc est* fehlt 2] *duces Wandalorum,*

Wôdan[2]
rogauerunt Godan, ut [*daret*] *eis super Winniles*

sigu saljan[3]
victoriam (*daret*).

wordun sprak[4]
Respondit Wodan et dixit (*dicens* 1):

sunna up(stigan)[5] air sehan
'Quos sol surgente antea videro

saljan sigu[6]
ipsis dabo victoriam'.

Eo tempore Gambara cum duobus filiis suis

adaling *oder* erl
[*id est* fehlt 2] *Ibor et Agio, qui erant principes super Winniles*

as. frî[7]
rogauerunt Fream, uxorem Wodan,

[1] die stellung ist zu ändern in *quam tributa persolvere W.* Much nimmt besonders an der vorgeschlagenen bezeichnung **Gairewandilos* anstofs. es ist freilich nicht zu leugnen, dass für einen solchen vorschlag keine bestimmten beweise zu erbringen sind, und dass im hinblick auf die zahlreichen, zum zwecke der auszeichnung componierten ags. volksnamen auch irgend eine andre zusammensetzung denkbar wäre. da es aber kaum zufall sein kann, dass gerade ahd. *Kêrwantil* und *Gêrwentila* fem. nach Förstl. I 1254 die einzigen mit dem namen der Wandalen an zweiter stelle zusammengesetzten namen sind, ist der obige vorschlag weniger bedenklich.

[2] ich setze im folgenden die form mit *w* ohne weiteres in den text.

[3] vgl. ags. *sige syllan* Wald. II 25 und *sigor sellen* Gen. 2808; ähnlich *sige, sigor forgifan* El. 144, Jud. 89.

[4] wendungen wie *uuordon sprecan, mid uuordon seggian* sind im as., wie im ags. häufig; vgl. Sievers Hel. s. 442. zu der verbindung *respondit et dixit* sind stellen zu vergleichen wie Beow. 340 f.

[5] das relat. *quos* ist wol in den zweiten halbvers zu nehmen; zur übersetzung des lat. *surgere* vgl. ags. *hi* (*sunne*) *ofer moncyn stîhð á upweardes* Metr. 13, 61 oder mhd. *er* (*der tac*) *stîget ûf* Wolfr.; ähnl. *siððan up cumeð æðele sunne* Ps. 103, 21.

[6] es ist bemerkenswert, dass *ipsis dabo victoriam* hier wie oben 8 (*ut*) *victoriam daret* als rest eines verses übrig bleibt. vielleicht ist an beiden stellen dasselbe zu ergänzen.

[7] *uxor Wodan* als epitheton der Frea findet sich wider v. 31; wir werden ohne zweifel den ausdruck beidemale in derselben weise übersetzen müssen. es ist wol anzunehmen, dass *Frea* im 1 halbvers träger des stab-

ut ad Winniles esset propitia[1].

rād[2] (2) (1) urrīsan, *ags.* ārīsan
Tunc Frea dedit consilium, ut sol surgente

wīb[3]
venirent (fehlt 2) *Winniles et mulieres eorum*

hār hleor
crines solutae circa faciem (*facies suas* 2)

as. an gilīcnissie lindweros?[4]
in similitudinem barbae et cum viris suis venirent.

Tunc luciscente[5] (*caelo* add. 2), *dum sol surgeret*,

as. frī[6]
giravit Frea, uxor Wodan,
lectum, ubi recumbebat vir eius,

ags. andwlita austar[7]
et fecit faciem eius contra orientem

reims gewesen sei, dass also *uxor* mit *Frea* allitteriert habe; zur übersetzung bietet sich aber dann wol kaum etwas passenderes als as. *frī*. doch ist es auch möglich, dass *uxor* ein andres wort widergibt. dann muss, wie ein paarmal im Beowulf, im 1 halbverse das verbum allitteriert haben (vgl. Sievers Metr. § 24, 3); man könnte dann für *rogare* an ags. *wilnian* (: *Wôdan*) oder an *biddian* (: *brûd* '*uxor*') denken. im folgenden v. 32 ist in diesem falle *giravit* durch *wandjan* (: *Wôdan*) zu übersetzen.

[1] zur übersetzung des lat. *propitium esse* würde sich ahd. *wegôn* (: *Winnili*) trefflich eignen. da aber das wort nur ahd. vorhanden gewesen zu sein scheint, ist es nicht sicher, ob wir es für das lgbd. voraussetzen dürfen. [2] vgl. as. *râd geban* und die entsprechenden ags. und altn. wendungen, Sievers Hel. s. 440. [3] vgl. ags. *weras .. and heora wîf somed* Gen. 1358 u. 2418; ähnl. *Adam ... and his wîf somed* Gen. 456.

[4] da in hs. 2 *cum viros suos* über der zeile nachgetragen ist und *venirent* nur einmal steht, ist vielleicht diese widerholung *et cum viris suis venirent* nicht ursprünglich. man könnte darum versucht sein *in similitudinem barbae* nach maſsgabe von Hel. 987 zu einem vollständigen verse zu ergänzen : *an gilīcnissie langes bardes.*

[5] *luciscente* (*caelo* 2), wofür das folgende *dum sol surgeret* eine variation ist, ist kaum genau zu übersetzen. man möchte an einen der zahlreichen mit *suigli* gebildeten ausdrücke denken. der stabreim *sunna* : *suiglí* (*lioht* etc.) findet sich häufig; zb. *thiu sunna uuarth gisuorkan* : *ni mahta suigli lioht scôni giscînan* Hel. 5625; *suigli sunnun scîn* 3577; ags. *siþþan morgenleoht ... sunne sweglwered sûþan scîneð* Beow. 604/6.

[6] vgl. oben zu v. 24.

[7] dem verse würde eine wendung genügen wie ahd. *za ôstarhalbu*, as. *te ôstarhaluon.* statt *andwlita* könnte auch eine dem ahd. *antlutti* entsprechende form vermutet werden.

wakjan   *ags.* wlîtan [1]
et excitavit eum. Et ille aspiciens
wîb
vidit Winniles et mulieres eorum
hâr   hleor
crinibus solutis (*habentes crines solutas* 1 a) *circa facies suas* (2),
et ait : 'Qui sunt isti Longibarbae?'
(2)   (1)   wordun sprak[2]
Et (fehlt 2) [*dixit*] *Frea ad Wodan* (*dixit*):
Sicut (*postquam domine* add. 2) *dedisti nomen*, *da illis et victoriam. Et dedit eis victoriam* (*Et — vict.* fehlt 2), *ut ubi visum esset vindicarent se et victoriam haberent* (*Ubi illorum est vindicare et victoriam habere* 2). *Ab illo tempore Winnilis Langobardi vocati sunt* (*facti sunt Lang.* 2)[3].

Etwas anders liegen nun die verhältnisse bei den folgenden capp. der Origo. auch diese, die von der wanderung des volkes erzählen, enthalten ohne zweifel echt volkstümliche tradition. dass es lieder darüber gegeben hat, ist an sich höchst wahrscheinlich, da wir ja bei Paulus mehrfach historische lieder bei den Langobarden bezeugt finden. die in einzelnen teilen etwas trockene, katalogartige darstellung kann nicht als grund geltend gemacht werden gegen die annahme, dass sich in der Or. noch reste dieser lgbd. poesie erhalten haben können, denn ähnliches

[1] im unterschied von *wlîtan 'aspicere'* ist dann das folgende *vidit* mit *gasah* zu übersetzen; vgl. Beow. 1591 f:

Sôna þæt gesâwon snottre ceorlas,
þâ ðe mid Hrôðgâre on holm wliton.

zum folgenden vgl. 27 f.

[2] vgl. oben v. 19.

[3] vermutlich ist auch hier die lesart von 2 vorzuziehen : *Et dedit eis victoriam* in 1 kann aus leicht erklärlichen gründen zugesetzt worden sein, wogegen der ausfall weniger begreiflich wäre. wie oben das auftreten der Winniler mit ihren weibern zum kampfe nicht eigens erzählt wird, so kann auch hier die bemerkung *et dedit eis victoriam* gefehlt haben; der ausgang wurde aus dem folgenden *ubi illorum est vindicare* .. doch völlig klar. leider scheint aber der schluss überhaupt nicht in der ursprünglichen form erhalten zu sein; wenigstens kommt der versuch, auch in diesen schlusszeilen den allitterierenden spuren nachzugehn, nicht über unsichre vermutungen hinaus. einzelnes ist freilich noch zu erkennen, so das schon erwähnte *sigu saljan* für *victoriam dare*, wozu *sigidrohtin* für *domine* als stabreim zu vermuten ist. auch die coordinierten, gleichbedeutenden verba *vindicare et victoriam habere* sind für den epischen stil charakteristisch.

ist aus dem ags. zur genüge bekannt. einen bestimmten anhaltspunct nun für diese ansicht glaub ich in dem schon Spr. d. Lgbd. 18f herausgehobenen satze des Paulus I 20 gefunden zu haben: *Tato vero Rodulfi vexillum, quod bandum appellant, eiusque galeam, quam in bello gestare consueverat, abstulit.* den höchst überflüssigen zusatz *quam in bello gestare consueverat* vermag ich mir nicht anders zu erklären, denn als übersetzung eines deutschen compositums, wie ags. *gûðhelm, heaðohelm.* bei dieser auffassung ist der eigentümliche ausdruck sofort verständlich. nun ist es aber doch wol kein zufall, dass gerade an dieser stelle bei Paulus, wie in der Orig., die eben hier fast völlig mit der im übrigen viel ausführlicheren darstellung des Paulus übereinstimmt, auch das lgbd. wort *bandum 'vexillum, arma'* erhalten ist, wozu sich dann ohne weiteres für *galeam, quam . . consueverat* als stabreim *baduhelm* ergibt[1]. wenn wir nun daraus, wie ich glaube, mit ziemlicher sicherheit schliefsen dürfen, dass ein deutsches lied die kämpfe der Langobarden mit den Herulern besungen hat, so sind wir wol berechtigt, auch in den vorangehnden und folgenden partien der Origo den spuren desselben nachzugehn, um so mehr, da ja, wie ich gezeigt zu haben hoffe, auch das 1 cap. auf poetischer grundlage beruht und der stil der ganzen darstellung im wesentlichen derselbe bleibt.

Ich hoffe nun, trotz manchen schwierigkeiten im einzelnen, auch für längere partien aus den capp. 2—4 den nachweis erbringen zu können, dass sie auf ein allitterierendes lied zurückgehn. mit ausnahme des zweiten teiles von cap. 4, für den wir wol mit recht eine andre quelle annehmen dürfen (s. u.), widerstreben im verhältnis zu den umfangreichen stücken, die sich metrisch übersetzen lassen, nur kurze abschnitte einer rückübersetzung, sodass sie, wie ich glaube, nicht als beweis gegen die obige annahme geltend gemacht werden dürfen.

cap. 2. *Et moverunt se exhinde Langobardi et* (bis hierhin fehlt 2)
gangan cuman?[2]
venerunt in Golaida
et postea [possederunt] aldones Anthaib (possederunt)
et Bainaib (possederunt) seu et Burgundaib.

[1] vgl. die vielen ags. composita mit *beadu* wie *beadogrîma, -hrægl* etc. Grein III 100. [2] vgl. as. *gangan cuman,* ags. *gongan cuman* Sievers Hel. s. 429; zb. *antthat thar weros ôstan, suîðo glauua gumon gangan quâmun* Hel. 542.

keosan kuning[1]
Qui ibi fecerunt sibi regem (hs. 2) [*et dicitur, quia f. s. r.* 1a]
(2) (1)
nomine (fehlt 2) *Agilmund, filium Agioni* [*ex genere Gugingus*][2].
(2) (1)
Et post ipsum regnavit Lamicho, deinde regnavit Leth (hs. 2);
unde dicitur, quia regnavit plus minus annis quadraginta. Et
post ipsum regnavit Lethun . . . .[3] (hs. 2)
ûz (faran)[4]
cap. 3. *Illo tempore exivit rex Audoachari*
de Ravenna cum exercitu Alanorum[5],
(2) (1)
et venit in Rugilanda et pugnavit cum Ruges (2),
þeodan
et occidit Theuuane[6], *regem Rugorum,*

[1] vgl. *kiosan te cuninge* Hel. 62. 2884, ags. *cyning geceósan* Beow. 1851.

[2] der zusatz *ex genere Gug.* ist in 2 erst am rande nachgetragen; er scheint aus dem Prol. Edicti zu stammen. hs. 1a setzt ihn auch nach Lamicho, wo er offenkundig interpolation ist, vgl. Mommsen NA. 5, 68. wenn man den zusatz an erster stelle behalten will, so ist er wol mit dem vorhergehnden verse zu verbinden (*curun, cuning : cunni*).

[3] der schluss des capitels in hs. 2 ist zum grösten teil unleserlich; es scheint aber, dass diese hs. auch hier den vorzüglicheren text geboten hat, da sie offenbar einen deutlichen unterschied zwischen *Leth*, dem vater, und *Lethun(g)*, dem sohne, gemacht hat; in den andern hss., auch bei Paulus, gehn dagegen die formen *Leth* und *Lethunc*, *Lethuc* usw. bedeutungslos durcheinander. *Lethun(g)* war an unsrer stelle wol als beiname des sohnes gefasst; Waitz in s. ausgabe hat die bedeutung dieser lesart offenbar misverstanden.

[4] vgl. ags. *hie* (die juden) *of Egyptum ût âfôron* Dan. 6 usw.

[5] dass Odoaker kônig der Alanen ist (in hs. 2 nur *norum* lesbar), scheint ein zug der lgbd. sage zu sein. Paulus nennt an ihrer stelle die bei Jordanes Get. c. 46 erwähnten völkerstämme; vgl. Mommsen NA. 5, 70. auch v. 11 wäre im zusammenhange mit 10 durch eine unbedeutende änderung leicht in ordnung zu bringen:

ûz
Illo tempore exivit Audoachari cum Alanorum exercitu
rîhhi (cuning) Ravennaburg
rex *de Ravenna.*

für die übersetzung von *rex* verweis ich auf die in allen germ. idiomen vielgebrauchten verbindungen, wie *ther kuning rîcho, rîki thiodan, the rîkeo drohtin* usw. Sievers Hel. s. 401. 417; vgl. bes. *fon Rûmuburg rîki thiodan* 63.

[6] die kurzform *Theuua* zum vollnamen *Feletheus* (Paul. I 19) hätte Mommsen aao. s. 70 anm. 1 nicht nach Eugippius, Paul. und Chron. Goth.

filu (3) (2) fôrian (1)
secumque multos captivos duxit in Italiam.

land
Tunc exierunt Langobardi de suis regionibus

wonôn wintar[1]
et habitaverunt in Rugilanda annos aliquantos.

(2) (1)
cap. 4. *Post eum regnavit Glaffo*[2], *filius Godehoc.*
Et post ipsum regnavit Tato,

sunu sâzun
filius Godehoc. Sederunt Langobardi
in campis Feld

wintar winnan
annos tres. Pugnavit Tato

Hrôdulf (2) (1)
cum Rodolfo, rege Herulorum,
et occidit eum,

baduhelm[3]
(*et* add. 2) *tulit bando ipsius et capsidem.*

as. hêrdôm (*oder* heridôm)[4]
Post eum Heruli regnum non habuerunt.

(2) (1)
Occidit Wacho, filius Winichis[5],
Tatonem regem, barbanem suum, cum Zuchilone.

in dem folgenden stück werden die spuren der allitterierenden grundlage weniger deutlich : *Et pugnavit Wacho et pugnavit Ildichis* (*Wacho cum Ild.* 2), *filius Tatoni, et fugit Ildichis ad Gippidos, ubi mortuus est. Iniuria vindicanda* (*et mortuus est ibi in iniuria vindicanda. Et* 2) *Gippidi scandalum commiserunt cum Langobardis*[6].

in *Fewa* zu ändern brauchen, obwol letztere form der gebräuchliche beiname des Feletheus war. der reim verlangt hier die form *Thewa.* zu *regem Rugorum* vgl. ags. *þeóden Scyldinga, Heaðobeardna* Grein IV 586.

[1] vgl. ags. *and wintra rím wunian seoððan* Christi höllenfahrt 55, *and wintra feola wunian móston* ibid. 120.

[2] die hss. der Origo lesen alle *Claf(f)o*; allein im Prol. Ed. und Paul. I 20 bieten mehrere der besten hss. die ältere form : *Glaffo* = ags. *Glap(p)a.*

[3] vgl. oben s. 55. [4] vgl. *hebbian ênigan hêrdôm* Hel. 2892.

[5] *Winichis* ist zu lesen nach den besten hss. des Edicts; in hs. 2 ist der name unleserlich; 1a bietet *Unichis*, 1b irrtümlich *Hilmichis.*

[6] einiges lässt sich noch vermuten : *regem* ist vielleicht durch ags. *brego* (: *barbanem*), das zweimalige *pugnavit* gewis durch *winnan* (: *Wacho*) widerzugeben. für *fugit* möchte man an ags. *búgan* denken im reim zu

Die fortsetzung des capitels 4 weist keine erkenbaren spuren eines allitterierenden liedes auf; offenbar beruhen die angaben über die drei frauen des Wacho und seine verschiedenen kinder auf einer andern quelle. nur gegen ende des capitels finden sich einige sätze, die sich metrisch übertragen lassen, und die ihres inhalts und auch ihres stiles wegen, wol direct an die vorangehnde erzählung von Wachos sieg über Ildichis anzuschliefsen sind:

                                        2   1
Mortuus est Wacho, et regnavit [*filius ipsius*] *Walthari*
     sunu   2   1 sibun
(*filius ipsius*) *annos septem.*
                          galibbo?[2]
(*farigaidus* fehlt 2) : *Isti omnes Lethinges fuerunt.*

In den schlusscapiteln (5 ff) endlich sind gar keine spuren einer poetischen quelle zu entdecken. mehr als die ersten capitel, die vielfach sagenhafte züge überliefern, enthält dieser teil der Origo würkliche geschichte. es zeigen sich bemerkenswerte stilunterschiede: während am anfang die erzählung meist in kurzen, einfachen sätzen vorwärts geht, begegnen wir hier vielfach längern constructionen; und während im 1 cap. die redenden personen direct eingeführt werden, finden wir in der ziemlich ausführlichen erzählung von Rosemunde und Hilmichis nirgends directe reden. als beispiel stell ich einige sätze aus dem schluss des 5 capitels hierher: *Tunc ortare coepit Longinus praefectus Rosemunda, ut occideret Hilmichis et esset uxor Longini. Audito consilium ipsius, temperavit venenum et post balneum dedit ei in caldo bibere. Cumque bibisset Hilmichis, intellexit, quod malignum bibisset; praecepit, ut ipsa Rosemunda biberet invita; et mortui sunt ambo.* dazu kommt vor allem der umstand, dass sich, von vereinzelten namenpaaren wie *Albsuinda filia Albuin regis* abgesehen, hier keine spur von stabreim findet. um so weniger wird man es für zufall halten dürfen, dass sich die anfangspartien der Origo grofsenteils mühelos in allitterierende verse umsetzen lassen.

Basel, 31 december 1897. WILHELM BRUCKNER.

barn (*filius Tatonis*). für *mortuus est* bieten sich wendungen wie aa. ar *forliosan* oder *ágeban*, womit *leid* '*iniuria*' allitterieren möchte.

[1] vgl. mhd. *al geliche*.

DER DIALOG
DES ALTEN HILDEBRANDSLIEDES.

Ich gebe zunächst einen neuen textversuch und bezeichne in fufsnoten, was er an eigenen besserungen enthält; von andern aber nur solche, die nicht allgemein anerkannt sind. im II teil folgt ein eingehnder commentar, auf dessen grundlage ich im III teil eine künstlerische gesamtcharakteristik des wichtigen denkmals unternehme.

I

7 Hiltibrant gimahalta, her uuas hêrôro man,
ferahes frôtôro: her frâgên gistuont
fôhêm uuortum hwer sîn fater wâri
10 fireo in folche: 'eddo sage zi furist dînan namun,
sô chundu ik dir in wâri, hwelîhhes cnuosles dû sîs.
ibu dû mî ęnan sagês, ik mî dê ôdre uuêt,
chind, in chunincrîche: chûd ist mir al irmindeot.'
14 Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
17 'ih heittu Hadubrant: Hiltibrant mîn fater.
forn her ôstar giweit (flôh her Ôtachres nîd)
hina miti Theotrîhhe enti sînero degano filu.
20 her furlæt in lante luttila sitten
21 prût in bûre, barn unwahsan.
28 chûd was her êr chônnêm mannum:
doh lango nû liut ni cham, ni wâniu ih iû lîb habbe'.
30 'wêttu irmingot obana ab hevane,

8 *wegen der lücke, die vielleicht nach diesem vers anzusetzen ist, vgl. später s.* 63. 10. 11 sage — wâri, *fehlt in der hs.* 17 *in der hs. beginnt die rede Hadubrands :* [15] dat sagetun mi usere liuti [16] alie anti frote dea érhina warun [17] dat Hiltibrant hætti min fater ih heittu Hadubrant. 21. 28 *zwischen diesen beiden versen steht in der hs.* arbeo laosa hera& ostar hina d& sid detrihhe darba gistuontum fatereres mines. dat uuas so friuntlaos man her was otachre ummet tirri degano dechisto unti deotrichhe darba gistontun her was eo folches at ente imo wuas eo feh&a ti leop; *nach Braunes lesebuch*[4] : [22] arbeo laosa : her ræt ôstar hina. [23] sid Dètrihhe darbâ ^gistuontun [24] fateres mînes. dat uuas sô friuntlaos man : [25] her was Ôtachre ummet tirri, [26] degano dechisto miti Deotrîchhe. [27] her was eo folches at ente : imo was eo fehta ti leop:
28 êr *fehlt hs.* 29 *die erste halbzeile*

dat dû neo dana halt — ib bin Hiltibrant, dîn fater! —
mit sus sippan man sulih dinc ni gileitôs!
want her dô ar arme wuntane bougâ,
cheisuringu gitân, sô imo se der chuning gap,
35 Hûneo truhtîn: 'dat ih dir it nû bi huldî gibu!'
Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
'mit gêru scal man geba man infâhan,
ort widar orte: after ekkôno spile.
dû bist dir, altêr Hûn, ummet spâhêr,
40 spenis mih dînêm wortun, wili mih dînu speru werpan.
pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fuortôs.
dat sagêtun mî sę̂olîdante
westar ubar wentilsę̂o, dat inan wîc furnam:
tôt ist Hiltibrant, Heribrantes suno'.
45 Hiltibrant gimahalta, Heribrantes suno:
49 'welaga nû, waltant got, wêwurt skihit!
ih wallôta sumaro enti wintro sehstic,
dâr man mih eo scerita sceotantero in folc,
sô man mir at burc ę̂nîgeru banun ni gifasta:
nû scal mih suâsat chind suertu hauwan,
54 bretôn mih sînu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.
46 wela, helid, gisihu ih in dînêm hrustim,
dat dû habês hême hêrron gôten,
48 dat dû noh bi desemo rîche reccheo ni wurti.
55 doh maht dû nû aodlîhho, ibu dir dîn ellen taoc,
in sus hêremo man hrusti giwinnan,
rauba birahanen, ibu dû dar ênîc reht habês.
der sî doh nû argôsto ôstarliuto,
der dir nû wîges warne, nû dih es sô wel lustit,
60 gûdea gimeinûn: got êno dat wêt

31 *die zweite halbzeile fehlt hs.* 32 sulih *fehlt hs.* 37 *das zweite* man *fehlt hs.* 38 *die zweite halbzeile fehlt hs.* 40 mih] mih mit *hs., vgl. Kauffmann Philolog. stud. f. Sievers s.* 133. 45 *in der hs. folgt diesem vers die von mir zwischen* 54 *und* 55 *gestellte partie* 46—48. 49 *sollte nach* skihit *nicht* mi *ausgefallen sein?* 50 ur lante *der hs. nach* sehstic *mit Müllenhoff gestrichen.* 51 in folc sceotantero *hs., vgl. Kauffmann s.* 151. 54 mih] mit *hs., vgl. Kauffmann s.* 133. 46 helid *diese ergänzung nahm bereits Müllenhoff in erwägung.* 60 *die zweite halbzeile fehlt hs.*

(niuse dê môtti, ibu her nerie sîn lîb!),
hwer dâr sih hiutu dero hregilo hruomen muatti,
erdo desero brunnôno bêdero uualtan!'

61 *die zweite halbzeile fehlt in der hs.* 62 werdar *hs.* brumen *hs., vgl. Martin Anz.* XXII 282. *Kraus Zs. f. öst. gym.* 47, 327.

II

7—13. Erfüllt von gedanken an den sohn, den er als *barn unwahsan* zurückgelassen, betritt Hildebrand, ein krieger des feindlichen Hunnenheers, nach dreifsigjähriger abwesenheit den heimischen boden. nun stellt sich ihm als erster ein jüngling entgegen : stolz, stattlich, kampfesfreudig : wie den sohn sich ein alter held nur wünschen mag. aus gestalt, bewegungen, benehmen des jungen mannes spricht ihn etwas an, was an sein eigen blut erinnert. trügt ihn die ahnung, die sich seiner bemächtigt? er bricht gerade mit der frage hervor : *hwer sîn fater wâri.*

Aber besser hätte es der heldensitte angestanden, dass Hildebrand seinen gegner vorerst nach der eigenen person gefragt hätte statt so kurzweg (*fôhêm uuortum*) nach der des vaters. das wort braucht ihm nur zu entfahren, so wird er seines verstofses inne : mit den worten *eddo sage zi furist dinan namun* 'oder sage vielmehr zuvörderst deinen namen' redressiert er sofort den faux pas. mit den weiteren worten *sô chundu ik dir in wâri hwelihhes cnuosles dû sis* kommt er dann in beabsichtigter weise auf die frage zurück, mit der er vorher unwillkürlich verraten hatte, wes sein herz voll ist.

Denn freilich ligt ihm daran, gleich mit seinem ersten auftreten zu documentieren, dass er nicht ein beliebiger Hunnenkrieger sei, wofür man ihn seiner kleidung oder rüstung nach halten könnte, sondern dass es mit ihm seine besondre bewantnis habe. aber er hütet sich wol, auf seine genealogische kenntnis, mit der er des gegners aufmerksamkeit zu erregen sucht, in der art hinzuweisen, dass gleich seine besondern beziehungen zum lande durchblicken. blofs erst als einen ἄνδρα πολύτροπον führt er sich ein, der so weit in der welt herumgekommen, dass ihm alle heldengeschlechter, so auch die dieses landes, bekannt seien. er kennt den stand der dinge im lande, die gesinnung seines gegners zu wenig, um zu wissen, ob er mehr verraten dürfe. er zeigt sich also zunächst als einen sehr vorsichtigen mann und nicht

ohne grund denn rühmt der dichter eingangs seine lebensweisheit, ihn *ferahes frôtôro* heifsend. man sieht nun von neuem, wie recht Braune hatte, die interpunction nach *in kunincriche* zu fordern (Beitr. 21, 1 ff; vgl. auch Kauffmann Philolog. stud. s. 159): diese worte zur zweiten halbzeile gezogen ergäben eine deutlichkeit, die ganz den intentionen der dichtung widerspräche.

Bedarf meine ergänzung 10f dem sinne nach noch längerer verteidigung? dass Hildebrand seinen gegner nach dem namen gefragt haben muss, wird niemand leugnen, der die folgeworte *ih heittu Hadubrant* anerkennt und der der meinung ist, dass man aus dem, was beantwortet wird, einen rückschluss auf das machen darf, was gefragt ist. gleichwol lässt von allen, die sich um die vorliegende stelle bemüht haben, nur Rödiger die frage nach dem namen stellen. im übrigen steckt er freilich durchaus im bann seiner vorgänger. er schreibt (Zs. 33, 412):

her frâgên gistuont
fôhêm uuortum, huer sîn fater wâri
fireo in folche: 'mî is des firiuuit mikil.
chûdi mî dînan namun' eddo hwelîhhes cnuosles dû sîs.

er setzt also die lücke, wie allgemein üblich, vor *eddo* statt nach *eddo* an. die folge ist, dass auch er für 10^a nichts als die verlegenheitsphrasen eines versfüllsels findet und auch bei ihm die worte nach *eddo* eine unerträgliche widerholung der schon in 9^a vorweggenommenen frage bilden.

Erkennen wir denn diese beiden puncte an : 1) dass nach dem namen gefragt sein muss, 2) dass die lücke erst nach *eddo* angesetzt werden darf, so erscheint die ergänzung fast bis auf den wortlaut gesichert. denn vergeblich wird man nunmehr für v. 10 nach einem sinngemäfsern stabwort suchen als *furist*[1]; und

[1] gerade dass dieses wort den rangbegriff ausdrückt, macht es für den hier geforderten zusammenhang so geeignet : denn Hildebrand will nicht sagen 'nenne mir zuerst deinen namen und dann den des vaters', sondern seine meinung ist vielmehr die : du brauchst mir den namen deines vaters gar nicht mehr zu sagen, wenn du mir deinen sagst. ihm ist der name des sohnes wichtiger, weil er aus diesem auf den des vaters zu schliefsen vermag, aber nicht umgekehrt aus dem namen des vaters auf den des sohnes. zur erläuterung von *zi furist* diene die folgende parallele : in Tatian 38, 7 wird Matth. 6, 33 'quaerite autem primum' usw. so widergegeben : *suohhet zi heristen gotes rihhi inti sín reht, inti allu thisu uuerdent iu*; in den Xanten. gloss. aber gilt *zi furist* für das 'primum' dieser stelle.

dass v. 11 mit einem nachsatz zu beginnen hat, oder dass wenigstens hier ein satz beginnen muss, der das regierende verb zu dem folgenden fragesatz enthält, darüber kann gewis kein zweifel bestehn. die worte *in wâri* endlich, die hier nicht in der beliebten weise Otfrids blofs das versschema erfüllen, beschliefsen die lücke inhaltlich ebenso passend, wie sie dieselbe zugleich äufserlich erklären : *wâri* v. 9 und *wâri* v. 11 vermengten sich dem schreiberauge.

Zum schluss noch einige worte über die verse, die die rede Hildebrands einleiten. Möller (Zur ahd. allitterationspoesie, s. 81. 88 f) setzt nach v. 8 eine lücke an, weil er das objectsnomen zu *frâgên gistuont* vermisst und an der aufeinanderfolge dreier gleichstabiger verse anstofs nimmt. diese gründe sind sicherlich beachtenswert. doch Möllers gedanke, *ðeotgomo bettisto, ðegan iungiran* einzuschieben, scheint mir nicht im sinn des gedichts zu liegen. wer meine eben gegebenen darlegungen billigt, wird statt *ðeotgomo bettisto* lieber ein den sohn charakterisierendes wort erwarten oder eine bemerkung, in der sich der eindruck malt, den Hildebrand unter der erscheinung Hadubrands erfährt : kurz irgend etwas, was geeignet wäre, die unwillkürlichkeit seiner frage psychologisch zu verdeutlichen.

17. Hat denn noch niemand an dem sinn der überlieferten verse 15—17 anstofs genommen? welcher mensch — wenn es sich nicht gerade um ein findelkind handelt — wird für seine kenntnis des väterlichen namens das zeugnis andrer leute anrufen! und Hadubrand sollte dies tun, der gleich darauf erzählt, wie er im hause der mutter aufgewachsen sei? mit der beseitigung von 15. 16 gestaltet sich 17 — ein vers, den Sievers Altgerm. metr. § 125 für prosa erklärt, — sofort gleichsam von selber zu metrischer reinheit, wie denn auch erst dadurch, dass *ih heittu Hadubrant* in die erste halbzeile rückt, die verse 18 f einen glatten anschluss gewinnen. die ausgeschiedenen verse 15. 16 aber erweisen sich als alberne nachbildung von 42. 43, ja sie werden erst eigentlich durch diese verständlich.

Man bemüht sich aus den worten *dea érhina warun* v. 16 herauszulesen oder herauszuvermuten 'die früher starben' oder 'die früher lebten'. aber eben die verse 42 f können uns belehren, dass *hina* an unsrer stelle ganz und gar nichts andres heifst als gleich nachher zweimal hintereinander (v. 19. 22), näm-

lich : 'von diesem lande hinweg'. die aber früher hinweg waren, dh. aufser landes giengen, sind natürlich eben die seefahrer, von denen 42 ff die rede ist. unser geistreicher nachbesserer, den ich mir übrigens nicht als mann der feder, sondern als vortragenden sänger denke, hat also die vorstellung, dass diese männer bei ihrer rückkehr nicht nur die kunde vom tode Hildebrands bringen, sondern dass Hadubrand von ihnen zugleich erst erfährt, dass jener held sein vater ist. vielleicht brachten ihn auf solchen gedanken die worte, denen er am ende der rede (v. 23) begegnete: *chûd was her ér chônném mannum.*

Für die bedeutung *hina wesan* = 'auswärts sein' darf man sich auf Otfr. I 21, 3 berufen *thâr Iôséph uuas in lante hina in elilenti.* dieser stelle erinnerte sich bereits Lachmann hier (Kl. schr. 1, 423), aber er glaubte sie zur erklärung nicht heranziehen zu dürfen, weil der zusammenhang dawider sei.

Dass der genannte sänger in der verstechnik nicht mehr auf der höhe stand, verrät die üble umgestaltung, die er mit v. 17 vornahm. wir werden uns daher auch nicht bemühen, dem vers 15, den Sievers ebenfalls als prosa ansieht, durch änderung den stab zu gewinnen, sondern constatieren in diesem allitterationslosen reimvers ein specimen der kunst, die diesem mann eigentlich angestanden haben mag.

18—28. Sein talent begegnet uns sofort wider. nur finden wir das rätsel, das er diesmal aufgibt, noch durch eine laune der überlieferung compliciert. dazu hat eine falsche interpretation, die sich in der letzten zeit eingebürgert hat, das sachverhältnis vollends verdunkelt.

Man hält es nämlich nach den darlegungen von Heinzel (Ostgot. heldens. s. 43) und Kögel (Litteraturgesch. I 1, 217) für ausgemacht, dass *Déotrîhhe darbâ gistuontun fateres mînes* hier nichts andres heifsen könne als 'Dietrich hatte meinen vater nötig, er gebrauchte seine dienste'. aber mir erscheint der beweis keineswegs erbracht, dass *darbâ* hier nicht auch heifsen könne 'entbehrungen', 23. 24 also entsprechend Lachmann zu übersetzen sei 'später hatte Dietrich meinen vater zu entbehren, traf ihn sein verlust'. die deutung Heinzels und Kögels ist dem ganzen zusammenhang nach ausgeschlossen, ob man nun mit Heinzel *sîd* durch komma oder mit Steinmeyer durch punct vom vorhergehnden trennt : 'er begab sich ostwärts, weil Dietrich

meinen vater nötig hatte', ist deswegen nicht angänglich, da es vorher hiefs : er begab sich ostwärts, weil er vor *Ôtachres nîd* fliehen muste. und ebensowenig vereint sich mit dem vorhergehnden : 'er begab sich ostwärts. später hatte Dietrich meinen vater nötig'. denn eine solche ausdrucksweise würde voraussetzen, dass er vorher noch nicht im gefolge Dietrichs war, was dem vers 19 widerspräche. nun freilich bemerkt Heinzel ganz recht, dass die sage davon nichts wisse, dass Hildebrand später von Dietrich getrennt worden sei. aber gleichwol wird sich uns bald erklären, wie diese vorstellung hier entstand.

Unter den zahlreichen versuchen, den abschnitt 18—27 ins reine zu bringen, bietet allein derjenige einen richtigen ansatz, der die geringste beachtung gefunden zu haben scheint.

Müllenhoff mit seinem scharfen sinn für unebenheiten der darstellung erkannte, dass durch die verse 23. 24 die ordnung der gedanken gestört werde. er construierte in den anmerkungen (Denkm.[3] II 13f) folgenden text für 22—27:

22 arbeo laosa: er rêt ôstar hina.
25 er was Ôtachre ummett irri,
26 degano dechisto demo Deotmâres sune.
23 sid Dêtrîhhe darbâ gistuontun
24 fateres mînes: dat uuas sô friuntlaos man.
26 eo folches at ente: imo uuas eo fehta ti leop:

Wo Müllenhoff hier abseits gerät, das ist die zweite halbzeile des verses 26, für die in der hs. steht *unti Deotrichhe darba gistontun.* er erkannte wol, dass *darba gistontun* als widerholung von 23[a] aufzufassen sei. aber in der theorie befangen, dass der schreiber aus dem gedächtnis geschrieben habe, erblickte er in dieser widerholung ein abirren des gedächtnisses statt ein abirren des auges und verzichtete daher darauf, für *unti* die selbstverständliche conjectur Wackernagels, nämlich *miti*, anzunehmen, fühlte sich statt dessen zu völlig freier umgestaltung des halbverses befugt. aber er hätte gerade mit hilfe von Wackernagels *miti* die richtigkeit seiner neuordnung erhärten können, wie anderseits die neuordnung wider die richtigkeit von *miti* aufser zweifel setzt. denn das einzige, was sich gegen Wackernagels präposition sagen liefs, das war die ungewöhnliche redeweise, die sie ergab : *her was .... degano dechisto miti Deotrichhe* 'er war .... der liebste der degen bei Dietrich'. dass dieses bedenken

durch die neuordnung wegfällt, das zeigt sich, sobald wir nur richtig interpungieren:

22 arbeo laoso: her ræt ôstar hina
25 (her was Ôtachre ummet tirri),
26 degano dechisto, miti Deotrîchhe:
23 sîd Dêtrîhhe darbâ gistuontun
24 fateres mînes. dat uuas sô friuntlaos man.
27 her was eo folches at ente, imo was eo fehta ti leop:

also: 'er ritt ostwärts hinweg, der liebste der degen, mit Dietrich'.

Nun tritt sofort unverkennbar das interpolationswerk zu tage. die verse 22^2. 25. 26 sind nichts als eine wenig variierende widerholung von 18 f [1]. warum aber unser mann auf die schon anfangs berichtete tatsache zurückgriff, das sagen diê verse 23 f. er fragte sich: wenn Hildebrand als gefolgsmann Dietrichs auszog, wie kommt es, dass er hier ohne ihn und in anderm dienst erscheint? weil Dietrich ihn später verlor, antwortete er findig — aber leider möglichst gegen den sinn der dichtung! denn diese muss es gerade vermeiden, Hadubrand mit irgend einer kenntnis auszustatten, die ihm begreiflich machte, dass sein vater in den dienst des Hunnenkönigs getreten sei. Hadubrand muss sich vielmehr völlig in der vorstellung befangen zeigen, dass, wenn sein vater erschiene, er es nur im gefolge oder als mann Dietrichs könnte.

Mit den worten *dat uuas sô friuntlaos man* nimmt der hinzudichtende sänger dann deutlich den gedanken 20—22^1 wider auf, bei dem er abgebrochen hatte, und ebenso deutlich entleiht er die

[1] aus diesem verhältnis ergibt sich nun auch mit sicherheit, dass in *tirri* eine verderbnis steckt. denn v. 25 entspricht der halbzeile 18^2, und in dieser ist nicht von Hildebrands feindseligkeit gegen Odoaker die rede, sondern umgekehrt von Odoakew gegen Hildebrand. ich erlaube mir die vermutung, dass *firri* zu schreiben sei und der bearbeiter also sagen wollte: während Hildebrand dem Dietrich in die fremde folgte, entfernte er sich ungeheuer weit von Odoaker. er gibt also den begriff *flôh* wider mit *was ummet firri*. über die offenbar dem *ummet spâhêr* v. 39 ungeschickt nachgebildete ausdrucksweise darf man sich bei diesem mann nicht wundern. die ansetzung eines adjectivischen *ja*-stamms *firri* scheint unbedenklich, wenn er auch nicht direct bezeugt ist: überliefert ist ahd. und as. nur ein adj. *fer*(*r*), wozu ags. *feor*(*r*) stimmt; das von Graff III 656 f angesetzte adj. *ferri* ist weder lautgesetzlich noch wird es von den angeführten beispielen gefordert. übrigens will ich den doppelten einwand ESchröders, dass die belege fürs adjectiv sämtlich attributive stellung aufweisen und es im ahd. normal *ferro uuesan* (so zb. Tat. 97, 4. 236, 7) heifst, nicht verschweigen.

worte *her was eo folches at ente, imo was eo fehta ti leop*, mit denen er die überleitung zur folge findet, dem vers 51 aus der spätern rede Hildebrands.

Dass wir bei diesem einschiebungswerk würklich den biedermann der verse 15—17 vor uns haben, drängt sich ganz unverkennbar auf. wider dieses erklärenwollen, wo nichts zu erklären ist, und wider diese beneidenswerte genügsamkeit der einfalt, die aufgabe zu lösen. auch der alte stilheld bewährt sich: das *sîd Dêtrîhhe* unmittelbar auf *miti Deotrîchhe*, das *her was* und *imo was* inmitten von *dat uuas* und *was her*. und endlich seine verskunst! in v. 28 begegnen wir einem erzeugnis, das keinem metrischen system freude ist. und wie es mit dem reimschatz unsers autors steht, beweist die tatsache, dass von seinen sechs versen je zwei immer dieselben stäbe führen: die beiden ersten vocalischen, die beiden mittleren *d*-, die beiden letzten *f*-stab. alle solche schönen dinge, für die man teilweise schon seinen emendationsgeist anstrengen zu müssen gemeint hat, wird man nun gern als das unantastbare recht dieses mannes bewahren.

Übrigens erklärt sich, was ich vorher laune der überlieferung nannte, jetzt vielleicht als bewuste änderung. ein copist ordnete die verspaare 23. 24 und 25. 26 um, weil er sich an der aufeinanderfolge *miti Deotrîchhe. sîd Dêtrîhhe* stiefs.

Man wird bemerkt haben, dass ich in vers 22 (vgl. s. 66) den text der interpolation änderte, indem ich *laoso* für das überlieferte *laosa* schrieb. für dieses verfahren schulde ich noch rechenschaft.

arbeo laosa als schwache form und zugleich prädicativ zu erklären, wird nach Gerings erörterung (Zs. f. d. phil. 26, 465 f) niemandem mehr einfallen. demnach kommen überhaupt nur noch zwei deutungen des *laosa* ernstlich in betracht. erstens die von Gering neubegründete Müllenhoffs, bei der *laosa* als schwacher neutraler singular gilt. Gering übersetzt: 'er liefs im lande elend zurück die frau im hause, das kind unerwachsen, das erblose'. oder die Kögels (Littgesch. s. 216), der *arbeo laosa* als starken neutralen plural nimmt und ebenso *luttila*, was schon vor ihm Pütz tat (Die überreste deutscher dichtung aus der zeit vor einführung des christentums, Coblenzer progr. — nicht Kölner, wie Braune Ahd. leseb.[4] s. 172 citiert — 1851, s. 19). Kögel übersetzt: 'er liefs im lande trauernd zurück seine junge frau im gemache und ein unerwachsenes kind, des besitzes beraubt'.

Ich will von der künstlichen, verschränkten ausdrucksweise absehen, die sich bei der letztern erklärung ergibt. aber was gegen sie wie gegen die erstere gleich entschieden spricht, ist dies: es handelt sich hier doch gerade darum, dass Hildebrands familie im haus zurückbleibt. mit *arbeo laosa* aber wäre das gegenteil ausgedrückt, nämlich, dass die zurückgelassenen haus und hof räumen musten. dass im kopfe des ursprünglichen dichters ein so crasses widersprechen zweier aufeinanderfolgenden begriffe ausgeschlossen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber es ist auch kaum denkbar, dass ein späterer dergleichen verschuldet hätte. freilich weifs Kauffmann dem widerspruch zu entgehn, indem er neuerdings (Philol. stud. für Sievers s. 139) die deutung Kögels mit dem unterschied acceptiert, dass er *in lante* 'irgendwo im reiche' übersetzt. er lässt also den Hadubrand mit andern worten sagen, dass der vater die seinigen in irgend einem gemache des reichs zurückliefs.

Würklich konnte sich die verlegenheit unsrer interpreten, *arbeo laosa* in den zusammenhang zu bringen, nicht augenscheinlicher malen als durch dieses auskunftsmittel Kauffmanns. *arbeo laosa* ist eben in gar keinen zusammenhang zu bringen: durch meine kleine änderung aber erhalten die worte ihre einzig richtige und mögliche beziehung, nämlich auf Hildebrand selber: 'er liefs im land trauernd zurück das weib im gemache, den unerwachsenen sohn, der geächtete'.

Jetzt sieht man, dass unser sänger mit dem *arbeo laosa* den vorhergehnden subjectsbegriff wider aufnahm, um so eine bequeme anknüpfung für sein werk zu gewinnen. es scheint, als besitze er ein faible für diese epische stilform, denn gleich in seinem nächsten satze, wissen wir, pflegt er ihrer wider: *her ræt ôstar hina . . . ., degano dechisto*[1].

[1] man hat auf grund von lesefehlern und anderen mechanischen versehen der überlieferung auf zwei schriftliche stadien unsers denkmals geschlossen. ist meine obige erörterung der partie 18—28 richtig, so wird diese hypothese durch innere momente bestätigt. denn die angenommenen verhältnisse erklären sich nur, wenn eine urschrift existierte, die direct nach dem vortrag unsers sängers angefertigt ward, und diese dann eine copie erfuhr. dass die urschrift nach dem gedächtnis geschrieben war, halt auch ich in anbetracht des lückenhaften zustands der überlieferung für das wahrscheinlichste. ob aber mit dieser ansetzung zweier schriftlicher stadien sich alle fragen der überlieferung lösen lassen, das entscheiden zu wollen, ligt mir fern.

28. 29. Auch die ergänzungsversuche, die man diesen versen gewidmet hat, kommen über versfüllsel nicht hinaus. aber es ist doch ganz klar, dass zwischen den sätzen der überlieferung *chûd was her chônnêm mannum* und *ni wâniu ih iû lîb habbe* das gedankliche zwischenglied fehlt. warum vermutet Hadubrand den tod seines vaters? vers 28 führt logischer weise auf den grund: weil er jetzt nicht mehr *chûd* ist *chônnêm mannum*, dh. lange niemand gekommen war, der von ihm wuste.

Habe ich aber in 29[1] den richtigen gedanken getroffen — nur auf diesen, nicht auf den wortlaut kommt es mir an — so ergibt sich für 28 die notwendigkeit des zeitlichen gegensatzes von selber. diesen durch das wörtchen *êr* auszudrücken empfiehlt sich, weil sich der ausfall von *êr* nach *her* so überaus leicht erklärt.

Seit Müllenhoff wird vielfach angenommen, dass sich Hadubrands äufserung *ni wâniu ih iû lîb habbe* als unechten zusatz erweise, weil sie im widerspruch mit seiner spätern stehe : *dat sagêtun mî sęolîdante . . dat inan wic furnam : tôt ist Hiltibrant, Heribrantes suno.* indessen nachdem jene erste äufserung in richtiger gedanklicher folge steht, sehen wir wol, wie sich beide vereinigen. aus *chûd was her êr chônnêm mannum* lässt sich entnehmen, dass früher öfter nachrichten von Hildebrand ins land gelangten. dann aber brachten die seefahrer die nachricht, dass er im kampf gefallen sei. die sohnesliebe will an das furchtbare nicht glauben. als aber in der folge tatsächlich jede weitere kunde vom vater verstummt, da schwindet die anfangs gehegte hoffnung, die mitteilung der seefahrer könnte auf irrtum beruhen. Hadubrand beginnt würklich an den tod des vaters zu glauben. diese stimmung erhält hier zum schluss seiner ersten rede ausdruck. dass sich dann für ihn am schluss der zweiten rede die aussage der seefahrer zu völliger gewisheit steigert, beruht auf psychologischen gründen, die wir bald kennen lernen werden.

30—32. Wir erinnern uns, wie Hildebrand es von vornherein auf seine erkennung anlegte, wie er aber zunächst mit gröster vorsicht und zurückhaltung verfuhr, weil er nicht wissen konnte, wem er gegenüberstand. nun sieht er, dass seine ahnung ihn nicht geteuscht hat, dass in dem jungen helden da würklich sein eigner sohn vor ihm steht, dass sein andenken in treuer, liebevoller pietät bei ihm lebt. wie könnte sein vatergefühl sich

länger zügel anlegen! hier oder nirgends ist der platz für die eröffnung. schon Müllenhoff setzte sie in die zweite rede Hildebrands und Edzardi, der sich ihm hierin anschloss, bemerkte ganz richtig (Beitr. 8, 489), dass auch *inan* v. 43 darauf deute, dass sich Hildebrand vorher genannt habe.

Wenn sich trotzdem die neuere kritik wider in andrer richtung bewegt, so mag das an den mängeln des positiven versuchs liegen, den Müllenhoff vornahm. denn er bot diesen vorschlag:

31 dat du neo dana halt dinc ni gileitôs
mit sus sippan man sô ih dir selbo bim:
ih bin Hiltibrant, Heribrantes suno.

er bedarf also nicht blofs der ergänzung von $1^1/_2$ langzeilen, sondern muss dazu noch in einer umstellung auskunft suchen. und was ist das ergebnis? eine unmögliche allitteration in v. 31 (vgl. Rödiger Zs. 35, 176). Edzardi ersetzte Müllenhoffs *sô ich dir selbo bim* durch die halbzeile *gisihistu nû fater dîn*, was gewis in keinem sinn als besserung gelten kann.

Was meine ergänzung betrifft, so hat sie, abgesehen von ihrer correctheit, das für sich, dass sie die forderungen der situation mit überraschender einfachheit erfüllt. aber über diese situation gilt es noch klarheit zu gewinnen. denn es herscht unter den interpreten eine ziemliche unsicherheit darüber, welchen ton man in den worten Hildebrands zu erkennen hat. vor allem weifs man sich nicht recht mit dem ausdruck *dinc* abzufinden.

Mit der rede und gegenrede Hildebrands und Hadubrands hat eines jener redeturniere oder rededuelle begonnen, wie sie dem einzelkampf zweier helden oder auch dem kampf ihrer heere gern vorausgehn. diese dialoge nehmen gewöhnlich sehr bald eine recht bittre und sarkastische wendung, weil keiner der helden etwa bezweckt, das gemüt des andern zu beschwichtigen, sondern jeder im gegenteil, den gegner zum kampf aufzureizen.

Hätte also den nekrolog, den Hadubrand seinem vater widmete, ein würklicher gegner zu hören bekommen, so hätte sich das rededuell etwa in der art fortspinnen können, dass dieser gegner erwiderte : 'wol steht es einem heldensohn an, sich um das leben des vaters zu besorgen. doch willst du dich hier als heldensohn beweisen, so denke jetzt deines eigenen lebens!' indem aber Hildebrand nun in dem gegner seinen sohn erkennt, löst sich der ernst plötzlich in heiterkeit auf und natur-

gemäfs wandelt sich der bittre humor, den wir an dieser stelle sonst zu erwarten hätten, zu einem freundlichen um.

Von hier aus tritt nun der begriff *dinc* in sein rechtes licht. *dinc* ist ein juristischer ausdruck, mit dem eine gerichtsverhandlung bezeichnet wird. auch in einer gerichtsverhandlung findet ein rededuell der streitenden parteien statt. aber der zweck der gerichtsverhandlung ist, den streit auf unblutige weise zum austrag zu bringen, zu 'schlichten', wie das technische wort lautet. zu einem rededuell mit unblutigem ausgang malt sich dem freudig überraschten vater nun auch der kampfesdialog, in dem er und sein sohn eben begriffen sind. mit dem wort *dinc* gibt er daher einen diese plötzliche wendung des streites scherzhaft bezeichnenden ausdruck, und in dem wörtchen *sulih*, das ich des stabes wegen zu *dinc* ergänzte, scheint mir die aufsergewöhnliche, die scherzhafte anwendung dieses begriffes glücklich angedeutet.

Aus dem scherzhaften sinn von *dinc* folgt aber natürlich, dass man auch die feierlichkeit, mit der der alte seine rede anhebt — dieses pathetische herbeicitieren Gottes aus himmlischer höhe, dass er zeugnis in diesem *dinc* ablege[1] — für ausfluss seines humors nehmen muss.

Zu diesem feierlichen anhub der rede steht ihr übriger teil in würksamst lebendigem contrast. fast naturalistisch mutet es uns an, wie der alte sich überhastend, sich gleichsam selbst in die rede fallend, parenthetisch mit seiner entdeckung hervorbricht, und wie die überfülle des gefühls sich in diesen gehäuften, andeutenden, hinweisenden worten: ***neo dana halt, sus, sulih*** bahn macht.

35. *'dat ih dir it nû bi huldi gibu!'* auch mit ***bi huldi*** verbindet man eine recht schwanke vorstellung. man übersetzt 'mit huld' (Lachmann ua.), 'sine dolo' (Kögel Litteraturgesch. I 1, 221), 'um gnade willen' (Luft Die entwicklung des dialogs im alt. Hildebrandsl. s. 19. 24), 'aus liebe' oder 'um liebe willen' (Martin Anz. XXII 281). aber was ist mit allen diesen bedeutungen für den zusammenhang anzufangen? Kauffmann schliefst aus ***bi huldi***, dass Hildebrand die ringe 'als ausweis seiner person und als treuezeichen' überreicht habe (Philol. stud. für Sievers s. 147). aber derselbe Kauffmann erkennt sehr treffend aus der bezeichnung *cheisuringu gitân*, dass die armspangen, die Hildebrand sich

[1] wegen der bedeutung von *wêttu* vgl. Siebs Zs. f. d. phil. 29, 412.

abstreift, eine goldmünze mit dem bildnis des Hunnenherschers trugen. wir fragen : wie hätte Hildebrand sich einfallen lassen können, diesen schmuck fremden, feindlichen gepräges darzubieten, um seine vaterschaft und freundschaft zu erweisen? da hätte er ja würklich annehmen müssen, dass seinem sohn sein hunnisches verhältnis bekannt sei!

In dem altenglischen heldengedicht Byrhtnoths tod ist uns eine scene überliefert, die ich hier in der übertragung ten Brinks (Engl. litteraturgesch. 1, 118f) vollständig hersetze, weil sie uns noch widerholt beschäftigen wird:

Byrhtnoth [der heranrückt, um das land von den dänischen eindringlingen zu befreien,] brachte sein heer in schlachtordnung und herumreitend ermahnte und ermutigte er seine krieger. dann stieg er vom pferd und stellte sich mitten unter seinen treuen gefolgsmännern auf.
Am andern ufer stand ein bote der Wikinge, der mit kräftiger stimme, in drohendem ton dem eorl das anliegen der seefahrer vortrug : 'mich senden zu dir schnelle seeleute. sie entbieten dir, dass du ihnen schleunig ringe sendest, um frieden zu erlangen. euch ist es besser, tribut zu zahlen als mit uns in so hartem kampf zu streiten. wenn du, der du hier der reichste bist, deine leute lösen willst, den seemännern nach ihrer eigenen schätzung geld geben, so wollen wir mit den schätzen uns einschiffen, in see gehen und euch frieden halten'. Byrhtnoth hielt den schild fest, schwang die schwanke esche und antwortete zornig und entschlossen : 'hörst du, seefahrer, was dieses volk sagt? sie wollen euch als tribut gere geben, giftige lanzenspitzen und alte schwerter, waffenschmuck, der euch zum kampfe nicht taugt. bote der seemänner, sage deinem volk, hier stehe ein rechtschaffener eorl mit seiner schaar, der diesen erbsitz, Aethelreds volk und land verteidigen will. fallen sollen heiden im kampf. zu schimpflich dünkt es mich, dass ihr mit euern schätzen unangefochten zu schiffe gehn solltet, nun ihr so weit herwärts in unser land gedrungen seid. so leichten kaufs sollt ihr euch keinen schatz erwerben : eher soll uns spitze und schneide geziemen, grimmes kampfspiel, bevor wir tribut zahlen!'

Hier also werden von dem fremden krieger keine ringe geboten, sondern sie werden gefordert — gefordert, auf dass man sich den frieden damit erkaufe. Graff Ahd. sprachsch. IV 915 belegt für *huldi* die bedeutungen 'gratia, favor, devotio, fortuna, **pax**, fides': es kann keinem zweifel unterliegen, dass *bi huldi* in unserm lied heifst 'um den frieden zu erlangen'. aber wenn im Byrhtnothlied die ringe gefordert werden, so geschieht das in höhnendem übermut. und Hildebrand, der ruhmesstolze held, bietet sie hier in freiwilliger ergebenheit dem jungen mann? er

halt eben in der uns schon bekannten scherzhaften weise die kampfesidee fest. es ist die höhe seines humors : 'da rufe ich doch den grofsen Gott vom himmel zum zeugen herab, dass du um nichts desto weniger (dh. obschon du deinen vater tot glaubst) noch niemals — ach ich bin ja Hildebrand, dein vater! — mit einem so blutsverwanten mann einen so beschaffenen streit führtest! ei so lass dir denn dies da geben, dass ich mir den frieden von dir erkaufe!'

37. 38. Zunächst über die ergänzung von 37ª ein wort. dass diese halbzeile, auch rein inhaltlich betrachtet, lückenhaft sei, erkannte Martin Anz. XXII 282. er stellte *geba grames* zur erwägung. aber von den fällen, auf die er sich für den doppelstab der zweiten halbzeile beruft, fallen nach meiner kritik (s. 63. 65f) 17. 25 als unecht weg, die übrigen würden sich von demjenigen, den sein text ergäbe, dadurch unterscheiden, dass sie auch in der ersten halbzeile den doppelstab aufweisen. auch würde *grames* eine sinnesnüance ergeben, die, wie wir noch sehen werden, der dichter in dem ausspruch nicht beabsichtigt. für das von mir eingesetzte *man* könnte man natürlich auch *mannes* schreiben : ich meinte die unflectierte form (vgl. Braune Ahd. gr. § 239 anm. 1) wählen zu sollen, weil damit der ausfall des wortes so sehr einleuchtet.

Was aber besagt nun der ausspruch *mit gêru scal man geba* ⟨*man*⟩ *infâhan, ort widar orte?*

Dreierlei deutungen hat er hervorgerufen. Lachmann (Kl. schr. I 433), Müllenhoff in den frühern auflagen der Denkmäler, Möller (Ahd. allitterationspoesie 100f) nehmen ihn im moralischen sinne : 'nur im kampf soll man [des gegners] gabe nehmen'. die übrigen erklärer fassen die worte im eigentlichen verstande. sie meinen, dass mit ihnen auf eine alte sitte angespielt werde, gaben 'auf der speerspitze darzureichen und von seiten des empfängers mit dem speer entgegenzunehmen' (JGrimm Kl. schr. II 199). aus dieser letztern annahme aber folgen dann zwei ganz entgegengesetzte beurteilungen der stelle, je nachdem man die frage beantwortet, zu welchem zweck Hadubrand den alten brauch erwähnt.

Edzardi erklärte im einklang mit OSchröder (Bemerkungen z. Hildebrandsl. s. 22) : Hildebrand habe, im eifer die heldensitte außer acht lassend, den ring mit der hand dargereicht. 'mit

dem hinweis auf die heldensitte weist Hadubrand es ab, ihn so zu empfangen, weil er dabei eine hinterlist vermutet' (Beitr. 8, 490).

Müllenhoff dagegen gelangte nach erneuter prüfung zu folgender auslegung: 'wahr ist es, der sitte entspricht, dass man gabe spitze gegen spitze empfange, aber du bist dir, alter Hun' usw. er lässt Hadubrand also umgekehrt gerade constatieren, dass Hildebrand der sitte gemäfs handle, sodass nach ihm der sinn der worte wäre: 'indem du mir mit dem speer deine gabe überreichst, folgst du zwar dem allgemeinen brauch: gleichwol mistrau ich dir'. diesen standpunct Müllenhoffs teilt man wol heute mehr oder weniger allgemein (vgl. zb. Heinzel WSB. 119, 46 f, Kögel Litteraturgesch. I 1, 213, Kauffmann s. 147. 148); nur Luft (s. 20) stellt sich wider auf seiten Edzardis.

Dass indessen Hildebrand seine gabe auf der spitze des gers gereicht habe, halt ich für sicher. nicht zwar nehm ich die verse 37 f zum beweis hierfür. doch bekommen nach meinen beobachtungen epischen stils die spätern worte Hadubrands v. 40 *spenis mih dînêm wortun, wili mih dînu speru werpan* nur dann einen untergrund, wenn Hildebrand seine worte *dat ih dir it nû bi huldi gibu* gesprochen hatte, indem er gleichzeitig seine lanze vorstreckte.

Hiernach bleibt von den genannten drei deutungen des spruches überhaupt nur noch die zuletzt erwähnte discutabel. nun aber muss gesagt werden, dass diese mit einer der wesentlichsten eigenheiten echter heldenpoesie unvereinbar ist. die dichter der heldenpoesie nämlich denken und leben vollkommen in den anschauungen des milieus, das sie schildern: sie dichten daher ganz unbewust aus diesem heraus. wie möchten ihre helden also darauf verfallen, die sitten, die sie ausüben, mit glossen zu begleiten, wie sie nur im sinne aufserhalb stehnder betrachter liegen könnten!

Aber nicht einmal die tatsächliche voraussetzung Müllenhoffs und seiner genossen trifft zu: man darf dieses geben und nehmen auf der spitze der waffe gar nicht als eine regelrechte sitte ansehen. schon Möller zeigte, dass man darunter einen gelegentlichen brauch zu erkennen hat, der jedesmal in der situation oder dem verhältnis der personen seine begründung findet. beachtenswert in diesem sinn ist auch der nach-

weis, den Kraus (Zs. f. öst. gymn. 1894, s. 131) aus asiatischer sitte bringt.

Man muss mithin für unsern spruch nach einem actuellen grund suchen. er ligt vor augen: Hildebrand hat zwar dem sohne die gabe mit dem speer gereicht, aber direct in die hand. des letzteren worte besagen also zunächst soviel: mit dem speer will ich die gabe nehmen, die mit dem speer mir gereicht wird. nicht nehm ich sie mit der hand an. so ist es unter männern recht. in dem *ort widar orte* drückt er dann noch einmal deutlich diesen sinn aus: meinen speer will ich gegen deinen halten!

Das mistrauen Hadubrands begreift sich aber jetzt.

Indem Hildebrand ihm die ringe in die hand reichen will, bringt er sie dem auge des sohnes so nahe, dass dieser sie *cheisuringu gitân* erkennt. muste es aber Hadubrand schon mit unglauben erfüllen, dass er in dem mann, der ihm als führer des feindlich eingedrungenen Hunnenheers gegenüberstand, seinen vater zu erblicken hätte, so gilt es ihm nach dieser neuen entdeckung vollends als ausgemacht, dass er es mit einem abgefeimten schwindler zu tun habe, der nur deswegen die lanze zur gabe vorstrecke, um sie ihm meuchlings in den leib zu stofsen.

Wir besitzen in der heldenepik mittelhochdeutscher zeit eine erkennungsscene, die zu dem fall hier eine lehrreiche parallele darbietet. ich meine den vorgang in der Kudrun, der Hagen betrifft. dieser ist im schiff des grafen von Garadie und seiner leute zur heimat gelangt und beordert nun sogleich boten zu seinem vater Sigebant:

141 Der nû welle dienen an mir michel guot,
diu mære, diu ich enbiute, swer daz gerne tuot,
dêr si sage[1] dem künege, dem gibe ich golt daz rîche.
jâ lônet im vil gerne mîn vater und mîn muoter rîliche.

hieran — ich gebe die scene in der gestalt wider, die ich für die ursprüngliche halte[2] — schliefst sich unmittelbar an:

[1] *dêr si sage* ist zu lesen für *der sag* der hs.; *dêr diu sage* schreiben schon Ziemann, Ettmüller und Piper, die übrigen herausgeber *der diu sage* (Bartsch, Symons) resp. *saget* (Vollmer, Martin). — *dêr* für *daz er* steht auch 333, 2.

[2] ich brauche wol kaum zu bemerken, dass diese textesconstruction auf einer gesamtbetrachtung des Hagenlieds beruht.

144, 1 Die boten riten dannen in Sigebandes lant.
145, 2 dô sprach einer drunder 'dâ hât uns her gesant
dîn sun der junge Hagene. swer den gerne sæhe,
der ist hie sô nâhen, daz daz in kurzer zîte wol geschæhe.
146 Dô sprâch der vürste Sigebant 'ir trieget mich ân nôt.
er ist sô hin gescheiden, daz mir des kindes tôt
dicke hât erwecket mînes herzen sinne'.
'ob irs niht geloubet, sô vrâget iuwer wîp die küniginne.
147 Der ist er alsô dicke gewesen nâhen bî.
ob im an sîner brüste ein guldîn kriuze sî,
ob man des an dem degene die rehten wârheit vinde,
geruochet ir des beide, sô muget ir sîn wol jehen ze einem kinde.'
148 Uoten der vrouwen ditze wart geseit.
si vreute sich der mære, ê was ir ofte leit.
si sprach 'wir sulen rîten dâ wirz ze rehte ervinden'.
der wirt hiez dô satelen im und sînen besten ingesinden.
150, 3 Her Hagene was gestanden nider ûf den sant.
152, 2 'sît irz, sprach zime der recke, 'der nâch uns hât gesant,
und gehet ze einer muoter der edelen küniginne?
und sint wâr diu mære, sô bin ich vrô von allen mînen sinnen'.
153 Uote diu schœne gezogenlîchen sprach
'heiz uns vor den liuten schaffen hie gemach.
ich sol in wol erkennen, ob im hie zimt diu krône'.
si ervant diu wâren bilde. do enphiengen si den jungen helt vil schône.

Hier ist es also der sohn, der tot geglaubt nach langen jahren der verschollenheit mit feinden des landes in die heimat zurückkehrt. wir sehen, wie er auf das mistrauen seines vaters vorbereitet ist, und es für ganz selbstverständlich hält, sich nach entdeckung seines namens durch ein untrügliches zeichen auszuweisen. was aber gilt als ein solches? ein kostbarer gegenstand, den er an seinem körper trägt!

Hiernach ahnen wir, was Hadubrand erwartet, als Hildebrand nach seiner überraschenden eröffnung sich die ringe vom arme abstreift, um sie ihm zu reichen. wir verstehn, welche würkung es auf ihn ausüben muss, als statt des documents, das die heimischen beziehungen des alten ausweisen soll, des feindes siegel ihm unter das gesicht rückt[1].

Hildebrand hat also einen schweren fehler begangen. er, der zunächst so besonnen die entdeckung einleitete, verliert hier im entscheidenden augenblick unter der gewalt der plötzlichen

[1] vgl. über die rolle, die das armspangenmotiv sonst in diesem sagenkreis spielt, Jiriczek Deutsche heldensagen I 281 f.

erkenntnis alle überlegung und vorsicht. er folgt dem reinen impuls seines vaterherzens. was aber seinen fehler so verhängnisvoll macht, das ist der boden, auf den er trifft : der charakter Hadubrands. dieser junge heifssporn ist von so brennendem verlangen erfüllt, seine kraft mit dem alten erprobten haudegen zu messen, dass er schon rein deswegen geneigt sein muss, hinter jedem versuch, ihn um die ruhmesgelegenheit zu bringen, böseste absicht zu wittern. was könnte seine befangenheit in der kampfesidee besser bezeichnen als der wandel, der sich in ihm in bezug auf die nachricht der seefahrer vollzieht. wir wissen, wie schwer er sich einstens überwand, an sie zu glauben, und noch kurz vorher vermochte er es nicht ganz. jetzt aber, wo ihm die aussage jener leute einen vorwand zu dem ersehnten kampf bietet, steigert sie sich in ihm sofort zu tatsächlicher gewisheit! daher also dieser scheinbare widerspruch zwischen den äufserungen v. 29 und v. 42—44.

Hadubrands ausspruch, sahen wir, besagt : man soll eine mit dem speer gereichte gabe nicht in die hand empfangen, sondern widerum mit dem speer. Kauffmann, der freilich die worte Hadubrands im geiste JGrimms (vgl. oben s. 73) fasst, schliefst aus ihnen, dass Hadubrand würklich die gabe angenommen habe[1] (Philol. stud. s. 148). nach meinen voraufgehnden erörterungen wird jeder empfinden, wie wenig dies in den augenblick passte; auch scheinen die ausdrücke *hrusti giwinnan, rauba birahanen*, die Hildebrand v. 56f gebraucht, zu widersprechen.

In dem moment, wo in Hadubrand der gedanke aufblitzt, der speer des alten wolle sich verstohlen gegen ihn selber richten, wird er natürlich unwillkürlich einen schritt zurückweichen, um zugleich den eigenen speer zur abwehr des fremden vorzustrecken. hierdurch gerät er denn in eine stellung gegen den alten, wie sie würklich derjenigen entspricht, die zwei reiter gern einnehmen, wenn der eine gabe geben, der andre empfangen will. nun merken wir wol den sinn des spruches, den Hadubrand dem

[1] Kauffmann kommt ganz logischer weise zu dieser vorstellung, weil auch ihm klar geworden ist — er hat hierin keinen vorgänger —, dass die armspangen für Hadubrand 'authentische documente der hunnischen herkunft Hildebrands' seien (s. 147). wenn nun Hildebrand dem sohn die gabe an die spitze des speeres hängt, so muste letzterer sie in der tat erst in empfang nehmen, um das gepräge der goldmünze erkennen zu können.

gegner zuruft : er bedeutet crassen hohn! 'nicht wahr, speer gegen speer, wie wir hier stehn, das ist die art, gabe anzunehmen? schau her, wie ichs meine!' und nun statt den speer zum nehmen geneigt eine abwehrende bewegung, bei der das geschenk zu boden fährt, und Hadubrand, statt die brust dem heimtückischen stofs zu bieten, selber stofsfertig dasteht.

Diese art, eine angeregte erwartung durch die überraschende wendung, die man einem wort oder einem allgemeinen satz gibt, zu teuschen oder zu verhöhnen, ist ein charakteristisches mittel des alten heldendialogs. es geht als litterarisches erbgut in unsre spätere poesie über und zeigt auch spuren in den mit der alten epik innigst und vielfach verquickten anfängen unsrer lyrik. ich betone das hier. denn man scheint noch gar wenig ahnung von diesem verhältnis zu haben, wie ich aus dem allgemeinen staunen ersehe, mit dem man es aufgenommen hat, dass ich den Kürenberger in den mannesstrophen seiner wechselgesänge phrasen der frauen persiflieren lasse.

Für unsern speciellen fall aber möcht ich auf eine stelle der vorher mitgeteilten Byrhtnothscene hinweisen. als Byrhtnoth von den Dänen aufgefordert wird, tribut zu zahlen, da antwortet er 'ja wol gerè wollen wir als tribut geben' usw. dieser fall scheint insbesondere dadurch bemerkenswert, dass die begleitende gebärde, die den eigentlichen sinn der rede zu erkennen gibt, hier mit den eigenen worten des dichters ausgedrückt wird : 'Byrhtnoth hielt den schild fest, schwang die schwanke esche und antwortete zornig und entschlossen'.

Die überraschende würkung wird auch wol erhöht, indem den doppeldeutigen worten plötzlich ein unzweideutiges beigemengt wird. es schien mir daher angemessen, die zweite halbzeile von v. 38 mit der phrase *after ekkôno spile* auszufüllen : 'gemäfs der entscheidung der schwerter'. ein schwertkampf folgt ja auch nachher, wie üblich, tatsächlich dem gerkampf und der ausdruck *spil* will gut mit dem ton harmonieren, der da aus den worten Hildebrands *niuse dê môtti* v. 61 widerklingt. ich denke mir gerade mit diesem übergang Hadubrands zu unzweideutiger sprache das herabschleudern der dargebotenen gabe verbunden. so nun tritt die niederschmetternde plötzlichkeit und wucht völlig zu tage, mit der Hildebrand der illusion entrüttelt wird, in die sich sein vaterherz geträumt hatte.

Zur weitern stütze meiner ergänzung aber darf ich mich widerum auf unser Byrhtnothlied berufen. hier finden wir 46 f ebenfalls 'schwert' als drittes mit den begriffen 'ger' und 'lanzenspitze' vereint: *hi willað eow to ȝafole ȝ a r a s syllan, ættrynne o r d and ealde s w u r d* (Grein-Wülcker I 360) und 60 f wird gar der begriff 'kampfspiel' selber ganz in dem sinn und zusammenhang gebraucht, in dem er jetzt im Hildebrandslied steht: *us sceal ord and ecȝ ær ȝeseman, ȝrim ȝuðpleȝa, ær we ȝofol syllon!* *spil* = 'certamen' ist bei Graff VI 329 belegt; vgl. ferner über diesen begriff in mhd. zeit Martin Z. Kudr. 633, 3.

45—59. Braune in seinen sehr dankenswerten litteraturnachweisen[1] zu den einzelnen versen des Hildebrandsliedes (Ahd. lesebuch[4] s. 171 ff) verzeichnet nicht weniger als sechzehn versuche, diese stelle ins reine zu bringen, und berücksichtigt dabei nicht einmal jegliche bemühung. merkwürdig ist, dass Rödiger damit soviel beifall finden konnte, dass er den alten einfall Hofmanns wideraufleben liefs, die verse unter vater und sohn zu verteilen. diesem unternehmen ist durch Kauffmann jetzt hoffentlich für immer sein ehrliches begräbnis gesichert (Philol. stud. s. 150 f). auch mein text trägt bekannte mienen. er gleicht nämlich in seiner äufsern gestaltung dem Greins. mit diesem acceptier ich den vorschlag Hofmanns, 46—48 nach 54 zu rücken, und fasse dann das ganze als eine einzige lückenlose rede Hildebrands. aber freilich in der deutung der einzelnen momente wie des gröfsern zusammenhangs entfern ich mich von Grein so sehr wie von allen übrigen bisherigen erklärern.

Die schwierigkeiten des verständnisses liegen vornehmlich in den versen 46—48 und 55—57.

Betrachten wir zunächst die letzteren. seitdem es feststeht, dass *in sus hêremo man* 'an einem so alten mann wie ich' bedeutet, erkennt man allgemein — ich spreche natürlich nur von denen, die die worte Hildebrand zuschreiben, — in 55 f den sinn, den Martin Zs. 34, 281 so widergab: 'doch kannst du jetzt leicht, wenn du stark genug dazu bist, an (mir) einem so alten manne, beute erwerben'. man meint, dass Hildebrand mit diesen worten auf seine altersschwäche hinweise.

[1] von der bei Braune verzeichneten litteratur hab ich trotz mehrfacher bemühung nicht erlangt das Iglauer programm von ABam Motive und stil im alten Hildebrandslied (1896).

Aber wie wenig fügt sich doch ein solcher zug zu seinem bild hehrer erscheinung, das uns unser gedicht in so markiger verkörperung vorführt? und Hildebrand soll sich ernstlich in den augen seines gegners selbst herabsetzen, um dem kampf mit diesem auszuweichen? wie vereint sich das mit dem germanischen heldenideal, dessen vollendeten typus doch eben dieser Hildebrand darstellt? und endlich : was soll jetzt nur die bemerkung *ibu dir dîn ellen taoc?* in dem falle, dass Hadubrand die stärke dazu besitze, könne er es mit einem so altersschwachen mann wie Hildebrand aufnehmen? dies ist ja ein widerspruch in sich oder andernfalls eine so banale phrase, wie wir sie dem erhabenen helden in dieser fürchterlichsten stunde seines schicksals nimmermehr zutrauen werden!

Man übersieht immer das kleine, aber zum verständnis des zusammenhangs äufserst wichtige wörtchen *nû* : 'du hast es jetzt leicht, dir den kampfpreis an mir zu verdienen'. warum jetzt erst? weil die stimme zum schweigen gebracht ist, die sich so lange gegen den kampf auflehnte : die stimme des blutes. *aodlîhho* ist auf das engste mit *nû* zu verbinden : nur insofern nun das undenkbare geschehn ist, dass dieses hindernis des blutes nicht mehr besteht, hat es der sohn leicht trophäen zu gewinnen. die gelegenheit, die chance, die möglichkeit ist frei : blofs das will Hildebrand dem sohne sagen. aber nicht, dass er es nun leicht in bezug auf seine person habe. indem Hildebrand seinen sohn mit diesem *in sus hêremo man* auf sich hinweist, tritt er vielmehr bewust der verächtlichen behandlung, die sein alter von ihm soeben erfahren hat — *altêr Hûn . . pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fuortôs* —, entgegen, steht er im höchsten vollgefühl seines wertes wie der bedeutung des momentes. sieh den alten mann, er ist in heldentaten ergraut : wenn dich denn der ruhmespreis so lockt, prüfe, *ibu dir dîn ellen taoc!* sieh den alten mann, seine grauen haare fordern ehrfurcht, also auch glauben : bevor du denn nach dem ruhmespreis so trachtest, prüfe, *ibu dû dar ênic reht habês!*

Fassen wir aber die verse in dieser einzig möglichen und einzig richtigen weise, so wird niemand mehr daran denken, sie mit Müllenhoff von 58 ff zu trennen, sondern es ergibt sich, dass sie vielmehr in unlöslich logischer verbindung mit diesen stehn. denn in den letztern versen ist eben der grund enthalten, warum

Hildebrand dem vatergefühl nicht länger gehör geben darf: er würde sich dem vorwurf schmählichster feigheit aussetzen, wollte er noch ferner zögern den kampf aufzunehmen. übrigens darf man diese verse 58f nicht so erklären, wie es Lachmann, meines wissens unwidersprochen, tut. Lachmann bemerkt (Kl. schr. I 438): 'ich wäre der feigste der Ostländer, wenn ich den kampf nicht annähme, sagt Hildebrand, indem er sich selbst zu den Hunnen rechnet, deren könige er gedient hat'. aber wie wird sich denn Hildebrand selber zu den Hunnen rechnen in einem moment, wo doch alles für ihn daran gelegen ist, gerade diesen verdacht von sich abzuwälzen! vielmehr ist zu übersetzen: 'wer dir jetzt noch länger den kampf weigerte, das müste ein feigling sein, wie man im Hunnenvolke kaum seinesgleichen fände'. Hildebrand stellt sich mit diesen worten demnach gerade in gegensatz zu den Hunnen.

So eng sich die verse 55—57 mit 58ff verbinden, so schlecht schliefsen sie an 49—54 an. *nû* 53 nimmt den zeitlichen gegensatz vorweg, und die zweite halbzeile des verses 54 stellt eine alternative, die in 55—57 ganz fallen gelassen ist.

Dass dagegen die verse 55—57 unmittelbar zu 46—48 gehören, wird klar werden, sobald wir nur 46—48 richtiger deuten, als es bisher geschehen ist. diese verse begegnen heute einer zwiefachen auffassung.

Kauffmann meint (s. 149), wie schon vor ihm OSchröder, Hildebrand spreche hier von dem heimatsglück des sohnes, um demselben sein eigenes ruheloses dasein gegenüberzustellen. er construiert also eine art rein rhetorischen gegensatzes. dieser wäre nun schon an sich wenig stilgemäfs. hätte der dichter dergleichen aber würklich beabsichtigt, so hätte er sicherlich nicht die beiden sätze mit den wörtchen *wela* und *welaga* eingeleitet, ohne diese in correlation zu stellen, etwa in dem sinne: 'wol dir!' — 'wehe mir!' *wela* steht aber syntaktisch wie begrifflich ganz anders als in dem geforderten sinne, und es ist mir daher unverständlich, wie Kauffmann trotzdem behaupten kann, die worte *wela* und *welaga* stünden 'offenbar' in correlation.

Die bei weitem meisten anhänger aber zählt die zweite deutung, die Müllenhoffs, der aus Hildebrands worten den sinn herauslas: ich sehe dich von deinem herrn so stattlich ausgerüstet, dass du freilich meine gabe zurückweisen darfst, da du

ihrer nicht benötigst. aber derselbe Hildebrand hält doch seinem sohn wenige verse später entgegen, dass er *hrusti giwinnan, rauba birahanen* wolle! ferner ist es ein germanischer anschauung völlig fern liegender gedanke, dass ein held eine *bi huldi* dargebotene gabe des gegners deswegen ausschlagen möchte, weil er reich genug sei!

Die verse, um die es sich handelt, sind nur aus dem gröfsern zusammenhang verständlich.

Wir wissen, dass der sohn des vaters gabe aus dem grund zurückweist, weil sie durch ihr hunnisches gepräge seinen verdacht erregt. die nachdrücklichkeit, mit der unser sonst hinter den redenden zurücktretende dichter bei der erwähnung der *wuntane bougâ* hinzufügt *cheisuringu gitân, sô imo se der chuning gap, Hûneo truhtîn*, leitet unsre aufmerksamkeit gleich darauf, dass diese eigenschaft der ringe in der folge bedeutung gewinnen wird. aber auch Hildebrand kann es nicht verborgen bleiben, dass der sohn durch den hunnischen charakter seiner gabe wie seiner erscheinung zum feindlichen verhalten getrieben wird. denn die worte *altêr Hûn*, mit denen ihn Hadubrand anredet, sagen es ihm ja deutlich.

Demnach wird nicht mehr zweifelhaft sein, was die verse 46—48 ausdrücken wollen: 'du trägst freilich keine fremde rüstung, denn du hast zu hause deinen herrn und kennst das loos der verbannung noch nicht aus erfahrung'. der unausgesprochene gedanke ist: 'daher schliefst du aus meiner rüstung, dass ich nicht dein vater sei'. damit erhellt nun auch, in welcher weise 55ff an 46—48 schliefsen: in dem *doh* ligt ausgedrückt: 'aber trotzdem ich dein vater bin'.

Überschauen wir nun die ganze rede. als Hildebrand erkennt, dass er seinen sohn vor sich hat, da glaubt er nur seinen namen nennen zu dürfen, auf dass Hadubrand sich ihm in die geöffneten vaterarme stürze. wie fern ihm der gedanke ligt, er könne auch nur auf das geringste mistrauen stofsen, das bekundete sich sprechend in dem humorvollen ton, mit dem er die kampfesangelegenheit behandelt.

Was geschieht aber nun? man vergegenwärtige es sich. die gabe der liebe schnöde zu boden geschleudert, statt des wortes vater das schmähwort des feigen meuchelmörders. zum kampfe drängend steht der sohn vor ihm, während es ihm in die

ohren hallt 'tot ist Hildebrand!' zwei wege nur, die er erblickt: die heldenehre einbüfsen oder den kampf aufnehmen mit dem eignen blut. und in dieser lage, der er sich mit erstarrender plötzlichkeit gegenübergestellt findet, soll nun sein erstes sein, dass er die schöne rüstung des sohnes in betrachtung nimmt! nein, was hier allein am platz scheint, das ist dieser schmerzensaufschrei der verzweiflung: *welaga nû, waltant got, wêwurt skihit*, der sich zu einer ergreifenden anklage der höhern macht gestaltet, indem Hildebrand das geschick ausmalt, dem er sich nun durch die unvorhergesehene, fürchterliche wendung aufgespart sieht. vom sohn niedergestreckt werden oder ihm der schlächter sein! vom sohne! erst dieses wort entreifst ihn seiner selbstbetrachtung: er lenkt den blick auf diesen seinen sohn. wie schön und stattlich er dasteht! und doch so unberührt selbst von diesem seelenton des empfindens, und auch diese laut rufende tatsache der dreifsigjährigen verbannung — sie hallt ungehört vorbei!

Wehmutsvoll haftet sein auge an ihm. liebevoll mahnend wendet sein wort sich ihm zu[1]. vergebens! so soll er denn jetzt seinen willen haben, der junge mann. aber vielleicht, wo er nun ja sieht, dass er nicht heimtückisch feige dem kampf auszuweichen gedenkt — wenn er ihn noch einmal auf seine ehrwürdige gestalt hinweist, dass ihm doch noch eine ahnung seiner verantwortlichkeit überkomme! denn wahrlich, er, er selber fühlt sich jeder verantwortung frei. machtvoll bäumt sich der stolz gekränkter ehre auf. der entschluss ist gefasst: den ausgang stellt er nun dem schicksal anheim. ein grofsartiger abschluss des erhabenen heldenbildes!

Aber ich habe hier den inhalt von versen vorausgenommen, deren text ich noch zu rechtfertigen habe.

60—64. Dass sich 'versuche der, dem es verliehen ist, wer sich heute der beute rühmen oder diese brünnen beide besitzen müsse' nicht verbinden, sah schon Rieger ein (Germ. 9, 311),

[1] Müllenhoffs *helid* habe ich v. 46 eingesetzt, weil diese ergänzung zwei eigenschaften besitzt, die hier speciell am platz sind: 1) der begriff der jugendlichkeit, der in dem wort ligt und der an Hadubrand die eigenschaft bezeichnet, die der alte bei dieser rede gerade vorzugsweise im auge hat, 2) die form der anrede, womit Hildebrands verlassen der selbstbetrachtung würkungsvoll eingeleitet wird.

[illegible] v. 24 f. finden, dass [illegible] erklärt. [illegible] sich nicht [illegible] alliteration liegt [illegible] schluss. [illegible] dass diese halbzeile nicht [illegible] selber zu halbzeilen die [illegible] gegangen sind.

Für die [illegible] halbzeile [illegible] noch einen [illegible] die [illegible] die [illegible] 15—16:

[illegible]

Auf grund dieser stelle schreibe ich auch lieber der statt [illegible], um so mehr als der gedanke dadurch erhöhung erfährt, dass die räumliche beziehung ausgesprochen wird. für v. 61 wird [illegible] die parallelen der wendung [illegible] sicher sein 1) dass die ansetzung der parenthese richtig ist, 2) dass die zweite halbzeile einen abhängigen satz mit [illegible] enthielt. dass aber hier wirklich ausgedrückt gewesen sein muss, es handle sich um leben oder tod: das, mein ich, liegt zu klar im zusammenhang des ganzen, als dass es ernstlich bestritten werden könnte. der stab, der auf *werie* fällt, ist in dem starken logischen ton dieses wortes begründet.

III

Es ist sehr beliebt, von dramatischer behandlung eines gedichts zu reden. aber unser gedicht, glaub ich, fordert in der tat dazu auf, es unter diesem gesichtspunct zu charakterisieren.

Speciell die **sprache** des dialogs, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, ist nur aus dem dramatischen geist heraus zu verstehn und zu erklären. die redenden sagen eben nicht mehr, als nötig ist, damit sie sich untereinander verständlich machen. wozu sollte Hildebrand erwähnen, dass er dem sohne seine gabe auf der spitze des gers bietet und in die hand reicht? das sieht ja der sohn. und ebenso sieht es Hildebrand, wenn Hadubrand den speer vorstreckt und die dargebotene gabe zu boden schleudert. mit den worten *wela gisihu ih* usw. bezeichnet Hildebrand nur den äufsern umstand: die schlussfolgerung zu ziehen, auf

die es ihm eigentlich ankommt, überlässt er dem angeredeten. er fährt mit der adversativpartikel *doh* fort: aber der gedanke, um dessen gegensatz es sich handelt, bleibt wider unausgedrückt. mag Hadubrand ihn sich ergänzen! so mannigfaltig und schroff der stimmungswechsel bei den redenden ist: kein directes wort deutet ihn an. ja wir erinnern uns, wie diese äufsere unvermitteltheit dazu verführte, in den reden Hadubrands einen widerspruch zu erblicken.

Kurz alles was sich aus situation und natürlicher folge ergibt, was aus ton oder gebärde vernehmlich ist, bleibt in worten unausgedrückt. diese darstellungsart, verbunden mit dem fast völligen zurücktreten des dichters hinter seinen personen, lässt einen rückschluss auf die vortragsart machen: es fehlte gewis nicht an der begleitung einer ziemlich lebendigen mimik [1].

Betrachten wir den dialog in seiner gliederung. unter den fünf reden bildet die mittlere, die durch unterbrechende worte des dichters auch äufserlich vor den übrigen ausgezeichnet ist, den höhepunct der handlung: Hildebrand entdeckt sich. die beiden reden nun, die der mittleren vorausgehn, möchte man als steigende handlung bezeichnen: denn jede bedeutet einen markanten schritt vorwärts zur entdeckung. durch die erste wird Hadubrand veranlasst, über sich und seinen vater auskunft zu geben: das moment der ersten steigerung. durch die andere wird Hildebrand veranlasst, aus der bisher geübten reserve herauszutreten: das moment der zweiten steigerung.

Die beiden reden, die der mittleren folgen, charakterisieren sich als fallende handlung. mit der ersten sieht sich Hildebrand plötzlich aus allen himmeln gestürzt: das moment des umschwungs. mit der zweiten ist der kampf für ihn beschlossene sache: die katastrophe.

Auch die momente 'scenischer würkung' (Freytag Technik des dramas[5] s. 100) ergeben sich ungezwungen. mit jeder der drei reden Hildebrands ist eines verbunden. das erregende moment mit der ersten. dieses besteht in dem eindruck, den Hildebrand durch die erscheinung Hadubrands erfährt, und dürfte in der vermutlich verlorenen zeile (vgl. s. 62 f) speciell worte

[1] auch Kauffmann (s. 176) betont 'die nachbildung lebendiger rede' im dialog und die bedeutsame rolle, 'welche in der altgermanischen poesie gebärde und stummes spiel haben'.

bekommen haben. in die zweite fällt das tragische moment: auch auf dieses wird durch besondere worte des dichters hingewiesen, nämlich durch die unterbrechenden, da mit ihnen der verhängnisvolle umstand in der handlung Hildebrands hervorgehoben wird. mit der dritten endlich findet sich das moment der letzten spannung vereinigt. denn aus der selbstbetrachtung Hildebrands erfährt Hadubrand eine tatsache — die dreifsigjährige verbannung —, die geeignet wäre, ihm noch nachträglich die augen zu öffnen.

Auch die innere verknüpfung der handlung, ihre motivierung, verträgt den dramatischen mafsstab. wir dürfen sehr wol von einer schürzung des knotens reden. was treibt den vater zum kampf mit dem sohn? dass dieser ihn in seiner ehre kränkt? nein, vielmehr erst die hinzukommende erkenntnis, dass der sohn, auf ein bestimmtes zeugnis gestützt, ihn für tot hält. hiermit ist ihm würklich jeder andere ausweg abgeschnitten, seine ehre widerherzustellen. was anderseits macht Hadubrand aller belehrung unzugänglich? nicht blofs die hunnische erscheinung des vaters! auch hier muss ein zweiter umstand hinzutreten: die entdeckung der kaisermünze, womit Hildebrand als betrüger entlarvt scheint. dass sein nachträglicher ausweis dann keine würkung mehr ausübt, kann nicht wunder nehmen: denn ein betrüger konnte sich natürlich aus den in Hadubrands rede gegebenen momenten die dreifsigjährige verbannung selbst zurechtzimmern.

Im höhern sinne aber, wir sahen das schon gelegentlich, fliefst die handlung aus den charakteren. der grundzug im wesen der beiden männer ist ihre heldennatur. diese natur kommt bei jedem in einer ihrem verschiedenen alter gemäfsen weise zur äufserung. Hildebrand dem greisen recken gilt es, seine heldenehre zu bewahren. Hadubrand dem jungen, heldenehre zu gewinnen.

Hildebrand sieht alle bedenken, die seinem ziel entgegenstehn. wenn sein heldentum dennoch schliefslich den ausschlag gibt, so mächtig sein vaterherz widerstrebt, so klar er die folgen überschaut, so fürchterlich ihn die verantwortung bedrängt, so spricht dies in gleichem mafse für die tiefe wie für die unbeugsame strenge seines heldenbegriffs. wär er im stande, diese auch nur einen augenblick zu verlassen, so würde dem kampf jegliche

sittliche grundlage fehlen. seine handlung würde uns nicht mehr durch ihre gröfse rühren, sondern durch ihre frivolität abstofsen. hier sehen wir also einen neuen grund, warum sich die schon früher kritisierte beliebte auffassung verbietet, nach der Hildebrand bemüht sei, dem kampfe dadurch aus dem wege zu gehn, dass er sich seinem gegner gegenüber selber herabsetze.

Hadubrand folgt im gegensatz zum vater unbeirrt dem blinden eifer seines jugendlichen ehrdranges. aber eben nur diesem. auch hier widerspräche das weitere motiv, das man ihm gewöhnlich noch unterlegt, habsucht, der einheit der handlung. denn um seiner habsucht befriedigung zu verschaffen, bedürfte es bei den obwaltenden verhältnissen keineswegs des kampfes.

Neben der lebendigen dramatischen erfassung des stoffes erkennen wir noch eine zweite eigenheit, die unserm dichterwerk seinen charakter gibt. es ist die kunst, die motive poetisch auszubeuten. auf zweierlei weise wird dies erreicht.

Erstens durch festhalten desselben motivs. ich denke an die art, wie Hildebrand in seiner scherzrede das kampfesmotiv aufgreift und durchführt, oder wie er mit seinem *in sus hêremo man* das *altêr Hûn* und *alsô gialtêt man* seines sohnes erwidert. auch das widerklingen von Hildebrands *chûd ist mir al irmindeot* in Hadubrands *chûd was her êr chônnêm mannum* gehört hierher.

Befestigt dieses mittel den geschlossenen charakter unsers gedichts, so vollendet das andere seine monumentale prägung. es besteht in der kunst des contrastierens. das contrastierende moment in den charakteren seiner beiden helden deutet der dichter selber an, indem er von Hildebrand sagt: *her was hêrôro man, ferahes frôtôro.*

Und auch die handlung führt der dichter unter dem gesichtspunct ihres contrastierenden ergebnisses vor, indem er Hildebrand die tiefe ihrer tragik mit den worten veranschaulichen lässt: *ih wallôta sumaro enti wintro sehstic* usw.

Aber auch eine menge unausgesprochener contraste sind in dem gedicht enthalten, und wir empfinden sie nicht weniger lebhaft. Hadubrand, der eben das andenken des vaters in pietätvollster weise gefeiert hat, tut ihm gleich darauf unwissentlich die schmählichste behandlung an. er, der alle die jahre der heimkehr des vaters geharrt hatte, stöfst ihn nun, wo er würklich

erscheint, selber zurück. die todeskunde, an die seine liebe so lange nicht zu glauben vermochte, gewinnt in dem moment für ihn wahrheit, wo sie gerade in der weise, die er ersehnt hatte, lügen gestraft wird. wie eindrucksvoll stellt sich dem übermütigen scherz des alten der bittere ernst des sohnes entgegen. welches seelenbild des alten enthüllt sich uns: das was seinen höchsten vaterstolz ausmacht — die heldenhaftigkeit des sohnes —, erwächst zu seinem tiefsten vaterschmerz!

Zu dieser doppelspiegelung der motive bildet die dichotomische ordnung, die durch sämtliche reden sichtbarlich geht, eine stilistische analogie. die beiden momente, die sich jedesmal von einander abheben, sind in der ersten rede: Hildebrands bitte um auskunft, die anpreisung seiner eigenen kunde; in der zweiten Hadubrands erteilung der auskunft, seine anpreisung von Hildebrands bekanntheit; in der dritten Hildebrands bekenntnis, seine gabenreichung; in der vierten Hadubrands erwiderung auf das bekenntnis, seine erwiderung auf die gabenreichung; in der fünften Hildebrands selbstbetrachtung, seine anrede des sohnes.

Wir können also in dem poetischen werklein eine stilvollendung constatieren, die bis in die kleinen details geht. dieser kunststand beruht auf sehr bestimmten verhältnissen der germanischen heldenpoesie. die germanische heldenpoesie verfügt nämlich über ein verhältnismäfsig recht geringes motivenmaterial. die sänger arbeiten mit einem jedermann gleich bereiten und traditionellem gut. dies aber begünstigt ebenso sehr die ausbildung fester typischer formen wie anderseits aus der notwendigkeit, dem publicum neues zu bieten, der trieb hervorgehn muss, dem gegebenen immer neue seiten abzugewinnen, dh. die dürftigkeit des vorhandenen materials durch die mannigfaltigkeit der anwendung zu ersetzen. daher wird ein bestimmendes princip der poetischen kunstentwicklung, das sich über die zeiten und die gattung des alten heldenepos hinausverfolgen lässt: das princip der variierung.

Unser Hildebrandslied lieferte einige lehrreiche beispiele für das gesagte. wir erinnern uns, wie der kampfesdisput nach einem typischen schema aufgebaut war, und wir konnten mit fingern auf die puncte zeigen, wo der dichter neu wurde: durch variierung des überkommenen motivs der typischen form individuelle färbung verlieh. ebenso liefs sich in der erkennungs-

scene und in der gerscene typus und variation deutlich unterscheiden [1].

Man sehe also keine sucht zu schematisieren oder hang zur tüftelei darin, wenn ich mich bemühe, zur aufklärung unsrer poesie beizutragen, indem ich diese beiden elemente auseinanderlege. ich erfülle hiermit eine methodische forderung, die darum nicht weniger gebieterisch herantritt, dass man sie bisher so ungenügend erkannt hat.

Strafsburg i. E. EUGEN JOSEPH.

AUS DER LITTERARISCHEN TÄTIGKEIT EINES AUGSBURGER BÜCHSENMEISTERS DES 16 JHS.

Augsburgs büchsenmeister sind ihrer zeit weit und breit berühmt gewesen, von ihnen hergestellte büchsen nach deutschen und fremden ländern gegangen. ein alter büchsenmeister muste nun wegen der mannigfachen kenntnisse, die seine kunst erforderte, ein gebildeter mann sein, kein wunder, dass die litterarische production in ihren kreisen eine ziemlich ausgedehnte gewesen ist. am wertvollsten sind meist die mitteilungen über technische einzelheiten und persönliche erfahrungen aus ihrem berufe, diese sind aber gewöhnlich nicht gedruckt worden, sondern wurden nur handschriftlich als zunftgeheimnisse hinterlassen. zu der schaar der litterarisch tätigen büchsenmeister gehört in der zweiten hälfte des 16 jhs. der Augsburger Samuel Zimmermann sen., der in zwei werken vertreten ist. das eine ist ein rein artilleristisch-fachmännisches, das andre ein mehr culturhistorisch und sprachlich interessantes buch. während das erstere in einer ganzen reihe von abschriften auf uns gekommen ist (s.

[1] das streben zu variieren und neu zu sein erfasst auch die vortragenden, deren production ebenfalls durch den traditionellen charakter der poesie angeregt und begünstigt wird. sie wollen aber meistens nur — abgesehen davon, dass sie veränderten anschauungen gerecht zu werden suchen — kenntnisse auskramen und überklug sein. bald kommen noch die männer der feder hinzu, und so entstehn jene monströsen bildungen, wie sie unsre epik aufweist. der mann, der sich das Hildebrandlied ausersah, ist uns eine interessante erscheinung. denn er bietet einen sanften vorgeschmack des spätern betriebs. dass er seine bemühung ausschliefslich auf die erste rede Hadubrands erstreckt, ist bezeichnend : in dieser ligt eben das [illegible]liche interesse des gedichts.

Jähns Geschichte der kriegswissenschaften s. 640) — was für das ansehen spricht, in dem sein verfasser gestanden hat (Jähns macht auch besonders auf die von ihm beschriebene granatkartätsche aufmerksam), ist das letztere nur in zweien (jetzt in Dessau und Gotha) erhalten. auf die Gothaer hs. (herzogl. bibl., chart. nr 566) hat GFreytag in den Bildern aus der deutschen vergangenheit (III s. 75 anm.) hingewiesen, Jähns hat ihm aao. einen besondern paragraphen gewidmet; beide erwähnen ausdrücklich das interessante onomasticon am schluss. untersuchungen über die deutsche soldatensprache [s. jetzt mein buch (Giefsen 1899)] veranlassten mich, das Gothaer exemplar mir hierher zu erbitten. mein wunsch ward von herrn geh. hofrat dr WPertsch mit der ihm eigenen liebenswürdigkeit erfüllt, wofür ich auch an dieser stelle meinen dank aussprechen möchte. das Gothaer autograph ist so gut, dass eine hinzuziehung des Dessauer exemplars unnötig erschien.

Zimmermanns (bei Jähns 'Zümmermann') buch führt den langatmigen titel : '*Bezaar*[1], *Wider Alle Stich, Straich vnd Schüfs, voller grossen Geheimnussen, Dardurch ein Sigreiche Gegenwöhr wider all seine Feind, vnd Schlüssel zu einem trefflichen Schatz einem in die hand hinein gegeben wirdt, genant Pyromachia : Das Ist Fürnemblich die Kunst, wie man wider das Büchsengeschofs vnd Bellonische Feuerwerckh, Auch andere Feuer, so nit allein aufs der Mechanica, verborgner griff Menschlicher Behendigkeit, sondern auch übernatürlicher weifs ihren Vrsprung haben, Mannlich, Ritterlich, Künstlich vnd Sighaft streiten, in vilen Casibus vnd händlen sich sampt vnd sonders praeserviren vnd protegiren soll. Was auch wider solche Tormenta, Verborgne Legfeur, Mordtfeur, leggeschofs, Selbgeschofs, Brunstfeuer, beede zu wasser vnd Land in Stätten, beuestungen, Veldlegern, für Remedien zuegebrauchen seyen. Alles vermög Göttlicher Schrift vnd der fürgeschribnen Rechten, Aufs den Approbierten Authorn gezogen, dem gemeinen Nutz zue gueten, mit grofser langwiriger müeh vnd Arbeit, vnnd nicht wenigerem Vncosten vnd gefahrlichkeiten des leibs vnd lebens zusamen bracht, vnnd in Zehen Büecher geschriben Durch Samuelem Zimmermann den Eltern, Löblicher freyer Kunst liebhabern, vnd bestelten Büchsenmaister in*

[1] aus dem persischen *Pâdzachr* 'gegengift', was hier erwähnt sei, weil bei Jähns s. 643 anm. die jüngere arabisierte form *Bâdzachr* misverständlich als 'gift in den wind' gedeutet wird.

Augspurg. Sampt einem darzu gehörigen Onomastico etlicher Namen diser Kunst, recht Zierlich dauon zuereden. Syrach 18 : *Fürsihe Dich mit Artzeney, ehe Du Kranckh würst* [stimmt nicht]. *Dergleichen in Schriften nie gesehen, noch vil weniger in Truckh aufsgegangen.*

Der titel kennzeichnet den verfasser vortrefflich. er ist umständlich, als kind seiner zeit höchst abergläubisch und zugleich recht fromm. die äufserungen seines aberglaubens sind aber culturgeschichtlich häufig sehr interessant, seine breite hat etwas unbestreitbar solides, die theologischen, erbaulichen ausführungen sind dagegen in diesem zusammenhange meist langweilig. ein abdruck des Bezaars würde sich gewis nicht verlohnen. die artilleristischen mitteilungen Z.s bieten kaum etwas wichtiges originelles, was nicht schon anderweitig zu finden wäre, und auch seine praktischen anweisungen aus dem gebiete des feuerlöschwesens — ein capitel, das man sonst in einem büchsenmeisterbuche nicht zu finden gewohnt ist, — sind heute kaum interessant genug, um in extenso abgedruckt zu werden. immerhin ligt in ihnen ein ziemlich früher versuch vor, die obrigkeitlichen feuerordnungen (für Augsburg stammt die älteste veröffentlichte aus d. j. 1549[1]) durch ratschläge für einzelne vorkommende fälle zu ergänzen. Z. erklärt ausdrücklich, keine vorgänger in dieser materie gehabt zu haben, sein viertes buch von den '*Brunstfeuren, wie in vilen Casibus darwider zuehandlen vnd zustreiten sey*' sei daher jedesfalls denen, die sich mit der geschichte und entwicklung des feuerlöschwesens beschäftigen, empfohlen. eine wunderliche phantasterei von Z. ist es, wenn er die ziehtürme oder tollenen (bei belagerungen) auch beim feuerlöschen verwenden will; eine rauchkappe oder hydropneumatia (weil sie auch unter dem wasser gebraucht werden könne) eigner erfindung, die ausführlich beschrieben wird, zeugt von den bestrebungen Z.s, sein thema zu fördern.

Es bleibt noch das onomasticon, und da dieses manchen beitrag zum deutschen wörterbuche liefert, soll es hier mitgeteilt werden. Z. ist nämlich stets peinlich bemüht, die richtigen kunst-

[1] sie ist wider abgedruckt in der Zs. d. hist. ver. f. Schwaben u. Neuburg 1, 361 ff. OFiedler Gesch. der deutschen feuerlösch- und rettungsanstalten (Berlin 1873) kennt s. 13 nur die ordnung vom j. 1593, die nach s. 360 der genannten zeitschrift ebenso wie auch noch die von 1653 im grunde nur ein neuer abdruck der ordnung von 1549 war.

ausdrücke zu gebrauchen. da das ganze charakteristisch für den mann ist, ist es unverkürzt widergegeben, wennschon einzelne artikel gewis an sich hätten wegbleiben können.

Als zeit der vollendung des buches ergibt sich nach den gelegentlich erwähnten daten etwa das jahr 1591. vgl. fol. 28: '*wie erst kürtzlich Anno* 1590. *mit der Statt Prefsburg in Vngern geschehen*'; fol. 81ᵇ: '*Es ist vngefahrlich vmb das Dreyssigst Jahr, Anno* 1560.' etc.; fol. 89ᵇ/90: '*Anno* 1584. *ist ein Landfahrer gehn A. kommen .... Vber fünff Jar hernach ist widerumb einer daselbst hin kommen*'; fol. 55: '*Auf ein Zeit, das noch nit Vierzig Jahr ist, hat sich in der Statt A. noch vilen bewust, ein schimpflicher Casus zuegetragen, dann nach dem die Röm: Kay: Mth: alda eingeritten, vnd gemainem gebrauch nach freudenschüfs gethan wurden, ist auf einer Bastey der Kachelofen im Wachstüblein dermassen eingefallen, das kein Kachel ob der andern gebliben, doch auch keine zerbrochen ist*' im jahre 1550 ist kaiser Karl v zum letzten male in Augsburg eingezogen da Z. den Bezaar schon 1589 in arbeit gehabt haben kann, wird er diesen einzug meinen. in einem eingeklebten zettel vom nov. 1854 hat major Pfister [d. ältere] bereits auf diese daten aufmerksam gemacht.

Onomasticon:
Das Ist
Ein Erklärung etlicher Namen, die Büchsenmaisterey, Geschützes vnd Feurwercks Kunst betreffend, Recht, Zierlich vnd auffs kürtzest darvon zureden.

A.

'Abtragen' Ist souil geredt, Wann der Schütz die Büchsen im̄ Zihlen wider vom Backhen thuet, nach dem er lofs geschossen oder Ihm versagt hat [1].

'Abkommen' heist vnd ist der letste Augenblickh des Zihlens, wann einer lofs truckht.

'Absehen' heist das vorder erhöhet Knöpfflin, oder Das hinder durchlöchert erhebt besonder Rörlin oder Müetterlin auf dem Rohr der Büchsen ober dem Zündloch [2].

'Abentheur' eines schiessens ist das hauptschiessen, oder alle Gewinneter im̄ hauptschiessen.

[1] *heute* absetzen. [2] *vgl.* jem. vor seinem Absehen behalten (*Simplic. ed. Bobertag* II 244, 26); das Absehen errichten (*Jähns aao. s.* 979 § 41) *und DWb.* v 1818 *s. v. Korn nr* 7 *c.*

'Ains in das Ander schiessen' Ist, so ein Schütz eben den punct trift, darauf er gezihlet vnd abkommen ist. Also ist auch 'Ains in des Ander zuheben' vnd 'Ains in das Ander zurichten' zuuerstehen.

'Alchimist' Ist einer, der im̄ feur künstlich arbeiten, die Metallen mit sonderm Vortheil schmeltzen, giessen, probieren, höher gradieren, in andere Wesen verendern, distillieren, sublimieren, Präcipitieren, Reuerberieren, separieren vnd Tingieren kan.

'Antragen' Ist, so der Schütz die Zihlbüchfs, Bürfsbüchs oder ein anders hand Rohr an den Backhen helt vnd zihlen will. Etlich aber sprechen 'Anschlagen', Ich aber halt das erste für zierlicher.

'Ansehen' ist, wann einer am Backhen zihlet vnd lofstruckt, vnd den Elenbogen, in welcher hand er das Rohr helt, an den leib setzt, das er desto steter heben könde. Daher etliche sonderbare Instrument erfunden worden, die werden noch in geheimb behalten, seind von Eysen Federwerckh gemacht, Also, das man sie vmb den Leib gürten kan, vnd gerad vnder der Achsel ein starcke feder, die den Arm vber sich scheubt, sich vmb den Arm herumb schleust, vnd denselben nicht leichtlich sincken lasst.

'Anschlag' ist der Orth oder theil des holtzes, an einer Zihlbüchsen, so den Backen berüert.

'Aufflegen, mit der Büchsen' ist vnd geschicht gemainclich, so ein Schütz ein lang schweres Rohr (das er von freyer hand nicht am Backen halten kan) vornen auflegt, oder auf Gablen setzt, wie mit den Musketen gehandelt wirdt.

'Auffthuen ein Rohr' Ist, wann sich ain Rohr ainer Büchsen durch zuuil schiessen oder Vberladung aufſthuet, das ist, so es ein Rifs oder Kluft gewinnet, spricht man zierlich, es hat sich das Rohr aufgethan, vnnd nicht, es ist zerkloben.

'Aufsbrennen, ain Büchsen' Ist, so man sie nur mit halber ladung Puluers oder den dritten theil ohne Kugl vnd ohne fürschlag ladet vnd lofs brent.

'Aussetzen mit einem Schufs' Ist wann einer etlich schufs bald nach einander thuet, vnd wohl trift, darnach aber ein schufs gar fehlet, oder sonst v̈bel trift.

B.

'Balastarica' Ist die Kunst mit den handbogen Vnd Armbrosten zueschiessen.

'Bellonica' Ist Kriegs Kunst, Von der Kriegerischen Göttin Bellona her also genant.

'Bēnedisten' seind die Ansegner, welche sondere Segen[1] sprechen, gebrauchen, vnd daran glauben haben.

'Büchsen Maister' Ist ainer, der die grossen Stuckhbüchsen ordentlich vnd Künstlich laden, richten vnd regieren kan.

'Büchsen Puluer' Ist der recht zierlich Nam, vnd nicht Schiefspuluer.

[1] *fol.* 82r 'Nothsegen'.

'Bogenschufs' Ist, so die zwey Absehen in dem Winckel eines gevierten Rahm, vnd nach dem Quadranten auf 45 grad gerichtet wirdt.

'Belialia' seind Abgöttische oder Aberglaubische Mittel, darein man ein grofs Vertrauen setzt. Vom Abgott Beel her also genant[1].

'Belialisten' seind solche Abgötterer vnd Aberglaubische Leüth, die solche Belialia bey Ihnen tragen, vnd darein grofs Vertrauen setzen.

'Brenner' seind Vbelthätige Leüth, die fewr einlegen, brand vnd Brunst fewr stiften vnd anrichten.

'Brotzer' Ist das Niderwägelin, so man den grossen Stuckhbüchsen fürsetzt, anspant, vnd also daran oder darob, defsgleichen auch die Böler vnder die Aufzüg oder vber land zeucht.

C.

'Cammerbüchfs' Ist ein Büchfs, die man hinden hinein ladet, vnd weder Setzkolben noch Ladstecken darzue bedarff.

'Claffter' Ist ein Mäfs, helt Sechs Statt Werckhschuh.

'Cautel' Ist ain sonderlicher handgriff in einer Arbeit.

'Cataphractif' Das ist nicht allein ein gantzer Kürifs oder Blattharnisch, sondern ein Remedium, dardurch der Mensch vor allerley waffen vnd feur dermafsen bewahrt wirdt, als ob alle sein leib verbantzert, oder inn ein Kürifs eingeschlossen were.

'Cohort' War bei den Alten Römern ein Panier von hundert Mannen.

'Calcarica' Die Kunst aufs Steinen Kalckh zuebrennen.

'Carbonarica' Die Kunst aufs holtz Kolen zuebrennen.

'Characteristiker' [*fol.* 81r]. Sie gebrauchen sich mancherley vnbekanter Wörtter, Buechstaben vnd Caracteren, auf Jungfrau Bergament oder dergleichen Ding geschriben, seind fälschlich bericht, vnd vnderstehen sich auch andere zuebereden, das es Occultische anriefungen vnd namen Gottes, vnd der Engel seyen etc.

D.

'Daumtlen' Ist 18 Zoll, oder Anderhalben Werckschueh.

'Distantz' ist das Zihl, da die Kugel antreffen oder nider fallen soll.

'Dodrans' Ain Mafs, Nemlich 12 Zoll.

'Diameter' ist die inwendig weite, oder Mündung eines Rohrs.

'Doppel' das Hauptschiefsen.

E.

'Extinctiv' Ist ein Remedium wider das feur, welches feur aufslescht, tödten oder vertilgen kan.

'Extinctor' wirdt ein Jeglicher genent, der einem Brunsfeur wegen Rettung oder leschung zue lauft, fürnemlich einer, der zue solchem qualificiert, oder von der Oberkeit darzu geordnet ist.

[1] *fol.* 75r: Aberglaubische vnd Abgöttische Mittel, die Ich hinfüro Belialia nennen würde. *die* 'Belialisten' *brauchen* 'Kreüter oder Wurtzlen, sonderlich Wegwartt, Verbena, S. Johannes Kraut, Vogelkraut zu Seegen vnd Beschwerungen' [*fol.* 84].

'Exostrahat' Ein Ziechthurn mit einer Bruckh in der mitten, dienet zum Sturm.

'Execranten' Verfluchte Leüth, die etwa bey den Alten in Vnsterblichem leib gewandelt haben.

F.

'Feurwerckher' Ist ein Künstler, Oder Meister des Feurwerckhs, vnd soll kein Feurmacher, Feurwerffer, oder Feurwerckhsmaister genannt werden.

'Feurgeben' Ist, so man das Zündpuluer auf den eingeraumbten Zündtlöchern der Büchsen, Bölern vnd allen Feurwerckhen, mit dem glüeenden Zündstrickh oder Zündschwamm anzündet, soll aber nit angezündt, sondern Feur geben heissen.

'Feurspiefs' Deren mögen zweyerley, als an kurtzen vnd langen Stangen gemacht werden, Vornen an statt des Eysens, mit scharpff gespitzten Eysen gäblen, darhinder mit einem Eysen gehäüfs, Vngefahrlich eines Werckschuchs lang.

'Feurschauffel' Ist ein gesackete Schauffel, gleich einer Multer oder ablangen Schüssel, von Eisenträten vmb ein Eisen Raiff herumb gegättert, hinden mit einem geheüfs oder Vier schinen an einem stil, Vier oder fünff Werckschuech lang gemacht.

'Feur Korb' wirdt von starcken Eisen Träten vber einen weiten Eysenen Raiff gegättert, also, das man Bränd, glüeend Kolen, oder glüend Eysen darinnen tragen kan.

'Feurgabel' Ist nicht, wie sonst ein Gabel von zweyen oder dreyen spitzen schlecht neben einandern, sondern einem Geifsfufs gleichförmig, von dreyen scharpffen schneidenden dreyeckheten spitzen an eim starcken geheüfs, Von dem besten Stahel an ein stihl, fünff oder Sechs gemainer Werckschuch lang gemacht.

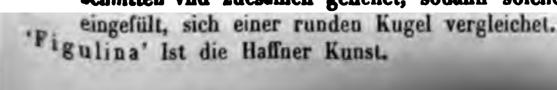
'Feurleüt oder Feurler' Kriegsleüt, die mit ernstlichen tödlichen Fewrwerckhen armiert, vnd wie sie solchen Feurgeben, vnd die gebrauchen sollen, Von den Büchsenmaistern vnd Feurwerckhern vnderwiesen werden.

'Falarica' Ain sonderlich grofs Instrument, darmit man sehr grosse Pfeil, den Knöbelspiessen gleichförmig, weit in die ferne schiessen vnd Kräftiglich hinaufs schnellen kan, wie es dann die Alten Römer gebraucht haben.

'Fulgorica' Die Kunst Vermainte oder erdichte feur vnd liechter zuemachen, die nit aigentlich feur oder liechter seind, doch bey finsterer Nacht scheinen, glantzen vnd leüchten.

'Fusoria' Ist die Kunst Büchsen vnnd Kloggen zuegiessen.

'Feurkugelsackh' Ist nit ein solcher Sackh, darein man Feurkuglen behielt, sondern ein Zwilchsackh Von Vier gleichen theilen nach aufstheilung des Circkels, als zu einem Baal gleichförmig geschnitten vnd zuesamen genehet, sodann solcher Sackh mit Zeug



eingefült, sich einer runden Kugel vergleichet.

'Figulina' Ist die Haffner Kunst.

'Flegelschwertt' Ist ein sondere Mordtwöhr von Verborgner zwifacher Klingen lenge.

'Fürschlag' das heist ein Fürschlag, so ein Schütz oder Büchsenmaister Hew̃, Gemüefs, Lumpen, oder dergleichen [nimmt], was man dann für vnd zwischen die Kugel vnd Puluer in die Büchsen oder Böler ladet, vnd darmit das Puluer besser hineinsetzet.

G.

'Gefütterte Kugl' Ist ein Kugel, die inwendig am Metall hol, vber holtz, Stein, Eysen, Glafs, oder anders gegossen worden. Es heist auch ein Jede Kugl, die zuuor in leder, leinwath, Wullin Tuech, oder Filtz gewickelt, auch also geladen vnd geschossen wirdt, ein gefüetterte Kugl, möcht doch billich ein vberfüetterte oder vberzogne Kugl, vnd die erst ein Vnderfüetterte Kugl genant werden.

H.

'Handlanger' Ist eines Büchsenmaisters oder Feurwerckhers mitgehülff.

'Hialurgica' ist Glafsmacher Kunst.

'Hagel' oder 'Hagelgeschrött' seind vil stuckh beisamen, die aufs einer Büchsen oder Böler an statt einer Kugel geschossen werden [1].

'Haubtschlag' Ist der letst vnd gröst schlag oder schufs in einer Feur Kugel oder anderm Feurwerckh, darmit das Feurwerckh sein endschaft nimbt.

I.

'Jacobs Stab' Ist nit auch ein Bilgrams stab, wie etlich mainen, sondern ein Viereckheter Stab mit vil Zifferzahl vnd puncten bezaichnet, dienet in der Geometria zu vil vnd mancherley absehungen vnd Abmessungen.

'Igelschiefsen' ist so man Eysentrümmer, Nägel, Pfeileysen, Dolchen, oder Papyrclingen, vnd was dergleichen ist, aufs einer Büchsen oder Böler scheust.

'Ilech' ist ein Astrum einer vberhimlischen oder vbernatürlichen Conjunction, des Obern Firmamentischen Gestirns mit den vndern Irrdischen Dingen.

'Incensorica' ist die Kunst durch frembde hitz, als durch die Sonnen Feurspiegel, Christallen anzuezünden.

'Incendiaria' ist ein böse sträffliche Kunst, Verborgen Feur einzuelegen, zuetragen vnnd anzünden.

K.

'Krautt' Ist nach der Schützen Sprüchwortt Büchsenpuluer.

'Kreydenschufs' darmit man ein ander etwas zuuerstehen gibt.

'Krayfsfeur' sind mordtliche Brunst Feur, darmit man die feind als mit einem Krayfs gerings vmbgibt.

'Köcher' Ist ein gefäfs zue den Pfeylen oder Ladungen, da in eim Papyren Rörlin Puluer vnd Kugel bey einander ist.

[1] *in seinem 'Dialogus' hat Zimmermann eine originelle granatkartätsche* 'ein Hagelgeschret, das sich über etlich hundert Schritt uftut' *mitgeteilt* (*s. Jähns s.* 641 *ff*).

L.

'Lofsschiessen' ist recht vnd zierlich geredt, vnnd soll nit sagen 'Abschiessen', es wurde dann das Rohr in der mitte ab vnd entzwey geschossen.

'Latericia' ist die Kunst aufs Erden gebachen stein, Ziegel vnd Blatten zuebrennen.

'Ligniparca' ist die Kunst, Ofen vnd Feurstätten zuemachen, dardurch man vil holtz vnd Kohl ersparen kan.

'Leer' ist ein Ring oder durchlöchert Eysen Instrument, dardurch man Kuglen abrichtet, vnd Just Rund machet, etlich aber nennens ein Durchlauff.

'Lacma' ist ein Saltz Wasser oder Saltzbrunnen.

M.

'Maledisten' seind, die mit beschwerungen, Verfluchungen vnd Verbannungen Vmbgehen.

'Mechanica' Alle Künstliche handwerckhs vbungen.

'Mechanopeotica' (!) ist Wasser Kunst, aller künstlicher Wasserwerckh, Alfs Luftbrunnen, Spritzen, Wasserhebungen, durch Pompen, Ventiel, Druckhwerckh vnd Blafsbelg zuemachen.

'Meysenschwantz' ist ein Büchsenmaisterisch Instrument, ein stuckh des Aufslad Zeugs, den man an den Setzkolben schrauft, darmit die Schützen vnd Büchsenmaister das geladen Puluer in den Büchsen erledigen, vnd wider heraufser bringen.

'Marciarborbulos' seind der Alten Geschütz gewesen, vnd deren Fünfferley, als Feurdibales, zu Teutsch Schufslantzen, Scorpiones, zu Teutsch ein Hand Armbrost, Balistae, Handbogen, Schlaudern oder Schlingen, darmit man Stein vnd Kuglen geworffen hat, Valcosarba genant.

'Malleolj vnd Falarica' seind die grossen geschofs gewesen, darmit man sehr grosse Feurpfeil vnd andere Pfeil geschossen. Diese Instrument seind durch werben vnd Federwerckh angezogen oder gespannen worden.

'Mundstuckh eines grossen Stuckhs Büchsen' Ist ein hültzener Zapff, so mann Vornen für steckt. Man macht aber auch Eysene beschlossene Mundstuckh, mit eingreiffendem oder ein fallendem Federwerckh, die sich satt einschliessen.

'Mordthier' ist ein sehr grosser Böler.

'Mittelfinden auf grossen Stuckh Büchsen' Ist der oberst höchste Punct, Vornen vnd hinden auf dem Rohr.

'Musculus' ward bey den Alten ein Instrument, ein grofs Schrauff oder Wend Zeug [genannt], darmit man ein haufs nider fällen oder Maur durchgraben könden.

N.

'Naphtan' ist ein Weichflüssig Bech oder Hartz, Wirdt in Mesopotamia gefunden, brinnt wie Baumöl.

'**Niter**' Ist, wann sich der Vrin samlet, vnd in ein ander Saltz sich Praepariert, das man auch Salnitter nennet.

P.

'**Puluersackh**' Darbey soll kain Ledersackh, darinnen man Puluer tregt oder behelt, sondern die hinderste Mündung vnd enge eines Bölers, oder einer Steinbüchsen, Verstanden [werden], die gemainclich mit dem Puluer bifs ohne den Fürschlag, vol eingeladen wirdt.

'**Puluer**' Darbey wirdt Büchsenpuluer verstanden.

'**Pyromachus** oder **Pyromachist**' ist ein Streiter wider das Feur, vnnd wider alle Fewrwerckh.

'**Pyrophorus**' ist nicht allein ein Kriegsmann, der mit Feurwerckhen bewaffnet, vnd wie er solchen Feur geben, vnd wider seine feind gebrauchen soll, Von Feurwerckhern Vnderwisen wirdt, sondern auch als ein Ritter oder streitbarer Held, der kein Feur oder Feurwerckh, wie schröcklich es ist, fleucht oder förchtet, vnd solchem auch ein Widerstand thuen kan.

'**Pessulant**' Also mag wol ein Jeder gefangner, oder eingeschlofsner Mensch genañt werden, weil er vor seinen feinden sicher ist vnd wie man sagt, kein Rofs vber ihn lauffen kan. Wirdt aber hie fürnemlich einer vermaint, der ein Chabalistisch oder Magisch Remedium bey ihm trägt, oder Aberglauben hat, das ihn niemand, als ein Soluant verwunden oder verletzen kan.

'**Prop**' ist ein hültzener Fürschlag inn eim Böler.

'**Patron**' ist hie ein Papyrene Rollen von Patronpapyr oder gepaptem Cartenmacher Papyr, darein die Ladung Puluers eingemacht, hinden vnd Vornen mit bödemlen verleimbt vnd beschlossen wirdt, die nur inn die kleinen Stuckhbüchsen, so nicht vber ein pfund Eysen schiessen, gemacht werden.

'**Plastica**' ist die Kunst aufs Erden Bilder zueformieren, vnd im̃ feur hart zubrinnen.

'**Pyromantica**' Die Kunst, dardurch sich die Astra des feurs erzaigen also, das daraufs weifs vnd war zuesagen.

'**Pyrotechnia**' Ist die Kunst der feurarbeit oder Feurwerckhen, vnnd fürnemlich ain Kunst, aufs welcher viel andere Künsten, die mit feur oder im̃ feur vollbracht werden, ihren Vrsprung haben.

'**Panificia**' Die Beckhen Kunst.

'**Panicaliae**' (!) damit die Menschen schnell vnd sehr erschreckt werden.

'**Propugnatif**' ist ein Gegenwöhr, ein Gegenstreit oder Versatzung, Manliche bewahrung, beschirmung vnd beschützung.

'**Protectif**' Ist auch ein Manliche beschirmung, beschützung, Versatzung, Verhüettung, Verdeckhung, oder Verhaltung, vor den feinden, vor waffen, vnd allen Kriegs Instrumenten.

R.

'**Ragget**' hat sein Namen vom wortt Paget, das ist ein Verschlofsner Sendbrief, darinnen vil andere Briefe, gelt oder anders eingepact

ist. Was sich aber eim Rohr oder Rollen vergleicht, da wird für das P. das R. gesetzt, vnd heist fürnemlich das ein Ragget, als ein Papyrens Rörlin mit Puluer oder solchem dergleichen Zeug eingefüllet.

'Rennkugel' ist ein zue kleine Kugel, die leichtlich vnd vngetrungen durchs Rohr hinab bifs auff das geladen Puluer fellt.

'Ritterschufs' ist ein Schufs, darmit ein Schütz aufser der Abentheuer [*s. oben*] etwas, aber darinnen nichts gewinnet.

'Raumnadel' Ist ein Eysener oder Messinger Griffel, oder gerader Trath, darmit ein Schütz oder Büchsenmaister das Zündpuluer den Zündlöchern der Büchsen einraumet.

S.

'Schützen' seind nicht allein die gemainen Handbüchsen Schützen, sonder ein Jeglicher, der auch aufs grossen Stucken scheust, vnd nicht Büchsenmaister, oder der Kunst erfahren ist, wirdt noch ein Schütz genañt.

'Schufsbrent' Ist so ein Zihlschütz zue mittelst auf ein rifs getroffen, vnd gleichsam den Rifs abgeschossen hat.

'Saten Kugl' ist ein zue grofse Kugel, welch satt getrungen, vnd mit gewaltt in das Rohr der Büchsen hinein gesetzt muefs werden.

'Schlag' Der Nam hat zweyerley Verstand, erstlich, so in ein Feuerwerckh schüfs gemacht seind, die werden Schläg vnd nicht schüfs genent. Zum andern werden Eysene Rörlin Von starckem Sturtzblech, etliche mit glatten bödemlen, andere aber mit gespitzten bodemlen, vnd darneben mit Zündtlöchern gemacht, mit Kraut vnd Loth, das ist: mit puluer vnd einer Kugel oder Schrott geladen, vnd in die Feur Kuglen eingeschlagen. Dise neñt man Eysen Schläg, werden auch in die Sturm Kuglen, Sturm Kräntz vnd Sturm Kolben gerichtet.

'Setz Kolb' Ist ein hültzene stangen, daran vornen ein Kolb, einem Vogelboltz gleichförmig, darmit ein Schütz oder Büchsenmaister das Puluer, Fürschlag vnnd Kugel nider vnd auf ein ander setzt.

'Setzen' Ist souil geredt, als satt obligen, vber einander einstossen, getrungen einladen, oder eintruckhen, Alfs so man sagt; Der Schütz oder Büchsenmaister setzt das Puluer, den Fürschlag oder die Kugel. Item der Feurwerckher setzet den Zeug in die Raggeten, vnnd soll nit sprechen, er stosset ein, stampft ein, truckhet ein, oder ladet ein.

'Salinaria' Saltzsieder Kunst.

'Soluant oder Soluanist' mag ein Jeder genent werden, der einem gefangnen oder Verschlofsnen aufshilft oder aufschleust, wirdt aber fürnemlich einer, der einem andern Menschen sein haut oder flaisch mit waffen alle Zauberey vnd Wundsegen auffthuen vnd denselben Verwunden kan.

'Syderist' Ist einer, welcher der Astronomischen Kunst erfahren, vnd nach himlischem lauff der sondern Constellationen, vnd Ihme dienstlich Influentzen, arbeitet, ein Ding macht vnd bereitet.

'Spiegel in einem Böler' Ist ein Rund abgetrehete Scheiben, gleichförmig einer flachen schüſsel gemacht.

'Schrauffnadel' Ist ein Büchsenmaisterisch Stählin Instrument einem langen dinnen pfriemen gleichförmig, zu vnderst am Spitz als ein Nepper mit einem zwifachen Vmbgang aufsgezogen.

'Streugeschofs' Hagelgeschrött.

'Streichender Schufs' ist einer, daruon die Kugel nicht in die höhe, sondern gleich auff der Erden hinstreicht, vnd in ihrer erstreckhung vil Sprüng thuet.

'Sturm Widder' Sonst Aries genant, seind bey den Alten mancherley gewesen. Etliche haben starcke Bäum, Vornen mit Eysen, spitzig beschuchet, vnd seind mit solchem Acht, Zehen oder Zwelff starcker Männer an ein Maur oder Eysene Thür, oder an eine Porten geloffen, vnnd dieselbig mit eingestossen. Etliche seind noch grösser, vnd mit Rossen oder Ochsen angeführt, vnd starcke Mäuren mit nider gestossen worden, wie im Josepho lib. 3 cap. 15 zuelesen.

'Schneller' seind Zugeber Knecht oder gehülffen der Büchsenmaistern, deren man etwa Zween oder Drey zu einem grossen Stuckh büchsen verordnet, zueruckhen vnd hin vnd wider zutreiben.

T.

'Tollena' ward bey den Alten Kriegsleüten ein Instrument von Holtzwerckh [genannt], mit einem Vmbgehenden gründel vnd vberzwerch auffgelegten Schnöllbaum, mit eim angehenckten Korb, darmit man an einem Sturm Kriegsleüth auf die Mauren werffen köndt.

'Turris Ambulatoria' Ain Ziechthurn, darmit man ein Maur oder Statt vberhöhen, hinzue führen vnd vbersich auftreiben kondt.

'Tribulus' Von den Alten Römern erfunden, ward von Vier hültzen Pfälen gespitzt vnd in ein ander satt beschlofsen, vnd wie es gesatzt wurd, stund es auf dreyen spitzen, vnd der Viertte vber sich in die höhe. Es werden aber ietziger Zeit solche Eysene kleine Tribulj gemacht, daran man sich etwa lämig tritt, derhalben von etlichen Lämeisen oder Fufseisen genant.

'Tauffen' Ist, so man die Feurwerckh, Feurkuglen oder anders nach dem sie allerdings aufsgemacht, zu letst verbichet, das ist, in Schiffbech gedauht oder geschwembt werden, also, das man daran kein andere arbeit, dann allein das Bech sihet.

V.

'Verfallen' Ist, wann ein Schütz in̄ lofstrucken mit der Büchsen Vnder sich sincket.

'Versagt' Ist, so einem das eingeraumbt Zündpuluer auf dem Zündloch Vergeblich hingebrunnen, also, das es das ander Puluer in der Büchsen, oder den Zeug im Feurwerckh nit anzündt.

'Vindictor' Ist ein Ritterlicher Mannlicher streitbarer Kriegsmann, der sich von gemeines nutzes wegen, land vnd leüten zu Trost

vnd hilff in die eusserste gefahr seines lebens gibt, der auch in solcher That den sig erlangt, mehr der ehren dann gelts vnd guets betrachtet, wie Cicero von Paulo Emilio, Scipione Africano vnd Lucio Mucio bezeugt, vnd daher dise Carmina gemacht:

Das diser Haubtleut ehrlich That
Gemainer Nutz geraichet hat,
Vnd in ihr haufs nichts anders kam,
Dann das ihn blib ein guter Nam.

W.

·Warnschufs' darmit ein Volckh das ander warnet, vnd das der feind verhanden, durch schiessen zuuerstehen gibt.
·Waidloch' Zündloch.

Z.

·Zaichenfeur' Kreyden feur oder Losung Feur, dardurch auch ein Volckh dem anderen etwas verborgens zuuerstehen gibt.
·Ziech Kolben' Ist ein Führkölbl vnd sonders Instrument, darmit ein Schütz ein Rostiges Rohr einer Büchsen inwendig widerumb glatt vnd eben aufszeucht, so das an Ladstecken geschrauft wirdt.
·Zündt Ruten' Ist der Büchsenmaister Achselwöhr, als ein Halbspiefs, Vornen vnd Vnden mit einem Spiefseisen, oben vnd hinden aber mit Zweyen geschrauften Hanen, in ein geheufs oder Müeterlin eingeschrauft, daran der Zündstrickh vmbgewunden, vnd in beede Hanen eingezogen mag werden.
·Zoll' ist der Zwölfte Theil eines Stattwerckhschuchs.

Ich habe darauf verzichtet, das Onomasticon durchgängig zu commentieren. einzelne vorkommende verschreibungen Z.s sind leicht zu erkennen, über einige wenige lateinische worte nur bin ich mir selbst nicht klar geworden.

Strafsburg i. Els. PAUL HORN.

DER MYTHUS DES ZWEITEN MERSEBURGER SPRUCHES.

In meinen arbeiten über Baldrs tod (Zs. 41, 305ff) und die Dioskuren im Beowulf (Zs. 42, 229ff) ward die betrachtung des Merseburger spruches principiell ausgeschlossen, nicht, weil ich je an dem hohen mythologischen wert des altehrwürdigen denkmals gezweifelt hätte, sondern um die nordischen und englischen zeugnisse zunächst durch sich selbst sprechen zu lassen: wenn ich jetzt von den ergebnissen der genannten untersuchungen aus ein kurzes streiflicht auch auf diesen vielumstrittenen spruch werfe, so wag ich es nur, weil mir eine annehmbare erschöpfende erklärung in reinmythologischer hinsicht nicht bekannt ist.

Ich darf dabei auf gewissen grundlegenden resultaten gerade der jüngsten kritik fufsen, durch die Jacob Grimms und Müllenhoffs auffassung des spruches wider zu ehren gebracht wurde: ein kurzes resumé dieser ergebnisse wird daher zunächst willkommen sein.

Was zuvörderst die erläuterung der worte *Phol* und *Balderes* anlangt, so dürfte die ansicht von Bugge (Studier I 304) und Kauffmann (Beitr. 15, 207), die in ihnen den gott nicht finden wöllen, nach den ausführungen Gerings (Zs. f. d. ph. 26, 145 ff. 462 ff), ESchröders (Zs. 35, 237 ff) und Kögels (Litteraturgesch. I 90 ff) kaum mehr den rang einer gegründeten hypothese behaupten. selbst vGrienberger, der jenen die ursprünglich appellativische bedeutung des wortes einräumt, hat doch den zusammenhang mit dem nordischen Baldr nicht in zweifel gezogen (Zs. f. d. ph. 27, 448 ff) : und in der tat beweist ihn schon der eine umstand, dass, falls *Balderes volon* Wuotans pferd bezeichnete, es ganz unverständlich bliebe, warum dieser als herr des zaubers sein ross erst durch andre gottheiten besprechen liefse : somit ist also nicht nur die identität von *Balder* und *Phol*, dessen existenz insbesondere durch das von vGrienberger (aao. 453 ff) aus ortsnamen reichlich geschöpfte material erhärtet worden ist, vollkommen erwiesen, die ja auch neben der doppelbenennung des zweiten dioskuren 'Vali-Bous' an sich grofse wahrscheinlichkeit birgt[1], sondern auch die wesensgleichheit beider mit dem lichten gott, dem, wie schon von anderer seite hervorgehoben ist (Gering aao. s. 145), auch bei dem heutigen stand der frage schwerlich in Müllenhoffs sinne das bürgerrecht im texte der dritten auflage der Denkmäler verweigert wurde (I 16).

[1] erklärt ist der name freilich noch nirgend sicher, doch erhält die Kögelsche auffassung, der eine indogermanische wurzel 'kraft' in ihm findet, besonders durch vGrienbergers ausführungen (aao. s. 461) grofse wahrscheinlichkeit; der bedeutung nach würde sich dann sehr schön der ältere Harlung *Embrihho* ('der unermüdliche' oder 'sichanstrengende') vergleichen, wie *Fritilo* ('Schönle') dem Vali genau entspricht (Zs. 30, 222. 42, 257). so enthielten beide Dioskuren — auch in 'Bui-Bous' ligt ja der begriff der 'treibenden, schaffenden kraft', in ihrem doppelnamen die begriffe 'glanz' und 'kraft', nur der ältere bruder jenen, der jüngere diesen ursprünglich als attributive nebenbezeichnung. schon dieser völlige parallelismus lässt mir aber die beanstandung der gleich folgenden Schröderschen erklärung des Baldernamens durch vGrienberger und die daran sich knüpfenden mythischen consequenzen (aao. 450 ff. 462) sehr unwahrscheinlich erscheinen.

Diese ursprünglichkeit des gottes im Merseburger spruche hat aber durch ESchröders etymologische ableitung eine wesentliche stütze erhalten, der das charakteristische untrennbare attribut des glanzes nicht nur für den gott selbst, sondern durch den hinweis auf das Gotenross 'Bala' und das Siegfriedsschwert 'Balmunc', von denen dieses ja wider an einem jugendlichen heros haftet, auch für die äufseren zeichen seiner kriegerischen würksamkeit nachgewiesen hat (Zs. 35, 237 ff).

Bezeichnend genug aber ist, dass der kurze ausdruck *Balderes volon* alle wesentlichen auch sonst nachweisbaren attribute des gottes umschreibt, zunächst den lichtspendenden jugendlichen charakter kündend — wie ja λευκόπωλοι auch bei den Hellenen als dioskurisches attribut erscheint —, sodann aber darüber hinaus — denn mit recht erinnert Kögel (aao. I 90) an die bedeutung von *vole* als streitross bei Wolfram und im mhd. volksepos — deutlich genug auf den kriegerischen rossebändigenden gott der ältern eddischen lieder weisend. ja wenn das *varan zi holza*, wie es gemeinhin, und wie mir scheint, am natürlichsten [1], geschieht, als jagdritt erklärt wird (vgl. Völundkv. 1 ff. 16), so könnte man auch darin wie in dem Harlung Fritele den jungen übermütigen Dioskuren erkennen, der wildester unbändigster jagdlust obligt (Müllenhoff Zs. 30, 222): beidemal unabhängig ein abbild des zum fröhlichen wettlauf am morgenhimmel emporsteigenden junggeborenen zwielichtgottes.

Nicht nur die intactheit Balder-Phols aber, sondern auch die alte erklärung des namens und der wesenheit der vier an der beschwörung sich beteiligenden lichtgottheiten ist durch die jüngste kritik vortrefflich gewahrt und bestätigt, und sie befestigt widerum die unentbehrlichkeit des gottes im spruche. dass *Sunna* nichts mit der spätnordischen, abstractbegrifflichen, erst skaldischer erfindung ihre entstehung verdankenden *Syn* der Gylfaginning (Beitr. 15, 209) zu tun haben kann, sondern als sonnengöttin zu fassen ist, hat Gering (aao. s. 464) genugsam dargetan; dass aber die

[1] an sich könnte man ja auch an eine zauberfahrt — vgl. Skirnism. 32 '*til holz ek gekk ok til hrás viðar*' — denken, aber die würde doch nur für Wodan, nicht für Baldr passen: eine tiefere mythische auffassung aber gerade in diesem ausdruck zu suchen, scheint mir überhaupt unnötig, und, wie schon Kauffmann hervorhebt (Zs. f. d. ph. 26, 456), ziemlich aussichtslos.

von Kögel (aao. s. 92) und vGrienberger (aao. s. 452) angenommene beziehung des ersten göttinnenpaars auf Baldr und des zweiten auf Wodan keine im mythus liegende innere notwendigkeit birgt, wird durch die von Müllenhoff (Zs. 30, 218) nachgewiesene identität der *Sunna-Sûryâ* mit der auch sonst im mythus eine besondere rolle spielenden *Priya-Frîja*, die, soweit ich sehe, nirgends beanstandet ist, erhärtet; aber auch die Müllenhoffsche deutung der *Sinthgunt* als einer lichtgottheit und der *Fulla* als 'copia' (Denkm.[3] II 74) darf als sicher gelten und demgemäfs auch, und, wie wir später sehen werden, nicht nur aus gründen des zusammenhangs in gegenwärtiger überlieferung, die umstellung der *Frîja* an das ende der ganzen reihe.

Stehn wir also in der annahme Balders als hauptperson im spruche auf durchaus festem kritischen boden, so erhebt sich notwendig die frage nach der stellung, die Wodan im zusammenhang des ganzen einnimmt.

Wenn man die entscheidende rolle, die dieser gott bei der würkung des zauberspruches spielt, mit seiner zaubermächtigen stellung in den nordischen Havamal (vv. 146—160) vergleicht, so könnte man leicht auf den gedanken kommen, dass Wodan-Odin in der uns aus dem norden geläufigen gestalt auch im mythus des Merseburger spruches wurzele. und diese auffassung könnte noch eine stütze finden in der tatsache, dass wenigstens auch in Niederdeutschland nach Paulus Diaconus zeugnis (Hist. Langob. 1, 7 f) schon in verhältnismäfsig früher zeit die langobardische Frëa dem Wodan gegenüber als gemahlin wie als rivalin eine ähnliche stellung einnahm wie die nordische Frigg gegenüber Odin. ja auch der umstand, dass im norden gerade die der Volla entsprechende Fulla es ist, die nach der prosaischen einleitung der Grimnismal die Frigg in ihrer rivalität gegen ihren gatten unterstützt, und dass eben diese Fulla wider die einzige der Gylfag. c. 36 angeführten dienerinnen Friggs scheint, der schärfere und unzweideutig auf eine lichtgöttin weisende charakteristik zukommt, könnte die ursprünglichkeit der gattenschaft wie der concurrenz Wodans und Sunna-Frîjas nahelegen.

Jedoch widerstreiten einer solchen annahme hauptsächlich zwei momente: beide sind schon von RMMeyer in seiner inhaltsreichen recension des buches von Losch (Anz. XIX 211) angedeutet. zunächst die auffällige rangierung des angeblich höchsten gottes

hinter seinen sohn Baldr, die aus dem uns im norden geläufigen verhältnis der beiden götter zu einander eine mythologische rechtfertigung nicht erhält. sodann aber der merkwürdige zusatz zu *thû biguolen Wodan : sô hê wola conda*. dass dieser, der doch nur den sinn haben kann : 'er verstand es besser als die vier göttinnen, die sich vergeblich abgemüht hatten', unter der voraussetzung von Wodans anerkennung als meister über allen zauber (vgl. *galdrs fǫþor* Vegtkv. 3) eine matte, müfsige bemerkung darstellt, ligt auf der hand. wolbegreiflich aber wird er, wenn er die entscheidende tätigkeit des nachträglich eingeschobenen Wodan motivieren sollte, etwa wie unter dem einfluss der vordringenden Oðinsreligion in der discreten überarbeitung der nordischen Thrymskvida Heimdalls an stelle des höchsten gottes ausgeübte bedeutsame handlung durch den zusatz *visse vel fram sem vaner aþrer* zu begründen versucht ward (Zs. 36, 281).

Demnach können die worte *ende Wôdan* und *Wôdan, sô hê wola conda* der ältesten germanischen fassung des spruches nicht angehört haben, und Wodan, der ja ohnehin in Oberdeutschland sonst nicht bezeugt ist, hat, wenn er auch in der jetzigen sacralen einkleidung die entscheidende stellung behauptet, sicher erst, wie auch sonst im Baldr- und Dioskurenmythus, den alten himmelsgott verdrängt — ein verhältnis, das, da er selbst, der in jüngeren fassungen des spruches allein dominiert, in den jüngsten widerum durch christliche heilige verdrängt wird, rückblickende analogieschlüsse leicht bestätigen [1].

Wir dürfen somit den sacralen rahmen des spruches abstreifen und haben uns die fragen vorzulegen : was bedeutet, mythisch genommen, die verrenkung von Baldrs ross? was bedeuten die vergeblichen heilversuche durch die vier göttinnen?

[1] auch Losch (aao. s. 19 ff) hat an dem zusatz anstofs genommen, aber seiner annahme einer unvollständigen überlieferung und seiner ergänzung aus der spätern christlichen Egidiussage kann ich in keiner weise beipflichten: gewis verdient diese legende als parallele zum Baldrmythus in christlicher zeit beachtung, aber weit entfernt zur erläuterung des mythus beizutragen — die von ihm selbst versuchte reconstruction trägt Losch nur sehr zweifelnd vor — enthält der ganze bericht, und vor allem die künstliche motivierung des *sô hê wola conda* nur eine durch die übertragung auf Christus notwendige, zum teil vielleicht misverständliche, in der hauptsache aber bewust-euhemeristische umbildung.

was endlich bedeutet die definitive heilung durch den höchsten gott des himmels?

Dass, wie in allen übrigen versionen des Baldr- und Dioskurenmythus auch in unserm spruch ein **tagesmythus** steckt, hat schon Jacob Grimm richtig empfunden, wenn er sagt (Myth.[4] 186): 'das erlahmte, in seinem gang aufgehaltene pferd Baldrs empfängt vollen sinn, sobald man ihn sich als licht- oder taggott vorstellt, durch dessen hemmung und zurückhaltung grofses unheil auf der erde erfolgen muss', und später gelegentlich eines christlichen segensgrufses, wo der sonntag reitend gedacht ist (Myth.[4] 615): 'das ist allerdings der heidnische tag, wie er auf *Scinfahso* (altn. *Skinfaxi*) mit der leuchtenden mähne einherreitet; wer aber an den lichten gott Paltar auf seinem fohlen dächte, würde auch nicht gerade fehlschlagen'. können wir diese auffassung des altmeisters auch im einzelnen nicht zu der unsrigen machen, da wir nach Müllenhoffs vorgang und auf grund eigner ergebnisse in den eingangs genannten arbeiten in Baldr das zwielicht und vielmehr in dem durch Wodan verdrängten gotte den tagesgott sehen müssen, so gibt sie uns doch die richtschnur für die erklärung des ganzen nicht als jahres-, sondern als tagesmythus.

Wenn wir nun versuchen, den epischen teil des zauberspruchs, die eigentliche götterhistorie, als noch in engster verbindung mit alter arischer anschauung, wie sie Myriantheus (Die Açvins s. 40 ff) auf grund der Veden dartut, und doch widerum in einem wichtigen puncte auf germanischem boden nach heimischer naturanschauung modificiert zu erweisen, so dürfen zur rechtfertigung dieses unternehmens folgende erwägungen nicht aufser acht bleiben.

Zunächst, dass bei keinem denkmal der altgermanischen spruchpoesie eine solche zusammenstellung mit dem altindischen natürlicher und berechtigter ist, da gerade dieser spruch sich, wie Kuhn zeigte (Zs. f. vgl. sprf. 13, 51 ff. 58 ff), in seinem schlusswort in überraschender weise mit einem vedischen berührt. die nahe verwantschaft der schlussformeln legt den rückschluss auf einstmalige nächste verwantschaft auch der mythischen vorgeschichte wenigstens nahe[1].

[1] dass beide nicht notwendig zusammenhängen müssen, hat [illegible] (Zs. 37, 257 ff) mit recht hervorgehoben; ebenso dass das mit

Sodann, dass auch sonst neben der allmählich im Baldr-Hartungenmythus feste gestalt gewinnenden vornehmsten form der germanischen Dioskurensage sich unterströmungen fanden, die an älteste vedische vorstellungen anknüpften, so in der Breca- und Hređelepisode des Beowulf (Zs. 42, 236 ff.:243), so ferner vor allem in der kunstvoll in einen andern alten mythus verwobenen sage von den jungen Harlungen (Zs. 30, 222 ff).

Ferner darf auch der charakteristische stil des spruches nicht übersehen werden : die darstellung ist der tendenz der schlussformel entsprechend kurz, sprunghaft, prägnant; sie bricht ab, wo die absicht der zauberformel erfüllt ist. . wie in dem zum vergleich am nächsten liegenden ersten Merseburger spruche niemand aufgeklärt wird, wo die walküren, die *clûbôdun cuniowidi*, sich eigentlich befanden, vielmehr die kenntnis davon als selbstverständlich vorausgesetzt scheint, so erfahren wir in unserm spruch nichts darüber, wo die vier göttinnen plötzlich herkommen, wiewol der mythische vorgang sicher als bekannt betrachtet wird, und ebenso bleiben die vorgänge nach der heilung von Baldrs ross im dunkel: ein ergänzen aus dem mythologischen zusammenhang im ganzen ist hier also unumgänglich.

Endlich darf bei der mythischen deutung des spruches nicht vergessen bleiben, dass bei der zähigkeit, mit der in dieser dichtgattung auch bei dem wechsel der worte und benennungen doch der ganze tenor der vor- und darstellungsart gewahrt bleibt, mit fug auch auf die nacheinanderfolge : 'Sinthgunt-Sunna-Frija-Fulla' oder, wenn Müllenhoffs umstellung das richtige trifft (s. 104), '--Fulla-Frija' ganz besonderer nachdruck gelegt werden muss.

Versuchen wir nunmehr so einfach wie möglich dem wortlaut des spruches in der mythischen erklärung uns anzuschliefsen. Dass in dem ausdruck *vuorun zi holza* nichts anderes liegen kann als 'sie zogen aus zur jagd', und dass diese vorstellung der alten auffassung von dem Dioskurenwettlauf vortrefflich entspricht,

zusammenhängende 'spell' an sich ein vielleicht erst für den vorliegenden fall ersonnenes zaubermärchen sein könnte; was mich bei diesem spruche trotzdem in der annahme eines — freilich dem sacralen charakter des 'galdr' entsprechend freier umgestalteten — mythus bestärkt, ist nicht zum mindesten die von Kögel im Strafsburger blutsegen entdeckte spur des Dioskurenmythus, die, wenn auch nur lückenhaft, doch deutlich auf die älteste, classische form des nordischen Baldrmythus zurückweist (s. 112).

ward schon oben (s. 103) bemerkt. die erste zeile bedeutet demnach: 'der gott des zwielichts und sein vater, der tagesgott, reiten auf lichten rossen am morgenhimmel empor' — dem Dioskuren als vorläufer gebührt daher auch im spruch die erste stelle.

Der ausdruck: *dô wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit* heifst ohne jede nebenbedeutung: 'Baldr kann nicht weiterreiten, seine fahrt am himmel wird gehemmt' — natürlich für das auge des beobachtenden, dem eine neue naturerscheinung sich aufdrängt.

'Sinthgunt' erscheint nämlich — schon längst als hypostase der sonne gefasst (s. 104) — zuvörderst in gestalt der morgenröte, der vedischen Ushas. aber sie, die sich den gott als buhlen wählt oder von ihm als siegespreis davon geführt wurde (Myriantheus aao. s. 40), und die, wie man auch ihren namen deuten möge [1], dem Balder ebenso unzertrennlich anhaftet und folgt wie 'Sintram' dem 'Baltram' oder noch im Nibelungenlied 'Sindolt' dem 'Hunolt', kann sein allmähliches verblassen nicht hindern: je mehr sie zur glänzenden sonne sich entfaltet, um so mehr schwindet der Dioskur — überstrahlt von ihrem lichte. Baldrs fahrt entzieht sich immer mehr dem auge des beobachtenden sterblichen.

Aus der Ushas ist die glänzende Sûryâ geworden — die doppelerscheinung der wesensgleichen Ushas-Surya ist hier ganz ebenso wie in der analogen hellenischen sage von den Leukippiden Hilaeira und Phoibe (Zs. 42, 255) durch das schwesternverhältnis ausgedrückt. der ritt des Dioskuren, von der 'Sunna' völlig überstrahlt, ist nicht mehr zu erspähen, während der tagesgott immer leuchtender und sichtbarer aufsteigt.

Stellen nun 'Frija' und 'Volla' ebenfalls hypostasen der sonnengöttin dar — woran nach dem s. 104 erörterten nicht

[1] dass die Buggesche deutung (Studier I 286) des namens nicht in betracht kommt, zeigt schon der etymologisch deutliche charakter der andern göttinnen als lichtwesen (s. 103 f); aber auch die Scherersche deutung als 'die sich den weg erkämpfende' oder die Kögelsche als 'himmelsgängerin' wird neuerdings von vGrienberger verworfen: ist seine deutung 'die reisige kämpferin' oder 'die zum kampf ausgehnde' (aao. s. 452) die richtige, so ist nicht nur die enge verwantschaft mit Brünhild klar, sondern die bedeutungsentwicklung auch ganz ähnlich wie bei der mythischen Nanna, wo ebenfalls aus der grundauffassung des sieghaft hervorbrechenden lichts sich der walkürische charakter entwickelt.

zu zweifeln ist —, so kann das *thû biguolen Volla, Frîja era suister* folgerichtig nur einen ganz parallelen vorgang bezeichnen, und dies kann, da eine müfsige widerholung niemand annehmen wird und das viermalige 'bigalan' auf vier verschiedene phasen der verzögerung deutet, kein anderer sein, als die würkung der von ihrem höhepunct allmählich sinkenden und zuletzt in der abendröte ausglühenden sonne. 'Volla' als die nach dem überschreiten des zeniths in den ersten stunden noch besonders heifs und üppig brütende nachmittagssonne würde so dem begriff der 'copia, abundantia' ganz vortreffliche prägnanz verleihen, und noch die späte ausmalung der Gylfaginning c. 36 : *Fulla . . ferr laushár, ok gullband um hǫfuð, hon berr eski Friggjar . . ok veit launráð með henni* ist dieser deutung denkbar günstig.

In diesem falle gewönne aber die Müllenhoffsche umstellung (s. 104) auch mythologisch besondern wert, da die chiastische stellung : 'Sinthgunt-Sunna, Volla-Frija' vom standpunct des beobachtenden genau die vier phasen 'morgenröte, aufsteigende sonne, sinkende sonne, abendröte' widergäbe. und wenn Frija — entsprechend der bezeichnung 'Sinthgunt' am morgenhimmel hier passend wider geliebte (vgl. skr. *priyâ*) des Dioskuren genannt — am schluss der ganzen reihe steht, so hat auch dies guten sinn: sie, die besonders in südlichen gegenden sehr schnell wider dem nächtlichen dunkel zueilt, — hat doch selbst der phantasievolle Hellene kein eigenes wort für 'abendröte' — konnte, wenn irgend eine von den göttinnen, am ersten dem geliebten zwielichtsgott wider eingang verschaffen und durch heilung seines rosses seine fahrt am abendhimmel dem menschlichen auge wider sichtbar machen. aber auch ihre beschwörung, offenbar die stärkste von den vieren, ist wie die ihrer vorgängerinnen, umsonst.

Bisher ist alles im festumschriebenen rahmen eines tages wol verständlich : auch dass nach der nun folgenden sieghaften beschwörung des von Odin verdrängten tagesgottes Baldr auf geheiltem rosse seinen ritt wider aufnimmt, dass also die epische fortsetzung der handlung widerum nur gelautet haben könnte: *Phol ende Wôdan fuorun zi holza,* und dass somit der vorgang, für den zweck des zauberspruches einmal typisch festgehalten, mythologisch an sich eine in die unendlichkeit fortlaufende, täglich neu beobachtete naturerscheinung darstellt, wird niemand bezweifeln.

Die frage ist nur : 'wann ist die heilung des götterrosses und die dann folgende fortsetzung des rittes der beiden götter zu denken?'

Wenn wir uns die gewöhnliche form des der hellenischen Dioskurensage genau entsprechenden Hartungen-Baldermythus (Zs. 42, 255 ff) vor augen stellen — und diese war auch der alten spruchpoesie geläufig [1] —, so kann die antwort nur sein : 'am frühsten morgen des nächsten tages'; denn nach dieser gestalt des mythus ist das nach der Frija verschwinden erscheinende zwielicht nur ein trügerisches : der dem echten Dioskuren feindliche und verderbliche Abenddioskur, durch den dieser eben dem tode anheimfällt. in der tat mag dies — besonders in südlichen gegenden mit schnell hereinbrechender nacht — die geläufige vorstellung gewesen sein : denn das schnell enteilende abendzwielicht konnte nie die gleiche aufmerksamkeit wie der erste, wenn auch nur flüchtige strahl des lichtes am morgen erregen.

Anders jedoch in den nördlichen gegenden: bei den germanischen stämmen, wo die langen lichten abenddämmerungen die phantasie mindestens ebenso in anspruch nehmen musten wie die entsprechende erscheinung am morgenhimmel — man denke nur an die noch heute so enthusiastische preisung der lichten nächte durch die nordischen dichter : hier konnte sehr wol in der langen hellen abenddämmerung die fortsetzung von Balders ritt gesehen werden : nach dem schwinden der wider willen ihrem liebling verhängnisvollen sonnengöttin setzt der tagesgott mit Balder aufs neue und noch lange seine fahrt fort bis zur ankunft der spät einbrechenden nacht.

So malte also der mythus unseres spruches in einfachster und schönster weise den gesamten verlauf eines nordischen hochsommertages [2] : vom ersten auftauchen des lichtes am morgen-

[1] mit recht sieht Kögel [illegible] im Strafsburger blutsegen einen nachklang dieser [illegible] der dritten zeile [illegible] dagegen scheint [illegible] über- [illegible] hauptversionen dieses [illegible]

[2] [illegible] (anm. z. 11), aber [illegible] festgehalten [illegible]

himmel bis zum letzten verblassen der abenddämmerung hinüber in das nächtliche dunkel.

Ich glaube nicht, dass man dieser deutung, die sich sowol an die mafsgebende kritische erläuterung des spruches wie an die herschende etymologie seiner götternamen aufs engste anlehnt (vgl. s. 102 ff), den vorwurf des gekünstelten oder auch nur des gezwungenen machen kann. freilich setzt sie im gegensatz zu der gangbaren form des Baldermythus die identität der Morgen- und Abenddioskuren voraus, aber diese nebenauffassung tritt auch sonst, besonders im Harlungenmythus, hervor — dort ist ebenfalls der tod des zwillingspaares nicht dem aufhören der morgendämmerung, sondern dem verschwinden der abenddämmerung gleichzusetzen (Müllenhoff Zs. 30, 241). sie stellt weder eine ältere noch eine jüngere form des mythus dar, sondern ist der classischen gestalt der sage im norden von jeher parallel gegangen, wie ja noch die überaus günstige und sympathische charakteristik Höds in Saxos pragmatischer darstellung deutlich erkennen lässt. denn mag immerhin ein gut teil davon auf den localpatriotismus des dänischen geschichtsschreibers kommen, vorbereitet war sie, wie Axel Olrik (Sakses oldhistorie s. 45) zeigte, schon in norwegischen sögur und muss als nachklang der erwähnten nebenvorstellung gelten.

Ist doch die doppelauffassung, wonach morgen- und abendzwielicht bald als schärfste gegensätze, bald als wesensverwant betrachtet wurden, tief in dem charakter dieser naturerscheinung begründet, je nachdem man mehr die verschiedenheit ihrer function am himmel, das hervortauchen aus dem dunkel einerseits und das hinabsinken in die nächtliche finsternis anderseits, oder die ähnlichkeit ihrer entstehung aus tag und nacht ins auge fasste.

Ganz besonders nahe lag aber diese auch bei den Indern und Hellenen (Zs. 42, 253 ff) nachweisbare doppelvorstellung bei den Germanen, vornehmlich bei den nördlichen, wo der grandiose wechsel der langen hellen sommerabende und der endlos düstern winternächte dieser verschiedenartigen betrachtung und würdigung des Abenddioskuren den weitesten spielraum bot.

Am wenigsten wunder nehmen wird die vorstellung von der identität des morgen- und abendzwielichts bei einer mythen-

ist es an dieser stelle möglich, den hauptteil seiner arbeit, die zahlreichen parallelen mit den sagen vom weifsen hirsch, zu berühren.

form, die dem ganzen charakter ihrer sacralen einkleidung gemäfs den tod Balders überhaupt nicht einbegriff. denn das lahmen des rosses wie die heilversuche der göttinnen und die heilung durch den höchsten gott sind mythisch allein identisch mit den bösen träumen Balders und den mafsnahmen der Asen zur verhütung des kommenden unheils, wie sie uns bei Saxo und in den Edden entgegentreten; sie sind — und in diesem puncte stimm ich Losch (aao. s. 13) völlig bei — mahnende hindeutungen auf des lichten gottes untergang. aber der tod selbst, der nach dem verblassen der abenddämmerung zu setzen ist (s. 110f), fällt völlig aus dem rahmen des spruches heraus, und für gestalten wie Höð und Vali als selbständige Dioskuren ist daher in ihm kein raum: kein zweifel, dass diese beschränkung auf die unheilkündende vorzeit, wodurch das hauptinteresse nach dem heilenden gott hingravitierte, die anknüpfung an den zauberkundigen Wodan (s. 105) erleichterte.

Für die erschütternde tragik der mythen von Balders tod und im gegensatz zu ihnen liefert also unser spruch ein in der grundstimmung heitres, wenn auch auf düsterm boden sich abhebendes und mit düstern ahnungen durchsetztes vorspiel.

Berlin, 13 august (31 october) 1898. FELIX NIEDNER.

ZU KONRAD VON WÜRZBURG.

Das Mhd. wb. II 2, 420b und Lexer II 998 setzen ein adj. *smæhelich* an, das für die gute zeit so wenig zuzugeben ist wie etwa *süezelich* oder gar *êrelich*. unser *schmä(h)lich* stammt aus *smâhlich*; in älterer zeit nicht allzuhäufig, verdrängt es später das veraltende *schemelich*, wobei innerhalb der litterar. überlieferung auch die ähnlichkeit des wortbildes (*schämlich* — *schmälich*) mitwürken konnte. das mag zb. zutreffen für den Engelhard, wo Haupt und Joseph, den alten druck verbösernd, durchweg *smæhelich* schreiben, während *schemelich* zu ändern war: 2095 *sô smæhelicher mære* — 3694 *in smæhelichen spot* — 4050 *von smæhelicher nôt* — 4980 *und ûz vil smæhelicher nôt*. vgl. insbesondere zu 3694 *schemelicher spot* Silv. 3284. 4785. Troj. 3371. 28443; zu 4050 u. 4980 *schemelichiu nôt* Troj. 28455; zu 2095 etwa *schemelichiu wort* Troj. 148, *schemelichiu dinc* Troj. 22621. *smeheliche* als jüngere variante zu *schemeliche* findet sich zb. bei Troj. 17735; sonst ist mir bei KvW. nur das von Haupt und Henczynski in den text gesetzte adv. *smæheliche* Alexius 701 aufgestofsen: allein hier bietet die Sarner hs. (S) das richtige: *man schalt den guoten unde sprach im dicke schemeliche zuo.* E. SCH.

DER DICHTER DES WALTHARIUS.

Die zeiten sind vorüber, wo man vom dichter des Waltharius sagen durfte 'poeta, si hoc nomine dignus est, barbarus'. der hohe kunstwert der dichtung ist anerkannt, und die aufgabe ist jetzt mehr, die eigenschaften derselben, die vorzüge und die mängel, ins richtige licht zu stellen. in einer jugendarbeit (Philologische bemerkungen zum Waltharius, Münchner akad. philol. cl. sitzungsber. 1873) hatte ich die vorzüge des kunstwerks gerühmt und hervorgehoben, dass der dichter seinen stoff klar überschaut und trefflich dargestellt habe. RKögel, der in seiner Litteraturgeschichte den Waltharius mit warmer liebe behandelt, bemerkt (I 2 s. 336): 'epische breite ist nicht die sache dieses künstlers. er zieht den stoff so straff als möglich zusammen. seine linienführung ist grofs und markig. alles kleinliche ist ihm fremd. einzig auf die hervorhebung der hauptsachen bedacht, geht er nirgends ohne zwingenden grund ins einzelne. detailmalerei sucht man bei ihm vergebens'. sodann s. 337: 'die charaktere der handelnden personen sind mit meisterhand gezeichnet. was der dichter als ihre unterscheidenden merkmale angesehen wissen will, erzählt er uns nicht, sondern lässt es aus ihren handlungen hervorgehen. auch die personen zweiten ranges sind mit sorgfalt behandelt. keine figur gleicht ganz der andern; nicht schatten und schemen, sondern festumrissene gestalten von fleisch und bein treten auf und stofsen contrastierend auf einander wie im würklichen leben. aber nicht unausgesprochen darf bleiben, dass der hohe grad des naturstudiums und der psychologischen beobachtung, der den verfasser des Ruodlieb auszeichnet, hier noch nicht erreicht ist'.

Mir erscheint das wesen des dichters in diesen stücken anders. psychologe ist er ganz und gar nicht. schon im aufbau des ganzen fehlt beträchtlich die psychologische entwicklung. wie Walther und Hiltgund im anfange sind, so bleiben sie. nicht die charaktere, sondern die tatsachen verwickeln und entwickeln sich in diesem gedichte. wir sind gespannt, ob der éine mann all den feinden entgehn wird, ein mitgefühl, das durch gedanken wie v. 350—354 und 543—551 gesteigert wird; wir sind daneben etwas gespannt, wie Hagens verhältnis zu Walther und zu seinem könig sich entwickeln wird: das ist etwas, aber

nicht viel. und gar die charaktere sind allesamt von éiner art: welcher unterschied liefse sich finden zwischen Attila, Hagen, Walther, zwischen Ospirin und Hiltgund? selbst Gunther ist zwar jugendlich frech und nicht geschickt im kampfe, doch tapfer ist er und hat ehrgefühl wie die andern (941—953. 1063—1088. 1413/5). im ganzen gedicht wird Hiltgund nur ein mal, von dem alten fährmann, schön genannt, und spricht hier nicht halb so viel als in dem kleinen bruchstück des angelsächsischen Waltharius. da war allerdings der dichter des Ruodlieb ein andrer kenner und zeichner der menschen!

Dafür versteht aber der dichter des lateinischen Waltharius ganz vortrefflich zu erzählen. sagt aber Kögel 'epische breite ist nicht sache dieses dichters', so möchte ich sagen: epische breite ist die hauptsache bei diesem dichter; er gebraucht sie in aufserordentlichem mafse, aber in musterhafter weise. klare disposition, folgerichtigkeit der entwicklung, straffe zusammenfassung, anschaulichkeit der darstellung, das sind eigenschaften, die auch ein guter geschichtschreiber, überhaupt jeder gute stilist haben muss. überall müssen alle wichtigen umstände oder ereignisse deutlich und in guter gliederung vorgestellt und muss so dem leser ein richtiges und vollständiges bild des ganzen gegeben werden. anders macht es unser dichter. er meidet es geradezu, vieles zu erzählen. in den ersten 10 versen macht er die lage des landes der Hunnen und ihre 1000jährige vorgeschichte[1] ab und in den wenigen vv. 96—115 die erziehung der 3 hauptpersonen und deren resultate. dagegen schildert er dinge auf das ausführlichste, welche ein geschichtschreiber nicht oder kaum erwähnen dürfte. zb. den inhalt von vv. 358—418, die prächtige schilderung der ernüchterung Attilas, seines unbändigen und

[1] zur erklärung des v. 10 (*Hunorum populus*) *ultra millenos fertur dominarier annos* meint Paul vWinterfeld (N. archiv 22 [1897], s. 569) 'in der anschauung des dichters verschmelzen Ungarn und Hunnen mit den, mittelalterlicher fabel nach, von Alexander d. Gr. hinter die kaspischen pforten eingesperrten Gog und Magog der Bibel'. ja, 1000 jahre mögen es bei Gog und Magog auch sein, allein die hauptsachen widersprechen sich: seit über 1000 jahren sind Gog und Magog eingesperrt, aber die Hunnen *dominantur*. sollte nicht Ekkehard sein ultra 1000 annos berechnet haben nach dem Hieronymus, der im 77 briefe sagt *hanc gentem .. sub Dario Medorum rege* 20 *annis Orientem tenuisse captivum et ab Aegyptiis atque Aethiopibus annuum exegisse vectigal?* vgl. Isid. Orig. 9, 2, 66.

doch ohnmächtigen grimms und ärgers hat der dichter, wenn ich so sagen darf, sich aus den fingern gesogen. oder nehmen wir gleich v. 11—95: das sieht aus wie ein stück geschichte aus der völkerwanderung: und doch könnte der dichter, wie er sich in dem ganzen gedichte zeigt, noch um das jahr 1000 diese 85 verse erfunden haben, mit ausnahme der namen der 3 gefangenen und ihrer väter: dazu nahm der dichter sich zunächst die namen der 3 völker, die, nicht während der völkerwanderung, aber in der Karolingerzeit und später, vom Rhein ab hinter einander wohnten, der Franken, Burgunder und Aquitaner. 3 gefangene waren es: also erfand er 3 einfälle der Hunnen in diese feindlichen länder. von jedem dieser 3 einfälle wuste er gleich viel, nämlich nichts; aber wie hat er es verstanden, diese an und für sich gleichartigen vorgänge so verschieden auszumalen, dass wir an die täuschung gar nicht denken! geschickt malt er die mittlere scene am breitesten (21 + 41 + 21 verse): die reitermasse der Hunnen, deren unzählige lanzenspitzen flammen und flimmern, wie die aufgehende sonne in einer vom morgenwind leicht bewegten wasserfläche millionenfach sich spiegelt und widerglänzt [1], den wächter auf Herirics burg, der ruft: was für eine staubmasse erhebt sich? feinde nahen; schliefst die thore! [2], die reden Herirics zu seinen räten und Attilas zu den friedensboten. so schafft der dichter prächtige und ausführliche schilderungen aus nichts.

Der ganze Waltharius besteht aus solchen einzelnen breit ausgeführten scenen, nicht aus einer fortlaufenden erzählung. so muss es aber jeder gute epische dichter machen. mit den epischen dichtern berühren sich hierin eng die dramatischen: auch sie erzählen durch einzelne scenen. ein hauptunterschied besteht allerdings: die scenen des dramatischen dichters müssen dinge darstellen, welche die leidenschaften des menschen, furcht und hoffnung, schmerz und freude, hass und liebe ansprechen; der epiker kann sich auch nur an die phantasie, das erstaunen, richten. wenn könig Ludwig von Baiern bei der aufführung des

[1] ein naturschauspiel, das die mönche von SGallen oft mit stiller bewunderung gesehen haben mögen, wenn sie, vor der dämmerung abgefahren, dann die sonne über den bergen im osten des Bodensees heraufkommen und ihre strahlen im see sich brechen sahen.

[2] nach Virgils Aen. IX 35 '*Quis globus, o cives, caligine volvitur atra? Ferte citi ferrum, date tela, ascendite muros! Hostis adest, heia!*

indischen dramas Urvasi, um das irren und suchen des königs im walde vorzustellen, eine viertelstunde lang decorationen mit den herlichsten indischen waldscenerien vorüberziehen liefs, so war das von aufserordentlicher würkung auf die phantasie der zuschauer, allein der ganze vorgang gehörte nicht in ein schauspiel, sondern in ein panorama. beim epischen dichter findet sich beides; zb. die verhandlungen zwischen Ospirin, Attila und Walther, ob Walther heiraten soll oder nicht, passen, lebhafter dialogisiert, trefflich auf die bühne; die folgende reiterschlacht passt nur in den circus, usw.

Die nächste aufgabe und kunst des dramatischen und epischen dichters besteht also darin, einzelne vorgänge möglichst lebendig auszumalen. dabei ist, wie Lessing hervorgehoben hat, ein besonderes kunstmittel, dass zb. nicht geschildert wird, was für rüstungen und waffen der held an sich trägt, sondern erzählt wird, wie er ein stück nach dem andern anlegt und ergreift. auch diesen kunstgriff hat unser dichter in seinem blinden drang gefunden, wie überhaupt seine schilderungen der einzelnen vorgänge meisterhaft sind. die andere aufgabe des epikers und noch mehr des dramatikers ist bedeutend schwieriger und feiner: aus der unendlichen fülle von scenen, welche der stoff seiner phantasie bietet, muss er nicht nur die packendsten scenen herausfinden, sondern derartige, dass sie alle zusammen, unvermerkt mit einer reihe von nebenzügen ausgestattet, doch der phantasie und empfindung des hörers und lesers sofort die klare entwicklung einer grofsen handlung und verschiedener charaktere geben. hierzu gehört eine beträchtliche gabe von dichterischer selbstbeherschung und berechnung, die sich oft schwer mit der heifsen phantasie und dem gestaltungsvermögen abfinden. immerhin tut sich hier der epiker im ganzen leichter als der dramatiker; denn, wenn er im eifer einer prächtigen schilderung die motivierung künftiger scenen etwas versäumt hat, so kann er das durch nachgeschobene, erzählende verse in etwas gut machen. allein es ist für den dichter unseres Waltharius rühmlich, dass er diese krücke fast nicht gebraucht. das gedicht besteht fast nur aus abgeschlossenen vorgängen, die sich, seis im theater, seis im circus, würkungsvoll vorführen liefsen. diese einzelnen vorgänge sind aber so geschickt ausgewählt und dann unvermerkt mit so feinen einzelheiten ausgestattet, dass sie eine klare, folgerichtige und

schöne entwicklung eines grofsen geschehnisses ergeben. manche dieser kunstgriffe mag der dichter des Waltharius dem Virgil abgesehen haben, weit mehr hat er der bei unsern vorfahren ganz besonders ausgebildeten kunst der dichterischen erzählung abgelernt, die hauptstücke aber verdankt er der gütigen natur.

Für den genuss der schönen dichtung ist es zunächst gleichgültig, wer der dichter gewesen ist: allein nicht nur für den gelehrten, sondern für jeden, der tiefer in das verständnis dieses kunstwerkes im ganzen wie im einzelnen (denn auch da hält es stand) eindringen will, ist es von grofser wichtigkeit eine vorstellung davon zu haben, wie Ekkehard, welcher nach Ekkehards IV bericht jetzt wol allgemein als verfasser des lateinischen Waltharius anerkannt wird, gearbeitet habe. nach der gewöhnlichen ansicht der germanisten hat Ekkehard nur eine verlorene, sehr ausführliche vorlage in die jetzt vorhandenen lateinischen hexameter umgearbeitet, wobei er aus seinem Virgil und Prudentius, aus denen er die notwendigen lateinischen phrasen bezog, auch manchen römischen gedanken in seine germanische vorlage einschmuggelte; diese vorlage selbst ist nach den meisten ein deutsches stabreimendes gedicht, nach Kögel eine ausführliche lateinische prosaübersetzung eines solchen gewesen. spuren dieser deutschen vorlage will man auch in zahlreichen germanismen finden[1]. Scheffel-Holders ausgabe lässt s. 112 das gedicht ent-

[1] wenn auch Ekkehard alle gedanken und worte des gedichtes selbst geschaffen hat, so muste er doch natürlich ebenso viel germanismen sich zu schulden kommen lassen, als wenn jedes wort des gedichtes nur übersetzung eines deutschen wortes wäre. das ist selbstverständlich. aber man sollte mit diesen germanismen doch behutsamer sein. dahin rechnen zb. Grimm s. 69 und Scheffel s. 115 den v. 333 *lorica vestitus more gigantis.* hat etwa dieser germanismus dem Ekkehard IV doch so gut gefallen, dass er ihn Casus SGalli 51 nachahmte, wo er den wackern abt Engilbert schildert *velut domini gigans lorica indutus?* nein, beide schreiben, von einander unabhängig, das I Makkabäerbuch aus, wo (3, 3) der jugendliche Judas Macc. *induit se loricam sicut gigas.* der stärkste und zum verständnis der worte oft wichtige germanismus bleibt jene, schon von Grimm s. 69/70 (Gramm. IV 148/9. 189) gekennzeichnete, vollständige verwirrung der zeiten der vergangenheit, sodass plusquamperfect, perfect und imperfect ohne unterschied stehen, im indicativ gänzlich und zum teil im conjunctiv, wie die deutsche sprache ja nur éine zeit der vergangenheit hatte; ebenso steht sehr oft das präsens statt des futurs (nicht umgekehrt). da nun von Ekkehard wie von andern epikern der zeit, wie nach einer verabredeten kunstregel,

springen 'einem kühnen gedanken, mit der Aeneide zu wetteifern', s. 114 lobt sie die ansicht von WHertz, nach welcher das gedicht 'ohne allen zweifel ein nunmehr verschollenes altdeutsches heldenlied zur vorlage hatte'.

Ich bin schon vor 25 jahren dafür eingetreten, dass Ekkehard die geschichte von Walther in kürze gehört oder gelesen hatte und dass er danach das gedicht selbst geschaffen hat. von den germanisten hat sich dieser ansicht niemand angeschlossen. denn, wenn auch keinerlei bruchstücke des angenommenen altdeutschen liedes aufgetaucht sind, welche für jene ansicht gezeugt hätten, wie war anderseits ein beweis dafür zu finden, dass Ekkehard der schaffende dichter gewesen ist? jetzt lässt sich ein solcher gewinnen.

KStrecker hat in dieser Zeitschrift 42, 339—365 einen andern weg versucht: er vergleicht die situationen des Virgil und des Prudentius mit denen des lateinischen Waltharius. der weg ist zwar nicht neu; Georg Zappert hat ihn schon betreten; er wollte 1849 den streitenden völkern Österreichs, 'den Germanen, Slaven wie Magyaren versöhnend ins gedächtnis rufen, dass, wenn ihre idiome auch nicht éine mutter geboren, doch (ihre litteraturen) éine brust gesäugt hat, und dass das blut der classischen litteratur gemeinsam in den adern aller unserer rinnt'; zu diesem zwecke weist er in einer abhandlung mit dem titel 'Virgils fortleben im mittelalter' (Wiener akademie, denkschriften der philos. histor. classe, bd II, 1851) nach, wie die ganze mittelalterliche litteratur, besonders die lateinischen, deutschen, angelsächsischen, französischen und italienischen dichter den inhalt des Virgil ausgenützt haben. stellt zb. Strecker im anfang seiner abhandlung (s. 340) zusammen Waltharius 308 mit Aeneis I 640, Walth. 759 mit Aen. IX 49 und Walth. 1160 mit Aen. XII 175, so hat das schon Zappert unter nr 106. 148 und 160 getan. allein Zapperts gebiet ist zu grofs: Strecker hat auf seinem engen gebiet mit grofser sorgsamkeit weit mehr parallele situationen des Waltharius und des Virgil nachgewiesen. er hat 'den versuch gemacht, durch eingehnde vergleichung das verhältnis unsers gedichtes zu seinen vorbildern näher zu präcisieren'. die ergebnisse fasst er verschiedentlich zusammen, zb. s. 339 'der dichter (Ekkehard) hat,

das präsens auch in der erzählung gewöhnlich angewendet wird, so kommt eine ganz erstaunliche masse von präsentia heraus.

was seine (deutsche) vorlage bot, verstümmelt oder ganz unterschlagen und durch römisches gut ersetzt oder aber die römischen züge frei zugefügt'; s. 340 'die besprochenen verse gewähren einen einblick in die arbeitsweise des dichters, die wir oft angewendet finden: eine bestimmte episode des Virgil wird zu grunde gelegt und mit passenden floskeln variiert'; s. 350 'man muss als grundsatz aufstellen: Ekkehard springt rücksichtslos willkürlich mit dem stoffe um; sein trachten ist darauf gerichtet, auf kosten des originals lateinisches colorit zu erreichen'; s. 365 'im ganzen wird leider das resultat dieser arbeit wol nicht angefochten werden können, dass der Waltharius uns in mancher beziehung ein verfälschtes bild der germanischen heldenzeit gibt'.

Ich habe es diesen winter gewagt, über den lateinischen Waltharius eine vorlesung zu halten. dabei hatte ich manches von dem, was Strecker jetzt bringt, schon besprochen, insbesondere hatte ich ebenfalls die ähnliche anlage der reiterschlachten bei Ekkehard v. 179—207 und bei Virgil Aeneis XI 598—623 nachgewiesen. ich hatte aber diese methode benützt, um zunächst zu zeigen, dass Ekkehard jedesfalls einige stücke der dichtung selbst geschaffen hat, und hatte versucht, so einen ausblick auf die entstehung des ganzen gedichtes zu gewinnen. da die folgerungen, welche ich aus den tatsachen gezogen hatte und noch jetzt ziehe, wesentlich andere sind als die Streckers, so will ich dieselben an 4 zusammenhängenden scenen v. 170—323, der reiterschlacht (I), dem zwiegespräch (II), den schilderungen des essens (III) und des folgenden wetttrinkens (IV) hier darzulegen versuchen. allerdings ist mir hierbei nur die grundanschauung bestätigt worden, die ich schon vor 25 jahren ausgesprochen habe: Ekkehard ist der dichter, und das ein vortrefflicher.

I (Reiterschlacht v. 170—214). in der Aeneis des Virgil (XI 598) zieht die reitermasse der Troer und Etrusker gegen die stadt; das ganze gefild ist bedeckt mit blitzenden lanzen. ihnen gegenüber zeigen sich die Latiner und Camilla mit ihrer schaar. innerhalb schussweite machen die beiden reitermassen einen augenblick halt; dann erheben sie das schlachtgeschrei, spornen die pferde an und werfen zugleich ihre speere, so viele wie schneeflocken, so dass die helle des tages verdunkelt wird. mit eingelegten lanzen stürzen zunächst Tyrrhenus und Aconteus auf einander und, da ihre rosse mit lautem krachen zusammen-

prallen, so wird zunächst deren brust beschädigt, und Aconteus, von dem speer des Tyrrhenus gefasst, wird aus dem sattel gehoben und weit hinten hin geworfen, wo er dann stirbt. die Latiner sind erschreckt und ihre reitermasse macht kehrt, die Troer verfolgen sie. doch in der nähe der stadtmauern wenden die ermutigten Latiner, und die verfolgenden Troer kehren sich zur flucht. dasselbe widerholt sich noch einmal. erst beim dritten wenden kommt es zum erbitterten, stehenden handgemenge: *implicuere inter se acies legitque virum vir, .. pugna aspera surgit.*

Im Waltharius reiten die beiden schlachtreihen in parallelen linien (nicht in keilform) bis in schussweite zusammen und machen halt. die trompeten geben das zeichen und das schlachtgeschrei wird erhoben, und sofort (185 *continuo*, nicht 'ununterbrochen' oder 'beständig') werden von beiden seiten die wurfspiefse geworfen und pfeile geschossen, so viel wie schneeflocken. als beide teile ihre wurfspiefse verworfen haben, ziehen sie die schwerter, nehmen die schilde vor und nun rennen die beiden linien im galopp zusammen. beim zusammenprall der beiden linien prallt manches ross mit einem feindlichen an der brust zusammen und wird so kampfunfähig; wenn aber die rosse an einander vorbeistürmen, so kommt es vor, dass die reiter, welche fest eingestemmt mit dem schild am linken arm sich vorlegen, mit den schilden zusammenprallen und dass nun der fester sitzende und stärkere seinen gegner aus dem sattel hebt und über den schwanz des pferdes auf den boden wirft. so sind viele reiter der beiden heere aufser gefecht gesetzt: die übrigen geraten nun ins handgemenge. das ist für Walther die zeit, sich zu zeigen; er wirft die feinde so gewaltig nieder, dass sie überall vor ihm fliehen. nachdem der sieg entschieden ist, sucht das heer die kriegsbeute zusammen, bis Walther mit seinem heerhorn sie abruft.

Offenbar ist der hauptinhalt des Waltharius mit dem des virgilischen stückes nahe verwant; dennoch sind wesentliche stücke des kampfes im Waltharius abweichend gestaltet. die reiter des Virgil scheinen nur wurfspiefse zu werfen und diese im vorwärtsreiten; dann rennt ein paar vorkämpfer zusammen mit eingelegter lanze (diese scheint der dichter des Waltharius überhaupt nicht zu kennen; denn selbst in den kämpfen

sprengt kein Franke mit eingelegter lanze auf Walther); der fall des éinen bewürkt die flucht seiner ganzen reitermasse und erst viel später kommt es zum handgemenge, in welchem Camilla heldentaten verrichtet; erst nach ihrem tode XI 868 erfolgt die flucht. dagegen im Waltharius scheinen die reitermassen auch nach dem signal stehn zu bleiben, und sie werfen sowol wurfspiefse als pfeile; nachdem die spiefse (nicht die pfeile?) verschossen sind, setzen sie sich in bewegung und es erfolgt der zusammenstofs; was nachher bei Virgil von dem einzelnen paar gesagt ist, das wird hier auf die ganzen scharen übertragen: *pectora pectoribus rumpunt* wird wörtlich herübergenommen; das virgilische *excussus .. praecipitat longe* wird durch das citat aus Prudentius *hostem .. impulsu umbonis sternere* ersetzt. dann folgen im handgemenge die heldentaten Walthers, welche sein heer anfeuern; bald fliehen die feinde.

Ebenso deutlich wie der inhalt zeigen auch die zahlreichen aus jener stelle des Virgil entlehnten einzelnen ausdrücke, dass Ekkehard bei der schilderung seiner reiterschlacht die reiterschlacht des Virgil vor augen gehabt hat. der schluss von W. 179 *sequiturque exercitus omnis* ist gleich dem versschluss Aen. XI 598 *equitumque exercitus omnis.* in W. 180 ist *numeratam aciem* genommen aus XI 599 *compositi numero in turmas*; dadurch verstehn wir auch, was in W. 44 *Ibant aequati numero sed et agmine longo* das aus Aen. VII 698 genommene '*aequati numero*' bedeutet; es bedeutet nicht 'in gleiche haufen geteilt' und hat nichts zu tun mit der gliederung des germanischen heeres nach stämmen, gauen, geschlechtern: sondern es soll die in der nähe des feindes notwendige ordnung der glieder bezeichnen; die entsprechenden reihen zählen gleich viele männer. die bei schlachten ziemlich seltene verbindung W. 181 '*per latos campos et agros*' ist genommen aus Aen. 601 *late .. ager campique* (vgl. Aen. X 408). W. 183 *Iamque infra iactum teli congressus uterque Constiterat* = Aen. 608 *Iamque intra iactum teli progressus uterque Substiterat,* wo einige '*Constiterat*' vermuteten. W. 183 *tunc undique clamor ad auras Tollitur* ist sachlich = Aen. 609 *subito erumpunt clamore*, sprachlich Aen. 622 *clamorem tollunt* (noch mehr IX 566). W. 185 *Continuo* (sofort) = Aen. 612 (*hastae .. densae* vgl. Georg. II 142). das bild für die pfeile W. 188 *Veluti .. nix .. spargitur, .. iecere sagittas* ist nicht deutsch, sondern genommen aus Aen. 610 *fundunt*

simul undique tela Crebra nivis ritu. W. 193 ff. ist nach der schilderung des zweikampfes Aen. 612 ff gearbeitet; W. 193 *concurrunt* = Aen. 613 *incurrunt*; W. 194 *Pectoribus partim rumpuntur pectora equorum* = Aen. 614 *perfractaque quadrupedantum Pectora pectoribus rumpunt*; das folgende *excussus . . praecipitat longe* Aen. 615 gab den gedanken zu W. 195 *Sternitur et quaedam pars duro umbone virorum* (die phrase ist genommen aus Prudentius Psych. 255 *hostem . . cupiens impulsu umbonis sternere*).

Die folgende schilderung von Walthers heldentaten, dann des allgemeinen kampfes und der flucht hat in der betreffenden partie der Aeneis keine vorlage; doch hat Ekkehard einige phrasen derselben entnommen; W. 196 Waltharius *tamen in medio furit agmine bello* ist gebildet nach xi 762 *Qua se cumque furens medio tulit agmine virgo*; W. 202 *terga dederunt Et versis scutis laxisque feruntur habenis* vgl. mit Aen. 618 *versique Latini Reiciunt parmas,* 623 *datis referuntur habenis,* 630 *terga tegentes*; W. 203 *Tunc imitata ducem gens . . Saevior insurgit* vgl. mit Aen. 758 *ducis exemplum eventumque secuti Maeonidae incurrunt* (697 *Altior exurgens*; Aen. xii 902 = Prud. Psych. 32 *Altior insurgens*). aber, da der inhalt dieser Virgilschen partie nur wenig ähnlichkeit bot, so holte sich Ekkehard hier die ausdrücke auch aus andern teilen der Aeneis oder aus Prudentius (so W. 191 *manus ad mucronem vertitur* aus Prudentius Psych. 137 *vertitur ad capulum manus*; W. 197 ist zusammengepresst aus Aen. x 512/3; W. 198 *tantas dare strages* vgl. ix 781 *tantas strages impune . . ediderit*; W. 199 *praesentem . . mortem* = Aen. i 91; W. 200/1 : die situation, nicht die worte, sind = Aen. xii 368/9, woran Ekkehard also wol nicht gedacht hat; W. 205 der auffallende gebrauch von *proterit* stammt wol aus Prudentius Psych. prolog 28 *pellit fugatos sauciatos proterit*; W. 206 *belli sub sorte* ist phrase des Prudentius, so Psych. 21. 474 und prol. 20).

Dieses mosaik von phrasen, welche aus den verschiedensten teilen der Aeneis oder der Psychomachia des Prudentius zu einem neuen bilde zusammengefügt sind, findet sich auch sonst, je nachdem jene dichter und Ekkehards gedächtnis sie boten. was diese schilderung der reiterschlacht auszeichnet, ist der umstand, dass aus etwa 25 sich folgenden versen des Virgil, welche [illegible] eine reiterschlacht schildern, ein gutes stück des inhalts [illegible] menge phrasen herübergenommen sind. es ist

ein deutsches gedicht über Walther die reiterschlacht in der anlage und in manchen sich folgenden einzelheiten genau ebenso geschildert hatte, wie Virgil, so dass dann Ekkehard, als er diese seine vorlage hätte übersetzen wollen, dem deutschen leibe ohne weiteres das überall passende Virgilsche kleid hätte umlegen können. es ist vielmehr sicher, dass mindestens die hauptmasse dieser schilderung des Waltharius, welche sich mit Aen. XI deckt, in jener angenommenen deutschen vorlage des Ekkehard nicht gestanden haben kann, sondern erst von Ekkehard nach Virgils muster geschaffen worden ist.

Das hat auch Strecker klar erkannt (s. 339 'es ist undenkbar, dass Ekkehards stoff — dh. die deutsche vorlage — eine so ins einzelne gehnde ähnlichkeit mit Virgil gehabt haben sollte'). so weit fällt mein weg mit dem Streckers zusammen; von hier an gehen wir auseinander. für Strecker 'erhebt sich nun (s. 343) natürlich sofort die frage, ob diese partie lediglich dem Ekkehard auf rechnung zu setzen ist, oder ob dennoch ein deutscher kern zu grunde ligt'. er entscheidet sich für einen deutschen kern. denn 'die schlacht ist im zusammenhange der erzählung nicht zu missen. sie wird vorausgesetzt in Walthers unterredung mit der geliebten, vor allem ist sie nötig als motivierung des siegesfestes und seiner folgen; die trunkenheit aber ist unentbehrlich, um die unbemerkte flucht zu ermöglichen, aufserdem ist sie durch die parallele überlieferung gesichert. auch aus ästhetischen rücksichten ist die schlacht gefordert; Walthers aristie am vorabend seiner flucht bringt die schwere des verlustes zur anschauung, der dem könig bevorsteht. es scheint mir demnach nicht zweifelhaft zu sein, dass der dichter (Ekkehard) in seiner vorlage die schlacht vorfand und in der dargelegten weise verarbeitete'.

Das sind viele gründe und doch reicht keiner weit. vor der 'parallelen überlieferung' habe ich keine achtung; nach meiner ketzerischen ansicht hat das spätere mittelalter das, was es von Walther weifs, aus unserm, in sehr vielen abschriften verbreiteten lateinischen Waltharius und aus seiner eigenen phantasie bezogen. mit dem 'siegesfest' steht es schlecht. Ekkehard sagt kein wort davon und lässt auch Attila beim fest keinen toast auf den oder die sieger ausbringen, und er weifs wol, warum er das nicht tut. Walther und die aufgebotenen Hunnen haben mühsal erduldet und ihr leben daran gesetzt, um den feind zu besiegen; es wäre

eine eigentümliche sitte, nach der solche leute den andern, die zu hause geblieben sind und denen sie ein volk unterworfen haben, auch noch auf ihre eignen kosten ein siegesfest geben sollten : zumal Walther, der als armer general (*dux*) von seinem degen, dh. von dem, was Attila ihm schenkt, leben muss, und der einen korb riskiert, wenn er um die tochter eines der hunnischen grofsgrundbesitzer (*satrapa* = *tyrannus*; vgl. 136 und die rangordnung in V. 278 und 408/9) freien wollte. deshalb begründet der dichter nicht weiter das festmahl, zu dem Walther nur die bewohner der residenzstadt, nicht seine kriegsgenossen (V. 213) einlädt, und bei dem er, um sicherer sein ziel zu erreichen, die schätze vergeudet, die er doch nicht mitnehmen kann. noch weniger wird diese schlachtschilderung vorausgesetzt in dem zwiegespräch der verlobten. denken wir uns die verse 121 und 122 etwas aufgeputzt nach V. 169 gesetzt, so konnte der dichter unmittelbar mit versen wie 214 ff. weiter fahren.

Also zur entwicklung der handlung ist die schilderung der reiterschlacht durchaus entbehrlich. ja, sie ist nicht nur selbst sehr kahl, sondern etwas störend. denn v. 171 müsten statt '*quaedam gens, quae superata resistebat*' doch eigentlich die Franken stehn, oder wenigstens, wenn dem Attila das so zu herzen gieng, hätte er die Franken längst bekämpfen müssen. demnach hat Ekkehard, wie oben bewiesen, mindestens die hauptstücke dieser reiterschlacht, ja, wie mir nach der obigen darlegung wahrscheinlich ist, die ganze reiterschlacht selbst geschaffen und eingeschoben. dazu hat ihn nach meiner ansicht nur der dichterische kunstsinn bewogen. das hauptstück des gedichts sind die 8—10 einzelkämpfe am felsen : bei deren schilderung ist das hauptkunstmittel des dichters die abwechslung; der einzelne Walther wird bald von einem zu pferd oder zu fufs, bald von vieren, bald von zweien angegriffen. er gebraucht im kampfe die schwere lanze zum wurf und stofs, oder das schwert oder das halbschwert. seine angreifer bewaffnet der dichter mit der schweren lanze zum wurf oder stofs, mit der lanze am schleuderriemen (771), mit zwei leichteren wurfspiefsen, wie meistens die barbaren sie führten, mit schwert, mit pfeilen, mit streitaxt oder mit einem stein [1]; ja sogar einen schleppspeer lässt er den Helmnod mit drei genossen

[1] es fehlt also die stechlanze des reiters, die keule oder der streitkolben, die schleuder.

handhaben, obwol es sehr unwahrscheinlich ist, dass bei dem eiligen aufbruch aus Worms ein ritter solch ein belagerungswerkzeug mitgeschleppt haben sollte; in den verschiedensten fechtweisen werden diese waffen verwendet. allein nicht nur die frauen, sondern auch manche männer unsrer zeit ermüdet diese lange reihe von einzelkämpfen: stets wird der einzelne Walther angegriffen und stets erschlägt er seinen gegner. auch unser waffendichter merkte, dass diese einförmigkeit seines hauptstücks unangenehm sei; wie er ein meister in der kunst der abwechslung ist, schien es ihm gut, die breite schilderung einer grossen reiterschlacht voranzuschicken; dann wäre die kette der einzelkämpfe nicht so ermüdend.

Nach meiner ansicht hat also Ekkehard die schilderung der reiterschlacht nicht zu drei vierteln, sondern gänzlich erfunden. er hat als rahmen dieser seiner schilderung die schilderung des Virgil XI 598—623 genommen. aber weshalb hat er die entwicklung der schlacht in so wesentlichen stücken geändert? woher hat dieser waffendichter die andre kampfesweise genommen, welche er hier schildert? nicht von dem deutschen heerwesen der Karolingerzeit. denn erstens lieferten die Deutschen keine reiterschlachten; dann musten auch die gewöhnlichen reiter ausgerüstet sein mit *lancea scutum arcus et pharetras cum sagittis et spata et semispata*[1] (Leges II. I 168). die deutschen reiter sind also nur mit einem schweren speer zu wurf und stofs (im gedicht kommt lancea so selten vor, weil nur der nominativ in den vers geht) ausgerüstet, während rohe völker meistens mehrere leichtere wurfspiefse haben. der barbarische Bretone Murman bei Ermoldus III 377 (a. 818) *Ambas missilibus armat et ipse manus*, dagegen der nicht sehr angesehene Franke Coslus (*quidam Francisco genere*

[1] W. 336 *Et laevum femur ancipiti praecinxerat ense* (= *spata* 1367) *Atque alio dextrum pro ritu Pannoniarum*, dann 1390 *Incolumique* (dh. *sinistra*) *manu mox eripuit semispatam*, *Qua dextrum cinxisse latus memoravimus illum.* alle erklärer können nicht erklären, weshalb das bei den Deutschen so bekannte tragen eines halbschwertes von dem waffenkundigen Ekkehard v. 337 als *pro ritu Pannoniarum* erklärt wird. sollte er vielleicht nicht sowol das tragen des halbschwertes für Ungarnsitte erklären, als vielmehr dass es auf der rechten seite getragen wurde? für den letzten kampf war das wesentlich; denn hätte das halbschwert neben dem langschwert oder am rücken gehangen, so hätte Walther v. 1390 es mit der linken hand nicht schnell ziehen können.

natus, Non tamen e primo, nec generosa manus) ist doch *armis praestantior* und ruft (III 455) '*Non hoc missilibus certandum est tempore parvis*' und *Cuspide Francisco tempora lata forat.* unsere reiter sind mit einer menge von wurfspiefsen bewaffnet und in der ersten abteilung der schlacht werfen sie zuerst diese alle ab, so viele, dass das tageslicht dadurch verfinstert wird. zum folgenden nahkampf gebrauchen sie dieselben nicht.

Nun ist es leicht zu erkennen, wen Ekkehard hier als modell genommen hat. einen reiterkampf der Hunnen wollte er schildern. von diesen wuste er zwar nichts : allein Hunnen Avaren Ungarn waren den damaligen leuten das gleiche volk. die Ungarn waren seit 894 der schrecken Süddeutschlands, und wahrscheinlich hatte Ekkehard sie selbst gesehen, wenn nicht, so hatte er mehr als genug von ihnen gehört. schien es dem Ekkehard also aus gründen der dichterischen abwechslung gut, in sein gedicht die schilderung einer vollen schlacht und zwar der Hunnen gegen ihre feinde einzuschieben, so konnte er beinahe nicht anders als seine zeitgenossen, die Ungarn, zu copieren. so wird diese schöne schilderung auch sachlich wichtig. denn wie die Ungarn, die in jenen zeiten so oft Deutschland verwüsteten, bewaffnet waren und wie sie kämpften, darüber wissen wir auffallend wenig. Dümmler hat in der 2 auflage seiner Geschichte des ostfränkischen reiches, bd III, 1888, s. 447 die stellen so zusammengefasst : 'mit schwert, wurfspiefs (wurfspiefsen?) und einem bogen aus horn bewaffnet gebrauchten sie doch das erstere fast gar nicht und verliefsen sich ganz auf ihre sicherheit und gewantheit im pfeilschiefsen, welches sie zu pferde unaufhörlich übten. ihre durch einen panzer geschützten rosse tummelten sie mit der grösten leichtigkeit; denn der kampf aus der ferne war ihnen günstiger als das handgemenge' . .. für den gebrauch der wurfspiefse (pila) citiert Dümmler nur die Casus SGalli cap. 53 *Ingruunt tandem pharetrati illi, pilis minantibus et spiculis asperi* (und Hrotsvith Gesta Oddonis 453 : *laedunt telis consueto more cruentis*). wenn, wie natürlich, dem Ekkehard die Ungarn = Hunnen waren, so kommt noch dazu der oben (s. 125, note) besprochene vers 337 *praecinxit alio ense* (*semispata*) *dextrum femur pro ritu Pannoniarum.* berühmt waren die Ungarn durch die kriegslist, dass sie scheinbar flohen, im fliehen rückwärts schossen, dann plötzlich wendeten und die gelockerten reihen der feinde durch-

brachen. das zu schildern, dazu boten die verse seiner virgilischen vorlage

xi 629 *Bis Tusci Rutulos egere ad moenia versos,*
Bis reiecti armis respectant terga tegentes

dem Ekkehard die handhabe, dennoch unterliefs er es; denn wo Walther führte, da gieng es gerade und leicht zum siege.

Die vergleichung der schilderungen der reiterschlacht bei Virgil und bei Ekkehard lehrt also: Ekkehards quelle berichtete nichts von einer besondern schlacht; aber Ekkehard fand es für notwendig, der darstellung all der einzelkämpfe am felsen die breite schilderung einer grofsen schlacht vorangehen zu lassen. da seine zeitgenossen, die Ungarn, ja die erben der Hunnen waren, so wählte er naturgemäfs die kampfesweise der Ungarn als modell für sein gemälde einer Hunnenschlacht. in Virgils xi buche fand er die schilderung einer ähnlichen schlacht: also holte er sich von dort gröfsere und kleine bausteine für seinen eigenen bau; das waren aber nur wörter, keine sachen.

II (v. 215—287 Walthers und Hiltgunds zwiegespräch). dieser vorgang ist von manchen nicht richtig erfasst worden, besonders nicht von Kögel (Geschichte d. deutschen litt. i 2, s. 290—293). die dinge könnten sehr romantisch sein, sie sind aber von Ekkehard so einfach und nüchtern gedacht, dass sie wol eben deshalb misverstanden wurden. zunächst ist die flucht von geiseln keine undankbarkeit; als sein staat das bündnis aufhob, hatte Hagen ursache und recht zu fliehen; er riskierte sein leben so wie so. für Walther und Hiltgund war die frage, ob durch ihre flucht nicht ihr heimatland in bösen krieg gestürzt würde, oder ob sie vielleicht von ihrem staate wider ausgeliefert würden. diese frage schien sich allerdings von selbst zu beantworten, da die Burgunden und die Aquitaner über die abgefallenen Franken hinaus wohnten und da nicht einmal diese von Attila für ihren abfall bestraft wurden. jedesfalls hat Ekkehard um diese frage sich nicht gekümmert.

Für Ekkehard liegen die dinge so: hätte Walther nur die Hiltgund zum weibe gewollt, das hätte er leicht von Attila erreicht; aber er will durchaus zweierlei: erstens und vor allem in seine liebe heimat zurückkehren, zweitens Hiltgund mitnehmen. vorsichtig wie er war, passte er zunächst auf einen günstigen zeitpunct. ferner muss er aber wissen, ob sie überhaupt fliehen will; lange

vorher das weib zu fragen und mit ihm darüber zu verhandeln, schien ihm nicht ratsam; aus vorsicht hat er sich auch dem Attila gegenüber als weiberfeind geriert; davon hatte natürlich auch Hiltgund gehört. sie wusten beide recht gut, dass sie verlobt seien; doch keins von beiden hatte je davon gesprochen: er nicht aus vorsicht, sie nicht aus stolz.

Jetzt schien es Walther die richtige zeit zur flucht; er muste also zuerst wissen, ob sie überhaupt fliehen wolle. als er sie, die schaffnerin, in Attilas wohnzimmer allein trifft, küssen sie sich, nicht als verlobte, sondern nach der sitte zum willkomm; die betreffende phrase *Cui post amplexus atque oscula dulcia dixit* ist entlehnt aus Aen. I 687 *cum dabit amplexus atque oscula dulcia figet*. er bittet um einen trunk; während er trinkt, hält er ihre hand gefasst; das war auffallend, deshalb blickt sie ihn an, schweigend doch forschend. dann will er sie zu einer äufserung reizen (*provocat*) und sagt: so lange seien sie zusammen in der verbannung, seien auch verlobt und hätten doch noch kein wort darüber gesprochen. Hiltgund weifs, dass Walther sich für einen weiberfeind erklärt hat, sie muss also seine rede für spott halten; nach kurzem besinnen antwortet sie: warum er sich so verstelle? es wäre doch für ihn gewis keine schande, sie zur frau zu bekommen. Scheffels 'Viel bessrer verlobten hältst, schlauer, d[illegible] dich wert' ist unrichtig: hier ist überhaupt von keiner verlobte[illegible] als Hiltgund die rede. Walther versichert sie, in keinem stück[illegible]e (*nihilum*) habe er eben sich verstellt; wenn sie mit behutsam[illegible] sinnen (*votis*) schweigen wolle, so werde er ihr sein geheim[illegible]s (der flucht, nicht 'ein süfs geheimnis') enthüllen. sie ahnt jet[illegible], was er will, und verspricht, seinen geboten (*placitis*) zu folg[illegible]. da enthüllt er kurz seinen willen, zu fliehen; doch ungern wü[illegible]e er sie zurück lassen. sie erklärt, auch sie wünsche glühend, [illegible]u fliehen; sie werde dabei, ihm zu liebe, alle gefahren bereitwi[illegible]ig ertragen. so hat Walther sein ziel erreicht; er weifs, d[illegible]ss Hiltgund mit ihm fliehen will; jetzt gibt er seine anweisung[illegible]n, was sie für die flucht vorbereiten soll, und teilt ihr mit, wie [illegible]er die flucht ermöglichen will. von liebe ist bei diesen verhan[illegible]dlungen kaum die rede (nur v. 255 und 259): alles ist aber höc[illegible]st verständig und praktisch.

Nun sagt Strecker s. 363 'bei Walthers gespräch mit sein[illegible]er verlobten denkt der dichter an die verhandlungen der Juno [illegible]it

Venus im 4 buche'. was sind die beweise? Strecker citiert aus IV 109 *quod memoras*, was hier v. 241 sich widerfindet; dann aus IV 105 *simulata mente locutam*, was sich hier v. 242 findet. das sind in 2 versen 2 entlehnungen von phrasen aus derselben fundgrube. dann citiert Strecker aus IV 114 *perge, sequar* zu v. 249 *Ad quaecumque vocas, sequar studiose* : allein hier denkt Ekkehard an V 22 *superat quoniam Fortuna, sequamur, quoque vocat, vertamus iter*, und an XII 677 *quo dura vocat Fortuna sequamur.* endlich vergleicht Strecker mit dem übergangsvers 276 *Nunc quo more fugam valeamus inire, recludo* den vers Aen. IV 115 *Nunc qua ratione quod instat confieri possit, paucis, adverte, docebo* : die beiden verse haben aufser *nunc* nichts gemeinsam; dazu ist der virgilische ein so formelhafter übergangsvers, dass er VIII 49 widerkehrt *nunc qua ratione, quod instat, expedias victor, paucis, adverte, docebo.* aber vielleicht sind die vorgänge sich ähnlicher als die phrasen? bei Virgil zankt Juno die Venus, dass sie die Dido liebestoll gemacht habe; nun möge Aeneas die Dido heiraten; Venus merkt hinterlist; hinterlistig stimmt sie scheinbar zu; doch solle Juno die erlaubnis des Jupiter einholen. der inhalt beider scenen ist demnach sehr verschieden. und doch soll Ekkehard bei Walthers gespräch mit seiner verlobten an die verhandlungen der Juno mit Venus bei Virgil denken? ich fürchte, wir lernen aus dieser scene des Virgil gar nichts für den aufbau der scene des Ekkehard; nur einmal hat Ekkehard 2 phrasen hintereinander aus jener scene des Virgil entlehnt; wenn man einmal eine stelle aufgeschlagen hat, ligt das nahe. hier also ist mit der methode, situationen des Virgil und des Waltharius zu vergleichen, nichts anzufangen.

III (Das essen v. 288—303). von dem zwiegespräch springt Ekkehard sofort auf die schilderung des festmahls, das in 2 teile zerfällt, das eigentliche essen und das trinkgelage. die schilderung des essens zeigt nicht nur, wie Ekkehard gearbeitet hat, sondern dabei kommen auch wichtige fragen der altertumskunde ins spiel, zb. ob jeder gast seinen besondern tisch vor sich hatte, dann ob ein teil der gäste auf polstern lag; ferner treten hier öfter die handschriften stark auseinander. deshalb will ich auf die einzelheiten eingehn.

Was die handschriftenclassen betrifft, so halte ich das, was ich hierüber vor 25 jahren gesagt habe, auch jetzt in

dem hauptstücke für richtig, in einem nebenstücke berichtige ich jene jugendarbeit.

Die erhaltenen handschriften zerfallen in zwei classen : zu einer classe treten zusammen die Karlsruher und die Stuttgarter hs. (K und S), die lange zeit allein bekannt und benützt waren; zu der andern classe, die den prolog des Geraldus an der spitze hat und deshalb Geraldusclasse heifsen mag, gehören die Brüssler (B), Pariser (P) und Trierer (T) hs., die von Schönbach in dieser Zs. 33, 340—350 abgedruckten wertvollen Innsbrucker bruchstücke, dann von Meyncke mir mitgeteilte unbedeutende Hamburger bruchstücke (13 jh.) v. 316—339 und 388—411, endlich die umfangreichen auszüge im Chronicon des klosters Novalese. zwischen beiden classen schwanken stark interpolierte hss., die Wiener und Leipziger, einander völlig gleich, und die Engelberger.

Da Ekkehards I arbeit in den händen seines lehrers Geraldus und 100 jahre später Ekkehards IV gewesen ist, so haben Peiper und Holder mehr oder minder die erhaltenen hss. mit jenen männern in engste verbindung zu setzen versucht und teilweise die törichten lesarten dem dichter, die bessern den correctoren zugeschrieben. ich habe wenigstens das erreicht, dass man mit der geschichte der hss. kein unheil mehr anrichtet, sondern nach dem werte der lesarten fragt. nun hat sicherlich jede von beiden classen entschiedene fehler; da muss und kann also immer der fehler der einen classe aus der andern verbessert werden. zahlreich sind die fälle, wo die beiden classen verschiedene, aber fast gleich gute lesarten haben : ob *solium quod bissus compsit et ostrum* oder *s. q. compsit bissus et ostrum* das ursprüngliche ist, kann man mit dem geschmack nicht entscheiden. ich habe in meiner arbeit von 1873 nur die sichern fehler der Geraldusclasse und die der Karlsruh-Stuttgarter classe gegen einander abgewogen und bin zu dem schlusse gekommen, dass die fehler in der letztern classe zahlreicher seien, dass man also sichrer gehe, wenn man in den schwankenden fällen die lesarten der Geraldusclasse in den text, die der andern classe in die noten setze. diese höherschätzung der Geraldusclasse halte ich noch heute für durchaus richtig.

Dagegen habe ich in meiner jugendarbeit einen fehler begangen, der sogar gegen die regeln der kritischen methode ver-

stöſst. da die Brüssler hs. mir eine reihe trefflicher lesarten bot, so behauptete ich, dass man der Geraldusclasse weit mehr als der andern classe vertrauen müsse, dass aber widerum aus der Geraldusclasse die Brüssler hs. so hervorrage, dass man manche lesarten, welche sie allein bietet, als die alten und echten ansehen dürfe. diese behauptung war ein fehler gegen die gesetze der hss.-genealogie. wenn eine anzahl hss. einer classe eine lesart mit der andern classe gemeinsam haben, so muss diese lesart in der hs. gestanden haben, aus welcher beide classen stammen; jene lesart dagegen, welche nur éine oder einige hss. der einen classe enthalten, stammt nicht aus der frühern vorlage. wenn zb. v. 290 und 299 die Brüssler hs. allein *Luxurians media* und *Per auram* bietet, dagegen *Luxuria in media* und *Per aurum* sowol die andern hss. der Geraldusclasse bieten wie die Karlsruher und die Stuttgarter hs., so muss in der vorlage beider classen *Luxuria in* und *aurum* gestanden haben, dagegen *Luxurians* und *auram* müssen schreibfehler oder änderungen des schreibers der Brüssler hs. oder deren nächster vorlage sein. anders ligt der fall selten; zb. in 147, wo die Karlsruher und Stuttgarter hs. *sergia*, die hss. der Geraldusclasse teils *segnia*, teils *senia* bieten: hier kann jede einzelne von diesen 3 lesarten in der ursprünglichen vorlage gestanden haben.

Diesen methodischen fehler merkte ich zuerst, als die Innsbrucker bruchstücke mir bekannt wurden. zb. v. 319 heiſst einzig richtig .. *Munera Waltharius retrahitque redire volentes.* so hat zunächst die Karlsruher und Stuttgarter (und Wiener) hs., nur dass in der Karlsruher *redire* ausgefallen ist. dasselbe stand einst in der verlornen hs., aus welcher die Geraldusclasse stammt. aus dieser stammte eine jetzt verlorne hs., aus welcher die Innsbrucker bruchstücke und die Novaleser auszüge stammen, in denen *retrahitque* zu *traxitque* (nach 318 *produxit*) geändert, aber *volentes* richtig erhalten ist. dann stammte aus jener vorlage der Geraldusclasse eine andere, jetzt verlorne hs., in welcher *retrahitque* richtig erhalten, aber *redire volentes* entstellt war; so kommt es, dass die Brüssler, Pariser und Hamburger hs. den unsinn *retrahitque redire videres* bieten; den las auch der schreiber der Trierer in seiner vorlage und suchte zu emendieren, indem er schrieb *cunctos retrahique videres.* hier kann man schon ohne prüfung des sinnes sagen: da ein teil der Geraldusclasse *retrahit-*

que, ein andrer teil *volentes* mit der andern classe gemeinsam hat, so müssen diese lesarten die alten sein und in der gemeinsamen vorlage beider classen gestanden haben. zugleich können wir hier auch ahnen, wie viele abschriften wenigstens der Geraldusclasse es einst gegeben hat[1].

Strecker sagt s. 358 ungefähr: 'dass Ekkehard würklich so rücksichtlos verfuhr, wo seine römischen vorbilder (Virgil, Prudentius) ihm das material boten, ohne bedenken die darstellung, welche er in seiner (deutschen) vorlage fand, fallen zu lassen und durch die römische zu ersetzen, das beweist besonders deutlich die gastmahlsscene'. aber für die schilderung des essens v. 288—303 hat Ekkehard nicht nur eine, wie Strecker meinte, sondern 3 darstellungen von gastmählern bei Virgil und Prudentius vor augen gehabt und benützt. das verändert den ganzen standpunct. Ekkehard war schon dadurch gezwungen, sich in gehörige entfernung von seinen vorbildern zu stellen und selbständig zu schaffen. freilich führte den Ekkehard dazu auch der gegenstand selbst. prunkmahle schildern alle epischen dichter gern: ich werde öfter erwähnen das mahl Karls d. Gr. und des papstes Leo im Carmen de Karolo M. et Leone papa a. 799 v. 523—532 (Poetae aevi Karolini I s. 379); dann jene bei Ermoldus Nigellus (a. 826): das Ludwigs des Frommen für papst Stephanus (II 231—234) und jene für den Dänenkönig Herold IV 459—480 (prunkmahl in der kaiserlichen pfalz) und IV 537—553 (nach der jagd, im grünen). man wird in diesen gewis der damaligen etiquette entsprechenden schilderungen dennoch fast ebenso viele classische reminiscenzen finden, wie bei Ekkehard; ihnen gesteht man dennoch naturtreue zu: aber Ekkehard 'gibt ein verfälschtes bild der germanischen heldenzeit'.

Ekkehard hat vor augen gehabt zunächst die schon von vielen angeführte schilderung des prunkmahls, das Dido dem

[1] ich darf hier erwähnen, dass PvWinterfeld, welcher im N. archiv 22, 1897, s. 554—570 ebenfalls die Karlsruh-Stuttgarter hss.-classe für vertrauenswürdiger erklärt hatte, jetzt, nachdem ich ihm diesen widerruf meiner frühern besondern bevorzugung der Brüssler hs. und die unten folgende erklärung der stark verschiedenen lesarten in v. 304 mitgeteilt hatte, sich meiner wertschätzung der Geraldusclasse angeschlossen hat und in schwankenden fällen deren lesarten in den text, die der Karlsruh-Stuttgarter classe in die noten setzen will.

Aeneas gibt, Aen. I 637—642. 697—708. dann aber zweitens Aen. VIII 175—183: Aeneas kommt zu Euander, der eben opfert; nach freudiger begrüſsung wird das unterbrochene opferfest fortgesetzt:

175 *dapes iubet (Euandrus) et sublata reponi*
pocula gramineoque viros locat ipse sedili,
praecipuumque toro et villosi pelle leonis
178 *accipit Aenean solioque invitat acerno.*
184 *Postquam exempta fames et amor compressus edendi.*

zum dritten hat Ekkehard vor augen Prudentius Apotheosis 712—716ff. in der wüste werden 5000 männer, dazu frauen und kinder, also noch mehr als Walthers gäste, mit 5 broten und 2 fischen gespeist:

712 *Multa virum strato fervent convivia feno;*
centenos simul accubitus iniere sodales,
seque per innumeras infundunt agmina mensas
pisciculis, iam crede deum, saturanda duobus.
719 *crudus conviva resudat Congeriem ventris.*

die schilderung des gastmahls der Dido (Aen. I) ist der unsern gegenüber ein ziemliches durcheinander. zuerst wird der allgemeine eindruck der festhalle geschildert:

637 *At domus interior regali splendida luxu*
instruitur, mediisque parant convivia tectis:
639 *arte laboratae* v e s t e s *ostroque superbo,*
ingens a r g e n t u m *mensis caelataque in* a u r o
641 *fortia facta patrum, series longissima rerum,*
per tot ducta viros antiqua ab origine gentis.

dann folgen 53 verse mit andern dingen; daran schlieſst sich wider 697:

aulaeis iam se regina superbis
aurea composuit sponda mediamque locavit.

die Troer legen sich zu tische (*strato super discumbitur ostro*); diener bringen waschwasser, brot und handtücher (so Servius; die folge der dienste sprechen dafür, dass *mantelia* 'decken' für die einzelnen tische bedeutet; jedesfalls verstand das Ermoldus IV 461 *mensas . . parant: candida praeponunt niveis mantelia villis*). 50 dienerinnen ordnen, 100 diener und 100 dienerinnen sind da, *qui dapibus mensas onerent et pocula ponant.* es kommen auch viele *Tyrer*, *iussi discumbere toris pictis.* damit ist die

schilderung des essens zu ende : es sind das nur elemente, nicht eine schilderung des eigentlichen vorgangs.

Ekkehard schildert mit den 3 versen 288—290 die vorbereitungen allgemein : Walther verwendete viel geld auf herbeizuschaffende speisen und richtete die tafel prächtig her. das letztere drückt Ekkehard aus durch *Luxuria denique residebat* (= war, herschte) *in media mensa*. heifst das : 'mitten auf der tafel' oder 'auf der in der mitte stehenden tafel'? das moderne gefühl spricht zunächst für die erste übersetzung; allein hier ist Virgil benützt. schon die wörter *instruxit* und *Luxuria* erinnern an die virgilischen *luxu instruitur*, dann ist *in media mensa* dem virgilischen *mediis parant convivia tectis* nachgebildet; ebenso speisen Karl d. Gr. und papst Leo (v. 527) *medio celebrant convivia tecto*. Walther lud ja alle männer der residenz ein (278 *regem, reginam, satrapas, duces famulosque*), um sicher fliehen zu können; diese masse brauchte viele tafeln : aber in der mitte der halle stand die haupttafel, an welcher der könig speisen sollte; diese prunktafel meint Ekkehard auch im folgenden, wo er von *mensa* spricht.

V. 291—293 : die feierlichkeit beginnt mit dem eintritt des königs in die halle, welche rings mit teppichen behängt ist; Walther begrüfst den könig und führt ihn zu dem mit seide und purpur geschmückten ehrensitz. die virgilischen *vestes arte laboratae ostroque superbo* können alle möglichen decken sein : für unsern dichter der Karolingerzeit waren die wandteppiche so sehr hauptsache, dass nicht nur Ekkehard sie an die stelle jener vestes setzte (*aulam velis undique saeptam*), sondern schon das gedicht von Karl und Leo v. 524 *Clara intus pictis conlucet vestibus aula*. v. 292 *solito quem more salutans* der Geraldushss. (nach Aen. VII 357 *solito de more*) ist natürlich richtig; wie sehr falsche theorie den geschmack verderben kann, sieht man daraus, dass die herausgeber die lesart der Karlsruher, Stuttgarter und Wiener hs. *solito quem corde salutans* in den text setzten. v. 293 den groben fehler *solium quem*, der in den meisten hss. der beiden classen steht, muss man mit Winterfeld für alt ansehen und dem Ekkehard zurechnen; fast muss man sich wundern, dass nur in der Innsbrucker, der Brüssler und Wiener hs. das richtige *quod* herein corrigiert ist. Strecker (s. 359) meint, Attila nehme den ehrenplatz ein, wie Dido bei Virgil v. 698:

eigentlich versteht sich das doch von selbst: wenn aber ein vorbild sein muss, dann ist es Virgil Aen. VIII 177, dh. die art, wie Euander, wo alle andern auf dem rasen sitzen müssen, *praecipuum Aenean toro et pelle villosi leonis Accipit solioque invitat acerno.*

Die 3 verse 294—296 schildern, wie platz genommen wird. Attila setzt sich (*consedit*) und lässt zu seiner rechten und linken je einen general sich setzen (*assedisse iubet*). die distributivzahl *binos* ist, wie im mittelalter und im Waltharius (zb. v. 265. 695) so oft, gleich der cardinalzahl *duos*. der könig wählt sich selbst seine tischgenossen; das technische lateinische wort hierfür scheint *iubere* gewesen zu sein. das zeigen die beiden auch sonst belehrenden stellen des Ermoldus: einmal IV 473, wo Ludwig der Fromme im prunksaal

Discubuit laetus, lateri Judith quoque pulcra
iussa, sed et regis basiat ore genu.
Hlutarius Caesar nec non Heroldus et hospes
parte sua resident, rege iubente, thoro.

hier ist natürlich zu schreiben *lateri Judith quoque pulcra iussa sedet regis, basiat ore genu*; dann IV 537, wo beim jagdessen im grünen die kaiserin Judith

Atque pio regi viridanti ruris in herba
ipsa sedile parat, ordinat atque dapes.
Mox manibus lotis Caesar seu pulcra iugalis
aurato ecce thoro discubuere simul.
Hlutharius pulcher, Heroldus et hospes amatus
accumbunt mensae, rege iubente pio;
cetera gramineo residet nam rure iuventus.

was *discubuere* und *accumbunt* bei dem essen im grünen bedeuten, will ich nicht erörtern: aber dass die fürstlichkeiten beim mahle im kaisersaale gesessen sind, dass also IV 473 *discubuit* nur heifst 'er nahm platz an der tafel', das ist für Karolinger an und für sich selbstversändlich und beweisen auch die wörter *sedet* und *resident*. bei Ermoldus sitzen beide male mindestens 4 personen an der kaisertafel. bei Ekkehard muss doch sicher auch Walther beim könige und den 2 generalen sitzen: also auch hier ist keine rede davon, dass jeder mann seinen besondern tisch habe; wo Hiltgund, die königin und die andern hofdamen bleiben, wird nicht gesagt.

Walther hat den könig an seinen platz gebracht: v. 295 *reliquos locat ipse minister* kann da nur heifsen 'den übrigen weist der (dazu bestimmte) diener ihre plätze an', während man gewöhnlich erklärt 'den übrigen wies ihre plätze Walther'. *minister* bedeutet dem Ekkehard auch sonst den würklichen diener (v. 215. 365. 409); *ipse* hat hier, wie oft in diesem gedicht, kein gewicht. die phrase *locat ipse* ist aus dem oben gedruckten verse des Virgil VIII 176 genommen, wo auch der ehrensitz des Aeneas geschildert ist.

Die plätze dieser *reliqui* sind nun geschildert mit v. 296 *Centenos simul accubitus iniere sodales.* nicht nur hat Scheffel das übersetzt 'auf hundert polstern rings die Hunnen lagen gestreckt', sondern fast alle sind durch das *accubitus* zu ähnlichen erklärungen geführt worden. ich war stets überzeugt, Ekkehard könne die krieger nicht bei tische liegend schildern, am allerwenigsten da, wo der könig und die vornehmsten sitzen: allein ich fand keinen weg zu dieser erklärung. endlich sah ich, dass dieser ganze vers aus Prudentius Apotheosis 713 abgeschrieben ist. was wollte Prudentius damit sagen? die speisung der über 5000 menschen in der wüste ist mit folgendem zuge ausgestattet bei Marcus VI 40: *et discubuerunt in partes per centenos et quinquagenos* und bei Lucas IX 14: *facite illos discumbere per convivia quinquagenos.* '*accubitus*' ist ein spätes und seltenes wort; in der Vulgata findet es sich 3 male, darunter Tobias 2, 3 *exsiliens de accubitu suo reliquit prandium,* und Lucas 14, 7 von den gästen, welche ehrenplätze erstreben: *intendens, quomodo primos accubitus eligerent*: also 'platz' bei tisch. bei Prudentius muss *centenos* distributiv sein: also will Prudentius sagen 'je 100 plätze zusammen nahmen die genossen ein = sie bildeten tischgesellschaften zu je 100 plätzen'. für Ekkehard kann *centenos* = 'centum' sein. da nun nicht einzusehen ist, weshalb bei Walthers mahl je hundert beisammen sitzen sollen, so ist wol die andere erklärung vorzuziehen, 'die *reliqui,* denen der diener die plätze anwies, waren so viele, dass sie 100 tischgesellschaften bildeten, dh. dass sie 100 tafeln besetzten.' hier hat die runde zahl '100' einen sinn. so haben wir die grofse menge, die Walther laden muste (v. 358 *urbis populus*), gut verteilt. in der mitte der grofsen halle seines hauses (nicht der königsburg, wie vWinterfeld nach seiner übersetzung

von v. 322 und 358 — *urbis populus!* — zu verstehn scheint) hatte Walther für den könig und die vornehmsten die prunktafel bereitet, die andern gäste safsen an wol 100 tafeln, welche den übrigen raum füllten.

Die folgenden 6 verse 297—302 schildern das essen und trinken selbst. der v. 297 *Diversasque dapes libans conviva resudat* ist gebildet nach dem essen der grabesschlange Aen. v 92 *libavitque dapes* und nach dem übermäfsigen essen der gäste Christi in der wüste bei Prudentius Apoth. 719 *crudus conviva resudat congeriem ventris.* den v. 300 *Aurea bissina tantum stant gausape vasa*, in welchem vielleicht specialisiert widerklingt Aen. I 640 *ingens argentum mensis caelataque in auro fortia facta patrum*, wird wol niemand sonst mit PvWinterfeld übersetzen 'von goldenen tellern afsen die gäste'; auch Ermoldus IV 464 *Aurea per discum vasa sedere vides* ist gewis nur zu verstehn mit dem carmen de Karolo et Leone v. 528 *aurea namque tument per mensas vasa Falerno*[1]. die erwähnung der weingefäfse ist die naturgemäfse einleitung zur schilderung des vorhandenen weins in den mit *et* angefügten folgenden versen 301/2 *et pigmentatus crateres Bacchus adornat;*
illicit ad haustum species dulcedoque potus.
über den würzwein ist aufser den von mir früher mitgeteilten stellen noch Dümmler in Mitteilungen d. antiqu. gesellschaft in Zürich VII s. 257 zu vergleichen. diese 3 verse 300—302 handeln sicher vom trinken. von den 3 vorangehnden versen handeln die 2 ersten (der oben mitgeteilte v. 297 und der folgende 298 *his et sublatis aliae referuntur edendae*) sicher von den speisen: also naturgemäfs auch der mit *atque* angeschlossene v. 299 *atque exquisitum fervebat migma per aurum.*

Was bedeutet nun *migma*? sicher kein getränk, wie meth, glühwein usw. wol gab es bei gastmählern *multimodum merum* (Ermoldus IV 458), allein Ekkehard ist kein so confuser schilderer, dass er sich folgen lassen konnte: 'es gab speisen in menge und dampfenden glühwein. da standen lauter goldene weingefäfse und würzwein in fülle.' die letzten 3 verse müssen sich aufs trinken, die ersten 3 auf die speisen beziehen. was kann nun bei speisen ein raffiniertes *migma* sein, das in goldenen schalen

[1] sollte würklich *vas* bei Virgil, Ovid und Lucan so gut wie nicht vorkommen? das würde ein charakteristicum für den gebrauch des wortes sein.

dampft? ich finde noch heute, wie vor 25 jahren, nichts passenderes als 'sauce.' für 'gemüse' ist das wort *migma* und sind die beiwörter *exquisitum* und *fervebat* unpassend, für 'sauce' passen sie gut. schon das kochbuch des Apicius hat eine menge recepte für *ius*, darunter viele für *iura ferventia*; von diesen schliefsen viele mit *et perfundes*, aber doch manche mit *et inferes*, dh. diese saucen werden separat aufgetragen. ich werde eine andere erklärung gern annehmen, allein sie muss besser sein als die meine; die bisher vorgebrachten sind das nicht.

Werfen wir nun einen blick auf Ekkehards ganze schilderung des essens. die 3 verse 288—290 schildern die zurüstungen im allgemeinen, die folgenden 3 verse 291—293 Attilas empfang und die nächsten 3 verse 294—296, wie die gäste sich zu tische setzen. jetzt wird in 3 versen 297—299 das essen und wider in 3 versen 300—302 das trinken während des essens geschildert. der einzelne vers 303 *Waltharius cunctos ad vinum hortatur et escam* (auch 389 *potum fastidit et escam*, nicht *escas*) schliefst die ganze schilderung gut ab.

Diese schilderung ist durchaus sachgemäfs und ebenso verständig angelegt als anschaulich ausgeführt. Ekkehard hat dabei drei verschiedene römische schilderungen von gastmählern im sinne gehabt und hat aus ihnen ausdrücke, ja sogar einen ganzen vers entlehnt. allein nicht einmal einen bedeutenden zug, geschweige denn die ganze anlage seiner schilderung hat er jenen vorlagen entlehnt: seine schilderung ist jenen 3 römischen schilderungen gegenüber durchaus unabhängig und selbständig. aber vielleicht hat Ekkehard nur genau übersetzt? da seine vorlage, eine ältere deutsche dichtung, natürlich nichts von jenen lateinischen gastmahlschilderungen gewusst haben kann, so müste Ekkehard, um jene wenigen verse zu übersetzen, sich zunächst 3 hexametrische schilderungen von gastmählern aufgesucht und aus diesen und andern fundgruben sich ausdrücke zusammen geholt haben. einen beweis hierfür giebt es ebensowenig als einen vernünftigen grund.

Ekkehards quelle meldete, Walther machte die Hunnen in Attilas residenz bei einem gastmahl alle betrunken, dann entfloh er. die phantasie des Ekkehard gestaltete die schilderung eines solchen essens nach den sitten seiner zeit; um diese vorstellungen in lateinische hexameter zu bringen, durchlief Ekkehard die ihm

bekannten hexametrischen schilderungen ähnlicher scenen: allein er entnahm ihnen nur sprachliche wendungen, keinen gedanken. sowol der deutschen wie der lateinischen vorlage gegenüber bleibt Ekkehard selbständig: die schilderung des essens hat er selbst geschaffen.

IV (Das trinkgelag v. 304—323). bei solchen essen giengs natürlich verschieden zu. das gewöhnliche mittagsessen Karls des grossen schildert launig Theodulf ('ad Karolum regem', Poetae aevi Karolini I s. 488): gegen ende des essens stehn da sogar manche; dann wird die tafel aufgehoben; die meisten gehn scherzend zusammen in den garten, einige bequeme bleiben im saal, um das boshafte gedicht Theodulfs vorlesen zu hören. Ermoldus Nigellus schildert 2 mahlzeiten Ludwigs des Frommen 826: ein prunkmahl im kaisersaale (IV 457) und ein jagdessen, ein laubhüttenfest (IV 537): natürlich geht es dabei fast ebenso fromm zu, wie bei den festmahlen zu ehren eines papstes (Carmen de Karolo Magno, Poetae I s. 379 v. 523, und Ermoldus II 231). man wird es aber auch ohne gelehrte belege aus Priskos und sonstwoher glauben, dass die alten Deutschen auch trinkgelage abhielten, bei denen das trinken die hauptsache war und wobei gewisse natürliche formen beobachtet wurden, zb. dass die genossen einander zutranken und dass der vornehmste damit den anfang machte. ein solches trinkgelag schloss sich natürlich immer an ein essen an. auch sonst und in einfachen fällen blieb man nach der arbeit des essens noch etwas beisammen sitzen zum plaudern und trank ein glas wein dazu (so zb. im Ruodlieb VII 19 beim bauern und XI 27 u. XIII 107 bei edelleuten): bei besonderen gelegenheiten trat an dessen stelle das trinkgelag. natürlich wurden nun nach dem ende des essens die teller und platten mit den speiseresten und auch die meisten tafeln weggenommen, und, damit das leichter gehe, erhob sich vorher die ganze tischgesellschaft. das war auch der natürliche zeitpunct, dass die damen sich entfernten[1]. so geht es auch bei Ekkehard,

[1] so erklärt sich 284 *Cum reliqui surgant* = *omnes reliqui* (aufser Hiltgund; ich hatte einmal an *reliquae* gedacht). sonderbarer weise hat Ekkehard nicht angedeutet, wo die königin und die andern hofdamen safsen. wenn man sieht, wie genau Ermoldus notiert, dass Ludwig die Judith neben sich sitzen liefs, wie aber hier v. 295 von der königin nichts gesagt wird, so möchte man fast meinen, die damen seien abseits gesessen.

dem das trinkgelag ja ein hauptmittel zu seinem zwecke ist. nachdem die tafel aufgehoben ist[1], wendet sich Walther an Attila 'er möge zunächst sich, weiterhin (*tunc* ist allein richtig) den anderen eine frohe stunde bereiten': womit, das zeigt das wort *laetificare* (Vulgata: *vinum laetificat deum et homines* und *vinum laetificat cor hominis*, Ermoldus IV 553 *laetificat pectora Bachus*), noch deutlicher der becher mit wein, den Walther dem Attila überreicht. Attila trinkt ihn leer und fordert die anderen alle auf, desgleichen zu tun. ob der königsbecher kreiste, wird nicht deutlich gesagt: jedesfalls gesellten sich viele andere pocula dazu, welche immer zu füllen die diener rannten. Walther und Attila muntern die zechgenossen immerfort zu neuem trinken auf; die beabsichtigte würkung tritt ein: alle liegen bald wie tot in den sälen umher auf dem boden[2].

Von dieser fast 20 hexameter langen schilderung ist fast kein ausdruck aus Virgil genommen. doch den inhalt derselben sucht Strecker mit Aen. I 723—749 in verbindung zu bringen. zunächst soll die schilderung des napfes: 308 *nappam dedit arte peractam Ordine sculpturae referentem gesta priorum* nachgemacht

[1] die Geraldusclasse der hss. (die Brüssler, Pariser, Trierer, die Novaleser chronik und die Engelberger hs.) bezeichnet diesen übergang mit v. 304, der aus der benützten stelle Aen. VIII 184 gebildet ist:

Postquam epulis depulsa fames sublataque mensa.

ein abschreiber fand von dem üppigen essen, wo die gäste von den vielen speisen schwitzten, den ausdruck *depulsa fames* zu kahl, er erinnerte sich, dass der geliebte Virgil für diesen vorgang eine geeignetere vorlage biete,

Aen. I 723 *Postquam prima quies epulis mensaeque remotae*,

also machte er daraus:

Postquam epulis adsumpta quies mensaeque remotae.

das stand in der hs., aus welcher die Karlsruh-Stuttgarter hss.-classe stammt; dann wurde verschrieben *Postque epulis absumpta quies*, was die Karlsruher und die Stuttgarter hss. bieten, und dieser schreibfehler wurde gewant verbessert, wider nach Virgil, in der Wiener hs. zu *Postque epulas assumpta quies*. dies ist eine natürliche entwicklung, wie jetzt auch Paul vWinterfeld mir zugesteht, der im N. archiv 22, 1897, s. 563 die lesart der Geraldusclasse für interpoliert angesehen hatte.

[2] Ekkehard malt die trunkenheit 316 und 317 : mächtige männer schwanken und sonst beredte stammeln; *balbuttit madido facundia fusa palato* : das *palatum* ist ein sprechwerkzeug; da es aber zu sehr befeuchtet ist, so werden die damit hervorgebrachten laute (*facundia fusa*) zum stammeln : also nicht, wie Althof unschön und falsch übersetzt : 'und es stammelt das breite geschwätz mit triefendem munde'.

sein den versen, mit welchen Virgil I 640 gleich im anfang die pracht in der festhalle geschildert hat *ingens argentum mensis caelataque in auro fortia facta patrum.* die beiden stellen hat schon Zappert (Wiener denkschriften II 1851 s. 54) zusammengestellt. dass Ekkehard für diese schale aus v. 641 *facta patrum* die *gesta priorum* bezogen hat, ist möglich; doch sind solche kunstreichen becher nicht so selten, wie man sagt; vgl. zb. den geschnitzten becher des bauern im Ruodlieb (mit einer hand und den 4 paradiesströmen) und im ganzen das antike gefäfs, auf dessen sculpturen Theodulf ('Contra iudices' 179—202) über 20 hexameter verwendet.

Doch diese nachahmung betrifft jedesfalls nur eine nebensache. wichtiger ist, was Strecker s. 359 behauptet: 'in der schilderung des trinkgelages ist Aen. I 728 ff nicht ungeschickt umgearbeitet'. betrachten wir, was bei Virgil dem essen folgt: als das essen beendet und die tische weggeräumt waren, wurden die weingefäfse aufgestellt und die hängeleuchter angezündet. die königin ergriff eine goldene, mit edelsteinen besetzte schale, brachte den trinkspruch aus, dies fest möge freudig verlaufen, spendete den göttern, nippte an der schale, gab sie dann mit zuruf dem Bitias, der kräftig daraus trank; ihm folgten die andern edeln. dann singt der sänger von der schöpfung und alle klatschen beifall. Dido spricht mit Aeneas; zuletzt bis tief in die nacht hinein gibt er von seinen schicksalen einen bericht, der das 2 und 3 buch füllt. was kann Ekkehard hier aus Virgil entlehnt haben?: dass der angesehenste vortrinkt und die andern folgen. wenn Ekkehard so umzuarbeiten verstand, dann war er nicht nur 'nicht ungeschickt', sondern ein meister; allein welcher dichter des 8—10 jhs., der dies trinkgelag schildern wollte, hätte nicht den Attila dasselbe mit zutrinken eröffnen lassen? gut, sagt die andere partei, in der ganzen schilderung des trinkgelags ist allerdings fast nichts aus Virgil entlehnt: 'aber wo wir entlehnungen nicht nachweisen können, mag der dichter sich enger an seine vorlage gehalten haben'. so wurde früher dem dichter Ekkehard sein lob entweder von der Scylla Virgil oder von der Charybdis, der deutschen vorlage, weggerissen; allein jetzt sind wir wenigstens soweit gekommen, dass man das nicht mehr tun darf, ohne der ratio gewalt anzutun.

Betrachten wir die drei oder vier besprochenen stücke. die schilderungen der reiterschlacht und des essens sind so stark durchsetzt mit phrasen und kleinen zügen aus Virgil und aus Prudentius, dass man allerdings wie Strecker s. 339 sagen muss: 'es ist undenkbar, dass Ekkehards stoff (dh. die von ihm benutzte vorlage) eine so ins einzelne gehnde ähnlichkeit mit Virgil gehabt habe.' bei der reiterschlacht hat, wie ich glaube, Ekkehard ein höheres ziel, die schilderung einer Ungarnschlacht verfolgt: jedenfalls hat er ein vortreffliches und durchaus zum übrigen gedicht stimmendes ganze geschaffen. die schilderung des essens ist ebenfalls trefflich und des übrigen gedichtes vollkommen würdig. hier also ist Ekkehard schaffender dichter und zeigt dabei dieselbe kunst, welche das ganze gedicht zeigt.

Die beiden andern scenen, das gespräch der beiden verlobten und das trinkgelag, sind nicht nach Virgil und Prudentius gearbeitet: von ihnen behauptet man nun, sie seien nur von Ekkehard aus seiner vorlage in lateinische hexameter umgearbeitet. als grund für diese behauptung wuste man früher nur zu sagen 'ein so jugendlicher dichter kann nicht so vortreffliches geschaffen haben.' dieser grund ist jetzt hinfällig geworden; denn wenn Ekkehard die schilderung der reiterschlacht und des essens dichten konnte, so konnte er auch das zwiegespräch und das trinkgelage so schildern, wie wir es lesen. was für ein dichten aber wäre das gewesen?: v. 170—214 erfindet Ekkehard, v. 215—287 übersetzt er; das erste stück des gastmahls v. 289—304 erfindet er, das zweite v. 305—323 übersetzt er. das ist geschmacklos. wenn aber würklich so etwas geschehen wäre, wie kommt es, dass das gedicht so aus éinem gusse vor uns steht? ich spreche nicht von der gleichheit des ausdrucks, sondern von den eigenschaften, den mitteln und kunstgriffen des dichters. wie kommt es endlich, dass in dem langen gedicht sich durchaus kein zug erhalten hat, der in die zeiten vor Karl dem Grofsen gehören müste? wenn Ekkehard nur ein älteres deutsches gedicht in lateinische hexameter umsetzte, so müste er, um die deutschen volkstümlichen züge alle so auszumerzen, sein deutschtum ebenso gehasst haben, als er es, aus der wahl des stoffes und der liebevollen ausmalung etlicher scenen zu schliefsen, offenbar geliebt hat. sogar in der schilderung des feldzuges Attilas sind für die gegenden vom Rhein bis Südfrankreich die völker eingesetzt

Franken, Burgunder, Aquitaner, welche in der Karolingerzeit da wohnten.

Wir dürfen also nicht nur, sondern wir müssen bis zur auffindung tüchtiger gegenbeweise annehmen, dass der lateinische Waltharius von Ekkehard entworfen und ausgeführt ist. der stoff, den er hörte oder las, entzündete seinen dichtergeist und er versuchte es, diesen stoff zu formen. dass ihm das so trefflich gelang, ist merkwürdig, aber doch nicht so auffallend, wie man oft meint. das untergehende altertum übte die poetische erzählung, und die deutschen stämme, welche in der zeit der völkerwanderung und nachher Europa durchzogen, welch andere dichtungen kannten sie, als jene, in welchen dazu geschickte und wol geübte männer ernste oder heitere vorfälle, zumeist aus der geschichte des eigenen stammes, erzählten? so war bei den Angelsachsen wie bei den Deutschen die kunst, in versen zu erzählen, weit ausgebildet. die bekanntschaft mit Virgil, Sedulius, Venantius Fortunatus befruchtete und erweiterte diese einheimische erzählungskunst. so entstanden jene historischen lieder, welche durchaus nicht einfach erzählen, sondern mit großer kunst angelegt sind, deren ältestes, das lied eines schlichten geistlichen vom sieg Pippins über die Avaren (a. 796, Poetae aevi Karolini I 116), auch das beste ist; der lateinische ausdruck ist recht ungewant, aber der epischdramatische aufbau ist ganz vortrefflich; um das zu erkennen, muss man freilich erst wissen, dass das gedicht in gruppen zu je 3 strophen, welche gruppen wahrscheinlich auch durch die melodie markiert waren, aufgebaut ist. der mündliche vortrag zerlegte zu allen zeiten einerseits die dichtungen in größere abschnitte, so weit eben in éinem laufe die stimme des vortragenden und die spannkraft der hörenden reichte (die alte romanische dichtung hat diese abschnitte, die tiraden, durch den gleichen reim deutlich gekennzeichnet); anderseits forderte und förderte die lebendige declamation ganz besonders die dramatische ausgestaltung der dichtungen. so wurde die trockene erzählung der buchepen verdrängt und an ihre stelle traten die oben (s. 115) gerühmten epischdramatischen scenen.

So wird man sich über das bruchstück De Karolo Magno et Leone papa (a. 799) und über den Waltharius als über vortreffliche kunstwerke freuen, aber unbegreiflich wird man sie für

die damalige zeit nicht nennen können. es war eine glückliche fügung, dass ein so begabter dichter, wie Ekkehard, diese ausgebildete erzählerkunst benutzte zur darstellung der geschichte des Walther.

Doch, hat Ekkehard sein lob glücklich durch die Charybdis gerettet, so bedroht dasselbe die Scylla, die nachahmung der römischen dichter. sie hat 2 köpfe: Ekkehard soll den wert seiner dichtung dadurch geschädigt haben, dass er jenen römischen vorbildern entweder ganze scenen und situationen oder eine grofse menge von ausdrücken und phrasen entlehnt hat. zum glücke brauchen wir hier nicht die schwierige frage der nachahmung zu erörtern. wenn die griechischen tragödien- wie komödiendichter nicht wetteifernd die gleichen stoffe, charaktertypen und situationen bearbeitet hätten, so hätte das griechische drama sich nicht so schnell und so allseitig entwickelt; und ohne nachahmung, wie stünde es mit der kunst aller zeiten? bei Ekkehard ligt die sache klar; wir haben ja die von ihm benutzten römischen vorbilder, Virgil und Prudentius. man vergleiche die virgilsche reiterschlacht und die 3 schilderungen von gastmählern mit den schilderungen des Ekkehard, man wird dieselbe selbständigkeit und dieselbe kunst des dichters bewundern, wie in den scenen, zu denen er keine römischen vorbilder benutzt hat. natürlich mag Ekkehard die erste anregung, in diese oder jene scene seinen stoff zu giefsen, aus Virgil oder aus Prudentius empfangen haben: allein das hat nichts zu tun mit der originalität seiner dichtung.

Die einzelnen ausdrücke, deren wir uns bedienen, haben doch auch wir uns an- und zusammengelernt. bei Ekkehard und seinen zeitgenossen war das erlernen der nötigen lateinischen ausdrücke kindlicher: die Vulgata und Virgil waren der grundstock; dazu kam bei Ekkehard die Psychomachia des Prudentius. gefährlich waren die seltenen und bildlichen ausdrücke; da begegneten leicht böse misverständnisse. so hat der vortreffliche dichter De Karolo M. et Leone papa, durch den virgilischen vers *Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno* verleitet, die zur jagd reitende tochter Karls des Grofsen also beschuht *Clara Sophocleoque ornatur virgo coturno.* so böse misverständnisse sind dem Ekkehard nicht nachzuweisen, trotzdem er viele seltenere ausdrücke herübergenommen, ja manchem bildlichen ausdrucke ein neu

gepräge gegeben hat[1]. hätte Ekkehard das gedicht in deutscher sprache geschrieben, so würde natürlich jetzt die deutsche grammatik und die deutsche wortkunde dabei gut fahren, allein der inhalt wäre der gleiche geworden und die form vielleicht kunstloser. eine sprache zu einer litteratursprache auszubilden, ist ein schweres stück : die kunstreich entworfenen und ausgebauten reden, geschichtswerke und dichtungen, die fremdartigen und doch packenden gedanken der lateinischen litteratur, die wolklingenden und prächtigen ausdrücke der lateinischen sprache haben auch die deutschen stämme, besonders in der Karolinger- und Ottonenzeit, in eine zucht genommen, deren segen jetzt gewöhnlich vergessen oder unterschätzt wird. Alcuin, Theodulf und der dichter de Karolo M. et Leone papa haben auch nur mit erlernten römischen phrasen gearbeitet : ihre schilderungen Karls d. Gr. und seines hofes werden deshalb von niemandem für gefälscht erklärt. weshalb sollten die gedanken, welche Ekkehard sich gemacht hatte zur ausmalung seines stoffes, bei der einkleidung in römische ausdrücke undeutsch geworden sein? vielmehr ist Ekkehards dichtung weder durch die nachahmung von situationen noch durch

[1] dabei hat Ekkehard gewis nicht solche geschmacklosigkeiten begangen, wie man sie ihm zb. in v. 397 mit *in urbem* zutraut. das heifst einmal 'stadt', nicht 'burg', nicht 'palast'. bei der schilderung des ungeheuern ärgers (nicht 'katzenjammers') benützt allerdings Ekkehard phrasen aus Aen. VIII 19—30 und besonders aus 19—21, wo geschildert wird, wie Aeneas, gegen den ganz Italien in waffen tritt, von sorgen erfüllt am Tiberufer schwer den schlaf findet. die situationen sind verschieden genug, sodass wol niemand behaupten wird, dadurch sei Ekkehard zu seinem prächtigen und reichen gemälde angeregt worden. zu diesem gemälde brauchte Ekkehard auch die schlaflosigkeit; dazu genügte ihm nicht Aen. VIII 30 *seramque dedit per membra quietem*; aber diese phrase erinnerte ihn an eine ähnliche Aen. IV 5 *nec placidam membris dat cura quietem* : diese streckte er dann (etwas unpassend) mit *potuit* zu v. 390 *Nec placidam membris potuit dare cura quietem.* wegen dieses einzigen verses aus dem anfang des IV buches folgert nun Strecker (s. 359. 360), die im anfang des IV buches geschilderte liebesqual der Dido sei ebenfalls dem Ekkehard vorbild gewesen für die schilderung des ärgers des Attila; und, weil da 60 verse später die Dido, welche natürlich mit ihrem Aeneas immer zusammen sein will, mit ihm *tota vagatur per urbem*, deshalb soll auch bei der schilderung des Attila, der schlaflos in seinem grimm aus dem bett aufspringt, richtig sein : v. 397 *demum surgens discurrit in urbem Atque torum veniens simul attigit atque reliquit.* damit discreditiert man die sonst brauchbare methode.

die verwendung von ausdrücken des Virgil oder Prudentius irgendwie romanisiert oder in ihrem dichterischen oder ursprünglichen wesen und werte beeinträchtigt worden.

Strecker schliefst, 'leider werde das resultat seiner arbeit nicht angefochten werden können, dass der Waltharius uns in mancher beziehung ein verfälschtes bild der germanischen heldenzeit gebe'. wol mag nach meinen ausführungen die germanische altertumskunde es ganz aufgeben, aus dem lateinischen Waltharius ein supplementum zu den nachrichten des Caesar und Tacitus zu schöpfen: allein wir gewinnen etwas wichtigeres, die persönlichkeit eines wahren dichters, auf den wir stolz sein dürfen.

Göttingen, 14 febr. 1899. WILHELM MEYER (aus Speyer).

ALTVILE IM SACHSENSPIEGEL.

So lange als für dieses vielbesprochene wort noch keine einigermafsen sichere deutung gefunden worden ist, mag es nicht für unangemessen gehalten werden, noch einen vorschlag zu machen, der freilich auf sicherheit keinen anspruch erhebt, aber mir doch ebenso viel wahrscheinlichkeit für sich zu besitzen scheint, wie irgend einer der vorherigen erklärungsversuche, und der vielleicht zur endgiltigen lösung des problems einen beitrag liefern könnte.

Ich möchte nämlich auf die ähnlichkeit in form und bedeutung aufmerksam machen, die zwischen *altvile* (var. *alvile*) und mlat. *alphilus, alphinus* 'läufer im schachspiele', afrz. *aufin* dass., aber auch 'tor, narr', me. *alfine* 'bishop at chess, fool, homo fatuus' bei genauer untersuchung sich herausstellt. die durch mlat. *alphilus, alphinus* bezeichnete schachfigur, bekanntlich ursprünglich (uzw. im orient) ein elefant, wurde im abendlande vielen umdeutungen und veränderungen unterworfen. in Deutschland, wo das schachspiel im 12 jh. sicher bekannt war, wurde der *alfil* (wahrscheinlich infolge volksetymologischer umdeutung und veränderung der ersten silbe *al-* in **alt-*) zum alten, ein name, der besonders auf md. und nd. gebiet allgemein gebräuchlich war. auch in England mag diese umdeutung der ersten silbe (*al-* in **ald-*) stattgefunden haben. denn um 1180 gebraucht der engländer Alexander Neckam den ausdruck 'senex' für die betreffende figur, die auch in einem zeitgenössischen Oxforder codex *calvus* genannt wird, s. vdLinde Quellenstudien

z. gesch. des schachspiels (Berlin 1881) s. 68ff. — ich glaube also, dass wir aus diesen umständen ein volksetymologisch entstandenes deutsch-mlat. **altfilus* erschliefsen dürfen.

Eine andre veränderung, der die figur, namentlich in Frankreich, unterworfen wurde, war die zum narren. diese entwicklung lässt sich m. e. durch zwei zusammenwürkende umstände erklären. 'die ältesten abbildungen des 'alfil' in den schachmss. des 13 und 14 jhs. stellen ihn, auf die stofszähne des (in Europa in vergessenheit geratenen) elefanten anspielend, mit gespaltener spitze dar', s. vdLinde Gesch. u. litt. des schachspiels (Berlin 1874) ı 146. wie in England aus dieser figur mit geteiltem haupte ein bischof mit mitra wurde, *episcopus cornutus* genannt (vgl. vdLinde aao., Mafsmann Gesch. des mittelalterl. schachspiels, Quedlinb. und Leipzig 1839, s. 41), so wurde sie in Frankreich und angrenzenden ländern zum narren, und die gespaltene spitze des alfil wurde zur narrenkappe. schon im 13 jh. heifst die figur '*stultus saltator*' (vgl. Mafsmann aao. s. 40 n.); dem afrz. *aufin* wurde allmählich *fou*, *fol* als bezeichnung der figur zur seite gestellt, und nfrz. heifst die figur *le fou*. das wort *aufin* wurde sogar in dem grade mit *fou* gleichwertig, dass es, wie aus dem beispiele bei Godefroy erhellt, 'tor, narr' ohne directe anspielung auf das schachspiel bedeuten konnte. auch das dem frz. entlehnte me. *alfine* ist in der bedeutung von 'fool, homo fatuus' in der ersten hälfte des 15 jhs. belegt, s. Murray NED. s. v. — zu dieser entwicklung des wortes *alphinus*, *alfin* mag jedoch auch ein anderer umstand beigetragen haben. das altgermanische hat, aller wahrscheinlichkeit nach, eine wurzel **alb-* 'tor, narr' besessen [1]; dass nun die entwicklung von mlat. *alphilus*, *alphinus* zur bedeutung 'narr' und die entwicklung der betreffenden schachfigur in der besagten weise hauptsächlich auf romanischem boden bezeugt ist, kann ja zufall sein und braucht übrigens bei dem internationalen charakter des schachspiels nicht zu befremden; auch ist die zusammenwürkung germanischen und romanischen sprachguts zu vergleichen, die sich in frz. *feu follet* als nachbildung des deutschen *elflicht* widerspiegelt, vgl. Grimm DMyth.

[1] so scheint aus ndl. *alf* 'een zoot, een dwaas', schweiz. *älb*, *elb* 'kindisch, närrisch' usw. hervorzugehn, vgl. Wadstein Uppsalastudien s. 155 f. me. *alfine* 'fool' direct aus dem germanischen stammworte herzuleiten, wie es Wadstein aao. tut, erlauben die vorgebrachten tatsachen nicht.

II[4] s. 764. auch hier mag das lateinische vermittelt haben, wie sich nach dem von Grimm aao. angeführten *ignis fatuus* vielleicht vermuten lässt. —

Kehren wir nun von diesem excurse zu *altvile* zurück. ich halt es für möglich, dass zur zeit der überlieferung des Sachsenspiegels infolge der popularität des schachspiels und der darüber verfassten moralisierenden und allegorisierenden schriften mlat. *alphilus*, bezw. **altfilus* in Deutschland geläufige wörter waren. in Baiern wurde das schachspiel aller wahrscheinlichkeit nach am frühesten bekannt, und zwar lange vor der zeit Alexander Neckams, s. vdLinde Gesch. I 143, II 142ff, und dadurch lässt sich vielleicht das vorhandensein des bairischen eigennamens *Altfil, Altvil* aus der zeit 1180—90 (s. Höfer Altvile, Halle 1870, s. 14) erklären. man beachte auch, dass der *altvile*-vers der A-redaction des Sachsenspiegels noch nicht angehört. die möglichkeit kann zwar nicht verneint werden, dass der betreffende vers älter sein könnte als die zeit, wo das schachspiel nach Deutschland kam; was vorher in dem verse gestanden haben mag, ist aber schwierig zu bestimmen; allerdings müste es ein wort gewesen sein, welches zur zeit der überlieferung dem mlat. worte so ähnlich war in bezug auf form und bedeutung, dass es ohne weiteres damit identificiert wurde; besonders wahrscheinlich wäre dieser fall gewesen, wenn das ursprüngliche wort aufser gebrauch geraten und deshalb ungeläufig war. ich halt es für nicht unmöglich, dass in diesem falle ein wort da gestanden hatte, dessen erster teil auf germ. **alƀ-*, dem wol ursprünglich verschiedene bedeutungen zukamen, zurückgieng [1]. darauf werden wir aber später zurückkommen. sehen wir jetzt nach Höfer Altvile s. 4 ff zu, wie die deutungen, die die alten übersetzer und erklärer dem worte gaben, zu denen stimmen, die dem mlat. *alphilus* und dessen weiterentwicklungen in den verschiedenen sprachen zukamen.

1) *fatuus, sotte* etc. stimmt ohne weiteres zur widergabe des afrz. *aufin* durch *stultus*, zu nfrz. *le fou* als name für dieselbe schachfigur und zu me. *alfine* 'fool'.

2) Falls das von Höfer s. 6 erörterte *homuncio* (= 'parvus

[1] die lesarten *aluyle*, *alevile*, *alwile*, die formell mit mlat. *alphilus* noch besser übereinstimmen, sind hierbei nicht aufser acht zu lassen. für das ursprüngliche wort mit **alƀ-* muss natürlich md. oder nd. form angenommen werden.

aut vilis homo') sich würklich auf *altfile* bezieht, was freilich Höfer im gegensatz zu Grimm, Haupt uaa. bezweifelt, so könnte auf den von Du Cange s. *alphinus* citierten vers *'sic inter scacchos alphinus inutilis extat, inter aves bubo'* hingewiesen werden.

3) Die deutung 'elbisches wesen', *'neptunius'* liefert eine neue stütze für die annahme, dass in *altfile t* unursprünglich ist und dass die lesarten ohne *t* die echtesten sind, weil diese deutung sich aus solcher form am leichtesten erklärt. freilich lässt sie sich auch durch umdeutung von *alphilus, alfil* sehr gut erklären; falls aber der vers älter ist als die aufnahme des mlat. wortes in Deutschland, könnte man sich denken, dass das wort, das vorher dagestanden hat und das meiner obigen annahme nach mit **alƀ-* anfing, als 'elbisches wesen' gedeutet wurde oder aber von vornherein diese bedeutung gehabt hatte. elben und zwerge werden ja häufig neben einander genannt, und das vorkommen von *al(t)vile* im zusammenhang mit *dverge* lässt mich vermuten, dass *al(t)vile* und *dverge* hier zwei verschiedene arten von wechselbälgen bedeutet haben, alles unter der voraussetzung, dass der vers alt ist. aus dem schon citierten aufsatze Wadsteins wird unter berücksichtigung allbekannter mythologischer tatsachen klar, wie infolge des formellen zusammenfalls verschiedener urgerm. wörter, die 'elbisches wesen, tor' etc. bezeichneten, verschiedene eigenschaften den elben und den von ihnen statt der gestohlenen menschenkinder untergeschobenen wechselbälgen von der volksphantasie beigemessen wurden. was wäre dann natürlicher, als dass man sich den elbischen wechselbalg als 'toren' wie den zwergischen als körperlich verkrüppelten menschen dachte[1]?

[1] dass die elfen und zwerge der volksvorstellung nach sogar dasselbe übel verursachen konnten, erhellt aus norw. dial. *alfskott* oder *dvergskott*, 'eine art tierkrankheit' (Aasen), wie aus dem von Wadstein aao. s. 171 angeführten norw. dial. *alfskoten* gleichbedeutend mit *dvergslagen* 'lahm, gefühllos'. ich möchte hier auf eine stelle in der me. schrift Hali Meidenhad aufmerksam machen, die an die bewuste stelle im Sachsenspiegel einigermaßen erinnert. dort kommt nämlich die zusammenstellung von *cangun* und *crupel* vor (s. 33 in der ausg. von Cockayne E. E. T. S. XVIII): *Bisih þe seli meiden, beo þe cnot icnute anes of wedlac, beo he cangun oðer crupel, beo he kwuch se he eauer beo; þu most to him halden.* dies *cangun* entspricht afrz. *changon* 'terme injurieux' (Godefroy) aus mlat. *cambio* 'wechselbalg' (Du Cange). *cangun* (urspr. 'wechselbalg') in der zusammenstellung mit *crupel* erinnert an die zusammenstellung von *altvil* (vielleicht urspr. 'wechselbalg') mit *dverg* und *kropelkint* im Sachsenspiegel.

4) Erst im 15 jh. wurde das wort nach Höfer s. 9 als 'zwitter' gedeutet; auch diese deutung hat mlat. *alfilus* mit verschulden können; bekanntlich wurde die besagte schachfigur, wie oben erwähnt, mit gespaltener spitze dargestellt, und dass man sich im mittelalter die zwitter als zweiköpfig vorstellte, zeigt Höfer s. 17 ff. — aber auch hier kann die ursache tiefer liegen. die elfen stellte man sich nämlich im germ. altertum als zwitter vor, was sich noch heute in ne. *scrat* 1) 'zwitter', 2) 'der zwerghaft dürftige mensch, knirps' ahnen lässt. dieses *scrat* ist lehnwort aus nord. sprachen, vgl. altn. *skratti* 1) 'wizard', 2) 'water-sprite'. im altgerm. wurden schratte und zwerge oft zusammen erwähnt oder sie waren mit zwergen und wol auch mit elfen gleichbedeutend, s. Grimm DMyth. I[4] s. 396 f. anh. s. 139.

Als hauptergebnis des vorgebrachten darf vielleicht folgendes gelten. falls der vers, wo *altvile* vorkommt, ein alter ist, mag ein wort dagestanden haben, dessen erster teil auf urgerm. **alƀ-* zurückgieng und das ein durch den einfluss übler geister stumpfsinniges oder in andern beziehungen schlecht geratenes kind (wechselbalg) bedeutete und welches später mit dem in seiner bedeutung von derselben wurzel **alƀ-* beeinflussten mlat. *alphilus* bezw. **alƀfilus* identificiert wurde. oder ist das wort direct aus dem mlat. entlehnt, obwol in seiner bedeutung durch heimische wörter und vorstellungen beeinflusst?

Von den früheren deutungsversuchen erwähn ich nur den von Höfer aao. und den von Zacher bei RSchröder Zschr. f. rechtsgesch. 22 (Savigny-stiftung 9) s. 55 ff. nach Höfer hat das wort ursprünglich nur 'alte feile' bedeutet. dagegen lässt sich vieles einwenden. es sei genug, hervorzuheben, dass diese etymologie sich nicht mit den deutungen, die man sich im mittelalter von dem worte machte, vereinigen lässt, und dass dabei auch die nicht zu übersehenden lesarten *aluyle* usw. unerklärt bleiben. Zacher teilt das wort *al-twile* ab, was sich schon dadurch als unzulässig ergibt, dass dann das erste glied *al-* als völlig unverständlich dasteht.

Göttingen (Upsala). ERIK BJÖRKMAN.

ZUR GESCHICHTE
VON DER 'SÄUGENDEN TOCHTER'.

In der Zs. f. vgl. litteraturgeschichte n. f. 12, 450ff handelt GKnaack über die bekannte geschichte von dem braven mädchen, das seinen vater, nach andrer version seine mutter, im gefängnis säugte und dadurch vor dem hungertode bewahrte. indem ich seinem am schlusse dieses aufsatzes ausgesprochenen wunsche nachkomme, weitere parallelen zu dieser so oft widerholten geschichte mitgeteilt zu erhalten, bemerk ich im voraus, dass schon von verschiedenen andern gelehrten, von Oesterley, Liebrecht, RKöhler, JBolte uaa. weit mehr litteratur über diesen gegenstand zusammengetragen worden ist, als in obigem aufsatz von seinem in der einschlägigen litteratur anscheinend nicht bewanderten verfasser.

Die geschichte von der guten tochter ist durch die ganze prosaische erzählungslitteratur des mittelalters verbreitet, bald in der version vom vater, bald in der von der mutter der säugenden auftretend. in den geistlichen exempla-sammlungen wird sie als leuchtendes beispiel kindlicher liebe oder des mitleids angeführt. wo eine antike quelle citiert wird, ist es meist Valerius lib. v, im Libro de los enxemplos 102 (wie ich RKöhler Kleinere schriften I 373 entnehme) Solinus (I 124), der auch bei Hondorff benutzt scheint. die stellen aus dieser litteratur haben Oesterley (Gesta Romanorum s. 744) und Crane (Jacques de Vitry zu c. 238 [1]) gesammelt. gleich einer der ältesten vertreter dieser litteraturgattung, Jacques de Vitry (gest. 1240), hat die geschichte in seinen Sermones vulgares (Exempla ed. Crane c. 238 = Lecoy de la Marche ou L'esprit de nos aieux s. 237f). im 14 jh. erzählt Johannes Junior in der Scala celi fol. 39 die version von der mutter als beispiel der 'compassio' aus Valerius. demselben jh. gehört vielleicht noch der Seelentrost an, ein aus moralischen erzählungen bestehendes volkstümliches erbauungsbuch, wegen dessen ich auf Geffcken Der bilderkatechismus des 15 jhs. I (1855) s. 45 und Goedeke Grundriss I² 473 verweise. in der lateinischen Präfatio wird unter den quellen das Speculum historiale genannt, doch kann der verfasser des 'Seelentrostes' die geschichte nicht

[1] dazu trägt ESchröder nach Estienne de Besançon clm. 14752 bl. 40ᵛ—41ʳ unter 'compassio' (Valerius), clm. 7995 bl. 26ᵛ (geschichte von der mutter): quelle des catalan. Recull de eximplis und des Johannes Junior.

aus diesem entnommen haben, da er sie abweichend erzählt (Kölner hs. des 15 jhs. ed. Pfeiffer in Frommanns Deutschen mundarten I [1854] s. 218 n. 58; schwed. Själens Tröst ed. Klemming [Stockholm 1871—73] s. 278 f). — im 15 jh. finden wir die version von der mutter bei dem Basler dominicaner Johannes Herolt (Discipulus) De tempore et de sanctis, sermo XXIV; im 16 jh. beide bei Andreas Hondorff, dem pfarrherrn zu Droyſsig (gest. 1572), in seinem Historienn und exempelbuch .... nach den heiligen 10 geboten ausgeteilt (Promptuarium exemplorum, Lpz. 1572) fol. 165 a zum 4 gebot. aus *Pero,* der tochter *Cimons,* ist hier durch misverständnis des accusativs *Cimona* bei Valerius eine *Cimona* gemacht. citiert wird für die version von der mutter auch das Exempelbuch (Exemplorum libri X, Augsburg 1518) des Marcus Antonius Sabellicus (1436—1506) III c. 6. — noch im 18 jh. erwähnt Abraham a SClara vermutlich nach alten exempelbüchern, wie er sie benutzte, mit der formel der präteritio die tochter, welche ihre leibliche mutter mit eigenen brüsten gesäuget hat (Judas Der ertzschelm, Saltzburg 1710, I 120). — noch andre stellen verzeichnet Crane aao. (Bernardinus de Bustis Rosarium I 142 b; Scotus Mensa philos. p. 116).

Nicht minder häufig ist die geschichte in der profanen erzählungslitteratur. die citate aus Vincenz von Beauvais Speculum doctrinale IV 41, Speculum historiale V 125 hat bereits RKöhler (Jahrb. f. rom. u. engl. litt. XIV 25 f) beigebracht und gezeigt, dass die sage aus dieser quelle in den altfranzösischen roman vom herzog Girart de Rossillon v. 3053—3080 übergegangen ist, wo sie der herzogin Bertha in den mund gelegt wird. wenig jünger als die groſse encyclopädie des Vincenz ist die 'Summa galensis' dh. die Summa collectionum sive communiloquium des franciscaners Johannes Gallensis (oder Wallensis), der um 1260 in Oxford lehrte und ca. 1303 starb (vgl. Hist. litt. de France XXV 177 ff) : in dieser durch zahlreiche historien erläuterten moral- und erziehungslehre (gedruckt Augsburg 1475) wird II 2 c. 2 die version von der mutter aus Valerius als beispiel der den eltern schuldigen liebe angeführt. Jacobus de Cessolis bringt sie in derselben rubrik in seiner allegorischen auslegung des schachspiels an, von wo sie in die deutschen bearbeitungen seines werkes von Heinrich von Beringen (ed. Zimmermann v. 3119—3191), Kunrat v Ammen-

hausen (ed. Vetter v. 8423—8564), dem Pfarrer zu dem Hechte (Zs. 16, 248, 33—250, 10) und meister Stephan (v. 2045—2118) übergieng. in den Gesta Romanorum kommt die geschichte in der ältesten datierten hs. von 1342 (ed. Dick, 1890) nicht vor: Oesterleys ausgabe hat sie in der Appendix (c. 215), die die in der ursprache nicht erhaltenen stücke der handschriftlichen recensionen enthält. der fälschlich unter dem namen des Nicolaus Pergamenus gehnde Dialogus creaturarum aus dem 14 jh. (ed. Grässe Bibl. d. litt. ver. 148) erwähnt in c. 94 beide versionen nach Valerius. Boccaccio liefs sich die rührende geschichte (version von der mutter) in seiner historiensammlung De claris mulieribus nicht entgehn (in der italien. übersetzung des Apenninigena ed. Manzoni, Coll. di opere ined. xxx s. 108 ff n. 63). durch Stainhöwels deutsche übersetzung dieses buches von 1473 (ed. Drescher Bibl. d. litt. ver. 205, c. 64 s. 215) wurde Hans Sachs mit der erzählung bekannt und verarbeitete sie 1569 zu seinem gedicht von '*Romana, die seugend dochter*' (Hans Sachs ed. Goetze xxii s. 470). — in Frankreich wurde die geschichte zu einer 1548 in Lyon gedruckten Moralité dramatisiert (Ancien théatre françois ed. Viollet le Duc iii [1854] s. 171 ff): 'Histoire romaine d'une femme qui avoit voulu trahir la cité de Romme et comment sa fille la nourrist six sepmaines de son lait en prison'. 1616 spielt ThAgrippa d'Aubigné in seinem gedicht 'Les tragiques' (ed. Lalanne Bibl. Elzév. 45, Paris 1857 s. 17) auf die sage von dem mädchen, das seinen greisen vater im gefängnis säugte, an.

Auch in neuere historiensammlungen ist sie aufgenommen, so in die Eutrapeliarum philologico-historico-ethico-politico-theologicarum libri iii di. 3000 schöner nützlicher .... historien (Lpz. 1656) ii tausend n. 442, wo es am schluss heifst, dass Sibylla Schwärtzin [† 1638], deren 'Deutsche poetische gedichte' (Danzig 1650) mir nicht zugänglich sind, die geschichte aus dem holländischen ins hochdeutsche gebracht habe, wovon einige verse citiert werden, ferner in die Neue und vermehrte Acerra philologica di. 700 auserlesene nützliche lustige und denckwürdige historien und discursen (Stettin 1754), iv hundert n. 73 (Cimon und Pera), schon citiert von Oesterley Gesta Rom. s. 744.

Es kann nicht verwundern, dass eine litterarisch so oft widerholte erzählung auch in die volkstradition übergieng. dabei wurden namentlich zwei veränderungen vorgenommen.

während bei Valer. Max. v 4, 7 die tochter in die kerkerzelle gelassen wird, nachdem sich der gefängniswärter vergewissert, dass sie keine nahrungsmittel bei sich trage, stellt sich das volk den vorgang oft so vor, dass die tochter dem vater durch ein loch der gefängniswand oder durch das eiserne gitter hindurch die brust reichte. da dies indessen nicht leicht ausführbar erscheint, so lässt man das motiv der säugung auch ganz fallen und erzählt, die tochter habe dem vater von aufsen durch einen rohrhalm oder einen schlauch milch als nahrung eingeflöfst (Wossidlo Mecklenburg. volksüberlieferungen, I bd. Rätsel, 1897, s. 215. Jahn Volkssagen aus Pommern n. 669).

Die zweite veränderung entsprang der neigung des volkes, ungewöhnliche und auffällige verwantschaftsverhältnisse zum gegenstand von rätseln zu machen. nun sagt schon Valerius von der Pero, sie habe ihren vater *velut infantem* mit der brust genährt: die tochter wurde dadurch gleichsam zur mutter ihres vaters. das hierauf bezügliche rätsel findet sich schon im Strafsburger rätselbuch von 1505 (ed. Butsch, Strafsburg 1876, s. 28 n. 309): *Durch seulen gesogen ist herren betrogen, des dochter ich was, des müter bin ich worden, ich hab meiner muter ein schön man getzogen.* ebenso im Neu-vermehrten Rath Büchlein (ganz neu aufgelegt : s. l. e. a.) s. 47 n. 51. unbedeutend variiert bei Simrock Deutsches rätselbuch I 139, citiert von Wilmanns Zs. 13, 495 f, der noch weitere parallelen aus der rätsellitteratur (Reusner s. 75. 270 und 'Angenehmer zeitvertreib lustiger gesellschaften bestehend in 666 rätzeln', 1748, n. 108) beibringt [ferner Lauterbachii Aenigmata add. Reusn. aenigm. 1601 p. 79, Therander Aenigmatogr. nr 131 (R.)].

Die in Mecklenburg vorkommenden fassungen des volksrätsels hat Wossidlo aao. gesammelt. bemerkenswert ist hier das misverständnis in den varianten n. 10—12 : der alte anfang *Durch Säulen gesogen* wurde umgedeutet zu *Durch Sohlen gesogen* und erzählt, die tochter habe den vater mittels einer durch den fufsboden gesteckten pfeife ernährt. die andern fassungen haben: *durch Mauern, Felsen* oder *Bretter.* — auch die Ehsten haben das rätsel, Wiedemann Aus dem innern und äufsern leben der Ehsten (Petersburg 1876) s. 279, in der form : 'mein vater war er, seine mutter wurde ich; das kind, das ich säugte, war meiner mutter mann'. die byzantinische fassung citiert Legrand

Contes pop. grecs p. xii nach Boissonade aus einer Pariser hs., eine italienische parallele, Bernoni Indovinelli popolari veneziani n. 63, und eine spanische, Demofilo Coleccion de Enigmas n. 238 führt Pitrè Archivio per le tradiz. pop. i 1882, s. 468 an; weitere italienische litteratur verzeichnet derselbe in den Indovinelli etc. del pop. sicil. (Bibl. trad. pop. sic. xx 1897) s. 440 zu dem sicil. rätsel n. 932.

Wo die geschichte ausführlich als märchen erzählt wird, ist das rätsel derart darein verflochten, dass der könig den zum hungertode verurteilten freilässt, nachdem ihm ein rätsel aufgegeben worden ist, das er nicht lösen kann. die tochter legt ihm jenes rätsel vor, das ich in der venezianischen fassung bei Corazzini Componimenti della letteratura pop. ital. s. 414 f (La bona fia) widergebe:

Indovina, indovinator!
Figlia io son de l'imperator.
Oggi son figlia, doman son madre
Di un figlio maschio, marito di mia madre.

der könig kann das rätsel nicht lösen und muss daher den gefangenen freilassen. wie man sieht, ist hier das in rätselmärchen beliebte motiv verwendet, dass einem verurteilten das leben geschenkt werden soll, wenn er den richtern ein rätsel aufgibt, das diese nicht lösen können. eine sicilianische version steht bei Pitrè Fiabe, novelle e racconti pop. sicil. iii n. 196 s. 388 ff, eine venezianische bei Pitrè Novelline pop. sicil. 1873 s. 76 ff. andre italienische und zwei skandinavische parallelen hat Bolte bei RKöhler Kleinere schriften i 373 zusammengestellt. ein englisches volkslied von 'The faithful daughter' (jüngste der drei töchter eines zum tode verurteilten hochverräters) bei Henderson und Wilkinson Notes on the folk-lore of the northern counties n. 15 bespricht Liebrecht Heidelb. jahrb. d. litt. 1868 s. 92.

Die neugriechische fassung des märchens hat zuerst Politis Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα i 40 aus dem Peloponnes mitgeteilt (übersetzt von Legrand Contes pop. grecs s. 47), eine zweite version aus Lesbos Georgakis et Pineau Folklore de Lesbos p. 108 f; eine damit übereinstimmende habe ich auf Thera aufgezeichnet. hier ist noch ein zweites volksrätsel, das vom ungeborenen, das sonst selbständig existiert, eingefügt: ein sicher unursprünglicher zusatz.

Auch die bildende kunst hat sich des so beliebten stoffes bemächtigt. schon Politis aao. hat darauf hingewiesen, dass — entsprechend der erwähnung bildlicher darstellungen bei Valerius — ein pompejanisches gemälde, Mus. Borbon. I taf. 5, den vorgang abbildet (sogen. Carità greca oder romana). Rohden Die pompej. terracotten, taf. 47, s. 57—60, fügt noch zwei weitere fresken derselben herkunft und eine terracottagruppe neronischer zeit aus der casa di Giulia Felice hinzu. es wäre von interesse festzustellen, ob es nicht illustrierte Valeriushss. gibt[1], die die scene darstellen. in der renaissancezeit begegnen mehrfach darstellungen der sage. so ist sie nach Otte Handb. d. christl. kunstarch. I[5] 499, worauf mich EdwSchröder hinweist, an dem um 1445 angefertigten chorgestühl des doms zu Magdeburg zu sehen. in dem druck von Stainhöwels übersetzung der 'Berühmten frauen' des Boccaccio (1473) [Bibl. litt. ver. 205 s. 215] findet sich bei der geschichte von Romana ein holzschnitt, der den kerker von aufsen zeigt : durch das fenster sieht man Romana ihre mutter säugen. dem 16 jh. gehören die von Bolte Bibl. litt. ver. 207 s. 587 erwähnten kupferstiche von Lucas Cranach und den beiden Behams an, sowie ein bild in EMechlers Katechismus von 1561 (Bolte in RKöhlers Kl. schr. I 373). wie mir JohBauer mitteilt, ist der gegenstand auch in der italienischen malerei behandelt[2]. Rubens hat ihn in einem der sammlung des herzogs von Marlborough angehörigen ölgemälde verewigt; vgl. Goeler vRavensburg Rubens und die antike s. 189. 223, wo eine copie und zwei weitere darstellungen desselben gegenstandes (von Rubens oder seiner schule?) nachgewiesen werden. über dem an dem Botermarkt liegenden portal des Belfrieds in Gent, das aus dem 18 jh. stammt, sieht man eine weibliche figur, die einem gefesselten greise die brust reicht. im volk wird das relief 'der *Mammelokker*' genannt und dazu die bekannte geschichte erzählt (Wolf Ndl. sagen, Lpz. 1843, s. 621 n. 529). es mag noch mehr darstellungen des gegenstandes geben, als ich hier nachweisen kann : wenigstens spricht Lalanne (zu A. d'Aubigné 's Les Tragiques s. 17) von vielen 'peintures et gravures', ohne freilich eine namhaft zu machen.

[1] eine hs. der Magliabecchiana, aber erst aus dem ende des 14 [illegible] 'con miniature' ist erwähnt Collezione di opere inedite XIV (1867) [illegible]

[2] ein um 1650 angesetztes italien. gemälde sah ich in Mai

Über den ursprung der antiken erzählung selbst lässt sich nichts sagen. in ihrer absonderlichkeit erinnert sie an die beispiele übertriebenen opfermutes, an denen die buddhistische litteratur so reich ist. man denkt unwillkürlich an China, wo bekanntlich die liebe zwischen eltern und kindern höher geschätzt und gepriesen wird als die zwischen den beiden geschlechtern. in der tat teuschen wir uns hier nicht ganz. eines von den Nijûshi kô, den 24 beispielen kindlicher liebe bei den Chinesen, erzählt von einer in der T'angzeit (618—907) lebenden Chinesin, Ts'ui She (japan. Saishi), sie habe ihre urgrofsmutter (nach andern ihre schwiegermutter), die, weil sie ihre sämtlichen zähne verloren, nicht mehr reis essen konnte, mit ihrer eignen milch genährt und dadurch am leben erhalten : s. FWKMüller Zs. f. ethnol. 1897, verhandl. s. 90. diese auch in Japan allgemein bekannte geschichte ist auch öfter bildlich dargestellt, so von dem berühmten japanischen maler Hokusai und in einer japanischen elfenbeingruppe des ethnographischen museums in München. wie man aber sieht, stimmt sie mit der sage der Pero nicht derart überein, dass ein historischer zusammenhang, durch die indische litteratur vermittelt, notwendig angenommen werden müste. übrigens kehrt das geschmacklose motiv der säugung eines erwachsenen [1] auch in Europa noch mehrfach wider, in der legende des heiligen Bernhard von Clairvaux [2] und in einer weitern, in mehreren versionen vorliegenden Marienlegende [3], und kann jedesfalls spontan an verschiedenen orten aufgekommen sein und zu analogen erzählungen geführt haben.

Marburg i. H. PAUL KRETSCHMER.

[1] angemerkt sei noch, dass nach Polack in Persien die weiber der Nomaden ihre milch auf dem markt als nahrung für schwache greise verkaufen (Ploss-Bartels Das weib II² 433).

[2] er soll von der gottesmutter selbst mit ihrer milch getränkt worden sein, eine symbolisierung der göttlichen stärkung, der der mellifluus seine beredsamkeit verdanken sollte. die absurde legende ist öfter bildlich dargestellt worden, so in zwei gemälden des Wallraf-Richartz-museums in Köln, das eine vom 'meister des Marienlebens' abgeb. Ploss-Bartels aao. I⁶ (1899) 281.

[3] Mussafia Studien zu den malichen Marienlegenden I 28 : nr 30 der Pezschen sammlung, II 75 : nr 26 der Arsenal-hs., III 16 : nr 26 des Volpert von Ahaus, IV 14 u. 30 : nr 6 des Adgar und die quelle dafür (ESchröder): ein schwer kranker mönch wird durch die milch der gottesmutter geheilt.

COPULATIVE EIGENNAMEN.

Alle sprache ist namengebung. bleibt die benennung dauernd an einem einzelnen individuum haften, so nennen wir sie 'eigennamen'; werden verschiedene, wesensgleiche oder ähnliche exemplare mit dem benannten identificiert, so heifst der name 'appellativum'. hier wie dort gibt es zwischenstufen und übergänge; und die römische namengebung, die durch ihre soldatisch-scharfe aufgliederung innerhalb der indogermanischen namengebung eine so vereinzelte stellung einnimmt, ist nicht nur äufserlich mit der wissenschaftlichen nomenclatur völlig gleichartig: Marcus Tullius Cicero enthält species, genus und abart. auch unsre modernen familiennamen stehn den appellativen noch nahe; ob einer 'Müller' genannt wird, weil er selbst dies gewerbe betreibt, oder weil es seine vorfahren taten, das macht semasiologisch nichts aus. es ist ja auch erst neue pedanterie, die motion bei eigennamen zu unterdrücken, wo man noch im anfang unsers jahrhunderts gemütlich von der 'Schulzin' sprach, gerade wie man auch ihres gatten namen noch flectierte. 'je höher wir ins altertum der sprache hinaufsteigen', sagt LTobler (Über die wortzusammensetzung s. 40), 'um so durchsichtiger wird die scheidewand zwischen nomina propria und appellativa'.

Unsre polizeilichen meldeämter, tabellen und listen haben uns eben mit der zeit daran gewöhnt, die natürliche eingliederung der eigennamen in das übrige sprachmaterial ganz aufzugeben und diese, die ja allerdings ihre eigenheiten haben (wie jede andre wortclasse sie auch hat), ganz als worte sui generis zu behandeln. insbesondere hat die etymologie der namen darunter zu leiden gehabt. während man sich mit der deutung der familiennamen vielfach bemüht hat, begnügt man sich für die älteren personennamen fast durchweg mit einer analyse, die zwei etyma von oft recht weiter bedeutung unvermittelt nebeneinander stellt. mir sind nur zwei gröfsere versuche erinnerlich, die eigentliche bedeutung zusammengesetzter eigennamen aufzudecken: der allgemeinere von Weinhold (Deutsche frauen[2] I 13f) und der specielle, auf die namen mit *-rûn* bezügliche von Müllenhoff (Zur runenlehre s. 44f); denn die widergabe griechischer namen durch deutsche in Papes wörterbuch dient wol dazu, die oft und mit recht hervorgehobene verwantschaft griechischer und

deutscher namengebung hervorzuheben (vgl. Förstemann in Kuhns zs. 1, 116; Abel Die deutschen personennamen s. 9, mit interessanter gegenüberstellung römischer namen; Kluge in Pauls grundriss I 304), schiebt aber die eigentliche übersetzung nur eine stufe weiter zurück. populäre übersetzungen gehn selten über das raten heraus; und selbst ein mann wie Steub, der die bedeutsamkeit der alten namen nachdrücklich behauptet (Die oberdeutschen familiennamen s. 27 f), gibt schon für die älteste zeit unserer urkunden verfall und häufige sinnlosigkeit der namen zu (s. 31). Sütterlin (Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1899, s. 55) will aus der sinnlosigkeit von formen wie *Fredegunde, Sigefrid, Wolfram* keinen schluss gegen die herkömmliche art der deutung solcher namen gezogen wissen. Förstemann hat gar (aao. s. 103) überhaupt geläugnet, dass die namenteile zu einander passen müssen, sich aber damit Müllenhoffs heftigsten widerspruch zugezogen (Zur runenlehre s. 54).

Zum beweis nun, dass würklich die alten namen früh bloſs auf den klang hin gebildet seien, führt man neben ein paar schwierigen compositionen (Steub aao. s. 29) besonders noch solche namen an, in denen der eine teil ganz suffixartig an den andern gehängt sei. ein name wie *Hildegund*, argumentiert man, sei doch nur möglich, wenn *-gund* schon bloſse ableitung sei, wie das alte *-wald* in romanisch *Bonald* udgl. denn es sei doch unmöglich, zwei synonyma in irgendwelche casuelle verbindung zu bringen, die einen guten sinn ergebe.

Das princip ist natürlich zuzugeben. alle namengebung entartet, und mit der zeit entscheidet überall 'der zufall oder ein oft sehr alberner kitzel der mode oder des ohres' (Weinhold Altnordisches leben s. 270). aber für die altgermanische zeit möchte ich doch hier vorsichtiger sein. wir werden hoffentlich bald die schönen ergebnisse langjähriger namenstudien kennen lernen, aus denen Edward Schröder mich schon jetzt einige ein- und ausblicke hat gewinnen lassen; sie werden beweisen, wie feste regeln einer allerdings schon früh eintretenden entartung vorangiengen. von seinen entdeckungen darf ich natürlich noch keinen gebrauch machen; aber für meine zwecke genügt auch schon der hinweis auf die gleichartigkeit des in eigennamen niedergelegten sprachmaterials mit dem sonstigen sprachvorrat.

Wir haben in der blütezeit der altgerm. namengebung in

der allgemeinen wortzusammensetzung noch kaum composition mit uneigentlichen suffixen : die lebendigen wortstämme werden fast nur mit ihresgleichen zusammengesetzt. es scheint mir ein anachronismus, anzunehmen, dass so stark empfundene worte wie *-gund* in *Hildegund* schon als bedeutungslose suffixe gegolten haben sollen, während etwa *-dôm* in zusammensetzungen noch als fertiges wort gefühlt wurde. die altgerm. poesie spielt, wie jede alte volkstümliche dichtung, gern mit der deutung der eigennamen (meine Altgerm. poesie s. 301); sie empfand sie also noch als von einem würklichen leben erfüllt.

Dass man eine würkliche bedeutung in den ganzen namen legte, dafür spricht auch die feierlichkeit, mit der man die namensverleihung umgibt. sie ist bei uns wie bei vielen völkern die symbolische anerkennung der person, die feierliche zuerkennung der dem stammesgenossen zukommenden rechte. die namengebung war ein recht, das durch schenkung erkauft werden muste, denn das ist wol die ursprüngliche bedeutung der 'namenfestung' (vgl. Keyser Efterladte skrifter II 2, 7; Weinhold Altnord. leben s. 263). ist ein kind nicht ganz im stande, seine persönliche geltung zu behaupten, so wird die namengebung ausgesetzt. so fasse ich die oft besprochene episode in Helgakv. Hj. II auf. Gering fragt (Edda s. 151) : 'soll das bedeuten, dass der knabe nicht blofs stumm, sondern auch taub war (somit auf keinen namen hören konnte), und dass er erst durch die walküre den gebrauch seiner sinne erhielt?' aber ein kind von ein paar tagen hört doch auch sonst auf keinen namen! das kind war stumm, und schon die ersten schreie eines stummen unterscheiden sich von der sprache normaler säuglinge. man sucht ihm nun — so deut ich die erzählung — dennoch einen namen zu geben, damit es 'ein ganzer mensch' sei; aber kein name bleibt haften, es nimmt keinen an, antwortet auf keinen mit einem schrei. (man darf vielleicht annehmen, dass die versuchten namen selbst zauberkräftig sein sollten, etwa durch einen die redegabe andeutenden teil, wie in den *Madal*-namen.) so wächst er auf, namenlos, schicksalslos. da erscheint die walküre und gibt ihm einen bezeichnenden namen (H. Hj. 6). noch ist er nicht 'heill', nicht 'integer'; in zukunft soll er einen namen tragen, der selbst ein segenswunsch ist (Schröder Zs. 42, 62). er war vorher weniger als ein mensch, namenlos, schicksalslos (Vøl. 20); er soll

von nun an mehr sein als andere: *Helgi*, einer, dessen unverletzlichkeit die götter verbürgen. denn das ist die alte bedeutung von *heilag* und seinen nebenformen: 'heilig' ist, wen ein göttliches wesen *alls heilan bíðr vera* (Grimn. 3): wer oder was unter göttlichem schutz steht (Henning Die deutschen runendenkmäler s. 31). was Heyne (DWb. IV 2, 828) als die ursprüngliche bedeutung angibt: 'heil habend, mit sich führend', das ist sicherlich erst spät abgeleitet. kein ursprüngliches volk kennt 'heilige' personen, jedes 'unverletzliche' (vgl. Anz. XXIII 384). nun ist Helgi ein mann, nun hat er einen namen — einen bedeutungsvollen namen; nun kann er ohne das eingreifen dämonischer mächte nicht gefällt werden. seinen ursprung aber hat der namen gerade in der individuellen lage des falls. wird doch auch bei den Römern der knabe mit dem vollgiltigen namen erst bei erteilung der toga ausgestattet (Mommsen Römische forschungen I 32): mündigkeit und namen werden zugleich anerkannt. wie sollte man da in alter zeit eine sinnlose silbengruppierung gewählt haben!

Ich glaube also: man muss principiell für die namen der ältern zeit einen guten, verständlichen sinn annehmen — für die personennamen gerade so wie man es für die ortsnamen überall tut. und um jene ganze gruppe von namen auf einmal der 'sinnlosigkeit' zu entheben, die bisher als hauptargument für das frühe herabsinken häufiger namenworte zu namenbildenden suffixen gedient haben, gibt es eine einfache erklärung, die sich mir (zunächst für den namen *Haduwig*[1]), schon früher, unabhängig von diesen allgemeinen erwägungen, aufdrängte: man muss sie, glaub ich, nicht als unterordnende, sondern als beiordnende composita auffassen. wie ein frommer katholik etwa seinen sohn nach den beiden apostelfürsten 'Peter-Paul' nennt, so konnte ein verehrer Wodans dem seinen nach den beiden heiligen tieren den namen 'Wolf-Rabe' geben. wie im runenalphabet das paar *hagl* und *nauð* vorkommt, fern- und nahkampf (meine Altgerm. poesie s. 25), so bindet ein germanischer häuptling seinem töchterchen den hinweis auf *hildja* und *gunthja*, *hathu* und *wig* ein. sicherlich lagen für den kenner auch hier ursprüngliche bedeutungsnuancen vor, wie sie eine durchführung von WGrimms 'Deutschen wörtern für krieg' (Kl. schr. III 516 ff) etwa ergeben

[1] der freilich, wie mich Schröder belehrt, als frauenname erst im 9/10 jh. für *Haduwi(h)* eintritt.

hätte : *hathu* könnte etwa das blinde kriegsglück bedeuten, wie Schade (Altd. wb. I 361) unter hinweis auf den namen des blinden Hödur meint, *wîg* (WGrimm aao. s. 518 f) volkskrieg usw. so weiht man ja auch tempel und kirchen benachbarten gottheiten, und taufte früher so auch gasthäuser mit doppelnamen, wie noch jetzt das altberühmte wirtshaus 'Star and garter' bei Richmond die insignien des hosenbandordens führt; unserer pedanterie ist aber auch das verloren gegangen.

Über die dvandva wird sich sicherlich weiteres licht verbreiten, wenn die von Jacobi (Compositum und nebensatz, Bonn 1897) so glücklich begonnene deutung alter composition aus syntaktischen gesichtspuncten fortgeführt wird. schon jetzt sind analogieschlüsse möglich, die die uns fremdartige copulative composition uns näherbringen. Jacobi hat (aao. s. 83 f) die bahuvrihi-composita als unentwickelte relativsätze gedeutet : *ῥοδοδάκτυλος* heifst jemand, der finger wie die rosen besitzt, noch altertümlicher ausgedrückt : dem finger sind wie rosen (aao. s. 88). nun bemerken wir, dass bei den dvandva die zusammenfassung unter eine höhere einheit zwar nicht immer, aber doch meist erkennbar ist (vgl. Justi Zusammensetzung der nomina s. 81, LTobler aao. s. 40 f). als älteste classe pflegt man die addierenden zahlwörter aufzufassen (vgl. Brugmann Grundriss I 85), und der umstand, dass sie allein sich über alle idg. sprachen verbreitet haben, erhebt diese vermutung fast zur gewisheit. was heifst nun aber das von Brugmann citierte beispiel idg. **duō̑-deḱm̥* ursprünglich? es heifst nicht, wie wir oberflächlich sagen: 'zwei und zehn'; denn dass man fertige zahlen addieren könne, fällt menschen so früher culturstufe sicherlich nicht ein; es heifst: 'einheiten habend zunächst zwei und dann noch zehn'. mit andern worten : die copulativen zahlworte sind eigentlich selbst bahuvrihi-composita; sie deuten nur an, was auch bei den possessiven compositis hinzugedacht werden muss. nach diesem muster werden nun erst allmählich echte dvandva gebildet worden sein, zunächst (Tobler aao. s. 39 f) vorzugsweise mit eigennamen göttlicher wesen. man kann nicht etwa zwei ganz beliebige worte addieren; sondern auf der basis einer gemeinschaftlichen eigenschaft steht eine traditionelle gruppe aufgebaut : 'ihr götter, und zwar zunächst Indra und neben ihm Brihaspati'. 'ihr die ihr verwante seit, sohn und vater'. 'sie besitzen die we-

sentlichsten eigenschaften: äufsere schönheit und innere tugend, *καλοκἀγαθία*. daher kommt in der beiordnenden composition die auffällige verbindung von synonymen vor (Tobler s. 81) und besonders auch von zweierlei namen desselben gottes (ebd. s. 41) — gewis der stärkste ausdruck für die hervorhebung der innern beziehung zweier dvandvateile. können wir uns also wundern, bei unsern copulativen eigennamen ebenfalls synonyma wie in *Hildebrand* und *Haduwig* vereint zu finden? diese namen sind eigentlich einfache namen wie *Askr* und *Embla*, nur dass ihr begriff in zwei teile zerspalten wird.

Nun erinnern wir uns aber, wie sehr gerade die altgerm. poesie diese zerspaltung liebt. ein name ist ein segensspruch, und die alten Germanen segnen mit symbolischer aufteilung aller möglichkeiten:

offin sî dir daz sigidor, sami sî dir diz selgidor,
bislozin si dir diz wdgidor, sami si dir diz wdfindor.

Lucae (Zs. 23, 94) löste den segen in der art unsers fahneneides auf: 'glück und heil zu wasser und zu lande'. Müllenhoff (MSD. IV 8; anm. s. 54) billigte das. aber ich sehe nicht, dass 'land und wasser' in alter zeit so scharf gegenübergestellt würden. das antithetische gegenstück zu 'land' ist altgerm. nicht 'wasser', sondern 'luft' bezw. 'himmel'. wo es in der christlichen Genesis (v. 163) heifst:

ða gesundrod wæs lago wið lande,

da sagt die heidnische Völuspa:

jǫrþ fannsk ęva né upphimenn;

sandr né sęr dagegen werden gemeinschaftlich (als ruhende massen) den bewegten wellen gegenübergestellt, gerade wie Hyndl. 24, 7. HH. I 22, 3. HHj. 29, 4 (Hildebrand) land und meer zusammengehören. bei den fragepaaren in den Alvissmal stehn erde und himmel, luft und meer sich gegenüber. ferner ist *segildor* nicht belegt und ein ziemlich unwahrscheinlicher ausdruck, während *sëldidor* von Wackernagel mit guten parallelen gestützt werden konnte. ich meine, es böte sich sehr natürlich die antithese *sigi*: erfolg durch anstrengung und *sælde*: ruhe nach dem sturm. 'offen sei dir das tor des sieges, ebenso das tor des behagens; verschlossen sei dir das tor der stürmischen wogen und gefährlichen waffen'. 'sieg' kann man ja auch ohne waffen erringen! fassen wir nun den Weingartner segen, wie ihn Wacker-

nagel nahm, so haben wir in *sigi* und *sælde*[1] eine antithetische zerspaltung des hauptbegriffs : erwünschter erfolg — ganz dieselbe zerspaltung, die wir in einem der berühmtesten deutschen eigennamen haben : in dem namen Siegfried!

Wir pflegen den namen zu übersetzen : 'der durch den sieg frieden — oder eigentlich nur : einen festen vertragszustand — stiftet oder besitzt' (so zb. Weinhold Deutsche frauen I s. 15). die vorstellung passt vortrefflich zu altgerm. ideen (die übrigens glücklicherweise nicht auf die alte zeit beschränkt blieben : 'zweck des krieges ist die erkämpfung des friedens' Bismarck Gedanken und erinnerungen II s. 96); die construction ist bedenklich. instrumentale tatpurusha führt Weinhold (aao. I s. 14) freilich an; aber immer steht dann der in dem zweiten teil enthaltene verbalbegriff zu dem ersten substantiv in enger verbindung. darf man den nach Schröder unter roman. einfluss stehnden namen *Madalberta* überhaupt so deuten, so erläutert ein adj. wie mhd. *redespæhe* die semasiologische zusammengehörigkeit beider teile. der name *Gêrdrûd* erhält seine berechtigung, wenn wir im Nibelungenlied die leibhaftige starke speerwerferin Brünhilt erblicken (und ich erinnere auch an den namen *Shakespeare*). schwerlich ist aber zwischen 'sieg' und 'frieden, vertrag, schutz' — den bestandteilen der namensgruppe *Sigemunt, Sigewart, Sigefrid, Sigelind* — eine solche instrumentale, causale verbindung wie in *Gêrdrûd* und vielleicht in *Madalberta* traditionell. nehmen wir dagegen die analogie des Weingartner segens an : 'der sieg und gefestigten frieden besitzt' (oder 'besitzen soll'; auch in eigentlichem wunsch braucht der Deutsche gern aussage für segen und fluch Gramm. IV 176) — dann stimmt alles vortrefflich.

Nun bieten aber die altgerm. zwillingsformeln (meine Altgerm. poesie s. 240 ff) überhaupt eine starke analogie für copulative composition. beziehungen zwischen eigennamen und formelhaften verbindungen existieren auch sonst : *Solberta* — freilich wider ein roman. name nach Schröder — wie Jul. 166. 459; namen und vergleiche mit wolf und adler (Deutsche frauen s. 13; Altgerm. poesie s. 111; Hav. 58, 9; Hamd. 29, 9) usw. wir haben unter den runennamen jenes paar *hagl* und *nauð*, das wir mit namen

[1] [zur stütze der Meyerschen auffassung und um Müllenhoffs bedenken *sælde(dor)* sei 'zu abstract und allgemein', zu entkräften, verweis ich an die formel *sige unt sælde* Neidh. 50, 12. jTit. 4449. R.]

wie *Hildegund* bereits verglichen. die zwillingsformeln sind die germ. ablösung der alten dvandva, die ja in allen sprachen aufser indisch selten sind (Brugmann aao. s. 85) und germ. besonders spärlich (Tobler s. 82); obwol wir spuren von ihnen noch nachweisen können. aber die spuren, die wir haben, stehn fast alle ursprünglichen wortpaaren mit copula noch merkwürdig nahe.

Als dvandva pflegt man die verstärkenden teile volkstümlicher elative aufzufassen: *kohlrabenschwarz* — schwarz wie kohle und rabe. da ist also unter dem hochdruck des accents die copula erstickt. ebenso wäre sie in namen wie *Sigefrid* durch die notwendigkeit der anpassung an andre namen unterdrückt. — als eine andre spur germanischer dvandva fass ich schimpfworte wie *schweinehund* auf. 'hund von einem schwein'? Kleist sagt freilich im Zerbrochenen krug: 'steht nicht der esel wie ein ochse da', aber das ist eben ein scherz. 'schwein und hund zugleich', das passt und hat analogien wie *camelopardalus* und das bei Goethe (an Schiller 10 juni 1795 und sonst) beliebte *tragelaphus* zur seite. Schröder verweist mich noch auf *Hiruzpero* Förstemann I 688, daneben *Hiruzpirin* 'hirschbär und hirschbärin'. wie nah aber scheltworte und eigennamen sich stehn, weifs jeder; in spitznamen gehn sie ja geradezu ineinander über. — auch die unschöne neubildung 'hemdhose' fasst (wie 'butterbrod' gegenüber engl. 'bread and butter') ein traditionelles, obendrein allitterierendes wortpaar in eine einheit zusammen. — also überall hier wären formelhafte wortpaare in dvandva-composita gewandelt. das spricht wol für unsre erklärung von 'Siegfried'.

Man begreift aber auch leicht, wie gerade bei personennamen die beiordnende zusammensetzung aufkommen konnte. bei den Germanen wie bei den Griechen liebt man es, innerhalb einer familie ein namenschema durchzuführen (Weinhold Altnord. leben s. 267 f, Deutsche frauen s. 97 f; Curtius Gesammelte abhandlungen I 520). wie nahe lag es, namensteile zweier 'paten' (Altnord. leben s. 262) zu combinieren, etwa wie in der Schweiz noch heute die Burckhardt-Merian und Imhof-Blumer dvandva-namen bilden. (es können auch tatpurusha daraus werden, wie in GKellers köstlichem 'Schmied seines glückes' aus 'John Kabys-Häuptle' 'Hans Kohlköpfle' wird!) nach Noreen (vgl. KMaurer Zs. d. ver. f. volksk. 7, 318) hat die combination der familiennamen sogar in der urzeit unbedingt geherscht, was doch un-

beweisbar ist. der durchgeführte namensteil bildet gleichsam das wappen der familie, und es entstehn so 'alliance-wappen' : ein teil steuert den 'sieg' bei, einer den 'frieden' (über den einfluss der würklichen wappen auf die eigennamen vgl. Mommsen aao. s. 12; man denke an schwedische namen wie Sparre, dänische wie Rosencrantz, jüdische wie Rothschild). der name ist ja selbst ein wappen; seine schilder bilden die namensteile. sie sind nicht eigentlich 'worte', sondern die ganze volle bedeutung des stammes, die ungeteilte kraft der wurzel ligt in dem namenswort. *sigi* im namen heifst nicht blofs 'sieg', wie das appellativum, sondern es schimmert in allen bedeutungen, die die wurzel in compositionen und ableitungen annehmen konnte. wie ein talisman ward solcher namenssegen gehütet, als mahnung empfunden (Curtius aao. s. 520) und gewis auch (man denke wider an Helge!) wie ein geschenk verliehen : da mochten sich denn leicht zwei abstracta zusammenfinden, nicht eins dem andern untergeordnet, sondern einander beigeordnet, wie wir etwa noch heut grafen von Inn- und Knyphausen, herren von Prittwitz und Gaffron oder von Canitz und Dallwitz haben.

Besonders lehrreich scheint mir noch die analogie des völkernamens 'Angli-Saxones' : 'der composition war die einfache addition vorausgegangen, *in gente Anglorum et Saxonum* schreibt papst Zacharias 748 an Bonifaz' (Dove Vermischte schriftchen s. 304 anm.).

Ich habe eine reihe von gründen für meine auffassung vorgebracht, die aus der art der namengebung, aus sprachlichen und poetischen analogien, aus einzelnen schwierigen fällen entnommen sind. ich möchte zum schluss vermutungsweise noch ein specifisch onomatologisches argument vorbringen. ich glaube, dass diejenigen eigennamen, die copulative compositionen darstellen, sich von andern durch die art der verkürzung wenigstens ursprünglich unterschieden haben.

Wir sind ja hierin die reinen barbaren. uns kostet es nichts, aus Henriette Jette, aus Auguste Guste zu machen. aber die alten respectierten auch hier die rechte des namens. es gibt zweierlei formen der verkürzung bei ihnen : entweder es tritt ein teil allein für die composition ein, *Wulf* für *Hunulfus* (vgl. Stark Kosenamen s. 12 f) mit verflüchtigung des ersten teils, *Bruna* für *Brunichildis* (vgl. ebda s. 15 f) mit unterdrückung der zweiten hälfte. oder, was wenigstens auf deutschem gebiet die herschende regel ist : es wird eine form gebildet, in der zwar nur der eine

namensteil kenntlich bleibt, der andre aber immer doch mit vertreten ist. in der regel lässt er sich zwar nur durch einen typischen laut symbolisch vertreten — genau wie in der flexion eine typische reduplicationssilbe für die ursprüngliche verdoppelung des stammes eintritt. fast immer herscht dann der erste teil (DGr. n. abdr. III 663; Stark aao. s. 98f) und der zweite wird am schluss durch ein hypokoristisches zeichen angedeutet.

Sollten beide methoden ursprünglich nebeneinander bestanden haben? dagegen spricht schon der umstand, dass die ersetzung des componierten namens durch einen namensteil allein zu verwechslungen mit den wahrscheinlich doch uralten uncomponierten namen führen konnte. *Wulf* kann einstämmiger eigenname sein, oder ersatz für *Hunulfus*, oder auch für *Wulfric*. ich denke mir also: am liebsten wurden solche namen halbiert, die noch als copulative bildungen empfunden wurden. hier konnte ungezwungen ein vertreter der firma für beide eintreten, und von hier kann dann der anstofs ausgegangen sein, dass man im norden gern die alte, für tatpurusha im grunde allein zulässige regel aufgab, dass der unselbständigere component nur einen symbolischen pfennig in die masse einwarf.

Hierfür spricht auch die analogie des griechischen. wenn dort der eine teil des componierten vollnamens unverändert bleibt, so wird mindestens beim oxytonierten stammwort der accent zurückgezogen (Fick Griechische personennamen s. 22) und dadurch an die ursprüngliche zusammensetzung erinnert: *Εὖθυς* zu *Εὐθυκλῆς* gegenüber *εὐθύς* — und gerade die dvandva lieben es, den accent zurückzuziehen (Justi s. 73). so verraten sie ihre eigenart noch in der verstümmelung. —

Dürfen wir so die kategorie der copulativen eigennamen als gesichert ansehen, so versuchen wir zum schluss eine übersicht ihrer beliebtesten gruppen, ohne deshalb für jeden vermutungsweise hierher gezogenen namen die dvandva-eigenschaft mit bestimmtheit zu behaupten. ob mit den gleichen namenwörtern copulative und andre compositionen sich bilden liefsen — wie wir es voraussetzen —, oder ob gewisse stämme für die beiordnenden vollnamen reserviert blieben, lässt sich jetzt wol noch nicht entscheiden.

Nach ihrer bedeutung und unter benutzung der übrigen kriterien stellen wir folgende hauptclassen der dvandva-namen auf:

A) rechte wappennamen wie *Þorstein*, *Ulfketil*, *Þrym-*

ketil. kommt ja doch das thorszeichen und der kesselhaken würklich als typischer teil an hausmarken vor (Homeyer Haus- und hofmarken s. 146. 152), und auf der von Grofse und vdSteinen beschrittenen bahn wird (trotz Homeyers widerspruch aao. s. 139. 149 f) vielleicht auch hier noch manches tierbild als grundform der 'geometrischen figur' aufgedeckt werden: da lägen dann wolf, bär, adler am nächsten. haben wir doch wappentiere schon in altgerm. zeit, wie es ja auch bei dem ursprünglich wol überall herschenden totemismus fast selbstverständlich ist; auch sonst kommen häufige namensteile als typische hauszeichen vor: das pferd, der hahn (statt des raben), die sonne (EHMeyer Deutsche volkskunde s. 69. 71). die verwendung des wappenzeichens im namen hat ja auch praktische bedeutung. die älteste verwendung der schrift dient wol überall der eigentumsbezeichnung; wie bequem konnte ein *Ulfketel* sein vieh mit einer besitzmarke stempeln! ist doch so vielleicht alle schrift aus totemistischen zeichen entstanden: Brugsch (Bildung und entwicklung der schrift s. 19 f) führt die urzeichen auch wider auf dieselben charaktere zurück, die in unsern alten namen herschen: adler, gefäfs (kessel), löwe (das orientalische gegenstück des nordischen wolfs usw.) noch das kreuz der analphabeten mag eine christlich umgedeutete bewahrung alter hausmarken sein. — so also erklären sich diese seltsamen namen vortrefflich. was aber sollte sonst 'wolfkessel', 'Thorstein' bedeuten? nur als dvandva-bahuvrihi von der art der addierenden zahlworte haben sie guten sinn: 'der, der den wolf und den kessel im wappen führt', 'der, dem thor und der opferstein heilig sind' — wie etwa eine linie der westfälischen Rechberg 'Rothenlöwen' genannt wird oder eine nonne 'Magdalena a Sancta Agatha' heifst.

Eine zweite hauptclasse sind B) die segensnamen: *Gundfrid, Hruadlaug, Theodrad(a)* udgl.: namen, bei denen dem neugeborenen zwei allgemeine begriffe als segensspruch beigelegt werden, von denen in der regel einer in der familie hergebracht war. man denke an eine moderne strophe wie die bekannte von Rittershaus:

Der fahne treu, die im gefechte
in not und kampf uns weht voran —
dem volk, der freiheit und dem rechte
getreu bis auf den letzten mann —

und man wird einen namen wie *Theodrada* besser verstehn, als wenn man seine beiden teile in ein mühsames abhängigkeitsverhältnis zwingt.

Diese beiden hauptclassen der dvandva-namen konnten immerhin genügende kosenamen mit selbständiger hälfte liefern, um das princip allmählich auch auf tatpurusha-namen zu übertragen. unwahrscheinlich wäre es dagegen, dass von diesen aus gerade namenworte von so 'herabgesunkener bedeutung' wie *-brand, -hild, -frid, -gund* zu selbständiger namensfunction gelangt wären. und doch hat man gerade zb. die beiden teile des namens *Hildegund*, die jeder für sich zur benennung genügen, unter die 'suffixartig gebrauchten' namenwörter eingereiht! wie viel besser konnte aus den wappennamen heraus die beliebtheit des 'Wulf' nachfolge für einstämmige kosenamen erwecken! —

Ich möchte zum schluss noch bemerken, dass ich die auffassung von eigennamen als dvandva für andre sprachen noch nicht gefunden habe. Pott betont zwar (Personennamen s. 82) das alter der reduplicierten namen, bringt auch (s. 683) einen merkwürdigen eigennamen 'die vier männer', di. wahrscheinlich so viel wert als vier ('qui a de l'esprit comme quatre', sagen die Franzosen), aber eigentlich copulative namen gibt er nicht. doch das ligt wol mit an der vorgefassten meinung, ein name müsse 'einfach' sein. sucht man unter den hier entwickelten gesichtspuncten weiter, so wird man vielleicht auch anderswo bisher schwierige namen einfach und mit culturhistorischer wahrscheinlichkeit als dvandva-composita deuten können.

Berlin, 15 januar 1898. RICHARD M. MEYER.

ZUM RHYTHMUS GANYMED UND HELENA.

Mit der untersuchung antiker, frauen- und knabenliebe vergleichender schriften beschäftigt, werde ich von meinem freunde Singer auf ein mittelalterliches analogon, den in dieser Zeitschrift 18 (1875), 124ff publicierten rhythmus Ganymed und Helena sowie auf die bemerkungen ebenda 22 (1878), 256ff aufmerksam gemacht. dass der rhythmus in seinem colorit und insbesondere in seinen mythologischen fictionen vertrautheit mit der antike verrät, ligt auf der hand und ist auch bereits bemerkt worden (Zs. 18, 125). das processverfahren als form für die behandlung von problemen ist bei der griechischen sophistik beliebt, aus der

es die Römer übernommen haben (vgl. Hirzel Der dialog II 178 anm. 1). doch wird sich daraus angesichts der mittelalterlichen streitgedichte für die quellenfrage kaum etwas gewinnen lassen. weiter führt die tatsache, dass auch das behandelte problem selbst, die streitfrage, ob frauen- oder knabenliebe den vorzug verdiene, ins altertum verweist. schon an und für sich wird man geneigt sein, die vorstellung, dass päderastie und frauenliebe concurrierend mit einander in die schranken treten, nicht für eine geburt des christlichen mittelalters zu halten, auch wenn man einerseits den der moral günstigen ausgang des processes und anderseits die Zs. 22, 256 ff mitgeteilten sittengeschichtlichen tatsachen in rechnung zieht. in der tat ist der gegenstand im altertum mehrfach behandelt, in eingehenderer weise von Plutarch im Ἐρωτικός, von Ps.-Lukian in den Ἔρωτες c. 17 ff und von Achilleus Tatios II c. 35 ff. speciell mit Ps.-Lukian weist unser rhythmus eine anzahl von berührungen auf, die auf einen, wenn auch entfernten und vermittelten, verwantschaftlichen zusammenhang deuten. schon die schilderung der scenerie zeigt ähnlichkeit. bei Ps.-Lukian c. 18 spielt der streit zur sommerszeit auf einem schattigen ruheplatze unter den lauten der cicaden. im rhythmus fingiert der verfasser, im frühling im schatten eines ölbaums beim gesange der vögel im traume dem streite beigewohnt zu haben. gewis kann hier zufall obwalten. wichtiger ist die übereinstimmung in der vorführung eines streitverfahrens, bei welchem jede der beiden einander entgegenstehenden anschauungen durch einen anhänger verfochten wird und schliefslich aus richtermunde die entscheidung erfolgt. das richteramt übt bei Ps.-Lukian ein freund der streitenden, im rhythmus Natura und Ratio, denen die Providencia zugesellt wird. aber auch bei jenem begegnen uns die erste und die dritte dieser wesenheiten. die natur wird c. 1[illegible] unter starkem hervortreten ihrer persönlichkeit von dem vertreter der frauenliebe als zeugin angerufen, und die vorsehung hat nach c. 22 ihre satzungen zu gunsten der frauenliebe getroffen — die persönlichkeit ist allerdings hier sehr verflüchtigt. aus der argumentation dieser partei kehren zunächst drei puncte, die sich bei Ps.-Lukian finden, in dem rhythmus wider: 1) der verkehr zwischen den beiden geschlechtern ist für die forterhaltung der gattung notwendig (Ps.-Luk. 19; Gan. u. Hel. str. 31; vgl. auch str. 29, 4). 2) mann und weib ist (deshalb) ein verlangen nach einander

von der natur eingepflanzt (Ps.-Luk. 19 *κοινὸν ἀμφοτέρῳ γένει πόθον ἐγκερασαμένη* [sc. ἡ *φύσις*]; Gan. u. Hel. str. 33, 3 *contrahuntur hic et hec naturali flexu*). 3) die tiere kennen nur den geschlechtsverkehr zwischen männchen und weibchen, nicht den päderastischen (Ps.-Luk. 22, Gan. u. Hel. str. 33, 4). auch in dem gegenargumente gegen letzteren beweisgrund treffen die antike und die mittelalterliche darstellung zusammen: der mensch als vernunftbegabtes wesen darf sich die vernunftlosen tiere nicht zum muster nehmen (Ps.-Luk. 36, Gan. u. Hel. str. 34), und auch sonst finden sich noch mehrfache berührungen, so in der bemerkung, dass der knabe beim päderastischen verkehr keinerlei lustempfindung habe (Ps.-Luk. 27, Gan. u. Hel. str. 41), und in dem hinweise auf die kürze der zeit, während welcher der knabe für einen solchen verkehr brauchbar ist (Ps.-Luk. 26, Gan. u. Hel. str. 45).

Am meisten beweiskraft für einen zusammenhang zwischen Ps.-Lukian und dem rhythmus hat die übereinstimmung in dem der tierwelt entnommenen argument. die demselben zu grunde liegende behauptung über das geschlechtliche verhalten der tiere ist, wie die beobachtung zeigt, falsch. sie erklärt sich aber bei Ps.-Lukian sehr einfach daraus, dass dieser, wie ich Berl. philol. wochschr. 16 (1896) sp. 870 f dargetan habe, einen teil seiner beweisgründe der kynisch-stoischen diatribe entnommen hat, in dieser aber der hinweis auf die tiere als naturgemäſs lebende wesen ein stehndes capitel bildet (vgl. Ernst Weber Leipz. stud. 10, 108 ff).

Die frage, welcher art die verwantschaft zwischen Ps.-Lukian und dem rhythmus ist und durch welche canäle dem verfasser des letzteren das antike zugeflossen sein kann, mögen kundigere beantworten. heranzuziehen wären dabei auch die Zs. 22, 256 f abgedruckten stücke, von welchen das erste wider den hinweis auf die tiere mit der betonung der notwendigkeit der frauenliebe für die erhaltung der gattung verbindet (zu den worten *in sterili terra semen radice careret* vgl. Ps.-Luk. 20 a. e. *κατὰ πετρῶν δέ, φασίν, ἀγόνων σπείραντες* und Phil. d. vit. cont. 7 p. 481 de Abr. 26 p. 20, de leg. spec. 7 p. 306; vgl. Wendland Philo u. d. kyn.-stoische diatr. [Wendland u. Kern Beitr. zur gesch. d. griech. philos. u. relig. Berlin 1895] s. 34), ferner Ulrich vLichtenstein Frauenbuch s. 614, 20 ff Lachm. (die tiere z. 20 ff), Kl. ged. v. d. Stricker her. v. Hahn 12, 417 ff (422 f fast wörtlich gleich Ulr. vLicht. aao. 30 f; 427 versäumnis der kinder gleich Gan. u. Hel. str. 61, 5; 459 Sodom u. Gomorra, vgl. Gan. u. Hel. str. 67, 2, Zs. 22, 257 z. 14 des excerpts; 476 die natur personificiert, vgl. Gan. u. Hel. str. 10 ff). die Notices et extraits XXIX 2e part. s. 275 f mitgeteilten stücke bieten gegenüber Gan. u. Hel. nichts neues. den nachweis aller dieser stellen verdanke ich der freundlichkeit Singers.

Bern. KARL PRAECHTER.

CHATTI UND HESSEN[1].

Dass die namen *Chatti* und *Hessen* (bis auf den stammesausgang *-o-* dort, *-i-*, jünger *-jen-* hier[2]) nicht identisch seien, davon hat Braune IF. 4, 341 ff mich und in gleicher weise viele andre nicht zu überzeugen vermocht. ich glaubte nach lesung seines aufsatzes zunächst, dass derselbe bei seinem völligen mangel an stichhaltigen gründen sich in den augen jedes lesers sofort von selbst widerlegen müsse; da ich aber sehe, dass verschiedene gelehrte, wie zb. Kossinna (vgl. IF. 7, 284), der jedesfalls nicht aus ethnographischen, sondern aus sprachgeschichtlichen gründen dies glaubt tun zu müssen, Braune folgen, seh ich mich genötigt darzulegen, weshalb Braunes gründe auf mich ihres eindrucks von vorne herein völlig verfehlen musten.

Die *Chatti*, sagt Braune s. 345, waren 'nach den antiken berichten ein sehr grofses volk', die mittelalterlichen *Hessen* dagegen, die bewohner des *Hessi-gowe*, nur ein gauvolk. freilich: von den *Chatti* der Römer (mit einschluss der *Mattiāci*) sind, wenn wir von der ohne zweifel eingetretenen mischung mit resten der Burgunden und andrer stämme absehen, die gesamten Oberfranken ausgegangen; ebenso aber werden ihrerseits die *Chatti* der Römer von dem *Hessen*-gau als ihrem ursitze ausgegangen sein. in gleicher weise hatten die *Batavi* und haben deren nachkommen ein gröfseres gebiet inne als dasjenige, das noch heute die *Betuwe* heifst; die *Bructeri* der Römer und trotz ihrer niederlage vermutlich auch ihre nachkommen ein gröfseres als den *Borahtra*-gau, und entsprechend müste es unter normalen verhältnissen überall gewesen sein. 'die betrachtung der ethnographischen verhältnisse führt uns', erklärt Braune, 'nicht weiter, als dass die *Hessen* ein kleiner teil der früheren *Chatten* gewesen sein müssen'. nun, ganz ebenso sind auch die spätern und die heutigen *Schwaben* nur ein kleiner teil der alten *Suēbi*, ohne dass doch jemand die identität der namen *Suēbi* und *Schwabe* bestreiten wird. Braune erkennt denn auch an, dass, da di

[1] ursprünglich als excurs innerhalb der besprechung von Noreens U germ. lautlehre (Anz. xxv 113 ff) geschrieben. die *Chatti* waren nach mein ansicht germ. *Xaþþōz* mit urgerm. *þþ* (> später germ. *ss*) aus vorgerm. t s. die anzeige von Noreens buch s. 117 ff.

[2] vgl. für dieses *Frisii*, jünger *Frisiones*, für jenes ae. *Swǽfe* neb ahd. *Swâbâ* — *Suēbi*.

Hessen 'in dem centrum' des gebietes der *Chatti* sitzen, vom ethnographischen gesichtspuncte aus nichts dagegen einzuwenden wäre, die namen *Chatti* und *Hessen* für identisch zu erklären, 'wenn dies die sprachwissenschaft erlaubt'.

Was das sprachliche betrifft, so erklärt Braune s. 348 es für 'unzulässig', das *tt* in *Chatti* als etwas anderes aufzufassen als 'die geminierte dentale verschlussfortis' wegen der 'beiden andern chattischen fälle des *tt*', *Mattium* und *Chattuarii*. von diesen 'beiden andern chattischen fällen' ist nun freilich *Mattium*, *Mattiăci* gar nicht germanisch, sondern keltisch, s. Streitberg IF. 5, 88, und *Chattuarii* gar nicht speciell chattisch, sondern, wenn chattisch, dann allgemein fränkisch. diese beiden namen hatten indessen würklich *tt*, und es hat auch noch niemand bezweifelt, dass zur zeit der germanischen Chatten und Chattuarier ein germ. *tt* existiert hat (vgl. Beitr. 7, 460) : konnte aber darum neben diesem chattischen *tt* nicht auch ein chattisches *þþ* bestehn? Braune nimmt ja selbst (aber irrig, s. u.) s. 343 oben an, dass neben germ. *tt* zur zeit der *Chatti* ein germ. *þþ* bestanden habe, nämlich dasjenige, das später 'zu *dd-tt* geworden ist'.

Die *Chattuarii*, in deren namen wir 'das dritte chattische *tt*' haben, waren 'ein aus den Chatten losgelöster stamm' : 'hiernach werden wir', sagt Braune s. 350, 'auch in dem namen *Chatti* selbst nichts anderes als *tt* sehen dürfen'. richtig ist, dass die Chattuarier ebenso wie die Bataver den Chatten verwant waren, weil alle Franken einmal von den Chatti, als diese noch auf den umfang der spätern Hessen beschränkt waren, ausgegangen sein werden (in gleicher weise wie alle Sueben von den Semnonen, die ursprünglich auch nur ein gauvolk innerhalb der Centralsueben, der 'Semnones' des Tacitus gewesen sind, vgl. Anz. XIII 140 ff), die spätern Mittelfranken (die *Ubii*, *Usipi*, *Tencteri*) nach südwesten hin ins Lahngebiet und darauf rheinabwärts, die Niederfranken der linie der Ruhr und Lippe folgend direct nach westen hin an den Unterrhein; und zwar wird von den Niederfranken, da sie wichtige dinge wie namentlich das gleiche salische recht mit den Chatten gemein haben (s. RSchröder Forsch. z. deutsch. gesch. 19, 143) gegenüber der lex Ripuaria der Mittelfranken, anzunehmen sein, dass sie später als diese vom chattischen hauptstamm sich abgezweigt haben. aber, wenn demnach auch Chattuarier und Chatten einander verwant waren ebenso wie

zb. Markomannen (= Baiern) und Semnonen (= Schwaben), so standen doch immer die *Hessen*, die nach Braune selbst ein teil der Chatten waren, diesen weit näher, als die bereits vor Caesar vom stamme abgetrennten Chattuarier, und wenn nach Braune die namen der Chatten und Hessen nicht identisch gewesen zu sein brauchen, so brauchen die stammsilben des namens der Chatten und des ersten bestandteils des namens der *Chattuarii* noch weit weniger identisch gewesen zu sein, wenn auch die Römer, wie höchst natürlich, da sie beide *tt*, für germ. *þþ* und *tt*, gleich sprachen, die namen mit einander verbanden. so wenig es um der *Hessen* willen notwendig ist, dass die *Chattuarii* in ihrem namen ein germ. *ss* aus urspr. *tt* gehabt haben, ebensowenig ist es um des *tt* im namen der *Chattuarii* willen notwendig, dass die *Chatti*, abweichend von den *Hessen*, ein germ. *tt* gehabt haben. geschieht nach Braune s. 345 unten 'den ethnographischen gründen', die für die zusammengehörigkeit der *Chatti* und *Hessen* sprechen, völlig genüge, wenn man erklärt, dass die beiden namen von derselben wurzel, aber mit verschiedenen suffixen gebildet seien, so noch weit mehr den ethnographischen gründen für die verwantschaft der Chatten und Chattuarier, wenn man für jenen namen und den ersten bestandteil dieses namens das gleiche erklärt. was der name der Chattuarier bedeuten mag, ist dabei eine frage für sich, die derjenige, für den es feststeht, dass die beiden namen, da wir dort ein vorgerm. *tt*, urgerm. *þþ*, woraus germ. *ss*, hier ein germ. *tt* haben, nicht unmittelbar zusammengehören können, darum noch nicht mit völliger sicherheit beantworten zu können die pflicht hat[1].

[1] der name *Chattuarii* ist der plur. des *i*-stammes germ. *Xattu-vari*-. germ. *χattu*- ist 'hut' : Kluge s. v. 'hut' deutet den namen 'eigtl. 'hutleute' ('helmleute'?). der name könnte möglicherweise ein hieratischer sein von derselben art wie *Cyuuari* 'Zioverehrer' = Schwaben (über welchen zuletzt Much Der germ. himmelsgott 4, früher Beitr. 17, 84f) : der erste bestandteil wäre *Xattu-z* (an. *Hǫttr*) = Wodan. der *i*-stamm würde (wie *Hassi*- von *Hassa*-, *Angli*- von *Angla*- ua.) eine *i*-ableitung von älterem *a*-stamme sein, wenn *-vara*- in *Cyuuari* und im fem. *Fréa-waru* aus vorgerm. *-voro*- (nach Much aao.). die **Xattu-varōz* 'Wodanverehrer' wären das muttervolk der Chatten, oder auch Chatten + Niederfranken gewesen. die Niederfranken werden den besondern cult des Wodan bereits aus ihrer hessischen urheimat mitgebracht haben. dass Wodan, der weise lenker der schlacht, und nicht der wilde schlachtengott Zio der kriegsgott der Chatten war, kann dem leser von Germ. 30. 31 nicht zweifelhaft sein, und wird außerdem, wie bekannt,

Nach Braune ist es 'unzulässig', das *tt* in *Chatti* als *þþ* (oder mit Müllenhoff als *tþ*, mit Kluge als *þt*) aufzufassen. 'wenn schon', erklärt er s. 350, 'für diese auffassung darauf hingewiesen werden könnte, dass die Römer kein zeichen für den *þ*-laut hatten und dass bekanntlich oft, besonders später [1], lateinisch-romanisches *t* zur bezeichnung des germ. *þ* gebraucht wird, so fällt doch für die Griechen dieses auskunftsmittel weg. und der Chattenname ist uns am frühesten in griechischer form bei Strabo als *Χάττοι* überliefert. die Griechen hätten ihn doch gewis *Χάτϑοι* geschrieben, da sie in ihrem *ϑ* ein zeichen für den *þ*-laut besafsen. es darf also nicht mehr zweifelhaft sein, dass der name der Chatten . . . ahd. *Hazzū* gelautet haben würde'. dies argument könnte richtig sein, wenn Strabo selbst oder eine von ihm für die stellen, wo er die Chatten nennt, benutzte griechische quelle den namen unmittelbar aus germanischem munde erkundet hätte. aber da Strabos *Χάττοι* nichts ist als die widergebung der namensform *Chatti* der für diese stellen zu grunde liegenden lateinischen quelle, so beweist das argument nicht das geringste.

Braune sagt — dies in erster linie gegen Kögels frühere auffassung, Beitr. 7, 197 f —, der name der *Chatti* erscheine von Strabo an bis gegen 400 n. Chr.; etwa von 720 an erscheine der name der *Hassi*, *Hessii*, *Hessiones*; der ganze process der entwicklung zu *ss* werde also 'in die zeit von etwa 400—700 n. Chr. zusammengedrängt' (s. 346), bei den Goten aber seien 'ums jahr 400, also zu der zeit, wo in *Chatti* (dies gegen Kögel) noch *tt* dagewesen wäre, schon die typen *wīs-* und *wiss-* . . . fest ausgeprägt'. er übersieht völlig, dass ein lat. *Chatti* um 400 und übrigens auch schon im 1 jh. n. Chr. für den gleichzeitig im

für die mitte des 1 jhs. sicher gestellt durch Annal. 13, 57, wo Ermunduren und Chatten *diversam aciem Marti ac Mercurio sacravere* (die Ermunduren dem Irmin = Zio, die Chatten dem Wodan).

Was aber das *χattu-* im ersten bestandteile des namens auch bedeutet haben mag, so ist es ohne zweifel (wie Braune s. 345 vom namen der Hessen gegenüber dem der Chatten sagt) 'eine nur durch das suffix [-*nú-* gegenüber -*tó-*] verschiedene ableitung aus der gleichen wurzel' (wie der name der Chatten, die wol die 'behelmten', 'helmbeschützten' waren) 'und muss auch schon zur Römerzeit in der form' *χattu-* 'neben' *χaþþa-* 'bestanden haben'.

[1] [aber doch auch schon in alter zeit häufig. *thth* konnten die Römer doch nicht gut schreiben, vgl. Beitr. 7, 460.]

germanischen gesprochenen laut durchaus nichts mehr beweist: einmal im letzten dritteil des 1 jhs. v. Chr., spätestens unter Drusus, von den Römern und nach ihnen von den Griechen als *Chatti*, *Χάττοι* erfasst, ward der name in dieser form von ihnen fortgeführt, auch wenn in germanischem munde inzwischen längst das *ss* sich eingestellt hatte. und das römische *tt* beweist fürs 1 jh. v. Chr. ein *þþ* an stelle des spätern germ. *ss* natürlich zunächst nur für den dialekt oder die dialekte derjenigen stämme, aus deren munde der name in der form *Xaþþōs* gehört worden ist, nicht für die dialekte der nördlicheren und östlicheren stämme wie der Goten[1].

Gegen mich bemerkt Braune s. 342 f noch, 'die frühere meinung Brugmanns [MU. III 133 anm.] und Möllers (Beitr. 7, 460), germ. *ss* sei aus germ. *þþ* hervorgegangen', sei 'schon aus allgemeinen erwägungen (über diese s. u.) zu verwerfen, selbst wenn nicht Kluge gezeigt hätte, dass germ. *þþ* in wahrheit zu *dd-tt* geworden ist'. er geht also von der, von seinem standpuncte aus zu der zeit, wo er dies niederschrieb (1893), mindestens unbeweisbaren, für mich durch Kauffmann Beitr. 12, 530 ff (1887) zwingend widerlegten annahme aus, dass im 1 jh. v. Chr. dasjenige *þþ* bereits bestanden habe, welches Kluge Beitr. 9, 159 ff behandelt hat. Kluge selbst wagt aao. s. 177 die von ihm behandelten tonlosen

[1] Braune bemerkt noch s. 347 in einer note, niemand habe sich 'darüber ausgesprochen, welcher laut denn in der Chattenzeit dem germ. *s* nach langem vocal (got. *weis* 'weise' usw.) eigen gewesen sein soll'. denn diese vereinfachung müsse doch 'nach übereinstimmung des got. mit allen andern germ. sprachen auch uralt sein'. neben urgerm. *χaþþ-* muss natürlich (in den dialekten, die diese form hatten) noch urgerm. *vīþþ-* gegolte[illegible] haben, woraus germ. *vīss-* > *vīs-*. wenn die germ. verschiebung der tenue[illegible] im 4 jh. v. Chr. eingetreten ist (Kossinna Zs. d. ver. f. volksk. 1896, 6[illegible] Beitr. 20, 297. IF. 7, 295) und Verners gesetz, die Klugeschen assimilatione[illegible] und die germ. accentverschiebung noch später, aber vor dem anfang unsre[illegible] überlieferung, dann wird es nicht wunderbar erscheinen können, wenn d[illegible] gemeingerm. verkürzung consonantischer länge nach vocalischer länge od[illegible] cons., die alle jene vorgänge voraussetzt, um den anfang unsrer zeitrechnu[illegible] noch nicht eingetreten war. was gemeingermanisch der ausdehnung na[illegible] ist, ist darum durchaus noch nicht notwendig 'uralt' oder gemeinge[illegible] (urgerm.) der zeit nach.

(Damit mir nicht, was die von Braune geforderte verkürzung des [illegible] nach langer silbe betrifft, meine eigne früher gegebene erklärung von [illegible] Beitr. 7, 463 vorgehalten werde, will ich ausdrücklich bemerken, dass [illegible] diese nicht mehr für richtig halte.)

spiranten *ff*, *þþ*, *hh* nicht als urgermanisch anzusetzen, wie sie denn auch als urgermanisch gar nicht in sein system s. 173 ff hineinpassen: er meint selbst, 'da die beispiele fast nur dem westgerm. entnommen sind', so wären zu ihrer erklärung 'noch allerlei andre möglichkeiten [als für die germ. *pp, tt, kk*] in betracht zu ziehen, wie zb. die westgermanische consonantendehnung'. und in seiner Vorgesch., Pauls Grundr.[2] I 382 sagt Kluge: *ss* (beruhend 'auf idg. *ts*' oder 'zumeist auf idg. *t* (*d*) + *t*') 'ist die einzige urgerm. geminierte spirans'. nach Kauffmanns ausführungen hat auch Noreen die gedehnten tonlosen spiranten (aufser germ. *ss*) von seiner Urgerm. lautlehre ausgeschlossen. das von Braune ins feld geführte jüngere *þþ* ist als weiter verbreitetes (aber nicht urgerm.) durch jüngere mechanische zusammenrückung und assimilation (got. *aiþ-þau*), als speciell westgermanisches durch die westgerm. consonantendehnung vor *j, w, r, l, n, m* (s. Kauffmann aao.) entstanden, von welcher im 1 jh. und überhaupt in den ersten jhh. unsrer zeitrechnung noch durchaus kein beispiel begegnet (von der art wie im 6 jh. bei Agathias unter Justinian der name des Warnen *Οὐάκκαρος* = *Wakkar*[1]), und die den verlust des stammesausgangs *-a-* zur voraussetzung hat[2].

Was die gegen mich ins feld geführten 'allgemeinen erwägungen' betrifft, sagt Braune s. 342: 'wo überhaupt in den älteren germ. sprachen die *þ* sich gewandelt haben, sind sie in verschlusslaute übergegangen, und in modern englischen dialekten sehen wir den übergang *th* zu *d* vor unsern augen[3]. dagegen fehlt der übergang des *þ* in *s*: die articulationen beider laute sind zu gegensätzlicher natur[4]. nur in ganz neuer zeit ist im nordfriesischen der insel Amrum — im gegensatz zu den übrigen nordfries. mundarten — ein solcher wandel eingetreten'. dieses letzte ist nur richtig für den anlaut: im in- und auslaut sind, einige besondere fälle abgerechnet, *þ* und ð in allen nordfries. mundarten aufser denen der westlichsten inseln Sylt und Helgo-

[1] (*Οὐάκκαρος ὁ Οὐαρνος τὸ γένος* Agath. 1, 21) aus westgerm. *Wakr̥*, gen. *Wakkras* (und *-es*).

[2] vgl. Streitberg Beitr. 14, 184. 15, 495 ff und (gegen Braune in dem uns beschäftigenden aufsatz) IF. 5, 88.

[3] [gemeint wird hier sein tönendes ð zu *d*, da tonloses *þ* nicht unmittelbar in tönendes *d* übergeht.]

[4] (der folgende satz dazu bei Br. als fufsnote.)

land in *s* und *f* übergegangen. und wenn in älterer zeit des germanischen ein einfaches *þ*, wie ein solches für unsre frage überhaupt gar nicht in betracht kommt[1], nicht in *s* übergeht, so weifs Braune selbst sehr wol, dass einem gedehnten consonanten und vocal manches widerfahren kann, wovon der einfache (kurze) verschont bleibt. Braune erwähnt gar nicht den übergang des jüngern westgerm. *þþ* im mnl. in *ss*, der seinen 'allgemeinen erwägungen' zum trotz eingetreten ist[2]. wie westgerm. *smiþþjā* 'schmiede' im mnl. zu *smisse*, ein westgerm.[3] *āþm*, gen. *āþþmes* 'atem' im mnl. zu *āssem* (*aessem*, *āsem* neben *ādem* aus *ādem*, *āssmes*), das verbum *faþþmjan* von westgerm. *faþm*, *faþþmes* 'faden'[4] zu mnl. *vessemen* (neben *vademen* von *vadem*) geworden ist, genau ebenso ist jhh. früher urgerm. (oder wenigstens urfränk.) *þþ* in *ss* übergegangen[5] und damit *χaþþ-* in *hass-* im namen der *Chatti* = *Hessen*.

[1] von der verbindung *þχ* (aus *tk*) > *sχ*, *sk* abgesehen, s. die anzeige von Noreens buch s. 119f.

[2] *ss* ist als einzige lautgesetzliche vertretung des westgerm. *þþ* im mnl. zu betrachten. wo statt dessen *d* (aus *ð* aus *þ*) erscheint, da ist dies natürlich aus dem daneben stehenden einfachen *þ* verallgemeinert; wo *tt* an stelle eines vorausgesetzten *þþ* steht, da ist jenes das urgerm. *tt* nach Kauffmann s. 531ff.

[3] mit dieser und andern ansetzungen meine ich natürlich nicht, dass die formen, wie angesetzt, auf dem ganzen westgerm. gebiete die einzig geltenden gewesen seien.

[4] wegen des westgerm. *þþm* vgl. zb. ae. *maððum* neben *māðum* aus westgerm. *maiþm*, gen. *maiþþmas*.

[5] damit nicht ein umstand, der möglicherweise für unsre frage in betracht kommen könnte, unerwähnt bleibe, muss an dieser stelle auf das *ĐĐ* hingewiesen werden, das im gallischen für und neben *ss* aus urspr. *tt* erscheint (zahlreiche *Meðð-*, s. Holder Acelt. sprachsch. II 493f, wie **Meððignāto-s* [wovon die ableitung *Meðði-gnatius*], wzl. *med-*; *Coneððus* CIR. 1450, Holder I 1098 von *con-ed-*; *Caraððouna* f. Metz neben *Carassouno-s* m. von *carad-* 'lieben'; andre beispiele s. Gr. celt.[2] 66, JBecker KBeitr. III 208ff, JRhys Lectures on welsh phil.[2] 193ff, der aber s. 423f, gewis unrichtig, das *ðð* neben *ss* aus *nþ* aus *ns* erklären will: alle etymologisch klaren beispiele des *ðð* weisen auf urspr. *tt*). der laut ist ohne allen zweifel *þþ* gewesen: es wird dafür lat. *tth* geschrieben in g. pl. *Cattharensium* oft in CIR., s. Holder I 844 = *Caððarensium* CIR. 1317, und *θ* in *Veliocaθ* münzinschr. der *Velio-cassi* = *Velio-casses* um Rouen, von derselben w Brugmann erklärte in der 1 aufl. seines Grundr. § 516 'wegen der gallischen schreibungen mit *Đ*' es für 'unsicher', ob das *ss* aus urspr. *t-t* urkeltisch war. war das gall. *ðð* älter als das *ss*, so würde auch diesem *ðð*

Ich habe alle gründe Braunes geprüft und keinen einzigen derselben stichhaltig gefunden. ich finde daher für meinen teil

gemeinkelt. *ss* eine warnung vor 'allgemeinen erwägungen' auf lautgeschichtlichem gebiete zu entnehmen sein.

In der 2 aufl. § 775 hat Brugmann indessen die angeführte bemerkung gestrichen. ob wegen der auch zuweilen begegnenden einfachen gallischen ð? ich glaube nicht, dass diese ernstliche bedenken gegen die ansetzung eines urgall. ðð aus *tt* erregen können. denn einfaches ð zwischen vocalen ist blofs einfache schreibung für ðð, wie das *Θ* in *Velio-caϑi*, so in *Caraði-tonu*, dat. von *-tŏno-s* (vgl. oben *caraðð-* 'geliebt'), und in *Epað-aχto-rīx*, *Epað-ateχto-rīx* = 'seigneur protecteur (?) de la cavalerie' (nach d'Arbois de Jubainville) von **epaðð-*, **epass-* 'equitatus' aus *-t-t-*. *Epað* auf münzen der Arverni steht, wie angenommen wird, für *Epað-naχto-s* (= *Epasnactus Arvernus* Hirtius Bell. gall. VIII 44), in welchem ð für ðð vor cons. würklich für einfaches *s* ist ð nur geschrieben im anlaut zweimal in *deae Đironae* (s. Holder I 1286) für häufiges *deae Sirŏnae*, in welchem das ð umgekehrte schreibung sein wird, wie sie leicht sich einstellen konnte, wo, in der schrift zt. fortgeführtes, ðð zu *ss* geworden war, und ebenso erscheint für *Abudos* (Holder I 11, auf münzen der Bituriges) *Abudod* wol nur, wie Holder vermutet, 'aus misbrauch von seiten des schreibers'. der umstand, dass germ. *þ* im *χamiþ ia* n. 'hemd' in gallischem munde durch *s* widergegeben ward, *camisia* (s. Thurneysen Keltorom. 52), woraus lat. *camīsia* Hieronym. und arab. *qamīṣ*, erklärt sich sehr einfach, wenn in Gallien *þþ* vorher in *ss* übergegangen war (oder auch noch gleichzeitig übergieng).

Das altgall. *þþ* kann natürlich nicht aus *t^s t*, sondern nur (wie air. *ss* aus *st*) zunächst aus *þt* hervorgegangen sein, das durch *tht* in der von Kräuter Zur lautverschiebung s. 88 anm. gezeigten weise aus urspr. *t-t* entstanden ist, parallel dem urkeltischen übergang des *kt*, *pt* in *χt*.

Die möglichkeit, dass germ. *χaþþ-* aus keltischem *caþþ-* (in *di Casses*, *Bodio-*, *Tri-*, *Vidu-*, *Velio-casses*, *-caϑi*, *Cassi* in Britannien, *Cassi-vellaunus* ua., s. Holder I 823 ff) entlehnt sei, ist nicht a priori ausgeschlossen. der name keltischer **Caþþi* (**Cassi*) müste dann vor oder gleichzeitig mit der verschiebung des *k* in *χ* im 4 jh. v. Chr. den Germanen bekannt geworden sein, und die germanischen *Chatti* müsten später im 3 jh. mit der landschaft den namen geerbt haben. die setzung Wodans bei den Chatten an die erste stelle nach dem vorbild des gallischen Teutates würde sich bei dieser hypothese leicht erklären. der Chattenname würde, wenn sein *þþ* nicht durch verschiebung entstandenes, sondern herübergenommenes gall. *þþ* wäre, nicht mehr beweisen können, dass das germ. *ss* für urspr. *tt* aus älterm *þþ* hervorgegangen: an der identität der namen *Chatti* und *Hessen* würde aber nichts geändert. das *ss* im namen der *Hessen* könnte auf germ. boden aus dem ältern *þþ* erwachsen, könnte aber auch das jüngere gall. *ss* sein. (auch noch nach der lautverschiebung könnte germanisches *χaþ-þo-*, *χaþ þi-* aus germanischer wurzel keltischem *caþþo-* oder *caþþi-* aus *kat-to-*, *kat-ti-* nachgebildet sein: aber die bedeutung des germ. *hut*, *hüten* und des lat. *cassis* ist für keltische

durchaus keinen anlass, die gleichsetzung der namen der *Chatti* und der *Hessen* aufzugeben.

wörter, die ihrer form nach jenen wurzelverwant sein könnten, nicht nachgewiesen.)

Sollte das gall. *þþ* nicht, wie ich als sicher annehme, älter als das *ss*, dann müste es vielmehr jünger und secundär aus diesem entstanden sein (was aber erst dann als bewiesen gelten könnte, wenn gezeigt wäre, dass auch ein solches kelt. *ss*, das nicht älter ein *þþ* gewesen sein könnte, als gall. ðð erscheint, ohne dass sich dieses als jüngere umgekehrte schreibung erklären liefse). wäre dieses so, dann wäre weiter denkbar, dass der lautübergang *ss* > *þþ* über die westgrenze des gallischen hinaus in den nächsten germ. grenzdialekt hinübergegriffen habe und lat. *Chatti* widergebung eines auf diese weise entstandenen *Xaþþ-* aus *Xassös* wäre. in diesem falle würde germ. *ss* aus *tt*, wie Braune will, älter sein als die Chattenzeit (nämlich vermutlich älter als die lautverschiebung, gemeinwesteuropäisch, di. italisch, keltisch, germanisch) : an der identität der namen *Chatten* und *Hessen* würde aber auch dieses nichts ändern. als sehr wahrscheinlich betrachte ich indessen dieses hier für das urfränkische als denkbar hingestellte keineswegs (schon darum, weil das gall. und das germ. *þþ* wenigstens im 1 jh. v. Chr. eine verschiedene articulationsstelle gehabt haben werden, da die Römer sie verschieden widergeben), vielmehr erscheint die von mir gegebene erklärung, dass *þþ*, woraus germ. *ss*, der urgerm. vertreter von urspr. *tt* war, mir bei weitem als die wahrscheinlichste, mag es nun um das gallische *þþ* stehn, wie es wolle.

HERMANN MÖLLER.

HEINRICH VON HESLER.

In den Beiträgen 24, 85—187 hat KHelm 'Untersuchungen über Heinrich Heslers Evangelium Nicodemi' veröffentlicht, die als gute prolegomena für eine ausgabe erscheinen und hoffentlich als solche betrachtet werden dürfen — am besten wäre freilich gleich eine gesamtausgabe, zu der Helm ja durch diese arbeit gut gerüstet scheint. ich will ihn dafür noch auf ein in der fragmentensammlung der Kasseler landesbibliothek verwahrtes bruchstück des Nicodemusevangeliums in niederdeutscher färbung hinweisen.

In die gewis nicht einfachen historischen und litterargeschichtlichen fragen hat Helm freilich bisher kein rechtes licht gebracht und in einem puncte bedeutet seine arbeit einen entschiedene rückschritt: in der benennung des autors (s. 165 f). warum lie es nur Behaghel, der zu dieser habilitationsschrift pate gestan den hat, geschehen, dass seinem ältern schützling der ehrlic name, den er ihm Zs. 22, 136 energisch vindiciert hatte, wider en rissen wurde? denn Heinrich von Hesler heifst unser poet na

seinem eigenen zeugnis — ob das unbedingt für adliche abkunft spricht, ist erst eine zweite frage. in dem dritten werke des dichters, von dem vHeinemann (Zs. 32, 111ff) und Steinmeyer (ebda 446ff) fragmente aufgefunden haben, nennt er sich v. 60f (aao. s. 112) *Heinrich von Hasiliere*; das *ie* dürfen wir sofort durch *e* ersetzen, denn der schreiber hat auch *liesen* für *lesen*, *lieren* für *lêren*. und was heifst denn Apok. 154f *Heinrich heiz ich mines rehten namen, Hesler ist min hus genant* anders als: 'ich heifse Heinrich von Hesler'? wer so bestimmt wuste, dass er seinen namen von einem orte führte, der nannte sich um 1300 auch noch 'von Hesler'! ich gesteh, dass mir die ausführungen Helms s. 166ff ein rätsel bleiben, das ich mir nur aus dem streben heraus zu erklären vermag, für gewisse demokratisch klingende ausführungen des Ev. Nic. eine unterlage in dem 'bürgerlichen stande' des dichters zu gewinnen — und zum schluss ein paar ganz gleichgiltige belege für den bürgerlichen namen *Heseler* (ohne 'von') aus der ungefähren zeit des autors beizubringen. jene stellen aber (Helm druckt sie s. 168 ab) besagen einmal, dass alle menschen von abstammung gleich sind und im tode wider gleich werden, — das ist ein christlicher gemeinplatz, wie ihn auch ritterliche poeten sehr oft im munde führen; dann aber stellt sich der dichter allerdings in lebhafter anrede den *herren* gegenüber und mahnt sie, die *uber uns gestigen* sind, zur demut. der gegensatz von 'adlich' und 'bürgerlich', den hier Helm offenbar als den natürlichen und einzig möglichen herauslist, zeigt wider jene ungenügende bekanntschaft mit den mittelalterlichen standesverhältnissen, die trotz Schultes — ich sollte denken eindringlicher — rüge für die deutschen philologen charakteristisch bleiben zu wollen scheint.

Wo Heinrich von Hesler dichtete, wissen wir nicht: ich folge womöglich noch entschiedener als Helm dem alten Pisanski, der ihn zuerst für die preufsische litterärgeschichte in anspruch genommen hat. wie aber sein heimatsort hiefs, sagt er uns selbst: *Hesler*. also einen namen auf *-ler*, *-lere* nennt er da, und damit ist das colonisationsgebiet im osten ohne weiteres ausgeschlossen, denn derartige namen auf ahd. *-lari* (heute bald *-lar* bald *-ler*) gibt es nur im allerältesten siedlungsgebiete der Germanen, sie beginnen am nordrande des Thüringerwaldes und reichen bis in die Niederlande. dass sie geographisch mit den bekannten

fluss- und ortsnamen auf *-apa*, *-affa* zusammenfallen, und wie man sie morphologisch aufzufassen hat, das denk ich ein andermal zu zeigen : für heute nur soviel, dass es mit den deutungen nichts ist, welche von länge des *a* ausgehn und die simplicia *Lahr*, *Lohr* uä. in engen zusammenhang damit bringen. speciell der **Hasalari*, **Hasilari* uä. sind mir 6 bekannt, die sich auf vier verschiedene gegenden verteilen. zunächst am weitesten östlich zwischen Unstrut und Saale die beiden orte Burghessler und Kloster-Häseler, mit denen KRoth unsern dichter zusammengebracht hat : ich lehne sie mit Helm ab, denn an einen Thüringer, der in etwa 14000 versen[1] nur einmal einen infinitiv mit *n*-abfall aufweisen soll, kann man schon nicht gut glauben. dann am südrande des gebietes Hesslar im unterfränk. bezirksamt Karlstadt (nördl. dem Main) : eine familie, die sich danach nannte, kommt in Würzburger urkunden und acten mehrfach vor, so im ältesten lehensbuch (1303—1317) : *Frôwinus de Hesler* Arch. d. hist. ver. f. Unterfranken 24, 20 (nr 92) und 113 (nr 811); Monumenta Boica 41, 266 (a. 1347) *Conradus dictus Wygant de Heseler*[2]. weiter im eigenlichen centrum des *lar*-bereichs, in Hessen, Hesslar im amtsgericht Felsberg : a. 1295 *Heslere*, a. 1352 *Heselere* (Arnold Ansiedelungen und wanderungen s. 144)[3]. schliefslich zwei westfälische bauerschaften, über die ich den beamten des kgl. staatsarchivs zu Münster gütige auskunft und nachweise verdanke. einmal Hessler im kirchspiel Vellern, kr. Beckum, das zuerst 1282 in der form *West Heslere* begegnet (Westf. Ub. III 1193), in der zweiten hälfte des 14 jhs. einfach als *Heslere* und *Hesler* erscheint; und dann das gröfsere Hessler im kr. Gelsenkirchen, ältester beleg von 1322 *Hesler* (Darpe Gesch. d. st. Bochum III, Ub. nr 4), ebenso 1354 (Essener urk. in abschrift von Kindlingers hand, Msc. II 117, 174), schon 1486 im Märkischen schatzbuch *Hessler*.

Auf keinen dieser 6 orte passt nun aber der 'dialekt' : es ligt eben einer jener fälle vor, wo wir es mit einer neutralen, rein litterarischen sprachform zu tun haben. das suchen und tasten nach

[1] ich nehme an, dass auch Helms kenntnis der Apokalypse vorläufig nicht über die 8400 verse (etwa 1/3 des ganzen) hinausreicht, die Behaghel abgeschrieben und Amerbach für seine zwecke ausgeschöpft hat.

[2] für diesen bleibt die adliche herkunft zweifelhaft.

[3] eine familie des namens ist mir hier nicht bekannt und auch bei den gleich folgenden westfälischen orten vorläufig nicht nachgewiesen.

der heimat des dichters oder auch, wie Helm sich vorsichtig auszudrücken scheint, 'des gedichtes' blofs an der hand der reime erscheint mir durchaus verfehlt. 'Thüringen ist ausgeschlossen durch diese, Ostfranken durch jene reimgruppe' — so kommen wir nicht vorwärts. es ist schwer zu verstehn, dass Helm in dieser beklemmten situation gar nicht auf den gedanken verfallen ist, den wortschatz zu prüfen. wir andern können es vorläufig nicht.

Aber verrät uns jene heimatsangabe in der Apokalypse nicht vielleicht etwas mehr als einen blofsen ortsnamen? *Hesler ist min hus genant* — wo in aller welt ist denn diese ausdrucksweise 'haus Hessler' im brauch aufser in Westfalen und am Niederrhein, wo 'domus' synonym mit 'curia, curtis, castrum' in den urkunden als bezeichnung adlicher sitze urkundlich vielfach erscheint, in der übersetzung meist als *erve* widergegeben, aber durch zahlreiche composita wie *Grotenhus*, *Borichus*, *Waterhus* auch deutsch früh bezeugt.

Freilich : Heinrich von Hesler schreibt mitteldeutsch, und die westfälischen Hessler liegen auf niederdeutschem boden. aber einmal hat der dichter ja offenbar im Ordenslande eine zweite heimat gefunden; würde dort noch ein ausgegangenes dorf 'Hesler' nachgewiesen, so könnte es nur durch übertragung des namens aus dem westen erklärt werden. dann aber treffen wir auch tatsächlich in den reimen allerlei niederdeutsche spuren, die gar nicht besser als aus niederdeutscher abkunft des verfassers erklärt werden können. so vor allem der im Ev. Nic. 2mal bezeugte reim *haz* : *schatz*, mit dem sich Helm s. 159 abquält : es ist derselbe reim, den Heinrich von Veldeke auch in der Eneide (Behaghel s. LXXIII) nicht abgestreift hat, während er doch hier die reime *t* : *z* scharf mied und überhaupt, wie uns demnächst CKraus eingehend darlegen wird, ein neutrales hochdeutsch zu schreiben bestrebt war. an solchen beobachtungen muss die untersuchung aufs neue einsetzen, und sie muss vor allem auch den wortschatz ins auge fassen : was davon KAmerbach in seinem zweiten programm (Konstanz 1884) mitteilt, dient nur dem zwecke, die einheit des dichters der Apokalypse und des Nicodemusevangeliums zu erhärten, und berücksichtigt daher gar nicht das gerade in solchen fällen so wichtige vereinzelte, rudimentäre vorkommen. immerhin dürften schon wörter wie *klûter*, *beklûteren* (aao. s. 9) und besonders das verhochdeutschte *wentz* 'bis' (s. 20), das auch ohne reimbeleg ausreichend gesichert ist, für einen schriftsteller niederdeutscher abkunft sprechen.

Gerade gegenwärtig, wo die auf niederdeutschem boden entstandenen dichtungen von hochdeutschem sprachcharakter durch Kraus und Roethe energisch in neues licht gerückt werden, schien es mir nützlich, auf Heinrich von Hesler als ein anziehendes beobachtungsobject verwanter art hinzuweisen. EDWARD SCHRÖDER.

DAS LIED DES MÖRINGERS.

In einer abhandlung der Göttingischen gelehrten nachrichten, phil.-hist. cl., 1899, s. 49—71 hab ich mich eingehend mit der Berner hs. 260 (aus der Bongarsischen sammlung) beschäftigt, als deren wichtigster inhalt die chronik des Matthias von Neuenburg gelten muss. ich habe den beweis geliefert, dass sie in Strafsburg und teilweise unter den augen jenes geschichtschreibers in den jahren 1350—1351 entstanden ist und dass ihr die bibliothek des grafen Albrecht v von Hohenberg-Haigerloch einen teil der vorlagen geliefert hat; ich habe die vermutung ausgesprochen, dass ihr besteller der jüngere bruder Albrechts war, graf Hugo von Hohenberg, der in den jahren 1350—1353 zum zweiten male das amt eines kaiserlichen landvogts im Elsass versah.

Die Berner hs. hat aber auch für den germanisten interesse: sie enthält aufser ein paar erbaulichen prosageschichtchen (auf bl. CLXXI) einmal die beste fassung von Heinzeleins von Konstanz streitgedicht von den zwei Johansen (bl. CXXXIV^v—CXXXVII, Pfeiffers A), die einzige zugleich, aus der wir die lebensstellung des dichters als küchenmeister jenes hohenbergischen grafen Albrecht erfahren, und dann, lediglich zur raumfüllung eingetragen (aao. s. 55), eine kleine sammlung von liedern und einzelstrophen aus der guten zeit des minnesangs, von Hausen und Reimar bis herab auf Hadlaub (bl. CCXVI^r—CCXVII schluss). Lachmann und Haupt (MFr. s. VII) haben diesem teil der hs. die sigle **p** gegeben, die wir beibehalten wollen.

Es sind im ganzen 36 strophen, die letzte unvollständig: da der schreiber einsah, dass er die ganze strophe (Friedrichs von Hausen, MFr. 54, 1 ff) doch nicht mehr auf den rest der seite bringen werde, brach er mit *behűtet* ab, wo es syntaktisch möglich war, und liefs lieber die letzten beiden zeilen der spalte frei. wir können den gesamtbestand nach herkunft und einführung folgendermafsen einteilen:

I) namenlos überliefert sind 30 strophen:

a) davon sind in andern hss. überliefert 21, und zwar als das eigentum [1] Hausens: nr 36 (CF), Morungens: nrr 17. 18 (AC), Reimars: nrr 33—35 (bE), Walthers: nrr 30—32 (C),

[1] ich scheide hier stillschweigend aus, was die kritik als falsche angaben einzelner hss. bestimmt erwiesen hat.

Leutolds von Seven : nrr 28. 29 (ABC), Winterstettens : nr 4 (C), Neifens : nrr 23. 24. 26. 27 (C), des Marners : nr 3 (C), Konrads von Würzburg : nrr 20—22 (C), Hadlaubs : nr 10 (C).

b) 2 mal finden sich plusstrophen gegenüber anderweitiger überlieferung : nr 19 ist eine von Haupt MFr. 137, 4 ff mit starken veränderungen aufgenommene zusatzstrophe zu einem liede Morungens (AC), die als unecht jetzt von ELemcke Untersuchungen zu den liedern HvM. (diss. Jena 1897) s. 87 f nachgewiesen ist; nr 25 hat Haupt wol mit recht als echte plusstrophe (gegenüber C) in seine ausgabe des GvNeifen 29, 25 aufgenommen.

c) 7 strophen, die nur hier überliefert sind, bleiben vorläufig herrenlos : nrr 2. 11—13. 14—16.

mit namen eingeführt sind nur 6 strophen:

a) auch anderwärts unter gleichem namen überliefert ist das lied nrr 5—9 : '*Dis ist der Rosenkrantz hern Nithartes*' (ebenso im inhaltsverzeichnis); die hss. B und G (Griesbabers bruchstücke) bieten es unter den gedichten Neidharts, und schon Liliencron, der zuerst die unechtheit betonte (Zs. 6, 92), hat darauf hingewiesen, dass diesen autornamen dafür auch Heinrich vFreiberg kennt; bei Haupt s. XXVII 9 ff unter den unechten stücken.

b) die strophe 1, in text und register mit '*her Morung*' eingeführt (MFr. 147, 17 ff, die letzte strophe), ist anderwärts nicht überliefert, aber an ihre echtheit hat sich nicht einmal der stets rege zweifel KSchützes (s. 13) herangewagt; sie gilt allgemein für authentisch, so zuletzt noch für Lemcke s. 91 und ORössner Untersuchungen zu HvM. (Berlin 1898) s. 38. 74. ich werde unten die gründe für ihre echtheit aus der überlieferung vermehren.

Es ist kein zweifel, dass der schreiber von p aus einer hs. schöpfte, die mehr enthielt : er nahm nur eben so viel, wie er zur raumfüllung brauchte. charakteristisch für die form der überlieferung, und zwar zu ihren ungunsten, ist von vorn herein zweierlei. einmal die zerstückelung der meisten gedichte : die überlieferung erstreckt sich im ganzen auf 15 verschiedene gedichte, und von 6 ist nur jedesmal eine strophe auf[1]

[1] dabei muss man freilich bei nr 1 mit der möglichen ... chen einstrophigkeit, bei nr 36 mit dem ausgehn des rau...

andere sind anderwärts vollständiger und in besserer ordnung auf uns gekommen. zum andern das fehlen der autornamen für fünf sechstel des strophenbestandes : nur 2 von 15 liedern (und liedfragmenten) tragen den dichternamen an der spitze.

Ist an diesen mängeln der überlieferung unser schreiber schuld?

Ich glaube darauf mit bestimmtheit antworten zu können: nein. was er überliefert, hat er im wesentlichen so in seiner vorlage gefunden. wir besitzen nämlich, wie ich glaube, noch einen zweiten auszug aus dieser vorlage. die Donaueschinger originalhs. des Rappoltsteiner Parzival (MFr. s. VI mit der sigle i aufgeführt), verwendet am schlusse der alten dichtung zur füllung von bl. 115v (s. Schorbach s. XIV) 7 minnestrophen, eine achte ist am schluss des ganzen bl. 320v hinter dem schreibervers angebracht, diese aber wol anderer, jüngerer herkunft [1]. alle 8 sind sie mitgeteilt von Uhland in Schreibers Taschenbuch für Süddeutschland 2 (1840) s. 261—263; aus der römischen abschrift stehn 1—7 in Kellers Romvart und HMS III 468 a. c. o.

Die stücke in i sind sämtlich namenlos überliefert:

a) davon treffen wir 6 in andern hss. überliefert, und zwar unter dem namen Walthers vdVogelweide : nr 1 (Cs), Walther vMetze : nr 2 (C), Neifen : nrr 3—5 (C), Reimar : nr 6 (ACE).
b) nur hier überliefert und daher herrenlos sind 2 : nr 7 [nr 8].

Also dasselbe nebeneinander von einzelstrophen und mehrstrophiger überlieferung, dasselbe fehlen der dichternamen, und neben anderweitig überliefertem auch eigener besitz, der, wenn auch nr 8 aus X stammen sollte, in annähernd dem gleichen verhältnis auftritt, hier 2 : 6, dort 10 : 26.

Also schon ohne dass wir in eine prüfung der lesarten eintreten, steht fest : keinesfalls ist eine der uns überlieferten hss., von denen ohnedies dem alter nach nur ABC in frage kämen, quelle von i und p, und auch eine combination reicht dazu nicht aus. wol aber scheint es mir ganz unzweifelhaft, dass die vorlage X aus denselben quellen wie B und insbesondere C geschöpft hat.

Von p, das 26 (21 + 5) strophen mit andern hss. teilt [2]

[1] ich habe sie hier gleichwol mit eingerechnet, da sie das gesamtbild nicht stört, und ich unterlass es, ihre sonderstellung im nachfolgenden weiter hervorzuheben, als durch eine [ ]. [2] das genauere ist aus der zusammenstellung oben s. 184f leicht zu ermitteln.

sind 18 strophen in C, davon 13 nur hier überliefert. mit B teilt es 10 strophen, die freilich sämtlich auch anderwärts widerkehren, aber zunächst doch in der überlieferung von B, dh. seinen vorlagen, für uns in frage kommen. da die 8 (von jenen 26) strophen, die sich in C nicht finden, sämtlich in B (resp. b) vorhanden sind, so würden B und C zusammengenommen, dh. immer ihre quellen, genügt haben, um diesen bestand zu decken.

Für **i** lassen sich alle 6 strophen, die es mit andern hss. gemein hat, in C und 4 nur hier nachweisen.

Das gewicht der gründe, welche dafür sprechen, die entstehung von X, der vorlage von **ip**, in der nähe von BC und besonders von C zu suchen, lässt sich aber noch wesentlich verstärken. die lyrischen gedichte Konrads vWürzburg und Ulrichs vWinterstetten sind nahezu ausschliefslich, die gedichte Neifens und Hadlaubs [1] ganz allein in C überliefert: nur in **ip** sind bisher versprengte stücke der dichtung Hadlaubs und Neifens aufgefunden. und weiter, X schöpfte schwerlich aus einer ausgabe Neidharts, unter den sammelhss. hat aber nur B den unechten 'Rosenkranz' aufgenommen.

Der Donaueschinger Parzival (**i**) ist im j. 1336 zu Strafsburg geschrieben und zwar, das hat Stosch Anz. XIX 303ff bewiesen (und sein beweis liefse sich jetzt aus dem Strafsb. UB. bd v noch verstärken), für den Strafsburger domherrn Ulrich von Rappoltstein. ebendort ist im j. 1351 die Berner hs. (**p**) geschrieben: unter nachweisbarer starker benutzung der bibliothek des grafen Albrechts v von Hohenberg, der neben seinem Konstanzer canonikat wol schon vor 1330 [2] ein Strafsburgisches innehatte, aufserdem aber seit 1336, wo sein vater starb, nominell und seit 1338 auch würklich landvogt des Elsass war (s. GGN aao. s. 70). er muss auch der besitzer jener liederhs. X gewesen sein, der einzigen, welche das Elsass zur gesamten überlieferung des minnesangs beizusteuern scheint. Albrecht von Hohenberg nun hat seine aus-

[1] der den urhebern der hs. C, mag man sie in Konstanz oder in Zürich suchen, persönlich nahestand.

[2] vgl. die (von mir früher übersehenen regesten) Albrechts bei Cartellieri Regesta episc. Const. II 155 f, A. selbst bei Matthias von Neuenburg ed. Studer s. 185, 5: *Postea rediens in patriam receptus est in canonicum Argentinensem.* diese rückkehr aus Paris muss aber vor den 3 märz 1329 fallen, wo Albrecht in Rottenburg als zeuge erscheint (Regg. epp. Const. nr 4367).

bildung im zweiten jahrzehnt des 14 jhs. in Konstanz erhalten, wo er sehr jung, noch vor dem nov. 1317, domherr wurde und sich wol bis in den anfang der 20 er jahre aufhielt. dort, wo er nach seinem eigenen bekenntnis '*multum profecit in artibus*', wird er auch jenen minneliedercodex erworben oder selbst zusammengestellt haben, dessen habitus uns die hss. lp im allgemeinen widerspiegeln. die entstehung dieses codex fällt in die zeit um 1320 : nicht viel früher, denn nach Cartellieri Regg. epp. Const. nr 4359 scheint das geburtsjahr Albrechts 1303 zu sein, aber auch nicht viel später, denn schon im anfang der zwanziger jahre muss A. nach Paris aufgebrochen sein, *ubi stetit pluribus annis cum magnis sumptibus et profecit in magnum clericum, et legebat jura ad tempus multis audientibus. postea licentiatus fuit in decretis* ..... *causa vere scientie* (Albrecht bei Matthias vNeuenburg aao.); das alles vor 1329! in dieselbe Konstanzer zeit fallen auch die beiden gedichte Heinzeleins. — waren also damals in Konstanz die quellen für die hss. B und C, die sich in wesentlichen teilen mit den quellen von lp als identisch erwiesen haben, vorhanden, so dürfte das ein gewichtiges moment mehr für die localisierung beider hss. in dieser stadt sein, welche neuerdings wider mit der besten aussicht auf erfolg von dem grafen Eberhard vZeppelin verfochten wird[1].

Die hs. p ihrerseits ist, wie das nach der anderweit zu controlierenden stumpfen gewissenhaftigkeit des schreibers so gut wie sicher erscheint, an ihrem teile eine genaue abschrift der vorlage X : insbesondere hat der schreiber weder dichternamen eigenmächtig fortgelassen (wie ja auch das verwante l ergibt), noch etwa selbständig die beiden einzigen, die er bietet, eingeschaltet.

Die unechtheit des 'Rosenkranzes' steht durch Liliencron und Haupt fest — dass er um 1300 unter dem namen Neidharts bekannt war, ist anderseits sicher. für die echtheit der nur hier überlieferten strophe mit Morungens namen haben sich alle ausgesprochen, die diesem dichter eingehnderes studium gewidmet haben. ich möchte meinerseits nur aufzeigen, dass die überlieferung noch in p, wo sie doch zum allermindesten zwei oder durchgangshss. passiert hat, deutliche spuren der mitteldeutschen herkunft aufweist : das part. prät. *geweset*, das Haupt z. st. aus Morungen 134, 31 belegte, ist der sprache der hs. fremd, sie bietet

[1] vgl. das referat von KBrunner in der beilage d. Münchner Allgem. zeitung vom 29 märz 1899.

zb. im ersten prosastück bl. CLXXI *gewesen*. den im reim stehnden schwachen dat. sg. *minnen* hat Lemcke s. 31 (vgl. s. 34 n. 1. s. 50) mit recht gegen Haupts änderung verteidigt und aus Morungen gesichert; unser schreiber bietet dagegen zb. Diut. II 260 im vers z. 5 *uf minne* (so gegen Graff!), 10 *der .. minne* (gen.), *von werder minne*. schliefslich das vom schreiber misverstandene *enbinnen* (hs. *in piñen*) ist charakteristisch mitteldeutsch : vgl. die beispiele im Mhd. wb. I 750, wo aber für die beiden Er[ec]-stellen En[eit] (ed. Myller) einzusetzen ist. wenn das wort in der durchweg oberdeutschen überlieferung Morungens nicht weiter begegnet, so darf das um so weniger wunder nehmen, als es sehr leicht durch *darinnen, drinne* (so etwa 127, 5) zu ersetzen war.

Eine weitere frage ist die, ob unsre strophe für sich ein lied bilde, oder nur den eingang eines liedes darstelle, wie denn die hs. tatsächlich mit nr 3 eine erste strophe des Marners, mit nr 4 eine solche Ulrichs vWinterstetten, mit nr 10 eine solche Hadlaubs gibt, und seine nr 2 gewis auch nur einen liedeingang bietet. aber die erwägungen, welche Schütze s. 13 anstellt, sind für mich — ausnahmsweise einmal — überzeugend, und wenn ich ihm auch nicht in allen ausführungen über die einzelstrophen (s. 13. 45 f. 52 ff) zustimme, so scheint er mir doch das vorhandensein einstrophiger lieder unter dem überlieferten bestand Heinrichs vMorungen unbedingt gesichert zu haben; für ein solches wird auch unser stück gelten dürfen.

Wir konnten von 38 in **ip** namenlos überlieferten strophen 28 auf grund anderer hss. elf verschiedenen dichtern zuweisen; eine 29 (**p** nr 19) gieng gewis in der vorlage von X noch unter Morungens namen. warum hat nun der schreiber von X alle diese namen unterdrückt, und dazu wol noch einige mehr, die auf die 9 namenlos bleibenden, weil nur in **ip** überlieferten strophen entfallen mögen? und warum nennt er dann doch zwei dichter, 'hern Morung' und 'hern Nithart'? der grund hierfür ist nicht schwer zu erraten : sehen wir von der meistersängerischen tradition ab, die eine art primitiver litteraturgeschichte repräsentiert, so leben für das spätmittelalterliche publicum nur wenige namen aus dieser reichen poetenwelt fort, und zwar diejenigen, welche in oder mit ihrer eigenschaft als minnesänger zu helden der sage oder des volksliedes geworden sind, mag auch eine jüngere stufe der überlieferung ihnen den nimbus des sängers geraubt

oder bis zur unkenntlichkeit entstellt haben : ich meine einerseits Neidhart, anderseits den Tannhäuser, Reimar vBrennenberg, Neifen und Morungen. zwei von diesen sind es, deren namen der schreiber von X der bewahrung für würdig erachtete. dass dabei der eine mit dem familiennamen, der andre mit dem vornamen genannt wird ('her Morung', 'her Nithart'), entspricht der art, wie wir heute zu citieren pflegen, und diese ist schon durch die älteste überlieferung vorbereitet : die hs. A hat 'der von Morunge' und 'Nithart' (C 'her Nithart'). gleichwol scheint es mir nützlich, die übereinstimmung dieser benennungsweise mit der volkstümlichen tradition, die nur noch einen 'edeln Móringer' und einen 'herrn Neidhart [Fuchs]' kennt, hervorzuheben : diese tradition geht eben nicht neben der handschriftlichen fortpflanzung des minnesangs her, sondern ist aus ihr geschöpft. und mit unsrer erschlossenen hs. X kommen wir dicht an die grofsen sammelhss. B und C heran.

Der schreiber von X, der diese beiden namen als die einzigen nennt, verband offenbar nur mit ihnen bestimmte vorstellungen die übrigen waren ihm schall und rauch. dass Neidhart schon bei seinen lebzeiten eine populäre und bald genug eine von lustiger sage umwobene und getragene persönlichkeit war, ist zweifellos. aber auch Heinrich von Morungen verdankt seine rolle als held einer ballade gewis nicht einer litterarischen ausgrabung des 14 oder gar 15 jhs. freilich kennt man jenes epische volkslied vom edlen Móringer erst aus jungen hss. (die älteste scheint die Veesenmeyersche vom j. 1459), und mit der erwähnung beim sog. Seifried Helbling ist nichts anzufangen : sie nennt Morungen als 'minnedieb' und dichter von tageliedern wozu die ballade gewis keinen anlass geben konnte. der früheste bei dem sich bekanntschaft mit ihr nachweisen lässt, ist eben unser Konstanzer schreiber von ca. 1320 : er kannte sie in einer form, die mit der uns überlieferten jedesfalls die bekannte liedeinlage gemein hatte. das lied, mit dem sich der heimkehrende Möringer einführt (str. 31 f : *Ein langes schweigen hab ich gedacht, so wil ich aber singen als e, darzu hant mich die frawen bracht : die mugen mir wol gebieten me* usw.) ist bekanntlich eigentum Walthers vdVogelweide, bei dem es (71, 31 ff) so beginnt:

Lange swîgen des hât ich gedâht:
nû muoz ich aber singen als ê.

dar zuo hânt mich guote liute brâht:
die mugen mir wol gebieten mê usw.

es ist nun eigentlich merkwürdig, dass FVogt, der in seiner schönen abhandlung über den 'Edeln Moringer' (Beitr. 12) die gedichte Morungens vergeblich auf anhaltspuncte in inhalt und stimmung durchmustert hat, an dem gleichklang mit der in der Berner hs. unter 'her Morung' überlieferten strophe 1 (= Mfr. 147, 17 ff) vorbeigegangen ist:

Lange bin ich geweset verdâht
und unfrô von rehter minnen.
nû hât man mir mære brâht,
der ist frô mîn herze inbinnen.

nirgends im ganzen minnesang oder volkslied kenn ich ein weiteres beispiel, dass eine strophe, nein ein lied einsetzt mit diesem *Lange . . ich . . . dâht* (: *brâht*). und es ist doch nicht bloſser klang, sondern diesem anklang der worte und reime entspricht auch eine gewisse, wenn auch nur vage, verwantschaft der stimmung: 'Lang ists her, dass ich in trübe gedanken (in schweigen) versunken bin' — ich weiſs wol, dass die philologische interpretation schärfer scheiden muss —, 'aber jetzt ist eine wendung zum bessern eingetreten'. dass unser schreiber die situation dieses 'herrn Morung' unwillkürlich mit der des 'edeln Möringers' in verbindung brachte, scheint mir auch die halbmechanische correctur zu verraten, die v. 3 bringt: für *der ist frô mîn herze inbinnen* schreibt er *in piñen*: dh. er hat unwillkürlich *in pinen* geschrieben, wird aber durch den reimzwang, der ihm im ohre ligt, auf das richtige zurückgeführt [1]. 'froh in pein', das ist eben die stimmung des heimgekehrten, der die gattin widersehen soll an dem tage, wo sie sich dem freunde vermählt.

Mein ergebnis ist demnach: der schreiber der vorlage X unsrer Berner hs. p kannte die ballade vom edeln Möringer mit der liedeinlage *Lange swigen des hât ich gedâht*, und als ihm ein ähnlich klingender, von ihm für identisch gehaltener, liedeingang *Lange bin ich geweset verdâht* mit dem namen des (Heinrich) von Morungen unter die feder kam, bewahrte er aus dem interesse, das er an dem helden der ballade nahm, den namen des dichters, während er die übrigen namen bis auf den

[1] eine rein graphische variante ist es durchaus nicht, denn der copist kennt absolut kein *p*- für *b*-, und ebensowenig ein *in*- für *en*-.

des gleichfalls populären Neidhart fortliefs, auch den namen Mo rungens bei den ihm teils zugehörigen teils zugeschriebene strophen 17. 18. 19 (Mfr. 136, 25. 36; 137, 4) nicht widerholt

Ist denn aber die übereinstimmung des Waltherischen und d Morungenschen eingangs, der so zum dritten male gewis nicl widerkehrt, für die ballade selbst ganz bedeutungslos? schwe lich! dass etwa das gedicht Morungens ursprünglich als einla gedient habe und erst durch ein naheliegendes lied Walthers ve drängt sei, ist natürlich ausgeschlossen: das gedicht des Voge weiders passt wie angegossen, die strophe Morungens hätte g keinen sinn. so bleibt für jeden, der sich nicht beim reinen z fall beruhigen will, nur der eine ausweg: das gedicht Walthe konnte deshalb so leicht dem edeln Möringer untergeschob werden, weil es tatsächlich ein ähnlich einsetzendes liedch Heinrichs von Morungen gab. diese erklärung scheint mir an si plausibler, als der hinweis Vogts (s. 451) auf die Weingartn hs. (B), wo das Walthersche gedicht 'den schluss [!] einer lied gruppe bildet, welche ohne neue überschrift auf die unter HvM rungen stehnden lieder folgt'. hierzu ist zu bemerken, dass zw keine neue überschrift, aber doch ein sehr deutlicher absatz Pfeiffer s. 95. 96) diese gruppe scheidet, die im ganzen 87 stroph umfasst und in der hauptsache ein zweites liederbuch Reim darstellt. nur jemand, der hastig blätterte wie ein moderner le hätte auf den gedanken verfallen können, dass das durch strophen von dem scharf markierten schlusse der gedichte rungens getrennte lied noch dem thüringischen sänger angel

Ich scheue mich nicht, am schlusse noch einmal z capitulieren, dass ich allerdings eine zweimalige irreleitung denselben gleichklang oder anklang annehme. die ähnlichke liedeingänge Walther 71, 31 und Morungen 147, 17 war zu schuld, dass der verfasser der ballade vom edeln Möringer helden ein Walthersches lied in den mund legte. und ähnlichkeit ruft, vielleicht einige generationen später, in dem s der Berner hs. beim anblick und der niederschrift des Morungenschen liedes die erinnerung an die ballade mit lage aus Walther wach, und indem er um ihretwillen nahmsweise den dichternamen 'her Morung' festhält, gi die möglichkeit, jene dichtung wenigstens bis in den a 14 jhs. zurückzudatieren.

EDWARD SCHF

ÜBER DIETRICHS ERSTE AUSFAHRT.

Aus dem stoffkreise der Dietrichssage besitzen wir über die ersten abenteuer des Berners drei gedichte: die 'Virginal', herausgegeben von Julius Zupitza in Müllenhoffs Deutschem heldenbuch v, s. 1—200; 'Dietrich und seine gesellen', den 130 strophen umfassenden auszug einer ältern dichtung, der im Dresdner heldenbuch erhalten und von FHvdHagen und APrimisser (Der helden buch in der ursprache, 2 teil, Berlin 1825, s. 143—159) veröffentlicht ist, und endlich 'Dietrichs erste ausfahrt', herausgegeben von Franz Stark Bibl. d. litter. vereins in Stuttgart bd 52.

Einen vergleich dieser drei fassungen hat schon FStark durch die an den rand gesetzten strophenzahlen der Virginal und der entsprechenden verse des Dresdner auszugs wesentlich erleichtert; das hauptverdienst um die klärung ihres verhältnisses hat sich aber WWilmanns erworben mit seiner untersuchung 'Über Virginal' usw. (Zs. 15, 294 ff). es empfiehlt sich, die für unsre zwecke in betracht kommenden ergebnisse dieser abhandlung hier zunächst kurz zu widerholen:

Bezeichnen wir einstweilen die Virginal mit dem buchstaben h, den auszug des Dresdner heldenbuchs mit d, Dietrichs erste ausfahrt mit w, so ist w eine mischung aus der quelle von d mit h; d und h ferner stimmen zu anfang völlig überein, gehn aber dann ganz auseinander. folgender überblick über den inhalt möge dies — wider im anschluss an Wilmanns — deutlich machen:

d und h:

1. Dietrich und Hildebrand töten den heiden Orkise und seine genossen, welche die königin Virginal hart bedrängen.

2. Hildebrand und Dietrich kämpfen mit drachen. Rentwin, der sohn des herzogs Helferich, wird von Hildebrand aus den zähnen eines solchen ungeheuers befreit und zieht mit seinem retter und Dietrich in Arone, der burg seines vaters, ein. dorthin überbringt der zwerg Bibung von Virginal eine einladung an die helden. diese versprechen ihr folge zu leisten.

d

3. Bald darauf kommt Liberlein aus Palermo, um mit Dietrich zu kämpfen. Dietrich überwindet

h

3. Sie machen sich auf den Weg nach Jeraspunt zur Virginal. Dietrich verirrt sich und wird von dem

ihn und nimmt ihn zu seinem genossen an. alsdann treten Helferich, Dietrich, Hildebrand und Libertein die reise zur königin an. unterwegs entfernt sich Dietrich von seinen gesellen. diese werden durch einen boten des heiden Janibus verführt, dessen burg Orteneck zu besuchen. Janibus sucht die helden zu verderben, um seinen vater Orkise zu rächen. sie bestehn aber alle gefahren glücklich und befreien drei mädchen, die Orkise seiner zeit gefangen hatte. dann finden sie Dietrich, der eben einen riesen besiegt und gefangen nimmt.

4. Zug zur königin. Dietrich vermählt sich mit ihr und führt sie schliefslich in seine hauptstadt Bern.

riesen Wicram gefangen nach Muter geführt, in die burg des herzogs Nîtgêr. durch die liebe der Ibelin gelingt es ihm, Hildebrand zu benachrichtigen. dieser zieht mit den Wülfingen, Witege und Heime, Dietleip von Steier und dem könige Imian von Ungarn herbei. die riesen Nitgers werden erschlagen und Dietrich befreit.

4. Zug zur Virginal. nach mancherlei kämpfen mit drachen und riesen werden sie in Jeraspunt festlich empfangen. ein bote aus Bern veranlasst Dietrich zur heimkehr in sein reich.

w bietet nun zuerst den beiden fassungen gemeinsamen inhalt (in der obigen inhaltsangabe die abschnitte 1 und 2), bringt dann den abschnitt 3 aus d, hierauf den abschnitt 3 aus h und schliefst mit dem abschnitte 4 aus d. es erscheint also der aus h genommene abschnitt 3 als fremder einschub, und dies hat Wilmanns auch besonders hervorgehoben.

Urheber der mischung war der schreiber der uns erhaltenen hs. w. er hatte zwei vorlagen[1] vor sich, von denen die eine mit der quelle von d, die andre mit h verwant war. aus der letzteren stammt einmal, was w aus der strophenreihe h 308—921 bietet[2], di. aus dem 3 abschnitte von h. was noch sonst, ist erst zu untersuchen, da sich im anfange die beiden fassungen zwar inhaltlich im wesentlichen entsprechen, aber doch keineswegs iden-

[1] es ist sicher an schriftliche vorlagen zu denken. hätte der redactor beide gedichte oder wenigstens eins mit dem gedächtnis beherrscht, so wäre die verbindung der zwei fassungen eben vermöge dieser herrschaft über den stoff viel mehr von verstand und überlegung geleitet und viel organischer geworden, als es tatsächlich der fall ist. aufserdem begegnen versehen von unzweifelhaft graphischer natur.

[2] nicht wenig davon ist in w ausgelassen.

tisch sind. vorläufig sei festgestellt: h 1—233 sind mit wenigen ausnahmen in w 1—352 enthalten, h 234—239 sind mit w 369—371 zu vergleichen[1], ferner ist, was Stark übersehen hat, h 241 in w 492 widergegeben, h 242—307 fehlen in w, h 308—959 liegen dann wider mit einigen auslassungen in w vor. Stark gegenüber ist nachzutragen, dass auch h 961 = w 800 ist. der rest von h (962—1097) ist in w nicht mehr berücksichtigt.

Da nun aber w aufser den durch h oder d gestützten strophen auch eine erhebliche anzahl sonst nirgendher bekannter strophen besitzt, da es ferner in den aus h stammenden einiges vermissen lässt und endlich auch in manchen einzelheiten der handlung, in namen usw. eine eigene stellung einnimmt, so ist es nötig, bevor man auf die vorlagen schliefst, von dem schreiber von w selber ein bild zu gewinnen.

Der schreiber.

Der wichtigste schritt dieses compilators war ohne zweifel, dass er den dritten abschnitt von h in das gedicht aufnahm. auf den ersten blick mag gegen dieses vorgehn vielleicht nicht allzuviel eingewendet werden. der abschnitt 3 ist sowol in d als auch in h im wesentlichen ein retardierender: in d wird Dietrichs zusammenkunft mit der königin durch die abenteuer in und bei Orteneck, in h durch des Berners gefangenschaft in Mauter aufgehalten. die verbindung beider motive in der art, dass das eine auf das andre folgt und so zwei hemmnisse entstehn, enthält nichts widersinniges und müste auch vom standpunct der dichtung aus nicht unbedingt getadelt werden, wenn sie auch eine häufung mit sich bringt. es kommt viel darauf an, wie der urheber der mischung die verschiedenen bestandteile verwob. aber gerade wenn man dies näher betrachtet, zeigt sich die sache als schlimmer: sowol d als auch h lassen in ihren abschnitten 3 und 4 neue personen auftreten, und schon Wilmanns hat darauf hingewiesen, dass in w, so lange dieses h 3 erzählt, die der fassung d eigentümlichen personen verschwinden, während der leser zum schlusse von w, wo dieses sich wider an d anschliefst, die besondern gestalten von h ganz und für immer aus den augen verliert. die partie w 495—766 = h 308—921 ist also 'in w ein fremder, ganz roh eingeschobener bestandteil'.

[1] Stark s. 332.

Gehn wir nun auf das einzelne ein, fassen wir die schon erwähnte strophe w 492 = h 241 ins auge und betrachten wir die in w ausgelassenen strophenreihen von h. dabei werden sich die gründe des ausfalls herausstellen, und es wird sich zeigen, ob und wie der schreiber die durch seine auslassungen entstandenen lücken ausgefüllt oder verkleidet hat, ferner welche folgen sein verfahren für das gedicht mit sich brachte.

Nachdem der schreiber von w die abschnitte 1 und 2, deren inhalt beiden fassungen gemeinsam ist, und den 3 abschnitt von d erzählt hat, will er mit h da beginnen, wo dessen neuer inhalt anfängt; er vermutet, dies sei bei h 241 der fall. das ist jedoch unrichtig, denn die ganze partie h 242—307 enthält teils dinge, die w schon nach der andern fassung erzählt hatte, teils widerholungen, wie sie für h speciell charakteristisch sind. folgendes ist der inhalt : h 242—254 : Bibung wird von Dietrich und Hildebrand mit einem brief an Virginal entsant. 255—269: er richtet seine botschaft aus. 270—280 : er erzählt von seiner fahrt nach Arone und wie er dort aufgenommen wurde, ferner 281—300 : die abenteuer Rentwins, Dietrichs und Hildebrands. 301—307 : vorbereitungen der Virginal, ihren gästen entgegenzuziehen. h 255—300 sind also reine widerholungen von dingen, die der leser ohnehin schon weifs, der rest der partie aber, h 242—254 und h 301—307, also anfang und ende, berichten etwas, was w schon einmal, wenngleich nach d und nicht nach h, erzählt hatte, nämlich wie Bibung mit der botschaft Dietrichs und Hildebrands von Arone zu Virginal heimkehrt und wie diese sich auf die gäste freut (vgl. w 362, 11—368, 13). hätte sich unser schreiber dies nur einigermafsen angesehen, so hätte er garnicht versucht, mit h 241 anzufangen. er zeigt hier also grofse voreiligkeit. charakteristisch ist auch, wie er mit h 241 (= w 492) umspringt. im original enthält diese strophe worte, die Bibung in Arone an Dietrich und Hildebrand richtet. in w ist Bibung aber garnicht mehr bei diesen, daher legt der schreiber diese worte mit entsprechenden änderungen teils Hildebrand, teils Dietrich in den mund (v. 2—7 und v. 8—13). da nun aber der weitere verlauf, h 242ff, darauf beruht, dass Bibung jene worte gesprochen hat, muss w sein vorhaben aufgeben und überspringt h 242—307. er hatte also nicht einmal h 242 gelesen, ehe er h 241 über-

setzte. zunächst kehrt der schreiber wider zu seiner andern, mit d verwanten vorlage zurück — denn w 493 stammt wol aus dieser; dann bereitet er durch eine 'selbstgedichtete' strophe, w 494, auf die nun folgende, aus h geschöpfte partie vor. w 494 ist aber inhaltlich aus den von w übersprungenen strophen h 304—309 genommen. diese hatte er also in seiner vorlage, ebenso aber nach w 530, 8 auch h 242ff. 258ff (brief an Virginal)[1].

Im folgenden fehlen nun zunächst[2] wider h 399—460. dafür hat w nur zwei strophen w 585. 586. inhaltlich bieten h 399—460 zu anfang (h 400—430) und am ende (h 456—460) widerholungen bereits bekannter ereignisse: h 400—430 Dietrich erzählt der Ibelin (in w heifst sie Lorina) die ganze geschichte von seinem aufbruche aus Bern an, die befreiung der Gamazitus (in w Madius) und der Virginal, Rentwins rettung, den aufenthalt auf Arone, die ankunft Bibungs, Dietrichs gefangennahme auf dem wege zu Virginal, was alles in h 1—338 und in w 1—368 und 495ff schon berichtet worden war. — in h 456—460 enthält ein brief die nachricht, wie es Dietrich auf Mauter gehe, was wir schon aus h 369—394 = w 555—580 wissen. alle diese widerholungen hat w ausgelassen. — für die handlung wichtig ist nur das mittelstück h 431—455: Dietrich sendet mit hilfe der Ibelin (Lorina) einen boten an Hildebrand mit der bitte um hilfe. dieses mittelstück wird auch von w auszugsweise in den strophen w 585. 586 widergegeben, nur bringt der bote nicht wie in h einen brief, sondern richtet seinen auftrag mündlich aus.

Ursache der auslassung waren also für den schreiber hier die widerholungen. —

Schon nach wenigen aus h beibehaltenen strophen fehlt in w abermals ein grofser complex, h 468—586[3], zwischen w 593 und 594. die übergangene partie beginnt gleichfalls mit einer widerholung: h 468—470: der bote berichtet über Dietrichs lage auf Mauter. dann aber folgen, wenn auch mit

[1] vgl. Stark s. vf.

[2] abgesehen von h 341. 342, die der schreiber wol übersprungen hat, um rascher die wichtigere begrüfsung Hildebrands zu erreichen.

[3] 467 ist nur umgestellt: es ist = w 589. offenbar hat der schreiber zuerst h 463—466 übersprungen, trägt sie aber dann doch nach, — eine unentschlossenheit, von der wir noch mehrere beispiele finden werden.

eingeschalteten widerholungen, nur inhaltlich wichtige teile : h 471—484 Bibung wird von Hildebrand an könig Imian um hilfe für Dietrich geschickt. h 485—531 Dietrichs bote kehrt nach Mauter zurück und bestellt zwei briefe. Ibelin warnt ihren bruder. die riesen. Hülle will Dietrich töten, kommt aber dabei selbst ums leben. h 532—585 Bibung bei Imian. auch Dietleib wird zur hilfeleistung entboten. Bibung erzählt beiden Virginals befreiung (560—564). er kehrt nach Jeraspunt zurück. dort werden vorbereitungen für den empfang Imians und Dietleibs getroffen. Hildebrand will nach Bern, um die Wülfinge zu holen. anlass zu dem verfahren des schreibers von w war auch hier die zu beginn vorgebrachte widerholung. wir können hier jedoch noch tiefer eindringen : schon h 463—w 590 hatte Hildebrand seine absicht, nach Bern zu reiten und die Wülfinge aufzubieten, ausgesprochen. bei str. 468 nun, mit welcher die widerholung beginnt, merkt der schreiber, dass die erzählung wider stocke. nach dem eingange vermutet er wider eine jener langen recapitulationen, wie er solche schon früher teils übersprungen, teils auch — gewis mit geringem vergnügen — abgeschrieben hatte (vgl. zb. w 302—305). ungeduldig, vielleicht in seiner ansicht beim durchblättern auch noch durch die oben hervorgehobenen anderen widerholungen bestärkt, überschlägt er nun alles, bis ihn der beginn von h 586 (v. 3 *ich wil dâ kün-gén Berne*) vermuten lässt, jetzt werde Hildebrand endlich aufbrechen. allerdings irrt er sich darin ein wenig, denn das geschieht erst h 592 (= w 600), er hat aber wenigstens einen halbwegs annehmbaren anschluss an die letzte von ihm abgeschriebene strophe h 466 (= w 593) erreicht[1]. — hier hat der schreiber nicht den mindesten versuch gemacht, die lücke auszufüllen. die folge davon ist, dass es im weiteren verlaufe gar unverständlich ist, wieso Imian (in w Morilean genannt) und Dietleib im lager vor Mauter erscheinen[2].

h 604—620 sind in w zwischen 611 und 612 ausgelassen. ihr inhalt ist folgender : Hildebrand beendet vor Ute und de

[1] besser wäre es freilich gewesen, etwa h 587 (= w 595) gleich h 463 (= w 590) anzufügen.

[2] allerdings tritt Imian nicht erst, wie Stark s. vi angibt, in w 65 auf, sondern wird schon in w 650, 4 : ohne namen als *'ein kunig'* eingeführt aber viel besser wird dadurch die sache nicht.

Wülfingen seinen bericht über seine und Dietrichs erlebnisse und fordert seine gemahlin und die helden auf, mit ihm nach Jeraspunt zu ziehen. Wolfhart reitet nach Raben, um auch Witege und Heime zu laden und kehrt wider zurück. er und andere recken äufsern ihre kampflust. — der anlass, die partie zu übergehen, lag für unsern schreiber wider in ihrer ersten strophe h 604. schon h 601—603, die w durch 609—611 widergegeben hatte, waren eine blofse widerholung. nun beginnt h 604 : *ein bote wart nâch uns gesant : z Ârône kom er ûf gerant.* der schreiber merkt also, dass die widerholung weiter geht. die in h so häufigen botensendungen, die ihm beim abschreiben mühe machten, den gang der handlung aber mehr hemmten als förderten, waren ihm wol ganz besonders verhasst. er lässt also eine partie aus. dass er gerade mit h 621 (= w 612) wider anhebt abzuschreiben, erklärt sich daraus, dass er aus den anfangsworten dieser strophe '*Ir helde, gehabent iuch gar wol*' die hoffnung schöpft, Hildebrand breche nun auf, und es werde also endlich etwas geschehen. er irrt sich jedoch abermals, denn erst in h 629 (= w 620) reitet Wolfhart und zwar allein ab, und erst h 709 (= w 641) erfolgt der allgemeine aufbruch. — auch hier hat es der schreiber nicht für notwendig erachtet, die lücke auszufüllen, und auch hier ist die folge davon, dass später (w 619, 646 ff) das auftreten zweier personen, Wittichs und Heimes, unmotiviert bleibt.

Es fehlen ferner[1] h 651—710, an deren stelle in w nur 641 steht, die ich nicht mit Stark geradezu = h 709 setzen möchte. inhalt der ausgefallenen partie : Wolfhart verlangt, Hildebrand möge den weg nach Mauter weisen. Witege und Heime treffen in Bern ein. mit ihnen ziehen die Wülfinge nach Jeraspunt, werden empfangen und drei tage bewirtet. Imian und Dietleib kommen in Jeraspunt an und werden begrüfst. aufbruch gegen Mauter. — wir haben es hier nicht mit widerholungen zu tun, wol aber mit einer umständlichkeit, die dem schreiber überflüssig schien[2]. warum sollten die helden zuerst nach

[1] der verlust von h 638 ist wol graphisch zu erklären. die strophe hat dieselben endreime wie die vorhergehnde.

[2] vielleicht machten ihn auch h 652, 1. 2 kopfscheu : *Bî der wîlen alzehant dô kam ein bote dar gerant.* solche boten mochte sich der bearbeiter gewöhnt haben als ungünstige vorzeichen weitläufiger schreiberei zu fürchten.

Jeraspunt und erst von da nach Mauter ziehen? der bearbeiter hält sich an die von ihm eben übersetzten worte Hildebrands h 650, 1. 2 *Dar umbe rîten wir dâ hin : gên Mûter stêt mir ie der sin,* und springt sofort zur ausführung dieses vorhabens über, di. auf h 711 : *Niht langer dô gebiten wart. si îlten balde ûf die vart.* zur überleitung schiebt er eine strophe, w 641, ein, deren anfang (v. 1—11) sich inhaltlich mit der vorletzten strophe der ausgefallenen partie deckt, nämlich mit h 709, während sich ihr schluss an die erste strophe desselben abschnittes anlehnt (s. 12. 13 vgl. h 651, 1. 2). — das ausbleiben der eben besprochenen partie hat die folge, dass Hildebrands versprechen, die Wülfinge in Virginals gezelt nach Jeraspunt zu bringen (w 594 = h 587, 7. 8) für jetzt unerfüllt bleibt, da sie geradewegs gegen Mauter ziehen.

Aus ähnlichem grunde scheint h 768—774 in w durch 699 ersetzt zu sein[1]. das bestreben des schreibers, die handlung rascher zum ziele zu führen, zeigt sich schon in w 698 (= h 767). er hat wol schon, eh er diese strophe zu ende schrieb, die absicht gehabt, h 768—774, die Dietrichs empfang und bewirtung im lager der Wülfinge ausführlich erzählen, zu überspringen, und zu diesem zwecke die strophen mit einem blicke überflogen. die letzte der zur ausscheidung bestimmten strophen, h 774, enthält in v. 2 die ankündigung *ich vüere iuch zuo der künegin* (= zu Virginal). nach dieser zusammenkunft zwischen Dietrich und Virginal, die das ende des gedichtes herbeiführen muss, drängt der bearbeiter hin. daher ändert er h 767, 10. 11 entsprechend um. in der vorlage lauteten die verse : *sî vuorten den Bernære rîlich in des küneges zelt* (= in das zelt Imians). w aber sagt (698, 10. 11) : *da furt man den Pernere frolichen zu der kunigin zelt* (= in das zelt der Virginal). nun kann der schreiber aber diese änderung doch nicht aufrecht erhalten, denn h 775, mit der in h ein neuer inhalt beginnt und mit der w daher wider einsetzen will, hebt mit den worten an : *Dô sprach der vürste Nitgêr ze sîner schœnen swester her . . . .* Nitger und seine schwester aber befinden sich in Mauter, nicht bei Virginal.

[1] die in w fehlende einzelne strophe h 744 ist oben nicht erwähnt. sie hat in der vorlage gestanden, denn w nimmt aus ihr den namen Gerwart nach w 675, 1 hinüber. die kürzung entsprang wol der ungeduld des schreibers.

deshalb fängt der bearbeiter die strophe 699, mit der er seine auslassung verdecken will, mit der angabe an *Er* (= Dietrich) *reit gen Mauter wider ein* und lässt empfang und bewirtung Dietrichs, die er nun stark kürzend im anschlusse an die von ihm ausgelassenen strophen h 768. 770—772 berichtet, in Mauter vor sich gehn. — eine heillose verwirrung ist die folge dieser unüberlegten änderungen: nach w 698, 11 wird Dietrich zur königin Virginal, also nach Jeraspunt geführt, nach w 699, 1 reitet er aber nach Mauter zu Nitger und Ibelin (Lorina), nach w 700ff ist er jedoch in übereinstimmung mit h trotzdem noch im lager der Wülfinge vor Mauter.

Sodann fehlen in w die strophen h 779—858. der schreiber will rascher h 859 erreichen (v. 2. 3 *si zogeten durch den grüenen walt hin gegen des brunnen vlusze* = nach Jeraspunt zu Virginal). das übersprungene ist ein inhaltlich wenig bietendes, an widerholungen reiches stück: Nitgers gemahlin und schwester werden im lager empfangen. streit zwischen Wolfhart und Hildebrand. aufbruch nach Jeraspunt, wohin der eintreffende Bibung alle einladet. Dietrich erzählt ihm seine (dem leser bereits bekannten) erlebnisse (804—826). Bibung wird mit einem briefe entlassen und kehrt heim (827—837). er wird empfangen und erstattet bericht (838—847). aufbruch aus dem lager. gespräch zwischen Dietrich und Hildebrand. — davon dünkt den schreiber nur einiges aus dem anfang nötig. in den strophen w 704. 705, die er an stelle der übergangenen einfügt, gibt er ungefähr den inhalt von h 779. 781. 782 und (durch w 705, 10. 11) den inhalt einer in unserem texte von h fehlenden[1] strophe wider. — der umstand, dass der bearbeiter hier einen besseren text von h vor augen gehabt hat als heute wir, bewürkt, dass auch in seinem auszuge die sache besser stimmt als in der uns vorliegenden gestalt von h. das ist aber kein verdienst unseres schreibers, und das bestreben, widersprüche zu beseitigen und lücken auszufüllen, war keineswegs die ursache seines vorgehns. seine vorlage war eben hier von

[1] dass hier in h eine strophe fehlt, die w vor sich gehabt hat, wird später gezeigt werden. einstweilen genüge der hinweis auf Zupitzas bemerkungen zu h 770ff (Deutsches heldenbuch v 286), der auch über die schlechte beschaffenheit, die der text von h hier aufweist, klagt, wenn er auch von der annahme von lücken kein befriedigendes ergebnis erwartet.

diesen mängeln frei. zuzugeben ist nur, dass er bei dieser auslassung — ausnahmsweise — nicht selber verwirrungen angerichtet hat.

Schliefslich hat w noch die drei strophen h 916—918 zwischen w 763 und 764 übersprungen. der schreiber drängt wider vorwärts. er will h 919 erreichen (v. 4 *nu zogen über den brunnen kalt* = zu Virginal). die übersprungenen strophen enthalten die fortsetzung eines in h 915 begonnenen wortwechsels zwischen Dietrich und Hildebrand. dort hatte der Berner seine worte mit der aufforderung beendet : *lânt vürbaz iuwer strâfen sîn.* dass nun Hildebrand doch antwortet, scheint dem schreiber zwecklos. er nimmt aus dem folgenden gespräche der beiden helden nur h 917, 6 (*wir suln dirre rede verswigen*), legt diese worte, die in h wider Dietrich spricht, dem Hildebrand in den mund (*Nun schweiget, sprach her Hildeprant*), so dass nun beide helden in dem wunsche, die unterredung abzubrechen, übereinstimmen. die unzukömmlichkeit, dass nun das gespräch nur eingeleitet zu sein scheint, um sogleich wider beendet zu werden, dass ferner Hildebrand den vorwurf der 'verzagtheit' (h 915, [illegible] = w 763, 7. 10) ohne entgegnung hinnimmt, dass endlich mi[illegible] h 918 auch der bericht von dem ende des kurz vorher h 89[illegible] = w 742) begonnenen drachenkampfes ausfällt, — das all[illegible] bekümmert unsern schreiber nicht.

Mit w 766 (= h 921) verlässt der bearbeiter die mit h ve[illegible]wante vorlage, um nur noch einmal zu ihr zurückzukehren. [illegible] h 920, 8. 9 hatte die vorlage angekündigt : *wir sullen schiere bevinden die küneginne Virgināl.* in seiner von uns schon mehrmals beobachteten ungeduld nach dieser zusammenkunft übersetzt der schreiber, der auch einige ausdrücke nicht versteht, diese ankündigung so, als ob nun das ereignis selbst schon vor sich gienge. erst am ende von h 921 (= w 766) merkt er, dass er sich dabei durch die andeutungen des originales voreilig habe zu irrtümern hinreifsen lassen, und geht nun von h ab. man vergleiche die vorlage, h 920. 921 mit der übersetzung w 765. 766.

h	w
Dô sprach meister Hildebrant	Nun wol auf, edler herre mein!
'herre, entgerwent iuch zehant.	wir wollen zu der kunigein[1],
wir ligen sicherliche.	vil edler Ditereiche,

[1] *entgerwent* versteht der schreiber nicht.

und ir, edelen ritter guot,	mit unser werden ritterschaft,
wesent alle hôchgemuot	so kumen wir mit heres kraft
und sint ouch vrŏuden riche.	hin zu der kŭnigin reiche;
lânt uns ruowen ûf der wal.	wir wollen reiten perg und tal[1],
wir sullen schiere bevinden	pis wir die frawen finden.
die küneginne Virginâl:	es wart die kunigin Virginal
under der grüenen linden	unser bei einer linden,
sullen wir gemaches pflegen.	da wurt man unser aller pflegn
tragent her vleisch, wîn unde brôt'.	in er und hoher wirdikeit,
des vrŏut sich manec zierer degen.	des frewet euch, ir kuner degn.
Ez was allez wol bestalt,	Die kunigin het vor bestalt,
ê si kômen durch den walt,	ee das si kamen für den walt,
swaz man erdenken kunde	was man erdenken künde
spîse reine und dâ bî guot,	von reiner edler speise gut,
vor allem valsche wol behuot.	als mangen werden gesten tut.
si wurden an der stunde	si wurden zu der stunde
von âventiure aldâ sagen	von hubscher abenteŭre sagen,
biz daz man ezzen gienge.	und wie es in erginge.
dô wart ouch her Wolfhart klagen	Wolfhart der ward den frawen[2] clagen,
wie in der wurm gevienge.	wie in ein wurm dort finge,
si sprâchen 'tuo die rede hin.	da er kam zu der kunigein[3].
wir hân alle geliten nôt,	si richten sich gen dem gezelt
biz daz wir her bekomen sîn'.	Hilprant und manger ritter fein.

da der schreiber nun sieht, dass er sich mit seiner eile nicht in übereinstimmung mit seiner vorlage befinde und dass diese immer noch keine miene mache, die helden bei Virginal eintreffen zu lassen (— in h wird erst noch Beldelin mit einem briefe an Virginal und von dieser mit der antwort von Dietrich zurückgesant, und aufserdem reitet noch Bibung den gästen entgegen —), wird er der sache überdrüssig und beginnt aus der andern vorlage sofort da abzuschreiben, wo die ankunft Dietrichs erzählt wird, w 767 : *Si zugen uber walt uud felt und wanten sich gen dem gezelt .... hin da die edel kunigein wonet mit iren megetein* usw.

Unglücklicherweise hat es aber der schreiber dann doch noch einmal — und zwar an ganz unpassender stelle — mit h versucht und mitten in eine aus der andern hs. genommene partie einige strophen aus h gestellt : es sind nämlich h 923. 924. 926.

[1] *wal* versteht der schreiber nicht.

[2] gemeint sein können nur Virginal und ihre frauen, denn beim heere befinden sich in w keine frauen.

[3] der schreiber merkt seinen fehler, darum fügt er bei : 'nämlich erst später tat Wolfhart das, *da er kam zu der kunigein*'.

955—959 = w 790—797 und h 961 = w 800. der compilator erzählt also mit weglassung alles dessen, was ihm überflüssig scheint, die zusammenkunft Dietrichs mit Virginal nach h. da er aber dieses ereignis unmittelbar vorher (w 767—789) schon einmal nach d berichtet hatte, werden nun Dietrich und die seinen von Virginal zweimal empfangen. Stark merkt zwar den schaden auch, aber nicht seine ursache. er meint (s. x): 'die begrüfsung Dietrichs durch Virginal in den strophen 793—79 (h 955—959) zeigt, dass die königin den Berner früher noch nicht gesehen haben kann, jene strophen [nämlich w 767—789 demnach hier ungehörig sind. der grund dieser verwirrung schein in der weglassung der in h stehnden strophen 651—679 z liegen'. dem kann ich nicht zustimmen. nicht w 767—789 sondern die aus h stammenden w 790—797 sind hier ungehörig und der grund der verwirrung ligt nur darin, dass sie hier eingeschaltet sind. würde man mit Stark h 651—679 ergänzen, s wäre damit gar nicht geholfen; scheidet man aber w 790—79 aus, so verläuft alles in schönster ordnung, denn w 789 und 79 schliefsen ohne weiteres an einander an.

Die art, wie unser redactor h verlässt, ist also um nicht geschickter als das verfahren, mit dem er seinen grofsen ein schub aus dieser fassung des gedichtes beginnt. damals war nahe daran gewesen, denselben vorgang zweimal, zuerst nach dann nach h, zu erzählen, jetzt tut er es würklich. damals i er nach dem ersten mislungenen versuch, nach h zu gelang (w 492 = h 241), für einen augenblick wider auf d zurückg fallen (w 493), um erst mit einem zweiten anlauf (durch w 49 den übergang zu h zu gewinnen (w 495 = h 308), — und au zum schlusse kehrt er zu h, das er mit w 766 (= h 921) sch verlassen hatte, mit w 790 (= h 923) abermals zurück und ma nach dieser letzten einschaltung noch einen allerletzten versu indem er auf die schon wider aus d geschöpften strophen w 7 799 noch eine aus h abgeschriebene (w 800 = h 961) folg lässt. sein unentschlossenes tasten, die art, wie er einers zwei verschiedene vorlagen verbinden will, sich dann aber d von der gerade benutzten nicht trennen kann, verrät denselt mangel an überblick und beherschung selbst des unmittell folgenden, den auch im innern der grofsen einschaltung w 495—7 seine auslassungen zeigen. diese haben alle ihren grund in d

rwillen des schreibers gegen arbeit, die ihm überflüssig dünkt. ill zwar aus h alles in seinen text aufnehmen, was h an in-ich neuem vor d voraus hat, aber nicht mehr. da er sich nicht die mühe nimmt, voraus zu lesen, weiſs er nur sehr n zur rechten zeit anzufangen oder aufzuhören. es ist richtig, Wilmanns (Zs. 15, 306) sagt, dass durch sein verfahren che lästige widerholung in wegfall gekommen ist', ja mehr- waren solche widerholungen der anlass seines vorgehns, er hat doch durchaus nicht alle vermieden und sogar neue ingebracht, und die unklarheiten und widersprüche, die er chuldet, würden das ende seines gedichtes im einzelnen ge-zu unverständlich machen, wenn wir nicht h und d zum leiche besäſsen.

Wir haben aber noch ein mittel, den schreiber von w kennen ernen. bisher betrachteten wir sein verfahren im groſsen, soll seine 'kunst' als dichter im einzelnen aufgezeigt werden. rial dazu bieten die strophen, die nach dem vorhergegangenen eigentum des schreibers von w erkannt wurden, nämlich 94. 585. 586. 699. 704. 705. diese sind, uzw. groſsenteils lich, aus strophen der vorlage, die w übersprungen hat, zu-mengetragen, zeigen also völligen mangel an selbständigkeit groſse unlust zu eigner tätigkeit. ich setze die betreffenden en hierher.

w 494 benutzt aus der von w übergangenen partie h 234—240. —307 vornehmlich die strophen h 304—307, aber zur her-ihrung der übergänge auch die in w beibehaltenen strophen 9 und h 308 f.

w 494, 1—13:	h 307, 1—3:
h kuner helt verwapnet wart,	Diu ritterschaft schôn ûf die vart
irsten da die herefart	ze velde dô beschouwet wart,
nger wolten sparen.	ir ros und ir gereite.
	h 305, 11:
n Bibung gefaren her,	sô wil ich (= Bibunc) varen ûf die vart.
	h 308, 2. 3:
	her Bibunc ... kam in den hac zArône.
vie es umb die fursten wer[1]	
	h 309, 1:
er wolt er erfaren.	Diu mære wolder baz ervarn.

[1] vgl. h 140, 13 *wiez umb die helde ergangen sî*, h 141, 7 *wiez umb ürsten sî getân.*

	h 307, 11:
aufs dem gezelt het in gesant	gezelt *zuletzt erwähnt.* h 304, 11: wir senden in ein boten ê.
die edel kuniginne	
. . . .	
das si	
	h 308, 11:
	die wolden zuo den vrouwen komen.
dar kamen zu der frawen schar:	305, 4:
	der vrouwen schar.
	h 229, 12. 13:
si warten alle tegeleich,	si wartent iur ein ganzez jâr:
und wann die fürsten kemen dar.	ir müezent ir ze hûse komen[1].

ganz ähnlich lehnen sich w 585. 586 an verse der übersprungenen partie h 399—460 an, die unser schreiber vorher offenbar rasch durchgesehen hat:

w 585, 1—13:	h 400, 1. 2:
Da sprach von Pern her Ditereich:	Dô sprach von Berne er Dieterich
'ir edle maget minigleich,	'vil kiusche maget wunneclich.
	h 397, 7:
ein rat solt ir mir geben,	gip mir ein getriuwen rât.
	h 436, 2—4:
	. . . . sô gebent rât
wie ich mocht einen poten han	waz botschaft weln wir senden
nach manchem wunderkunen man,	den vrouwen unde Hildebrant?[2]
. . . .	
	h 430, 11. 12:
das sie dort westen, wie es gat	wisten si den kumber min,
wie ich lig hie gefangen	daz ich hie gevangen bin[3]
	h 436, 7. 8:
zu Mauter gar in grofser not,	ir ligent ze Mûter sunder danc
wie es mir ist ergangen.	swær ûf den lîp gevangen
. . . .	
	h 398, 1. 2:
'ir seit gewert, ir werder man',	Dô sprach diu wunnencliche magt
so sprach die maget miniglich.	'min helfe si iu unversagt[4].
w 586, 1—10:	h 433, 12. 13:
Ein schneller pot ward hin gesant	den vrouwen wirt . . .
	ein bote snel . . . gesant.
	h 436, 3. 4:
der kunigin und her Hildeprant,	waz botschaft weln wir senden
	den vrouwen unde Hildebrant?

[1] vgl. auch h 232, 10—13. [2] vgl. auch h 433, 12. 13.
[3] vgl. auch h 446, 11. 12 und h 435, 13. [4] vgl. inhaltlich auch h 433, 10—13. 434, 9. 10 und zur anrede h 4

	h 455, 13:
der sagt in pald die mere	diu mære.
	h 445, 12:
wol von der jungen herzogein,	ein herzogin. h 457, 5: diu herzoginne.
	h 453, 7: *worte des boten*: 'got grüeze dich, edeliu künigîn'·
auch sagt der pot der kunigein	h 456, 3. 4: *worte des briefes*: 'man grüezet hie . . . ein gelobeten künigîn'.
	h 457, 6:
wol von dem Perner here,	des dankte der von Berne.
. . . .	
	h 457, 1. 3:
wie daz sein pfleg ein schone magt	. . ein juncfrou fîn : si pfliget des heldes (*des von Berne*) gerne.

w 586, 11—13 nimmt dann den inhalt der in h (und w) folgenden antwort Hildebrands vorweg[1]. w 699 schöpft aus den übergangenen strophen h 768—774, aber mit inhaltlicher änderung, die schon w 698, 11 beginnt (*zu der kunigin zelt* statt *in des küneges zelt*) und im früheren (s. 200) schon besprochen worden ist.

w 699, 2—13:	h 768, 1:
da in enpfing das megetein	Die enpfiengen in (juncfrou Ibelîn *genannt* 770, 9).
	h 768, 7:
und vil der schonen frawen.	die vrouwen alle gar, *vgl. auch* 769, 3.
	h 770, 5. 7:
vil edler speis bracht man im dar	brôt unde wîn . . .
und auch den külen wein so klar:	daz buten riter und knehte dar.
	h 772, 5:
sein unmut was verhawen.	machte den vürsten wol gemuot (*vgl. auch* h 768, 13. 770, 2).
	h 771, 2. 3:
was man ie hoher wirdikeit	daz man vür künege ie getruoc.
auf erden kund erdenken,	die meister des erdâhten.
	h 770, 4:
das was im williglich bereit	die taveln schône sint bereit.
. . . .	
	h 772, 12. 13:
geleid er ie kein ungemach,	hât iuwer sorge ein ende genomen,
des ward er wol ergezet seit[2].	iur leit und iuwer ungemach?'

[1] vgl. übrigens zu w 586, 11. 12 auch h 430, 9—13.

[2] auch im reimklange erinnert manches an die ausgelassenen strophen, so w 699, 3. 6 *frawen : verhawen* — h 769, 3. 6. 774, 3. 6 *vrouwen : schouwen*; w 699, 4. 5 *dar : klar* — h 770, 7. 9 *dar : war*; w 699, 7. 9 *wirdikeit : bereit* — h 770, 4. 5 *bereit : geleit*.

w 704. 705 stehen an stelle von h 779—858, von denen in w aber nur das wichtigste, nämlich der inhalt von h 779. 781. 782 ausführlicher widergegeben, anderes nur gestreift wird. h ist aber hier im einzelnen arg zerrüttet, manches, was w vor sich gehabt zu haben scheint, findet sich in h nicht mehr, der vergleich ist also, namentlich was wörtliche entlehnungen betrifft, hier erschwert. w 704—705 entsprechen ungefähr h 779, 1—9. w 704, 6 ist ein blofser flickvers, 7—10 : *manch liplich red und susse wort aufs rotem mund erginge, das der furst gerne von ir hort, den Wikram felschlich finge* bezieht sich wol auf die lange widerholung von Dietrichs schicksalen h 804—826 (vgl. besonders h 805, 1. 2 : *Er was geheizen Wîcram, mit valschen reden er ûf mich kam.* 819, 11 *rôter munt* u. dgl.). im folgenden vergleiche man wider:

w 704, 11—13:	h 781, 9 ff:	h 775, 6 ff
'her', sprach die edel herzogein,	'ich (= diu herzogîn)	
'wolt ir uns einer pet gewern,	bite iuch durch den willen mîn	bite in sunder e
mich und die schone maget fein.	und durch die maget reine	
w 705, 1—9:		
Das ir durch frawen hochgeert[1]	daz ir	daz er dise ves
die burk wolt lassen unversert.	diz lant uns wellet lân	uns lâze unzer
. . . .		
dar umb, ir hochgelopter man[2]		wir wellenz ge hân
woll wir euch dienen gerne	enpfân von iu ze lêhen:	von ime die leben
und allzeit wesen undertan'.	daz sol an iuwern gnâden stân.	und sol an siner

w 705, 10. 11, wo Dietrich die entscheidung der bitte Hildebra überlässt, bezieht sich wol auf eine in h ausgefallene stroph w 705, 12. 13 geben den inhalt von h 782 wider.

Anhangsweise wäre hier noch w 641 zu besprechen, d Stark = h 709 setzt. in wahrheit verhält sich die sache folge-dermafsen : mit w 640 hatte der schreiber die partie bis h 65 0 übertragen, mit w 642 setzt er bei h 711 wider ein. an stel e der ausgelassenen strophen h 651—710 steht in w nur w 64 , die zuerst den inhalt der letzten beiden strophen des übergangene n teiles, nämlich von h 708. 709 in engerem anschlusse an 70 9 widergibt, in den beiden schlussversen aber den anfang jene s teiles, nämlich h 651, 1. 2. man vergleiche w 641, 12. 13 d r

[1] vgl. h 776, 7 *daz erz durch vrouwen gerne tuot.*

[2] vgl. h 776, 13 *des muoz er (= Dietrîch) sîn ein biderber man'.*

zu gab in gar weisen rat in trewen meister Hildeprant mit h 651, 1. 2: *Her Hildebrant, nu gebent rât, als iuwern êren wol an stât.* demnach ist also auch das ende von w 641, das zunächst — im vergleiche mit h 709 — eigentum des schreibers von w zu sein scheint, aus der vorlage genommen. das verfahren des schreibers ist also auch hier ganz so wie anderwärts[1].

Die früher unternommene charakterisierung des compilators von w erhält durch diese betrachtung der einzelnen von ihm selber verfassten strophen nur eine bestätigung: er hat solche nur notgedrungen 'gedichtet' und zeigt sich auch in ihnen nicht schöpferisch, sondern bis auf den wortlaut herab von seiner quelle abhängig[2].

Wir haben damit für das folgende festeren boden gewonnen: das bild des überarbeiters ist eindeutig, das, was ihm zugetraut werden kann, ziemlich eng umgrenzt, und namentlich gezeigt, dass ihm erstens gröfsere strophenreihen überhaupt nicht und auch einzelne strophen dann nicht zuzuweisen sind, wenn sie selbständiges verhalten dem stoffe gegenüber, motivierung kommender partien udgl. aufweisen. wo sich solche in w finden, müssen sie — einerlei ob sie durch andere fassungen des gedichtes von Dietrichs ersten taten bestätigt sind oder nicht — jedesfalls auf die vorlage oder besser gesagt auf eine der beiden vorlagen von w zurückgeschoben werden.

Abgrenzung der vorlagen.

Schwierigkeiten macht besonders der anfang. hier nämlich wechseln mit einander ab strophen, die allen drei dichtungen gemeinsam sind, solche, die w nur mit h oder nur mit d teilt, und endlich solche, die ausschliefsliches eigentum von w sind. da wir ein compliciertes verfahren schon im allgemeinen einem compilator jener zeit nicht zutrauen werden, ganz besonders aber nicht dem manne, von dessen tätigkeit bisher gesprochen wurde, muss es sache einer eingehenderen prüfung sein, die auf den ersten blick verworren scheinenden verhältnisse zu vereinfachen.

[1] auf die formale seite der 'eigenen' strophen von w bin ich absichtlich nicht eingegangen: sie unterscheiden sich in dieser hinsicht von den alten nicht erheblich, da der überarbeiter ja auch diese in das metrische und sprachliche gewand seiner zeit gehüllt hat.

[2] sein würkliches eigentum sind fast nur flickverse wie 585, 6 *nu merket mich gar eben*, 704, 6 *nu mügt ir horen gerne* udgl.

Die strophen w 1. 2 sind nur noch in d bezeugt, also wol aus der vorlage genommen, die mit der quelle von d verwant war. sie handeln vom vater und von der erziehung des heiden.

Dagegen weist die ganze partie w 3—37 aufser zahlreichen plusstrophen von w nur solche auf, die sich entweder in d und h oder, und deren sind mehr, nur in h finden, usw. als h 1—12. man darf also annehmen, dass w 3—37 auf grundlage von h 1—12 entstanden ist[1]. inhalt dieser partie ist die weitere vorgeschichte des heiden, die der Virginal und Hildebrands erfolgreiche bemühungen, seinen herrn zum bestehn des abenteuers anzutreiben. die letzte strophe erzählt, wie burg, stadt und land einem bürger anvertraut werden.

Es folgt nun der abschnitt w 38—130. er berichtet vom aufbruch und von der fahrt Dietrichs und Hildebrands und von dem zusammentreffen des letzteren mit Madius bis zur ankunft des heiden. nur h und nicht auch d kennt nach Stark die strophen w 45. 48. 72. 85. 94. 96 (w 68 hat mit h 24 nur den ersten vers gemein). von diesen ist aber sogleich 94 auszuscheiden, denn die strophe ist tatsächlich in d bezeugt (vgl. w 94, 7. 8. 12 und d 17, 5. 6); w 72 ist inhaltlich nicht zu entbehren und scheint mir auch durch d 13, 9—11 gestützt zu sein[2].

Aber auch die andern nur in h und w vorhandenen strophen haben sicher auch in der vorlage von d gestanden, die uns ja nur durch den stark und rücksichtslos kürzenden auszug vertreten ist: w 85 (= h 31) und w 96 (= h 37) sprechen von brünne, sarwat, ross und schwert des helden, und diese wichtigen teile der ausrüstung werden wol auch in den 'wâpenliet' der quelle von d nicht unerwähnt gebliehen sein, die sogar schuhe, zaum und pferdedecke beschrieben haben (d 14, 11. 15, 7. 15, 5.) auch die strophe w 48 (= h 17) ist erst beim anfertigen des auszuges weggefallen. sie schliefst: *ir vüert mich mit iu ûf den plân* (: *lân*), vers 11 der unmittelbar vorangehenden strophe lautet ebenso (reim : *hân*). ähnlich steht es mit w 45 (= h 14), nur dass hier der anfang schuld war: *Ez reit ûz Berne, alsô manz seit, . . . her Dieterich von Berne*, vgl. w 46 (= h 15): *Eins morgens vrüeje daz geschach, daz mans* [illegible]

[1] die plusstrophen von w hat unser schreiber [illegible]

[2] ich halte d 13, 11 für ein misverständ[illegible]

ı *sach.* der ausfall in d erklärt sich also graphisch durch eiten des auges von einer stelle zu einer formell und inhalt- ähnlichen. als entscheidend bleiben also nur die strophen g, in deren besitz w mit d gegen h zusammenstimmt. es dies w 38. 39. 42. 50. 56—60. 62—65. 70. 71. 76. 84. 86. 91. 93—95. 99—102. 104. 106. 123. 124. 127. 129 [1], von en Stark allerdings nicht alle verzeichnet (die nötigen hin- se s. u. s. 220 f). demnach beruht die partie w 38—130 auf mit d zusammengehörigen vorlage [2].

In w 131—185 wird Hildebrands kampf mit dem heiden ihlt. nach Stark sind nur von h bezeugt w 136. 138. 140.). 164. 168. 174. 175. 185 (von w 134 sehe ich hier ab, da in h an ganz anderer stelle erscheint). es ist aber nachzu- en, dass von diesen zwei doch auch in d belegt sind : 140 s 5—13 durch d 22, 5. 6) und 164 (durch d 25, 7—13). andern strophen sind nicht beweisend : w 136. 138 = h 42. standen auch in der vorlage von d und sind erst in dem zuge übersprungen worden, indem der verfasser desselben dem ende der strophe w 135 auf den anfang von w 139 überglitt. vgl. w 135 (= h 44) 12. 13 : *der wise* (= *Hilde- nt*) *balde ansihtec wart den starken heidenischen man* und 139 (= h 46) 1. 2 : *Der heiden zorneclichen sprach, dô er Hildebranden sach.* auf ähnliche weise sind erst beim ssen des auszuges verloren gegangen w 168. 174. 175. der reiber, der eben (in d 26, 10—13) das ende von w 167 ergegeben hatte, glaubte, er sei schon bis w 176 gekommen, fuhr daher mit dieser strophe fort (in d 27, 1—3). später rkte er sein versehen wol, trug aber nur w 169. 170 (= h 63. mit d 27, 4—13 nach. zum verständnis jenes fehlers muss die in h erhaltene ursprüngliche fassung von w 167 und zurückgegangen werden : h 61, 8 (: 10) lautet *vürwâr daz ein wunder* (: *bevunder*), h 65, 8 (: 10) *daz nimt mich iemer nder* (: *kunder*). in beiden strophen ist ferner Hildebrand der ende : h 61, 1 *In zorne sprach her Hildebrant* und h 65, 1 *wise* (= *Hildebrant*) *sprach.* — weiter muss auch w 185 h 71) in der vorlage von d gestanden haben, da sich w 184

[1] w 82 und 128 scheinen mir nicht durch d gestützt zu sein, s. u. s. 220 f.
[2] [illegible] enthält plusstrophen von w, für welche dasselbe abschnittes.

und 186 weder in der fassung von w noch in der alten (h 70 und 72) aneinander fügen. — w 150 ist nur zum teile = h 52. auch diese strophe, über die unten noch gesprochen werden soll (s. s. 234), ist dem original von d zuzuweisen (uzw. in der gestalt, wie sie h bietet) : das zücken der schwerter nach dem zerbrechen der speere und nach dem absitzen ist in einem ritterlichen zweikampfe ein zu wichtiger vorgang, als dass er übergangen werden konnte, wenn der zweikampf nur einigermafsen ausführlich erzählt wurde. zudem passen w 149 und 152 ohne übergang nicht zusammen.

Es erübrigen also nur die strophen, die w und d gemeinsam haben : 141—144. 155. 166 [1]. 170. 176. 180. schon w 176 genügt zum beweise, dass w in dieser partie zu d gehört. denn abgesehen von der wörtlichen übereinstimmung zwischen w 176, 1. 2 und d 27, 1 enthalten nur d und w die inhaltlich wichtige angabe, dass der heide sich Hildebrand gefangen geben will.

Darnach stammen also auch w 130—185 aus der mit d verwanten vorlage, wie der vorige abschnitt.

Die nun folgende partie w 186—222 berichtet von Dietrichs kampf mit den 80 mannen des heiden bis zum eingreifen Hildebrands. hier sind alle strophen, die w mit h teilt, zugleich in d gestützt, auch w 193 und 216, zu denen Stark keine parallele aus d notiert. es sind nämlich w 193, 4—13 durch d 31, 5—7 wenn auch ungeschickt widergegeben (man beachte besonders das wort *kunst* in w 193, 7 und 12, das sich auch im auszuge noch erhalten hat in d 31, 7). von w 216 endlich wird vers 4 durch d 36, 5 bestätigt. dem gegenüber aber besitzen d und w im vergleiche mit h ein gemeinsames mehr wichtiger strophen. (besonders von bedeutung sind hier w 197 ff.) es bedarf keines weiteren beweises, dass auch diese strophenreihe mit d verwant ist.

Es schliefsen sich nun an w 223—338. Hildebrands und Dietrichs gemeinsame abenteuer bis zum eintreffen Bibungs in Arone. von den strophen, die d bestätigt, fehlt in h nur w 268.

[1] diese sind von Stark nicht vermerkt. vgl. über sie s. 220 f. dagegen [illegible] w 148 und 162 ab: d 23, 7 gehört nicht zu w 148, 3, sondern stimmt [illegible] besser zu der fassung, die w 147, 11. 12 im original (= h 50, 11. 12) [illegible] d 23, 5 [illegible] zu w 16[illegible] (= h 55), 9. 10.

7—269, 6[1]. dagegen haben h und w nach Stark folgende in d nicht bezeugte strophen : w 224. 227. 246. 248. 249. 252. 253. 256—258. 261. 272. 282. 283. 305. 319. 320. von ihnen entfallen aber einige, die trotz Stark in d eine stütze finden, nämlich 224 (vgl. d 37, 6). 253 (2. 3 = d 45, 5). 261 (3. 4 = d 46, 7), 272 (5 = d 49, 8). 282 (2—4 = d 52, 13). 283 (2 = 53, 1). 305 (2. 3 = d 60, 2). bei andern erklärt sich der ausfall in d graphisch: w 245 (= h 122) beginnt : *Sî (= diu maget) kêrte von in in den tan, dâ manec kalter brunne ran*, w 247 (= h 124) : *Dô sach diu maget wol getân bî eime wazzer, daz dâ ran.* zwischen beiden ist in d die strophe w 246 (= h 123) verloren gegangen. — von w 248, 1 *Ez was* gieng d über auf w 250 = h 127, 1 *Ez was* und liefs so w 248. 249 aus. — der anfang w 256 (= h 133) und w 259 (= h 134), 1—4 ist ganz ähnlich:

256:	259:
Diu künegîn zühteclîchen sprach,	'Swaz sî (= diu künegîn) des ingesindes sach,
'sô liebe geste ich nie gesach:	dô gebôt sî unde sprach
des vröuwent iuch, ir meide.	'legt an iur beste kleider:
legent an keiserlîche wât.	uns koment liebe geste her.

es ist kein wunder, dass dazwischen w 256—258 ausgefallen sind.

Man vergleiche weiter w 319, 1. 2 und 321, 1. 2 in der alten gestalt (h 196 und 198):

Als sî (= Portalaphê) Helferich ersach,	Sî (= Portalaphê) gie dâ sî den vürsten (= Helferich) sach,
wider die vürsten er dô sprach.	Portalaphê diu reine sprach.

so erklärt sich der verlust von w 319. 320. — w 252 ist für den zusammenhang unentbehrlich, also erst in dem gewalttätigen auszuge weggeblieben : die worte *in vröuden* w 253 = h 130, 1 knüpfen an an *vröude* und *sich vröuwen*, *wunne* und *hôchgemüete* der in frage stehnden strophe. — es bleibt noch übrig w 227 = h 106. die verse 1—5 dieser strophe lauten fast wörtlich gleich mit dem anfang von w 33 in einer partie, die aus der mit h verwanten vorlage geflossen ist. diese hat also — im gegensatze zu h — die fraglichen verse schon an früherem orte verwendet. das spricht, scheint mir, eher dafür, dass w an unsrer stelle dem andern texte folgt.

[1] bei einigen strophen von w hat Stark, offenbar aus versehen, die nummern der in h entsprechenden nicht beigesetzt; es sind dies w 274. 276. 280. 285. 287. 295. 308 = h 150. 152. 156. 161. 163. 174. 185.

Darauf würde auch der d und w gegen h gemeinsame besitz von w 268, 7—269, 6 hindeuten, sowie der umstand, dass h 166—169 und h 212 in d und w fehlen. allerdings sind diese anzeichen nicht sehr sicher[1], es scheinen eben in diesem abschnitte h und die vorlage von d nicht erheblich verschieden gewesen zu sein, und deshalb findet sich auch kein recht deutlicher hinweis darauf, welcher von beiden w näher steht. da w jedoch in den vorausgehnden strophenreihen zu d stimmt und ebenso, wie gleich gezeigt werden wird, im folgenden, so ist die einfachere annahme, dass auch das dazwischenliegende, also eben w 223—338 aus der mit d übereinstimmenden quelle geschöpft ist, umsomehr, als für den schreiber von w gar kein grund vorhanden war, mit seiner strophe 223 die eine vorlage zu verlassen und zu der andern überzugehn, die sich von der früher benutzten gerade hier kaum unterschied.

Der nächste abschnitt beruht auf d. er umfasst w 339—491 und erzählt von der durch Bibung nach Arone überbrachten einladung Virginals, von den abenteuern auf Orteneck und der rückkehr der helden nach Arone. der gröste teil dieser partie hat in h überhaupt keinen beleg, nämlich w 353—491; nur die strophen w 369—371 sind, wie schon Stark anmerkt, mit h 234—239 zu vergleichen, stehn aber d viel näher. der anfang des abschnittes, w 339—352, war in h und der vorlage von d wahrscheinlich identisch, wenn auch der auszug ein paar strophen übersprungen hat. nach Stark sind in d nicht bezeugt w 342. 343. 348. 351. ich glaube aber eine spur von w 342 (vers 9) in d 70, 12 und von w 343 (vers 4. 5) in d 70, 13 zu erkennen, w 348 ist unentbehrlich, und w 351 durch ein versehen ausgefallen : w 350 = h 229 beginnt *Er sprach ir vürsten bédesament*, w 351 = h 230 : *Ir vürsten béide.* — h 231. 232 fehlen in w und d.

Das ergebnis ist also, dass in dem ersten teile von w (1—491) nur die strophen 3—37 ein aus h genommener einschub sind, während alles übrige aus der mit d verwanten vor-

[1] es könnten nämlich w 268, 7—269, 6 in h, die andern strophen in d und w durch abgleiten des auges verloren gegangen sein : w 268, 7 lautet *der grofse wurm her gen im kroch*, w 269, 7 in h (145) *er vor dem wilden wurme gie.* h 166, 1 ist fast identisch mit h 170, 3, und h 210, 1 sehr ähnlich mit h 212, 1.

lage abgeschrieben ist. die verhältnisse liegen also tatsächlich einfacher, als sie nach dem ersten eindrucke erscheinen.

Der grund, warum der compilator die partie 3—37 aus h abschrieb, ligt darin, dass h hier inhaltlich mehr bot, was schon ein flüchtiger vergleich lehren muste, während in den folgenden abschnitten bis w 491 die fassung d stofflich reicher war.

Fast man alles zusammen, so ergibt sich (abgesehen von den selbstgedichteten übergangsstrophen des schreibers) folgendes:

es stammen	aus d:	aus h:
	w 1. 2	w 3—37
	w 38—491	w 492
	w 493	w 495—766
	w 767—789	w 790—797
	w 798. 799	w 800
	w 801—866.	

die vom compilator selbst verfassten strophen w 494. 585. 586. 699. 704. 705 lassen auch noch ihre quelle erkennen: sie beruhen, wie oben gezeigt wurde, gleich ihrer umgebung auf h.

Die mit h verwante vorlage.

Aufser den eben aufgezählten strophen haben jedoch die mit h verwanten partien von w noch einige, die sich in der 'Virginal' nicht finden, die aber auch nicht vom schreiber von w herrühren können, da sie kenntnis des weitern verlaufs zeigen, auf diesen vorbereiten oder ihn im voraus motivieren sollen. es sind dies w 8—15. 17—24. 26. 28. 32. 34. 502, 12—503, 11. 685. 753. sie müssen bereits in der vorlage von w gestanden haben.

Von diesen strophen sind zunächst zusammen zu betrachten w 502, 12—503, 11 und 685. die erstere soll etwas erklären, was später erzählt wird, nämlich dass Dietrich ohne brünne reitet und daher dem riesen Wicram wehrlos in die hände fällt. das fehlen der rüstung wird später (in h 321, 4 ff = w 509, 4 ff) von Dietrich beklagt, der interpolator der vorlage hält es nun für nötig, schon vorher zu berichten w 503, 1 ff: *Her Diterich an harnasch reit, kein waffen furt der helt gemeit, dan golt und licht gesteine das furt an im der kun weigant.* aufserdem berichtet die strophe noch, dass Mauter von zwölf riesen bewacht werde, die in der nähe in einer höhle liegen. in h folgt dies erst später, zuerst 359, 7 = w 545, 7, bez. 365, 3 ff = 551, 3 ff. —

als dann Dietrich in der gefangenschaft die erlaubnis erhält, gegen Wicram zu kämpfen, und gewappnet wird, erinnert sich der interpolator, dass sein held ja ohne waffenrüstung in die gefangenschaft geraten war. er schiebt also die strophe 685 ein, in der berichtet wird, wie man diese von Hildebrand habe holen lassen. auch den letzten vers der vorhergehnden und die beiden ersten verse der folgenden strophe hat er im zusammenhange damit geändert.

w 753 ist eingeschoben, um das *er* in h 906, 1 (= w 754, 1, aber dort umgestaltet) deutlich zu machen. dass damit Helferich und nicht Rentwin gemeint sei, tritt in h erst in v. 3 hervor.

Interessanter sind w 8—15. 17—24. 26—28. 32. 34. diese strophen nennen zum erstenmal den namen der weiblichen hauptperson, Virginal (9, 7), und erzählen von ihr und ihrem berge in Tirol (9—11); sie motivieren den zug des heiden gegen Virginal (12—15 : er wird auf die klage des von ihr verbannten zwerges Elegast unternommen) und berichten von dem siegreichen kampfe des heiden und seiner mannen mit den riesen der königin (17—24). sie zeigen ferner mit gröfserer deutlichkeit Hildebrands bemühungen, Dietrich zur hilfe für Virginal zu bewegen, und arbeiten das motiv, das für letztern schliefslich entscheidend ist, mehr heraus (26—28. 32. 34. in letzterer hinsicht vgl. besonders 28, 9. 10 : *schon frawen brachten in darzue mit irer süssen minne*). zweck dieser einschaltung war also : angabe eines wichtigen namens, vorgeschichte einer hauptperson, motivierung von Orkises zug und von Dietrichs aufbruch.

Es ist nun auffallend, dass fast ganz demselben zwecke die strophen h 79—92 dienen, die Wilmanns völlig überzeugend gleichfalls als eine interpolation nachgewiesen hat[1]. auch in diesen wird zum erstenmale der name Virginal genannt (87, 8, nicht 37, wie das 'namenverzeichnis' irrtümlich angibt), aber aufserdem auch noch zum erstenmale der ihres wohnorts, Jeraspunt (87, 7. 88, 9), und der ihres feindes, des heiden Orkise (82, 12. 83, 3. 84, 11. 85, 3. 11, also nicht weniger als fünfmal); es wird ferner von Virginal und ihrem berge berichtet (87, 6—88, 3) und der zug der heiden gegen sie motiviert (88, 7—13), wenn auch anders, kürzer und geschickter als in der einschaltung von w. über die gründe, die Dietrich zur hilfe bewegen, bringen

[1] Zs. 15, 298 ff.

diese strophen von h zwar nichts, dafür aber erklären sie, warum der heide allein (ohne seine mannen) gegen Hildebrand gekämpft habe (83, 2—13), und warum sich seine mannen später geteilt hätten (81, 3. 85, 5—13). die frage, über die Zupitza und Wilmanns uneins waren, was der vierte heide in Orkises gefolge — und er ist die hauptperson in dieser einschaltung — hier zu tun habe, ist also dahin zu beantworten: er soll Virginals und seines herrn namen, den wohnort der königin nennen, den zug des Orkise usw. erklären.

Die vergleichung der eben besprochenen interpolationen, von denen sich die eine in h, die andre in der mit h verwanten partie von w findet, eröffnet aber noch weitere ausblicke:

Der schreiber von h und der der vorlage von w müssen eine gemeinsame quelle gehabt haben, der jede dieser einschaltungen fremd war. diese quelle braucht aber nicht erschlossen zu werden, sie ist für uns vertreten durch die bruchstücke der 'prachtvollen pergamenths. aus dem ende des 13 oder anfang des 14 jhs.', die Zupitza B nennt und welche in der tat h 79—92 ebensowenig enthält wie w 8—15 usw. (Zupitza Deutsches heldenbuch v s. VIII, Wilmanns Zs. 15, 298 ff).

Nun hat Wilmanns nachgewiesen, dass h aus zwei teilen besteht, einem ältern, der bis h 254 [1] reiche, und einer fortsetzung. schalten wir nun aus dem ältern teile mit Wilmanns h 79—92 als spätern einschub aus, so ergibt sich: in diesem alten stücke fehlten nicht nur mehrere motivierungen, deren notwendigkeit sich schon daraus erkennen lässt, dass zwei bearbeiter unabhängig von einander das bedürfnis fühlten, sie nachzutragen, sondern es war auch, was noch auffallender ist, die weibliche hauptperson namenlos. erst der verfasser der fortsetzung nennt sie Virginal, denn abgesehen von der einschaltung h 79—92 erscheint der name erst h 260, 4, bezeichnenderweise in einem briefe, der nicht wol namenlos sein konnte, dann h 532 uö. auch den berg Jeraspunt nennt erst der fortsetzer (von h 87 wider abgesehen zuerst h 441). den namen Orkise kennt allerdings schon der älteste teil, bringt ihn aber nur einmal, h 132, was dem einen interpolator zu wenig schien.

[1] nach meiner ansicht nur bis h 239, s. s. 240 f. 248. 255, aber darauf kommt es hier nicht an.

Dass die namen Virginal und Jeraspunt eigentum des verfassers der in h 255—1097 erhaltenen fortsetzung sind, ergibt sich aber aufserdem noch daraus, dass auch in d beide fehlen, während andre, weit unbedeutendere zwar meist verunstaltet, aber doch erhalten sind; ebenso fehlen beide in den mit d verwanten partien von w, in denen nur der name Virginal einmal 774, 9 (aufserhalb des reims) vorkommt, offenbar erst von dem schreiber unseres textes hereingebracht, der ihn bis dorthin oft genug in den aus h geschöpften strophen gefunden hatte.

Die sache ligt also bis jetzt so: der älteste teil der dichtung, für uns vertreten durch B, wurde fortgesetzt, aber zunächst noch nicht interpoliert. diese fortsetzung, der erst der name 'Virginal' mit recht zukommen würde, wurde zweimal in ihrem anfange interpoliert. die eine bearbeitung ligt vor in h, die andre ist die vorlage der mit h verwanten partien von w gewesen. beide bearbeiter sind von einander unabhängig, denn aufser dem ihnen gemeinsamen namen der heldin, den eben jeder von ihnen aus der fortsetzung schöpfte, und gewissen bestrebungen, die durch die mängel des ältesten stückes hervorgerufen wurden, haben sie mit einander keinerlei berührung.

Die mit d verwante vorlage.

Aus einer mit d verwanten quelle flossen w 1. 2. 38—491 493. 767—789. 798. 799. 801—866. von w 352 an, wo der vergleich mit h aufhört, ist die untersuchung über die plusstrophen vo w dadurch beträchtlich erschwert, dass w nur mit dem im Dre dener heldenbuch erhaltenen auszuge verglichen werden kan dennoch darf als sicher vorausgeschickt werden: alle strophe die hier w gegen d voraushat, stammen aus der vo lage von w. für den schreiber von w fehlte hier jeder grun strophen eigener production einzufügen, insbesondre die in h zahlreichen langen widerholungen. auch lehrt selbst der ausz d, dass w hier nirgends gröfsere strophenreihen zusammengezog hat, und endlich führt auch in den strophen, wie sie w biet weder ein formales noch ein inhaltliches merkmal zu der a nahme, unser schreiber von w sei der verfasser.

Noch etwas zweites lässt sich mit bestimmtheit behaupte die vorlage von w und die von d waren nicht mitei ander identisch, obschon nahe verwant. wie schon St

(s. x) bemerkt, weichen beide in der schilderung der hochzeitsnacht (w 851—854, d 125—128) vollständig von einander ab; bezeichnen wir ferner mit W das original von w, mit D die quelle von d, so hatte sowol D mehrfach ein plus gegen W, wie W gegen D. so beweisen die in w nicht bezeugten verse d 117, 1—8 für D das vorhandensein von mindestens einer in W fehlenden strophe ('empfang des riesen bei der königin'). desgleichen d 120, 1—3 ('Hildebrand als vermittler zwischen der königin und Dietrich'), d 121, 9—13 ('Hildebrand als vermittler zwischen Dietrich und den fürsten; die jungfrauen der königin stimmen deren vermählung zu'), d 124, 1—3. 5—7. 11—13 ('kirchgang, kleinodien auf den gewändern der hochzeitsgäste, gastmahl')[1], d 129, 5—9 ('die königin will bis zur ankunft in Bern jungfrau bleiben'), d 130, 3—8 (vgl. d 129, 2—4) ('zweite hochtzeit in Bern')[2]. — anderseits sind in W nicht wenige in w überlieferte strophen vorgekommen, die in D fehlten; näheres wird später ausgeführt werden; hier seien nur beispielsweise genannt: w 76—83 ('vorgeschichte der Madius; ihr christenglaube; antrag, Hildebrands gemahlin zu werden; dessen antwort darauf; klagen')[3]; w 298. 299 (erweiterung von Dietrichs kampf mit einem drachen) und viele strophen am schlusse von w. — in den ersten abschnitten der dichtung, in denen auch h zum vergleiche herangezogen werden kann, zeigt sich aufserdem gelegentlich, dass D mit h noch mehr zusammengestimmt hat, als W dies tat. so hat W die strophe h 76 (vgl. Starks randnotizen) zwischen w 193 und 194 übersprungen und brachte sie später (in w 212), d aber bezeugt in str. 31 für D dieselbe ursprüngliche strophenstellung, wie sie h bietet.

Wäre W nur eine erweiterung von D, so liefsen sich wol diese zusätze ausscheiden und im übrigen, wie Stark (s. x) vorschlägt, die strophen 'aus dem zusammenhange nachweisen, die bei der verkürzenden bearbeitung (= in d) ganz unberücksichtigt geblieben sind'. damit wäre der strophenbestand von D

[1] d sagt: „was guter speis man do gegas, solt man das alles offenbern, es wurd zu land". das deutet wol auf einen längern bericht hin, als ihn w 849, 2—6 bietet.

[2] nichts berechtigt dazu, dieses plus von d der vorlage D abzusprechen und dem verfasser des auszugs zuzuschreiben, der widerholt versichert, dass er kürze.

[3] d 14, 5 stell ich nicht wie Stark zu w 82, 2, sondern zu w 73, 6.

reconstruiert, welches nach der angabe von d 130, 11 die zahl von 408 strophen besessen hat. da aber, wie oben gezeigt wurde, W auch ausgelassen und geändert hat, so ist dies nicht durchführbar; aber auch abgesehen von dieser unmöglichkeit würde ich es nicht für richtig halten, dem bestreben, gerade die zahl 408 herauszubekommen, einen maſsgebenden einfluss bei der untersuchung des strophenbestandes von D einzuräumen. wir haben für diese zahl keine andre gewähr als die angabe des späten schreibers von d, von der sich nicht sagen lässt, ob er sie aus seiner vorlage abgeschrieben oder durch eine vielleicht irrige zählung selber gewonnen hat. auch im ersten falle wäre ein verlesen möglich, und im zweiten steht nicht fest, ob seine vorlage nicht etwa lücken hatte. ich halte mich daher im folgenden zunächst unbekümmert um jene zahl an das, was ein vergleich von d und w ergibt.

Indem ich die durch d bezeugten strophen von w zusammenstelle, ergänz ich im einzelnen die randnotizen von Stark durch verweise in den anmerkungen. dabei zieh ich als belege auch stellen von d heran, die zu w nicht wörtlich stimmen, sondern nur inhaltlich. dass man sich mit derlei entsprechungen begnügen muss, ligt in der natur von d und w, die beide von ihren vorlagen sich erheblich entfernt haben. es braucht wol kaum gesagt zu werden, dass der nun folgende teil der untersuchung nicht auf so festem boden ruht und daher auch nicht dieselbe sicherheit in anspruch nehmen kann, wie die früher gewonnenen ergebnisse. was insbesondre das vorliegende strophenverzeichnis betrifft, so werden viele der von mir mit d verglichenen strophen auch durch ihre unentbehrlichkeit im zusammenhange geschützt. in manchen andern fällen freilich bin ich im zweifel geblieben, auch wo ich einen solchen nicht angedeutet habe.

Bis w 352 bietet sich auch h zum vergleiche an. es wird daher für den genannten abschnitt auch diese fassung herangezogen werden.

d bestätigt folgende strophen:

w 1. 2. 3. h 2. w 31[1]. 35[2]. 38. 39. 41. 42. 46. 47. 49. 50. h 19. 21[3]. w 56—60. 62—67[4]. 69—76[5]. 84[6]. 86—88. 91—95[7]. 97—102. 104—107[8]. 110. 111. 121—125[9]. 127. 129—131[10]. 135. 139—147[11]. 149[12]. 152. 155[13]. 156. 158—161. 164[14]. 165—167[15]. 169. 170. 176—184[16]. 186. 187

191—195[17]. 197. 199—204. 206—209[18]. 211—216[19]. 219—224[20]. 226. 228—237. 240—245. 247. 250. 251. 253—255[21]. 259—292[22]. 294—297. 300—318[23]. 321—347[24]. 349[25]. 350. 352—357. 359[26]. 361—371[27]. 375—404[28]. 406—408. 410. 419—447[29]. 449—485[30]. 487—490[31]. 492[32]. 770[33]. 773—775[34]. 779[35]. 817. 819. 821[36]. 823—827[37]. 832—842[38]. 855—859[39]. 862. 864. 866[40].

[1] w 31 = d 4, 5—11. [2] d 35 = d 4, 12. 13. [3] hier ist in w ein blatt ausgefallen. [4] w 62 vgl. d 12, 2. [5] w 72, 7. 8 vgl. d 13, 9—11; w 76, 1. 8 vgl. d 13, 12. [6] d 14, 5 stell ich nicht wie Stark zu w 82, 2, sondern zu w 73, 6. [7] w 94, 7. 8. 12 = d 17, 5. 6. [8] w 105, 1 vgl. d 18, 7; w 107, 1 = d 18, 11. [9] w 122 vgl. d 20, 3. [10] d 21, 2 zu w 129, 1—3, nicht zu w 128, 11. [11] w 140—144 vgl. d 22, 3—6. [12] d 23, 7 nicht zu w 148, 3, sondern zu w 147 (= h 50), 11. 12. [13] w 155, 1. 2 = d 26, 5. 6. [14] d 25, 5 zu w 161, 8. 10, nicht zu w 162, 1; w 164, 1—13 = d 25, 7—13. [15] w 166 vgl. d 26, 4. [16] d 27, 2 zu w 177, 3, nicht zu w 176, 8. [17] w 193, 7 = d 31, 7. [18] w 207, 3. 4 = d 34, 10. zugleich bewahrt d 34, 10 das endwort von w 208, 12. [19] w 216, 4 = d 36, 5. [20] w 224 = d 37, 6. [21] w 253, 2. 3 = d 45, 5. [22] w 261, 3. 4 = d 46, 7; w 272, 5 = d 49, 8; w 282, 2—4 = d 52, 13; w 283, 2 = w 53, 1. [23] w 305, 2 = d 60, 2. [24] w 342, 9 = d 70, 12; w 343, 4. 5 = d 70, 13. [25] d 72, 9—11 zu w 349, 7. 8—13, nicht zu w 353, 7. 13. [26] w 359, 3 = d 75, 4. [27] w 363, 7—13 = d 75, 11. 12. [28] w 387, 1—4 = d 82, 3—5; w 389, 4 ff = d 82, 10; w 389, 10 = d 82, 11—13; w 392, 1 = d 83, 4. [29] d 90, 7 zu w 421, 4, nicht zu w 418, 13. [30] w 474 vgl. d 111, 8. 112, 8; w 479, 6—8 = d 113, 8. 9; w 481, 11—13 = d 114, 4; w 482 = d 114, 5. 6: w 483, 2. 4 = d 114, 7. [31] w 487, 1. 11—13 = d 115, 1—3. [32] w 492 (= h 241) vgl. d 115, 6 ff. [33] w 770, 1—5 = d 116, 1. 2. 4. 5. [34] w 773, 3. 5 = d 116, 3; w 774, 4 = d 115, 13; w 775, 8 = d 116, 7; w 775, 10—13 vgl. d 116, 8—10. [35] w 779, 1—4 = d 116, 6. [36] w 821, 12. 13 vgl. d 118, 5. [37] w 823, 6 = d 118, 7; w 824, 4. 5 = d 118, 10; w 826, 1 = d 119, 4; w 826, 4—13 = d 119, 3. [38] w 834, 1—13 = d 121, 8; w 834, 2—5 vgl. d 121, 5; d 122, 5. 6 zu w 837, 2—4, nicht zu 836, 10 ff; w 838, 1. 3. 7 vgl. d 122, 7—13; w 841, 10. 11 = d 123, 6; w 842, 1 = d 123, 4. [39] d 123, 10 zu w 856, 1, nicht zu w 839, 9; w 857, 1. 4—8 = d 123, 7. 5; w 858, 1. 2. 8 = d 123, 11. 12. [40] w 866, 8. 12 vgl. d 130, 10.

Das sind 390 direct bezeugte strophen[1]. wäre nur beabsichtigt, die handschrift, auf der d beruht und die angeblich

[1] vorausgesetzt ist dabei natürlich, dass die betreffende strophe von w (oder h), auch wenn d nur einen ihrer verse stützt, in D vollständig war. in w sind zb. das pferd des heiden, die pferdedecke und der zaum in je einer strophe besprochen (w 99—101). von diesen wird in d nur je ein vers (99, 1. 100, 1. 101, 1) bezeugt (d 15, 4. 5. 7); es ist also möglich,

408 strophen zählte, zu reconstruieren, so wäre diese aufgabe angesichts dessen, dass d, wie oben gezeigt wurde, noch eine anzahl strophen bezeugt, die in w fehlen, als gelöst zu betrachten — die zahl der strophen, die noch aus dem zusammenhange erschlossen werden dürften, könnte nur sehr klein sein. in der tat aber braucht man, um ein zusammenhangendes **gedicht** zu erhalten, zu den direct bestätigten strophen noch ziemlich viele andre, — mit andern worten, die vorlage von d muss, wenn sie würklich nur 408 strophen besaſs, sehr lückenhaft gewesen sein. und es lassen sich auch selbst aus d noch einige strophenreihen oder strophen belegen, die dem gedichte angehört, aber in der hs. wol schon gefehlt haben, dh. mit ihrem blatte ausgefallen waren.

Hierher gehören zunächst die 8 strophen w 411—418. sie berichten von der jagd, auf der Dietrich, einen eber verfolgend, seine gefährten verliert, die einem hirsche nachjagen, und wie sich dabei der eine und die andern verirren. diese strophen sind nicht nur unentbehrlich, sondern sie werden auch von d selbst später vorausgesetzt, in str. 106, 1. 2 : Der Perner was dem wilden swein geloffen noch in den walt ein. hier hat also d den bestimmten artikel aus seiner vorlage (vgl. w 459, 1) beibehalten, obwol er vorher nie von dem tiere gesprochen hat. es hat als[illegible] in D entweder ein blatt mit jenen 8 strophen gefehlt oder d ha[illegible] die partie übersprungen.

Ferner haben in D einmal gestanden w 491. (492). 49[illegible]3 + ? + w 767. 768. 769[1], also 7 oder 8 strophen. w 491 u[illegible]d 493 erzählen, wie Dietrich und seine gesellen von der eben e[illegible]r-wähnten jagd nach Arone zurückkehren und von dort zum zweit[illegible]en

dass D hier kürzer war als W, vielleicht alles das in etwa nur einer stro[illegible]he behandelte. ich halte das aber hier wie in den meisten andern fällen n[illegible]cht für wahrscheinlich : es sind uns in d mehrere strophen von w vollstän[illegible]ig erhalten, nicht nur im anfang (d 1 = w 1, d 2 = w 3), sondern auch [illegible]iel später (d 96 = w 433, d 94 vgl. w 430); ferner fallen oft strophenan[illegible]ng oder ende von d mit strophenanfang oder ende von w zusammen : in [illegible]den 130 strophen von d 66 mal, wenn auch bei der arbeitsweise von d [illegible]cht immer gleich überzeugend. das scheint wol darauf hinzudeuten, dass D [illegible]mit W in dieser hinsicht meist übereinstimmte und dass also das unzweifel[illegible]fte plus von W meist aus ganzen strophen bestand.

[1] w 494 ist, wie oben gezeigt wurde, eigentum des schreibers von [illegible] w, 495—766 sind aus H eingeschoben; w 770 ist wider (vgl. s. 221, anm. [illegible]3) in d bezeugt.

rechen, um die königin zu besuchen. w 492 enthält nds aufforderung zum aufbruch, w 767—769 den zug gin und deren vorbereitungen zum empfange. w 492 ist aus h abgeschrieben (= h 241), es muss aber auch in en w 491 und 493 eine entsprechende strophe gestan-n, vorausgesetzt nur, dass in D eben w 491 und 493 . das aber ergibt sich würklich aus d. in d ziehen helden nicht zuerst nach Arone und von dort erst zur sondern sogleich und ohne diesen zwischenaufenthalt. nicht das ursprüngliche ist, lehrt d 115, 6—8 : Helff- sprach gar schone: „her Dietrich, keret mit mir hein, t zu der kungine". in Helferichs munde enthalten rte einen widerspruch : er ist zu Arone daheim. es lehrt n d, dass hier in der rede Helferichs eine lücke klafft. gehört nur v. 7, die aufforderung zur heimkehr (nach gl. w 489, 7), die folgenden verse entstammen einer an-forderung, von Arone nach dem zelte der königin auf-n. diese ist uns zwar auch in w nicht aufbewahrt, da 92 aus h schöpft, wir wissen also auch nicht, welchem n sie ursprünglich in den mund gelegt war. vermutlich Hildebrand der sprecher. denn während in h 241 Bi-el, den unser schreiber von w hier nicht brauchen kann[1], ier, vielleicht nach einem blick auf die eben verlassene Hildebrand ein, dem dies ja auch zukam, da er schon 1—13 zu demselben unternehmen gedrängt hatte. — und w 767 schliefsen nicht gut aneinander : in w 493 sich die ritter (Helferichs) bereit zum aufbruche, in 2 'wenden sie sich' bereits 'gegen das gezelt'. es war en wol der aufbruch selbst und der beginn der reise in er zwei strophen erzählt worden, die freilich in w wegen sen einschubs aus h ausgelassen worden sind. der ver-7 oder 8 strophen in d kann wider dem schreiber von lem ausfalle eines blattes in D zugeschrieben werden.

andrer art ist eine dritte stelle. in w fehlt das blatt, die strophen 51—55 und der anfang von 56 gestanden wie Stark (s. 320 ff) zeigt, entspricht einem teil dieser 19—21, von denen d die erste und die letzte in d 9 . d 10, 1—3 enthalten ein plus gegen h; da nun auch

[1] s. 196 z. 7 ff v. u.

in w zwei strophen mehr vorhanden gewesen sind, so wird man mit Stark nicht anstehn, d 10, 1—3 einer dieser zwei strophen zuzuweisen.

Erst jetzt kann ich daran gehn, aus w diejenigen strophen herauszusuchen, die d nicht bezeugt, die aber für den zusammenhang so nötig sind, dass man sie D zuweisen muss, und anderseits die plusstrophen von W herauszuheben.

Dabei ist zweierlei zu betonen : 1) ein blick auf die in d würklich bestätigten strophen von w (es sind mehrmals ununterbrochene und lange ketten, s. die frühere zusammenstellung) lehrt, dass D kein unzusammenhängendes, sprunghaftes machwerk war. wenn es also auch kaum ein meisterstück gewesen ist, so werden wir im gegebenen falle gewis lieber dem schreiber von d eine gewalttätige kürzung oder ein übersehen zumuten, als eine inhaltlich nötige und in w erhaltene strophe der vorlage D absprechen. dazu führt ferner die erwägung, dass D im anfange des gedichts nach dem übereinstimmenden zeugnisse von d und w erweiterungen zu dem ursprünglichen kerne vorgenommen hat, den h überliefert, wenn auch nicht so viele wie W. es war also ein bedürfnis nach motivierungen udgl. bei D vorhanden, womit freilich nicht gesagt ist, dass D darin schon alles wünschenswerte oder mögliche geleistet habe.

2) Wenn in einer mit D verwanten partie gleichwol w und h im besitze einer strophe gegen den kürzenden ausz ug d zusammenstimmen, so wird man sich kaum entschliefsen können, eine solche strophe ohne zwingende gründe aus dem besitze von D auszuscheiden.

Ferner sei ein für allemal vorausgeschickt, dass das abgleiten des auges von wörtlich gleichlautenden strophenanfängen, eingangsreimen udgl. natürlich sowol D wie d begegnet sein kann.

Im folgenden geh ich nach inhaltlichen abschnitten vor.

Zuerst möge die partie w 1—58 (bis zur ankunft der helden im lande der königin) betrachtet werden. sieht man dabei vorläufig von der aus H stammenden gruppe w 3—37 ab, so ergibt ein vergleich von d und w, dass w 40. 43. 44. 45. 48 in d nicht bezeugt sind; ferner scheint die reihenfolge der strophen in der vorlage von d nicht durchgängig dieselbe gewesen zu sein wie in der von w. von den eben genannten strophen nun stehn 45 und 48 auch in h (als 14 und 17) und sind, wie oben gezeigt

wurde, erst von d ausgelassen worden, während sie dem gemeinsamen original angehört haben (s. s. 210 f). es erübrigen also als eigentum von W höchstens w 40. 43. 44. diese sind auch für den zusammenhang nicht unentbehrlich : w 40 erzählt nur, dass Dietrichs befehl, ihm sein ross und seine waffen zu bringen, ausgeführt worden sei, was selbstverständlich ist und besonders im hinblick auf w 41, 1. 2 nicht eigens gesagt werden muste. in w 43. 44 erhält zunächst Ute eine antwort auf ihre besorgte bitte, Hildebrand möge seinen jungen herrn behüten; auch diese antwort scheint mir entbehrlich; dann wird berichtet, die beiden helden hätten *sant Johannes minne* getrunken und seien daher *behut vor schaden und vor leide.* das steht mit dem folgenden, wo es beiden zuerst recht übel ergeht, geradezu in widerspruch. allerdings schliefst sich w 45 nicht ganz glatt an w 42 an, aber es scheint eben, dass in D eine andre strophenfolge vorlag, die sich freilich aus d nicht sicher erkennen lässt. auch sonst waren D und W hier vermutlich nicht identisch : Dietrichs äufserung d 6, 7 f : „es zimpt eym jungen heren wol, das er sein lant bereite" hat am entsprechenden orte weder in w noch in h eine vollkommene parallele, denn die worte w 33 *Ach got, was sol zur welte der, und dem sein schilt und auch sein sper doch nimmer bruch gewünne, der doch tregt eines herren nam! des mugen sich die sein wol scham* usw. klingen zwar an, stehn aber in anderm zusammenhange und gehören hier wie in w 227, 1 ff (= h 106, 1 ff) Hildebrand und nicht dem Berner. vielleicht bildete in D diese strophe, die etwa zu anfang noch kurz angab, wer der sprechende sei, die antwort auf Utens bitte w 42. dann würde auch das eben erhobene bedenken wegfallen, dass zwei strophen sich nicht völlig aneinander fügen.

w 3—37 stammen aus einer stark erweiterten fassung von H. w 3 ist allerdings allen drei dichtungen gemeinsam (= h 1, d 2), gehörte also auch D an; von da ab jedoch war D hier offenbar nicht nur kürzer als w, sondern auch als h. vor allem fehlte in D an dieser stelle[1] die schilderung von ross und waffen des heiden (h 3—6 = w 4—7), ferner braucht es der *schoenen vrouwen* nicht, um Dietrich zum aufbruche zu bestimmen (h 7. 8 = w 29. 30); endlich treten in h zwei bürger auf : den einen

[1] eine schilderung dieser dinge ist nämlich in h zweimal zu finden, in h 3—6 und 31—37; D bietet sie nur einmal, h 31—37 entsprechend, aber dort, wie bald gezeigt werden wird, ausführlicher.

lässt Hildebrand mit zustimmung Dietrichs holen, um ihm stadt, burgen und land anzuvertrauen (h 11. 12), der andre erbietet sich beim aufbruche der beiden, sie zu begleiten, worauf Hildebrand nicht eingeht (h 15—18); D aber kennt nur diesen letztern, und er ist es, der als hüter zurückgelassen wird (d 7, 7—8, 13 = w 46—50). D scheint also von h 1—10 nur 1. 2. 9. 10 vor sich gehabt zu haben, denen w 3. 16 (erweitert). 31. 35 entsprechen.

Fasst man zusammen, was sich über den anfang von D herausbringen und vermuten lässt, so stellt sich dieser folgendermaſsen dar : w 1. 3. 2. h 2. 9. 10. w 39. 38. 41. 42. 33. 45—50. h 19. 21. nimmt man nur für w 33 einen etwas andern anfang an, als ihn w bietet, so schlieſsen sich diese strophen ungezwungen aneinander und ergeben eine einfache und völlig verständliche erzählung.

w 59 — 137 handeln von Hildebrand und Madius bis zum zusammentreffen des erstern mit dem heiden. zuerst sollen die wenigstens räumlich das mittelstück bildenden und in w durch über- und nachschrift herausgehobenen *wapenlieder* (= w 84—103) besprochen werden. sie haben in dw verglichen mit h nicht nur eine gewisse selbständigkeit, sondern auch rundung gewonnen; sie sind ein in sich geschlossenes und doch mit dem übrigen gedichte verbundenes ganzes mit geordneter disposition [1] geworden. die betrachtung dieser eigenschaften ist auch für das weitere nützlich.

In h schlieſst sich die beschreibung von waffenrüstung und ross des heiden (h 31—37) unvermittelt an eine klage der jungfrau an und wird von Hildebrand gar nicht beantwortet. nachdem zuerst kürzer von *brünne* und *sarwât* und von des heiden pferde die rede gewesen ist (31, 1—3. 4—7), folgt eine ausführliche beschreibung des speeres (31, 9—33, 13); dann wird dem *wâpenroc*, dem schilde, dem helme und dem schwerte je eine strophe (34. 35. 36. 37) gewidmet. rechte ordnung ist also nicht vorhanden und zu einer gleichmäſsigen verteilung nur erst ansätze (in den letzten 4 strophen).

Dem gegenüber sind in dw die *wapenlieder* eingeleitet und

[1] diese ist allerdings hier nur aus w erkennbar, d hat wider alles durcheinandergeworfen und wichtiges ausgelassen. man muss sich hier aber eben, um auf D zurückzuschlieſsen, an w halten.

begründet durch eine ausdrückliche frage Hildebrands (w 84,1—3 = d 14, 9.10), der die antwort der Madius ebenso ausdrücklich zur kenntnis nimmt (w 104 = d 18, 1—5). die antwort nennt nach allgemeinem lobe zuerst kurz die einzelnen teile der rüstung des heiden, wenn auch anfangs im anschlusse an eine alte strophe (h 31)[1] und daher so weit auch ohne ordnung, dann aber, selbständig werdend, doch schon mit paarender zusammenfassung der trutz- und schutzwaffen (*harnasch, sarebat, ross; schwert, sper; schilt, helm*); von da ab wird alles nach deutlich wahrnehmbarer stoffgliederung[2] besprochen, uzw. so, dass jedes stück eine oder zwei ganze strophen erhält, also in einer gewissen symmetrie: zuerst die bekleidung der beine (86 : *paingewant, schuch, sporen*), dann des rumpfes : *prünn* (87), *wapenrock* (88), *horn* (91), hierauf *schilt* und *helm* (92. 93 und 94. 95), *schwert* und *sper* (96[3] und 97. 98), zuletzt das *pfert* (99) und dessen *decke* (100), *zawm* (101) und *satel* (102).

In w allein vorhanden, also wol erst in W — als dritte erweiterung — hinzugekommen sind w 89 (*gürtel*), 90 (*hentschuch, fingerlein*) und 103 (herkunft des sattels), alle an passender stelle eingeschoben.

Dadurch, dass die *wapenlieder* in D eine selbständige gestalt gewonnen hatten und mehrere strophen umgestellt wurden, ist auch die umgebung einigermaſsen in mitleidenschaft gezogen worden. so weit nun einschiebungen mit jener neugestaltung der *wapenlieder* zusammenhängen, wird man sie wol auch D zuweisen müssen, auch wenn sie d nicht bezeugt.

Zu diesen einschaltungen gehört zunächst w 77—83, von denen auch d nichts weiſs, nicht : von w 75 (= h 28) zu w 84 wäre der übergang nicht schwerer gewesen als zu h 29, da w 84 und h 29 so ziemlich mit dem nämlichen gedanken beginnen.

Dagegen hat offenbar (und auch nach dem zeugnisse von d)

[1] diese strophe ist zwar in d nicht bezeugt, das hat aber bei der unordnung, die hier im auszug herscht, gegen das gemeinsame zeugnis von hw nichts zu sagen.

[2] ich will diese damit keineswegs als die bestmögliche hinstellen; die einzelnen teile der ausrüstung werden gruppenweise angereiht, nicht nach ihrer wichtigkeit.

[3] w 96 ist in d nicht belegt, gehörte aber gewis der vorlage an, s. s. 210. sie kann aus graphischer veranlassung ausgefallen sein : sehr viele strophen beginnen hier mit *er furt* oder *der haiden furt*.

schon D die strophen h 29. 30 (= w 110. 111) **hinter** seine *wapenlieder* gestellt, in welchen es h 31—37 schon verwendet hatte. es bilden nun w 112—120 den übergang zu h 39 (= w 121), sie gehörten also bereits D an, obwol sie in d fehlen (vielleicht weil in der vorlage von d das betreffende blatt ausgefallen war). — das gespräch zwischen Hildebrand und Madius war in D viel länger geworden; dass der heide ihnen dazu zeit gelassen hatte, muste motiviert werden, und dies geschah durch die auch von d bestätigten strophen w 123. 124 (der heide hatte unterdessen einen wurm gefangen, erfahren, dass die jungfrau nicht mehr im berge sei, und sie durch seine hunde aufsuchen lassen). nun erst hört man sein horn (w 125 = h 38 = d 20, 12. 13). da h 39. 40 schon verbraucht waren, muste ein andrer übergang zu h 41 gefunden werden : er wird gegeben durch w 126—129, von denen d wenigstens 127. 129[1] belegt. da w 126 und 128 entbehrlich sind, so mögen in D würklich nur die beiden erst- genannten gestanden haben und 126. 128 erst in W hinzuge- kommen sein. dass D dann nicht h 41. 42. 43 in dieser folg- belässt, sondern zunächst h 42 überspringt, hat eben in der ein- schaltung von 127. 129 seinen grund : hier war von dem e- neuten jammer der Madius berichtet worden, der selbst de- *wunderkerten* Hildebrand thränen entlockt hatte. nun konnte nic- eine strophe später (h 42, 1) fortgefahren werden : *diu maget w-* *von herzen vrô*, nachdem Hildebrand nur seine sehnsucht na- dem Berner ausgesprochen hatte, der fern ist. D liefs also a- w 130 = h 41 zunächst folgen w 131. 134[2]. 135 : Hildebra- springt in den sattel, ergreift den speer und verspricht der jun- frau, für sie zu kämpfen. nun erst folgt — ganz entsprechend — h 42 = w 136. (w 132. 133 sind wol erst erweiterungen von W- nun hätte sich h 45 anschliefsen müssen; das war ohne üb- leitung unmöglich : das *Der* von h 45, 1 hätte keine beziehu- gehabt; D schob also w 137 ein, von dem in d allerdings ei- spur vermisst wird.

In der partie vor den *wapenliedern* sind nur noch w und 68, 3—69, 2 ohne stütze aus d oder w; die strophen w

[1] nicht 128, s. o.

[2] w 134 fehlt zwar in d, gehörte aber nach dem ausweise von h, sich allerdings an andrer stelle findet (vgl. h 103), zum alten bestande dichtung. ebenso w 136 (= h 42).

den auch durch den zusammenhang nicht gefordert, mögen also eigentum von W sein. dasselbe gilt im folgenden von w 108. 109. in dem abschnitte w 59—137 nehm ich also als plusstrophen von W an: w 61. 68, 3—69, 2. 77—83. 89. 90. 103. 108. 109. 126. 128. 132. 133; der ausfall von w 112—120 erklärt sich für d vermutlich durch verlust eines blattes der vorlage.

Hervorzuheben ist noch, dass durch die erweiterungen von D mehrere contraste noch stärker hervortreten als im ursprünglichen gedichte: das äufsere des heiden kann nicht glänzend genug geschildert werden, daher werden neue strophen in die *wapenlieder* eingefügt und seine leiblichen eigenschaften eigens gerühmt (w 105). um so schwärzer soll dagegen seine innere verworfenheit erscheinen: man vergleiche besonders sein vorgehen gegen Madius w 65, 7. 8. 12. 123 f und Hildebrands urteil über ihn 104. 115 f. demselben zwecke dient es wol, dass das unglück der jungfrau, der jammer ihrer gespielinnen, ihre schönheit und edle abkunft noch ausführlicher besprochen werden. — zugleich tritt der heide in gegensatz zu Hildebrand: auch des letztern ross und schwert werden gepriesen (113. 112); während Orkise sich auf zauberkünste (99, 7) und die hilfe seiner abgötter verlässt (93. 95) und vom teufel beschützt wird (115, 4), stellt Hildebrand alles Gott anheim und sagt von seinem rosse, es sei *aller krefte vol an alles zaubers panden* (113, 5. 6).

Die plusstrophen von W verfolgen meist dieselbe richtung weiter: 89. 90. 103 ergänzen die *wapenlieder*, neue klagen der Madius enthält 68, 3—69, 2, von ihrer königlichen abstammung, von dem schmerze ihrer herrin und ihrer freundinnen um sie und von ihrem christentum handeln 79. 83. 77 und 78, von Hildebrands gottvertrauen 108, 9. 109. 126, 9. 132. 133; eine anrufung Marias ist 128. wie es 93, 13 geheifsen hatte, des heiden götter *die fechten all aufs seiner hant*, wird nun von Hildebrands helm gesagt: *dar aufs so fecht des himels wirt* 132, 12; zu Orkises ungeduld, der die auslieferung der jungfrau kaum erwarten konnte (123, 4 ff), und zu seinem übermut bildet einen neuen gegensatz Hildebrands besonnenheit und rechtes mafs (133, 4 ff).

In w 138—186 wird der kampf Hildebrands mit dem heiden Orkise erzählt, was in h nur die strophen 45—71 in anspruch nimmt. die erweiterungen in w betreffen sowol den dialog wie die kampfschilderung. gewis ist, dass auch D ausführlicher war

als h : für einige plusstrophen von w hat schon Stark belege auch in d gefunden, nämlich für w 170. 176. 178. 180[1]. andres hab ich s. 220f hinzugefügt. so hat d sicher schon w 141—144 (erweiterung der trotzreden zwischen dem heiden und Hildebrand) vor sich gehabt. Stark stellt d 22, 1. 2 zu w 139, d 22, 7—10 zu w 145; d 22, 3—6 übergeht er : es ist offenbar, dass sie w 140—144 widergeben sollen. sie lehnen sich zwar nicht wörtlich an eine von ihnen an (deshalb hat Stark auch keine parallelstelle für sie gefunden), wol aber inhaltlich; im besondern ist d 22, 5. 6 mit w 142 zu vergleichen. — vorher heifst es in d (22, 3. 4) : Do sprach Hilprant hin wider: .... Hilprant sprach; d hat also hier zwei entgegnungen Hildebrands vor sich gehabt. wenn die letztere, wie der vergleich lehrt, w 142 war, so muss die erste w 140 gewesen sein, und zwischen beide muste natürlich eine äufserung des heiden fallen, die zwar d übersprungen hat, aber w 141 bietet. — mit der auch durch d gestützten strophe w 142 hängt aber w 143 als erwiderung notwendig zusammen : Hildebrand hatte gesagt, der heide müsse sich schämen, dass er eine jungfrau bedränge und sich trotz seines königlichen standes wie ein strafsenräuber betrage; er müsse mit ihm um die maid kämpfen. der heide weist zuerst die drohungen Hildebrands zurück (143, 1 ff); auf die jungfrau habe er rechtlichen anspruch, — *'es ist mein zol und ist mein recht'* (143, 11). an diesen letzten worten hängt wider w 144 (vers 4 *das ist gar ein engstlicher zol*, vers 7 *den zol hast noch nit hin gefürt*), die überdies sehr gut zu der folgenden, in allen drei fassungen bezeugten und demnach gewis alten str. 145 überleitet, indem sie (ebenso wie w 140, 10 = h 47, 10 *got*) in vers 12 *des himels wirt* nennt, den dann der heide 145, 12 = h 48, 12 vgl. d 22, 9 schmäht. — dass d hier mehrere strophen überspringt, erklärt sich leicht aus den strophenanfängen : w 139 *Der haiden zorniglichen sprach*, 141 *Der haiden sprach den weisen an*, 143 *Da sprach der haide zarniglich*. — 140 *Des antwort im der weise* (= *Hildebrant*) *der*, 142 *Da antwort im her Hildeprant*, 144 *Da sprach zu im her Hildebrant*.

Auch w 170—175 gehörten schon D an : w 174. 175 werden durch h als ursprünglich gehalten; w 170 ist in d bestätigt, und diese kann sich unmöglich w 174 = h 64 oder w 176 ange

[1] über w 162 vgl. meine anm. 14 s. 221. w 148 entfällt, s. ebenda anm. 1.

schlossen haben; vielmehr sind die nur in w überlieferten strophen 171—173 für den zusammenhang unentbehrlich. anlass für d, die partie zu überspringen, boten wol auch hier ähnlichkeiten im beginn einzelner strophen: w 169, 1 ff: *Der haiden rufte: Machamet und det ich ie durch deine pet, des lafs mich heüt geniessen! Apoll und auch her Terfiant, der fird was Jupiter genant, es möcht euch wol verdriessen, das mich ein einig cristenman* usw. — w 173, 1 ff: *Da ruft der haidenische her: 'mein got, Machmet und Jupiter, wie lafst ir mich in nöten! Apoll und auch her Terfiant . . . wolt ir mich lassen töten ein cristenman'* usw. auch inhaltliche berührungen zwischen Hildebrands hohnworten über die heidnischen götter in w 172 und 175 mit den von d schon widergegebenen in w 170 mochten in dem schreiber von d den eindruck „vnnützer wort"[1] hervorrufen.

Stammen, wie wir gesehen haben, w 170—175 aus D, so folgt daraus derselbe ursprung mehrerer andrer 'plusstrophen' von w. es heifst nämlich w 172, 1: *Her Hilprant schlug in aber wunt* und 9. 10: *du hast von mir genumen vil manche tiefe wunden.* wären nur die in hd erhaltenen strophen vorangegangen, so wären diese behauptungen unmöglich, denn in jenen war von einer verwundung des heiden nichts gesagt worden. es müssen also aus D auch die strophen von w stammen, die von wunden des heiden berichten; dies sind w 157 (3). 166 (7)[2]. da aber der heide in w 157, 8 klagt, dass ihm sein schild zerhauen worden sei, so ist auch die strophe, die dies erzählt, alt, nämlich w 155. dieser erfolg Hildebrands, dem es nach w 152 = h 53 = d 24, 1—5 eben noch so schlecht gegangen war, dass von seinem schild *vil lützel ganz beleip*, muste vorbereitet werden. dies geschieht durch w 153. 154 (gebet Hildebrands und der jungfrau). auch diese sind also notwendig.

Was w 177 anlangt, so scheint mir diese in d bezeugt zu sein durch 27, 2 „ich ergib mich (an) dich", vgl. w 177, 3 ff *so wil ich euch aufgeben purg unde stet* usw., während Stark den vers, wie mich dünkt, minder passend zu w 176, 8 stellt.

Zu w 162—164 ist zunächst Stark gegenüber zu verbessern,

[1] d 130, 13. [2] vgl. auch w 163, 12. dagegen rührt die umgestaltung, die h 62, 7 ff in w 168, 7 ff erlitten hat, erst von dem schreiber von w her, der die vorlage nicht verstand.

dass d 25, 5 nicht zu 162, 1, sondern zu 161, 8. 10 zu stellen ist, ferner nachzutragen, dass d 25, 7—13 die strophe w 164 widergeben. von w 162, 1 (*Da fraget in die kunigein : sein*) ist d auf 164, 1 (*Da sprach die edel kunigein : gesein*) abgeglitten, sodass w 162. 163 verloren giengen.

Aus graphischem anlass fehlt wol auch w 185 = h 71 in d: vers 1 hat dasselbe reimwort wie 186, 1. die strophe ist, abgesehen von ihrer beglaubigung durch h, auch im zusammenhange nicht entbehrlich. das letztere gilt auch von der gleichfalls von h mitbezeugten strophe w 168.

Es verlohnt sich auch hier, nun nach dem innern wesen der umarbeitung zu fragen, welche D offenbar im vergleiche mit h bietet.

In h ist der hergang ziemlich einfach und ganz nach der herkömmlichen art solcher kämpfe : die gegner 'grüfsen' einander (45, 10—13); es folgen wechselreden in zwei strophenpaaren (46—49), die 'tjoste' (50) und nach dem absitzen (51) der schwertkampf (52—54). dieser ist zunächst für Hildebrand ungünstig: er wird verwundet (52, 11—13) und sein schild zerhauen (53), doch sind die beiden kämpfer einander gewachsen, und es kommt noch zu keiner entscheidung (54, 10—13). die strophen 55—59 unterbrechen die kampfschilderung : durch einen zwerg erhält die königin und ihre jungfrauen die frohe kunde, dass Hildebrand für ihre gespielin kämpfe. nun drängt Hildebrand den heiden zurück (60); zornige scham erfasst ihn beim gedanken an seinen herrn (61), in einem zweiten zusammenstofse zerhaut er die brünne des heiden (62); dieser ruft seine götter an (63), hofft auf die hilfe seiner gesellen (64) und wird von Hildebrand getötet (65); der schlägt ihm das haupt ab und verwünscht den gefallenen (66).

Eine gewisse symmetrie und ansätze zu contrastierung sind also nicht zu verkennen : der kampf wird durch wechselreden eingeleitet und durch einen 'nachruf' beschlossen; mitten in der schwebe wird der bericht über ihn unterbrochen : im ersten teile, der eben bis zu dieser einschaltung reicht, ist der heide im vorteil, dann tritt, allerdings durch das eingeschobene nicht motiviert, der umschwung ein und Hildebrand siegt. man mag auch im einzelnen gegenüberstellungen finden : der heide zerhaut Hildebrands schild, Hildebrand des gegners brünne; der eine gedenkt seines herrn, der andre seiner gefährten, der christliche ritter

widersagt dem feinde um der mutter gottes willen (49, 10—50, 1), der heide ruft seine götter an; Orkise verwundet Hildebrand (52), wird aber von ihm getötet (65).

Das streben nach parallelismus zeigt sich in D noch deutlicher, die gegenüberstellungen sind vermehrt, die contraste verschärft, und motivierungen treten neu hinzu. sowol die gesprochenen partien wie die kampfschilderung sind erweitert.

Verdoppelt sind in D einerseits die den kampf einleitenden trotzreden (w 139—147, 2, also 4 strophenpaare), anderseits die abschliefsenden reden (179 : 'nachruf', 180 : Hildebrand dankt Gott, die jungfrau ihrem kämpfer). auch die einschaltung ist um 2 strophen vergröfsert (162 : die königin fragt nach namen und wappen ihres helfers, 163 : antwort des zwerges). aber den entscheidenden wendepunct bezeichnet in D nicht mehr diese strophengruppe, sondern die neue strophe 154 : das gebet der jungfrau für Hildebrand. diese neuerung ist in zweifacher hinsicht ein fortschritt : einmal ist nunmehr der umschwung motiviert durch den beistand Gottes, anderseits ist ein anstofs beseitigt, den man in h empfinden kann : dort war der zwerg auf den kampfplatz gekommen in einem augenblick, wo die sache unentschieden war, bis zu dem es Hildebrand sogar übel ergieng; dennoch hatte er der königin frohe botschaft gebracht. in D aber tritt er erst auf, nachdem sich das glück gewant und Hildebrand schon schild und helm des feindes zerhauen und diesen verwundet hatte. somit ist auch seine freudige nachricht besser begründet, und er kann in einer der strophen, um die sein gespräch mit der königin gewachsen ist, sagen : *sein* (= Hildebrands) *schwert von plut geit trüben schein* (163, 12), dh. der heide blutet. endlich ist nun Gott nicht nur zu anfang, in der ältern unterbrechung (h 59) und zum schlusse, sondern auch in der wichtigen strophe w 154 genannt, und Orkises gebete während des kampfes entspricht ein gebet Hildebrands (155, 3).

Die gegenüberstellungen der ursprünglichen fassung sind in D bewahrt, neue kommen hinzu : vor dem kampfe hatte sich der heide geweigert, die jungfrau *durch aller frawen er* zu schonen und sich der *zarten lichten mündlein rot* zu erbarmen (142). zum schlusse antwortet die jungfrau auf Hildebrands frage, ob er dem heiden das leben schenken solle : 'nein, er brächte noch in not mich und die königin *und vil der lichten mündlein rot*'

(177). Orkise fordert Hildebrand auf, sich zu ergeben (153), muss sich aber dann selber zu diesem anerbieten verstehn (176. 177). er hatte gedroht, seinem gegner das haupt abzuschlagen (143, 3), das geschieht schliefslich ihm; Hildebrand hofft auf Christus und dessen mutter auch in gefährlicher lage (153), der heide verzweifelt an der hilfe seiner götter (174). andre contrastierungen sind in der art auf der einen seite gehäuft, dass die sympathie des verfassers für das christentum und für Hildebrand zu tage tritt: der heide spricht ohne achtung von Christus (145, 12), Hildebrand spottet über die abgötter (168. 170. 172); den gebeten zu diesen (169. 171. 173) stehn noch zahlreichere anrufungen Gottes und Marias gegenüber (144. 146. 153. 154. 155); Orkise zerschlägt Hildebrands schild (152), dieser den schild des heiden (155), dann dessen helmschmuck: krone, zimier und götter (155), den helm selbst (157) und die brünne.

Nur an einer stelle erscheint in D, wie es uns durch w vertreten wird, ein gegensatz verwischt: die strophe h 52 ist in w zu zweien auseinandergezogen (150. 151), jedoch so, dass nun Hildebrand nicht verwundet wird. diese neuerung, die dem ganzen sonstigen verfahren von D widerspricht, gehört demnach erst W an, während D an dieser stelle nichts änderte, wol aber der einen verwundung Hildebrands — im sinne der letzten beispiele — mehrere gegenüberstellt: 157. 166. 172. 176. 178.

Dann aber haben wir in D ein so planmäfsiges vorgehn zu erkennen, dass wir es als das eines mannes erkennen müssen, dass wir also die in d nicht bezeugten 'plusstrophen' von (aufser 150 und 148, vgl. s. 212 anm.) nicht als erzeugnis von W, sondern auch schon als eigentum von D, der gemeinsamen quelle von d und W, anzusehen haben, — eine neue stütze unsrer früher ausgesprochenen annahmen für diese partie.

Erwähnung verdient noch, dass in dem behandelten abschnitte die alten, auch in h überlieferten strophen trotz der vielen einschübe in derselben reihenfolge stehn wie in h; das zusammenstimmen von hw beweist hier wider die gröfsere ursprünglichkeit von w im vergleich zu d, wo auch hier wider vieles durcheinander geworfen ist[1].

[1] im besondern erscheint, wenn die spuren in d zu einem schlusse berechtigen, dort die strophenfolge h 46—53. 55—60. 54. 61, es wäre also h 54 an andre — allerdings nicht unmögliche stelle gerückt.

Es fehlt auch nicht an fäden, welche die partie mit früherem verbinden: einleitung und abschluss, erweiternde abrundung, geordnete disposition wurden schon bei den *wapenliedern* bemerkt. wie in diesen die einzelnen teile der rüstung des heiden beschrieben worden sind, so wird sie hier stück für stück zerhauen; ja die ähnlichkeiten gehn ins einzelne: w 162. 163, in denen die königin nach Hildebrand fragt und von dem zwerge auskunft erhält, sind im kleinen eine teilweise wörtlich anklingende parallele zu den *wapenliedern*. man vergleiche:

		84, 1	'. . . wie ist er ein man?
w 162, 2	'wer mag der werde ritter sein?	2	wie fürt der haiden harnasch an?
3	was furt er an dem schilde?'	3	ist er icht wapens reiche?'
7	'wie ist der helt ein man?	*s. oben*	'wie ist er ein man? (*vers* 1)
9	furt er auch reichen harnasch an	7	er ist gewapnet also fein
10	gewapnet kunigleiche?	10	nach kaiserlichem solde.
163, 2	sein harnasch der ist licht und klar	87, 1	Der haiden fürt ein lichte prünn.
3	sein helm leücht von gesteine	84, 8, 9	und leücht in clarem golde vom helm pis auf die füesse sein, *vgl. noch* 94.
4	er ist ein zirlich helt	84, 5	kein schöner helt ward nie geporn, *vgl. noch* 105, 1 *ff.*
5	gar adellich und wol gestelt	105, 11	sein pain sein hoch und wol gestelt.
6	in seinem harnasch reine	84, 11	sein harnasch der ist wol getan.
7	er part eim hohen fürsten gleich	93, 3	von kuniglicher wirde.
8	und streit gar ritterleichen	106, 1	Im müssen all des siges jehen
		3	in stürmen und in streiten.
13	er ist von hohem adel zwar.	104, 7	. . . seins adels kraft
		9	dar zu sein werde ritterschaft.

zu einem vergleiche beider darstellungen lädt der dichter selbst ein, indem er (162, 8) die königin fragen lässt: *ist er* (= Hildebrand) *dem heiden gleiche?* steigerungen der contraste wurden auch schon im frühern abschnitte wahrgenommen. das endergebnis der betrachtung von w 138—186 ist also, dass nur w 148 die zerdehnung von h 52 zu w 150. 151 der vorlage W zuzuweisen ist, alles andre aber schon D angehört.

Ein neuer abschnitt ist w 187—230: der kampf mit den 80 mannen des heiden, den Dietrich zuerst allein besteht, dann mit hilfe seines meisters beendet. in den andern fassungen entsprechen h 72—109 und d 30—38.

Zu Starks randverweisungen ist nachzutragen[1]: w 193 (= h 75), 7 vgl. d 31, 7. w 207, 3. 4 werden inhaltlich widergegeben

[1] vgl. o. s. 221 f.

durch d 34,10, dessen reimwort (zutrante) anderseits aus w 208, 12 (*zertrant*) genommen ist, sodass hier also ein vers von d spuren zweier strophen enthält; endlich w 216 (= h 97), 4 vgl. d 36, 5 und w 224 (= h 104) vgl. d 37, 6.

Graphisch erklärt sich, dass w 205 in d fehlt: man vergleiche w 205, 1: *Si ritten durch den grůnen tan* und w 206, 1: *Si furen furbas durch den tan*; ähnlich steht es mit w 225. die strophe beginnt: *Her Hildeprant der kam al dar,* die folgende fängt in h (105) an: *Her Hiltbrant den strit ane sach.* für den zusammenhang unentbehrlich ist w 198: die vorhergehnde strophe hatte berichtet, wie sechs heiden mit ihren schwertern auf Dietrich einhieben. nun kann nicht unvermittelt folgen (w 199, 1): *Daz plut da von den haiden ran.*

Dagegen ist die zerdehnung von h 78, wie sie in w 195. 196 vorligt, erst von W vorgenommen worden. in ursprünglicher form erscheint diese strophe in B, wo der letzte vers übereinstimmend mit w 196, 13 lautet: *daz viere lâgen vor im tôt* (nicht *drige,* wie h angibt)[1]. — auch h 72 ist erst in W zu zwei strophen (w 186. 187) geworden[2].

Wenn nochmals daran erinnert wird, dass h 79—92 als spätere interpolation von der vergleichung auszuschalten sind, so ergibt sich folgendes bild:

—	—	w 188—190: die heiden finden den leichnam ihres herrn. graf Adel. beschluss, getrennt Orkises gegner aufzusuchen.
h 72—78:	d 30, 1—32, 6:	w 191—195/6:
vier heiden finden Dietrich 73, 2.	30, 4.	191, 2.
einer fällt 77, 9—13.	32, 1—3.	194, 9—13.
die drei andern werden getötet B 78, 7—13.	32, 4—5.	195, 7—196, 13.

[1] vgl. Wilmanns Zs. 15, 298.

[2] dies beweist d 30, 2: Der Perner lang auf Hilprant peit = h [illegible] 7—9: *hæt er* (= der Berner) *sîns meisters niht gebiten* (*des warte er gerne*), *von dannen sô wær er geriten.* w 187, 7—9 behält zwar di[illegible] verse bei, vorher aber (186, 8. 9) heiſst es: *der* (= Dietrich) *was von d*[illegible] *gescheiden . . . fer in den tan.* er hat also nur insofern *gebiten,* dass [illegible] nicht nach Bern heimgekehrt war (187, 9. 10).

—	d 32, 7—34, 12: sechs heiden greifen Dietrich an 32, 7. fünf von ihnen fallen 32, 10. der sechste entrinnt 32, 11. 13. zehn (d irrtümlich 11) reiten gegen ihn aus 34, 3. sie werden getötet 34, 11. 12. (wol erst kürzung von d, vgl. w.)	w 197—209: 197, 1. 199, 12. 199, 13. 204, 7. neun von ihnen werden getötet 209, 13, der zehnte entflieht 209, 12.
—	—	w 210: der Berner ruht aus und macht sich wider kampfbereit.
h 93—97: zwölf heiden rennen Dietrich an 93, 4. *maneger* fällt 96, 11—13. *der heiden schar* (offenbar alle überlebenden) greift ihn an 97, 4.	d 34, 13—36, 5. (zwanzig heiden) 34, 13. 36, 4. (irrtümlich ein andere schar 36, 5.)	w 211—216: (zwanzig heiden) 211, 4. 215, 11—13. wie h: 216, 4.
—	—	w 217. 218: Terlepeins rat.
h 98—109: besonders einer dringt auf ihn ein 99, 1. Hildebr. hört das getöse und kommt 100—106. Triureiz bringt Dietrich in not 107. 24 heiden schlägt Hildebrand tot 109, 7. die andern bringt Dietr. in not 109, 9—13.	d 36, 6—37, 13: 36, 6. 36, 10—37, 13. (Wigas) 38, 1. 2. 38, 12. 38, 13 (?)	w 219—230: 220, 1. 221—227. (225 nur in w.) (Senereis) 228. 230, 7. 230, 9—13.

dieser vergleich lehrt: die einfachste und ursprünglichste fassung bietet H; D ist um die strophen w 197—209 erweitert, dh. zwischen die gruppen von vier und zwölf (zwanzig) heiden, die den Berner anfallen, ist noch eine von sechs und eine von zehn eingeschoben.

als eigentum von W lösen sich leicht ab w 188—190. 195/6. 210. 217. 218. 225. das wesentliche an diesem neuen ist, dass zwei personen (graf Adel und Terlepein) und drei motivierungen hinzukommen. davon ist die eine in w 188—190 enthalten: in h 72, 12 hatte es nur geheifsen: *den* (= den mannen des Orkise) *wart kunt ir herren tôt*, w 188, 1 ff fügt hinzu, wie dies geschah: *Die heiden kamen dar gerant, da si irn herren tode fant dort ligen in dem walde*, es war ihnen also durch den augenschein kund geworden[1]. aus welchem grunde die heiden sich geteilt hatten, ist in h gar nicht angegeben worden; in w 190, 11. 12 erteilt Terlepein, der auch 217, 1. 2 als befehlshaber auftritt, diesen rat: die heiden trennen sich, um *den argen man* zu *suchen*[2]. die zweite motivierung bringt w 210. sie soll erklären, wie sich Dietrich nach so schweren kämpfen von neuem gegen noch gröfsere übermacht zu wehren vermag: er war abgesessen, hatte den helm abgelegt, sich *gelüftet* und *gekült*, dann sein ross wider besser gegürtet, den helm aufgesetzt und Schamung bestiegen. von diesen motivierungen ist allerdings die erste sachlich unmöglich: die heiden können ihren toten herrn erst gefunden haben, nachdem Hildebrand den leichnam verlassen hatte. Hildebrand war aber erst *ein halbe rast* (186, 4 = h 72, 3) weit geritten, Dietrich zwar *fer in den tan* (186, 9), aber doch nur so weit, dass sein meister den lärm seines kampfes hören kann (w 221, 1 = h 100, 1). dieser findet seinen herrn, der inzwischen schon vier, dann sechs, hierauf zehn, endlich zwanzi[g] heiden besiegt hat und sich eben mit dem rest herumschläg[t]. so viel kann sich nun aber in der zwischenzeit doch nicht e[r]eignet haben. immerhin sieht man, warum W die strophe h 7[...] geändert hat: in h war Dietrich, getreu dem auftrage sein[es] meisters (h 23, 1), geblieben, wo dieser ihn verlassen hatte; [in] W entfernt er sich. es ist also doch das bestreben zu erkenne[n,] die zeit bis zu ihrer widervereinigung als länger erscheinen [zu] lassen.

[1] man beachte, dass auch dem interpolator von h 79—92 die ku[rze] andeutung h 72, 12 nicht genügte, vgl. den bericht des sterbenden heid[en] h 84, 3 ff: *uns seite ein wildenære* usw.

[2] warum sich die heiden trennen, wird ebenfalls von h 79—92 [be]gründet 85, 6—11. eine dritte übereinstimmung besteht zwischen h 89 [und] w 189 ff: in h misbilligt des heiden *vrouwe* Orkises vorgehn, in w ei[ner] seiner mannen, graf Adel.

w 225 soll auf das folgende lob Hildebrands vorbereiten: dieser sieht 225, 10—13 *wie er (= Dieterich) umb treib die heiden* usw. w 224 (= h 104), 10. 11 hatte es im gegenteil geheifsen, dass *si in gunden treiben*.

Noch eine andre änderung, die erst aus W stammt, ist zu erkennen: in w steht die h 76 entsprechende strophe nicht zwischen w 193 = h 75 und w 194 = h 77, sondern erst später in w 212. dagegen bezeugt d — man vergleiche nur die verweisungen Starks — die strophe an ihrem ursprünglichen platze. in D war also die strophenfolge trotz der einschaltungen nicht geändert, sondern so wie in h (natürlich wider abgesehen von h 79—92), — eine eigenschaft von D, die wir auch im frühern abschnitte, dort allerdings aus dem zusammenstimmen von h mit w erschlossen, die aber freilich nicht für alle partien gilt (vgl. die umgebung der *wapenlieder*, s. o. s. 227 f).

In w 231—338 werden Dietrichs und Hildebrands erlebnisse und taten bis zum eintreffen des zwerges Bibung in Arone erzählt. in w allein bezeugt sind die strophen w 238. 239. 293. 298. 299. dass die beiden erstgenannten in d fehlen, ligt an dem anfangsverse von w 238 und w 240. jener heifst: *Von dan furt er den helt zu stund*, dieser in h (117, 1): *Danndn vuort er den helt gemeit*. inhaltlich sind die zwei strophen nötig: h 116, 2. 3 (= w 237, 2. 3 vgl. d 41, 4 ff) hat Hildebrand seinem herrn versprochen: *swaz ich sit erliten hân, diu wunder sulnt ir schouwen*. er zeigt ihm aber den erschlagenen heiden nur in w 238. 239, während in h und d, wo beide strophen fehlen, das versprechen unerfüllt bleibt. sie gehörten also nicht nur D an, sondern sogar schon dem ältesten bestande des gedichts. auch über die scherzende selbstironie seines meisters h 113, 11 ff (= w 234, 11 ff vgl. d 40, 7 ff): *ich gie vor manegen schoenen tanz* wird Dietrich nur in w 239, 5. 6 aufgeklärt: *das ist der tanz, dar an ich sprank* usw.

Dagegen sind w 293. 298. 299 (erweiterungen von Dietrichs kampf mit einem drachen) wol als einschub von W anzusehen.

Die nächste partie ist die letzte, in der h noch zum vergleiche herangezogen werden kann; sie reicht von w 339—374, von Bibungs eintreffen bis zur ankunft Liberteins. identisch mit h sind nur w 330—352, ferner zeigen w 369—371 verwantschaft mit h 234—239, und ebenso w 368, 10—12 mit h 267, 3—6.

Aufser den von Stark schon angemerkten strophen scheinen mir noch w 359 (3 vgl. d 75, 4) und 363 (7 ff vgl. d 75, 12. 13) in d bestätigt zu sein. dann bleiben als solche, die wir ausschliefslich aus w kennen, nur übrig w 358. 360. 372—374. die beiden ersten sind im zusammenhange nicht zu entbehren, w 360 konnte aufserdem leicht verloren gehn. man vgl. die ersten verse: *Der mit der red geschwigen wert, . . . in hoher art* mit 361, 1. 2: *Nit lang der nach gepitten wert, ... nach hofelicher art.*

w 372—374 mögen erst in W eingefügt worden sein. sie sind inhaltlich einigermafsen selbständig und können immerhin entbehrt werden. erzählt wird, dass Dietrich dreifsig tage in Arone weilt; inzwischen heilen seine wunden, die frauen verfertigen ihm ein kostbares kleid und zieren seinen helm. in w 352, 2 hatte Dietrich verheifsen, die königin zu besuchen: *wan ich nu pas gehailet pin*, was Bibung 368, 10—12 dieser auch gemeldet hatte. nun folgt 375 ff der kampf des Berners mit Libertein. es schien nötig, ausdrücklich zu sagen, dass seine wunden vorher geheilt haben. eine zeitangabe ('vierzehn tage') enthält auch h 241, 1.

Genaueste betrachtung verdienen w 369—371 im vergleiche mit h 234—239. es kann keinem zweifel unterliegen, dass h hier wider das ursprüngliche erhalten hat: h 234—239 hangen mit h 233 organisch zusammen. 233, 12 überlässt Helferich dem Bibung seinen platz, 234, 1. 2 sucht er selbst den Berner und Hildebrand auf. das gespräch, das er mit ihnen beginnt und das den inhalt der kleinen strophenreihe bildet, ist motiviert durch die eben von Bibung überbrachte einladung der königin (h 229—232): Helferich beglückwünscht die beiden fürsten zu der gunst, in der sie bei einer so schönen frau stehn. — in dw dagegen sind die entsprechenden strophen (h 369—371) von den frühern durch einen einschub (w 353—368) getrennt, wohin sich Helferich, der seinen sitz verlassen hat, begibt, erfährt man nicht, das gespräch wird recht eigentlich vom zaune gebrochen, und schon aus der verteilung der rollen erkennt man, dass man nicht das ursprüngliche vor sich hat: hier beginnt Hildebrand das gespräch, indem er den Berner lobt; Helferich aber warnt den alten vor verfrühtem lobe und ermahnt ihn, seinen zögling durch scharfe worte immer von neuem anzutreiben. diese warnung hat aber

Hildebrand nach allem frühern gar nicht nötig. das alte bietet vielmehr h, wo Helferich den Berner in der form jenes glückwunschs rühmt (uzw. ganz der situation angemessen); wegen dieses voreiligen lobes tadelt ihn Hildebrand, was dessen bisherigem benehmen völlig entspricht. die mangelhafte verteilung des dialogs kommt eben daher, dass das gespräch in dw durch jenen einschub seine ursprüngliche stelle verloren hat.

Nun ist es gewis keine unwahrscheinliche annahme, dass die änderungen dieser wechselrede von demselben dichter herrühren, der die trennenden strophen eingeschaltet hat. dieser aber ist wider identisch mit dem verfasser von D; das ergibt sich aus der übereinstimmung von d und w.

Wir fahren fort in der vergleichung von d und w (h lässt von hier an aus). die strophen w 375—409 (Dietrichs kampf mit Libertein; aufbruch der helden aus Arone) werden fast durchgängig auch durch d beglaubigt, auch 387. 389. 392 (s. o. s. 221). es erübrigen nur 405 und 409. da im folgenden von einer jagd die rede ist, erwähnt 405 ausdrücklich, es seien beim aufbruche auch hunde und falken mitgenommen worden. 409 ist eine ausgestaltung der abschiedsscene. die strophe konnte zwar durch abgleiten des auges leicht übersehen werden : 408, 1. 2 reimen *sprach : gemach*, 409, 1. 2 *sach : ungemach*. entbehrlich sind aber beide strophen, müssen also nicht D angehört haben.

w 410—490 : abenteuer auf Orteneck, Dietrichs kampf mit einem riesen, rückkehr nach Arone. da über 411—418 und 474. 479. 481—483. 487 schon gesprochen ist (s. 222 und s. 221), bleibt auch hier nur wenig zu sagen : 486 wird zwar durch d nicht gehalten, ist aber in der aufeinanderfolge von rede und gegenrede nötig und in d oder seiner vorlage nur zufällig verloren gegangen : 486, 1 : *Der Perner sprach zu Hildeprant*, 487, 1 : *Mit zuchten sprach her Hildeprant*. dagegen wird 448, eine überflüssige lobpreisung der vier recken, zusatz von W sein.

Nun folgen w 491—493. 767—789. 798. 799. 801—866: zug der helden zur königin, ankunft, empfang und festlichkeiten, Dietrichs werbung, vermählung, heimkehr nach Bern.

Dass w 491—493 und 767—769 nebst einem zwischen beiden strophengruppen liegenden stück in der vorlage von d ausgefallen waren (ein blatt mit 7 oder 8 strophen), wurde bereits oben (s. 222) angenommen.

Wir vergleichen nun zuvörderst die darstellung des empfanges in beiden fassungen : d 116, 1—117, 8 und w 770—789.

d berichtet : die königin mit ihren jungfrauen, herlich geschmückt, geht den helden entgegen (116, 1—5), sie empfängt die degen (116, 6) und die von diesen in Orteneck befreiten mädchen, zuletzt den riesen, den der Berner überwunden hat, und der dessen jagdbeute, ein wildes schwein, trägt. die königin scherzt darüber, dass sich die gäste ihre speise selbst mitbringen; sie könne ihnen selber genug geben. über diese worte lachen alle.

In w empfiehlt es sich zunächst, 779 hinter 780 zu stellen, wie sich aus dem folgenden ergeben wird. dann ist der hergang dieser:

Die jungfrauen und die zwerge schmücken sich zum empfang der gäste (770 und 771. 772), die königin mit ihren maiden zieht den kommenden entgegen (773), die fürsten treten aus dem walde, die drei von ihnen befreiten jungfrauen eilen ihnen voraus auf die königin zu (774), diese empfängt sie (775, 1—8), sie erzählen, wie es ihnen inzwischen ergangen war (775, 9—776, 6). die fürsten kommen nun auch näher (776, 7—13). das gefolge der königin entfaltet sich [1], die gäste ziehen heran (777. 778) und halten *an der gegenfart* (780). sie werden bewillkommt (779), die königin begrüfst sie, besonders den Berner (781), die herren werden geküsst, Dietrich von der königin, und treten ins zelt (782), dort empfängt sie das hofgesinde (783), man heifst sie ruhen, führt sie dann in eine kemenate, die jungfrauen nehmen ihnen die *sarwdt* ab (784), herliche kleider, die die königin bringen lässt, werden ihnen angelegt (785), sie kehren ins zelt zurück und nehmen platz (786), die zwerge tragen edle weine, met und andres getränk auf (787), die königin selbst bietet dem Berner den wein, ihre mädchen den andern (788), nun erst setzt sich die königin selbst (789).

d kürzt mitunter recht ausgiebig, es kommt, wenn auch sehr vereinzelt vor, dass es 7 strophen der vorlage in einer einzigen streift [2], allein ein zweites beispiel, dass wie hier 20 strophen

[1] sie *liessen schawen sich, sich begunden scharn* (777, 4. 9).

[2] d 15 = w 86. 87. 92. 99. 100—102; d 34 = w 204. 203. 206—209. 211; d 60 = w 304. 305. 307—311; d 123 = w 839. 842. 841. 840. 857. 856. 858.

zu $1^1/_2$ zusammengepresst wären, find ich nirgends. zudem macht hier d garnicht den eindruck des zusammengepressten: d 116, 9—13 ist eine völlig überflüssige widerholung der geschichte von dem heiden Orkîse und seinem vater (d sagt irrtümlich son) Teriufas, zu der die erzählung der drei befreiten mädchen von ihren schicksalen in Orteneck (w 775, 9—776, 6) vielleicht einen anlass, aber gewis keine nötigung gegeben hat; d 117, 1—8 (empfang des riesen, scherzworte der königin) haben in w überhaupt keine parallele; es würden also den 20 strophen von w inhaltlich nur 8 verse (d 116, 1—8), höchstens die eine strophe 116 entsprechen. die darstellung in w ist ferner — wenn man die oben vorgeschlagene umstellung einer strophe vornimmt, so wolgeordnet und zusammenhängend, das ceremoniell so gewahrt, dass man sich auch schwer zur annahme von interpolationen entschliefsen wird; vielmehr scheint hier in W eine völlige und planmäfsige umarbeitung vorzuliegen, die allerdings noch inhaltliche berührungen mit dem alten aufweist (s. die zum vergleiche herangezogenen stellen s. 221), aus der man aber den ursprünglichen strophenbestand nicht mehr herausschälen kann, um so weniger als sie auch sachliche änderungen eingeführt hat und gegen d nicht nur ein mehr, sondern auch ein weniger aufweist: so scheinen nach d in dessen vorlage zuerst die helden und dann die befreiten mädchen empfangen worden zu sein (116, 6. 7), in w geschah dies in umgekehrter folge (774—781), der empfang des riesen aber ist samt dem scherze der königin unterdrückt.

Während in d auf den empfang sofort ein mahl folgt (117, 9ff), ist in w noch einiges eingeschoben. zunächst ein kurzes gespräch 798. 799: eine jungfrau preist die gäste und dankt ihnen für ihre heldentaten; die herren weisen alles verdienst Dietrich zu und danken ihrerseits für die ihnen erwiesenen ehren. 801—804 bringen ein komisches intermezzo zwischen Dietrichs riesen und einem zwerge der königin namens Lodaber. 805 wird der riese ausgeschickt, um wild zu fangen. von all dem fehlt in d jede spur. 805 steht sogar in widerspruch zu d.

w 806—825 handeln von dem festmahle. dieses ist in d mit den 5 versen 117, 9—13 abgetan, jedoch wird in d 118, 1—10 eine episode, die sich während des speisens ereignet, in gröfserer breite nachgetragen.

In dem bericht über das gastmahl ist w wider sehr genau und ausführlich : die speisen werden bereitet 806, truchsess und küchenmeister melden der königin, es sei essenszeit 807, unter den tönen fröhlicher musik wird wasser mit handtüchern gebracht 808, den fürsten werden sitze neben den mädchen angewiesen 809, die gerichte werden aufgetragen, wobei wider musik ertönt 810, die königin ladet zum speisen ein 811; 812—815 enthalten ein gespräch des bereits von liebe gequälten Dietrich mit seinem meister, der ihn ermuntert. auch die andern gäste bleiben von der minne nicht unberührt 816, man sieht tänze und spiele, die zwerge bedienen die gesellschaft 817, des lichten maien kleid und zugleich die gaben des herbstes erfreuen die gäste 818, zwei fremde zwerge stechen mit Bibung und Lodaber 819—823, das mahl ist zu ende 824, vor dem zelte ertönt musik, man wäscht sich die hände, das wasser wird fortgetragen, herren und frauen gehn von tische 825.

Auch hier war die vorlage von d, aufser was d 118 anlangt (= w 819—825), worüber gleich gesprochen werden soll, gewis kürzer als W, ohne dass sich aber, wie ich meine, D aus W durch blofse annahme von einschaltungen gewinnen liefse; auch hier stellt sich W als eine planmäfsige neubearbeitung dar; nur w 819—825 haben, wie ein vergleich mit d lehrt, das alte ziemlich gut bewahrt. zum verständnis ist nur vorauszuschicken, dass der verfasser des auszugs d éinem grofsen irrtum zum opfer gefallen ist, der sich durch den grösten teil seiner strophe 118 hindurchzieht : in w 819—823 wird erzählt, wie Bibung und Lodaber gegen zwei fremde zwerge tjostieren, d aber fasst das falsch auf und lässt Bibung und Lodaber gegen einander stechen. sonst aber werden die einzelnen momente des ritterspiels fast vollzählig auch in d bestätigt und damit, wie s. 221 schon angedeutet ist, die strophen w 819. 821. 823—825. der ausfall von w 820 erklärt sich wie schon so oft : man vgl. w 820, 1. 2 : *Sie kamen schnell da her gerittn zu dinst nach ritterlichem sittn* und 821, 1. 2: *Die zwerg gar ritterlichen rittn zu dinst nach lobelichem sittn.* w 822 ist inhaltlich unentbehrlich : w 823, 4 erzählt, dass dem Lodaber sein helm aufgebunden wird, er hat ihn also verloren, und das steht in 822, 13; *sie ranten aber faste* in 823, 6 setzt voraus, dass sie schon einmal gegen einander geritten sind : das wird in 822, 8ff berichtet, und auf eben dies bezieht sich die

äufserung der königin 823, 1—3. hier sind wir also wider einmal in der lage, ein stückchen der gemeinsamen vorlage von d und w aus dem zusammenstimmen beider fassungen zu erkennen: w 819—825 haben ihr angehört.

Auf das mahl folgt in d und in w ein gemeinsamer spaziergang der fürsten mit der königin und ihren jungfrauen *auf ein anger weit* (w 826, 1) oder, wie d sagt (119, 4) fur denn perck. w 826 und d 119, 1—4 stimmen wenigstens der sache nach überein. dafür hat wider d 119, 5—8 in w nichts entsprechendes. die verse enthalten eine reminiscenz der zwerge an die frühere not. dass die zwerge an dem spaziergang teilgenommen hätten, erzählt w nicht, auch ein rückblick auf die vergangenheit fehlt hier in w.

Stark auseinander gehn beide fassungen von da ab in dem berichte über Dietrichs werbung: in d fragt die königin Hildebrand nach der ursache von Dietrichs trauer (120, 1—3). Hildebrand erfährt von seinem herrn dessen liebe zur königin (120, 4—10), berichtet ihr dies (120, 11—13), erhält ihre zustimmung zur ehe (121, 1. 2), meldet dies wider dem Berner (121, 3), rät ihm, sich an den rat der fürsten zu wenden (121, 4—6), trägt dort die sache vor (121, 7) und findet billigung (121, 8). ebenso teilt die königin ihren jungfrauen ihr vorhaben mit (121, 9. 10), und auch diese stimmen zu (121, 11—13). nun überbringen die fürsten der königin Dietrichs werbung (122, 1—3); sie nimmt sie an (122, 4—6). der Berner und die königin werden zusammengeführt (122, 7. 8). sie gibt nach bescheidenem sträuben ihre einwilligung (122, 9—11) und Dietrich antwortet ihr (122, 12. 13).

Ohne so viele förmlichkeiten kommt dasselbe ergebnis in w zu stande: die königin fragt den Berner nach seinem ungemach (827), dann forscht — ohne ihr zutun — Hildebrand darnach (832) und verweist ihn an der fürsten rat (833), diese stimmen zu und treten vor die königin (834), Helferich trägt die werbung vor (835 f) und findet geneigtes gehör (837), Dietrich wird geholt und empfängt das jawort der königin (838).

Dass in d Hildebrand so in den vordergrund tritt, darin scheint mir etwas ursprüngliches erhalten: der Berner ist im ganzen verlaufe der dichtung als *kint* charakterisiert und das übergewicht seines meisters so oft hervorgehoben worden, dass es begreiflich erscheint, wenn er sich auch hier seines jungen

gebieters annehmen muss. anderseits mochte gerade die vermittlerrolle Hildebrands und die behandlung der liebe als einer staatsangelegenheit, die an die zustimmung zunächst unbeteiligter geknüpft ist, einem dichter nicht zusagen, der etwa den standpunct der minnepoesie einnahm. dieser — seine umarbeitung ligt in w vor — lässt die königin ihre erste frage an den Berner selbst richten, drängt Hildebrand auch sonst einigermafsen zurück, übergeht von den verhandlungen wenigstens die eine, die der königin mit ihren gespielinnen, und schiebt lieber eine zt. theoretische erörterung über die minne ein (828—832). kürzer als die vorlage von d ist also w auch an dieser stelle nicht.

Was die schilderung der vermählungsfeier betrifft, so wurde schon oben (s. 219f) erwähnt, dass von dem in d 124, 1—3 ausdrücklich hervorgehobenen kirchgangk in w keine rede ist, und dass in der beschreibung des hochzeitsmahls die vorlage von d ausführlicher gewesen zu sein scheint; dafür weifs d nichts von den Amelungen, von den fünfhundert bürgern aus Bern und von könig Floris von Dänemark, die in w zum feste kommen, empfangen und herlich bewirtet werden (843—850).

Die brautnacht verläuft ebenfalls in beiden fassungen ganz verschieden : conventioneller und wider ganz im sinne der minnepoesie gehalten ist w 851—854, charakteristischer und sogar sehr realistisch[1] d 125—128. mir scheint wider d älter : dass Dietrich nicht zum ziele gelangt und sich von Hildebrand verspotten lassen muss, passt ganz zu manchen frühern stellen des gedichts. die scene hat aber bei einem überarbeiter anstofs erregt und wurde darum geändert.

Die erklärung der königin d 129, 2—6, sie wolle nach Bern, um dort auch eynn hochzeit zu halten — so lange werde sie jungfrau bleiben —, hängt mit dem eben besprochenen zusammen und hat sowie d 130, 3—8, wo diese zweite 'hochzeit' samt der auf sie folgenden nacht geschildert wird, in w keine parallele, wird aber, wenn d 125—128 das ursprüngliche vertreten, auch alt sein : wider ist es Hildebrand, an den sich die königin wendet (129, 1), der dann ihren wunsch dem Berner mitteilt und zum aufbruche auffordert (129, 7—9). er behält also in D consequent

[1] manches davon mag allerdings auf die rechnung der auch anderwärts nicht sehr feinen ausdrucksweise unsers auszugs zu setzen sein.

die rolle des meisters bis zum ende des gedichts, bis zur heimkunft nach Bern. —

Der leichtern übersicht halber stelle ich das gewonnene zusammen. dabei sind in klammern jene strophen verzeichnet, die in d nicht belegt sind. es gehörten zum bestand von D:

w 1. 3. 2. h 2. 9. 10. w 39. 38. 41. 42. 33. (45). 46. 47. (48). 49. 50. h 19. 21. w 56—60. 62—67. h 24. w 70—76. 84. (85). 86—88. 91—95. (96). 97—102. 104—107. 110. 111. (112—120). 121—125. 127. 129—131. (134). 135. (136—138). 139—146. h 50. w 149. h 52. w 152. (153. 154). 155. 156. (157). 158—161. (162. 163). 164—167. (168). 169. 170. (171—175). 176—184. (185). 186. 187. 191—194. h 78. w 197. (198). 199—204. (205). 206—209. 211—216. 219—224. 226. (227). 228—237. (238. 239). 240—245. (246). 247. (248. 249). 250. 251. (252). 253—255. (256—258). 259—292. 294—297. 300—318. (319. 320). 321—347. (348). 349. 350. (351). 352—357. (358). 359. (360). 361—371. 375—404. 406—408. 410. (411—418). 419—447. 449—485. (486). 487—490. (491 ff).

Der strophenbestand des schlusses lässt sich bis auf kleine partien (zb. w 819—825) nicht mehr eruieren.

Einschübe von W, bez. erweiterungen einzelner strophen zu je zweien, sind: w 40. 43. 44. 61. 68. 69. 77—83. 89. 90. 103. 108. 109. 126. 128. 132. 133. 148. 150. 151. 188—190. 195. 196. 210. 217. 218. 225. 293. 298. 299. 372—374. 405. 409. 448.

Das ende des gedichts war stark erweitert und umgestaltet.

Das ursprüngliche gedicht.

Nach Wilmanns hätten wir in D das alte gedicht zu erkennen, von dem sich in h nur der anfang erhalten hätte, während der gröfsere teil von h, wie Wilmanns unzweifelhaft nachgewiesen hat, eine spätere fortsetzung ist. wenn h 254 — oder wie ich meine h 240 — bis 1097 nicht von demselben verfasser herrührt wie der anfang, so ist allerdings die nächstliegende folgerung die, dass das ende des ursprünglichen gedichts durch d und die mit d verwanten abschnitte von w vertreten wird. das ist die nächstliegende möglichkeit, aber es ist nicht die einzige: es ist nicht ausgeschlossen, dass der dichter von h 1—239 sein werk überhaupt nicht vollendet hat.

Wenn nun auch ein stricter beweis dafür, dass auch fortsetzung und schluss von D einem andern verfasser angehören, sehr schwer zu führen ist, da wir diese partien nur aus einer späten bearbeitung und einem noch spätern auszuge kennen, die beide die sprachliche und metrische gestalt ihrer vorlagen völlig verwischt haben, so scheint es mir doch nicht überflüssig, hier zusammenzustellen, was dazu führt, diese zweite möglichkeit ins auge zu fassen.

Zunächst ist im anfange, so weit sich D inhaltlich mit der andern fassung so ziemlich deckt, di. bis w 352 = h 233, D ganz gewis nicht das ursprüngliche gedicht, sondern eine viel ausgiebiger umgestaltende und erweiternde bearbeitung als h.

Das stück w 353—371, welches zu den nur aus dw bekannten abschnitten hinüberleitet, ist gleichfalls gewis minder ursprünglich als h 234—239 (s. s. 240 f).

Wie ferner in der fortsetzung h 340 ff neue personen auftreten, alte vergessen werden und der schauplatz sich ändert, so geschieht es auch in D von w 372 an: der heide Orktse, dessen vater von D schon zu anfang erfunden worden war, hat nun auch eine gemahlin[1] (w 450) und einen erwachsenen sohn, Janapas, der in Orteneck wohnt, einer burg, von der wir bis dahin eben so wenig etwas gehört haben wie von Janapas selbst und seinen 50 mannen. ganz neu und unerwartet sind die drei von Hildebrand und seinen gesellen befreiten jungfrauen, neu sind Libertein, der riese, der zwerg Lodaber usw. unter den heidnischen göttern erscheint der früher nie genannte Mercurius[2] (440, 12), während Machemet und Terviant nun fehlen. auch die anwendung eines heidnischen kauderwälsch kommt erst jetzt auf: 433, 4. 442, 1 (die 'übersetzung' wird beidemal beigefügt): löwen (428 ff. 470, 5) waren früher nie zu bekämpfen, dagegen fehlen nun die *würme*. — von den personen des anfangs verschwindet bald Helferichs gemahlin Portalaphe (mit dem aufbruche von Arone 407), und, was das auffallendste ist, von Madius ist in der ganzen fortsetzung D nicht mit einem worte mehr die rede.

Ein kleiner, aber charakteristischer unterschied zwischen dem anfange des alten gedichts und der fortsetzung D ligt in folgen-

[1] auch die interpolation h 79—92 weist ihm eine *vrouwen* zu h 88, 5 ff.

[2] h 79—92 bringt einen sonst unbekannten götzen Medelbolt herein 91, 12.

dem : dort war regelmäfsig, wenn einer der helden vom rosse stieg, gesagt worden, was mit diesem geschah : als Hildebrand absitzt, um seinem herrn gegen einen wurm beizustehn, gibt er sein pferd Rentwin zum halten h 171, 2. 3. Dietrich hat das seine an einen ast gebunden; der wurm will es forttragen, aber der Berner rettet es h 146, 7—12. später holt es Hildebrand von dort und führt es seinem herrn zu h 185. vor Arone sitzt Dietrich ab, Helferich nimmt das ross in empfang und bindet es an einen zaun h 190, 8 ff; von Rentwins ross erfahren wir, dass *wilde wurme* es fortgetragen haben, während sein herr schlief h 163, 4. 5. 180, 11; Bibung bindet sein pferd an, ehe er einlass in Arone erbittet 223, 6. die fortsetzung D aber kümmert sich um dergleichen nie : Dietrich und seine gefährten reiten auf die jagd : der Berner muss mit dem riesen kämpfen, die andern geraten in Orteneck in not, — was indessen mit ihren rossen geschieht und wie sie sie widerfinden, davon hören wir nichts.

Dagegen zeigt die erzählung von den abenteuern auf Orteneck und von Dietrichs vermählung ganz dieselbe geistesart wie die umarbeitung des anfangs, die uns in D vorligt : es ist ganz besonders auf contrastwürkung abgesehen, und die fortsetzung bringt fast nur gegenstücke zu den einzelnen teilen der frühern partie : wie vorher Hildebrand einen einzelkampf mit dem übermenschlich starken heiden, Dietrich aber ein gefecht gegen die übermacht der 80 mannen Orkises zu bestehn gehabt hat, so muss nun der Berner mit éinem gegner kämpfen, der ein riese ist (460 ff), Hildebrand mit seinen drei gesellen aber hat sich mit den 50 mannen des heidnischen Janapas herumzuschlagen (433 ff); früher hatten Dietrich und sein meister mit drachen gekämpft, nun werden löwen auf den alten und die seinen losgelassen (428 ff), und der Berner wird von dem riesen vor eine höhle getrieben, die voll löwen ist (470). zu beginn der abenteuer war Madius aus der gewalt Orkises befreit worden, nun werden drei jungfrauen aus der gefangenschaft seines sohnes erlöst. auch innerhalb der fortsetzung wird das mittel der contrastierung angewendet : Dietrich besiegt in dreimaligem rennen den gewaltigen Libertein (375 ff), die zwerge Bibung und Lodaber überwinden zwei fremde zwerge (819 ff), wobei es auch im ganzen zu drei zusammenstöfsen kommt.

Wie im grofsen, so zeigen sich beziehungen zum erweiterten ersten teile und ähnlichkeiten in der arbeitsweise auch in einzelheiten. den *wapenliedern* usw. in der neuen gestalt entspricht die beschreibung des riesen, seines gewandes und seiner waffen 461, 1—464, 3 : sein leib 461, 1—462, 6 (augen, brauen, angesicht, rücken, bauch, länge und stärke — vgl. Orkises beschreibung in den nur D[1] angehörenden strophen w 105. 106 : antlitz, kehle, haar, gröfse, brust, seiten, beine, stärke), bekleidung des leibes 462, 8—10, drachenhaut (anstatt des harnisches) 462, 11. 12, helm 463, 2. 3, schild 463, 4. 5, kolben 464, 1—3.

Der kampf Dietrichs mit dem riesen ist zu vergleichen mit Hildebrands kampf gegen Orkise : er wird gleich diesem eingeleitet durch einen streit um das recht 465, 4ff (vgl. 143, 11ff) und die drohung des riesen, seinen gegner zu töten 465, 10 (vgl. 143, 3), beschlossen durch das widerholte anerbieten des riesen, sich zu ergeben und seinem überwinder zu dienen 477, 7ff. 478, 4ff. 479, 1ff (vgl. 176, 7ff. 177, 1ff). während des kampfes ruft der Berner Gott und Maria an 466, 6ff. 471, 12. 13. 474, 8, wie damals Hildebrand, er denkt an seinen meister 474, wie damals dieser an ihn gedacht hatte. zuerst zerhaut der riese den waffenrock Dietrichs 466, 12, aber dieser spaltet ihm den schild, 469, 7. 8, dann wird des Berners brünne und die drachenhaut des riesen zerhauen 472, 3. 8; lange ist der kampf unentschieden: die gegner verwunden einander abwechselnd : Dietrich den riesen 469, 11ff. 472, 6ff. 476, 7ff und dieser ihn 472, 3ff. 473, 9ff. zum schlusse geht es ans verbinden der wunden 479, 6ff. 484, 8ff. die befreiten jungfrauen umarmen und küssen ihre retter 484 (vgl. 180, 7ff).

Das gespräch Dietrichs mit seinem meister 485—488 erinnert an 231—237 (= h 110—116) : der junge beklagt sich über den erzieher und die frauen, um derentwillen man abenteuer bestehen müsse, Hildebrand gibt ihm gute lehren.

Wie in Dietrichs kampf gegen die 80 mannen des heiden die zahl der jedesmal gefallenen angegeben wird (D hat an den angaben der vorlage nicht genug und vermehrt sie)[2], so geschieht es auch in dem berichte über den streit Janapas und seine

[1] auch im folgenden sind die zum vergleich herangezogenen strophen des anfangs eigentum von D. [2] vgl. die zerlegung der zahl 80 in 4 + 6 + 10 + 20 + 40 in w 188—230.

50 mannen : zwölf dringen auf Hildebrand ein 435, 6; elf liegen tot da 438, 3; mit einem schlage tötet Libertein drei 438, 12; bald sind dreifsig erschlagen 440, 5; Janapas selbst fällt 445, 3, und nun müssen alle ihr leben lassen 445, 7. 12. unter den heiden ragt hier wie dort ein namentlich genannter hervor 436, 4; Hildebrand erinnert sich im getümmel seines herrn 442, 12. 13, die heiden rufen ihre götter an 440, 7 ff, die christen Gott und die jungfrau 441, — alles parallelen, die sich noch vermehren liefsen.

Gemeinsam ist ferner den interpolationen, die D im beginne des gedichts einfügt, und der fortsetzung eine vergröberte auffassung der heiden : in der alten dichtung erscheint Orkise nur als erbarmungsloser feind, D aber häuft auf ihn und sein geschlecht alle erdenkliche schmach : sein vater sei ein menschenfresser gewesen w 1, 4 ff, der *in teüfels weise* gelebt habe 1, 10; der sohn habe die *art* des alten angenommen 1, 13. die ihm ausgelieferten jungfrauen tötet er nicht nur, er nimmt ihnen vorher die ehre 65, 7—13. 117, 7. 8. 120, 7 ff; der teufel hat ihn bisher am leben erhalten 115, 4, besiegt, fleht er um gnade. ganz in diesam sinne meldet die fortsetzung von der *pofsheit* seines sohnes Janapas 418, 9 ff : er *was aller eren frei* und *aller schanden schatz, sein herz was aller trewe los, keins mordes in auch nie verdrofs, unkeüschheit in behawset, auch das er stets mainaides pflag,* wie sein vater, *dem auch vor eren grawset.* von seinem boten heifst es, dass er *die herren da betrog, sein falscher munt den fürsten log* 427, 1. 2, und so sind alle seine mannen, *die in selbs schande merten so gar mit mördiglicher tat.* der dichter verflucht ihren *falschen rat, der ere kan vergiften.* während Orkise nach dem alten gedichte in ritterlichem kampfe gefallen war, greift Janapas zu hinterlist und verrat. wie D im anfang den gegensatz zwischen der glänzenden erscheinung des heiden und seinem schwarzen innern so recht herausgearbeitet hatte, so würkt hier der contrast zwischen der pracht und festigkeit der heidenburg 417 f. 447, 8 ff. 449 und der verworfenheit ihres *wirtes.*

Dies alles legt den gedanken nahe, dass die fortsetzung D von demselben verfasser herrühre, wie die umgestaltungen, die D im anfange aufweist.

Formelle kriterien können in unserm falle naturgemäfs nur schwach sein. nichsdestoweniger will ich hier anfügen, was ich mir darüber angemerkt habe.

Wie Zupitza zu Virginal 224, 4 constatiert, kommt das wort *recke* (im ältesten teile) nur an dieser stelle vor, und zwar 'in etwas humoristischer anwendung' : *der kleine recke* = Bibung. die fortsetzung h, so lang sie ist, bietet keinen einzigen sichern beleg für das wort. dagegen ist es in D ganz gebräuchlich, uzw. ohne humoristische färbung; meist erscheint es in w im reime, gelegentlich wird es auch durch d bestätigt: w 208, 6 R. 420, 3 R (= d 90, 3). 436, 3 R (vgl. d 97, 4 R. 99, 4). 480, 8 R. 481, 3. auch im umgearbeiteten schlusse[1] erscheint es : w 789, 3 R. 843, 3 R. 845, 10 R. in d kommt es noch an einigen stellen vor, wo unsre hs. w[2] ein andres wort aufweist, ihre vorlage aber vielleicht wie d *recke* gehabt hat : d 93, 9 (w 428, 9 *herren*, 429, 1 *fursten*). 100, 4 (w 441, 1 *cristen*). 100, 13 (w 443, 9 *degen*?). 101, 12 (w 447, 2 *fursten*). 102, 4 (w 449, 1 *fursten*). 119, 3 (w 826, 3 *herren*, 826, 7. 11 *fursten*).

Auffallend ist ferner, dass der ausdruck *vrech*, den der älteste teil gar nicht, die fortsetzung h nur einmal (711, 3) gebraucht, ein lieblingswort von D war : w 105, 13. 112, 4. 141, 3 R. 141, 12. 143, 6. 371, 9. 376, 1. 391, 10 R. 412, 8. 434, 1 R. 438, 8 R. 469, 9 R. 471, 7. 486, 10. der umgearbeitete schluss wendet dies wort nicht an; von d wird es nicht bezeugt, offenbar, weil es für den späten verfasser des auszugs schon die nhd. tadelnde bedeutung angenommen hatte. unser schreiber von w hat es, so weit w mit h verglichen werden kann, nicht hereingebracht.

Andre worte, durch deren gebrauch sich D von dem alten anfange und h unterscheidet, sind (*stahel*)*zein* 86, 4 R. 97, 10 R. 137, 4 R. 148, 1 R. 380, 4 R. 435, 12. 774, 5 R; *wedel* 269, 1 R. 463, 1 R; *vruot* 71, 1 R. 451, 4 R. 789, 13 R[3]; *geblüemet* (in übertragener bedeutung) 376, 10 R. 482, 12[4]; (*über*)*krœnen* (gleichfalls in übertragener bedeutung) 366, 2. 369, 5 R. 456, 13. 839, 8 R. 856, 6 R (vgl. 482, 8)[5]; *der sorgen stric* 400, 13 R. 814, 9 R[6].

Was die metrik betrifft, so hat Wilmanns die spätere abfassung von h 250 ff aus dem gebrauche klingender reime, die

[1] einmal auch in einer plusstrophe von W : w 448, 8 R.

[2] einigemal hat allerdings erst unser schreiber von w das wort eingeführt : w 595, 3 R (h *rîchen*). 663, 12. 706, 2. [3] 374, 9 R plusstrophe von W. [4] 448, 13 ebenfalls. 783, 11 in der eigentlichen bedeutung. [5] 448, 10 plusstrophe von W. [6] 409, 5 R plusstrophe von W.

mhd. die gestalt ◡́◡ haben würden, erkannt. solche reime hat nun allerdings auch unser schreiber von w hereingebracht, aber in den 208 strophen, die w aus dem ursprünglichen, von dieser metrischen neuerung noch freien stücke des gedichts erhalten hat, nur 5 (w 98, 8. 191, 3. 6. 265, 8. 10)[1]. dagegen erscheinen in den 80 strophen, die D in diesen kern eingeschoben hat, 29 derartige reime (w 56, 6. 58, 8. 10. 65, 8. 10. 71, 8. 10. 114, 3. 6. 120, 8. 10. 142, 3. 6. 157, 8. 10. 177, 3. 6. 197, 3. 6. 8. 10. 200, 3. 6. 208, 8. 10. 209, 8. 10. 239, 3. 6) und in den 138 strophen von D bis w 770 28 fälle dieser art (355, 8. 10. 375, 8. 10. 384, 3. 6. 388, 8. 10. 397, 3. 6. 399, 3. 6. 423, 3. 6. 443, 3. 6. 446, 8. 10. 464, 8, 10. 479, 3. 6. 482, 3. 6. 768, 3. 6), in den 88 strophen des umgearbeiteten schlusses 5 : 811, 8. 844, 3. 6. 857, 3. 6. das erlaubt wol die folgerung, dass auch die interpolationen und die fortsetzung D bereits worte von der gestalt mhd. ◡́◡ als klingende reime verwendet hat, also nicht von dem dichter jener partie herstammen, der dieser gebrauch noch fremd war.

Fragt man : warum sollte der verfasser des anfangs sein gedicht unvollendet gelassen haben? so lässt sich, abgesehen von der möglichkeit eines äufsern hindernisses, leicht eine innre ursache angeben, die ihn bewogen haben kann, gerade mit h 239 abzubrechen : die handlung war bis zu einem entscheidenden puncte gediehen : zu beginn hatte der dichter angekündigt, was für taten seine helden würden zu verrichten haben : es gelte, die königin von ihrem heidnischen bedränger zu befreien h 2, 8—13. w 25. d 4, 6 ff. dabei sollte Dietrich auch *mit wurmen striten* h 18, 6. w 49, 6. d 8, 6 (d irrtümlich mit ḫeiden, weil bisher nur von dem heiden [Orkise] die rede gewesen war[2]), ferner h 19, 12. d 9, 3 und h 21, 6. d 9, 10 (in w fehlt das betreffende blatt). die absicht Hildebrands dabei ist, dass sein herr, der bis dahin daheim *gelegen* ist und *gemaches gepflegen* hat (h 18, 4. 5. w 49, 4. 5.

[1] von der fortsetzung h hat w 265 strophen übernommen; in diesen hat er 20 reime der neuen art selbst gemacht, 5 (zufällig) beseitigt; es ergibt sich also auch hier nur ein plus von 15 reimen.

[2] auch Zupitza (anm. zu Virg. 18, 6) meint : 'statt *wurmen* erwartete man *heiden*' und wirft dem dichter 'gedankenlosigkeit' vor : er übersieht aber, dass der verfasser hier den zweiten punct seines programms anführt: Dietrich soll eben nicht nur mit *heiden*, sondern auch mit *wurmen* kämpfen.

d 8, 4. 5), nun *dventiure* kennen lerne (h 2, 13. 18, 3. 13. w 49, 3. 13. d 8, 3) : dieses ganze programm ist bis h 239 ausgeführt : die königin ist befreit[1], der Berner hat mit heiden (h 72—109. w 187—230. d 30—38) und mit drachen gekämpft (h 143—146. 168. 169. 171—176. w 266—270. 291—298. d 48. 56, 1—58, 4). mit diesen abenteuern war also geschehen, was der dichter verheifsen hatte; nur die zusammenkunft der königin mit ihren rettern, deren notwendigkeit sich im verlaufe der erzählung ergeben hat, steht noch aus, und hier beginnt die schwierigkeit, — hier bricht auch das alte gedicht ab : wie soll sich die sache weiter entwickeln? wenn ein ritter eine jungfrau vor einem ungeheuer befreit hat, so schliefst sage oder märchen naturgemäfs mit ihrer vermählung. in unserm gedichte hat Hildebrand die Madius gerettet; ein interpolator denkt denn auch einen augenblick daran, aus beiden ein paar zu machen : w 79, 4 ff, — es ist aber untunlich, da Hildebrand schon eine gemahlin, Ute, besitzt. Dietrich würde seinem range nach zu der königin passen, allein auch von dieser verbindung weifs die echte sage nichts, die ihm Herrat zugedacht hat. der verfasser des anfangs wollte nun einerseits nicht gegen die tradition verstofsend ihm die befreite königin vermählen, anderseits widerstrebte es ihm vom poetischen standpuncte, das gedicht mit einem kühlen auseinandergehn schliefsen zu lassen, und so blieb es unvollendet. von den beiden fortsetzern aber hat jeder eine der beiden möglichkeiten durchgeführt : D schliefst mit der heirat, h mit dem abschiede Dietrichs[2]. im alten kerne aber weist nichts darauf hin, dass dem dichter eine verbindung des Berners mit der königin als ziel vorgeschwebt habe[3]. die königin hat nicht einmal einen namen. Dietrich wird bei jeder gelegenheit als sehr jung, unerfahren und der schule des lebens bedürftig hingestellt; nicht er erwirbt sich um die befreiung der königin das gröste verdienst, sondern Hildebrand, der ihren bedränger Orkise tötet, während sich der

[1] die worte Bibungs *Nun sîn wir noch niht erlôst* usw. (h 232, 1 ff) stehn in einer strophe, die dw nicht kennen. aufserdem ist das nur eine höflichkeit, die die einladung dringender machen soll.

[2] allerdings auch nicht, ohne das minnemotiv mehrmals anzuschlagen, am deutlichsten h 972—974.

[3] stellen wie h 239, 7 ff sind ganz allgemein gehalten und widersprechen eher einer solchen vermutung.

Berner nur mit dessen mannen herumschlägt und auch diesen kampf nur mit hilfe seines meisters beendet[1].

Nach all dem scheint mir, dass das alte gedicht sich nur bis zu der stelle reconstruieren lasse, wo das gemeinsame zeugnis der drei fassungen aufhört, das ist bis h 239. weiter reicht der älteste teil auch in h nicht; zwar finden sich die ersten klingenden reime vom typus mhd. ⏑́⏑ erst h 258, 3. 6, allein schon 244 wird die abfassung eines jener briefe angeregt, die für h charakteristisch sind, und in 240 erscheint ein neuer name — Falentrins — für das töchterlein Helferichs, das bis dahin namenlos gewesen war.

Als sichrer bestand des kerns lassen sich erkennen die strophen h 1. 2. 9. 10. 13—78. 93—165. 170—211. 213—215. 217—230. 233—239.

Dieser kern enthielt schon die keime, die dann jede der beiden fortsetzungen nach ihrer art weiter entwickelt hat : die wichtigsten personen und ihre charaktere; die art, die beiden helden ihre abenteuer gesondert bestehn zu lassen und sie dann zusammenzuführen; eine bequeme technik, die die interpolatoren und fortsetzer keineswegs durch strenges beispiel bindet, indem weder widerholungen[2] noch widersprüche[3] vermieden werden; beispiele für kampfschilderungen und höfische empfänge und vor allem einen charakteristischen landschaftlichen hintergrund : das

[1] dass der interpolator und fortsetzer D auch nicht anders verfährt als der dichter des kernes, ist doch wol anders zu beurteilen : er hatte eine gegebene sachlage vor sich, und wenn er auch motivierungen udgl. einschob und in manchem über die andeutungen seines originals hinausgieng, so konnte er sich doch in anderm an das beispiel der vorlage halten, und seine vorsorge für kommendes erstreckte sich nicht allzuweit voraus.

[2] schon Zupitza vergleicht h 16, 11 = 17, 13. 52, 8 = 95, 8. 120, 10. 12 = 123, 10. 12. 178, 6—9 = 192, 6—9. 183, 7 = 194, 13. 202, 11 = 225, 11. 201 ff und 225, 7 ff. man füge etwa hinzu 57, 5—11 und 133. 135 f; 110—115 vgl. 175, 7 ff. 204 f. 235 f. dinge, die der leser schon erfahren hat, werden durch personen des gedichts wider erzählt : 116 vgl. 50—55. 60—71. 100; 132 vgl. 50—55. 60—78. 93—109; 180 vgl. 154; 181 f vgl. 147—176; 229 vgl. 124 ff. die art, in der die fortsetzung h das gedicht durch briefe und botengänge verlängert, ist bereits durch die rolle Bibungs vorgebildet.

[3] das gedicht behandelt Dietrichs erste ausfahrt und stellt den Berner immer wider als ganz jung und unerfahren hin; gleichwol ist er schon weit und breit berühmt : 69, 1. 2. 162, 6—11. auch 41, 2. 3 stimmt zu dem übrigen wenig.

richtig angeschaute und mit lebhafter empfindung widergegebene bild der sommerlichen gebirgsnatur mit ihren schroffen gegensätzen von wildheit und anmut[1].

Von den beiden fortsetzungen heftet sich h mit strophe 240 unmittelbar an das alte gedicht. D gestaltet die letzten strophen (h 234—239) um und führt erst dann mit eigenem fort. die fortsetzung h scheint mir die ältere zu sein. das ergibt sich einmal aus der ungeänderten fassung, in der sie diese letzten strophen bietet, dann daraus, dass die interpolationen des anfangs von D den namen Madius[2] kennen; dieser ist aber von dem verfasser der fortsetzung h erfunden, in der er zuerst in strophe 260, 7 — in einem briefe — erscheint. auch sonst erklärt sich die entstehung von D leichter, wenn die fortsetzung von h bereits vorlag, als das umgekehrte: der ältere dichter liefs das gedicht, der echten sage zu liebe, ohne vermählung Dietrichs enden; dies gefiel dem jüngeren nicht: wollte er aber den Berner mit der königin verbinden, so war die episode auf Muter wegen der beziehungen, in die dort Dietrich zu der jungfrau Ibelin (in w Lo-[illegible]) tritt, störend und wurde deshalb durch die abenteuer auf [illegible] ersetzt. auch die vielen briefe mit ihren endlosen widerholungen konnten dem verfasser von D zuwider gewesen sein. — wäre dagegen D das ältere gedicht, so müste man annehmen, der spätere fortsetzer habe mehr rücksicht auf die heldensage ge-

[1] [illegible] stege, eng und schmal, führen über hohe berge, wilde tobel und tiefe täler. der [illegible] brausend bricht aus harten felsen, er nimmt manchen [illegible] durch den grünen wald mit seinem vogelsang und seinen [illegible] die sich vor des steines wand hin- [illegible] eine hohe feste zieht sich [illegible] keine schleuder mit ihrem [illegible] gehauen, [illegible] liegt ein anger mit blumen [illegible] für tausend mann [illegible] wolkenlose sonnenglanz [illegible] gewitterschläge hin, von denen [illegible]

[2] den namen Virginal konnte h nicht brauchen, da seine bedeutung [illegible] dem gedichte zu geben beabsichtigte — [illegible] der von Hildebrand [illegible] der ihres [illegible] zusammen zu deutsch-welscher [illegible] die ganze handlung ab.

nommen als sein vorgänger; auch wüste man nicht, warum er die Ortenecker episode durch Dietrichs gefangenschaft auf Mauter ersetzt hätte; das verhältnis zu Ibelin führt ja auch in h zu nichts; sagte dem verfasser von h Dietrichs heirat nicht zu, so hätte er nur nötig gehabt, den schluss von D zu ändern.

Dass dann noch beide fortsetzungen oder bearbeitungen, uzw. jede mehrmals und von verschiedenen männern, interpoliert worden sind, und die art, wie sie schliefslich in w zu einem ganzen zusammengeschweifst wurden, habe ich im frühern zu zeigen gesucht.

Weitere aufschlüsse haben wir zu erwarten, wenn Schönbach seinen plan ausführt und sich nach den dichtungen, die er in seinem werke Das christentum in der altdeutschen heldendichtung schon untersucht hat, auch der Virginalgruppe (aao. s. v) zuwendet.

Feldkirch in Vorarlberg. JUSTUS LUNZER.

ZU MORIZ VON CRAON.

1) Cassandra die stickerin. die zeitliche ansetzung des 'Moriz von Craon', den ich (Zwei altdeutsche rittermaeren s. x ff) im gegensatz zu Haupt und Scherer ins zweite jahrzehnt des 13 jhs. hinabgerückt habe, hat im allgemeinen, in der kritik wie in privaten zuschriften, beifall gefunden: der widerspruch RMMeyers (Zs. 39, 324 ff) stand in zu engem zusammenhange mit seiner mir unannehmbaren hypothese von der zugehörigkeit des werkchens zu Bliggers verlorenem 'Umbehanc', als dass er mich hätte umstimmen können. die zweifel freilich, die Meyer speciell gegen eine benutzung von Gottfrieds Tristan durch den dichter des MvC. geäufsert hat, sind mir öffentlich (von Schönbach Österreich. litteraturbl. 1895 nr 2) und in zuschriften der freunde widerholt entgegengehalten worden — und heute bin ich selbst in der lage, die wichtigste stütze dieses zusammenhangs bedenklich zu erschüttern, wo nicht gar umzustofsen.

Es handelt sich um die merkwürdige stelle v. 1135 ff, wo es von dem kostbaren bette, dessen unverbrennbares holz *von Vulcanus*[1] (v. 1122) war, weiter heifst:

[1] die hs. hat *bulcanus*, und gerade durch diese verschreibung scheint *Vulcanus* für ihre dem original sehr nahestehende vorlage gesichert. ich kann mich darum auch jetzt nicht entschliefsen, hier mit Bech (dem GParis folgt) eine verderbnis von *ebanus* (oder *Libanus*) zu erblicken.

dar obe lac ein golter dâ,
ich wæne, frou Cassandrâ
ie bezzer werc gemehte
oder dehein ir geslehte.

für die meisterschaft der Cassandra in weiblicher handarbeit fand ich früher in der mittelalterlichen litteratur so wenig einen anhalt wie in der antiken: mit alleiniger ausnahme einer stelle des Tristan, wo einigermafsen auffällig der göttliche schmied *Vulkân* (4930) und *mîn frou Cassander* (4948) in éinem atem genannt und nachher geradezu zu einem künstlerpaar *Vulkân und Cassander* (4970) zusammengeschlossen werden. jetzt aber hat mir das studium des Roman d'Enéas und seine vergleichung mit Veldekes Eneide, die zu einer fortwährenden rücksichtnahme auf die lesarten nötigte, die bekanntschaft einer stelle verschafft, die zu beweisen scheint, dass das mittelalter schon vor Gottfried von Strafsburg der Cassandra eine hervorragende begabung in der vornehmsten weiblichen handarbeit, in der stickkunst zuschrieb — und gerade davon ist im MvC., nicht aber im Tristan die rede! bei der eingehnden beschreibung der totenbahre der Camilla heifst es in der ausgabe des Roman d'Enéas von Salverda de Grave (Halle 1891):

7451 *coste de paile ot en la biere*
ki kovri tote la litiere

. . . .

7457 *la coste esteit* et longue et lee,* **fu* EFG
de cafe enbafe (!) *esteit brosdee.*

hierzu ist zunächst zu bemerken, dass, wie ich schon bei Kraus Veldeke und die mhd. dichtersprache s. 185 ausgesprochen habe und wie mir inzwischen Herm. Suchier bestätigt und erläutert hat, für *coste* das *colte* der hss. HIAD[1] einzusetzen ist: '*coste* 7451. 7457 [uö.] ist eine späte, also hier schlechte form für *colte* (in jüngern hss. auch *coute, couste*) mit stummem *s*, und *o* für *ou*'. — '*de cafe enbafe*' 7458 ist dem herausgeber selbst (Glossaire p. 419ᵃ. 428ᵇ) kauderwälsch, das er, der hs. A folgend, nur darum im text belassen hat, weil ihm, wie er mir freundlichst schreibt, 'wegen der partiellen übereinstimmung mit D in diesem

[1] der apparat schreibt die la. *colte* nicht nur 7451, sondern auch 7457 diesen vier hss. zu, aber nach der (richtigen) angabe zu 7455 fallen die hss. HI für v. 7455—7459 aus.

unverständlichen ausdruck doch wol das rechte zu stecken schien'. in betracht kommen, da HI hier eine lücke aufweisen (s. laa. zu 7455), die hss. D : *de catalafe*, C : *doer en autre*, und schliefslich die zur gruppe y[1] (Salverda de Grave p. XII) gehörigen mss. EFG, deren lesung ich hier, aufs liebenswürdigste unterstützt von Suchier und dem herausgeber selbst[1], buchstäblich genau anführen kann:

E : *a .I. cassandre estoit brosdee*
F : *a .I. causandre estoit brosdee*
G : *od .I. cassand' estoit orlee*[2].

ein appellativum *cassandre* (*causandre*) gibt es nicht : die schreiber haben mit dem hier vorliegenden eigennamen sämtlich nichts anzufangen gewust; Suchier vermutet zweifelnd für die gruppe EFG (*a un cassandre*) eine mutterlesart *a ues Cassandre*[3], für die hss. ACD, die den vers sämtlich mit *de* beginnen, aber das folgende wort total zerstört haben, *de Cassandra*. in jedem falle steht soviel fest, dass im Roman d'Enéas bei der beschreibung einer kostbar ausgestatteten bahre die gestickte 'colte' mit der person der Trojanerin Cassandra zusammengebracht, wahrscheinlich ihrer kunstfertigkeit zugeschrieben wurde. da Camilla, die auf dieser bahre beigesetzt wird, eine zeitgenossin der Cassandra war, so erscheint die sache nicht ohne weiteres sinnlos. im 'Moriz von Craon' handelt es sich um ein prunkbett, dessen golter so kunstreich war, dass 'frau Cassandra' kein besseres werk geschaffen haben könne. neben der deutlichen übereinstimmung dieser beiden stellen tritt die Tristanpartie durchaus zurück : zu ihr hab ich ja meine zuflucht überhaupt nur genommen, weil ich die rolle der Cassandra als meisterin in weiblicher handarbeit für eine erfindung Gottfrieds hielt, mochte nun eine trübung seines gedächtnisses vorliegen, oder mochte er im scherz die *wise Trojerinne* (4949) aus der prophetie an die aufgaben des frauengemachs zurückverweisen. im Tristan heifst es von der ausrüstung des helden, 'Vulkan und Cassandra' hätten die einzelnen teile, jener die waffen, diese die gewänder nicht kost-

[1] den mein brief gerade in Frankreich erreichte, sodass er in der lage war, die hss. selbst in Paris aufs neue zu vergleichen.
[2] *orlee* (nfz. ourlée) ist eine bedeutungslose variante von *brosdee* (nfz. brodée).
[3] *a ues* ('ad opus') im sinne unseres 'für'.

barer herstellen können, und mit anscheinend humoristischer lobpreisung der schneiderkünste Cassandras wird hinzugefügt : *der geist ze himele, als ich ez las, von den goten gefeinet was.*

Nun hab ich Rittermæren s. xii gezeigt, dass der dichter des MvC., der, wie ich unten nochmals erhärten werde, eine französische vorlage benutzte, aufserdem des Benoit de SMore Roman de Troie im original gekannt hat; durch Martin Zs. 36, 203 f wissen wir ferner, dass der prolog, welcher die übertragung des rittertums von Griechenland über Rom nach Frankreich darlegt, dem Cliges des Chrestien nachgebildet ist. es steht nichts im wege, in seine kenntnis der französischen litteratur auch den Roman d'Enéas einzuschliefsen und in der erwähnung von Cassandras stickkunst eine reminiscenz aus ihm zu erblicken.

Geb ich also meine frühere auffassung, unser poet habe sein wissen von Cassandra als meisterin im frauenwerk aus Gottfried von Strafsburg geschöpft, preis, so ist damit keineswegs gesagt, dass nunmehr die von Meyer aao. 325 empfohlene umgekehrte ausdeutung des verhältnisses am platze sei. denn nachdem wir in der französischen litteratur die Cassandra würklich als stickerin eines 'golters' gefunden haben, hat die ähnlichkeit der stellen des Tristan und des MvC. ihr auffälliges eingebüfst. wir werden also derjenigen deutung den vorzug geben, welche die beste interpretation Gottfrieds liefert. ich habe aao. s. xv hervorgehoben, dass der ganze abschnitt des Tristan 'von liebenswürdiger ironie gegen meister Veldeke . . . durchtränkt' sei, und Meyer Zs. 39, 325 stimmt mir darin ausdrücklich bei. Gottfrieds scherz ist etwa der : 'ja, wenn ich es machen wollte wie HvVeldeke in seinem Aeneas-roman, dann müst ich jetzt für Tristans waffen den götterschmied Vulcan und für seine kleider die fürstliche schneiderin Cassandra bemühen'. wie kam er zu dieser verknüpfung? schwerlich wie Meyer meint, indem seine erinnerung von jener stelle der Eneide, die von dem *smedegode Vulcân* handelt (En. 5602 ff), auf das *holz von Vulcânus*, das unverbrennbare holz von einem feuerspeienden berge MvC. 1122 f, überglitt, und er nun auch die kunstverständige Cassandra von ebendort 1136 ff heranholte. vielmehr combinierte er die Eneide, in der nur von den künsten des Vulcan die rede ist, unwillkürlich oder in übermütiger laune mit dem Roman d'Enéas, wo auch die kunstfertigkeit der Cassandra gerühmt wird, aber ohne dass davon etwas in Veldekes bearbei-

tung übergegangen wäre: denn Veldeke beschreibt das im Roman 7451 ff geschilderte *kolter* v. 9300 ff mit eigenen farben, ohne die Cassandra zu erwähnen.

Also Gottfried soll ebenso wie der dichter des MvC. (der ja auch kenntnis Veldekes verrät) neben der Eneide den Roman d'Enéas gekannt haben? heifst das nicht, der litteraturkenntnis der poeten um 1200 etwas viel zugemutet? ich glaube nicht, vielmehr bin ich der meinung, dass wir im allgemeinen die bekanntschaft der litteraturfreunde und der dichter jener tage mit französischen originalwerken leicht unterschätzen. es ist damals nicht anders gewesen wie heute, wo wir uns zwar für Zola und Paul Bourget mit dem original — oder mit der übersetzung begnügen, aber wenn Ludwig Fulda den Cyrano de Bergerac übersetzt, das geistreiche werk Edm. Rostands in doppelter gestalt geniefsen. speciell für Gottfried möcht ich hier recht nachdrücklich auf ein zeugnis hinweisen, das mir lange nicht genügend gewürdigt scheint. es handelt sich um die berühmte kritik, welche der Strafsburger im Tristan 4663 ff an dem deutschen Parzival, dh. an dessen sechs ersten büchern übt. die worte, mit denen seine charakteristik des ungenannten Wolfram einsetzt: *vindære wilder mære, der mære wildenære* haben nur im munde dessen sinn und berechtigung, der sich in der lage sah, den 'phantastischen roman' seines deutschen kunstgenossen mit der quelle zu vergleichen — und diese erblickte er wol mit recht in dem werke Chrestiens von Troyes, dem die beiden ersten bücher Wolframs fehlen.

2) Die quelle des deutschen gedichtes. ich darf diese gelegenheit nicht vorübergehn lassen, ohne noch einmal auf die frage nach der unmittelbaren vorlage unseres werkchens zurückzukommen. Gaston Paris hat in einer anzeige der Rittermaeren in der Romania 23, 466 ff, durch welche er seine landsleute mit dem interessanten deutschen poem bekannt machte, gleichzeitig es abgelehnt, in der quelle desselben eine bereicherung der altfranzösischen litteratur zu erblicken, und mit grofser entschiedenheit betont (s. 472), dass die gereimte abfassung und verbreitung eines derartigen scandalgeschichtchens mit ungescheuter nennung der hauptpersonen, die der besten aristokratischen gesellschaft angehörten — und nun gar bei lebzeiten des einen oder andern beteiligten! — etwas unerhörtes und undenkbares sei: 'dans ce

milieu courtois et galant du xiiᵉ siècle, on sait que la première condition imposée à l'expression poétique de l'amour [!] était le secret le plus absolu sur la dame mise en cause'. nun, zunächst gilt dies verschweigen des namens der dame doch nur für die lyrische poesie und für den liebhaber selbst — und soweit wird es ja in Deutschland ganz ähnlich gehalten wie in Frankreich. möglich auch und begreiflich, dass die höfische gesellschaft trotz allen klatschsüchtigen elementen, die sie gewis barg, in der wahrung dieses brauches vor der öffentlichkeit ein stillschweigendes einverständnis zeigte. aber ich bin auch ganz und gar nicht der meinung, dass das französische gedicht, das ich als vorlage annehme, aus dieser gesellschaft selbst hervorgegangen sei, dh. einen ritterlichen herrn zum verfasser habe. warum es jedoch ein anglonormannischer jongleur etwa nicht gewagt haben sollte, von den angevinischen liebesabenteuern Morizens am englischen königshofe auszuplaudern und ihm dabei eine bisher herrenlose pikante anekdote anzuhängen — das seh ich in der tat nicht ein. wir gewinnen doch wahrlich nicht viel, wenn wir nach dem vorschlage von GParis (s. 473) eine lateinische version an die stelle setzen: auch der geistliche anekdotensammler, dem wir diese wol zu verdanken hätten, müste doch ein zeitgenosse der hauptbeteiligten gewesen sein und in einer gegend und für ein publicum geschrieben haben, für das die geschichte mit eben diesen namen erhöhten reiz erhielt. ich kann also diese allgemeinen bedenken nicht anerkennen und verdanke dem vielseitigsten kenner der mittelalterlichen poesie für diesmal nur eben die belehrung, das das verlorene gedicht in der altfranzösischen litteratur gena[illegible] ebenso isoliert dastehn würde, wie das uns durch eine günstig[illegible] fügung erhaltene in der deutschen.

Wenn GParis weiterhin (s. 473) meint, die namensform *Mauricius* lasse gar keine andre erklärung zu als die aus einer lateinischen quelle, so irrt er aus entschuldbarer unkenntnis der deutschen namenkunde. namen wie *Mauritius*, *Laurentius* waren damals in Deutschland teils noch garnicht im brauch, teils entbehrten sie der nationalen umbildung: die kürzung zu *Moriz* ist ganz [illegible] jung. die einzig mögliche form für einen autor um 1200 wäre *Mauricius* gewesen (wie *Egidie*, *Gregorie*): es ligt auf der hand, das[illegible] ein reimender dichter mit dieser form nicht viel anfangen konnte (vgl. aber im vers des *herrn Mauricien*). anderseits aber war ih[illegible]

die namensform *Mauritius* doch zu bekannt, als dass er sich zur beibehaltung der französischen form *Maurice* (*Morisses*) oder zu deren umformung (etwa zu *Moris*) hätte entschliefsen mögen. hat doch auch Hartmann von Aue in seinem 'Guten sünder', für den er eine französische quelle benützte, die form *Gregorius* (flectiert *Gregorio, Gregorium*) für reim und versinneres absolut festgehalten! dem gegenüber sind die durch den reim gesicherten formen *Craûn* (621. 825, dazu im vers 272) und *Beamunt* (268) entscheidende beweise gegen eine lateinische quelle, in der unser autor doch wol nur das '*de Credone*' der urkunden und historiker und ganz gewis nur '*de Bellomonte*' gefunden haben könnte.

Wenn ich den widerspruch von GParis, wie ich vermute, durch meinen ersten — und einzigen! — versuch, deutsche verse ins altfranzösische zu retrovertieren, noch verstärkt haben sollte (aao. 473), so geb ich das ungeschick, mit dem ich dem einen eine silbe zuviel aufgebürdet habe, gern zu, ohne dass an der sache etwas geändert wird. eine lateinische quelle, welche ritterliche angelegenheiten und zustände mit einer derartigen liebe für das detail schildert, ganz so wie wir es sonst nur in der dichtung jener zeit gewohnt sind, erscheint mir auch, ganz allgemein genommen, höchst fremdartig und unglaublich: unglaublicher als die indiscretion, die GParis keinem seiner dichtenden landsleute zutrauen möchte.

Ich halte heute noch entschiedener als früher an der französischen quelle fest und bin darin nicht zum wenigsten bestärkt worden durch eine untersuchung, die einer meiner frühern zuhörer, herr dr HWilhelmi, schon vor jahren angestellt hat, ohne sie zum druck zu bringen. während ich (Rittermæren s. xxvii) in dem von EMartin (QF. 42, 28*. Zs. 36, 203) nachgewiesenen altfranz. fableau 'Le revenant' oder 'Du chevalier qui recovra l'amor de sa dame' (zuletzt bei Montaiglon et Raynaud Recueil général des fabliaux vi 138—146) nur eine selbständige ausgestaltung der gleichen namenlosen anekdote erblickte, welche auch der quelle unseres MvC. zu grunde gelegen habe, hat mich dr Wilhelmi belehrt, dass zwischen beiden ein directer litterarischer zusammenhang bestehn muss. es finden sich bei aller verschiedenheit anklänge, die bei mündlicher tradition ebenso unwahrscheinlich sind, wie bei dem von GParis verlangten durchgang des MvC. durch eine lateinische fassung. ich will hier nur

zwei hervorheben, die mir jetzt wider bei eigener durchmusterung aufgestofsen sind. die eigentliche erzählung setzt im deutschen gedicht ganz ähnlich ein wie in dem fableau:

fableau v. 2. 5.	MvC. v. 263.
m'estuet conter d'un chevalier	*Dâ was ein ritter, deist niht*
. . . .	*[lanc.*
n'a pas lonc tans, en Normandie.	

als der held in die kammer des ehepaars eindringt (in MvC. noch eh er es tut) heifst es:

fableau v. 190f.	MvC. v. 1510f.
une lampe avoit en la chanbre,	*Nû bran ein lieht in einem glas,*
et par costume ardoir i siaut.	*daz alle naht dâ was.*

dieser zug ist für die handlung an sich bedeutungslos, aber er veranschaulicht im französischen gedicht im rechten moment die situation: beim spärlichen lichte dieser lampe erblickt der ehemann den 'faux revenant'! bei dem deutschen dichter hingegen wird diese würkung dadurch zerstört, dass das nachtlicht erwähnt wird, noch ehe Moriz sich entschliefst, die kammertür zu öffnen, ja dass hier noch ein monolog von 6 versen eingeschaltet ist[1].

Das uns verlorene französische gedicht, welches die namen des Maurice de Craon und der vicomtesse de Beaumont nannte, war entweder aus der gleichen quelle mit dem fableau oder gar aus diesem selbst geschöpft. es besafs gewis nicht das hohe litterarhistorische interesse, welches unser 'Moriz von Craon' für die deutsche und indirect, als beredter zeuge für den mächtigen eindruck der überlegenen französischen cultur, auch für die romanische philologie besitzt. aber es war der deutschen, stark erweiternden nachbildung zweifellos überlegen durch eine straffe composition und durch die klarheit der situationsschilderung. unsere nachbarn dürfen das fehlen des werkchens gewis beklagen — und ich würde mich herzlich freuen, wenn sich GParis nachträglich doch entschlösse, diesen verlust anzuerkennen und den verlorenen oder doch deutsch verkleideten sprössling altfranzösischer novellistik nicht noch obendrein zu verstofsen.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

[[1] eine mir von Roethe unter der correctur vorgelegte ältere Göttinger seminararbeit (von WBortfeldt) kommt zu ganz ähnlichen ergebnissen wie die untersuchung von dr Wilhelmi.]

EREK UND LANZELET.

Seit Lachmann in seiner Iweinausgabe die frage aufgeworfen hat, ob der Lanzelet Ulrichs von Zatzikhoven von Hartmanns poesie beeinflusst sei, hat sich die litterarische forschung wider-holt mit diesem gegenstande beschäftigt. trotzdem ist man bis jetzt noch zu keiner allseitig befriedigenden antwort gekommen. die eine gruppe der litterarhistoriker, uzw. die stärkere, betrachtet Ulrich als den nachfolger und gleichzeitig auch als den ersten nachahmer Hartmanns. zu ihr gehören neben vielen andern: Gervinus, der den Lanzelet 'um die scheide des 12 und 13 jhs., später als Hartmanns Erec, noch ganz in dem trocknen tone der meisten gedichte des 12 jhs. geschrieben' sein lässt (Gesch. d. d. dichtung I[5] 442. 43); Koberstein, der von Ulrichs 'bekanntschaft mit Hartmanns Erec' spricht und den Lanzelet um 1195 setzt (Gesch. d. d. natl. I[5] 172); ferner WScherer, der gleichfalls Ulrichs 'anschluss an Hartmanns Erec' behauptet (Gesch. d. d. litt.[5] 186); endlich FVogt, der von Hartmanns 'bescheidnem einflusse' auf Ulrichs Lanzelet redet (Pauls Grundr. II 1, 275).

Der andern gruppe zufolge ist Ulrich der vorgänger Hartmanns. sie hat nur wenige, aber durchweg sehr beachtenswerte vertreter; zunächst WWackernagel, in dessen Geschichte d. d. litt. (I[2] 244) Ulrichs Lanzelet an der spitze der höfischen epik steht: 'der zeit, aber nicht dem werte nach, noch halb altertümlich und ungeschickt als in den anfängen einer neuen richtung'. als zweiter ist KGoedeke zu nennen, bei dem es heifst: 'es scheint nicht, dass Ulrich sich einen deutschen dichter zum muster genommen habe, die vermeinten anklänge an Hartmanns Erec sind nicht überzeugend' (Grundr. I[2] 84). der dritte schliefslich ist JBaechtold, der sich am rückhaltslosesten ausspricht: 'der älteste höfische epiker unsers landes, überhaupt neben dem Niederrheinländer (!) Eilhart vOberge und dem mastrichter Heinrich vVeldeke der früheste bearbeiter höfischer stoffe in Oberdeutschland, ist Ulrich vZatzikhoven, der dichter des Lanzelet. .... Ulrich beeinflusste offenbar einen gröfsern, Hartmann vAue, und wies diesem die bahn usw.' (Gesch. d. d. litt. in d. Schweiz s. 87. 91). diese anführungen zeigen zur genüge, welche unsicherheit in der chronologischen einordnung Ulrichs vZatzikhoven hersche. der einzelforschung ligt es ob, hier den boden zur verständigung zu ebnen.

Den reigen derer, die in Ulrich einen nachfolger Hartmanns sehen, eröffnet KLachmann. die oft citierte stelle in den anmerkungen zum Iwein v. 5426 lautet (4 ausg. s. 496) : 'was will also die erdichtete jahrzahl (1192) gegen Rudolf vEms, der den vZetzinchoven im Alexander zwischen Gravenberc und Bliker stellt, und im Wilhelm vOrlens zwischen Blikker und Gravenberc? dass er altertümlich reich in der sprache und ärmlich in der darstellung ist, kann nicht beweisen, dass er vor dem Erec oder, wie gar behauptet ist, vor der Eneide gedichtet habe. höchstens kann man daran denken, dass der Erec und der Lanzelet vielleicht mögen gleichzeitig sein : der herausgeber des Lanzelets hat zu untersuchen, ob sich der einfluss Hartmannischer poesie nachweisen lasse'. in dieser bemerkung sind folgende puncte wichtig: 1) für die chronologie beruft sich Lachmann auf das zeugnis Rudolfs vEms; 2) die abhängigkeit des Lanzelet vom Erek wird nicht behauptet, sondern nur als möglich angedeutet; 3) es wird nicht bestritten, dass Erek und Lanzelet gleichzeitig sein könnten. dieses letzte zugeständnis ist besonders beachtenswert, da es der unter 1) angerufenen autorität Rudolfs widerspricht. es lässt aber auch sonst noch die ganze unsicherheit der Lachmannschen anmerkung erkennen. wenn nämlich Ulrich einerseits ein zeitgenosse von Wirnt und Bligger, andrerseits ein solcher von Hartmann sein soll, so muss er auch mit Gottfried vStrafsburg und Wolfra vEschenbach gleichzeitig sein, und man braucht dann nur noch de einen schritt bis zu Heinrich vVeldeke zu tun, um sämtliche siebe, beziehungsweise (mit Konrad vHeimesfurt) acht dichter, welche d verzeichnisse bei Rudolf beginnen, als zeitgenossen erscheinen lassen. zu dieser inconsequenz ist Lachmann lediglich durch d altertümliche element im Lanzelet verleitet worden, das ihm nic gestattete, Ulrich einfach an den platz zu setzen, den ihm Rud anweist.

Lachmanns ansicht ist auch von Benecke, wie die anm. Iw. v. 6943 zeigt, geteilt worden; doch hat sich B. nicht ei gehender darüber geäufsert.

Um so eifriger ist MHaupt dafür eingetreten. jüngere forsch berufen sich gewöhnlich auf das, was er in der einleitung Hartmanns liedern und büchlein (1842) s. 12 mit bezug auf d dichterlisten des RvEms sagt : 'man sieht, Rudolf nennt nicht beiden gedichten durchaus dieselben, und er ordnet gleichzeiti

dichter nicht das eine mal ganz so wie das andre (und warum oder nach welcher regel hätte er es denn tun können?), aber es ist deutlich, dass er im ganzen die zeitfolge, in welcher diese dichter bekannt wurden, beobachtet, und dass wir berechtigt sind, einen dichter, den er zwischen Wirnt vGrafenberg (oder Ulrich vZatzighofen oder Blicker vSteinach, denn diese drei sind gleichzeitig) und Freidank aufzählt, um das jahr 1220 zu setzen'.

Diese Hauptsche schlussfolgerung ist in die luft gebaut. um die verschiedene anordnung der dichter in den beiden verzeichnissen Rudolfs zu erklären, griff man zu der annahme, dass sie gleichzeitig seien; Haupt dreht nun die sache um und fragt, was daran verwunderlich sei, wenn Rudolf gleichzeitige dichter einmal so und das andre mal so aufführe. ein ähnlicher fehlschluss ligt in den worten: 'es ist deutlich, dass er im ganzen die zeitfolge, in welcher diese dichter bekannt wurden, beobachtet'. woran ist das deutlich? würden wir von anderwärts her diese zeitfolge kennen, dann wäre des streites ja sofort ein ende. — was soll man aber unter einer 'zeitfolge im ganzen' verstehn? meint Haupt, dass Rudolf den einen oder andern dichter an einen falschen platz gestellt habe? wenn dem so ist, dann hat das ganze verzeichnis keinen wert für uns, wenn wir nicht wissen, welche dichter das sind. oder meint er, dass Rudolf sich um den unterschied von ein paar jahren, sagen wir drei, vier oder fünf, nicht gekümmert habe? wolan, auch dann sind die verzeichnisse für untersuchungen, wo es sich um so geringe zeitdifferenzen handelt, unbrauchbar.

Spätere forscher haben sich vielfach auf Haupts autorität berufen, und ich kann nicht finden, dass JSchmidt (PBBeitr. 3, 140—181), KBartsch (Germ. 24, 1—9) und andre die beiden litterarhistorischen stellen bei Rudolf vEms erschöpfend behandelt hätten. ich selbst will darauf nur soweit eingehn, als es für meinen nächsten zweck erforderlich ist.

Die gründe gegen die chronologische deutung der genannten stellen lassen sich drei gesichtspuncten unterordnen.

Es sind erstens gründe der wahrscheinlichkeit. ich sehe davon ab, wie unpoetisch der bloſse gedanke chronologischer anordnung in einem zusammenhange, wie er sich bei Rudolf findet, wäre. für mich ist das princip der anordnung das bedenkliche. nicht nach dem geburtsjahr, nicht nach dem todesjahr soll Rudolf

seine verzeichnisse angelegt haben — denn die kenntnis jener daten traut man ihm nicht zu —, sondern nach der zeitfolge, in der die dichter bekannt wurden. bekannt wurden? da fragt man doch: wo bekannt wurden? wem bekannt wurden? soll ein sinn in den worten liegen, so müssen sie sich auf Rudolf selbst beziehen; es muss also eigentlich heifsen: nach der ansicht Rudolfs bekannt wurden. nun repräsentiert Rudolf nicht ganz Deutschland, sondern allenfalls nur den litterarisch hochstehenden südwesten, dem, wie ich zugeben muss, ja auch die mehrzahl der von ihm genannten poeten entstammt. ihm fehlt die unmittelbare kenntnis dessen, was in den landesteilen, die ihm ferner lagen, vorgieng. davon erfuhr er erst, wenn die nachricht davon zu ihm drang. nehmen wir einmal an, dass es im mittelalter ganz anders gewesen sei als heute, dass jeder poet sofort die gröste anerkennung gefunden habe, dass alle welt begierig gewesen sei, seine geistesproducte zu lesen: wie langsam muste dennoch sein ruhm sich verbreiten, da die abschriften mühsam und kostspielig waren und das werk wol durch günstige verbindungen [illegible] werden, ebenso gut aber selbst [illegible] bleiben konnte. wann durfte [illegible] hatte der eine von [illegible] dieser sagte es einem [illegible] es endlich Rudolf [illegible] wann der dichter [illegible] einem gönner eingehändigt [illegible] im modernen sinne darf [illegible] modernen [illegible] aus der ersten auflage des [illegible] in der lage, die [illegible] dedicationsexemplaren [illegible] man denke [illegible] war nicht ein [illegible] und rhei- [illegible] das ganze [illegible] im innern be- [illegible]

[illegible] zahlle- [illegible] der [illegible] angeben kann.

in der sie bekannt wurden; und trügen unsre heutigen druckwerke die jahreszahl ihres erscheinens nicht auf der stirn, so dürften selbst unsre besten litteraturkenner in verlegenheit geraten.

Der zweite grund gegen die chronologische auslegung ist ein formeller oder auch methodologischer. die beiden verzeichnisse Rudolfs stimmen nämlich nur ungefähr mit einander überein. ich setze sie, soweit sie für uns in betracht kommen, hierher.

	im Alexander:	im Wilhelm vOrlens:
1)	Veldeke,	Veldeke,
2)	Hartmann,	Hartmann,
3)	Wolfram,	Wolfram,
4)	Gottfried,	Gottfried,
5)	Konrad vHeimesfurt,	Bligger,
6)	Wirnt,	UvZatzikhoven,
7)	UvZatzikhoven,	Wirnt,
8)	Bligger.	Freidank.

Es ist für meinen zweck ganz gleich, welches der verzeichnisse man als das ältere bezeichnet. in dem einen ist Bligger nr 5, also unmittelbarer nachfolger oder zeitgenosse Gottfrieds, in dem andern ist er nr 8, und drei vorgänger trennen ihn von Gottfried, der ihm doch im Tristan 4690 ff bereits die eingehndste würdigung zu teil werden lässt. um dies zu erklären, sind mindestens drei hypothesen nötig:

1) Wirnt, Bligger und Zatzikhoven müssen zu zeitgenossen gestempelt werden; 2) Konrad vHeimesfurt muss, wenn der Wilhelm später ist, als vom dichter vergessen betrachtet werden; denn sein tod wäre kein grund zur auslassung gewesen, lebten doch auch Veldeke und Hartmann zur zeit der abfassung nicht mehr; 3) ist aber der Alexander später, dann muss man annehmen, dass Rudolf bis dahin von Konrad noch nichts gehört hatte.

Alle diese hypothesen sind höchst willkürlich und als grundlage für weitere schlüsse unbrauchbar.

Drittens aber liegen tatsächliche gründe gegen die zeitliche auffassung vor. da ich Bartschs behauptung, Konrad vHeimesfurt gehöre dem zweiten jahrzehnt des 13 jhs. an (Germania 8, 327), nicht eingehend nachprüfen kann, leg ich hier keinen besondern nachdruck darauf. dagegen wissen wir aus MFr. 119, 11,

dass Bligger wenigstens als lyriker schon vor 1193 gedichtet hat, also mindestens als ein zeitgenosse Hartmanns betrachtet werden muss. das hat auch MHaupt in der anordnung von Minnesangs Frühling anerkannt, wo er den dichter vor Hartmann gestellt hat: freilich wagt er es nicht, zwischen den verschiednen trägern des gleichen namens, die sich in urkunden finden, eine entscheidung zu treffen und hat darum absichtlich hier die urkundlichen zeugnisse fortgelassen.

Man darf also Rudolfs zeugnis nicht mit in rechnung setzen, wenn man beweisen will, dass Ulrich der nachfolger Hartmanns sei.

Man hat denn auch zeitig nach andern anhaltspuncten gesucht und sprachliche und inhaltliche übereinstimmungen zwischen dem Erek und dem Lanzelet für Hartmanns priorität geltend gemacht.

Hahn, der herausgeber des Lanzelet, der als erster seine aufmerksamkeit auf eine etwaige stilistische und phraseologische verwantschaft Ulrichs und Hartmanns richtete, ist zu keinem bestimmten resultate gekommen. es schien ihm, als hätte 'der Erec in mancher stelle unserm dichter vorgeschwebt' (einl. s. xiv). was Hahn nicht zu leisten vermochte, haben andre in reichem mafse nachgeliefert: Schilling De usu dicendi Ulrici de Zatzikhoven. Halle 1866; Jacob Baechtolds dissertation Der Lanzelet des Ulrich vZatzikhoven. Frauenfeld 1870 [1]; Alex. Neumaier Der Lanzelet des Ulrich vZatzikhoven. zwei programme von Troppau 1883 84.

Das ergebnis dieser drei einzelforschungen ist übereinstimmend dieses, dass Ulrichs Lanzelet sprachlich und inhaltlich auf Hartmanns Erek beruhe.

Alle drei arbeiten sind einseitig. sie stellen einfach ähnlich lautende stellen aus dem Erek und Lanzelet nebeneinander und erklären dann kurzer hand, dass der Erek dem Lanzelet als muster gedient habe. hierbei wird die frage, ob diese ähnlichkeiten nicht noch aus andern ursachen herzuleiten seien, ganz unberücksichtigt gelassen. und doch sind verschiedene andre

[1] Baechtold hat die auffassung seiner erstlingsarbeit später überwunden, indem er in s. Gesch. d. d. litt. in d. Schweiz (s. o.) den Lanzelet vor den Erek stellte, und so ist unsre kritik seiner person gegenüber hinfällig. da aber das, was er 1870 zu stützen glaubte, noch heute überwiegend als das richtige gilt, hab ich auf eine polemik gegen seine damaligen gründe unten nicht verzichten mögen.

quellen bei einer solchen untersuchung wol zu beachten. ich stelle hier deren fünf zusammen. die anklänge und übereinstimmungen im Lanzelet und Erek könnten noch zurückzuführen sein:

1) auf die französische epik. Hartmann sowol wie Ulrich haben französische vorlagen benutzt (über Ulrich s. Märtens in Boehmers Romanischen studien 5, 557 ff. bes. 689; GParis Romania 10, 465 ff) und sind im grofsen und ganzen nur übersetzer. übertragung und original decken sich meist sehr genau, fast wörtlich [1]. 2) auf die deutsche epik vor Hartmann und Ulrich. selbst ein so talentvoller dichter, wie Hartmann ist nicht als ausgebildeter künstler vom himmel gefallen, sondern hat von mit- und vorwelt gelernt und ist aus der sprache seiner zeit herausgewachsen. Hartmann hat zweifellos die Eneide und Eilharts Tristrant und Isalde gekannt (vgl. Behaghel, Lichtenstein, Kinzel). 3) auf die gleiche alemannische mundart der vff. gerade bei Hartmann lässt sich beobachten, wie er allmählich gewisse dialektische eigentümlichkeiten abstreift, die er im Erek noch reicher und ungenierter zeigt. 4) auf das formelhafte der poesie überhaupt und der epischen insbesondere. die tradition der reimpoesie und ihre natürliche technik übermittelt dem anfänger eine fülle von typischen wendungen. solche braucht durchaus nicht ein dichter von dem andern zu entlehnen; denn sie liegen gewissermafsen auf der heerstrafse der dichtersprache. 5) auf sogenannte termini technici. ritter- und turnierleben musten selbstverständlich gewisse stereotype redensarten ausbilden. jeder sport hat seine kunstausdrücke. dasselbe gilt auch für sitten und gebräuche, besonders für die mode in wohnung und kleidung.

Die drei oben genannten arbeiten sind aber nicht blofs einseitig, sondern verraten auch mangel an logik. sie machen alle drei einen ganz falschen inductionsschluss, dessen princip besonders von Neumaier (II 7) unverhüllt ausgesprochen wird: 'die einzelne stelle beweist freilich garnichts, aber die vielheit lässt doch schlüsse zu'. gerade der umgekehrte grundsatz muss hier gelten: die menge tuts freilich nicht, sondern das einzelne, schlagende beispiel. denn wir haben eben nachgewiesen, dass

[1] über den Erec vgl. in dieser beziehung Bartsch Germ. 7, 241 ff [und Beck Das verhältnis des Hartmannschen Erek zu s. franz. vorlage, diss. Greifswald 1898].

bei dichtungen derselben gattung, derselben zeit, derselbe sprache und mundart gewisse ähnlichkeiten geradezu unvermeidlich sind.

Gleichen mangel an überlegung zeigt ein andrer, in jenen untersuchungen anerkannter grundsatz. es wird als selbstverständlich hingestellt und das gegenteil für absurd erklärt, dass wenn zwischen zwei dichtern, die einen gewissen zusammenhang eine art verwantschaft verraten, entschieden werden soll, wer von ihnen der abhängige teil sei, es unbedingt der kleinere dichter sein müsse. beweist die litteraturgeschichte nicht vielfach gerade das gegenteil? durch zahlreiche untersuchungen der letzten jahrzehnte, mögen sie nun Walther vdVogelweide und Reimar oder Shakespeare und Marlowe gegolten haben, sind wir von diesem vorurteil ja gründlich curiert worden. mit jener verkehrten vorstellung verknüpft sich aber noch eine andre, nämlich die, dass der große dichter gleich von hause aus von seiner einstmaligen größe objectiv überzeugt gewesen sei. Hartmann wuste, als er zu dichten begann, dass er ein gröfserer dichter als Ulrich sei?

Ich will den nachweis führen, dass die meisten der von Schilling und Neumaier beigebrachten belege ohne beweiskraft sind, weil sich ihr vorhandensein noch anders als durch directe entlehnung erklären lässt. dabei werd ich anmerken, ob Hartmann etwaige stellen aus seiner vorlage, dem werke Chrestiens übernommen hat, oder ob es ihm eigentümliche zusätze sind: die schlussfolgerung spar ich mir bis gegen den schluss hin auf.

[illegible]

si nâmen mit den sporn vgl. Er. 761. 5504, Lanz. 5286, Wigalois 58, 5 (ähnlich En. 7526. 8669. 9006f).

2) Lanz. 2022ff *dô liezens dar strichen*
sô si beide mit ir ahten
aller meist gewinnen mahten.

Er. 812ff *si liezen zesamen strichen*
alsô krefteclichen
sô si meiste von ir sinnen
ûz den rossen mohten gewinnen.

dar strichen lân ist formelhaft, kehrt im Lanz. 3285. 4468 wider; ebenso En. 7530. 8935. 11958. 12364 uö. stets *si lieten dare striken*; die für Hartmann charakteristische variante *zesamne strichen* begegnet schon Er. 766. Ulrich steht also Veldeke näher als Hartmann! ferner braucht Ulrich wie hier an stelle des dem Hartmann geläufigen *sinnen : gewinnen* sein beliebtes *ahte : mahte*, vgl. Lanz. 6547. 6583. 6693. 7749; 6615f. er ist also in dieser an sich wenig charakteristischen phrase Hartmann gegenüber zwiefach altertümlich und eigenartig. Chrestiens v. 866 *por assanbler les chevaus poingnent* sieht fast so aus, als ob er den deutschen nachdichter des Erec veranlasst hätte, in der ihm geläufigen wendung das *dar* durch *zesamne* zu verdrängen (ESchröder). und diese stelle ist noch eine der besten, die Schilling und Neumaier für ihre these aufzuweisen haben.

3) Lanz. 2066f *und von den helmen sprungen*
die fiures flammen blicke.

Er. 9149f *die heizen fiuwers blicke*
frumten diu wâfen.

das bild kehrt im Lanz. 3172. 4496 wider und beidemal in der charakteristischen begleitung : *von den helmen sprungen* resp. *vlugen*, die Hartm. fehlt. es gehört zu jenem phrasenschatz, den Ulr. der volkstümlichen epik entlehnt. reiche parallelen bietet PSchütze Das volkstüml. element im stil UvZ. (Greifsw. 1883) s. 28; vgl. auch Lanz. 5317ff. — dass ähnliches bei Chrestien v. 5966 (also nicht an entsprechender stelle) begegnet, ist bei dieser naheliegenden und weitverbreiteten vorstellung nicht weiter auffällig.

4) Lanz. 1518f *eim degen er ûf den schilt erriet*
gegen den vier nageln hin.

Er. 2794 f *nu erriet er in, daz ers enphant,*
zen vier nageln gegen der hant.
Er. 9090 *zuo den nageln gegen der hant.*

für den technischen ausdruck von den 'vier nägeln', der bei Chrestien fehlt, genügt es jetzt einfach auf FNiedner Das deutsche turnier s. 57 ff zu verweisen. auch das verbum *errâten* (vgl. Er. 9202) begegnet in ganz ähnlichem gebrauch schon lange vorher: Rul. 224, 17 *erriet er in mitten ûf den helm*; 284, 25 *mit dem swerte er in erriet.* — zu dieser und andern stellen bemerkt übrigens prof. Roediger, dass gerade die reime nicht stimmen, die sich doch dem gedächtnis zuerst hätten einprägen müssen.

5) Lanz. 2552 f *diu ros in ouch gesâzen*
ûf die hehsen dernider.
Er. 774 ff *diu just wart sô krefteclich*
daz diu ros hinder sich
an die hähsen gesâzen.

ganz ähnlich noch Er. 4390 ff. Lanz. 4481 ff. — aber auch schon En. 7368 f (Ettm. 201, 16) *her beider ros gesâten op die hassen neder.* da Behaghel (einl. z. Eneide ccix) zeigt, dass Lanz. 4471—81 fast wörtlich aus En. 7357—69 entlehnt ist, hat man keinen grund, für 2 oder 3 verse innerhalb dieser partie eine entlehnung von Hartmann anzunehmen. dieser selbst wird wol die wendung, wenn er sie nicht aus der turniersprache schon kannte, von Veldeke oder einem andern übernommen haben. vgl. auch Gudr. 1408, 2; Bit. 11971; Parz. 197, 8; Wig. 6655; Loh. 211[...] jTit. 1376; UvLicht. 87, 15.

Hartmann stimmt dem sinne nach mit Chrestien 3782: *li destrier sont aterré*, weniger mit 872 ff *guerpir lor estuet [...] estriers. contre terre anbedui se ruient, li cheval par le ch[...] s'an fuient.*

6) Lanz. 2574 ff *krûtes wart diu erde blôz,*
wan si vertrâtens in den hert,
her slahende und hinwert.
Er. 9162 ff *der kère si sô vil tâten*
unz daz si gar vertrâten
beide bluomen unde gras.

die hervorhebung dieses und ähnlicher momente ist dem volks[...] epos eigentümlich. ich erinnere an Rul. 157, 13 f. 279, 20. 293, 1[...] nach Schütze s. 31 steht die stelle im Lanz. vereinzelt. Hartman[...]

wendung erinnert mehr als an den Lanz. an Eckenl. 107, 9 *vor ir füezen niht beleip sô vil sô in der hende : sô gar vertrâten sî daz gras, daz nieman mohte kiesen waz dâ gestanden was.* hervorzuheben ist, dass Hartmanns quelle nichts ähnliches bot. Bartsch bemerkt Germ. 7, 176 z. st. : 'der weitere verlauf des kampfes zeigt nicht so genaue übereinstimmung, namentlich von 9155 an weicht H. stärker ab und folgt eigner erfindung'.

7) Lanz. 693 ff *unz daz den wîganden*
beleip vor den handen
niht wan daz armgestelle.
Er. 9140 ff *die schilde buten si dar:*
die wurden ouch alsô gar
unz anz gestelle zerslagen.

hier kann man die übereinstimmung nur in dem worte *gestelle* finden; denn dass die schilde gänzlich zerhauen wurden, ist geradezu stehend, vgl. auch Schütze s. 29 f. das simplex *gestelle* (vom schilde) begegnet auch schon En. 5760, während *armgestelle* eben nur an der Lanzeletstelle bezeugt scheint. — Chrestien hat nichts entsprechendes. vgl. das unter 6 gesagte.

8) Lanz. 2561 ff *als in beiden wære*
der lîp ze nihte mære.
Er. 708 f *jungelinc, ob iu wære*
der lîp ze ihte mære.

ähnlich noch Er. 6679 f. 8472 f. *ze ihte* oder *ze nihte mære* begegnet auch zb. Kchr. 6923. Wig. 60, 32 f. WvdVog. 51, 6; für den hundertfach bezeugten reim *wære : mære* genügt ein verweis auf Berger Orendel s. 170. bemerkenswert ist immerhin, dass die phrase beidemal dasselbe subject *lîp* hat. zusammenhang wäre also möglich. im Erek ist die wendung eine zutat Hartmanns.

9) Lanz. 1980 f *dô was er varlôs unde bleich*
und ersigen von dem bluote.
Er. 5720 ff *des bluotes was er gar ersigen,*
die slege heten in erwigen
daz im diu varwe gar erbleich.

da *ersigen des bluotes* oder *von dem bluote* eine ganz gebräuchliche wendung ist (sie kehrt auch Lanz. 5328 und Er. 5418 wider), so ligt eine ähnlichkeit nur in dem gleichzeitigen hinweis auf die gesichtsfarbe vor. darin aber stimmt der Lanz. wörtlich

überein mit Eneide 10509 *só varelôs end só bleich*; 10722 *dó bleif si varelôs ende bleich.*

Den grofsen blutverlust, aber nicht den farbenwechsel, hat Hartmann hier aus Chrestien 4598 *car toz ses cors an sanc beignoit, et li cuers faillant li aloit.*

10) Lanz. 1167 *si spilten nœtlich âne bret.*

Er. 942f *doch jener die besten würfe warf*
der kein zabelære bedarf.

der kampf und insbesondre der einzelkampf mit einem würfel- oder brettspiel verglichen, das ist etwas so gewöhnliches in der mhd. poesie, dass es genügt, an Wolframs *ritterschaft ist topelspil* zu erinnern. da anderseits bei Chrestien das bild fehlt, so hat es Hartmann gewis aus der deutschen überlieferung geschöpft, und die knappe form der metapher bei Ulrich gegenüber der breiten ausspinnung des bildes bei Hartmann spricht zum mindesten nicht gegen die priorität des Thurgauers.

11) *juste* Lanz. 5297. 5465. 6352. 6371. 6486; Er. 769. 774. 784. — *justieren* Lanz. 5297. 6416. 6454. 6468; Er. 2427. 2460. 2602.

juste ist die altertümliche form für *tjoste*; ihr vorkommen im Lanz. und Er. beweist zunächst, dass diese gedichte noch ins 12 jh. gehören. den ausdruck brauchte sich Ulrich natürlich nicht erst aus dem Er. zu holen, da ihn die ältere epik schon kennt, zb. En. 7358 *si dâden eine juste*; dazu *justieren* 5219. 9053. wenn Hartmann in seinen spätern werken die form *tjoste* anwendet, so scheint sich daraus zu ergeben, dass er im Er. noch von seinen vorgängern abhängig ist.

Es folgen nun bei Schilling ähnlich lautende wendungen für waffen und kleidungsstücke. dabei ist alsbald zu erinnern, dass in beschreibungen gleicher gegenstände beinahe notwendig gewisse züge widerkehren müssen.

12) Lanz. 4420f *sîn schilt was, als er wolde,*
von sinopele rôt genuoc.

Er. 2296 *der ander [schilt] von zinober rôt.*

die form *sinopel* ganz allein wäre schon ein augenfälliger beweis, dass Ulrich diese stelle nicht aus dem Erek, sondern aus seiner 'welschen' vorlage genommen hat, wenn wir uns auf die überlieferung unsers Erek verlassen könnten.

Im übrigen waren schilde von dieser farbe sehr häufig; der altfranzösische Lancelot wie der Erec Chrestiens kennen sie. Jonckbloet s. LIX *l'escu d'or à léoncel de sinople*; ib. s. LXVIII *messires Yveins l'escu de sinople.* vgl. Märtens aao. s. 672 *escu de sinople.* Chrestien Rom. de la charette v. 5957 *As armes de sinople taintes*; Er. 2153 *tanz buens escuz fres et noviaus, d'arjant et de sinople biaus*; ib. 2143 *(lances) d'arjant et de sinople taintes.* Konrads Partonopier 19793 *(sîn schilt) gemâlet von zinober rôt.*

13) Lanz. 6304 f *dar ûf ist in allen vlîz*
ein mouwe von zobel gemaht.
Er. 2306 f *dar ûf ein mouwe zobelîn,*
daz diu niht bezzer mohte sîn.

ein frauenärmel als schildzeichen war ein sehr beliebtes wappen: vgl. Ledebur in s. Arch. f. d. adelsgeschichte I 265 ff. im roman van Lancelot spielt der 'ridder metter mouwen' eine besondre rolle, vgl. zb. Jonckbloet s. CLXXIII.

Nach KKochendörffer Zs. 28, 246 ff bezeichnete das wort *zobel* in der sprache der mittelalterlichen heraldik nichts weiter als die schwarze farbe, wie *hermin* die weifse. *sable* bedeutet noch heute in der französischen heraldik 'schwarz' (Berger Orendel s. 165 zu v. 116).

Die erwähnung eines schwarzen frauenärmels als wappen kann in der ritterlichen epik also nicht als auffallend gelten. Hartmann nennt im Er. 2293 noch eine seidene und 2298 eine silberweifse *mouwe.* auch Ulrich kennt 4433 *sîdîn mouwen.*

Dass beide dichter sich des niederdeutschen ausdrucks *mouwe* statt des oberdeutschen *stûche* bedienen, könnte vielleicht dem einflusse der Eneide zugeschrieben werden. vgl. En. 12240 *hedde er doch mîne mouwe an den armen sînen.* man beachte auch, dass das ritterceremoniell aus den Niederlanden nach Oberdeutschland gekommen ist (Roediger Zs. 21, 320).

Ob der frauenärmel als schildzeichen in Chrestiens Erec überhaupt vorkommt, habe ich nicht festgestellt; an der entsprechenden stelle fehlt er.

14) Lanz. 5736 ff *mentel vil lange,*
gezobelt wol unz an die hant,
mit den besten dachen diu man vant
in allen künicrîchen
mit invillen rîchen.

Lanz. 8864 ff *hermîn wîzer danne ein swan*[1]
wâren diu inville[2].
Er. 1567 ff *mit eim mantel langen*
der im ze mâze mohte sîn,
daz geville hârmîn,
daz dach ein rîcher sigelât.
disiu küneclîche wât
was gezobelt ûf die hant.
dass zwischen diesen stellen des Lanz. einerseits und des Erec anderseits ein zusammenhang besteht, wird kaum abzuleugnen sein: wenn auch keinerlei züge vorgeführt werden, die sich nicht anderwärts in ähnlichen beschreibungen widerholten, so ist doch das zusammentreffen so vieler und zum teil nicht gerade geläufiger ausdrücke frappant. Hartmanns quelle hat, wie schon Bartsch Germ. 7, 150 hervorhebt, eine viel ausführlichere beschreibung, die der nachdichter knapp und keineswegs genau widergegeben hat. im frz. Erec heifst es 1594 ff *Li a le mantel aporté Et le bliaut qui jusqu'as manches Fu forrez d'erminetes blanches.* das entspricht zwar dem hermelinfutter in Lanz. und Erek, aber keineswegs dem *gezobelt* (uns) *ûf die hant* der beiden deutschen werke. dazu kommt weiter, dass Hartm. dies verbum resp. part. *gezobelt* und ebenso das subst. *geville* nur eben im Erek anwendet. man kann die vermutung kaum abwehren, dass sich ihm hier bei der kürzenden übertragung des französischen textes reminiscenzen aus einem deutschen gedichte — und wahrscheinlich auch aus dem Lanzelet — dazwischen geschoben haben. wie früher das deutlichere, aber seltenere *armgestelle* vor Hartmanns *gestelle*, so hat Ulrich hier das archaische *inville*[2] vor Hartmanns *geville* voraus — und auch das spricht für seine priorität.

15) Lanz. 5798 f *mit eime riemen von Iberne*
was si begürtet harte wol.
Er. 1556 ff *ouch wart der frouwen Êniten*
gegurt umbe ir sîten
ein rieme von Îberne.
Haupt verweist zu der stelle im Erek auf seine anmerkung zu Neidhart 125, 27, wo gezeigt ist, dass das mittelalter kostbar[illegible]

[1] vgl. Er. 7723 [illegible] hermîn wîz alse ein [illegible]
[2] vgl. Roth. 1882 ed. Rueckert [illegible] wâren hermelîn; das wo[illegible] ist später nicht mehr bezeugt.

gürtel, borten und schnüre besonders aus Irland bezog. in der Krone 553 ff wird das ausdrücklich gesagt: *ûz Îrlant von Lecester vil manec guot kleinôt, lûter und von golde rôt, riemen unde häftelîn* etc.; ebda 8276 *der rieme was von Îrlant*. — hiernach ist es deutlich, dass die übereinstimmende erwähnung eines gürtels aus Irland bei zwei höfischen dichtern an sich nicht viel besagen will. für einen directen zusammenhang der beiden stellen spricht aber doch wol die gelehrte form *Iberne*[1] (beidemal: *gerne*), die neben *Irlant* doch immerhin die seltenere ist. auch Chrestien braucht Er. 2176 (*un cheval d'*) *Irlande* und öfters *Irois* (3866. 6646), anscheinend niemals *Ibernois*. und gegen Hartmanns priorität kommt überdies der umstand in betracht, dass seine quelle von Irland, wenigstens an der stelle, nichts weifs, Chrestien 1649 ff *si se çaint, d'un orfrois a un tor s'estraint*; dass im übrigen auch die franz. quellen den *cuir d'Irlande* kennen, zeigt Haupt z. Erekstelle. es wird sich also bei Hartmann auch hier wider um eine reminiscenz aus deutscher lectüre handeln. und da muss man doch wider in erster linie an Ulrich denken.

Schilling bringt im weiteren einige ähnlichkeiten, die sich auf pferde beziehen.

16) Lanz. 4412 f *sîn ors was, sô man uns seit,*
zundervar vil tiure.
Er. 9015 f *sîn ros was grôz unde hô,*
stark rôt zundervar.

Haupt z. st., der ausführlich über das wort handelt und allerlei parallelen beibringt, kennt doch eben nur diese beiden alten litterar. belege. also auch dies wort braucht Hartmann nie wider, und da ist es doch merkwürdig, dass gerade wider diese an Ulrich erinnernde stelle ein besondrer zusatz Hartmanns zum Erec Chrestiens ist. vgl. Bartsch aao. 175.

17) Lanz. 8876 ff *ir pherit und ir kastelân*
diu wâren sô daz man niht vant
ze Pûlân noch ze Spangenlant
(al. *ze Spangen noch ze Tenelant*).
Er. 2327 *fünf ros von Spanje.*

spanische pferde waren im mittelalter in Deutschland so allgemein bekannt, dass das wort *kastelân* als appellativum in die landes-

[1] die Wigaloisstelle 10558, welche die gleiche form (*einen riemen von Iberne*) aufweist, ist natürlich als entlehnung aufzufassen.

sprache übergegangen ist, wofür gleich die Lanzeletstelle einen amüsanten beleg bildet : *kasteldne* kommen danach auch aus *Pûlân* (Apulien? oder Polen?) resp. Dänemark.

An sich ist die stelle also wenig geeignet, um auch nur einen zusammenhang zu constatieren. gegen Hartmanns vorrecht würde aber wider sprechen : 1) dass der Erec Chrestiens eben an der entsprechenden stelle (2156 ff) nichts von spanischen rossen weifs; 2) dass Ulrichs pferdekenntnis hier weiter ausgreift [1].

Im Lanzelet und Erek finden sich ähnliche beschreibungen von zelten.

18) Lanz. 4778 ff *ein guldin knoph het ez bedaht,*
der was lobebære.
von golde ein ar vil mære
was dar ûf gemezzen.
Er. 8915 ff *daz der knoph wesen solde,*
daz was ein wol geworht ar,
von golde durchslagen gar.

Behaghel hat in der Germ. 25, 346 gezeigt, dass Ulrich an dieser stelle Veldeke nachgeahmt hat : En. 9224 *der knop was goldin, dar op sat ein goldin are.* da Chrestien von dem zelte nichts weifs, worüber noch weiter unten, so hat Hartmann wahrscheinlich Veldeke oder Ulrich zum vorbilde gehabt.

Der goldene aar muss übrigens eine sehr beliebte zier gewesen sein, vgl. Eckenl. 95, 4 *ein adelar dar obe swebt von golde reht alsam er lebt*; Jans. Enik. Weltchr. 16043 *ein ar von gold dar ob* (auf dem helm) *swebt, er was reht als er lebt*; ebda noch 16387.

19) Lanz. 4819 ff *dar an rôtiu bilde,*
glîch vogelen und wilde,
meisterliche wol geworht.
Er. 8908 ff *dâ stuonden antworfen an*
beide wîp unde man,
und die vogele sam sî flügen, ...
diu tier wilde unde zam.

ähnliche stickereien auf vorhängen und gewändern werden in der epik sehr oft erwähnt, zb. Athis C 24. D 134. viele belege schon

[1] zu Hartmanns hippologischen studien vgl. jetzt Schönbach Über HvA. s. 319 ff.

em Rolandsliede bei Golther s. 138f. vgl. auch Herzog 2586ff.

ıls muster für solche schilderungen konnte Lamprechts ıder dienen, besonders die beschreibung von Candacis schloss 6ff. daraus mag nur eine stelle hier platz finden v. 5798ff.

dâ hinc ein tûre umbehanc,
der was breit unde lanc,
von edelen golde durchslagen.
mit sîdîn wâren dar în getragen
vogele unde tiere
mit manicfalden ziere
unde mit manigerslahte varwe:
daz merketih alliz garwe.
man mohte dar an scouwen
rîter unde frouwen
obene unde nidene
mit wunderlîchen bilide.

)ie stelle fehlt wider bei Chrestien!

Lanz. 4874 *diu wintseil geflohten*
von cleiner bortsîden.

Er. 8921f *disse zeltes snüere*
wâren sîdîn garwe.

ıltern parallelen geb ich nur Kaiserchr. 11892. En. 7988. (*die snûre*) *wâren goet sîden*; 9298 *sîdîn wâren die seil*; (*seil*) *geflohten van sîden.* — fehlt bei Chrestien!

Bei Schilling folgt jetzt eine vergleichung zwischen der be- ibung des waldes Behforet im Lanzelet und der des gartens nagrins im Erec.

Lanz. 3944ff *dâ stuont manic boum sô frumer,*
der aldaz jâr obez truoc,
zitig unde guot genuoc
und anderhalp doch bluote.

Er. 8719ff *boume maneger slahte,*
die einhalp obez bâren
und andersît wâren
mit wünneclîcher blüete.

ähnliche beschreibung aus der ältern epik vermag ich nicht bringen.

Hartmann folgt inhaltlich seiner vorlage Chrestien 5699 *i avoit flors et fruit meür.*

Auch Ulrich wird wol von seiner vorlage abhängig sein; denn für die französische dichtung hat es nichts befremdendes, wenn darin von der gleichzeitigkeit von blüte und frucht gesprochen wird. selbst für Deutschland war eine solche gleichzeitigkeit nicht ausgeschlossen; denn die Jahrbücher von Basel bemerken zum 15 aug. 1276: 'an demselben tage trugen mehrere bäume zugleich früchte und blüten' (Schönbach 465).

22) Lanz. 3981 ff *sô was der wert und der walt*
allez sumerlich gestalt.
daz was billich genuoc.
swaz ungemüetes ieman truoc,
der disiu beidiu durchgienc,
ein sölhe vreude er gevienc,
daz er trûrikheit vergaz.

Er. 8730 ff *nû was der wâz alsô guot .....*
8734 *und solch diu ougenweide,*
swer mit herzeleide
wære bevangen,
kæm er dar in gegangen,
er müeste ir dâ vergezzen.

dazu vgl. man den zauberwald in Lampr. Alex. 5220 ff *ih unde mîne helede balt, vergâzen unse herzeleit und der grôzen arbeit und alliz daz ungemah und swaz uns leides ie gescach.*

Ebenda 5230 ff *dâ vergaz ih angist unde leit unde mîn gesinde, unde swaz uns von kinde ie leides gescach biz an den selben tach. mir dûhte an der stunt, ih ne wurde niemer ungesunt; ob ih dâr imer mûste wesen, sô wâre ih garwe genesen von aller angistlicher nôt und ne forhte niwit den tôt.*

Bei Ulrich kehrt die vorstellung von einer solchen wunderkraft noch in einer andern verbindung wider.

Lanz. 6197 ff *der mantel het noch einen site,*
swer in truoc, daz er vermite
jâmer unde senedez clagen.

vgl. auch 4767 ff.

Aus Chrestien liefse sich der gedanke nur indirect folgern; 5755 ff *ne soz ciel n'a oisel volant, qui pleise a home, qui n'i chant, por lui deduire et resjoïr, que l'an n'an i poïst oïr plusor*

de chascune nature; et terre, tant com ele dure, ne porte espice ne racine qui vaille a nule medicine que l'an n'an i eüst planté.

Man wird demgegenüber die vermutung nicht abweisen dürfen, dass Hartmann auch hier wider deutschen mustern folgt; denn es wäre doch höchst verwunderlich, dass gerade seine zusätze zu Chrestiens Erec so sehr mit den gedanken und ausdrücken andrer dichter harmonieren.

23) Lanz. 3993 ff *swîn und swaz man jagen wil,*
des was dâ mêr danne vil
ze rehter tagalte.

Er. 7151 ff *und alsô daz dehein man*
der doch gerne wolte jagen
nimmer dörfte geklagen
daz er niht wildes funde.

einen eigentümlichen gedanken wird man in diesen versen kaum erblicken. eine einigermafsen ähnliche stelle steht En. 389 ff *dat ie fonden solde werden in water joch in erden, des vant man alles dâ genoech, des water ende lant droech.* — bei Chrestien wider nichts entsprechendes (Bartsch aao. 171).

24) Lanz. 4008 ff *daz wazzer brâht ouch genuht*
von allerhande vischen,
die man ze küneges tischen
mit êren möhte bringen.

Er. 7124 ff *ez (daz hûs) stuont enmitten in eime sê:*
der gap im gnuoc und dannoch mê
der aller besten vische
die ie ze küneges tische
dehein man gebrâhte.

die naheliegende reimverbindung *vische : tische* ist typisch, vgl. Lampr. Alex. 75. 4036; Orendel 1532. 3464. trotzdem ist die ähnlichkeit beider stellen nicht zu leugnen, und da Chrestien gar nichts entsprechendes bietet (Bartsch 171), ligt die wahrscheinlichkeit, dass Hartmann entlehnt hat, nahe.

Im Lanzelet wie im Erek finden sich sehr ähnliche beschreibungen eines netzes.

25*) Lanz. 8508 ff *daz netze was ouch genæme,*
als ez von rehte solde,
von sîden und von golde
harte wol gestricket.

Er. 7715 ff *daz was ein netze guldin,*
gebriten von goltdrœten
vesten unde stœten.

ich füge gleich die andern parallelen an:

25[b]) Lanz. 8512 ff *ûf die maschen wârn geschicket*
guldine kasten reine,
dar inne edel gesteine
von alder welt daz beste.

Er. 7719 ff *darumbe wâren geleit*
edele steine genuoge,
an ieglîcher fuoge,
dâ sich die maschen strihten.

25[c]) Lanz. 8522 ff *daz netze was sinewel,*
in einen knoph wol gemaht,
der was ein stein von fremder slaht.

Er. 7724 ff *an iegliches knophes stat*
was ein rubîn ûf gesat
in lâzûrvarwe [1] *kasten.*

an und für sich wäre es nicht geradezu unmöglich, dass Ulric sowol wie Hartmann hier selbständig sind. solcher netze wi in der mittelalterlichen epik sehr oft gedacht, zb. Gudr. 1683, 3 auf weitere beispiele führen die mhd. wbb. s. v. *netze.* beach man aber, dass die beschreibung des netzes wie die ganze u gebende partie abermals ein zusatz Hartmanns zu seiner vorla ist [s. zuletzt Reck s. 18 oben], dann wird es doch wahrsche lich, dass er sich an deutsche vorbilder angeschlossen hat.

26) Seine hauptbeweise schliefst Schilling mit der geg n- überstellung von Lanz. 6730 ff und Er. 1753 ff, wo die jagd uf den weifsen hirsch und der damit verbundene brauch beschrie en wird. da diese jagd zweifellos ein wesentlicher bestandteil der Artussage ist, wird sie im französischen Lancelot wol nicht ge- fehlt haben. in dieser hinsicht sind also die stellen belang os. wenn Schilling aber hervorhebt, dass in beiden fällen Utpandra on als Artus vater und urheber dieses jagdvergnügens genannt we de, so verweis ich auf den altfranzösischen roman von Lancelot, wo *Uter-Pandragon* widerholt als der vater des Artus aufgeführt ird (Jonckbloet VIII. XII. LXXI).

[1] hs. *saurvarbe.*

Ich verwerte diese stellen aber in einem ganz andern sinne. Chrestien nämlich bedient sich im Erec der form *Pandragon,* zb. 1811 [1]. Hartmann dagegen schreibt *Utpandragon* (hs. *Urpandragon,* vgl. Lachm. zu Iwein 897). da uns diese form in seiner quelle nicht überliefert ist, müssen wir wol nach einem andern gewährsmann suchen. *Uterpandragon* ganz wie der frz. Lancelot Jonckbloets bietet nun freilich auch Chrestien im Yvain 663, aber wenn Hartmann schon im Erek, wo er nur die dreisilbige form vorfand, die aus der erweiterten fünfsilbigen zusammengezogene viersilbige form braucht, wie sie unsre überlieferung des Lanz. 6734 bietet (*Urprandagon* W, *Upandagron* P), so ist das doch wol zusammenhang und nicht zufälliges zusammentreffen.

Bevor ich Schillings kleinere beweisstücke der kritik unterwerfe, will ich aus dem bisher besprochenen einige allgemeine schlussfolgerungen ziehen. von den 26 resp. 28 belegen, die die verwantschaft des Lanzelet und Erek erweisen sollten, haben sich, wenn man die bezugnahme auf Chrestiens Erec aufser betracht lässt, nur zwei vor der kritik einigermafsen bewährt, nämlich nr 2 und nr 24. eine ganz andre bedeutung jedoch erhalten die meisten dieser stellen durch eine vergleichung mit Chrestiens Erec. da zeigt sich die seltsame tatsache, dass nur 8, und dazu noch unbedeutende stellen mehr oder minder direct auf Chrestien zurückführbar sind (nrr 1. 3. 5. 9. 12. 14. 21. 22), dass dagegen für 19 — nr 11 scheidet aus —, wozu alle umfangreicheren gehören, bei dem Franzosen kein analogon sich findet. das ist unbedingt entscheidend zunächst gegen Hartmann als vorlage Ulrichs; denn niemand wird glauben oder uns glaubhaft machen, dass Ulrich fast instinctiv Hartmanns eigne zusätze zum Erec erkannt und als schmuckstücke seinem werk einverleibt hat. das umgekehrte verhältnis ist bei solcher sachlage unbedingt das wahrscheinlichere: Hartmann, der sein original oft auf lange strecken 'wörtlich (so viel ihm die gebundenheit des verses und reimes es erlaubte) widergibt' (Bartsch s. 181), schiebt da und dort zusätze ein, die er der mehrzahl nach Ulrichs Lanzelet, teilweise andern deutschen epen entlehnt hat. niemand wird dem anfänger, der bewust und weit mehr noch unbewust mit derartigen reminiscenzen arbeitete, daraus einen vorwurf machen.

[1] die lesarten zeigen daneben *Pendragon, Pandagron.*

Ich will jedoch dieser schlussfolgerung einen noch höhern grad von wahrscheinlichkeit geben. Schilling hat seine beispiele recht ungeschickt gruppiert. er bietet meist nur einzelne, auseinandergeworfene splitter statt eines möglichen gesamtbildes. man muss ganze partien des Lanzelet und Erek vergleichen, um resultate von einigem gewicht zu gewinnen. was ich hier flüchtig skizziere, dürfte einer ausführlichen behandlung wol würdig sein; für unsern zweck aber, die priorität des Lanzelet zu erweisen, wird schon dieses hinreichend sein. den umfang und grad der beeinflussung festzustellen, muss ich andern überlassen.

nrr 1. 2 und 5 gehören im Lanzelet und Erek einer und derselben schilderung an. im Lanz. 2011 ff handelt es sich um den zweikampf zwischen Lanzelet und Linier, im Er. 755 ff um den kampf zwischen Erek und Iders.

Hartmann weicht nun bei dieser schilderung in den einzelheiten recht erheblich von Chrestien ab (Bartsch s. 146; Reck s. 14 f). vergleicht man Chrestien 857 ff mit den genannten stellen im Erek und Lanzelet, so erkennt man ganz deutlich, wie da züge aus dem Lanzelet in die schilderung Chrestiens hineingearbeitet worden sind. neben den stellen, deren wortlaut oben unter nrr 1. 2 und 5 mitgeteilt ist, hat Hartmann noch eine viel umfangreichere dem Lanzelet entnommen. Hartmann weicht nämlich von Chrestien darin ab, dass er den Erek während des schwertkampfes in die knie sinken lässt. dieser zug ist zweifellos dem werke Ulrichs entlehnt. man vgl.

Lanz. 2073 *er treib in schiere hin wider.*
ze jungest sluoc der wirt nider
den gast, daz er kom ûf diu knie . . .
2083 *er spranc ûf als ein degen.*
des schiltes moht er niht gepflegen:
hinder rücke er in stiez,
als in sîn grimmer muot hiez.
der kampf dûht in enblanden:
er nam mit beiden handen
daz swert, dâ mit er vaht.
Er. 846 *des trîben si vil unde gnuoc,*
unz daz Îdêrs Êrecken sluoc
ûf den helm, daz er gie
von dem slage ûf diu knie.

ûf sprang er und begunde sâ
den schilt ze rücke wenden
und gap ze beiden henden
daz swert mit grimmen muote
und vaht sam er wuote.

Zwei andre unter sich zu vergleichende schilderungen betreffen Walweins kampf mit Lanzelet (Lanz. 2539 ff) und Erecs kampf mit Mabonagrin (Er. 9071 ff). Hartmann macht auch hier wider bedeutende zusätze zu Chrestien 5940 ff (vgl. Bartsch s. 175), und in diesen zusätzen zeigen sich wider deutlich bruchstücke jener Lanzeletschilderung. es gehören hierher nr 7, nr 6 und nr 3. nr 7 ist besonders interessant. bei seinen planlosen vergleichungen hat nämlich Schilling hier eine falsche parallele aus dem Lanzelet aufgeführt; das wort *gestelle* hat ihn dazu verleitet. zu

Er. 9140 ff *die schilde buten si dar:*
die wurden ouch alsô gar
unz anz gestelle zeslagen,
daz si ir niht mêre getragen
vor den armen mohten,

gehört

Lanz. 2563 ff *ouch buten si die schilte dar*
und zerhiwen die sô gar,
daz si an in kûme gehiengen.

In dieser weise müsten sämtliche kampfschilderungen in Chrestiens und Hartmanns Erek und in Ulrichs Lanzelet mit einander verglichen werden. dazu ist aber hier nicht der platz, und wir können nur noch kurz auf ein paar andre vergleichungen hinweisen.

Die zeltbeschreibung im Erec hat, wie schon oben angedeutet, Hartmann nicht von Chrestien. bei diesem heifst es nur (5878 ff): *et cil s'an va tote une sante   seus, sanz compaignie de jant,   tant qu'il trova un lit d'arjant,   covert d'un drap brosdé a or.* aus diesem *lit d'argent* ist bei Hartmann ein zelt geworden, das in 24 versen (8901—8922) beschrieben wird. zu mindestens zwei dritteln dieser verse lassen sich parallelen aus einer zeltbeschreibung im Lanzelet beibringen. zu den hierhergehörigen nrr 18. 19. 20 ist noch nachzutragen:

Lanz. 4809 *siu was hôch unde wît.*
Er. 8994 *beide hôch unde wît.*

Lanz. 4750 f *rôt wîz weitvar,*
brûn grüene unde gel,
swarz mervar wolkenhel usw.
Er. 8924 f *rôt grüene wîz gel*
brûn, geworht sinwel.

da die beschreibung im Lanzelet eine viel compliciertere ist — sie umfasst über 180 verse (4745—4926) —, indem zb. der ar auf dem knopfe durch einen eigentümlichen mechanismus zum singen gebracht werden kann (wozu eine parallele in Lampr. Alex. 6001 ff) oder indem die einzelnen, verschiedenen teile des zeltdaches näher beschrieben werden, was Hartmann nur kurz andeutet: aus diesem grunde muss Hartmanns beschreibung als ein kurzer auszug aus der Ulrichschen betrachtet werden.

Nicht ganz so abhängig zeigt sich Hartmann in der darstellung mittelalterlicher tiergärten und parkanlagen. denn um solche handelt es sich Lanz. 3939—4014, wo der 'schöne wald' Behforet beschrieben, und Er. 7130 ff, wo das jagdhaus Penefrec; Er. 8698—8753, wo die burg Brandigan geschildert wird. bei der stelle über das jagdgehege zu Penefrec, wo Hartmann von Chrestien unabhängig ist (Bartsch 171), tritt auch wider der einfluss Ulrichs am meisten hervor. es gehören hierher nrr 23—24 der Schillingschen belege, die nunmehr eine ganz andere beleuchtung erhalten, während nrr 21. 22 in dem teile über die burg Brandigan vorkommen. auch hier sind noch nachträge möglich.

Ich muss schliefslich noch einige bemerkungen zu den netzbeschreibungen (nr 25 a. b. c) nachholen. bei Schilling wird verschwiegen, dass es sich um zwei ganz verschiedene netze handelt bei Hartmann um einen pferdeschmuck, bei Ulrich um eine ar fliegennetz, unter dem man ruht (vgl. Mhd. wb. II 331 a). bei Hartmann sind die troddeln oder fransen, vielleicht auch jede einzelne masche, mit steinchen verziert; bei Ulrich trägt jeder knoten zwar auch einen edelstein, das himmelartig ausgespannte netz wird aber aufserdem noch von einem besonders grofsen edelsteine (*galacia* 8525) im scheitelpuncte zusammengefasst. von hier aus führt eine goldene kette zur aufhängevorrichtung. bei dieser sachlage ist es fast unmöglich, dass Ulrich die Hartmannsche beschreibung nachgeahmt haben sollte, da er mehr als Hartmann darzustellen und ein ganz andres bild zu zeichnen hatte.

dagegen ist das umgekehrte durchaus wahrscheinlich, weil die Hartmannsche beschreibung in der Ulrichschen mitenthalten ist.

Das ergebnis der bisherigen untersuchung ist also dieses, dass Schillings belege mehr für Hartmanns als für Ulrichs abhängigkeit sprechen.

Wenn ich hiernach die oben unterbrochene kritik fortsetze, so geschieht es nur, um vollständig zu sein und jedem mistrauen zu begegnen.

Das subst. *adel* findet sich Lanz. 33. 260. (1765). Er. 1837. (9349). Schilling betont, dass es bei höfischen dichtern selten sei und im Iwein, Tristan und Parzival fehle. was kann aber hiermit bewiesen werden? doch nur, dass der Lanzelet und der Erek in gleicher weise der frühzeit der höfischen epik angehören, und allenfalls dass Hartmann im Erek noch von seinen mustern abhängig ist.

invanc 'abgegrenzter platz' Lanz. 208. *in vâhen* 'einfassen', Er. 7134. 7845. seltsam! Ulrich soll sich ein eigenes substantiv auf grund der seltenen Hartmannschen verbalform gebildet haben? nach Staub-Tobler I 860 ist *infangen* = 'einfassen' ein schweizerischer Idiotismus. Hartmann und Ulrich verraten durch den gleichen ausdruck ihre alemannische herkunft; das geläufigere wort ist *bevâhen* (s. die wbb.).

Lanz. 896 *getuht* (im plur.); 9023 *getühtic*; Er. 996. 2587 *tuht*. — das wort gehört zu denen, die in Oberdeutschland früh veralten: von einer abhängigkeit kann nach keiner seite hin die rede sein, um so weniger als Ulrich es bereits in einer von der etymologie völlig abweichenden bedeutung verwendet ('wolerzogenheit', fast wie *zuht*).

Was Schilling über den adverbialen gebrauch von *allernæhste* (Lanz. 903) und *der êrste* (Er. 2566) und von der anwendung des bindeworts *oder* als einleitung eines adversativsatzes sagt, würde nur dann etwas beweisen, wenn diese syntaktischen eigentümlichkeiten sich bei Hartmann und Ulrich allein fänden, aber auch dann kaum mehr, als dass beide dichter derselben heimat entstammen. die voraussetzung trifft aber ganz und gar nicht zu.

menegîn Lanz. 1326. 5489. 6105; Er. 1699. 9657. auch hier handelt es sich um ein wort, das Hartmann nicht erst zu der engern bedeutung 'höfische gesellschaft, umgebung' umgeprägt

hat, das er vielmehr der ältern epik (vgl. zb. Orendel 346) gemäfs gebrauchte, aber später aufgab.

zürnen an Lanz. 4300. Er. 5774 mag eine von Hartmann später als landschaftlich gefärbt aufgegebene ausdrucksweise sein, für die das Mhd. wb. III 908ª belege aus Rudolfs Barlaam und aus der (Basler?) fortsetzung des Trojanerkriegs gibt.

zehenzic Lanz. 6426. Er. 1917 ist der epik des 12 jhs. bis zu Eilharts Tristrant (IX 175. 3594. 6787) noch ganz geläufig.

slahen zuo (intrans.) entsprechend unserm 'stofsen zu, zustofsen' lässt sich in guten parallelen zb. aus Ottokars Reimchronik nachweisen. zu Lanz. 8383 *diu lantmenege zuo im sluoc* vgl. Ott. 84476 *die wârn zuo im geslagen*; zu Er. 5141 *kein übel nie dar zuo gesluoc* vgl. Ott. 12009 *daz ungelucke sluoc dar zuo.*

Im Erek und Lanzelet führt der schmähsüchtige seneschall oder truchsess, Chrestiens *Keu(s), Ke(s),* die gleiche namensform auf *-în* resp. *-in*, die durch folgende reimbelege gesichert ist: Lanz. 5939 *Keiîn : schîn*; Er. 1153 u. 4678 : *sîn*, 4694 : *bin*; im verse bietet Hahns text des Lanzelet die *-în*-formen durchgehnds: *Keiîn* : 2890. 2907. 2911. 2933. 2982. 6146. 9266; *Kaiîn* : 5946. 5956. 5971 [1]; Haupt im Erek (vgl. die anm. zu 1153) 4730. 4735. 4756. aber Hartmann, der schon Erek 4664. 4723 daneben *Keiî* verwendet, hat diese form ohne *n* im Iwein allein noch angewendet (s. Lachm. zu Iw. 74). auch die Wolfenbüttler hs. des Erek (Zs. 42, 261 anm.) nahm an dem *n* anstofs.

Eilharts Tristrant hat nur *Keie* im vers (8 beispiele im Lichtensteins register), keinen reimbeleg.

Da Hartmann später sich durchweg der form *Keiî* bediente, wird man schwerlich annehmen dürfen, dass die form *Keiîn* resp. *Keiin* (auch dies schwanken in der quantität ist charakteristisch) seine eigne erfindung sei. der gedanke ligt nahe, dass er sie übernommen und nachher seinem sprachgefühl entsprechend umgebildet hat. er konnte sie aber von niemandem anders als von Ulrich entlehnen. ob er bei diesem auch das schwanken schon fand, das für den Erek charakteristisch ist, lässt sich schwer sagen, da die grofse mehrzahl der Lanzeletbelege auf das versinnere fällt.

Von keinem gröfseren wert, als ihn diese zweite classe der

[1] die Wiener hs. des Lanz. zeigt noch folgende varianten : *key* (2890); *keye* (2911); *kay* (2981. 5939. 5946. 9266); *chay* (5956); *chein* (6146); *chayn* (5971).

Schillingschen belege hat, sind die von Baechtold und Neumaier gelieferten nachträge.

Baechtolds dissertation ist sehr arm an eignen gedanken. für ihn hatte Schilling 'den einfluss Erecs auf Lanzelet überzeugend dargetan' (s. 35). doch spricht er von dem bösen zwerge, der im Lanzelet wie im Erek eine rolle spiele (Lanz. 426 ff. Er. 11 ff). als ob es in der mittelalterlichen epik nicht allerorten von zwergen spukte! zu Lampr. Alex. 6063 bemerkt Kinzel mit recht: 'zwerge gehören zur staffage einer hofhaltung. sie waren meist nicht gerade als wol gezogen gerühmt'. um böse zwerge zu entdecken, brauchte Baechtold nicht bis zum Mabinogion hinabzusteigen; schon im altfranzösischen roman wird Lancelot von einem zwerge mit dem stocke geschlagen (Märtens 692 f).

Charakteristisch für Baechtolds jugendarbeit ist die frage: 'es ist doch nicht wol das umgekehrte anzunehmen, dass Hartmann aus Ulrich geschöpft hat?' (s. 37). warum nicht? was hinderte ihn? die autorität Haupts oder Schillings? später hat er den mut gefunden und die frage unbefangen geprüft. eine specialarbeit darüber hat er nicht veröffentlicht, aber in seiner litteraturgeschichte vertritt er, wie wir in der einleitung sahen, den seiner dissertation entgegengesetzten standpunct.

Auf Schilling und Baechtold baut Neumaier seine abhandlung auf, welche für PPiper 'die abhängigkeit Ulrichs von Hartmanns Erek zur gewisheit erhebt' (Höf. epik [Kürschner] ɪɪ 169). ich finde nicht einmal, dass Neumaier die 'nötige sorgfalt', von der er spricht, seiner 'compilation von da und dort zerstreuten anmerkungen' hat zu teil werden lassen (ɪɪ s. 5). wie kritiklos er die anmerkungen aus den ausgaben des Lanzelet und Erek zusammengetragen hat, dafür nur ein beispiel. *neizwie* und *neizwaz* werden als eigentümliche ausdrücke des Lanzelet und Erek hingestellt. bei einiger sorgfalt hätte sich Neumaier auch Haupts recension der Hahnschen Lanzeletausgabe angesehen, wo ihm dann folgende bemerkung begegnet wäre: 'v. 2774 wird das ganz bekannte *neizwie* am unrechten orte erklärt (denn es steht schon 99) und zum überflusse mit einer stelle aus dem Erek belegt, aus dem Ulrich doch gewis nicht solche wörter zu lernen brauchte' (Jahrb. f. wiss. krit. 14, 110). dementsprechend ist der ganze nachtrag Neumaiers zu Schillings belegen mit der grösten wissenschaftlichen naivetät zusammengestellt. es genügt zu der mehrzahl der

Neumaier auffällig erschienenen wörter und wendungen einfach auf die lexika zu verweisen, die Neumaier offenbar nicht immer zur hand gewesen sind: für das angeblich seltene *entwichen* stv. in der bedeutung 'nachgeben, gehorchen' Lanz. 590. Er. 4701 gibt zahlreiche belege aus der Kchr. Schröder im glossar s. 417. — *gerech* adj. Lanz. 3328; *gereche* adv. Lanz. 5967. 6252. Er. 4665 zeigen von spätern landsleuten unserer dichter HvLangenstein Martina 22, 27 und in engerer bedeutung (körperlich gerade und in ordnung) KvWürzburg Part. 1113; weiter verbreitet scheint das subst. *gerech* stn., das auch im Lanz. 1747. 6586. 8069 vorkommt (immer im plur. formelhaft). Hartmann, der nur einmal das adv. anwendet, hat dieses offenbar später als landschaftlichen ausdruck gemieden. — *ersigen* part. c. gen. oder *von* 'erschöpft' Lanz. 1981. 5328; Er. 5418. 5720. das Mhd. wb. II 2, 286[b] liefert reichliche belege aus der obd. litteratur des 12 u. 13 jhs. — *vespereide* für das später durchdringende *vesperte* (vgl. *galeide* neben *galie*) Lanz. 2855. Er. 2454 hat auch noch KvWürzburg im Engelhard 2475. — zu *ûf legen* Lanz. 4934. 5445. Er. 5679 genügt es, an die lehrreiche anmerkung Beneckes zu Iw. 1190 zu erinnern. — *sweifen* stv. intr. Lanz. 5590. Er. 7331 (vgl. 2083. 7587, immer mit präp.); s. Lexer II 1351. für das fehlen des wortes im Iwein muss wider die möglichkeit herangezogen werden, dass Hartmann es als dialektisch zu fühlen glaubte; von einer 'entlehnung' kann bei derartigem nicht die rede sein. — *geniez* stm. Lanz. 7494. Er. 7176. zu Lexer I 858f nehme man Seemüllers glossar zu Ottokar s. v. — *holde* swm. Lanz. 1946. 4645. Er. 9963. in volkstümlicher dichtung speciell mit dem stehenden reim *holden : wolden* dutzendfach belegt, von Hartmann später als unhöfisch gemieden. — *alsô grôz als umb ein hâr* Lanz. 726. 4774 (ähnlich 5867. 5949. 6965. 7102). Er. 7521. 7388; die wendung kehrt nicht blofs wörtlich im Iw. 7269 (vgl. auch 579. 4607. 6063) wider, sondern gehört zu einer ganz vulgären sippschaft, für die es genügt, auf Zingerles bekannte abhandlung WSB. 39, 414ff zu verweisen. — *fürdermâle* Lanz. 5904. Er. 4266; s. Lachmann zu Iw. 8080, wo noch weitere belege aus Hartmann.

Er. 1199 wird ein stein auf Artus burg erwähnt, dessen man sich beim absitzen von den rossen bedient. dieser stein soll nach der ansicht Neumaiers möglicherweise das muster zu Ulrichs 'ehrenstein' abgegeben haben.

Ob wol Neumaier die stelle im Lanzelet mit der rechten aufmerksamkeit gelesen hat? sie lautet,

v. 5177 ff *Nu saz Wâlwein der reine*
ûf der Eren steine.
von dem ist iu gesaget gnuoc,
daz er den man niht vertruoc
an dem was falsch oder haz.

wo findet sich im Erek auch nur der geringste hinweis auf diese bedeutung des steins? wo steht im Erek die als bekannt vorausgesetzte bezeichnung: 'der ehrenstein'? ich dächte, hier könnte man es mit händen greifen, dass an dieser stelle Ulrich einer andern quelle folgt.

Aber bei Ulrich dient dieser stein auch zum absteigen von den rossen, v. 5189: (*Lanzelet*) *erbeizte bî dem steine.* Ulrich hat einen grund, seinen helden gerade dort absitzen zu lassen, weil er ihn damit zugleich die probe auf seinen charakter bestehn lässt. bei Hartmann fehlt die motivierung. sollte also hier um jeden preis einer von dem andern abhängen, so müste es unbedingt Hartmann sein.

Nach diesen beispielen, glaub ich, wird man den scharfen tadel, den ich über Neumaier ausgesprochen habe, nicht für unberechtigt halten, um so weniger aber, wenn ich nunmehr zeigen werde, dass er ebenso wie Schilling und Baechtold gerade die wichtigsten puncte, die bei der frage nach dem abhängigkeitsverhältnis des Lanzelet und Erek erörtert werden müssen, nicht einmal bemerkt hat.

Im Lanzelet begegnet ein einziges mal der name Enite v. 6098. woher hat Ulrich diesen namen? in der deutschen litteratur vor Hartmanns Erek fehlt er. wie konnten nur Schilling, Baechtold und Neumaier an dieser frage stillschweigend vorübergehn!

Zunächst ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Ulrich vZatzikhoven, welcher der welschen sprache doch vollkommen mächtig war, Chrestiens Erec kannte, bevor Hartmanns übersetzung erschien. an analogien fehlt es nicht; so wenn man annimmt, dass Wolfram im Parzival (387, 1 ff. 583, 8 ff) auf Chrestiens Roman de la charrette anspiele (Baechtold s. 48), oder dass Hartmann den Chevalier au lyon schon vor sich hatte, als er den Erec verdolmetschte (Henrici vorr. XI anm. 8) — oder dass

Gottfried vStrafsburg bei der bekannten kritik Wolframs dessen quelle, den Perceval Chrestiens, im sinne hatte.

Gegen jene voraussetzung spricht aber ein sehr gewichtiger umstand, der zugleich die annahme, dass Ulrich den namen aus Hartmanns Erek geschöpft habe, hinfällig macht. Enite tritt nicht auf als Ereks 'freundin', dieser erscheint vielmehr im ganzen gedichte als unverheiratet. man beachte in dieser hinsicht besonders solche stellen wie 7430ff und 7716ff, wo der dichter unmöglich die erwähnung der freundin hätte unterlassen können, wenn Erek eine solche besessen hätte.

Welche möglichkeit bleibt da noch übrig? textverderbnis oder interpolation! sehen wir zu, ob sich anhaltspuncte dafür finden.

Es fällt zunächst auf, dass Enite vollständig isoliert steht; sie ist ohne freund, und von ihrer herkunft und stellung erfahren wir nichts. eine solche einführung von frauen ist in der höfischen epik ungewöhnlich.

Der zweite grund wigt schwerer. Enitens namhaftmachung an jener stelle des gedichts steht mit dem voraufgegangenen inhalt in unlösbarem widerspruch.

Es handelt sich um die bekannte episode der mantelprobe. die botin der meerfee hat, um die von Lanzelet verlassene Iblis für ihre treue auszuzeichnen, den könig Artus veranlasst, die tugend der an seinem hofe versammelten frauen durch anlegen des mantels zu prüfen. je treuer die frau ist, um so besser passt er ihr. neun frauen müssen sich der tugendprobe unterwerfen und bestehn sie mehr oder minder übel, bevor Iblis an die reihe kommt, welcher der mantel vortrefflich sitzt.

Diese 9 frauen sind folgende:

1) Ginovere, 5857—5882;
2) Orphilets freundin, 5897—5926;
3) Walweins " , 5927—5938;
4) Keiins frau, 5939—5970;
5) Loifilols freundin, 5971—6016;
6) Givreiz " , 6017—6031;
7) Kailets " , 6032—6051;
8) Maldui " , 6052—6074;
9) Iwans " , 6075—6094.

man sieht, Enite fehlt in dieser reihe, was um so verwunderlicher ist, als sie nachher mit namensnennung besonders hervorgehoben wird. da heifst es nämlich:

v. 6095 ff *Als ir unz her hânt vernomen,*
der mantel wære genuogen komen
vil wol unz an ein cleine.
Enîte diu reine
und Wâlweines vriundîn,
der vrowen mohte manegiu sîn,
diu in vil wol haben solte,
wan daz diu maget enwolte
diu in dar brâhte.

diese stelle steht aber noch in andrer weise in widerspruch zu dem voraufgegangenen. unter jenen neun frauen ist es einzig und allein Walweins freundin, die bei der probe einigermafsen gnädig fortkommt. diese ihre einzigkeit wird von dem dichter stark genug betont:

v. 5935 ff *kœme der mantel nieman baz,*
sô trüege in billîch âne haz
diu vrowe diu in an hât:
siu lebt ab der er baz stât.

also, wenn Iblis, die in dem letzten verse gemeint ist, nicht lebte, dann hätte Walweins freundin den nächsten anspruch auf den mantel, und niemand hätte grund, ihr ihn zu beneiden. wo bleibt da *Enîte diu reine,* die v. 6098 noch vor Walweins freundin genannt wird?

Wenn man nicht annehmen will, dass Enite und 'Walweins freundin' identisch sind, dann steht jene aufserhalb jeder beziehung zum gedichte und sogar in widerspruch mit ihm, und die vermutung einer interpolation hat mehr als blofse wahrscheinlichkeit für sich. diese 'interpolation' kann aber harmlos und unfreiwillig sein: der text ist Lanz. 6098 ff überhaupt nicht in ordnung; Rödiger will lesen: *âne diu reine Wâlweines friundîn.*

Auf keinen fall aber spricht das vorkommen des namens Enite im Lanzelet dafür, dass Ulrich den Erek Hartmanns kannte.

Die frage ligt nahe, wie es in dieser hinsicht um die person Ereks bestellt sei. er tritt im Lanzelet sehr oft auf und spielt eine ziemlich bedeutende rolle. vgl. Lanz. 2968. 2980. 2986.

2996. 3006. 6234. 6377. 7001. 7259. 7277. 7296. 7332. 7459. 7485. 7580. 7622. 7664. 7723. 7778. 8074. 9022.

Er gehört zu dem kreise der ersten helden der tafelrunde, den Walwein, Lanzelet, Tristan und Karjet bilden. besonders mit Walwein erscheint er in engster waffenbrüderschaft: mit ihm kämpft und leidet er. was von ihm erzählt wird, erinnert aber keineswegs an Hartmanns Erek; es sind taten eigentümlicher art, die zum inhalte des Lanzeletromans gehören. ähnliches wird schon im altfranzösischen roman von Lancelot über Erec berichtet (s. Jonckbloet!). unter den wenigen zügen, die an Hartmanns Erek erinnern, ist, glaub ich, irgendwo schon einmal darauf aufmerksam gemacht worden, dass Erek auch im Lanzelet herr von Destregals ist (Lanz. 8076). ich seh in dieser übereinstimmung nichts besonderes, da die beziehung Ereks zu Destregals wol keine erfindung Chrestiens, sondern ein typischer zug der Artussage ist. demnach konnte die französische vorlage Ulrichs darüber ebensogut unterrichtet sein wie der Erec Chrestiens.

Es wird nicht überflüssig sein, wenn ich bei dieser gelegenheit gleich noch einige namen vor den augen der kritik revue passieren lasse. die tatsache, dass Lanzelet in Hartmanns Erek keine rolle spielt, obwol er v. 1631 genannt wird, ist immerhin beachtenswert, wenn sie auch für sich allein nichts beweist; Hartmann ist in dieser hinsicht eben seiner vorlage treu geblieben. anders verhält es sich mit der tatsache, dass Parzival nicht in Ulrichs Lanzelet auftritt. da die Gralsage im altfranzösischen roman (s. Jonckbloet!) in engster beziehung zur Lanzeletsage steht, ist die vermutung nicht abzuweisen, dass entweder Ulrich oder schon sein original die Gralabenteuer absichtlich ausgeschieden haben. da sich aber trotzdem gewisse anklänge daran im Lanzelet finden, zb. der wunderbare stein *galacia* (v. 8524 ff), so ist die meinung nicht ganz grundlos, dass Ulrich des Grals oder Parzivals gedacht haben würde, wenn er bereits vor der abfassung seines werkes das grofse gedicht Wolframs gekannt hätte. darnach müste der Lanzelet vor 1203 oder 1204 verfasst sein.

Mehr gewinn für unsre untersuchung werden wir haben, wenn wir jetzt unsre aufmerksamkeit dem helden Walwein zuwenden. der name Walwein begegnet schon im altfranzösischen Lancelotroman, zb. Jonckbloet s. XXI. Ulrich wird ihn demnach seiner vorlage entnommen haben. sieht man von dem handschriftliche

Walwin ab (W), so finden sich bei ihm 2 formen. ich hebe die reimbelege bei beiden durch einen stern hervor.

1) *Wâlwein* 2297. 2312. 2365. 2381. 2397. 2400. 2404. *2444. 2466. 2494. 2539. 2572. 2582. 2650. 2659. 2688. 2698. 2726. 2764. 3012. 3032. 3247. 3373. 3404. 3445. 3454. 3482. 3500. 4961. 5177. *5190. 5199. 5208. 5213. 5221. 5239. 5754. 5928. 6099. *6141. 6229. *6391. *6411. 6427. 6437. 6620. 6696. *6825. 7007. 7259. *7277. *7333. 7459. 7484. 7581. *7622. 7664. *7723. 8066. *9020.

2) *Wâlwân* *5372. *7296. *7778.

In Hartmanns Erek begegnet die letztere form zweimal : 1152 und *9915 [1]. Chrestien hat den namen nicht; an der v. 1152 entsprechenden stelle steht bei ihm (v. 1096) der name *Gauvain*, an der 9915 entsprechenden fehlt auch dieser. da Hartmann Chrestiens *Gauvain* sonst im Erek mit *Gâwein* verdeutscht, zb. 1512. 1629. 2229. 2560. 4785, so muss die namensform *Wâlwân* bei ihm als durch fremden einfluss eingedrungen betrachtet werden, dh. der name Walwan muss ihm geläufig gewesen sein. neben der form Gawein, die Hartmanns eigne erfindung ist, macht die form Walwan durchaus den eindruck einer reminiscenz. wo aber konnte Hartmann den namen so oft gelesen haben, dass er ihm unwillkürlich in die feder floss? nur Ulrichs Lanzelet kann ernsthaft in frage kommen. zwar steht der name auch in Eilharts Tristrant (s. die belege in Lichtensteins namensverzeichnis s. 471), aber sein träger ist hier bloſs eine episodische figur, welche nur in einer kurzen partie (5027—5484) erscheint, sodass sich der name dem gedächtnisse ganz und gar nicht aufdrängt. da auf die besondre form Walwein oder Walwan kein gewicht zu legen ist, so ist unsre schlussfolgerung diese : Hartmann verdeutscht den namen *Gauvain* durch *Gâwein*, welche form ihm gehört und erst seit dem Erek üblich wird; wäre Ulrich von ihm abhängig, dann müste er nach allen gesetzen der wahrscheinlichkeit ebenfalls *Gâwein* zeigen; zum mindesten wäre denkbar, dass er einmal aus versehen *Gâwein* statt *Wâlwein* setzte. dieses versehen passiert ihm aber nicht, im gegenteil ist er in der namensetzung,

[1] die Wolfenbüttler Erekfragmente (Zs. 42, 261 anm.) setzen die form *Walwan* auch v. 4755 ein, indem sie den namen aus dem reim ins versinnere bringen; hier möchte prof. Schröder allerdings einfluss des Tristrant annehmen.

wenigstens was die erste worthälfte anbetrifft, durchweg einheitlich. dagegen trifft die annahme bei Hartmann zu, der zwischen seine neue namensform *Gâwein* zweimal die ältere *Wâlwân* hineinmengt. unsinnig wäre es, anzunehmen, dass Ulrich mit dem instincte für Hartmannsche seltenheiten, den ihm die gegner seiner priorität zutrauen, die beiden ganz versteckten formen *Wâlwân* — sie sind so versteckt, dass noch Neumaier (II 23) und Hagen (Zs. f. d. phil. 27, 473) nur eine kannten — aus dem Erek sofort herausgefunden und als bessere verdeutschung des französischen *Gauvain* Hartmanns *Gâwein* vorgezogen habe.

Eine eingehnde namenuntersuchung dürfte für unser thema noch manches brauchbare ergebnis liefern; ich will aber hier nur noch einen ortsnamen behandeln.

Neben *Kardigân* (Lanz. 4949. 4983. 5162 uö.), für welches aber im Erek (1101. 1112. 1151. 1197. 1798. 2853) Bech mit recht die viersilbige form *Karadigân* im anschluss an die hs. und in übereinstimmung mit Chrestien hergestellt hat, begegnet einmal der name einer zweiten Artusburg, *Karidôl*.

Er. 7806 ff *wir vinden in ze Karidôl*
ode benamen ze Tintajôl.

bei Chrestien 5320 fehlt der name; im Iwein 32. 3066 treffen wir ihn wider, und hier hat er im frz. Yvain v. 7 *Carduel* als stütze. aber woher die form *Karidôl*? im Lanzelet, an dessen priorität wir schon kaum noch zweifeln können, treffen wir ihn in dieser schreibung widerholt an: 2730. 4973 (vgl. auch la. von P zu 7035).

Fraglich bleibt es, ob die beiden erwähnungen der zauberkundigen *Fémurgân* im Lanz. und im Erek (*Fâmurgân*) in irgend einem zusammenhange stehn. im alten Lancelotroman spielt die fee Morgain oder Morguein eine grofse rolle. sie ist die schwester des königs Artus und erst die freundin, nachher aber die unversöhnliche feindin der königin Ginover. als solche verfolgt sie Lancelot, den liebhaber Ginovers, in jeder weise, bekommt ihn endlich in ihre gewalt und hält ihn lange gefangen. als freundin Merlins ist sie in alle geheimnisse der zauberei eingeweiht (vgl. zu dem allem Jonckbloet s. LXXIV ff). wenn also Ulrich v. 7185 ff einmal vergleichsweise die fee heranholt:

âne Fémurgân die rîchen
sô enkund sich ir gelîchen
kein wîp von der ich ie vernam,

brauchen wir nicht weiter zu fragen, woher er diese kunde tte. anderseits aber kann diese spärliche notiz nicht etwa die nzige quelle jenes langen excurses über Famurgan sein, den rtmann im Er. 5156—5242 selbständig der darstellung seiner ielle einfügt (Bartsch Germ. 7, 165). denn wenn es auch nicht el tatsächliches ist, was Hartmann bringt, so ist doch etwas runter, was er bei Ulrich nicht finden konnte: er weifs zwar cht, woher ihre zauberkünste stammen (5172 *ich enweiz wer z lêrte*), aber er nennt sie richtig *des küneges swester* (5157).

Wird man hier vorsichtigerweise jeden zusammenhang ab-hnen, so bleiben doch im vorausliegenden beweise und kriterien enug für das gesamtergebnis: nicht der Lanzelet ist vom Erek, ndern der Erek vielmehr vom Lanzelet abhängig; Ulrich von atzikhofen ist der vorgänger Hartmanns von Aue!

Zu diesem durch negative kritik gefundenen resultate stimmt, s als positive bestätigung gelten mag, der ganze charakter der nzeletdichtung aufs vortrefflichste.

Schon Ulrichs sprache verrät, dass er noch ganz im banne alten epik steht. Schilling, MHaupt und besonders Schütze en das volkstümliche element im Lanzelet seinem ganzen um-ge nach übersichtlich dargelegt. Ulrichs epischer wort- und asenschatz zeigt noch einen ausgesprochen archaischen charakter, h gegenüber dem Erek, der doch unter den dichtungen Hartmanns, man längst weifs, eine sonderstellung einnimmt. Ulrichs sprache noch sehr durchsetzt mit ausdrücken der nationalen dichtung hütze s. 23). der dichter steht aber nah an der schwelle der ischen epoche, die von Hartmann bereits überschritten ist.

Zu dieser ansicht kommt man auch, wenn man Ulrichs me-k ins auge fasst. einen ersten anlauf zu ihrer charakteristik Neumaier gemacht: zu einer abschliefsenden untersuchung dürfen wir unbedingt einer neuen ausgabe. Neumaier zufolge die poetische technik Ulrichs keine unbeholfene. 'im ganzen ad die verse von gefälligem fluss und bezeugen ein nicht un-deutendes feingefühl' (s 6). Ulrich steht nach ihm über Eilhart nd Veldeke, aber an die vollkommenheit Hartmanns reicht er och noch nicht ganz heran; denn 'vierhebige klingende verse be-egnen im Lanzelet sehr oft [illegible] erinnern der dichter noch an die alte zeit' (s 7). Ulrich [illegible] seinen platz vor Hartmann.

Auch Ulrichs darstellungsart ist in dieser frage von hoher bedeutung. wie Gervinus und Wackernagel darüber urteilen, ist schon in der einleitung mitgeteilt. ich reihe hieran noch einige andre meinungsäufserungen. WGrimm (Athis u. Proph. 371) stellt Ulrichs Lanzelet, im gegensatze zu Hartmanns dichtungen, neben Eilharts Tristrant und Lamprechts Alexander, 'wo die darstellung der ereignisse noch ihr recht behauptet und dem gefühlsleben kein solcher raum vergönnt wird'. nach MHaupt ist Ulrich 'ärmlich in der darstellung' (Jahrbb. f. w. kr. 14, 113). Schütze schreibt: 'nicht nur im häufigen gebrauch altherkömmlicher formeln und ausdrücke betätigt sich Ulrichs volksmäfsige natur, sondern auch in seiner ganzen darstellungsweise. für ihn ist noch der alte künstlerische standpunct mafsgebend, dem zufolge die handlung im vordergrunde des interesses steht, während das strengere höfische epos auf die darlegung seelischer zustände und auf die beschreibung von gegenständen das hauptgewicht legt' (s. 26). Goedeke erklärt (i 84) = 'Ulrichs darstellung ist nicht darnach angetan, als ob er durch Hartmanns manier gebildet wäre. der stoff ist ihm offenbar ei neu entdeckter, dessen er nicht sonderlich meister geworden'. treffend ist auch die charakteristik, die JBaechtold in sein Schweiz. litteraturgesch. s. 90 gibt: 'von einer vertiefung des überlieferten rohen stoffes keine spur. dagegen zeichnet sich das gedicht durch einfachheit der erzählung, klarheit und knappheit der darstellung aus. der deutsche übersetzer verharrt ganz auf dem altmodischen standpuncte der frühern spielmannsdichtung, nach welchem die handlung die hauptsache ist; von der schilderung seelischer vorgänge, von der descriptiven weise des strenghöfischen epos ist er noch weit entfernt. an seinem werke lässt sich der übergang von der alten zur neuen kunstübung am deutlichsten verfolgen'.

In diesem urteil sind, was doch sehr beachtenswert ist, al forscher einig, sie mögen nun anhänger oder gegner der ansic von Ulrichs priorität vor Hartmann sein. selbstverständlich beu sich auch Neumaier vor soviel autorität, aber er kann doch d bemerkung nicht unterlassen, dass im Lanzelet eigentlich au eine sehr umfangreiche beschreibung von 400 versen vorkomm die man wol der berüchtigten Hartmannschen beschreibung v Enitens pferd in 500 versen (7286—7766) vergleichen dür (ii 9). Neumaier meint damit die mantelepisode, die ihm so se

misfällt, dass er sie missen möchte. wie kann man aber Ulrichs schilderung, die voll dramatischen lebens, voll handlung und spannung ist, der langweiligen beschreibung von Enitens pferd vergleichen! ich möchte umgekehrt Neumaier den ganzen Lanzeletroman preisgeben und nur diese eine, hochdramatische scene der mantelprobe zurückbehalten.

Es bleibt zum schluss noch übrig, die wahrscheinliche abfassungszeit des Lanzelet festzustellen. Ulrich erzählt selbst v. 9324—9349, dass er seine vorlage, *daz welsche buoch von Lanzelete*, das nach GParis Romania 10, 253 zweifellos nordfranzösischen ursprungs war, von Hugo vMorville erhalten [1], und dass dieser Hugo zu den geiseln gehört habe, die um könig Richards von England willen an den hof kaiser Heinrichs VI gekommen seien. jener Huc vMorville ist nach dem Dictionary of national biography 39, 168 unter den verschiedenen trägern des gleichen namens höchst wahrscheinlich derjenige, welchen die hauptschuld an der ermordung Thomas Beckets trifft und der 1204 gestorben ist. es fragt sich, wann die englischen geiseln in Deutschland eingetroffen sein dürften. gewöhnlich nimmt man als zeitpunct den februar 1194 an, in welchen monat Richards freilassung zu Mainz fällt [2]. es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass ihre ankunft um $1/2$ jahr früher anzusetzen ist. schon in dem vertrage zu Hagenau, mitte april 1193, zwischen Richard und Heinrich VI wird des ersteren befreiung davon abhängig gemacht, dass er 70000 mark zahle und für den rest des lösegeldes geiseln stelle (Bloch Forschungen z. politik k. Heinrichs VI [Berlin 1892] s. 63). auch in dem Wormser vertrage vom 29 juni 1193 heifst es: *Alias quoque* 50000 *marcas dabit rex imperatori et duci Austriae, et pro illis ponet obsides* (Bloch 68[1]). Richard, der seine freilassung aufs sehnlichste wünschte, hat sicherlich die geiseln so schnell wie möglich zur stelle geschafft. in einem an seine mutter gerichteten, aus Hagenau v. 19 apr. 1193 datierten briefe (Rymer Foedera I 26) fordert Richard bereits aufs dringendste die absendung der geiseln, *ne liberatio nostra per*

[1] 9340f *in des gewalt uns vor erschein daz welsche buoch von Lanzelete* — danach hat HvMorville dem Ulrich resp. dessen *lieben vriunden* das buch gewis nur geliehen und nicht etwa dauernd auf den wertvollen besitz verzichtet (ESchröder).

[2] Bloch aao. 75: 4 februar, nachmittags 3 uhr.

absentiam obsidum et negligentiam vestram moram patiatur. sie dürften also wenigstens teilweise schon im sommer oder herbst 1193 am kaiserlichen hofe angelangt sein[1]. hiernach könnte Ulrich schon im j. 1193 die übersetzung begonnen haben. da nicht anzunehmen ist, dass man von dem französischen original erst eine abschrift genommen hat, und da deshalb an Ulrich die anforderung herantrat, die übersetzung möglichst zu beschleunigen, damit die hs. an Hugo noch vor dessen rückkehr nach England zurückerstattet werden konnte, so kann man das jahr 1195 als das späteste ansehen, in dem der Lanzelet vollendet wurde. diese datierung haben auch Koberstein (s. einl.), APeter (Germ. 28, 131) und andre angenommen.

Hiernach ist die obere grenze für die abfassungszeit von Hartmanns Erek bestimmt. Naumann, FBech, Eggert und andre sind also im irrtum, wenn sie die entstehung des Erek in die jahre 1192—93 verlegen; dagegen hat Lachmann (Eggert 6; Iw.[4] s. 479) mit der vorsichtigen datierung 'vor 1197' das richtige gewählt.

Unsre untersuchung[2] kommt, wenn ich nicht irre, gerade zur rechten stunde, um einer neuen verwirrung in der chronologie der Hartmannschen werke vorzubeugen. erst eben wider hat Piquet Romania 28, 135 gegenüber Maxeiner sich für die priorität des Erek vor dem Lanzelet mit grofser zuversicht auf eine ganze reihe von gewährsmännern (Vogt, Golther, Piper, Henrici, Martin [bei Wackernagel I 145]) berufen, und Saran im neusten hefte der Sieversschen Beiträge 24, 36 macht den versuch, den Iwein vor 1189, den Erek noch höher hinauf zu datieren.

[Die weiterführung der arbeit: 'Hartmann unter dem einfluss Ulrichs' muss ich einem andern überlassen. es wird ihm, hoffe ich, nicht schwer fallen, auch die neuen gründe hinwegzuräumen, mit denen jetzt Singer (Bemerkungen zum Parzival s. 81 f) den Lanzelet gar unter den Wigalois herabdrücken möchte.]

[1] anderseits wurden die geiseln, wie ein brief Coelestins III an den bischof Adelard vVerona (Rad. de Diceto ed. Stubbs II 119, Rymer Foedera I 28) zeigt, bis in den sommer 1194 zurückbehalten. damals verlangte der papst nachdrücklich ihre freilassung.

[2] prof. ESchröder ist für die fassung mehrerer stellen mitverantwortlich. die arbeit wurde schon 1895 niedergeschrieben uzw. ziemlich flüchtig. eine nachprüfung war erforderlich, und prof. Schröder hat sich ihr unterzogen, soweit es seine zeit erlaubte.

Berlin. ALBERT GRUHN.

WÜLPENWERT UND WÜLPENSAND.

Das local der sagenhaften küstenschlacht, in welcher Hetel n tod findet, ist durch JGrimm Zs. 2, 4 als die landschaft *ia* festgelegt worden : die gegend an der Scheldemündung, eimat der *homines Wulpingi* einer urkunde von 1190, da och karten des 14 und des 17 jhs. (bei Ploennies) einen ort *en* kennen. und auch in der etymologischen deutung des amens scheint man sich sicher zu fühlen; ich habe we- ens bei deutschen forschern noch keinen protest gegen die tufige auffassung gefunden, die zuletzt Martin kl. ausg. s. XXIX gibt : 'strand der wölfinnen'[1]. richtiger wäre wol zunächst d der wölfin', denn in derartigen ortsnamen pflegt der name grofsen) tieres in der alten sprache und vielfach auch noch im sing. zu stehn : also *Wolfsberg, Schweinsberg, Heninberc enneberg), Arnsberg, Rabensberg.* das fem. will ich an sich anstöfsig finden; so gut wir neben *Fuchswinkel* (*Voswinkel*) *Vohenwinkel, Vohwinkel* haben usw., könnte etwa einem *'eswert* (falls es den gäbe) auch ein *Wülpenwert* zur seite . nur freilich scheint man sich niemals überlegt zu haben, die gegend um die Scheldemündungen zu keiner zeit ein halt für wölfe gewesen ist, ja dass überhaupt ein sandiger wenig geeignet scheint, nach diesem raubtier benannt zu n.

Die richtige erklärung hat schon vor jahren JteWinkel in s. iedenis der nederlandsche letterkunde I (1887) s. 35 n. 1 ge- , indem er auf den 'an der friesischen küste sehr bekannten' n eines oder vielmehr zweier strandvögel hinwies : 'numenius tus' *de groote wulp*, 'numenius phaeopus' *de kleine wulp* of *wulp*; er verweist dafür auf HSchlegel Gewervelde dieren, s. 182 ff. da die mir zugänglichen niederl. lexica und idiotika ort nicht enthalten, so bin ich auf JANaumanns Naturgesch. d. Deutschlands bd VIII (1836) s. 478. 506 angewiesen : dieser na. als deutsche di. niederdeutsche namen für beide brach-

[1] an eine andre erklärung (etwa *wulp* nl. — *welp* 'catulus'?) scheint zu denken, wenn er in s. ausgabe s. XLI behauptet : 'die namensform lesfalls niederdeutsch'. auch Bartsch freilich hielt (Kudrun[2] s. x) jenen *Vülpenwert* für 'niederdeutsch'. und bei ihm war es sicher ein lapsus, später erkannt hat.

vogelarten *regenwölp, -worp, -wulp*, aufserdem citiert er s. 478 für den grofsen brachvogel, 'numenius arquatus', Sepp Nederl. vog. II 109 *graauwe wulp*, s. 506 für den kleinen oder regenbrachvogel, 'numenius phaeopus', ebendaher IV 305 *de kleine regenwulp*. auf deutschem boden scheint nur noch das compositum *regenwulp* uä. vorhanden, das auch als *regenwolf* umgedeutet wird (DWb. VIII 526). bei ten Doornkaat-Koolman III 24 find ich *regengilp, regen-wilp*, mit einem hinweis auf Dähnert (Pommern, 1781): *regenwölp*. wer die schilderung der brutstätten dieses strandvogels in den dünen der deutschen und holländischen nordseeküste bei Naumann s. 498 gelesen hat, wird nicht mehr zweifeln, dass es eben der grofse brachvogel ist, dessen friesisch-niederdeutscher name an dem *Wülpenwerde* und *Wülpensande* haftet.

Ein litterarisches vorkommen des 'numenius arquatus' in der altgerm. poesie ist bisher nicht als solches erkannt worden. es findet sich in der ags. elegie vom Seefahrer: der seefahrer nennt uns die geräusche und insbesondere die vogeltöne, die ihm da draufsen den geselligen lärm der menschen ersetzen müssen: *ylfete song* (19), *ganetes hléoþor* (20), *mǣw singende* (22), dazwischen

v. 21 *and huilpan swég fore hleahtor wera*.

Grein Sprachsch. II 110 begnügt sich damit, das wort als dunkel zu bezeichnen, Bosworth-Toller 565 bringt — offenbar verleitet durch Grein, der es mit *hu-* statt *hv* ins alphabet eingestellt hat, — die in jeder beziehung schaurige ansetzung '*hû-ilpa* ... the name of a bird so called from its note [cf. germ. *uhu* owl]'. wie passt denn das zu der ganzen umgebung: *dyde ic mé tó gemene* . . . *hwilpan swég fore hleahtor wera*? Sweet schliefslich (Stud. dict. of anglo-saxon s. 97) gibt eine vorsichtige erklärung ('a sea-bird'), setzt aber ohne mir ersichtlichen grund im gegensatz zu Greins und Bosworth-Tollers swm. ein fem. *hwilp(e)* an, gegen das das deutsche und niederländische masculinum protestieren.

Es dürfte den leser interessieren, dass auch ein kenner wie Naumann die töne des *wülp*, die dem ags. seefahrer offenbar besonders anmutig klangen, mit wahrer begeisterung beschreibt, indem er aao. s. 494 f fast zwei seiten darauf verwendet. 'er hat unter allen sumpfvögeln die angenehmste stimme . . . . keiner hält einen so tiefen ton, keiner flötet so eigentlich wie er. ... seine abgerundeten, vollen, herlichen töne sind wahren flötentönen zu vergleichen, und dabei so kräftig, dass sie bis in weite ferne die luft erfüllen. sie haben für viele menschen einen eigentümlichen, für den jagenden naturforscher aber einen hohen, unvergleichlichen reiz'.

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

RÜDIGER VON BECHLAREN UND DIE HARLUNGENSAGE.

Für die sagengestalt des markgrafen Rüdiger hat man bisher vergeblich nach einer geschichtlichen anlehnung gesucht. da ein markgraf dieses namens, von welchem aufser dem epos seit dem 13 jh. auch gelehrte geschichtsconstruction allerlei zu berichten wuste, im bereich der bairischen Ostmark nicht aufzufinden war (Dümmler Piligrim 92 ff, Waitz Jahrb. Heinrichs I 239, VG. VII 74 n. 4), hielt man seine geschichtliche herkunft überhaupt für zweifelhaft und eine solche mythischen charakters für um so wahrscheinlicher, als auch gewisse momente seines wesens und seines auftretens diese auffassung zu unterstützen schienen (Lachmann Kritik 338, WGrimm HS.[3] 110, Müllenhoff Zs. 10, 162. 30, 237 ff, Heller Bll. des ver. für landesk. von Nieder-Österr. 7, 151 ff, vMuth WSB. 85, 265 ff). andern erschien Rüdiger im allgemeinen als vertreter der Ostmark innerhalb der deutschen heldensage (WMüller Myth. der hlds. 32), specieller als ein die doppelstellung des bairischen grenzadels vergegenwärtigender typus (Lämmerhirt Zs. 41, 1 ff), oder überhaupt als eine rein poetische gestalt (Symons Germ. hlds.[2] 702).

Auch wenn in Rüdigers auftreten ein übergewicht mythischer motive anzuerkennen wäre, würde seine mythische herkunft noch keineswegs erwiesen sein; seine stellung in der heldensage aber erscheint anderseits zu festgegründet, als dass die annahme eines rein poetischen ursprungs im schofs eines zeitalters, welches heldensage als geschichtliche überlieferung naiv hinnahm und naiv weiterbildete, innere wahrscheinlichkeit beanspruchen könnte. wenn nun zb. dicht neben ihm der letzte Thüringerkönig im epos (Nib. 2008, 3) als 'landgraf' erscheint, so ligt die möglichkeit nahe, dass auch Rüdiger seine markgrafenwürde einem naiven versuch verdankt, seine stellung den zuständen einer bestimmten periode der sagenbildung anzugleichen. bevor man daher auf eine geschichtliche lösung des Rüdigerproblems vollkommen verzichtet, dürfte die frage gestattet sein, ob denn die eigentliche heldengeneration, in deren mitte er erscheint und zu deren hauptvertretern er in festausgeprägten beziehungen steht, keinen anhalt für eine solche lösung bietet.

I.

Versuchen wir der ältesten überlieferung über Rüdiger so nahe als möglich zu kommen, so ist zunächst festzustellen, dass in der ältesten fassung der Thidrekssaga der herr von Bechlaren (*Bakalar*) nicht Rüdiger, *Roðingeirr*, sondern Rodolf, *Roðolfr*, genannt wurde (de Boer Zs. f. d. phil. 25, 443 ff). was diese fassung über Rodolf berichtete, lässt sich infolge der nicht überall mehr klar erkennbaren überarbeitung nur ganz im allgemeinen feststellen. unzweifelhaft berichtete sie, dass Rodolf dem könig Attila durch überredung und list seine gattin Erka (Helche), Osantrix tochter, zuführte und dadurch selbst deren schwester Bertha zur gemahlin gewann (cc. 43—56), dass er Dietrich nach seiner vertreibung durch Ermenrich bei der aufnahme im Hunnenlande unterstützung gewährte (cc. 289. 290), dass er [illegible] mit Dietrich im dienste Attilas sich an kriegsfahrten gegen slavische völkerschaften beteiligte (cc. 291—311), wobei er [illegible] in gefangenschaft geriet (c. 293), endlich dass er an der spitze von Attilas hilfsheer Dietrich auf dem feldzug gegen Ermenrich begleitete (cc. 331—335).

Der erste überarbeiter der ThS. liefs den namen *Roðolfr* [illegible] der Erka-Berthaepisode und im c. 293 ungeändert, ersetzte [illegible] dagegen in allen übrigen partien durch *Roðingeirr* (was [illegible] sehentlich nur an einer stelle des c. 326 unterblieb, de [illegible] anm. 444). er erweiterte ferner den ältern bericht durch [illegible] hervorhebung der besondern verdienste dieses helden um Dietrich und Hildebrand auf den östlichen feldzügen (cc. 297. 298) [illegible] bei der unternehmung gegen Ermenrich vgl. cc. 334 und 335 [illegible] [illegible] c. 28[illegible] *Gudilinda* als seine gattin ein und erzählte im [illegible] Niflungasaga, die er hinzufügte, die geschichte seines untergangs (cc. 3[illegible]. 38[illegible]).

Nach der ansicht de Boers (anm. 443) unterblieb die [illegible] wahlt [illegible] in der Erka-Bertha-episode, weil der überarbeiter wusste, dass Rüdigers gattin nicht *Bertha*, sondern *Gotelint* hiess. war ihm aber die entführung Helches [illegible] Rüdiger aus der oberdeutschen sage, mit welcher er sich [illegible] durchaus vertraut zeigt, bekannt gewesen, so würde er [illegible] ansicht gekommen haben, nicht nur wie in den übrigen [illegible] *Roðolfr* [illegible] sondern auch *Bertha* in *Gudilinda* zu [illegible]

wandeln[1]. es scheint aber grund zu der annahme vorzuliegen, dass den oberdeutschen quellen des ersten überarbeiters Rüdigers verdienst um die erwerbung Helches unbekannt war. wenn der sagenkundige vf. des Bit., der Rüdigers umsicht sonst nicht genug zu rühmen weifs, trotz zwiefacher gelegenheit dieser tatsache zu gedenken (vgl. v. 345 und 376), darüber vollkommen schweigt, so kann sie ihm nicht bekannt gewesen sein. da nun vermutlich auch im c. 293 Rođolfs name deshalb nicht geändert wurde, weil die oberdeutsche sage von einer gefangennahme Rüdigers nichts wuste, so ergibt sich die wahrscheinlichkeit, dass der überarbeiter grundsätzlich nur in denjenigen partien änderte, wo ihm die identität der beiden helden unbedingt sicher erschien.

Dürfen wir also diese letztern partien der ThS. als beweis dafür ansehen, dass in älterer zeit der herr von Bechlaren nicht Rüdiger, sondern Rodulf hiefs, so darf doch kein zweifel obwalten, dass auch der Rođolf der Erka-Berthaepisode (und des c. 293) dem Rüdiger der mhd. epen entspricht. dass auch er (c. 43) seinen sitz in Bechlaren (*Bakalar*) hat, ist hierfür beweis genug. aber auch die vertrauensstellung, welche Rüdiger nach der gesamten überlieferung bei Helche, Oserichs (Osantrix) tochter, einnimmt, tritt durch die in jener episode zwischen ihnen aufgedeckten beziehungen erst in ihr rechtes licht. ebenso erscheint seine sendung nach Worms, von wo er Etzels zweite gemahlin ebenfalls durch kluge überredung heimführt, als eine nachbildung seiner werbefahrt zu Osantrix[2], wie denn überhaupt sein ruhm als botschafter (*en gođe sendematđr* ThS. c. 47) in den Nib. und besonders im Bit. vor allem durch jene glänzendste probe seiner umsicht und zuverlässigkeit sich erklärt. vielleicht darf man endlich auch Dietrichs verbindung mit Helches nichte Herrad, welche seine frühere gattin Godelinda (ThS. c. 240) verdrängt, als ein seitenstück zu Rodulfs vermählung mit Helches schwester auffassen.

Mag nun auch die in cc. 43ff der ThS. vorliegende einkleidung

[1] dass er dies letztere zb. in c. 289 getan hat, dürfte deshalb wahrscheinlich sein, weil bei Dietrichs aufnahme in Bechlaren eine erwähnung von Rođolfs gattin kaum zu umgehn war; danach hat c. 289 vermutlich nur eine starke umarbeitung erfahren und ist nicht (nach de Boer) gänzlich eingeschoben.

[2] der in der ältern fassung der ThS. c. 356 hier an Rüdigers stelle erscheinende Osiđ spielt dabei eine ganz passive rolle.

jener entführungssage verhältnismäfsig jung sein[1], so dürfen wir doch ihren kern als altertümlich in anspruch nehmen[2]. die gründe für das frühe verblassen dieser sage in Oberdeutschland werden sich uns später ergeben.

Gerade diese episode aber gestattet uns, soweit wir alten sagengehalt in ihr voraussetzen dürfen, in Rodulfs ursprüngliche stellung innerhalb der heldensage einen wichtigen einblick. der burgherr von Bechlaren steht hier dem könig Attila als mächtiger häuptling und freund gegenüber (*mikill hofðingi ok vinr Attila konongs* c. 43); erst nachdem er Erka gewonnen hat, empfängt er, obwol als '*margreifi*' schon c. 43 bezeichnet, von ihm eine herschaft (*mikit riki i Hunalandi* c. 56). man darf daraus schliefsen, dass die ältere sage eine lehusrechtliche, dienstliche unterordnung Rodulfs unter Attila überhaupt nicht kannte. Roðolf steht Attila ungefähr ebenso gegenüber wie Sigurd, dessen namen er sich (c. 56 ff) bei Osantrix bezeichnenderweise beilegt, dem Gunnar; er leistet ihm bei der erwerbung seiner gattin einen ähnlichen dienst wie jener dem Burgunderkönig und trägt einen ähnlichen lohn davon — aber auf grund eines freundschafts-, nicht eines dienstverhältnisses. dasselbe mythische motiv, welches dazu diente, die Siegfrieds- und Burgundersage zusammenzuknüpfen, setzte hier Rodulf und Attila zu einander in die nächsten beziehungen. diese selbständigkeit Rodulfs gegenüber Attila weist darauf hin, dass beide sagengestalten einander ursprünglich fremd gegenüberstanden, vermutlich weil sie, ihre beiderseitige historische herkunft vorausgesetzt, durch ein zeitliches auseinander getrennt waren, welches die sage in ähnlicher weise wie bei Theoderich und Attila zu überbrücken wuste.

Ergibt die ältere fassung der ThS. also nach dieser seite hin keinen historischen anhalt, so steht es nicht ganz so mit dem freundschaftsverhältnis zwischen Rodulf und Dietrich, welches schon der eigentliche sagaschreiber möglichst deutlich ans licht zu setzen bemüht war.

Die gesamte heldensage hat Rüdigers ursprünglich isolierte

[1] Heinzel WSB. 119, 83 will in c. 55 ein motiv der französischen epik finden.

[2] an eine selbständige niederdeutsche spielmannsdichtung, welche die Rother-Osantrixsage umbildete (Symons aao. 701), vermag ich aus den angeführten gründen nicht zu glauben.

stellung dadurch gekennzeichnet, dass sie ihn mit keinem andern helden in blutsverwantschaft setzt; sie schweigt vollständig von seinem vater; erst späte dichtung (Bit.) gibt ihm in Nudung einen sohn (HS.³ 112 f); auch mit Etzel kann er nur künstlich in verbindung gebracht werden: um so beachtenswerter erscheint das in der gesamten überlieferung zwischen ihm und Dietrich als bestehend anerkannte freundschaftsverhältnis. die älteste datierbare nachricht über Rüdiger (um 1160) nennt ihn und den 'alten Dietrich' als diejenigen helden, welche die gegend an der Erlaf, dh. Bechlaren, berühmt gemacht hätten[1]. dies lässt darauf schliefsen, dass ihm Rüdiger sein gastfreies haus nicht blofs bei seiner flucht geöffnet hat. wie tief dies verhältnis in der sage wurzelte, zeigt sich besonders darin, dass es als bereits vor Dietrichs vertreibung vorhanden angenommen wird. wie ThS. c. 289 eilt Dietrich auch nach dem anh. zum HB. (HS.³ 333) von Bern direct nach Bechlaren, als ob er dort hilfe erwarten dürfte. auch in Dfl., wo ihn Rüdiger auf hunnischem boden, in Gran, in empfang nimmt und seine aufnahme bei Etzel vermittelt, ist diese freundschaft vorausgesetzt: beide helden kennen sich längst, sie küssen sich bei der begrüfsung, sie duzen einander und versichern sich ihrer gegenseitigen anhänglichkeit (v. 4744. 4748. 4788 *ich und dû wir sin ein leben*. 4790).

Wenn die sage dieses freundschaftsverhältnis als etwas gegebenes, nicht erst zu motivierendes betrachtete, so legt dies den gedanken nahe, dass wir das historische urbild Rüdigers — wenn es ein solches gab — zwar nicht unter Attilas, aber doch unter Theoderichs zeitgenossen zu suchen haben werden.

Eingang in die heldensage kann aber auch ihm — wie Irnfried oder Gunther — nur ein die zeitgenossen nachhaltig erschütterndes ereignis, dessen mittelpunct er bildete, verschafft haben. in seinem untergang muss der grund seines fortlebens in der sage zu suchen sein.

Allerdings haben wir nur eine und zwar eine verhältnismäfsig späte tradition über seinen tod, diejenige, welche ihn mit seinem dienstverhältnis zu Etzel und mit der Nibelungensage in verbindung bringt (ThS. Nib. Kl.). es fragt sich, ob Rüdigers untergang an der spitze seiner mannen die späte erfindung eines

[1] Met. Tegerns. HS.³ 49: *regio flumine nobilis Erlafia, carmine Teutonibus celebri, inclita Rogerii comitis robore seu Tetrici veteris.*

willkürlich schaltenden epischen dichters oder in alter überlieferung begründet und durch die natürliche entwicklung der sage in den jetzt vorliegenden zusammenhang gebracht worden ist. alle innere wahrscheinlichkeit spricht für das letztere.

Für die grofsen schlachten der völkerwanderung, welche von der sage allmählich cyklisch zusammengefasst wurden, bot ohne zweifel der dreijährige kampf um Ravenna (491—493) den ältesten vereinigungspunct dar. der untergang von Attilas söhnen in der schlacht am Nedao (Jord. 50), welche das schicksal des Hunnenreichs entschied, wurde zu einer episode der Rabenschlacht (Heinzel WSB. 119, 57); aus späterer zeit verschmolzen die kämpfe der Amelunge mit den Griechen, die zt. ebenfalls um den besitz von Ravenna geführt wurden, mit jenen frühern in dem grade, dass der Griechenkaiser (Ermenrich) Theoderichs eigentlichen gegner Odoaker verdrängte[1]. die hauptvertreter der Amelunge, Wolfhart und Helferich, fallen nach ThS. c. 333. 334 in der schlacht bei Gronsport, welche der Rabenschlacht der mhd. epen entspricht; auch noch nach den darstellungen in Dfl. und Rab. verliert Dietrich in diesen kämpfen den eigentlichen kern seiner mannen. seitdem jedoch die Nibelungenkatastrophe den grofsen kämpfen der heldensage einen neuen rahmen bot, löste sich ein teil derselben aus dem bisherigen zusammenhang oder es bildeten sich neue fassungen der alten sagenmotive: wider treten Helferich und Wolfhart (neben dem der ältern heldengeneration angehörigen Hildebrand) als die ersten helden der Amelunge nun im vernichtungskampf mit den Burgundern hervor, wider findet der erbe von Fiseis reich seinen tod durch feindeshand. wir sehen keinen grund gegen die annahme, dass auch Rüdigers vorläufer Rodulf nach einer ältern sagenfassung in den kämpfen vor Raben seine treue gegen die Amelunge mit dem tode besiegelte [illegible] im hinblick auf die Nibelungenschlacht bleiben in [illegible] Rab. Helferich und Wolfhart beim kampf mit Ermenrich verschont. [illegible] schon in der ThS. Rodingeir bei Grons-

[1] dieser kampf [illegible] die geschichte Dietrichs, der als einziger [illegible] ebenso ein wie der untergang der [illegible] vgl. auch W. Müller Myth. der ds. 159.

[2] [illegible] nach ThS. c. 332 seinen [illegible] zu Rüdigers sohn [illegible] dass Rüdigers [illegible] ihr ende [illegible]

port das leben, um zunächst noch einmal zwischen Dietrich und dem hunnischen herscherpaare den vermittler zu spielen und dann bei dem kampf mit den Burgundern gegenwärtig zu sein, wie auch die notwendigkeit, Dietrich an diesem kampfe teilnehmen zu lassen, seine unmotivierte rückkehr zu Attila erklärt[1]. die handgreiflichen widersprüche aber in c. 338 der ThS., auf welche de Boer (aao. 445) hinwies, haben die spuren einer ältern sagenfassung übrig gelassen, aus welchen hervorgeht, dass Attila die nachricht vom tode seiner söhne ursprünglich nicht von Roðingeir erfuhr — vermutlich weil dieser nach einer ältern auffassung überhaupt nicht mehr widerkehrte. jedesfalls lässt uns der untergang Rüdigers an der spitze seiner mannen, mag er nun erst mit der Nibelungenschlacht oder schon mit der Rabenschlacht verflochten worden sein, auf den reflex eines geschichtlichen ereignisses schliefsen, welches, wie etwa der untergang Irnfrieds, mit der heldensage fühlung suchte und fand. so dürfen wir auch in seinen 500 mannen, wie in den 600 mannen Dietrichs, den 1000 mannen Irnfrieds, die vertreter desjenigen volksstamms sehen, welcher dieser katastrophe erlag[2].

Diesen ergebnissen, zu welchen uns eine prüfung der ältesten erschliefsbaren überlieferung führt, entspricht nun die geschichtliche gestalt des **Herulerkönigs Rodulf**, eines zeitgenossen Theoderichs, der ihn 'per arma' adoptierte, um ihn so fest als möglich an sich zu ketten. nachdem dieser Rodulf in Oberungarn, in derselben gegend, wo 60—70 jahre früher Attila den mittelpunct seiner macht gehabt hatte, an der spitze der Heruler ein

[1] die Edda (II und III Gudrunlied) kennt zwar Dietrichs aufenthalt bei Atli, weifs aber noch nichts von seiner teilnahme am kampf mit den Niflungen.

[2] das unbedingte verfügungsrecht, welches Rüdiger, obwol selbst ein vasall Etzels ohne eigene allodien (1619, 4), über dieses ingesinde in anspruch nimmt, zeigt auch in den Nib. noch die ursprüngliche selbständigkeit seiner stellung (vgl. 1095, 4. 1206, 1. 1647, 1. 1936, 2. 2106, 1. besonders 1206, 1 : *ich hân fünfhundert manne und ouch der mâge mîn*). aus der fremde kann er diese mannen kaum mitgebracht haben (Kl. 1414 *der lantliute künne kômen niwan siben*), wie er ihrer auch bei der ausstattung seiner tochter nicht gedenkt (1620), sie können also nur mit den lehen, die er selbst von Etzel empfangen hat (2094, 3. 2101, 1. 2), ausgestattet worden sein. unter diesen umständen hat seine selbständige stellung, die ihn mit Dietrich, aber nicht mit den übrigen vasallen Etzels auf gleiche stufe stellt, etwas befremdendes.

mächtiges reich begründet und die benachbarten Germanenstämme zinspflichtig gemacht hatte, fand er gegen das jahr 512 mit dem grösten teil seines volkes in einer feldschlacht gegen den Langobardenkönig Tato seinen untergang, wodurch seine schöpfung für immer zusammenbrach.

Der parteiische bericht Prokops[1] (B. Goth. II 14) und der sagenhafte des Paul. Diac. (I 20) geben uns nur ein getrübtes bild dieses herschers; als ebenbürtiges glied der germanischen heldengeneration lernen wir ihn in dem schreiben Theoderichs kennen, durch welches dieser ihn an sohnes statt annimmt[2]. es heifst darin : *per arma fieri posse filium grande inter gentes constat esse praeconium, quia non est dignus adoptari nisi qui fortissimus meretur cognosci . . . et ideo more gentium et conditione virili filium te praesenti munere procreamus : ut competenter per arma nascaris qui bellicosus esse dignosceris. damus quidem tibi equos enses clypeos et reliqua instrumenta bellorum : sed quae sunt omnimodis fortiora, largimur tibi nostra iudicia*[3]. *summus enim inter gentes esse crederis, qui Theoderici sententia comprobaris* , . *adoptat te talis, de cuius gente tu potius formideris. nota sunt enim Herulis Gothorum deo iuvante solatia. nos arma tibi dedimus, gentes autem olim virtutum pignora praestiterunt* . . wenn Theoderich bei der plötzlichkeit der eintretenden katastrophe seinem adoptivsohn keine hilfe gewährte, so spricht dies nicht gegen die festigkeit der geknüpften beziehungen; es steht fest, dass er flüchtigen Herulern in seinem reiche aufnahme und versorgung verschaffte (Var. IV 45. aao. 134). eine noch längere fortdauer dieser freundschaft würde sich dann ergeben, wenn die nachricht des Jordanes (c. 3), nach

[1] seine feindselige gesinnung gegen die Heruler erhellt auch aus B. Vand. II 4; vgl. auch Zeufs 480.

[2] Cassiod. Var. IV 2 (Auct. antiqu. XII 114). dass das *regi Erulorum* der überschrift (wie auch in dem schreiben III 3) sich nur auf Rodulf beziehen kann, ist allgemein angenommen (zb. von Ranke Weltgesch. IV 1, 444). die 'adoptatio per arma' wird auch Var. VIII 1 und 9 (aao. 231 und 239) erwähnt. Theoderich war von kaiser Zeno in derselben weise adoptiert (Jord. 57). er selbst sante in diesem sinne auch dem Suebenkönig Remismund waffen (Isid. Hist. Goth. c. 90). zur sache vgl. Paul. Diac. I 23. 24, auch IV 38 und VI 53.

[3] *iudicium* = 'sententia regis, vox sollemnis in dignitatibus conferendis' (Mommsen aao. 554).

welcher ein aus Skandinavien stammender könig namens Rodvulf nach freiwilligem verzicht auf sein königreich am hofe Theoderichs eine zuflucht fand, sich auf den Herulerkönig dieses namens beziehen liefse [1]; angesichts der bestimmten angabe Prokops (II 14), dass der letztere in der feldschlacht seinen tod gefunden habe, scheint jedoch diese möglichkeit ausgeschlossen [2].

Rodulfs identität mit dem Rodolf der ThS. wird aber vor allem durch die verbindung des letzteren mit der burg Pechlarn bewiesen, welche noch im 9 jh. den Herulernamen trug. denn die in einer urk. des jahres 832 [3] an der mündung der Erlaf erwähnte *Herilungoburg*, deren feste gewölbe man noch heute in den baulichkeiten des schlosses von Pechlarn widerzufinden glaubt (Keiblinger Gesch. von Melk I² 73), kann ihren namen nur von den Herulern empfangen haben.

Auf der weltkarte des Honorius im 4 jh. erscheint der Herulername im norden der mittlern Donau zwischen Markomannen und Quaden (Müllenhoff DAk. III 221. 312). wenn nun auch die grofse masse dieses volkes auf dem linken Donauufer verblieb und hier im anfang des 6 jhs. unter Rodulf jenes grofse Herulerreich (*Herolia* Paul. Diac. I 20) begründete, so traten doch im laufe des 5 jhs. sehr bedeutende teile dieses 'flüchtigsten' aller deutschen stämme (Zeufs 476) nach Noricum über (vgl. Paul. Diac. I 19). bildeten doch die Heruler die hauptstütze Odoakers, der selbst (Jord. 46, Paul. Diac. aao., epit.) als könig der Turcilingen, eines den Herulern nahverwanten volkes bezeichnet wird (Aschbach Gesch. der Heruler s. 9). ums jahr 477 zerstörte ein Herulerhaufe Salzburg (Eugipp. Vita Sever. 24), in dessen nähe noch heute das dorf Hörlfing, im 8 jh. *Herolvinga* (Förstemann II² 750, vgl. Heller aao. 154) ihren namen bewahrt. ebenso zeigt das verbrüderungsbuch von SPeter in Salzburg widerholt die namen *Harilunc, Herilunc* uä. (Förstemann I 617). in Noricum ripense weisen so zahlreiche spuren dieses namens in das Erlafgebiet, speciell in die umgegend von Pechlarn, dass man eine geschlossene

[1] über diese controverse vgl. besonders vGutschmid in Jahns Jahrb. der phil. 85, 124 gegen die von Schirren und Aschbach behauptete identität der beiden Rodulfs. auch Müllenhoff scheidet beide (vgl. DAk. II 57 ff).

[2] nach Edict. Rothar. (praef.) tötete ihn könig Tato selbst.

[3] Mon. Bo. 28ᵃ, 21: *ubi antiquitus castrum fuit quod dicitur Herilungoburg*. — Pez Thes. tom. I pars. III 16 hat *Harlungeburch*.

ansiedelung von Herulern in der nähe des römischen castells Arelape (Erlaf) und des anliegenden Donauhafens Augusta Praeclara mit sicherheit voraussetzen darf[1]. neben der Herilungoburg, für welche eine mythische beziehung auf die neffen Ermenrichs wenigstens denkbar wäre, erscheint in einer urkunde von 853 auch ein *Herilungovelt*[2], bei welchem wir nach einer solchen beziehung vergeblich suchen[3]. es sind die heutigen Harlandwiesen, so genannt nach dem dorfe *Harlanden* bei Pechlarn, welches also noch heute den alten stammesnamen bewahrt[4]. ein zweites Harlanden finden wir oberhalb Pechlarn an der Erlaf (bei Blindenmarkt), ein drittes Harlanden östlich Pechlarn unweit SPölten (Keiblinger aao., Förstemann II² 750). auf der sog. fränkischen völkertafel (um 520) ist nach dem zusammenbruch von Rodulfs reich der Herulername bereits verschwunden (Müllenhoff DAk. III 331), und die norischen bestandteile dieses volkes waren den Markomannen zu schwach, um auf die bildung des bajuvarischen stammes wesentlichen einfluss zu gewinnen (vgl. Riezler Gesch. Baierns I 15; Bachmann WSB. 91, 829), dennoch wird man bei den dortigen Herulern die fortdauer selbständiger sagenüberlieferungen ebenso voraussetzen dürfen, wie bei den resten der Goten in Südtirol (Waitz VG. I 9 n. 3) oder der Skiren in Steiermark[5]. dass die erinnerung an den mächtigen könig Rodulf und das jähe ende seines reiches und seines hauses bei den resten der Heruler, wenn auch in andrer form, ebenso fortlebte wie noch zwei bis drei jhh. später bei den Langobarden[6], ist ebenso verständlich wie die verlegung seines sitzes nach der alten römerfeste bei Pechlarn, welche augenscheinlich den mittelpunct

[1] es ist beachtenswert, dass die Vita Sever. nirgends mehr dieser ortschaften als römischer zufluchtsstätten gedenkt.

[2] M. B. aao. 48; Pez aao. 22 *Harlungevelt* (*rebus quae pertinent ad Erlaffa et in H.*).

[3] Heller aao. 154 vergleicht das 'Herulerfeld' mit dem 'Rugierfeld' in Kärnthen (*Ruginesvelt*, Förstemann II² 1269, der diesen namen aber von einem nom. pr. desselben stammes ableitet).

[4] Keiblinger aao. 43. es ist vermutlich dasselbe 'velt', auf welchem Nib. 1599 die knechte der Burgunder ihr lager aufschlagen.

[5] über das fortleben der Wulfingensage bei den nachkommen der Skiren vgl. JGrimm Gesch. d. d. spr. I³ 327, Mone Teutsche hlds. 16ff.

[6] soeben liefert Bruckner Zs. 43, 55 den erwünschten nachweis, dass dem bericht des Paul. über Rodulfs tod ein deutsches lied über die kämpfe der Langobarden mit den Herulern zu grunde gelegen haben muss.

ihrer ansiedelungen, eine zeitlang vielleicht den wohnsitz eines herulischen fürstengeschlechts bildete (vgl. auch Dümmler aao. 192 n. 17). die verlegung von Hagens wohnsitz nach Tournay (Tronje), dem alten hauptort der salischen Franken, wäre hierzu ein sprechendes seitenstück (WMüller Myth. d. hs. 51).

Rodulfs freundschaftsverhältnis zu Dietrich entspricht sowol der geschichte wie den nahen beziehungen der von beiden herschern repräsentierten germanischen stämme. sein wohnsitz an den grenzen des spätern Avarenreichs ermöglicht zugleich einen bequemen anschluss an den hunnischen sagenkreis; dennoch gehört er ebensowenig schlechthin der Etzelsage wie der Dietrichsage an.

Bei seiner ursprünglich isolierten stellung darf es durchaus nicht befremden, dass ihn weder die Eddalieder noch die ältere Walthersage am hofe Etzels kennen. vielmehr, da sein auftreten an Pechlarn geknüpft ist und seine engere verbindung mit dem Hunnenreich den begriff der markgrafschaft voraussetzt, werden wir diese verbindung keinesfalls vor dem ende des 8 jhs., vor begründung der avarischen mark, ansetzen dürfen. inzwischen war unter der fast zweihundertjährigen Avarenherschaft die alte *Herilungoburg* jedesfalls in trümmer gesunken (*ubi antiquitus castrum* *f u i t*, *qu. d. H.*), fremdsprachige bevölkerung hatte sich in der verödeten landschaft eingenistet (*cum Sclavis ibidem commanentibus* in d. urk. v. 832), und nach einem jahrhundert legte eine neue 50jährige barbarische überflutung die deutsche cultur dieser landschaft abermals brach. es konnte nicht ausbleiben, dass in diesen zeiten die alten ethnologischen grundlagen der bajuvarischen sagen, zb. die kämpfe der Heruler mit den Langobarden, allmählich in vergessenheit gerieten, dass die namen selbst sich verschoben und von westen her die Nibelungensage allmählich alle alten sagenreste in ihren bereich zog [1].

Der verlust der ältern überlieferungen zeigt sich besonders in dem kritiklosen bestreben, die ältere geschichte des landes mit den Goten in verbindung zu bringen (Dümmler aao. 92). so localisierte man in Göttweih (bei Mautern), dessen namen man von den Goten ableitete, wegen einer dortigen alten burg

[1] Riezler Gesch. Baierns I 822 macht darauf aufmerksam, dass die Nib. die Donau als nordgrenze Baierns ansehen, ein verhältnis, das zwischen 744 und 831 würklich bestand. dies weist auf die verbreitung dieser sage in Baiern im 9 jh.

einen gotischen helden Gotefridus (Vita Altmanni c. 26). 'Gotelo der marcman' wird eine vielgenannte localfigur der österreichischen sage (Bit., Dfl., Rab.). da sich aber der historische Gotenname am längsten in Spanien erhalten hatte, so brachte man die einheimischen sagenhelden zugleich mit diesem lande in verbindung. Biterolf und Dietleib, als Goten schon durch ihre verwantschaft mit Dietrich gekennzeichnet, führen schliefslich ihr ganzes volk aus Spanien nach Steiermark (Bit. 13386f). auch der vogt von Bechlaren erhält an stelle der in vergessenheit geratenen mythischen schwester Helches eine gotische gemahlin, Gotelinde, die sowol mit Dietrich als mit Dietleib verwant ist (HS.[2] 116. 139). ihn selbst liefs man dann aus Spanien — dem arabischen Spanien — als flüchtling nach der Donau kommen (Bit. 751. 4107. 8958). man legte ihm den Westgotennamen Roderich bei (Dümmler aao. 94), bezeichnete ihn geradezu als 'Goten' (ib. 192). diese gotisierung des landes unter der Enns wird etwa im letzten drittel des 10 jhs. eingesetzt haben, als nach zurückdrängung der Ungarn die Ostmark wider hergestellt wurde. wenn im 9 jh. der name Herilungoburg noch in der erinnerung erhalten war, um seitdem vollkommen zu verschwinden, so wäre immerhin möglich, dass auch der name Rüdiger hier zwar die avarische invasion überdauerte, nicht aber die magyarische: die letzten spuren jener [illegible] finden wir so nur noch in den [illegible] quellen der ältesten fassung der ThS. spätestens nach der wiederbesiedlung der Ostmark im 10 jh. dürfte Rüdiger [illegible] [illegible] gewesen sein. um 880 finden wir einen grafen [illegible] [illegible] Markwart [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Rüdiger im sinne von [illegible]

[illegible]

Die frage, wie jene namensverschiebung eintreten konnte, ist im grunde von untergeordneter bedeutung. wie *Sîfrit* und *Sigurðr, Gêrnôt* und *Gutþormr* (*Godomar*), so stehn auch *Rüedegêr* und *Roðolfr* nebeneinander — zwei nordgermanische namen, für die wir in Österreich und Baiern die gleiche vorliebe wahrnehmen [1]. nebeneinander erscheinen auch im Widsid v. 45 als geschwisterkinder die dänischen könige *Hrôþvulf* und *Hrôþgâr*. es ist möglich, dass auch dem Rodulf der sage von anfang an ein Rodgar zur seite stand [2], doch dürfte es kaum nötig sein, zu einer solchen annahme seine zuflucht zu nehmen.

Fester als der name behauptete sich durch den wechsel der zeiten die verbindung dieses helden mit der burg von Pechlarn. denn die annahme, dass diese burg würklich einmal, im 10 jh., sitz der markgrafen der Ostmark gewesen sei, ist mit der tatsache unvereinbar, dass burg, stadt und umgegend seit dem 9 jh. im besitz des stiftes Regensburg verblieb (Keiblinger aao. ɪ² 73) und durch die immunität vor dem eintritt königlicher beamten geschützt war [3]. ferner erhielt sich seit dem 6 jh. die überlieferung von seinen beziehungen zu Dietrich (HS.³ 49).

Aus der rolle eines hilfsbereiten beschützers, welche ihn die sage seinem freunde gegenüber spielen liefs, seitdem die flucht desselben zu Etzel feststand, erklärt sich das lob der freigebigkeit, welches schon Spervogel (MFr. 26, 1. 2) ihm spendet. ihr entspricht seine treue gegen Etzel, welche diesen emporträgt *alsam die veder tuot der wint* (Kl. 1024). diese eigenschaften gaben der dichtung eine ausreichende grundlage zur ethischen vertiefung seines wesens. so wie Rüdiger jetzt im epos vor uns steht, als ritter ohne furcht und tadel, ist er im wesentlichen eine schöpfung des 12 jhs., welches die forderungen und begriffe des lehnswesens in allen ihren consequenzen ausprägte. in der arglosen treuherzigkeit, die ihn schliefslich ins verderben stürzt, dürfte aber die sage bewust oder unbewust zugleich einen zug

[1] vgl. Förstemann ɪɪ² 792 f : *Hrodolvinga, Ruodolvingen, Hrodolfeshusun* usw. in Baiern, *Ruodkersdorf* in Osterreich, doch auch *Rŏckereshof* in Baiern.

[2] leider verschweigt uns Paul. Diac. (ɪ 20) den namen des bruders Rodulfs, dessen treulose ermordung durch eine tochter Tatos den anlass zu dem unglücklichen krieg der Heruler mit den Langobarden gab.

[3] was Büdinger Österr. gesch. ɪ 466 für diese möglichkeit anführt, reicht doch nicht aus dieses bedenken zu entkräften.

österreichischen wesens vergegenwärtigt haben, welcher seinem charakter eine beimischung landschaftlicher besonderheit verleiht.

II.

Die localisierung Rüdigers auf Herilungoburg hat bekanntlich der mythischen erklärung dieser sagenfigur zur wichtigsten stütze gedient. da die ahd. *Herilunga* denselben namen führen wie die ags. *Herelingas* (Widsid v. 112) und die mhd. *Harlunge*, so hat man wie den namen der burg so auch Rüdiger selbst mit der Harlungensage in verbindung gebracht, deren rein mythischer und zwar alemannischer ursprung seit Müllenhoffs aufsatz über Frija und den halsbandmythus (Zs. 30, 217 ff) im ganzen als gesichertes ergebnis der neuern sagenforschung gilt (Heinzel WSB. 119, 5. Jiriczek Dtsche. hldss. I 110 ff. Niedner Zs. 42, 253. 257. Symons in Pauls Grdr. II[2] 616. 621. 685). in der tat bedarf der zusammenhang der Herilunga von Pechlarn und der Harlunge der sage einer aufklärung, ohne welche die von uns versuchte lösung des Rüdigerproblems nicht allseitig befriedigen dürfte.

Die identität der Harlunge mit den Herulern ist bereits von JGrimm (Gesch. d. d. spr. I[3] 330) behauptet worden, dem sich andre angeschlossen haben[1]: auch Müllenhoff, der sich später (Zs. 30, 222) so schroff dagegen aussprach, hat sich dieser annahme früher zugeneigt (Nordalb. stud. I 122 a. 3)[2]. die lateinischen quellen kennen zwar nur die form *Heruli*, wie entsprechend [illegible], dass aber die patronymische form daneben [illegible] im gebrauch war, wird besonders durch die [illegible] *Harilung*, *Herilung*, auch *Herulung*, neben welchen das [illegible] [illegible] [illegible] erscheint, wahrscheinlich gemacht[3]. wenn [illegible] der name Harlunge nicht [illegible], sondern mythologischen ursprungs wäre [illegible] mit dem [illegible] wesen des [illegible]

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] [illegible]

rischen zwillingspaars zusammenhienge (Zs. 30, 219)[1], so muss es zunächst befremden, dass wir ihn eben dort, wo auch historische zeugnisse uns herulische wohnsitze vermuten lassen, zb. in der umgegend von Salzburg, besonders zahlreich antreffen, während dieser name gerade da, wo der Harlungenmythus entstanden sein soll, im Oberelsass und Breisgau, in älterer zeit nirgends nachzuweisen ist. denn was die quellen über ein im Breisgau ansässiges geschlecht oder volk der Harlunge berichten, kommt, als der sage entlehnt, ebenso wenig in betracht, wie das *Harlungelant* des Bit. (4594. 10683) oder das *Aurlungaland* der ThS. 274; der familienname *Harlung* aber tritt in Freiburg erst im spätern ma. auf (Mone 81). auch in ganz Alemannien finden wir nur sehr wenig namensspuren dieser art, während sie in Baiern verhältnismäfsig zahlreich sind (Mone aao.). ortsnamen dieser art, welche im südosten ebenfalls in gröfserer zahl begegnen (Förstemann II² 742), fehlen im südwestlichen Deutschland gänzlich. ebensowenig lässt sich aus dem verbreitungsgebiet der namen der beiden Harlunge Ambrihho (der 'unermüdliche') und Fritilo ('Schönle' Zs. 30, 222) eine locale beziehung auf Alemannien erkennen (Förstemann I 80. 423).

Für die ethnologische grundlage des Harlungennamens spricht nun auch der zuerst i. j. 1166 (aber noch 1632) erwähnte '*Harlungeberg*' bei Brandenburg (HS.³ 490). wir finden in zwei der besten codd. Adams von Bremen (1 und 6) über dem namen der in dieser gegend ansässigen Hevelli, germanisiert Heveldi, das superscriptum *vel Heruli* (MG. Script. VIII 312), eine glosse, die von hier aus in den text des Annal. Saxo a. 983 und Helmold I 2 übergegangen ist. der gelehrte geistliche, der sie in den text Adams hineinbrachte, kann auf jene identificierung nur durch das vorkommen des Harlungennamens im Havelgau gebracht worden sein[2]. veranlassten doch diese havelländischen Harlunge auch den

[1] auch KMeyer Dietrichs. 32 leitete den namen *Harlunc* von *heri* ab und verwarf die identität mit den Herulern, wobei er die von JGrimm aufgestellte ableitung (von got. *hairus*) als zutreffend voraussetzte. schon Zeufs s. 476 aber leitete den namen richtiger von ags. *eorl*, altn. *jarl* ab (vgl. auch Aschbach s. 9), womit die von Isid. Hispal. gegebene übersetzung 'domini' stimmt, vgl. Maack Germ. 4, 399.

[2] schon Gundling De Heinr. auc. 159. 161 behauptete auf grund der angabe Helmolds die identität der Heruler und Harlunge, Heffter Gesch. v. Brandenbg. 25.

Pegauer annalisten, den vater der Harlunge nach Brandenburg zu versetzen (HS.[3] 55). die locale tradition wuste dieses erscheinen der Harlunge an der Havel — auch der ortsname *Harlungate* erscheint hier ende des 12 jhs. (Heffter aao. 25) — nicht anders zu deuten, als dass sie eine abteilung der Breisgauer Harlunge, die sie als volk auffasste, als von Karl d. Gr. angesiedelte grenzwächter hierher versetzte (Heffter aao. 25; vgl. HS.[3] 490). daran ist schon deshalb nicht zu denken, weil Heinrich I hier nur Slaven vorfand (*Slavos qui dicuntur Heveldi* Widuk. I 35). dass die germanischen einwanderer, welche nach der mitte des 12 jhs. diese gegend besiedelten, den namen erfunden hätten, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil der cod. 6 Adams vielleicht noch dem 11, spätestens dem anfang des 12 jhs. angehört; auch würden die Ann. Pegav. in diesem falle schwerlich noch im 12 jh. aus einem so jungen namen derartige folgerungen gezogen haben. vielmehr ist es wahrscheinlich, dass nach dem abzug der Semnonen würklich ein teil der Heruler in den Havelgegenden seinen sitz nahm (Aschbach 36. Müllenhoff DAk. III 313). der name 'Harlungeberg' lässt also nicht auf einen schatzberg — man wüste nicht, wie man hier auf eine solche vorstellung hätte geraten sollen — sondern auf einen alten, vielleicht schon von den Semnonen[1] benutzten opfer- und versammlungsplatz der Heruler schliefsen, der bei den einwandernden Slaven wie bei den Germanen den ruf einer gewissen heiligkeit behauptete (hier stand ein slavischer tempel, an dessen stelle später eine Marienkirche trat). germanische namen haben sich innerhalb der slavischen bevölkerung in noch gröfserer entfernung erhalten (vgl. Rugen, Rugenwalde, Meklenburg, Müllenhoff DAk. II 372); in den slavisch-deutschen grenzlandschaften zeigen nicht nur die flüsse Spree und Havel (Müllenhoff aao. 3), sondern auch der name Brandenburg germanischen ursprung[2]. die Brennen, Brenten oder Brendinge, nach welchen die ortschaft vermutlich von anfang an heifst, sind ein mit den Herulern so eng verbundenes volk, dass sie mit diesen identificiert werden und

[1] [illegible] oberhalb Brandenburg unweit Nedlitz bei Po[illegible] [illegible]

[2] [illegible] den namen Brennaburg [illegible] Heffter [illegible] geogr. lex. d. mar. [illegible] Brennabor = [illegible] Bathmann [illegible]

wahrscheinlich als eine unterabteilung dieses stammes zu betrachten sind[1].

Als gesichert darf jedesfalls die tatsache gelten, dass geschichtskundige geistliche des 11 und 12 jhs. über die identität der Harlunge und Heruler ebensowenig im zweifel waren, wie etwa über die der Amelunge und der Goten. nicht überall freilich, wo der Harlungenname auftritt, werden wir ursprüngliche Herulersitze zu vermuten haben. zuweilen mag ein zusammenhang mit der friesischen landschaft *Harlingen* vorliegen[2], anderwärts mag würklich an die Harlunge der heldensage gedacht worden sein[3]. wenn wir aber im Breisgau diesen namen nur in der sage, nicht an örtlichkeiten oder personen erhalten finden, so entspricht dies der tatsache, dass diese landschaft seit römischer zeit nur alemannische bevölkerung kennt: die Harlunge fehlen, weil die Heruler fehlen. schon Mone (aao.) zog aus diesem mangel an ältern zeugnissen den schluss, dass den alten Alemannen die Harlungensage ursprünglich unbekannt war.

Dass die Harlunge von anfang an in einer gewissen beziehung zur Ermenrichsage gestanden haben, ist durch die tatsache sicher gestellt, dass die 'Herelingas' Emerca und Fridla im heldenkatalog des Widsiđ, 7 jh., unter dem gesinde des Ermenrich (v. 112. 113) — nicht jedoch als seine neffen — erscheinen. dies würde mit der nachricht des Jord. (c. 25) im einklang stehn, dass die Heruler an der Mäotis durch Ermenrich unterworfen und dem Gotenreich einverleibt wurden. den namen

[1] über die Brenten vgl. Müllenhoff Nordalb. stud. I 154, Pallmann Gesch. der völkerwanderung II 143. Widsiđ v. 25 erscheinen die Brondinge neben den Warnen (in Meklenburg), ihre ältern sitze in Schleswig (wo die ortsnamen Branderup, Brandsbüll uaa.) zeigen sie als nachbarn der (nach Müllenhoff ursprünglich auf den dänischen inseln ansässigen) Heruler. die Wenden übersetzten den namen verständnislos mit Zkorcelika dh. 'ort, wo es gebrannt hat' (Heffter 28).

[2] so bei Harlinghausen in Westfalen (Neumann Geogr. lex. d. d. reichs I 438), vielleicht auch bei Harlungerode an der Ocker (vgl. das von Transalbingern gegründete Elbingerode, Helmold I 26; Österley Histor. geogr. lex. d. mas. 256). auch diese nach dem flüsschen Harl genannten friesischen Harlinge halten Rieger Zs. 11, 201 und Volckmar Zur stammesgesch. der Friesen und Chauken 29 ff für Heruler.

[3] so vielleicht bei dem von Otto IV an der Ocker erbauten *castrum Harlungenberch* (Arnold Chr. Slav. 14, 5), wobei aber der name des unterhalb gelegenen Harlungerode mitgewürkt haben dürfte.

Herelingas als specielle bezeichnung eines brüderpaars zu fassen, ligt kein grund vor; er bezeichnet ein edles geschlecht, wie das ihm untergebene volk. wir haben ferner keine veranlassung, auch wenn zwei Herulerfürsten darunter zu verstehn sind, vorauszusetzen, dass Ermenrich in der sage von anfang an eine feindselige stellung gegen sie eingenommen habe, denn da der von ihm unterworfene Herulerkönig Alarich hiefs (Jord. 25), haben wir in jenem paar vermutlich ältere vertreter jener pontischen Heruler vor uns, welche im übrigen mit ihren überwindern schnell verschmolzen (Zeufs 477). auch zeigt sich in jenem briefe Theoderichs an Rodulf nichts von einer traditionellen feindschaft des Heruler- und Gotenstammes, sondern durchaus das gegenteil. nichts berechtigt auch zu der annahme, dass der vf. des Widsid Ermenrich und die Harlunge sich anderswo als im Ostgotenreiche ansässig gedacht habe.

Dagegen beweisen zwei nachrichten aus dem 8 jh. allerdings die verbreitung zweier Ermenrich betreffender sagen im Breisgau. in einer SGaller urkunde vom jahre 786 (Müllenhoff Zs. 12, 302) erscheinen nebeneinander im Breisgau die namen *Heimo*, *Suanailta*, *Saraleoz* und *Eghiart*; im Beowulf (v. 1197—1201) neben *Eormenric Hâma* (Heime) in verbindung mit dem schatz *Brîsinga mene*, dessen localisierung in Breisach unbestritten ist. es war also im 8 jh. unzweifelhaft im Breisgau bekannt 1) die gotische Suonhiltsage (vgl. Symons aao. 683), 2) eine locale schatzsage, in welcher neben Ermenrich auch Heime, vermutlich auch Ekkehard, eine rolle spielte. die entstehung einer schatzsage bei Breisach erklärt sich wie unterhalb bei Worms aus dem goldreichtum des Rheinsands (vgl. Simrock Myth.[3] 378); ihre verbindung mit dem *Brîsingo meni*, dem halsband der Frija, beruht auf der verehrung dieser göttin am 'mons Brisiacus', dem Kaiserstuhlgebirge, das so geheimnisvoll aus der Rheinebene emporsteigt[1]. diese halskette galt also als das kostbarste stück dieses ursprünglich der göttin gehörigen, in ihrer behausung inmitten des berges lagernden schatzes und gab ihm

[1] Venusberge gab es mehrere am Oberrhein; noch Fischart kannte sagen von einem Breisacher Venusberge (Hertz Deutsche sagen im Elsass 235). gewöhnlich denkt man an den bei Ufhausen, östlich Breisach, gelegenen Venusberg (Zs. 12 aao.), ursprünglich bildete aber wol der ganze mons Brisiacus einen mittelpunct des Frija-(Berhta-)cultus.

den namen. man darf Ekkehard als wächter dieses schatzes auffassen, wozu die lage des schon im 12 jh. erwähnten Ekkehardsberges (HS.[3] 50), gegenüber dem Kaiserstuhl, sehr wol stimmt. wie anderwärts steht Ekkehard auch hier in einem dienstverhältnis zu frau Venus (Frija), die in der sage allmählich zur ältesten beherscherin des Breisgaus herabsank, wie nach altgermanischer anschauung an jedem fürstenhof der kämmerer und die aufsicht über den schatz der königin zugewiesen sind (Waitz VG.[2] II 403). dass die Alemannen, die selbst einer einheitlichen stammesüberlieferung entbehrten, den könig Ermenrich, den mächtigsten herscher der vorzeit, zum besitzer des grösten schatzes, von dem sie kunde hatten, machten, ist um so natürlicher, als sie während ihrer vereinigung mit dem Gotenreiche (Agathias I 6) zu Theoderichs zeit mit gotischer sage bekannt geworden waren.

Man darf annehmen, dass an den besitz dieses schatzes sich ein fluch knüpfte, wie an den Nibelungenschatz, wenn es auch unmöglich ist, aus der dürftigen nachricht bei Beowulf sich eine bestimmte vorstellung von dieser sage zu bilden. die bekanntschaft der Alemannen mit der Suonhiltsage lässt ferner vermuten, dass auch diese schatzsage mit der auffassung Ermenrichs als eines tyrannischen wüterichs in einklang gestanden haben wird; ein zeugnis dafür aber, dass er im Beowulf bereits als vernichter dee Harlunge gedacht ist, ligt nicht vor, und das *Harlunge golt* Dfl. 7835 mit einer fünf jahrhunderte ältern nachricht, welche nur von Heime etwas zu melden weifs, zu combinieren, muss bedenklich erscheinen.

Dass aufser dieser schatzsage im directen zusammenhang mit dem Frijacultus eben hier auch ein altgermanischer Dioskurenmythus localisiert war, ist nach Müllenhoffs darlegungen (Zs. 30, 217 ff) kaum zu bezweifeln[1]. es dürfte jedoch gestattet sein, dem allgemeinen typus dieses mythus hier eine locale ergänzung zu geben. wenn Irmintiu die beiden jünglinge mit dem tode bestrafte, welche ihm seine zukünftige gattin (Frija) zuführen sollten, sie aber selbst zu gewinnen suchten und ihr das goldene halsband entwanten, so dürfte auch der auf diesem halsband als dem hauptstück des Breisacher schatzes ruhende fluch eine gewisse

[1] möglicherweise fanden die Alemannen auf diesem altkeltischen boden einen derartigen mythus bereits vor; Timaeus (Diod. 4, 56) erzählt, die Kelten verehrten *μάλιστα τῶν θεῶν τοὺς Διοσκούρους*; Myriantheus Açvins 52.

[illegible] haben : man darf annehmen, dass der gott [illegible] mit jener goldenen halskette er- [illegible] mittelst einer goldenen halskette erscheint in einer [illegible] bei Widuk. I 22 als ein sagenhaftes motiv [illegible] gehabt zu haben scheint [illegible]. unter dieser voraussetzung [illegible] die wir mit den beiden [illegible] für identisch halten können, [illegible].

Die Heruler [illegible] untergang von Rodulfs reich ihre [illegible] nicht ganz ausgespielt : die [illegible] in den kriegen Justinians [illegible] ihrem beistand vor allem [illegible] der Vandalen (Proc. B. Vand. [illegible] Procop. B. G. I 13 ff. III 13 usw.) und [illegible] schareu des Bucellinus [illegible] sehr schwierig war, ihr [illegible] vgl. Procop. B. G. II [illegible] Sinuwal oder Sindwal [illegible] regnus Herulorum' nennt [illegible] das ganze reich in seine [illegible] untergang und. Paul. Diac. II 3 [illegible] Heruler : habuit Nar[illegible] [illegible] vgl. [illegible] [illegible] dieses letzten H[illegible] [illegible] ausgest[illegible] [illegible] Bucelin[illegible]

ducem Francorum et Sindevalum Erolum . . . de Italia a supra d. Augusto remotus est. ganz ebenso verknüpft Paul. Diac. II 1—3 die kriegstaten des Narses. der untergang der letzten Amelunge und der letzten Harlunge erscheint hier unter einem gleichen gesichtspunct: er ist das werk desselben mannes, des ersten beamten des griechischen kaisers, welcher dem selbständigen auftreten der Germanen in Italien vorläufig ein ende bereitete.

An stelle der gotischen und herulischen epigonen erscheinen nun in der sage die älteren vertreter dieser stämme, Dietrich, Fritilo und Ambribho, an stelle des Narses Sibich, an stelle des Justinian Ermenrich. nicht überall, aber doch in den oberdeutschen gebieten gewöhnte sich die historische volksauffassung daran, den tückischen und grausamen Gotenkönig sich als oströmischen kaiser zu vergegenwärtigen. er erscheint als herr Ravennas und Unteritaliens, dh. des griechischen exarchats, um dessen besitz im 7 und 8 jh. Langobarden und Griechen unablässig krieg führten. in dieser zeit, in welcher germanische heldenkraft und griechische hinterlist sich mafsen, muss sich im süden dieser neue historische hintergrund der Ermenrichsage gebildet haben, während die nordgermanischen stämme die älteren anschauungen festhielten und weiterbildeten[1]. nur im Alphart — unter dem eindruck staufischer kaiserherlichkeit — wird dem mächtigsten herscher der sage die rolle eines römisch-deutschen kaisers zugewiesen[2]. als dieser eindruck verblasste, im laufe des 13 jhs., tritt die ältere überlieferung wider deutlicher hervor. im Bit. hat er seinen sitz in Raben, der hauptstadt des exarchats (4749), seine leute heifsen *Rabenære* (5697. 8813); in Dfl. und Rab. erhält er Apulien, Calabrien und 'Werners mark'[3]; auch nach der überlieferung, aus welcher ThS. c. 13 schöpfte, fällt ihm als kaiser Unteritalien und das gebiet bis zu den griechischen inseln zu[4]. die erinnerung an Justinian und Narses, die eigentlichen

[1] als Gotenkönig erscheint er noch bei den Angelsachsen (Widsið), in der Edda, in QW., in den von Ekkehard kritisierten überlieferungen, bei Saxo scheint bereits eine gemischte vorstellung zu grunde zu liegen.

[2] als solcher fordert er, wie es scheint, zb. von Dietrich reichsfürstlichen beistand gegen die Harlunge (so erklären sich wol 314, 3 und 401, 3). auch die etwa gleichzeitigen Pegauer annalen fassen ihn dementsprechend als 'rex Teutoniae' (HS.[2] 55).

[3] di. Spoleto, Camarino und Ancona, vgl. Giesebrecht[3] III 748. IV 125 anm. Rab. 848. [4] vgl. auch KMeyer Dietrichsage 23, WMüller Myth. d. hlds. 175.

vernichter der Amelunge und Harlunge, verblasste; dass gerade Ermenrich und Sibich sich an ihre stelle schoben, zeigt, wie allgemein die südgermanischen stämme die widereroberung Italiens durch die Griechen als ein werk ruchloser tücke und treulosigkeit betrachteten. die älteren überlieferungen über Dietrichs kampf mit Odoaker traten gegen die erinnerung an diese späteren kämpfe zurück: der kampfplatz zwar blieb Raben, aber die letzten Amelunge, welche den Griechen erlagen, traten unter die führung Dietrichs, Odoaker räumte Ermenrich den platz[1]. auch ein andrer von Odoaker verfolgter herscher, Friedrich, der Rugenkönig, gesellte sich zu den opfern von Sibichs und Ermenrichs bosheit[2] (QW. ThS. 278. Dfl. 2455). die verwantschaftliche verbindung, in welche diese letzteren zu Ermenrich gesetzt wurden, beruht auf einer nachwürkung der älteren auffassung dieses herschers als eines wüterichs gegen sein eigenes geschlecht, wie sie in der nordischen sage zu tage tritt, wobei hinsichtlich Dietrichs ihre beiderseitige zugehörigkeit zum Amalerhause mitgewürkt haben mag.

Es entzieht sich, wie bemerkt, unsrer kenntnis, ob schon in der ältern sage Ermenrich den beiden Herulerhelden gegenüber eine feindliche haltung einnahm. dass aber die herschend gewordene form der sage sich unter dem eindruck des schmachvollen untergangs Sindwals und der letzten Heruler bildete, dafür ist zunächst die combination der Harlungenkatastrophe mit der überwältigung der Amelunge durch Ermenrich, wie sie überall in der heldensage zu tage tritt, ein deutlicher beweis. ferner aber muss die festigkeit überraschen, mit welcher im einklang mit Paul. Diac. II 3 ein im ganzen doch nebensächlicher zug — die hinrichtung des brüderpaars am galgen — in allen fassungen der sage widerkehrt, während scheinbar wichtigere momente der sage schwanken. wir finden sie in QW., wo die Harlunge als Ermenrichs 'patrueles', bei Saxo, wo sie als seine 'sororii', in den übrigen quellen, wo sie als seine brüderssöhne erscheinen; mögen sie nun gewaltsam bezwungen (Saxo, ThS., anh. z. HB.) oder durch list an Ermenrichs hof gelockt

[1] s. oben s. 310. die dem Hildebrandslied zu grunde liegende überlieferung kennt zwar Dietrichs verbannung, aber noch durchaus Odoaker als seinen gegner. zuerst erscheint die neue fassung in QW. (HS.[3] 35).

[2] der Widsið 124 neben *Wudga* und *Hâma* genannte *Freoðeríc* ist wol als ein gotischer held aufzufassen und vielleicht mit *Friderích von Raben* (HS.[3] 213) identisch.

werden (DÞ.). endlich darf man auch die verwantschaft nicht übersehen, welche der ausführliche bericht Saxos mit den historischen vorgängen aufweist : empörung der neffen gegen den oheim, überwältigung durch krieg, gefangennahme durch Bikkos rat, erdrosselung, vernichtung ihres gefolges[1]. dass die Harlungensage im norden im übrigen vollkommen fehlt, beweist aufs schlagendste, dass sie nicht zu jener älteren sagenschicht gehört, welche dort ihre weiterbildung gefunden hat, und dass Sibichs (Bikkis) gestalt nicht erst zugleich mit den Harlungen in die deutsche heldensage eingetreten ist (Sigurđarkv. II 61. Guđrunarhvöt pros.)[2].

Die Alemannen nahmen an den kämpfen der Amelunge mit den Griechen lebhaften anteil, während die Baiern sich vollkommen passiv verhielten : Narses, aber auch die Heruler unter Sindwal, traten ihnen selbst im kampfe gegenüber (Agath. I 20 ff). da sie uns im gegensatz zu ihren nachbarn im 6 jh. noch als vollkommene heiden geschildert werden (vgl. Agath. I 20. II 1. Vita Columb. c. 27), so ist es erklärlich, dass sie die zu ihnen gelangenden sagenstoffe in dieser zeit und noch lange darüber hinaus mit verwanten motiven des bei ihnen noch kräftig entwickelten heidnischen naturmythus in verbindung setzten. so wurde zb. Dietrich als drachentöter einer hier verbreiteten form der Dioskurensage, dem mythus von Sintram und Paltram, eingefügt (Wackernagel Zs. 10, 156. KMeyer Dietrichs. 49), so traten auch die am galgen erdrosselten Harlunge an die stelle derjenigen beiden dioskurischen heroen, welche durch jenes verhängnisvolle halsband, Brisinga meni, erwürgt worden waren. wenn aber hier Ermenrich

[1] lib. VIII, s. 413 ed. PEMüller : *qui ex sorore Jarmerici apud Germaniam orti educatique fuerant, avito nomine freti, in avunculum arma suscipiunt aeque sibi regnum atque ei deberi certantes. quorum munitiones rex apud Germaniam machinis demolitus . . . incruentam ad cives victoriam reportavit . . . rursum Bicconis instinctu Germaniam petens captis bello sororiis laqueo spiritum eripere non dubitavit. optimates quoque convivii simulatione contractos eodem exemplo consumendos curavit.*

[2] Heinzel WSB. 119 wollte, um die herscheude auffassung zu stützen, annehmen, dass uns die auf die Harlungensage bezüglichen lieder verloren seien. — die erhängung Randvers durch Jörmunrek darf nicht als seitenstück zu derjenigen der Harlunge aufgefasst werden. diese schon bei Tacitus (Germ. 12) erwähnte hinrichtungsart galt den Germanen als besonders schimpflich (JGrimm RA.[3] 687).

schon früher mit dem schatz des [illegible] Breisach einen sagenhaften zusammenhang gewonnen hatte [illegible], so traten nunmehr auch die Harlunge in diese beziehungen ein. [illegible] ihre verpflanzung hierher zugleich die identificierung des Narses mit Sibich, [illegible] Justinian mit Ermenrich voraussetzt, werden wir [illegible] das 7 und 8 jh. als den [illegible] zeitraum betrachten dürfen, in oder seit welchem sich die specifisch alemannische [illegible] der Harlungensage ausbildete. dass sie im Beowulf als bereits bekannt vorauszusetzen ist, erscheint demnach zwar [illegible] chronologisch als möglich, ist aber nicht erweislich. das erste positive zeugnis über die Breisgauer Harlungensage [illegible] soweit ich sehe, nicht über die erste hälfte des 11 jhs zurück, wo Ekkehart der sage gedenkt, dass der Breisgau [illegible] *[illegible] illorum [illegible]* [illegible]. sie erscheinen also hier als herren des landes, vermutlich, weil sie [illegible] die besitzer des grossen schatzes wurden [illegible]. denn [illegible] alte mythische [illegible] die Harlunge wurden von Ermenrich wegen des [illegible] schatzes getötet. in dessen besitz sie als [illegible] der [illegible] im [illegible] gelangt waren. diese letztere annahme stützt sich zunächst nur auf den bericht der [illegible] f. wo die brüder welche von Ermenrich verfolgt werden als söhne [illegible] [illegible] erscheinen [illegible] [illegible] [illegible] verhältnis zu [illegible]

[illegible]

Breisacher heros erscheint er besonders im Alphart (308), wo er als des *hûses herre* nach dem tode seiner herren über den heerbann des landes verfügt.

Diese alemannische fassung der Harlungensage hat sich jedoch keineswegs überall durchgesetzt. nicht einmal die zweizahl der brüder, für welche sich doch, wenn die sage aus dem Dioskurenmythus hervorgegangen wäre, vor allem eine gewisse consistenz erwarten liefse, ist überall festgehalten: Ann. Pegav. und Dfl. 2467 kennen drei Harlunge (vgl. Heinr. von München, HS.[3] 225, 5). ebensowenig ist Breisach überall als ihr wohnsitz anerkannt: QW. und Saxo lassen ihn unbestimmt ('apud Germaniam' s. o. 327 n. 1), der Pegauer annalist glaubt ihn nach Brandenburg verlegen zu müssen, nach Rosengarten C und D weilen die Harlunge in Bern bei Dietrich (HS.[3] 271); ThS. (cc. 13. 100. 269ff) stützt sich zwar anscheinend auf eine überlieferung, welche sich Breisach als ihren wohnsitz dachte, ändert aber die namen so willkürlich, als habe sie in dieser hinsicht freien spielraum. auch von dem schatz der Harlunge ist nur in Dfl. 7835 die rede. QW. lassen zwar auf Ermenrichs reichtum schliefsen (*largior in dono*), auch bei Saxo erscheint der könig, wie auch sonst (HS.[3] 318), im besitz ungeheurer schätze, aber lange bevor er seine neffen ums leben bringt, ebenso schweigt die ThS. vollkommen von dem Harlungenschatz. Ermenrichs vorgehn wird bei Saxo und in der ThS. zwar durch Sibich hervorgerufen, aber zugleich dort durch den ehrgeiz der brüder selbst verschuldet, während ihnen ThS. c. 281 die buhlerischen neigungen ihrer mutter schuld gegeben werden, worin eine dunkle erinnerung an die älteste fassung der Dioskurensage vorliegen könnte, wie auch in der gestalt der Bolfriana die abhängigkeit der ThS. von alemannischer überlieferung zu tage tritt. man darf daraus schliefsen, dass nicht einmal in dieser die schatzsage durchweg ihre beziehung zur Harlungensage behauptete. auch Ekkehard wird in den von alemannischen zutaten freien quellen in verbindung mit der Harlungensage nicht genannt. nur in Österreich erscheint an Helches seite ein Ekkehard, der Dfl. 4682 mit dem *Harlunge man* identificiert wird. aber sein erscheinen hat nichts befremdendes. auch in Österreich befand sich unweit Treisenmauer ein Venusberg (Heller aao. 154), worauf wol die überlieferung zurückzuführen ist, dass hier Helche sich einen palast baute, der ihr lieblingsaufenthalt war (Bit. 13368).

so erhielt ihr kämmerer wol ebenso diesen typischen namen, wie einen entsprechenden (*Eckewart* Nib. 1572, *Eckiwarð*, lesarten *Eckivarð*, *Eckiharð* ThS. c. 367) derjenige Kriemhilds, dem diese (neben Alberich) auch die sorge für ihre gewaltige morgengabe, so lange diese in ihren händen war, überlassen haben wird (HS.[2] 326. 341). der allgemeinen auffassung entsprach auch die rolle des treuen warners, die dieser Ekkehard den Burgunden gegenüber spielt (Nib. 1572, ThS. c. 367), doch war zugleich diese rolle vielleicht schon in einer älteren sagenfassung vorgebildet (vgl. Atlam. 37 ff). die würde eines markgrafen verdankt er dem historischen markgrafen Ekkehard II von Meifsen : als getreuer markhüter erscheint er auch an der grenze von Etzels reich. ebenso wie eine mehr zufällige entwicklung ihn am mons Brisiacus mit den Harlungen in verbindung brachte, führte auch hier ein zufälliges zusammentreffen ihn in die nähe einer alten Harlungenburg, wo ihm ein anderer sagenheld mit älteren besitzrechten gegenübertrat. aber alle versuche, auf diesem boden einen ähnlichen mythus zu reconstruieren, wie er in Breisach bestand, erscheinen als nicht genügend begründet. die teilnahme an dem Harlungen war für die Bajuvaren mit dem untergang von Rodulfs reich erschöpft, während es erst nach demselben bei den Alemannen rege werden muste. eine verpflanzung der Fritile-Imbreckesage nach Österreich ist nicht nachweisbar, obwol sie an sich möglich gewesen wäre : die Avarenzeit störte die weiterbildung und bereicherung der an Rodulf geknüpften überlieferung. ebensowenig ist das vorhandensein eines dem Breisacher entsprechenden Dioskurenmythus an der Donau und Enns nachweisbar. denn dem paar Astolt und Ame, in welchem Müllenhoff (Zs. 30, 237) die österreichischen Harlunge widererkennen wollte, kann man dioskurischen charakter um so weniger beilegen, als sie in dem zusammenhang, in welchem sie auftreten (Bit. 5502), entschieden nicht als brüder, sondern Astolts bruder Wolfrat gegenüber entweder als gatten oder als vater und sohn aufzufassen sind[1]. ein Dioskurenmythus hat zwar auch auf österreichischem boden eine spur hinterlassen, aber nicht der Breisacher mythus, sondern der [illegible] von S[illegible] und Patram, wie das häufige

[1] [illegible] aber auch Nib. 1289 [illegible] ganz allein auf. er ist mit [illegible] einem paar vereinigt werden.

vorkommen dieser helden in Bit. Kl. Dfl. Rab. beweist (Müllenhoff Zs. 12, 353).

Aber auch in Breisach selbst wurzelt die stellung der Harlunge keineswegs so fest, wie man es erwarten müste, wenn ihr name von anfang an dem dortigen Dioskurenpaar angehört hätte. besonders gegen die stammsage des im Breisgau emporkommenden Zähringer hauses haben sie wenig stand gehalten. an stelle der Harlunge und Ekkehards erscheint alsbald der ahnherr der Zähringer als besitzer eines grofsen, geheimnisvoll erworbenen schatzes, mit welchem er einem nach dem Kaiserstuhl vertriebenen herscher zu hilfe kommt, um dafür die hand von dessen tochter und die herschaft über den Breisgau zum lohn zu erhalten (Grimm DSS. II 135). dieser stammvater der Zähringer, *Hâche* (vgl. den Hachberg bei Emmendingen, Mone 80, Müllenhoff Zs. 12, 303 [1]), wird durch die sage sodann der älteste sohn des getreuen Berhtunc, welchen Wolfdietrich zum herrn des landes am Rhein macht, und dem er eine edle herzogin, eine *frouwe zart* zur gattin gibt, die in Breisach auf der feste ihren sitz nimmt (Wolfd. A 214. D IX 212). so wird die ehemalige Frija (Berhta) und frau Venus die stammmutter der Zähringer Bertholde [2]; aber auch Ekkehard wird in dieses geschlecht eingereiht, er wird der sohn Haches und seiner schönen herzogin (Wolfd. A 217).

Auch Bit. 10244 erscheint Hache als vater Ekkehards, aber nicht als 'herzog' im Breisgau, sondern als vasall der Harlunge Fritile und Imbrecke; dagegen hat Ekkehard seine stellung als pfleger der königlichen brüder an den Berhtunc Wahsmuot, einen vetter Haches, abgetreten (5660. 5718. 6385. 9800. 10200 ff), während er sie im Rosengarten D behauptet [3]. in dem bericht der ThS. endlich sind nicht nur Ekkehard, sondern auch die Harlunge aus ihrer ursprünglichen rolle verdrängt. *Âki* (*Hâche*) übernimmt als 'Harlungetrost' zugleich einen teil der functionen

[1] nach Heyck (Gesch. d. herzoge von Zähringen 188) war diese burg kein stammsitz der Zähringer, wurde aber von ihnen im 11 jh. erworben.

[2] die älteste nachweisbare stammmutter der Zähringer, gemahlin des um 1005 gestorbenen grafen Berthold, hiefs Bertha (Heyck aao. 15).

[3] es gab zwei süddeutsche dynastien, in denen der name Berthold durchgeht, die der Zähringer und die der grafen von Andechs, seit 1181 titularherzöge von Meranien. die sage warf beide geschlechter und ihre besitzungen zusammen, machte Berhtunc von Meran zum stammvater der Andechser und zugleich zum stammvater der Zähringer.

Ekkehards; seine und Bolfrianas söhne, *Etgard* (*Eckehard*) und *Âki* (der jüngere *Hâche* Alph. 73, 433?) haben ihre vorläufer, die beiden Harlunge, völlig bei seite geschoben; Fritila erscheint nach des Aki tode als pfleger der brüder, an stelle seines bruders erscheint ein ungenannter sohn Fritilas : doch erinnert auch jetzt noch die schnelligkeit ihrer rosse an die Açvins (cc. 281. 282), und der name Fritilaburg für Akis wohnsitz (cc. 13. 100. 269. 323) zeigt sie noch deutlich als die alten landesherren. schon der vergleich mit den angaben im Wolfdietrich beweist, dass hier kein willkürliches durcheinander, sondern die anlehnung an ein bestimmtes stadium der combinierten Harlungen- und Zähringersage vorligt.

Die letzten herscher untergehnder reiche und stämme sind die lieblinge der deutschen heldensage : in ihnen lebte die erinnerung an das germanische heldenzeitalter für die nachwelt fort, die beflissen war diese zeit als ein ganzes aufzufassen, die helden selbst in beziehungen zueinander zu setzen, die tragischen ereignisse zu combinieren. der untergang des Herulerstammes in den katastrophen von 512 und 566 gehört zu den spätesten ereignissen dieser art, er ist nicht mit der ältesten sagenschicht nach Scandinavien vorgedrungen : erst im 7 und 8 jh. ist er von den oberdeutschen stämmen in den grofsen zusammenhang der heldensage eingeflochten worden. mythische motive haben sich den geschichtlichen erinnerungen sagengestaltend hinzugesellt, aber die sagen nicht hervorgebracht, an deren weiterbildung, wie wir an Rüdigers gestalt sehen, die ideenkreise aller jahrhunderte ihren anteil gehabt haben.

Grofs-Lichterfelde. GEORG MATTHAEI.

LÜCKENBÜSSER.

Zum guten Gerhard. in dem grofsen gebet kaiser Ottos (vv. 300—485) hat Haupt offenbar nicht erkannt, dass vv. 339. 345—347. 350 die neun engelchöre angerufen werden : es muss also v. 345 interpungiert werden *daz lop der stüele, der hêrschaft* ('thronorum, dominationum'). — v. 418 ist *brœden*, 433 *brœdekeit* zu lesen (st. *blœden*, *blœdekeit*), wie die gute überlieferung des Barlaam in ähnlichen fällen (106, 20. 120, 29. 133, 26; 144, 24; 3, 6. 37, 11. 98, 36. 106, 21; 63, 8) durchweg bietet; vgl. insbes. zu 431—433 die nahe parallele Barl. 3, 5. 6. — v. 470 l. *stætez lop mit wernder kraft* (st. *werder*), vgl. 327 *wernde stætekeit*. E. S.

DIE HEIMAT
DER ALTSÄCHSISCHEN BIBELDICHTUNG.

Die folgenden ausführungen beruhen auf einer kritik von Jostes bedeutungsvollem aufsatz Zs. 40, 129 ff. Jostes hat erst die tatsache würdigen gelehrt, dass uns mit Zangemeisters Vaticanus endlich eine Heliandhs. beschert ist, deren herkunft und entstehung sich überblicken und für die geschichte der denkmäler verwerten lässt. plötzlich wurde damit der blick auf den osten des as. sprachgebiets gelenkt, während in den jahren vor jenem funde gerade der äufserste westen immer sicherer als Heliandheimat hervorzutreten schien. Jostes untersuchung über diese zerfällt in zwei teile, einen negativen und einen positiven: der negative lehnt Westfalen als heimat der altsächs. Bibeldichtung ab, der positive tritt zunächst für Ostfalen und weiterhin speciell für Nordalbingien ein. jener negative teil ist schlagend richtig, dieser positive versagt. ich werde das am besten zeigen können, wenn ich mich möglichst an Jostes selbst halte. aber komme ich auch zu anderm resultat, so hat er mir doch den ersten weg gewiesen. an einem kreuzpunct freilich schlag ich dann die der seinen entgegengesetzte richtung ein und glaube sie jetzt als die allein zum ziel führende verteidigen zu können. dabei steht mir allerdings ein reisehilfsmittel zur verfügung, das Jostes fehlte: Wenkers Sprachatlas [1].

Was J. s. 160—164 über die bisherigen hypothesen, speciell gegen die Werdener, sagt, kann ich kurzweg unterschreiben. den nachweis sodann, dass die dichtung aus Ostsachsen stamme, beginnt er s. 164 bei der von dem dichter [2] häufig beliebten composition der biblischen städtenamen mit *burg*. man lese dort selbst bei ihm nach. s. 165 schliefst er: 'ich glaube mich jeder weitern ausführung dieses arguments enthalten zu dürfen, es redet selbst deutlich genug: der Helianddichter kann nur in einer

[1] für diese und jene einzelheit hätten ihm meine von ihm verschmähten berichte nützen können.

[2] wenn ich in alter gewohnheit von dem dichter spreche, so will ich damit nicht die verschiedenheit von Heliand- und Genesisdichter bestreiten. die frage ist für das heimatsproblem vorläufig belanglos, da beide jedesfalls landsleute aus gleichem dialektgebiet gewesen sind.

gegend mit städtenamen auf *burg* gelebt haben'. das ist ihm gewis zuzugeben, namentlich soweit er das argument gegen die westfälische herkunft des dichters verwendet. aber vielleicht lässt es sich doch noch etwas schärfer zuspitzen, als J. für nötig hält. s. 177 sagt er: 'am engsten begrenzt das gebiet [der Heliandheimat] nach westen die bildung der städtenamen auf *burg*; nach süden und norden kann immer noch der gesamte sächsische boden in frage kommen'; und dies verdient eine nachprüfung. freilich darf man sich mit der ungefähren aufzählung bei J. '*Hamburg, Harburg, Lüneburg, Magdeburg*' usw. nicht begnügen. bei genauerem zusehen wird nämlich das geographische bild wesentlich anders, und zwar wesentlich enger. man braucht sich zunächst nur die gaukarte bei Spruner-Menke daraufhin anzusehen und sich ihre sämtlichen *burg*-orte zu markieren: schon da zeigt sich überraschend, dass im norden des fraglichen gebiets die von J. anscheinend doch nur beispielshalber aufgeführten Hamburg, Luneburg uberhaupt fast die einzigen ihrer art sind; ja wenn man sich a l l e nd. *burg*-orte der karte notiert, dh. nicht allein die, wo es sich um einen städtenamen, sondern auch die, wo es sich lediglich um ein 'castrum' oder einen 'mons' handelt — was bekanntlich nicht immer sicher zu scheiden —, so hebt sich jene nördliche gegend so gut wie gar nicht ab von allen nd. gegenden auch des westens, besonders den westfälischen. und speciell in Nordalbingien zeigt die karte aufser Hamburg überhaupt kein -*burg* (erst jenseits des limes saxonicus gibt es damals schon Oldenburg, Mecklenburg, Ratzeburg). dagegen nach südosten hin häufen sich die *burg*-orte auffällig; und da J. ja den Cottonianus ins magdeburgische setzt, so drängt sich sofort die frage auf: ist das 'magdeburgische' vielleicht doch nicht blofs die heimat des Cott., sondern des denkmals überhaupt? wird doch jetzt wol allseitig zugegeben, dass C und P und V und vielleicht auch das erste drittel von M der mundart des originals ganz nahe stehe, was J. [illegible] zu seinem nachteil ignoriert.

[illegible] auf der alten karte [illegible] von Braunschweig-Magdeburg gegen süden bis zur [illegible] gerade die [illegible] überhaupt nicht mehr [illegible] des [illegible] allmählich [illegible] teile [illegible]

das alte Friesenfeld und der Hassegau[1], dh. diejenigen, auf welche sich gerade die von J. anscheinend wider nur beispielsweise angeführte urkunde Ottos II vom 20 mai 979 bezieht[2]. es ist nur zu verführerisch, den zusammenhängen, die sich hier aufdrängen, weiter nachzugehn. zuerst freilich scheint es auf chronologische schwierigkeiten zu stoſsen, diese *burg*-orte von 979 mit unsern Heliandburgen in beziehung zu setzen. es war keine geringere autorität als Waitz (Jahrbb. d. d. reichs u. k. Heinrich I³ 94 ff), der die sächsischen *burg*-orte in erster linie seit den städtegründungen Heinrichs I datieren wollte, in sonderheit auch die jener urkunde[3], und das würde verbieten, diese mit unsern Heliandnamen in verbindung zu bringen. aber die datierung bei Waitz ist nicht stichhaltig, wenn auch die burgwardverfassung systematisch erst von Heinrich bei seinen gründungen durchgeführt sein mag. es gibt nämlich noch eine zweite urkunde mit zahlreichen *burg*-namen aus derselben gegend : das zuletzt von Schröder (Mitteil. d. öst. inst. 18, 1 ff) behandelte Hersfelder zehntenverzeichnis. es entstammt in seiner erhaltenen gestalt freilich erst dem ende des 11 jhs., ist aber eine überaus treue abschrift eines wesentlich ältern, dem letzten drittel des 9 jhs. angehörigen originals. dies verzeichnis zerfällt in vier abschnitte, von denen der zweite genau dieselben 18 *burg*-namen nennt wie jene ottonische urkunde, dh. für sie die vorlage abgegeben hat. schon diese quelle rückt mithin die *burg*-orte über Heinrich I wesentlich hinauf, und wenn wir nunmehr unsre Heliandburgen als ältestes zeugnis anfügen, so werden sie sogar um rund ein jahrhundert über ihn hinaufgeschoben; und auch da müssen sie, nach der verwertung im Hel. zu urteilen, schon gang und gebe gewesen sein.

Nach Sebald Schwarz Anfänge d. städtewesens in d. Elb- u. Saalegegenden (Bonner diss. 1891) hat die häufung der *burg*-

[1] man kann hier die *burg*-orte der karte vielleicht noch um einige vermehren, die Gröſsler in der Zs. d. Harzvereins f. gesch. u. alt. VIII 335 ff. XI 119 ff unter den heutigen wüstungen aufzählt.

[2] sie ist bei ihm ungenau abgedruckt nach der an sich schon fehlerhaften widergabe in Schmidts Halberstädter ukb., auch mit falscher jahreszahl und nummer; und dieselben fehler sind denn auch in J.s vortrag (Korrbl. d. ges. v. d. d. gesch.- u. alt. ver. 46, 139) gewandert. jetzt vgl. Schröder Mitteil. d. inst. f. öst. gesch. 18, 20, wo nur das datum der urk. in 20 mai zu bessern ist.

[3] vgl. zb. auch Hegel Entstehung d. d. städtewesens 28. 32.

namen in jenen gegenden ihren grund darin, dass sie eben das gebiet der alten burgwarde sind. die burgwarde sind eine durchgehnde landeseinteilung, verschieden von der in grafschaften und gaue; jede stadt ligt in einem burgward, oder zu jeder stadt gehört ein burgward. das gros dieser burgwarde ligt im Slavenlande, zwischen Saale, Elbe, Havel, Spree, Neifse und Erzgebirge; aufserdem aber — und das kann für uns natürlich allein in betracht kommen — zieht sich eine anzahl noch nahe dem linken ufer der Saale und Elbe hin. alle diese letztern stelle man sich kartographisch zusammen, und es ergibt sich im allgemeinen derselbe district, der schon aus Spruner-Menke gewonnen war; nur gegen westen wird er beschränkter und reicht über Halberstadt-Magdeburg kaum hinaus. hauptsache aber ist: diese gegend der burgwarde und mithin der *burg*-namen ist eben die einzige im alten nd. stammland, die es gibt! ferner: gerade und nur hier ist die im Hel. so lockere compositionsart (Jostes 164 f) begreiflich; denn *Altstedeburc* hiefs ursprünglich eben soviel als 'das burgward Altstedt', und bei dem einen namen ist die endung dann fest geworden, beim andern nicht (vgl. Gröfsler Zs. d. Harzvereins VII 89, 13. 91, 35. 92, 43. 93, 57. 95, 72. 75. 96, 91). abgesehen von einem unsichern ort an der Jeeze (bei Lüchow) sind nach Schwarz die nördlichsten nachweisbaren burgwarde Werben, Osterburg, Walsleben, Arneburg, Tangermünde, Wolmirstedt, Magdeburg: J.s Hamburger gegend bleibt also ausgeschlossen. ja da nach Waitz und Schwarz das deutsche *burg* in gleicher weise den lat. bezeichnungen 'urbs, civitas, castrum, castellum, municipium' entspricht[1], so ligt zunächst kein grund vor, J.s nördlichste Hamburg, Lüneburg von den ebenso vereinzelten westlicheren, ua. auch westfälischen namen wie Oldenburg, Nienburg (Weser), Duisburg zu trennen. damit dürfte das an sich so würksame *burg*-geschütz für die verteidigung von J.s position aufser gefecht gesetzt sein.

J. schliefst die im Hel. geläufige allitteration *g* : *j* s. 165 an mit dem resultat, dass sie auch dem harthörigsten Westfale nicht zuzutrauen sei. das wird durch die Anz. XXIV 117 benutzte Sprachatlascombination vollauf bestätigt: im gebiet des alten Westfalens bietet sie so gut wie ausnahmslos *g*-, keine *j*- oder ch-schreibungen. ich will bei der gelegenheit notieren, dass hingegen

[1] vgl. auch Hegel aao. 17 ff.

die von Schröder Mitt. 18, 47 n. 3 erwähnten und eventuell für das engrische Corvey verwertbaren *g : j* an der Oberweser durch etliche *j*- und *ch*-ausnahmen auf meiner karte bestätigt zu werden scheinen [1]. sonst aber ist die Corveyer hypothese ja abgetan, durch Schröder aao. wie durch andre gründe, auch durch unsre *burg*-ausführung. es handelt sich nur noch darum, wie sich der nachgewiesene *burg*-bezirk und wie sich J.s Nordalbingien in diesem puncte verhalten. da zeigt ein blick auf meine karte schlagender, als es hier die prägnanteste beschreibung vermöchte, dass auf ihr der erwähnte von Schwarz skizzierte *burg*-district gerade derjenige teil des alten Niedersachsens ist, der von *j*-(statt *g*-)schreibungen wimmelt: das alte *burg*- und das heutige *g* = *j*-gebiet decken sich geradezu! und wider ist das der einzige teil der as. lande, wo jene schreibungen sich derartig häufen [2]. hingegen J.s Nordalbingien? meine karte zeigt nördlich von Bremen-Lüneburg total ausnahmsloses *g*-; erst jenseits der Eider, auf jungdeutschem boden begegnen ein paar *ch*-. schon die allgemeine notiz bei Behaghel Grundr. I² 723 (¹ 584) besagt, dass Schleswig-Holstein *g* im anlaut als verschlusslaut spreche, und dasselbe bezeugt Bernhardt Nd. jb. 20, 19 für die Glückstädter mda., die J. wegen seines benachbarten klosters Welnao (bei Itzehoe) wol hätte berücksichtigen sollen. nun kann freilich das dortige anl. *g*- im 9 jh. trotzdem sehr wol noch spirantisch gewesen sein, aber vom *j*- ist es dennoch, wie seine weitere entwicklung zeigt, ebenso entfernt geblieben wie im westfäl. noch heute.

Gegenüber solchen tatsachen fällt das von J. s. 166 beigebrachte *iamundling* nicht in die wagschale, ja es hat mit seiner beweiskraft überhaupt eine eigne bewantnis. J. citiert es aus Hamburger urkk. v. j. 937, 1003 und 1014: er hätte sogar noch die jahre 974 und 988 nennen können (Lappenberg nrr 45 u. 49), ohne dass diese stütze deshalb fester geworden wäre. in allen

[1] die schwierige *g*- und *j*-frage, eine sprachliche und eine graphische zugleich, kann nur unter berücksichtigung aller, auch der kleineren as. denkmäler gelöst werden, die ich für heute bewust ausschliefse. bemerkt sei hier nur, dass sämtliche von Schröder aao. und Kögel IF. 3, 293 f beigebrachten beispiele den *g*- und *j*-wechsel vor hellem vocal zeigen.

[2] umgekehrt zeigt auch die inzwischen fertig gewordene Sprachatlaskarte *ja* in denselben gegenden einige *g*-, wenn auch naturgemäfs in weit seltneren fällen. aus dem Urkb. d. hochst. Merseburg (u. s. 359¹) notiert mir Schröder *gargezit* f. *jargezit* 1 911 ad a. 1354.

diesen urkk. werden nämlich die Hamburger privilegien von den drei Ottonen und Heinrich II bestätigt, und dabei ist eine urk. immer wider von der andern abhängig, sodass öfter bei Lappenberg genau wörtlich widerkehrende abschnitte nicht mehr abgedruckt, sondern durch einen verweis auf die vorige urk. ersetzt sind. damit schrumpfen also diese verschiedenen hamburgischen *ia-* zu einem einzigen zusammen. endlich aber sind alle diese urkk. kaiserliche; und wenn ich nun auch sehr wol weifs, dass die kaiserurkk. häufig nicht in der kaiserlichen kanzlei, sondern ebenso wie die privaturkk. vom empfänger geschrieben wurden oder von seiner sprech- bez. schreibweise abhängig waren, so ist diese erscheinung doch keineswegs so ausnahmslos, dass ich jenes eine *ia-* statt *ga-* in den nach Hamburg gerichteten kaiserlichen kundgebungen schlankweg als hamburgisches dialektkriterium zu acceptieren vermöchte.

S. 166ff kommt J. auf den wortschatz. soweit er ihn gegen Westfalen ausspielt, darf man ihm wider recht geben: fällt auch das eine oder andre glied seiner liste fort (vgl. Holthausen Zs. 41, 303f), so werden andre dafür eintreten. dagegen wird uns für eine genauere heimatbestimmung kaum weiter geholfen. immerhin schliefst J. sein verzeichnis s. 170 geschickt mit einigen wörtern des Hel., die er sonst nur als dänisch widerfindet[1]: bei den nachbarlichen beziehungen des nordalbingischen und dänischen, ja den vielfachen ingwäonismen innerhalb des dänischen bis heute, kann es danach zu gunsten von J. scheinen, dass für die unleugbaren frisonismen des Hel. eben nur das nordfriesische in betracht kommen dürfe oder vorsichtiger das ostfriesische[2], nicht aber das westfriesische, — ein nicht zu verachtendes moment gegen die Werdener (oder gar Utrechter) hypothese. so ist das letzte wort in J.s liste, *ēld* 'feuer', nicht nur dän., sondern auch nordfries. (vgl. Anz. XXII 104), und nach Siebs Z. gesch. d. engl.-fries. spr. I 299 ist es n u r nord-, nicht westfriesisch[3]. ich füge gleich hier ein paar ähnliche kleinigkeiten

[1] dän. auch *gamal* (s. 169), vgl. Anz. XXI 279.

[2] oder vorfriesische ingwäonismen. Siebs I 25 setzt die friesische einwanderung nach Schleswig etwa ins 9 jh.

[3] Holthausen hält es aao. nicht für dialektisch beweisend, weil es nur in der poetischen sprache im gebrauch gewesen: obige dialectica widerlegen dies. und wieviel kennen wir denn vom as. wortschatz in nichtpoetischer überlieferung?

hinzu. das von Jellinghaus Nd. jb. 15, 68 erwähnte *geth* (Hel. 3892) überliefert der Sprachatlas als *jit* 'noch' nur für Sylt. der Hel. kennt weder *frūa* noch *frōwa*, sondern hat dafür zumeist *wīf* (wie fries., vgl. Anz. xxiii 232), vereinzelt *quān* oder *quena* (wie dän., ib.), 310 C *fēhmea* M *fēmea* (Siebs i 264), woran der Sprachatlas mit *faamen* 'tochter' für Sylt und *fåman* für Amrum erinnert. aber : passen solche ingwäonismen nicht ebenso gut wie nach Nordalbingien gerade auch nach dem as. südosten, zumal ins merseburgische?

Trotz alledem bleiben die lexikalischen verhältnisse vorläufig unsicher. um so wertvoller ist es, wenn nun ein einzelner fall, über den wir würklich ort für ort orientiert sind, weiter führen kann : das ist das adjectivum 'trocken', dessen dialektkarte im Sprachatlas jetzt fertig vorligt. der Hel. hat 2937 C *drucno* M *drokno* und 4507 C *drucnida* M *druknide*. schon Jellinghaus bemerkte aao. : 'dies ist genau nach dem ahd. *trucchinan, truchano* gebildet, während ganz Niederland und auch wol Aachen, Köln, Düsseldorf nur *dröge, drüge* kennen'. stimmt vollkommen; aber diese alten *-g*-formen reichen noch weiter. sie beherschen nicht nur das gesamte nd. und ripuarische sprachgebiet, sondern auch hessische und thüringische grenzstriche; nur südlich vom Harz bis Aschersleben hin stimmt ihre südgrenze zur allgemeinen hd.-nd. scheide : hier aber biegt sie von dieser wider gen südosten ab und verläuft weiter in der richtung Halle-Leipzig. damit ist von dem gebiete der burgwarde und der *g* : *j*-allitteration der südlichste teil als Heliandheimat abgeschnitten. berücksichtigen wir ferner vereinzelte der grenze noch heute vorgelagerte *trēge trēje*[1] und rechnen mit der gerade hier begreiflichen erscheinung, dass das md. *trocken* im laufe der jhh. siegreich einigen raum gewonnen hat, so wird das ursprünglich nd. gebiet, das von jeher *trocken* gehabt hat, noch weiter eingeengt, und wir können mit sicherheit nunmehr behaupten : der Heliand-dichter war im Friesenfeld oder im südlichen Hassegau zu hause. widerum ist das der éinzige zipfel as. sprachbodens überhaupt, wo der *k*-stamm unsers adjectivs überhaupt je gegolten haben kann[2].

[1] vgl. auch Jecht Wörterb. d. Mansfelder mda. s. 114.

[2] ob Merseburg (mit Tümpel) würklich einst der südlichste nd. ort gewesen, scheint mir nicht ausgemacht. anderseits bei unserm problem hier

So wäre das schifflein der untersuchung also würklich in einer schon oben angedeuteten gegend gelandet, für die uns alte und starke ethnologische mischung historisch erwiesen ist, wo wir aufser mit sächsischen auch mit thüringischen und vor allem mit warnischen oder chaukischen ('Hassegau', vgl. Seelmann 58ff) oder friesischen ('Friesenfeld') oder anglofriesischen, kurz mit ingwäonischen elementen zu rechnen haben[1]. einen 'Vollblutsachsen' möchte ich den Helianddichter also mit J. (Korr. d. ges. 46, 136) keineswegs nennen. spuren dieser eigenartigen dialektmischung, die wir aus den bekannten Merseburger quellen kennen, finden sich nun auch sonst im and.[2]: um so besser, dass unsre localisierung nicht von ihnen ausgegangen ist, obwol ihrer auch im Heliand begegnen. trotzdem fällt es mir nicht ein, unsern autor direct nach Merseburg zu setzen: seine heimat mag in irgend einem andern winkel des gekennzeichneten bezirks gelegen haben, wo das mischungsverhältnis zwischen Sachsen und Ingwäonen von vornherein ein andres gewesen sein oder der nivellierungs- und absorbierungsprocess im 9 jh. schon ein andres resultat gezeigt haben kann als im merseburgischen des 11 jhs. aber schon hier will ich darauf hinweisen, dass spuren dieser dialektbesonderheit noch heute vorhanden sind. freilich kaum in der eigentlichen Heliandheimat, jenem äufsersten südzipfel des alten Sachsens: sie ist heute gleichmäfsig md. aber je mehr wir uns gen norden oder nordosten der heutigen nd. hauptgrenze nähern, um so häufiger verraten die dialektkarten noch einzelreste des sonst hier abgestorbenen sprachcharakters, des nd. sowol als auch speciell des ingwäonischen. am deutlichsten sind diese bei dem alten interdentalen spiranten zwischen vocalen: wörter wie *müde* (Anz. XIX 354), *bruder* (XX 110), *kleider* (XXI 291) werden uns von dort mit *s* oder *l* überliefert, das sonst nur in Holstein oder im nordfries. begegnet (vgl. besonders XX 110).

über Friesenfeld und Hassegau etwa noch weiter nach süden hinauszugehn, verbietet das 'de gente Saxonum' der Praefatio.

[1] für die historische seite sei ein für alle mal hingewiesen auf Gröfsler Zs. d. Harzver. 8, 92ff und Seelmann Nd. jb. 12, 1ff, für die sprachliche der kürze wegen auf Kögel Gesch. d. d. litt. I 2, 573ff.

[2] Schröder Mitteil. 18, 15 kennt sie in Paderborn und Corvey (vgl. auch Kögel IF. 3, 278). ihre verbreitung steht im einklang mit den zahlreichen ingwäonischen colonisationen und deportationen, von denen uns die quellen melden (vgl. Siebs I 22).

ebenso gehören versprengte *t* statt *d* im anlaut, wie im fries. und dän. (vgl. Anz. XIX 205. XX 328), hierher, fehlen hingegen, wider wie im fries. (Siebs Grundr. I[1] 744), in unbetonten formen, zb. beim artikel. dgl. vereinzelte *des* st. *das* (vgl. *thet* Mers. gl. 7), *schwärz* st. *schwarz* (vgl. *therva* ib. 39 = ahd. *darba*, C 1091. 2390 *herd* 'hart' ua., vgl. Schlüter bei Dieter I 106, dazu Kögel IF. 3, 278). von hier, den untern Saalegegenden, sind dann solche erscheinungen mit der colonisation über die Elbe gezogen, und besonders die alte Mittelmark zeigt sie noch heute viel häufiger, als jene jetzt hd. teile der provinz Sachsen und Anhalts, wo sie immer mehr erlöschen [1]. dort können wir daher oft ersatz finden, wenn die engere Heliandheimat dialektisch längst versagt.

Bevor wir unserm ergebnis sachlich näher treten, seien die sonstigen, von J. uaa. benutzten sprachlichen Heliandkriterien unter die südostsächsische lupe genommen. was J. s. 172 über das *-ft* (statt des zu erwartenden *-ht*) sagt, ist richtig. die heutige verbreitung der erscheinung in *luft* ist Anz. XIX 277f skizziert, womit fürs 9 jh. natürlich nichts gesagt ist. das eine *craht* C 38 kann nichts beweisen, weil die stelle in M fehlt. sollte es nicht erst C, sondern schon dem original entstammen, so sei nur bemerkt, dass mir Siebs Grundr. I[1] 748, der fries. *ht* < *ft* aus nd. einfluss erklärt, nach ausweis der heutigen mdaa. schwerlich recht zu haben scheint; vgl. Anz. aao. und Gallée As. sprachdkm. s. 13.

Mit dem schwund des *n* vor stimmloser spirans (J. s. 172) ist auf grund der lebenden mdaa. für localisierungen nichts anzufangen. er ist im laufe der jhh. enorm zurückgegangen, ja vielfach ganz aufgegeben. der Hel. hat zb. noch *kīð* neben *kind*, aber das heutige nd. nur *n*-formen (Anz. XIX 111). ebenso gibt es *ōðar*, woneben C (1263. 1444) ebenfalls schon *ander* kennt, oder entsprechungen heute auf dem einstigen gebiete des as. nirgend mehr, überall gilt *-nd-* oder *-nn-*. wenn daher J.

[1] so ist mir auch für das zumeist rechtselbische (und berlinische) *det* die erklärung aus jener besiedlung und mittelbar damit aus dem fries. die plausibelste. hier nur eine lexikalische parallele: für 'ofen' gilt das compositum 'kachelofen' nur innerhalb dieses *det*-gebietes und aufserdem im nordfries. (ganz anders ist das süddeutsche, von jenem räumlich weit getrennte *des*, *dös* zu deuten. näheres in den Berichten.)

s. 146 es für völlig ausgeschlossen hält, dass zb. *ōthar* in der Freck. heber. jemals der westfälischen mda. entsprochen hätte, so kann das ein auf dem heutigen dialekt beruhender trugschluss sein, oder es darf für andre nd. gegenden dasselbe behauptet werden; so steht auch die auffassung von Kögel IF. 3, 291, die *andar* in C seien andfr., ganz in der luft. weit verbreitet hat sich der nasalschwund bei *uns* erhalten (vgl. Tümpel Nd. stud. 95ff), noch wesentlich weiter bei *gänse* (Anz. XVIII 405f). schlimmstes falles müste für unsern zusammenhang wider erinnert werden, dass er auch gut fries. war und noch ist.

Das s. 173 über *fon* und *fan* gesagte wird durch die jetzt fertige Sprachatlaskarte bestätigt. sie bestätigt ferner unsre localisierung: *von* + *van* noch heute im anhaltischen rechts der Saale und weiterhin jenseits der Elbe; *van* auch nordfries. (Siebs I 86). sonst noch Tümpel Nd. stud. 11ff.

Auch dem über die diphthongierungen *uo* und *ie* beigebrachten (s. 173ff) hab ich kaum etwas hinzuzufügen. zur ergänzung jetzt Tümpel Nd. stud. 24ff. 37ff und Roethe D. reimvorr. d. Sachsensp. 24. die heutige grenze zwischen *ō* und *uo*, *ē* und *ie*, die J. s. 176 nicht anzugeben weifs, ist aus Anz. XIX 351f. XX 106f. XXI 285f. XXII 112 leicht zu ersehen. bezeichnend aber ist, dass J. diesen punct nur zur localisierung von C, nicht für das original verwertet und die übereinstimmung hierin bei CPV ignoriert. unsre Heliandheimat hat heute natürlich die allgemein md. monophthonge *ū* und *ī*, ihre einstigen doppellaute sind nach norden immer mehr zurückgedrängt worden: wider jedoch hat das rechtssaalische Anhalt von ihnen noch reste, die dann jenseits der Elbe auf colonistenboden herschen (vgl. die Berichte und Tümpel aao.) aber auf ein andres sei hingewiesen. diese diphthonge sind bisher immer die wichtigste veranlassung gewesen, um im Hel. fränkische elemente anzunehmen oder ihn in die fränkische nachbarschaft zu setzen. und doch haben sie, wie ich glaube, mit frk. oder ahd. *uo*, *ie* nichts gemein. es ist wahrscheinlich, dass die der Heliandheimat im westen benachbarten und ihre heutigen *ū*, *ī* fortsetzenden thür. längen *ū*, *ī* überhaupt nicht auf *uo*, *ie* zurückgehn, sondern unmittelbar auf alte *ō*, *ē* (vgl. zuletzt HMeyer Nd. jb. 23, 82): dann sind unsre as. diphthonge von jedem geographischen zusammenhang mit den obd. abgeschnitten. sollte auch hier wider an ähnliches im fries. zu

denken sein (vgl. vHelten Altostfries. gr. 18. 20, Siebs Grundr. I² 1218. 1221 ff, Z. gesch. d. engl.-fr. spr. I 209 ff. 223 ff)?

Der Hel. bildet die part. prät., wie schon Jellinghaus hervorhob, mit präfix *gi-*. seine heutige verbreitung ist aus Anz. XXII 96 f. XXIV 115 f zu ersehen: sollen es die weiten nd., namentlich nordd. gebiete, die es heute nicht kennen, würklich einst besessen und wider eingebüfst haben? wenigstens der norden, der heute keine spur von ihm mehr zeigt, wird es schwerlich je gehabt haben. zu unsrer localisierung hingegen stimmt auch diese eigenheit des Hel. ausgezeichnet.

Die oft behandelten *mi* und *mik* hat schon Kauffmann Beitr. 12, 357 im princip richtig beurteilt, nur falsch verwendet hat er sie. den tatbestand im Hel. darf ich als bekannt voraussetzen. unser Südostsachsen hat heute natürlich md. *mir* + *mich*: was aber hatte es, als es noch nd. war? die gröfse des nd. *mik*-gebietes kennt heute jeder, nicht so seine südliche fortsetzung. es schliefst sich zunächst ein md. streifen mit *mich* für beide casus an, etwa bis Kelbra (das westlichere stück interessiert uns hier nicht), Sangerhausen, Eisleben, Wettin, also ein streifen des einst noch nd. landes: sein *mich* ist einfach die heute lautverschobene fortsetzung des nördlicheren *mik*. dieser *mich*-streifen überschreitet dann zwischen Calbe und Wettin die Saale und erstreckt sich, immer ungefähr in der gleichen breite, gerade ostwärts; seine ostsaalische und weiterhin ostelbische fortsetzung ligt also zwischen nördlichem nd. *mi* (resp. heute *mei* usw.) und südlichem md. *mir* + *mich*: seine erklärung muss daher hier anders ausfallen als dort linkssaalisch. diese einst nd. striche hatten vielmehr ebenso *mi* für dat. und acc., wie ihre nördlichen nachbarn; als nun das md. mit seinem *mir* + *mich* von süden heranrückte (hier im osten darf man von 'wandern' reden! vgl. Zs. 39, 279), entschied sich die sprache, die bisher mit *einer* form für beide casus auszukommen gewohnt war, auch nur für *eine* der neuen und wählte *mich*, wobei jenes benachbarte linkssaalische *mik* immerhin von einfluss gewesen sein kann[1]. das *mich* im rechtssaalischen Anhalt wird also einstiges nd. *mi* fortsetzen. da nun diese gegend öfter, wie wir sahen, reste des alten südostsächsischen bewahrt hat, die weiter gen süden heute ver-

[1] weiter gen osten, so in der Niederlausitz (auch im berlinischen), entschied man sich hingegen für die andre wahlform (*mir* für beide casus).

schwunden sind, so ligt nichts im wege, ihr altes *mi* auch für das alte merseburgische anzunehmen. wie es ursprünglich dorthin gelangt ist, zwischen nördlicheres *mik* und südlicheres *mir*+*mich*, ist jetzt leicht beantwortet: es stimmt zum altfries. dass V nur *mi*, *thi*, kein *mik*, *thik* hat, kann bei dem kleinen umfang der fragmente und der seltenheit der *-k*-formen in C auf zufall beruhen. jedesfalls ist wegen des einen restierenden *mik* in M (dessen dialekt *mik* nicht kannte und nicht kennt, worüber später) dem dichter nicht mehr reines *mi*, sondern daneben schon eindringendes sächs. *mik* zuzuschreiben. man nenne diese ganze erklärung nicht gekünstelt; vor den Sprachatlaskarten lässt sie sich leichter und deutlicher entwickeln. der plur. *ūs* (nicht *ūsik*) erklärt sich analog[1].

Es mögen die weitern von Kauffmann aao. berührten puncte hier folgen, zunächst die Heliandformen für *ihm*, *wem* usw. (Beitr. 12, 357, dazu 287 f). danach haben Werden nebst umgegend und das Münsterland heute schliefsendes *-m*, was auf die längern as. *-mu*-formen hinweise. nun ist aber, wie ich aus der zu diesem zwecke fertiggestellten *dem*-karte des Sprachatlas mitteilen kann (und hierin stimmen zu ihr im allgemeinen *ihm*, *wem* und die starken dat. sg. masc. neutr. der adjectiva), das gebiet der *-m*-formen heute auf as. boden sehr gering, es umfasst nur die südwestliche ecke, die gegen norden etwa begrenzt wird durch die ungefähre linie Essen-Hamm-Lippstadt-Cassel: charakteristisch sind hier besonders zahlreiche *-me* (*upme* 'auf dem', *imme* 'in dem'); alles andre nd. land hat *-n*, wenn es nicht den alten dat. überhaupt aufgegeben und durch den acc. ersetzt hat (*upt feld*), wie die westlichsten und nördlichsten bezirke (vgl. Anz. XIX 285. XX 223. 323. XXII 326). jene heutige *-m*/*n*-grenze ist aber keineswegs scharf, beiderseits sind noch genug ausnahmen ihr vorgelagert, voraneilende *-n*-formen hier, restierende *-m* dort: ein

[1] ich weiche hier also ganz von der auffassung Tümpels in seinen Nd. stud. 131 f ab. dass er trotz den inhaltsreichen sammlungen seines buches doch am schluss mit dem Hel. nicht ins reine kommen kann, erklärt sich, wie unser aller bisherige unsicherheit, eben daraus, dass der Hel. aus einer gegend stammt, die heute überhaupt nicht mehr nd. ist. aber wie schade, dass gerade der gelehrte, der uns den einstigen sprachcharakter Südostsachsens richtig beurteilen gelehrt hat, bei der frage nach der Heliandheimat an die durch ihn erst angebahnte möglichkeit gar nicht mehr gedacht zu haben scheint!

sicheres zeichen, dass wir mit rückgang der *-m-* vor den *-n-*bildungen zu rechnen und die grenze für das 9 jh. weiter auszudehnen haben. ja da die längern dativformen aufser M auch allen kleineren as. dkm. eignen (vgl. Schlüter Untersuchungen 119 ff), so ist mit dieser grenze überhaupt für localisierungszwecke nichts anzufangen, man müste denn aufser M alle kleinen denkmäler in jene südwestecke weisen! die alten *-mu*-formen haben also einst in viel weiteren bezirken geherscht. ja wie, wenn sie überhaupt allgemein sächsisch gewesen? die alten *-m*-formen kennt nur der Hel. (CPV und M im anfang; aufserdem das Taufgelöbnis, für das ich aber ebenfalls südöstliche herkunft annehme, worüber ein ander mal), entsprechend dem anglofries. heute haben Friesenfeld und Hassegau *-n*-formen, denen man nicht mehr ansehen kann, ob sie auf altes *-m* oder *-mu* zurückgehn.

Wie Kauffmann bei der vocaleinschaltung (aao. 358) dazu kommt, sie ganz Westfalen zu vindicieren, ist rätselhaft: bei den dort citierten *korb, zwölf, dorf, milch* zeigt der Sprachatlas, abgesehen von etlichen zweisilbigen formen am Rothaargebirge und zweisilbigem *milch* nördlich der untern Haase (das ja aber gar nicht hierher gehört), in Westfalen überhaupt keine svarabhakti! in Engern fehlt sie (von *milch* wider abgesehen) völlig. jedoch in Ostfalen zeigt sie sich am Harz und nördlicher, dann aber an den Saaleufern von Merseburg abwärts, wozu ferner ihr auftreten in Anhalt und rechts der Elbe stimmt; vgl. im fries. Anz. xxi 270. 275 und vHelten Altostfr. gr. 73.

'Hel. 3202 ist einmal in C *succan*, M *suliken* geschrieben. in den heutigen mdaa. ist diese assimilation in Ostfriesland und gerade wider in diesen östlichsten (und südlichen) teilen Westfalens üblich *sükke* (anderwärts *sülk, sölk*), Holthausen § 404, 2 *syək*'. wo Kauffmann (aao.) diese dialektgeographische kenntnis her hat, weifs ich nicht. denn von *solche* im Sprachatlas ist bis heute auch noch nicht eine section ausgezogen, geschweige denn verarbeitet. vermutlich hat er sie also aus blofsem durchblättern der fragebogen: nun ich mache es ihm für meine Saalegegend nach und finde auch hier ohne mühe schreibungen wie *suche, sichche*. dazu Kögel IF. 3, 290.

'Das *thuru* des C gegen *thurh* des M findet gleichfalls in dem westfäl. *dür, dör* seine entsprechung (dessen verbreitung aber auch viel weiter reicht), die Werdener gegend hat dagegen *dörch*'.

auch das *durch* des Sprachatlas war bis vor kurzem weder ausgezogen noch verarbeitet. jetzt hab ich die karte fertiggestellt: nach ihr hätte K. seinen eingeklammerten satz recht fett drucken sollen, — dh. auch mit diesem kriterium ist für unsre zwecke nicht viel zu machen. näheres später im bericht. aber wir wissen jetzt aus V, dass *thuruh* eine form des originals war (Braune Bruchst. 18): und da notier ich aus der Saalegegend oder ihrer nordöstlichen fortsetzung schreibungen wie *turich*, *torrech* und erinnere an afries. *thruch* (heute noch Föhr *troch* und das Saterland *truch*).

Ich füge das fehlen der diminutiva im Hel. bei : vgl. Korr. d. gesamtver. 46, 139 anm. auch hier muss ich auf den spätern bericht vertrösten. heute haben Friesenfeld und Hassegau natürlich md. *-chen*, aber nördlich der md. grenze schliefsen sich *-ken* nur als ausnahmen oder junge neubildungen an, sonst herscht diminutivlosigkeit. von dem gesamten as. sprachgebiet kennt nur das alte Westfalen (also Engern ausgeschlossen) echte und allgemeine diminution : die heutige grenze entspricht sehr schön noch der alten gaugrenze bei Spruner. auch Nordfriesen und Saterländer haben noch heute keine diminutiva.

Doch zurück zu Jostes. wenn in der tat die heimat des C auch die des dichters wäre, so müste, sagt J. s. 177, der Hel. im südöstlichen Sachsen, dh. in einer der fruchtbarsten gegenden Deutschlands, auf bestem weizenboden entstanden sein, während im Hel. sand und griefs eine hauptrolle spielen und für triticum immer 'korn' gesetzt ist. nun, auch J.s Nordseelandschaft bietet üppigen boden mit ihrer 'frischgrünen marsch, die dem meer keinen felsen und keine schuttbank entgegenstellt, sondern fast in gleicher höhe mit dem meeresspiegel flächen eines ungemein saftigen pflanzenwuchses ausbreitet' (Ratzel Deutschland 168)[1]. aufserdem weifs ich nicht, ob gerade für das südöstliche Sachsen im 9 jh. schon eine so lebhafte weizencultur bezeugt ist, die sonst erst sehr allmählich in Deutschland den roggenbau in geschichtlicher zeit zurückgedrängt hat (Ratzel 205 f). überhaupt aber ist ja korn im deutschen sprachgebrauch von jeher das landesübliche brotkorn schlechthin (DWb. v 1816). ebensowenig braucht die oft hervorgehobene vertrautheit des dichters mit dem seeleben (J. 178 ff) gegen seine binnenländische heimat zu zeugen : sie stammt aus seinem rhapsodischen

[1] genauer sonst über die marschen Guthe Die lande Braunschweig und Hannover cap. II.

formelschatz, in dem meer, strom und welle eine wichtige und traditionelle rolle spielten [1]; und sogar Otfrid kennt die wogende see (III 7, 15). oder warum sollten dem dichter, der mit zahlreichen frisonismen in grammatik und wortschatz noch die ursprüngliche herkunft seiner stammesgenossen bekundet, nicht ebenso gut epische formeln überkommen sein, die ihrem ursprung nach menschenalter und jhh. älter waren als er selbst? [2] auch die stelle 1370 ff, wo der dichter das lat. sal ohne weiteres als seesalz fasst und einen hinweis auf seine gewinnung zu geben scheint, dünkt mich belanglos. denn nach Hehn Das salz 28 'lieferte die meeresküste unter einer kältern sonne kein salz; höchstens wurde, wie noch in historischer zeit an der westküste Jütlands, aus seetang und ufertorf einiges unreine material kümmerlich gewonnen oder auf der vom meere ab und zu überschwemmten fläche zusammengelesen'; ohne dass das wasser künstlich durch feuer verdampft wird, dürfte also nördlich von Hamburg kaum salz in nennenswerten mengen gewonnen sein. ich vermag aber überhaupt aus der stelle über salzgewinnung nichts herauszulesen: nur von salzvergeudung ist die rede [3]. alle diese ausführungen J.s hätten als schmückendes beiwerk gelten dürfen, wenn er vorher sicherere kriterien für die Hamburger gegend beizubringen gehabt hätte. da solche aber, wie wir sahen, fehlen, so fällt damit auch der wert solcher accidentien.

Nicht anders steht es mit J.s versuch, seine localisierung mit den kirchlichen verhältnissen des 9 jhs. in einklang zu bringen (s. 181 ff). er stellt Ludwigs d. Fr. auftrag an den dichter in den dienst seiner nordelbischen mission und seiner dänischen politik und denkt an Ludwigs freund Ebbo, ja an dessen klostergründung Welnao in Holstein von c. 823. aber diese combination hat im gedichte oder in seiner überlieferung keine spur von anhalt, und so kann sie, nachdem die sprachlichen kennzeichen uns gegen die Hamburger gegend eingenommen haben, kaum einen andern wert beanspruchen als die Kauffmanns für Corvey

[1] vgl. RMMeyer Altgerm. poesie 31. 42. 134. 176, Legerlotz in der Festschrift f. Schade 141. 147. 152, Pachaly D. variation im Hel. 65. 106.
[2] vgl. zb. Kögel Gesch. d. d. litt. I 1, 286 oder Grundr. II 1, [illegible].
[3] spielerei würde es sein, zu meinen gunsten etwa an den salzigen see bei Eisleben oder den salzreichtum des 'Saale'-gebiets, der gegend um 'Halle' zu erinnern.

oder die von Jellinghaus für Utrecht, die, wenn ihre sprach- oder überlieferungsstützen fester gewesen wären, gerade so viel für sich gehabt hätten. warum weisen uns denn die hss. (auch M, wie wir sehen werden) nach Mainz und nicht nach Hamburg, der 831 gegründeten metropole der nordischen mission? Mainz ist damals für diese garnicht interessiert gewesen; erst 845 und 847 finden die tage in Paderborn und Mainz statt, die der kirchlichen frage des nordens gelten (Hauck II 620. 624)[1].

Es fragt sich, ob wir in dieser beziehung von unserm südostwinkel Sachsens aus weiter kommen. da scheint es denn freilich dürftiger mit sachlichen anknüpfungspuncten zu stehn, denn die kirchengeschichten pflegen für diese gegenden im allgemeinen erst mit dem 10 jh. zu beginnen. auf eine so glänzende unmittelbare anlehnung wie bei Jostes oder Kauffmann müssen wir also wol oder übel verzichten. aber schon J. hat s. 131 darauf hingewiesen, dass der von ihm aufgedeckte calender in V den anfang der Magdeburger kirche um ein jh. hinaufschiebt : warum soll uns die entdeckung der Heliandheimat nicht ähnliche dienste leisten für jene bisher kirchlich so dunkle gegend des sächsischen südostens? schwache spuren des christentums sind hier bereits für das 8 jh. vorhanden[2]; und 'da Karl am 8 märz 780 dem kloster Hersfeld den zehnten im Hassegau gibt (urk. Böhmer-Mühlbacher 220)[3], so ist eine verpflichtung Hersfelds zur missionstätigkeit in diesem gau sehr wahrscheinlich; er gehört zu dem später mainzischen teil Sachsens' (Hauck II 343, 3). diese zehnten blieben jhh. lang bei Hersfeld (vgl. zb. die bestätigungen durch Otto I 960 in Schmidts Halberstädter urkb. nr 30, Heinrich V 1107—12 ib. nr 132 und 135) : folglich wird der weg von der heimat des Helianddichters nach Mainz, wo im 9 jh. eine hs. vorhanden ist (J. 129), über H e r s f e l d gegangen sein. freilich gehörte zur zeit des verfassers seine heimat sonst kirchlich zu Halber-

[1] J. legt s. 182 dramatisch einen langen passus aus der Hamburge stiftungsurkunde Ludwig dem Fr. selbst in den mund. aber J. hat nun einmal mit urkunden in seinem aufsatz unglück : diese urk. nämlich ist ein fälschung, wenn auch auf grundlage einer echten (Böhmer-Mühlbacher Reg. s. 341).

[2] Rettberg II 401. Hauck II 333. 342, 2, Gröfsler D. einführg. d. christen i. d. nordthür. gaue Friesenf. u. Hassengau (Neujahrsbll., hg. v. d. Hist. com d. prov. Sachs. VII, Halle 1883); dazu vielleicht das Taufgelöbnis (o. s. 345

[3] vgl. unsre Hersfelder urkk. o. s. 335.

stadt, dessen dunkle gründung gewis noch in die regierung Karls d. Gr. gehört; und sprächen sonstige gründe irgendwie dafür, so wäre in Halberstadt mit seiner grofsen bücherei gewis ein geeigneter platz für das schreibpult unseres Bibelpoeten gewesen. hätte speciell J.s localisierung des Monacensis ins hildesheimische tiefere begründung, so würde es nicht schwer sein, dafür das dialektisch nah verwante halberstädtische einzusetzen. aber kein moment ist hierfür beizubringen, schon allein die *mi*, *di* in M sprechen dagegen. sachliche anknüpfungspuncte fehlen nicht minder, da wir von den beiden ersten Halberstädter bischöfen Hildegrim († 827) und Theotgrim († 840) würklich sicher kaum mehr als ihre namen wissen. ihre angebliche verwantschaft mit dem heil. Liudger liefse ja sonst wol ein interesse für die stammverwanten im Friesenfeld vermuten, und wie dieser dem blinden Friesensänger Bernlef, so könnte sein bruder Hildegrim unserm Heilanddichter seine teilnahme zugewant haben [1]. doch hat es den anschein, als ob sich Hildegrim gerade auf der ostseite des Harzes und seines sprengels die fortgesetzte mission Hersfelds gern gefallen liefs und sein persönliches interesse mehr dem norden des Harzes widmete (Schumann Die missionsgesch. der Harzgebiete 80. 104).

Aber wir sind ja auch gar nicht genötigt, von dem uns historisch gewiesenen weg nach Hersfeld abzugehn, dessen beziehungen zum Friesenfeld und Hassegau fortbestanden, wie wir sahen, auch nachdem seine dortigen diöcesanrechte auf die Halberstädter stiftung übergegangen waren. ja die Hersfelder klosterschule ist ein vortrefflich passender ort, wo der Helianddichter seine theologische bildung oder (mit J. 341 ff) halbbildung erlangt haben kann: gerade in jener zeit stand ihr der gelehrte und litterarisch fruchtbare Haimo vor (vgl. Hafner D. reichsabtei Hersfeld 16), ein Angelsachse von geburt, freund und mitschüler

[1] J. hält jetzt (s. 142) die identität Hildegrims mit dem gleichnamigen bruder Liudgers und bischof von Chalons durch Reinecke D. einführg. d. christent. im Harzgau für positiv erwiesen. ich vermag diesen optimismus noch nicht zu teilen (vgl. Hauck II 372). gegenüber der tatsache, dass uns über Hildegrims Halberstädter würksamkeit jede directe urkundliche quelle fehlt, dass hierbei auch in Chalons die alten archive versagen (Reinecke 58), möcht ich auf die dortige kirchenordnung vom 13 jh. oder gar auf die auszüge aus späten französischen manuscripten nicht eher schwören, bis uns beglaubigte und kritische publicationen darüber ein eignes urteil gestatten.

Rabans (der 831 zur grundsteinlegung der neuen Wigbertskirche selbst in Hersfeld war), also wie keiner berufen, unserm dichter die kenntnis der theologischen schriften Rabans uaa. zu vermitteln, sei es unmittelbar oder mittelbar (durch homilien oä.)[1]. dass das kloster, das seit seiner gründung immunität und den directen schutz des königs genoss, in den kämpfen zwischen Ludwig d. Fr. und seinen söhnen auf seiten des vaters stand, können wir freilich nur vermuten (Hafner 17). jedesfalls ist Ludwig am 8 april 840 persönlich in Hersfeld gewesen. bei einem solchen besuche wird er hier mit dem 'vates non ignobilis' des zehntpflichtigen Friesenfeldes oder Hassegaues zusammengetroffen sein und ihm seinen in der Präfatio berichteten auftrag erteilt haben. später hat dann der Hersfelder abt ein exemplar des fertigen und in seinem werte gewis voll gewürdigten werkes an seinen metropoliten in Mainz weiter befördert. zwischen Hersfeld und Mainz bestand, auch seitdem nach Lull und Rikulf († 813) der erzbischof nicht mehr zugleich abt von Hersfeld war, und trotz der kirchenrechtlich selbständigen stellung des klosters bestes einvernehmen noch bis in die vierziger jahre (Hafner 18. 142). und auf Mainz, wo der oder die Magdeburger dann aus einer Heliandhs. ihre eintragungen in V machen, scheint mir schliefslich noch ein zweites wichtiges moment zu weisen: die heimat des Monacensis.

Wir haben sie bisher nicht gekannt, kaum vermuten können. wenn Heynes annahme von Münster, beruhend auf ähnlichkeiten zwischen M und der Freck. heberolle, seitdem hier und da widerkehrte, so geschah es, weil man nichts besseres an die stelle zu setzen wuste. Jellinek hat diese annahme bekämpft, aber einen ersatz hat auch er nicht gefunden. in der tat werden wir mit M sofort in den westen gewiesen. freilich mit den allgemein nd. $\bar{e}$ und $\bar{o}$ statt der *ie* und *uo* des originals (vgl. Jellinek Beitr. 15, 305) ist nichts zu machen. aber sicher ist, dass M nicht ins

[1] sind vielleicht die Haimo zugeschriebenen commentare oder homilien für die quellenfrage des Hel. heranzuziehen? dieser nahe liegenden frage geh ich vorläufig aus dem wege, weil es ganz zweifelhaft ist, was davon würklich echt ist. Hauck II 597, 3 möchte die commentare ins 11 jh. setzen und wagt über die homilien nicht zu urteilen. Albert D. gesch. d. pred. i. Dtschl. II 115ff ist bei diesen weniger skeptisch. für heute bin ich zufrieden, wenn durch diese zeilen Schönbach veranlasst werden sollte, bei seinen in aussicht gestellten untersuchungen sich auch über Migne tom. 116—118 zu äufsern.

mik-gebiet gehören kann, und damit ist mindestens ein volles drittel des alten Niedersachsens, sein gesamter südosten abgelehnt. das für M von Jellinek als charakteristisch erkannte *fan* weist ferner aufs linke Weserufer (o. s. 342). schon diese beiden erscheinungen hätten Jostes hindern sollen, M ins hildesheimische zu setzen; in ihnen besteht zwischen Hildesheim und Magdeburg kaum ein unterschied. enger wird das fragliche gebiet ferner durch das 5malige *ā* statt *ō* < *au*: wenn wir alle die nd. bezirke zusammenfassen, die heute auf ein helles *ō* zurückgehnde entsprechungen zeigen (*ā, au, āu* usw.; vgl. Anz. XIX 347 f, wozu die spätern *au*-berichte stimmen), so verläuft ihre äufsere grenze ungefähr vom Rothaargebirge nw. auf Ahaus, nö. auf Freren, sö. auf Versmold, nö. gegen Rhaden und sö. auf den schnittpunct von Weser und *mik*-linie. so ist das gebiet wesentlich weiter verengt. von ihm bleibt ferner sein südlicher teil aufser betracht, der heute etwa durch die curve Barmen-Neuenrade-Beleke-Wünnenberg abgeteilt wird und der *mi* + *mik* spricht[1]. es bleibt ein verhältnismäfsig kleines stück land übrig, zu dem aber immer noch Münster gehört[2]. auf M 1430 *nigean* statt *niwian* C möchte ich kaum gewicht legen; andernfalls könnte es ein fingerweis sein, dass der schreiber von M einen nd. dialekt gesprochen hat, der heutigen *buggen* 'bauen' (Anz. XXII 106 f), *neigen* oä. 'nähen' (ib. 327 f, ebenso 'mähen' 332), *nigge* 'neue', *sniggen* 'schneien' usw. entsprechende formen kannte, und hierzu gehört die mda. von Münster nicht mehr (vgl. auch Kaumann § 55). aber ein andres. ich glaube, dass Jostes s. 191 f (vgl. o. s. 341) mit recht für ein hohes alter des nd. *ht* < *ft* eingetreten ist. M hat es nicht trotz seiner sonstigen grofsen selbständigkeit. unser oben umzogner district kennt die erscheinung noch heute, nur seinem südlichen streifen fehlt sie, längs jener curve Barmen-Wünnenberg bis gegen die Lippe; hier ligt auch kein grund vor, etwa anzunehmen, dass das *ht* zurückgegangen sei wie im osten, der sonstige sprachcharakter dort spricht vielmehr dagegen und *ht* < *ft* wird hier nie existiert haben. und wenn man sich hier nun nach einem

[1] damit setzt dieses der md. grenze vorgelagerte stück landes also hess. *mir* + *mich* gen norden fort, und diese erscheinung, auf altem niedersächsischen gebiet nur hier zu finden, gehört zu den Anz. XXIV 116 charakterisierten.

[2] und Freckenhorst mit den häufigen *ā* st. *ō* in der heberolle.

geistlichen bildungsort des 9 jhs. umsieht, so ist überhaupt keine wahl: es kann nur Paderborn in betracht kommen. ich finde in M kein ihm eignes dialektisches moment, das gegen diese localisierung spräche.

Durch Paderborn nun und seine beziehungen zu Würzburg (Hauck II 342. 371) kann man sich zunächst an die vermeintliche Würzburger hs. erinnern lassen (vgl. Kögel Grundr. II 1, 199f und Gallée As. Sprachdkm. s. XXXIX ff): vielleicht gewinnt Sievers daraus eine stütze für seine hypothese, dass sie mit M identisch sei[1]. einfacher aber dünkt es mich, an Paderborns hervorragendsten bischof, den kunstliebenden Meinwerk im 11 jh. zu denken, der immer der innige und vielbegünstigte freund kaiser Heinrichs II gewesen ist: die vorderseite des M-einbands aber zeigt das bildnis[2] dieses kaisers, der den cod. vermutlich der von ihm gestifteten Bamberger domkirche geschenkt hat. Meinwerk befand sich oft im gefolge des kaisers; 1012 ist er in Bamberg, wo am 6 mai Heinrich im beisein der meisten deutschen kirchenfürsten den neuen dom feierlich einweihen lässt, ebenso 1020, wo zu ostern papst Benedict VIII am kaiserlichen hoflager empfangen wurde; Heinrich II war selbst widerholt in Paderborn, so von weihnachten 1022 bis ende januar 1023. Meinwerk verstand zu gunsten seines bistums eine zuwendung nach der andern vom kaiser zu erwürken; dagegen scheint es mit seinen wissenschaftlichen interessen nicht weit her gewesen zu sein: um so eher mag er den alten codex leichten herzens hingegeben haben, als preis oder dank für eine gegenleistung[3].

Also auch mit M bleiben wir im Mainzer sprengel. nun bemerken wir in M, ähnlich wie in V (vgl. Kögel Ergänzungsheft 15 f), eine anzahl hd. spuren, so *beidero* 359 und *skreid* 2265, das 4malige *gilih* oder *gilich*, auch *wrāchi* 5080, *thicchero* 2407, *inan* 755, vereinzelte *k* statt *g* (wie in V, vgl. Schlüter bei Diet[illegible]

[1] ja unter allem vorbehalt mag dabei auch auf die energie und [illegible] waltsamkeit hingewiesen werden, mit der Karl d. Gr. seine sächsischen si[illegible] verfolgte und ausrottete und um die wende des jhs. tausende von Sach[illegible] in andre teile des reiches fortgeführt wurden (o. s. 340 anm. 2): 'noch Ot[illegible] spricht von Nordalbingern, die auf dem besitze der Würzburger ki[illegible] wohnten' (urk. v. 996, Hauck II 367).

[2] 'wappen' nennt es Kögel, Gesch. d. d. litt. I 1, 281 mit starkem [illegible] chronismus.

[3] Schrader Leb. u. w[erk]en d. sel. Meinwerk (Paderborn 1895).

I 273), vielleicht auch *sliumo* 137. 1014, falls IF. 3, 290 richtig sein sollte, uä.; dazu gehört auch, dass wörter wie *trocken* uvä. (u. s. 359f) unverändert übernommen sind. ist da die vermutung zu kühn, dass auch der Paderborner den codex M in Mainz geschrieben hat, gerade wie der Magdeburger V? dass er die fitten fortliefs, braucht bei seiner auch sonst so starken redactionellen selbständigkeit nicht aufzufallen.

Das würde auf die zunächst gewis bedenkliche folgerung führen, dass V und M auf dieselbe Mainzer vorlage zurückgehn. hiergegen scheint sofort der von Braune Bruchst. 41 versuchte nachweis zu sprechen, dass M und C im gegensatz zu V eine gemeinsame quelle vorraussetzn. es handelt sich um Hel. 1308: C *frofra an them selbon rikie,* M *frofre an iro rikia,* V *fruobra an iro frâhon rikea;* 'es wird durch V das richtige zweite allitterationswort geschaffen, und auf den ersten blick erhellt, dass C M hier zusammen auf eine fehlerhafte quelle zurückgehn: M hat den offenbaren fehler — ausfall von *frahon* — beibehalten und C hat selbständig gebessert'. aber kann die fehlerhafte quelle nicht die Mainzer vorlage gewesen sein und kann V hier nicht correcter gebessert haben als C? das vorbild für C steht zwei verse vorher (*that selba riki*), die anregung für V im folgenden verse (*them rikia drohtinas*). ist dem so, dann ist nichts im wege, die gemeinsame quelle von M C, an der im übrigen nicht zu zweifeln ist, auch für V anzunehmen; ja eine oft erörterte stelle wie 1322b, 'dessen versschluss auf dem hauptstab *himile* eine metrische anomalie zeigt' (Braune aao.), spricht mit ihrer übereinstimmung in allen drei hss. geradezu dafür.

Die böse zerrüttung des ursprünglichen textes in C gestattet trotzdem, noch in seiner sprache zwei schichten deutlich zu sondern, nachdem alles ausgeschieden, was nach dem ausweis von P V und dem ersten M-drittel dem original angehörte. erstens sind da zahlreiche absonderlichkeiten, die zu der vermutung führen, dass C so, wie es uns vorligt, von einem nicht nur der mda. seiner vorlage, sondern des deutschen überhaupt unkundigen schreiber herrühre, ja dass dieser, wie schon Hickes und Schmeller mutmafsten, ein Angelsachse gewesen sei. dahin gehören gedankenlosigkeiten wie die häufigen auch für kurzes *o* oder für *ô* < *au* eingesetzten *uo* (Schlüter bei Dieter I 103. 97), fehler und verstümmlungen, wie sie Sievers Zs. 19, 64 zusammenstellt,

die an unmögliche orte gerückten capitelzahlen (Behaghel Germ. 31, 377) usw. dahin gehören ferner die ags. formen, auf die schon Sievers Hel. s. xv hinwies, deren weitere Kögel IF 3 aufdeckte, und zu denen ich auch ohne bedenken die einst von Kögel (Grundr. II 1, 200) für seine Werdener hypothese so hoch bewerteten intervocalischen *f* statt *ƀ* zähle (vgl. Schlüter aao. 268).

Zweitens aber sind deutliche anzeichen vorhanden, dass ein deutscher, vom original abweichender dialekt mit im spiel ist. die gelegentlichen *ū* statt *iu* (Kögel IF 3, 288), die häufigen *ie* st. *ia* des originals (ib.), auslautende *-t* st. *-d*, flexivisches *-n* st. *-m* (Schlüter aao. 283), die gen. auf *-es* und dat. auf *-e* in der *a*-declination statt der im original mindestens überwiegenden *-as* und *-a* (Braune Bruchst. 16 f), der acc. pl. *slutila* 3072, die vereinzelten dat. sg. m. n. der pronominalen declination auf *-emo* und die 3 pl. ind. präs. auf *-nt*, alles das sind erscheinungen, die zu der sprache der andfr. Psalmen [1] stimmen, wie schon Heynes Grammatik passim lehrte; dazu stimmt ferner der fast ständige ersatz des *bōtan* im original durch *newan* in C (vgl. Kögel Gesch. d. d. litt. I 2, 568); hierher auch *thuru* (o. s. 345 f), *gomo* (Braune aao. 94) ua.

Ich vermute daher: diese nfr. spuren gehören einer vorstufe von C an, die wir c nennen wollen, und c geht mit nfr. vermittlung auf die Mainzer hs. zurück [2]. C hingegen entstand durch einen Angelsachsen und, da wir keine kunde haben, dass C jemals nicht in England gewesen, vermutlich in England selbst. in England aber muss es anderseits schon im 9 jh. eine hs. gegeben haben, die dem bearbeiter der ags. Genesis vorgelegen hat. an M darf man dabei schon der fehlenden fitten wegen schwerlich denken, V ist bis zum 15 jh. nicht aus Mainz herausgekommen, P weist auf den slavischen osten: ist es deshalb zu gewagt, an c zu denken? freilich C enthält nichts von einer as. Genesis: aber er ist ja überhaupt nicht vollständig, sondern ohne schluss. und so riskier ich, selbst auf die gefahr hin, dafür arg zerzaust zu werden, noch einen weitern schritt: ist c mit der Praefatio A als begleitbrief oder nachschrift im 9 jh. nach England geschickt worden? die angelsächsischen beziehungen waren in

[1] von ihrem thüringischen charakter hat auch mich Jostes nicht überzeugt.

[2] ob dabei zwischen ihr und c oder zwischen c und C noch mittelglieder anzunehmen sind, mag vorläufig eine offene frage bleiben.

Mainz noch nicht vergessen : auf dem erzbischöflichen stuhle waren auf Bonifatius und Lull Rikulf, ein schüler Alchwins, und Haistulf, ein schüler Lulls, gefolgt, und zur zeit des Heliand-dichters nahm ihn ein verwanter Rikulfs, Otgar, ein, unter dem die Mainzer briefsammlung, die correspondenz des Bonifatius und Lull, ihren abschluss fand. der verfasser der Praefatio ist ein Nichtsachse gewesen (Sievers Hel. xxxvii), was für die Mainzer erzbischöfe und ihre umgebung oder einen Niederfranken gleicherweise zuträfe. und wie in England C aus c floss, so ist auch die Praef. B + versus das werk eines angelsächsischen interpolators (Sievers xxxii f; trotz Rödiger Anz. v 278) : hat dies von vorn herein zu C gehört? wie C ins 10, vielleicht sogar auf die scheide zum 11 jh. gehört, so auch die versus nach ihrer prosodie (Wagner Zs. 25, 174).

Für sich steht P : anscheinend reiner dialekt, sehr altertümlich und ohne hd. spuren. was wir von ihm wissen, deutet auf den osten : als die Slavenmission die alte Saalegrenze überschritt, hinein in das eigentliche kerngebiet der alten burgwarde [1], als Magdeburg erzbistum und Merseburg bistum wurden, da mag auch die alte Bibeldichtung mit hinübergezogen sein [2]; die heimat ihres dichters gehörte zum sprengel des neuen bistums, und Heinrich ii, der besitzer von M, wurde später Merseburgs widerhersteller. ja möglicherweise gibt es ein anzeichen dafür, dass

[1] vgl. o. s. 336. das muster für ihre einrichtung ligt bei den Slaven, und Thietmar macht keinen unterschied zwischen slavischen und deutschen burgwarden (Schwarz 25).

[2] dass P wie der Cod. arg. von Werden nach Prag gekommen, ist jetzt, nachdem Werden als Heliandheimat aufser curs gesetzt ist, nicht mehr zu halten. sollte Prag (und nicht Rostock) der alte aufbewahrungsort unsrer hs. gewesen sein, so mögen unter allem vorbehalt in unserm zusammenhang hier folgende notizen gestattet sein. das 976 gestiftete bistum Prag wurde dem erzbistum Mainz, unsrer Heliandcentrale, unterstellt. ein Sachsenkaiser, Otto ii, wurde sein gründer, und der erste Prager bischof, Deothmar, war ein Sachse. oder : der zweite bischof, Adalbert, 'war dem sächsischen königshause ziemlich nahe verwant; er hatte in Magdeburg eine deutsche erziehung erhalten, zu seinen lehrern zählte er jenen Ohtrich, der den ruhm der Magdeburger schule begründete' (Hauck iii 245). oder : auch nachfolger des Adalbert wird ein Sachse, Thieddag von Corvey. oder : ihm folgt 1017 Ekkehard, vorher abt zu Nienburg an der Saale, also wider aus der nähe der Heliandheimat und aufserdem verwant mit Heinrich ii (vgl. Siebert Untersuch. ü. d. Nienburger annalistik, diss. Rostock 1896, s. 17. 38).

dieses zweite exemplar der dichtung in ihrer heimat oder deren nähe entstanden war. v. 987 ist das adj. *lungar* glossiert durch *gital*, und dies ist sonst (ebenso wie *lungar*) wol ahd. und mhd., nicht aber and. oder mnd., es gehört also in dieselbe kategorie wie *drukno* und die u. s. 357 ff zu behandelnden fälle, die trotz ihrer nd. lautform dem Heliandlexikon so oft ein mehr hd. als nd. gepräge zu geben scheinen. der glossator, dh. der schreiber von P (Lambel WSB. 97, 619), würde mithin in der nachbarschaft des dichters zu suchen sein. auch sonst scheint ja P von allen hss. dem dialekt des originals am nächsten zu stehn.

Gewis habe ich mich in den augen mancher unter dem hypothesenbau der letzten seiten selbst begraben. man sehe darin nicht mehr als einen versuch, von der sachlage unter berücksichtigung aller vorhandenen trümmer ein abgerundetes, wenn auch noch so subjectives bild zu entwerfen. ich kehre jetzt zu meinem ersten resultat zurück. der Heliand ist verfasst von einem Friesenfelder oder südlichen Hassegauer und ohne zweifel hat ihn dieser zunächst für seine engern landsleute gedichtet. dafür können wider die *burg*-namen sprechen. er verwendet nur diese bildung, nicht die schon damals in denselben bezirken ebenso geläufigen auf *-leben*, *-stet* oder *-hausen* : natürlich weil die *burg*-orte, die wichtigsten macht- und militärischen mittelpuncte, ihm die vornehmste verdeutschung der biblischen namen boten. in andern gegenden aber würde er bald gemerkt haben, dass diese seinen hörern fremdartig erschien und auf sie den beabsichtigten eindruck verfehlte. der dichter wird sich also mit seinem werke in den dienst der Hersfelder mission gestellt haben. und diese hatte in seiner heimat noch reichliche arbeit zu leisten : noch gegen ende des 9 jhs. war namentlich der nordosten des Hassegaus nicht zum christentum bekehrt und auch die westliche hälfte zählte erst wenige pflegstätten der neuen lehre (Größler Zs. d. Harzvereins 7, 115). in diesen landstrichen aber bedeutete christianisierung zugleich germanisierung, heidentum und Slaventum deckten sich vielfach : schon das Hersfelder zehntenverzeichnis überliefert slavische ortsnamen, und ausführlicher hat Größler über die slavischen ansiedlungen im Hassegau Arch. f. slav. phil. 5, 333 ff gehandelt. hier also hat die im wesentlichen erst mit dem 10 jh. einsetzende Slavenmission jenseits von Saale und Elbe ihre directen vorläufer und anknüpfungspuncte.

Das deutsch aber, das hier das slavische zu verdrängen hatte, muss der Heliandsprache nahe verwant gewesen sein, und schon oben s. 340f wurde hervorgehoben, dass tatsächlich spuren davon noch in den heutigen mdaa. zu bemerken seien, trotz ihrer durchgreifenden veränderung seitdem und ihrem heute hochdeutschen charakter. wieviel mehr solcher reste muss es nun gar in frühern jhh. dort noch gegeben haben! da erschien, als ich das manuscript eben schliefsen wollte, Roethes inhaltsreiche abhandlung über die reimvorreden des Sachsenspiegels. Eikes heimat ligt ja gerade in jenem gebiet, das selbst heute noch ingwäonische dialektspuren zeigt, und zu seiner zeit war es noch nd. sollten sich noch zusammenhänge zwischen der Heliandsprache und der mda. Eikes constatieren lassen? einen schöneren schlusstein könnt ich mir für meine beweisführung nicht wünschen. und ich glaube in der tat, solche zusammenhänge noch zu erkennen[1]. kaum natürlich, bei der überlieferungsart des Ssp., in laut- oder flexionslehre; doch konnt ich schon o. s. 342 beim *uo* auf Roethe verweisen; und zu dem von ihm s. 25 über das *n*-lose prät. *gestüt* gesagten, dass nämlich Eike es auch schon als archaisch empfunden und nur als litterarische reimlicenz benutzt haben werde, darf immerhin an Hel. *stuod, gistuod* erinnert werden. mehr ergeben wortbildung und wortwahl.

Bekanntlich mutet der wortschatz des Hel. hier und da wenig nd. an, und wie die dichtung deshalb von Jostes als geborenem Westfalen aus seiner heimat verbannt worden ist, so dürft es ihr auch bei andern heute nd. gegenden geschehen. es versagt auch widerholt die anknüpfung ans mnd. anderseits, wo eine solche möglich, erfordert trotzdem die sachlage oft, sie zu verschmähen und fürs mnd. mit hd. import zu rechnen; und Roethe sagt s. 42, 8: 'die erscheinung kehrt öfter wider, dass worte, die das as. recht gut kennt, im mnd. der entlehnung aus dem hd. verdächtig sind. litteratur würkt auf den in sie eingetretenen wortschatz nicht nur verbrauchend, sondern auch erhaltend: so kann

[1] der Helianddichter gebrauchte als acc. sg. m. des demonstr. wahrscheinlich *thana* (Jellinek Beitr. 14, 157, Klinghardt Zs. f. d. ph. 28, 433ff): Roethe notiert 25, 1 aus den Hallischen schöffenbüchern *dhan*. es ist mir nicht zweifelhaft, dass diese und die übrigen von ihm s. 22f genannten localquellen noch manche für mein thema wertvolle einzelheit enthalten werden.

es nicht auffallen, dass sich in der um mehr als zwei jhh. ältern hd. litteratur manches wort lebendig conserviert hat, das der nd. rede veraltet oder verloren war. natürlich bleibt der lehncharakter solchen wortes immer etwas zweifelhafter, als wenn auch das as. zeugnis fehlt'. diese anschauung vom veralten oder verschwinden as. sprachgutes beruht auf unser aller bisheriger gewohnheit, den Hel. als 'altsächsisch' schlechthin zu betrachten. damit müssen wir nunmehr wol oder übel brechen. das o. s. 339 über die *trecken*-grenze mitgeteilte darf dabei als typisch gelten, und statt des in den wörterbüchern üblichen 'as. *drukno*' sollte man in zukunft vorsichtiger 'bibelsächs.', 'Hel.' oä. setzen. was aber bleibt uns dann, mit bezug auf Roethes citierte stelle, von echt as. wortschatz noch übrig, wenn wir den Hel. streichen? nun kommt R. für die sprache des Ssp. zu dem resultat, dass sie sich von der alltagsrede Eikes geflissentlich entferne, dass sie ein temperiertes hd. sei. dies ergebnis ist nicht anzuzweifeln, ja bei Eikes dialektgemischter heimat besonders verständlich. wenn Hel. und Ssp. nahverwanten dialektgebieten entstammen, so ist die möglichkeit gegeben, dass die anscheinend hd. bestandteile in Eikes wortschatz ursprünglich für ihn ebenso mundartlich gewesen seien wie das *drukno* für den dichter des Hel. dass er sie dann vor echt nd. wendungen, die ihm in seiner doch vorweg nd. gegend ebenso gut bekannt sein mochten, so stark bevorzugt, wie R. nachweist, ist litteratur- oder culturspraclicher einfluss. gibt es solche berührungspuncte zwischen dem anscheinend hd. wortgebrauch in Ssp. und Hel.?

Nach R. 80 schwankte Eike entweder zwischen den abstractbildungen auf *-inge* und *-unge* oder er schrieb nur 'hd.' *-unge*: der Hel. hat *samnunga* (einziges beispiel). — Eike kennt diminutiva auf *-lîn*, aber dass er 'nicht unbefangen dem heimischen diminutivgebrauch mündlicher rede folgt, verrät vielleicht schon die seltenheit der fälle' (R. 81). gewis; aber anderseits ist gerade diese seltenheit ihm unbefangene dialektgewohnheit: seine mda. kannte keine diminutiva, vgl. o. s. 346. die zahlreichen diminutiven namen in den Akener schöffenbüchern sprechen nicht dagegen, denn kosenamen hat auch das nd. immer gekannt. — 'möglich dass Eikes sprache beide formen, *luttel* und *luttic*, geläufig waren' (R. 82): Hel. *luttil* und *luttic*. — die überlieferung spricht für *iannen* (ib.; mnd. *iennen*): Hel. *thenen*. — mithin

dünken mich von den vier momenten, die R. 83 in Eikes wortbildung für hd. retouche erwägt (*'-līn*, vgl. auch *-unge, lützel, dannen?'*), nur die seltenen *-līn* würklich importiert.

Besonders interessant für uns ist das wörtchen *sān* (R. 87 f). mnd. erscheint es sonst nur im reim, wohin es aus der hd., speciell md. poesie gelangt sein wird. aber Eike verwendet es auch in seiner prosa massenhaft, und R. wagt daher die vermutung, dass Eike sich hier auf einer hd. litteraturvocabel ertappen lasse, deren sinn ihm ersichtlich unklar geblieben war. ich halte das von ihm so geliebte wörtlein vielmehr für echt dialektisch: denn fürs 'as.' ist es überliefert durch Hel. und Merseb. gl.! dass es dann den schreibern des Ssp. soviel kopfzerbrechen gemacht hat, wie die hss. beweisen, spricht dafür, dass die eigenartige Hel.-mda. — *sān* gehört zu ihren ingwäonischen bestandteilen: afries. *sān*, ags. *sōna* — eben schon im absterben[1], dass *sān* bei Eike mundartlicher archaismus war. in derselben richtung werden auch von R. 89 f mit recht als archaisch bezeichnete vocabeln liegen wie *unlust* (Hel. *hlust*, afries. *hlest, unhlest*), *art* (Hel. *ard*), *beswās* (Hel. *swās*).

Im anschluss an R. 93—101 sei hier noch eine kleine liste von worten beigefügt, die im Ssp. gegenüber sonst üblichen mnd. wendungen hd. gepräge zu führen scheinen, aber auch im Hel. vorkommen. Eike gebraucht das wesentlich nd. *plege* nie allein, sondern stets nur in der verbindung *tins oder plege*, während *tins* oft für sich allein steht: der Hel. kennt nur *tins*. im Ssp. nicht gemeinnd. *bīster* oder *dwelende*, sondern *irre*: Hel. *irri*; ebenso *irren* nie mit der gut nd. bedeutung 'erzürnen', sondern stets 'hindern': Hel. *irrian* ebenso. Ssp. neben *nūmen* auch *nennen*: Hel. nur *nemnian*. Ssp. *gare* 'rüstung' gegenüber mnd. *garwe, gerwe* 'priestergewand': Hel. *gigerwi* 'kleidung, ausrüstung'. Ssp. *ofte* oder *dicke*, nicht *vaken*: Hel. *oft, ofto* oder *thicco*. Ssp. *sūver*, nicht *deger* 'ganz': Hel. *sūbro*. Ssp. *zū samen*, nicht *tō gadder*,

[1] wie mir Schröder mitteilt, ergibt schon das soeben erschienene Ukb. d. hochstifts Merseburg (bearb. v. Kehr), das mit dem 12 und besonders 13 jh. reichhaltiger wird, für die geschichte des untergangs der Merseburger sprache so gut wie nichts mehr. aber 'eine der interessantesten erinnerungen jener gegend an die einwohner cimbrischer herkunft ist der heute in provinz und königreich Sachsen sehr geläufige familienname *Knaut, Knauth* — der alte *Knut, Canutus*, der auch im Merseb. ukb. seit 1174 öfter zu finden ist'.

up ēn, tō hōpe : Hel. *tesamne*. Ssp. *ūbel* oder *wirs*, nicht *quāt, quātlic* : Hel. *ubil, wirsa*. Ssp. *rede*, nicht *tale* : Hel. *rethia*. Ssp. *vē*, nicht *quec* 'vieh' : Hel. *fehu*. Ssp. *brunne*, nicht *putte* 'brunnen': Hel. *brunno*. Ssp. *beginnen*, nicht *betengen* : Hel. *biginnan*. Ssp. *zīn*, nicht *trecken* : Hel. *tiohan*. Ssp. *gewinnen*, nicht *krīgen* : Hel. *giwinnan*.

Das sind alles zunächst nur dürftige symptome, aber ihr wert steigt bei der erinnerung, dass sie sich ergaben aus einem vergleich zwischen einer biblischen dichtung des 9 und juristischer prosa des 13 jhs. es war also kein zufall, dass aus der unwestfälischen wortliste bei Jostes 168ff, die 43 wörter enthält, 6 bei Eike (und 3 in der SWchr.) belegt sind; etwa ein drittel von ihr ist aufserdem auch friesisch oder nordalbingisch (dänisch). eine systematische untersuchung des Heliandglossars wird das resultat jedesfalls noch viel gesicherter erscheinen lassen[1].

Mehr aber noch werden sich 'altsächsische' grammatik und deutsche sprachgeschichte mit unserm ergebnis abzufinden haben. wie oft haben wir nicht, bewust oder unbewust, das Helianddeutsch als eine älteste stufe des niedersächsischen überhaupt angesehen! man erinnere sich beispielshalber der rolle, die es bei Behaghel in Pauls Grundriss bei der reconstruction des urdeutschen spielt. Jostes klagt einmal darüber, dass es gar zu sehr mode geworden sei, auf frisonismen im Hel. auszugehn : es ist zu vermuten, dass eine erneute durcharbeitung seiner grammatik noch einen weit gröfseren ingwäonischen teil blofslegen wird, als die bisher, besonders seit Kögel und Braune, bekannten fälle ahnen lassen[2]. die sprache der as. bibeldichtung war keine einheitlich urwüchsige, sondern eine aus ethnologischer mischung erstandene; sie galt nur in den südostsächsischen gauen, und in diesem entlegenen winkel war ihr nicht entwicklung, sondern erstickungstod beschert : heute ligt sie in den letzten, kaum noch spürbaren zuckungen.

[1] [ich bitte, im Anzeiger s. 387 den artikel 'Heliand und Sachsenspiegel' zu vergleichen. R.]

[2] hier gleich noch zu den schon o. passim erwähnten zwei weitere. zum reflexivum sagt Behaghel Grundr. 1^2 775 : '*sik* ist im Hel. nicht vorhanden, wol aber, wie es scheint, so ziemlich im ganzen spätern nd. : wie diese beiden tatsachen zu vermitteln sind, ist unklar'. jetzt wol nicht mehr: das fehlen im Hel. stimmt zum fries. (vgl. Siebs Grundr. 1^1 769). oder aao. 777 setzt Behaghel als 'urdeutschen' nom. sg. m. neben *the, thie, ther* auch *se* an und bemerkt, dass es nur noch einige male im C des Hel. belegt sei: aber dadurch wird *se* noch nicht urdeutsch, sondern es ist lediglich ein ingwäonischer rest, wenn nicht überhaupt nur eine undeutsche zutat des ags. schreibers von C.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

STEIGERUNG UND HÄUFUNG DER ALLITTERATION IN DER WEST-GERMANISCHEN DICHTUNG.

Die genesis der nachfolgenden untersuchungen zu erklären und die nicht geringen zeitopfer zu entschuldigen hab ich namentlich denjenigen freunden gegenüber die pflicht, die mich zum abschluss meiner namenstudien drängen. sie wissen recht wol, dass ich zu nichts weniger beruf und neigung verspüre, als zur erörterung metrischer fragen. in der tat sind es denn auch ganz andre interessen gewesen, die mich auf die in den nachfolgenden aufsätzen behandelten dinge geführt haben. eigentümliche, auf den ersten blick überraschende beobachtungen über die zusammensetzung der eigennamen legten mir schon vor jahren die frage nahe, wieweit die neigung den stabreim zu häufen, zu steigern und zusammenzudrängen einerseits bei den dichtern gegangen sei, und anderseits in der umgangssprache, genauer in wortbildungen, welche teils für die umgangssprache bestimmt waren, teils in ihr zeitweise aufnahme gefunden haben. einen excurs zu diesen untersuchungen, deren druck ich in nahe aussicht stellen kann, bringt das capitel, mit dem ich diese studienreihe einleite. das schlusscapitel aber hat eine wichtige litterarhistorische frage zum ausgangspunct: die frage, ob der auf uns gekommenen angelsächsischen poesie die anwendung der strophischen form so unmittelbar vorausliege, dass diese beispielsweise im Beowulf nur durch die schuld unserer überlieferung zerstört sei. zwischen diese beiden capitel haben sich die übrigen fast unabsichtlich eingeschoben. kein einziges war für die veröffentlichung bestimmt, ich war mit dem, was ich für mich gelernt hatte, durchaus zufrieden, und erst als ich mich hinterher aus der litteratur, die ich während des ganzen verlaufs dieser arbeiten unberücksichtigt gelassen hatte, überzeugte, wie weit unsre metrischen darstellungen noch zurück sind in der abgrenzung dessen, was in der stabreimenden poesie feste kunstregel, was spielerei, was zufall und was notproduct ist, da hab ich meine arbeiten zu einem gewissen abschluss geführt und mich entschlossen, sie zu publicieren. sie sollen specialuntersuchungen über einzelne dichtwerke und gruppen von solchen nicht überflüssig machen, wollen vielmehr ganz ausdrücklich zu solchen

anregen. für die letzte formulierung bekenn ich mich dankbar zu den anregungen, welche von Zwierzinas untersuchungen über den endreim der mhd. kunstdichter ausgegangen sind.

I. Die anwendung allitterierender nominalcomposita.

Nur über die anwendung im vers will ich hier handeln, nicht über die bildungsgesetze und die höchst interessante geschichte des verfalls der composita mit gleichem anlaut der beiden teile. ich betone aber von vorn herein, dass die umgangssprache keine vorliebe, vielmehr eine entschiedene abneigung gegen derartige bildungen zeigt, welche einerseits für die zeit, wo der stabreim eine feste kunstform war, etwas prätentiös feierliches hatten, anderseits auch der bequemen aussprache nicht selten widerstrebten und daher, soweit sie in die umgangssprache eindrangen, im laufe der zeit durch auflösung des compositums und durch dissimilation des anlauts vielfach wider beseitigt oder aber durch fremdwörter verdrängt wurden. der wortschatz der stabreimdichtung spiegelt diese abneigung noch vielfach deutlich wider: im Beowulf[1] treffen wir beispielsweise 5 mal *medo-benc*, 2 mal *ealo-benc*, aber kein *béor-benc*, obwol wir die drei getränkarten episch durchaus synonym und oft dicht neben einander verwendet sehen: es genügt zu verweisen auf 480^b. 481^a *béore druncne ofer ealo-wǣge*, 484^a ... *medo-heal.* anderseits werden die bildungen **ealo-sele* und **ealo-heal* aus begreiflichen euphonischen gründen abgewiesen: es heifst *béor-sele* (4 mal) und *medo-heal* (2 mal). — der ganzen ags. überlieferung fehlt ein comp. adj. **mild-mód*, obwol die verbindung *milde mód* vom Beow. bis zu den Psalmen herab allein in der poesie 9 mal bezeugt ist, dazu im Psalter 4 mal *mildheort mód*. — *hát-heort* (vgl. ahd. *heiz-herzi*) ist freilich im Wand. 66ª belegt und findet sich auch sonst in jüngern texten (dazu *hátheortnes* Met. Ps. u. später): aber man beachte, wie häufig in den gedichten der Cynewulf-gruppe, wo das comp. gänzlich fehlt, die verbindung *hát æt heortan* ist: Cri. 500. 539. El. 628; Gu. 1182. 1310. Andr. 1709 (Seef. 11). — wenn also derartige composita gleichwol in der angelsächsischen

[1] ich citiere den Beowulf nach der 2 ausgabe Holders (1899), die Elene nach der 4 aufl. von Zupitza (1899), alle übrigen werke nach Grein-Wülker. wo ich über meine auffassung der haupthebungen keinen zweifel lassen möchte, bleiben die längezeichen fort.

poesie nicht ganz selten sind und scheinbar von einigen dichtern sogar mit einer gewissen liebe angewendet werden, so handelt es sich doch grofsenteils um momentbildungen, von denen nur ein kleiner teil von demselben dichter widerholt gebraucht und ein noch kleinerer von andern autoren aufgenommen wird: die ἅπαξ λεγόμενα sind in keiner gruppe der angelsächsischen nominalcomposita so stark vertreten wie in dieser. natürlich fehlt es auch nicht ganz an wörtern der umgangssprache[1], diese aber sind grofsenteils derart, dass sie entweder der aussprache keinerlei unbequemlichkeit entgegensetzen oder gar nicht mehr bestimmt als composita gefühlt werden: von den wörtern der letztern art spar ich mir die adjectiva mit *un-* und *efen-* und die auf *-lic* zu einer schlussbetrachtung auf. nach ihrer ausscheidung ergibt das aus der gesamten angelsächsischen und altsächsischen poesie vorzuführende material, das gegen 200 belege umfasst, folgende feste regeln:

1) allitterierende nominalcomposita finden nur im ersten halbvers verwendung[2] — mit alleiniger ausnahme eben der adjectiva mit *un-* und auf *-lic*.

2) jenen allitt. nominalcompositis tritt bei guten dichtern nur vereinzelt eine dritte haupthebung — mit oder ohne stabreim — zur seite: naturgemäfs sind das solche verse, welchen von Sievers neben den beiden haupthebungen noch eine 'nebenhebung' zugesprochen wird.

3) weit vorwiegend sind die allitt. nominalcomposita die alleinigen träger des stabreims. ihr auftreten und ihre verwendung bestätigen die vermutung, dass es sich in der mehrzahl der fälle um momentbildungen handelt.

Ich will das zunächst an einem charakteristischen beispiel erläutern, eh ichs aus dem gesamtmaterial beweise. die westgerm. poesie besafs (wie unser deutsches Rolandslied 164, 20 *mit sînen goltwinen* bezeugt) eine alte kenning für den fürsten (im Rol. dessen 'holden'): *goldwine.* wir treffen sie bei den Angelsachsen 2mal im zweiten halbvers: Wand. 22^b (*goldwine minne*). 35^b (*his*

[1] ganz besonders kommt hier freilich die gern feierlich gestimmte rechtssprache in betracht.

[2] daher ist unten überall in den listen das citat ohne weiteres auf den halbvers a zu beziehen. nur in [ ] begegnet man auch den [verdächtigen] halbversen b.

goldwine) und 7 mal im ersten: Beow. 1171ᵃ. 1476ᵃ. 1602ᵃ *góldwine gúmenà*; 2419. 2584 *góldwine Géatà*; dazu El. 201ᵃ. Jud. 22ᵃ *góldwine gúmenà*. dazu hat aber der Beowulfdichter[1], nachdem er zunächst 3 mal *g. gumena*, dann 2 mal *g. Geata* angewendet, ganz zuletzt noch eine variation gebildet: 2652ᵃ *mid minne góldgifan*, und diese wird von zwei jüngern dichtern widerholt: Seef. 83 *ne góldgiéfan*; Jud. 279 *his góldgiéfan*. der dichter des Beowulf schuf dieses neue compositum aber nicht aus freude am variieren, auch nicht weil er um jeden preis zwei reimstäbe haben wollte, sondern er fühlte sich dazu im moment gedrängt: *mid minne góldwine* wäre ja an und für sich gegangen, aber nachdem er selbst 5 mal *góldwine* mit einem nachfolgenden allitterierenden genetiv gebraucht hatte, besafs dies wort für ihn seine feste rhythmische prägung, und so griff er zu dem mittel der neubildung: für das neue *góldgifan* waren zwei haupthebungen selbstverständlich.

Ich führe nun das vollständige material vor, wobei ich die dichtungen, mit ausnahme der gesicherten werke des Cynewulf, getrennt halte. die anordnung ist alphabetisch, doch ist jedesmal gleich der ganze halbvers citiert, um über die rhythmische wertung keinen zweifel zu lassen. sperrdruck bezeichnet, dass das wort nur an der oder den eben citierten stellen vorkommt, also ἅπαξ λεγόμενον oder doch für den autor charakteristisch ist; = bedeutet, dass sich derselbe halbvers, 'vgl.', dass sich dasselbe wort, aber in abweichender verwendung, anderwärts findet. pr. besagt, dass es auch in der prosa resp. in glossen bezeugt ist. belege in ( ) sind durch leise textänderung gewonnen, solche in [ ] werden ausgeschieden; über beide erfolgt, soweit nötig, jedesmal am schluss der abschnitte rechenschaft. citate sind tunlichst mit den abkürzungen Greins gegeben.

Beowulf. *beárn-gebýrdo* 946. — *of brýd-búre* 921. — *þone cweálm-cúman* 792. — *æfter déað-dæ̀ge* 187. 885 (= Gn. C. 60, Bedas sterbegesang; vgl. Seel.). — *eáll-írenne* 2338. — [*fǽr-bifóngen* 2009]. — *féla-fricgende* 2106. — *in fén-fréoðo* 851. — *swylce férhð-frécan* 1146. — *geósceaft-gásta* 1266. — *Gúð-Géata léod* 1538[2]. — *swylca*

[1] ich bekenne mich schon hier zu der überzeugung von der unbedingten einheit unseres Beowulf; der fortgang meiner untersuchungen wird zeigen, mit welchem rechte. [2] Sievers: *Gúð-Gèata léod.*

giómor-gýd 3150 (vgl. Andr.). — *mid minne góld-gýfan* 2652 (vgl. Jud. Seef.). — *wið ðam grýre-gièste* 2560. — *in hyra grýre-geátwum* 324. — [395[b] l. *in eowrum gúð-getáwum*, s. u.]. — *heárd-hicgende* 394. 799. — *hélle-hǽfton* 788 (vgl. Sat.). — *héoro-hócyhtum* 1438. — *hilde-hlémma* 2351. 2544; *hilde-hlémmum* 2201. — *mil-gemeárces* 1362. — *æfter sǽ-síðe* 1149 (und *ofer sǽ-síðe* oä. 2394. s. u.). — *sýn-snǽdum sweálh* 743[1]. — (*se scín-scáþa* 707. s. u.). — *wæs sio swát-swáðu* 2946. — *wið þéod-þréaum* 178. — [1783 l. *wigge geweorþad* mit Cosijn]. — *wig-weórþunga* 176 (= Jul. 180). — *geond wíd-wégas* 840. 1704 (= Cri. 482; vgl. Ps.).

Anmerkungen: die überlieferung bietet strenggenommen kein allitt. compositum im zweiten halbvers: wenn einzelne ausgaben, so zuletzt noch Heyne-Socin[6], 395[b] das *guð geata|wum* der überlieferung in *gúð-geatwum* umändern und dies wort daraufhin auch in die wbb. von Grein, Bosworth-Toller und Sweet aufnahme gefunden hat, so geschieht das nicht nur meiner oben aufgestellten und noch zu beweisenden regel, sondern auch der anweisung des Beowulf selbst entgegen, der 2636[a] *gúð-getáwa* überliefert. der schreiber fasste das ihm vorliegende wort allerdings zunächst als ein compositum mit *geatwe* auf, wie der Beowulf deren mehrere (mit *eored-*, *gryre-*, *hilde-*) besitzt und er selbst erst kurz vorher eines (324 *gryre-geatwum*) geschrieben hatte; er lenkte aber alsbald wider in *ge[a]tawum* ein.

Ein compositum wie *f[ǽr]-bifongen*, das Grein conjiciert, Holder[2] v. 2009 in den text gesetzt, Sweet in sein wb. aufgenommen hat, ist mir genau vergleichbar in der ags. poesie nicht begegnet: ich ziehe Bugges ergänzung *fácne bifongen* jedesfalls vor.

707 bietet die überlieferung (*þæt hie ne moste, þa metod nolde,*) *se synscaþa under sceadu bregdan*, und so schreiben alle herausgeber, nachdem Grein seine sehr berechtigte frage '*scin-scaða?*' (unter dem text der 1 ausg.) im Sprachschatz II 520 vorübergehend fallen gelassen und vielmehr zu der hsl. fassung hinzugefügt hat: 'mit *sc* allitterierend'; in der sonderausgabe des Beowulf ist er zu *scyn-sceaða* zurückgekehrt. nun ist freilich *syn-scaða* 'sündhafter schädiger' eine durch v. 801[b] gut bezeugte und obendrein in die Genesis und auf Cynewulf übergegangene bildung, höchst wahrscheinlich unseres Beowulfdichters,

[1] Sievers: *sýn-snædum sweálh*, und so ähnlich weiterhin.

aber eine allitteration, wie sie Grein zeitweise für möglich und die spätern herausgeber offenbar für unbedenklich halten, ist unerhört: mit alleiniger ausnahme der adjective mit *un-* wird niemals der zweite bestandteil des nominalcompositums über den ersten erhöht[1]. es muss also unbedingt *scin-scaða* resp. mit verbreiteter umdeutung *scîn-scaða* gelesen werden: 'gespenstiger schädiger', was ja auch einen vortrefflichen sinn gibt (vgl. *scincræft*, *scin-lâc* usw.). die zahl der im Beow. enthaltenen composita auf *-scaða* (bisher schon 10, worunter 4 ἅπαξ λεγόμενα) wird mithin um eines vermehrt.

2394^{a} bietet die überlieferung (*gestepte*) *ofer sæ side*. daran fällt zweierlei auf: 1) das fem. genus des subst. dass *sǽ* zweigeschlechtig ist (Sievers Ags. gr. § 266 a. 2), wissen wir freilich, aber: a) im Beow. selbst kommt kein zweiter beleg für das fem. vor, 507^{a} *on sidne sæ* haben wir das masc., alle (9) übrigen belege lassen das geschlecht unsicher; b) von den bei Grein Sprachsch. II 393 f aufgezählten weitern belegen für das fem. entfallen 3 auf die Metra, 2 auf die Psalmen, je 1 auf die Gnomica Ex. und auf den Wanderer[2], auch für Cyn. und Ex. ist nur das masc. bezeugt, das fem. ist überhaupt jünger. 2) die stellung des adjectivs, die von der allitteration so nicht gefordert wird: vgl. aufser Beow. 507^{a} *on sidne sæ* noch Phoen. 103^{a} *ofer sidne sæ*, Cri. 853^{a} *geond sidne sæ*, Cri. 677^{a} *ofer sealtne sæ* und ungezählte fälle, die man sich aus Grein bequem zusammenlesen kann. der Beow. zählt für das attributive *sid* (an das ich mich natürlich nur als beispiel halte) 10 gesicherte belege: 9mal steht *sîd* voran, sei es, dass es alleiniger träger der allitteration im ersten (1733^{a}. 2199^{a}. 2347^{a}) oder zweiten (325^{b}. 437^{b}) halbvers ist, oder dass es sich mit dem nachfolgenden subst. in die allitteration teilt (149^{a}. 223^{a}. 507^{a}. 1726^{a}), wo dann in allen 4 fällen die stellung gleichgiltig gewesen wäre. nur einmal haben wir das nachgestellte adj.: 1291^{a} *byrnan side* — wo natürlich der stabreim *b* ist. mindestens also wäre die nachstellung des adj. ungewöhnlich. sollen wir also ändern in *ofer sidne sǽ*? ich glaube, dass die mechanische resp-

[1] dass man sich über diesen fundamentalsatz nicht hinreichend klar ist, beweisen freilich auch vorschläge, wie man sie zu 1224^{a}. 2952^{b} gemacht und zt. in den text aufgenommen hat. darüber an andrer stelle.

[2] auch dies letzte (Wand. 4) wäre allenfalls der überlieferung schuldzugeben: *hrimceald(n)e sæ*; und vielleicht haben die jüngern schreiber noch mehr fälle eingeschmuggelt.

halbmechanische natur der meisten textentstellungen des Beowulf auf eine andre form des verses führt: *ofer sæ-siðe*, wobei wir durch eine minimale correctur einen zweiten beleg für das 1149ª (*æfter sæ-siðe*) bezeugte allitt. compositum gewinnen. möglich allerdings, dass ursprünglich der plural (*ofer sæ-siðas*) gestanden hat, also die üblichere construction mit dem accusativ.

Das resultat ist: 26 wörter mit 32 belegen, also 1 beleg auf 100 verse. 20 dieser composita sind nur im Beow. belegt, und die mehrzahl von diesen (ausgenommen etwa *brȳd-bûr* und *eall-iren*) dürfte vom verf. zum ersten male angewendet sein. aber auch bei zweien von dem rest der anderwärts wider auftaucht (*giômor-gyd* und *wig-weorþung*) wird man an die urheberschaft des Beowulfdichters glauben. mehrfach wird die einmal gefundene zusammensetzung bald darauf widerholt: so *heard-hicgende* (2 belege auf etwa 1/8 des gedichts), *hilde-hlemma* (3 auf 1/9), *wid-wegas* (2 auf 1/4); und auch das ist mehr psychologisch als künstlerisch interessant, dass die productivität des dichters gelegentlich auf eine strecke hin sich besonders kräftig äufsert (176. 178. 187. — 707. 743. 788. 792. 799. 840. 851. 885. 921. 946), um dann wider für weite partien zu erlahmen oder zu ruhen: so zwischen 394 und 707, zwischen 1704 und 2106.

Die durch nennung des autors gesicherten werke Cynewulfs: Crist, Juliane, Elene, Fata apostolorum. ich fasse die belege zusammen, da ich in der bildung und anwendung der uns interessierenden wörter keinerlei unterschied bemerkt habe, der eine trennung erfordert. *of his brǽgd-bógan* Cri. 765. — *in þisse déað-déne* Cri. 344 (vgl. Ph.). — *æt dóm-dǽge* Cri. 1619. 1637. (vgl. *on dóm-dǽge* Kr. Sal. Sat. Seel. pr.) — *eáld-ǽfþoncan* Jul. 485. — *firen-frémmendra* Cri. 1118. — *þurh fýrn-geflit* El. 903ª (vgl. Jud.). — *oððe gód-gimmas* El. 1113 (so Zup. für *gold-*). — *ofer héah-hléoðo* Cri. 745 (vgl. Gen.). — *hélle-hǽftling* Jul. 246 (= Andr. 1342. Sal. 126). — *to héofon-háme* Cri. 293 (vgl. Pr.). — *under heólstor-hófu* El. 764. — *syþþan hilde-heárd* (?) Ap. 21. — *leáhtor-léase* El. 1208 (= Gu. 1060; pr.). — *lind-geláces* Ap. 76. — *lýft-lácende* Jul. 281. El. 795 (= Gu. 117. Dan. 388). — *þurh mód-gemýnd* El. 381 (= Andr. 681. Walf. 3); *þa wæs mód-gemýnd* El. 839. — *þurh sár-slége* Jul. 341. 547. (= Gu. 198; vgl. Andr.). — *þurh sweórd-slége* Jul. 671. — *wéoh-weórðinga* Jul. 180 (= Beow. 176). — *geond*

wid-wégas Cri. 482 (= Beow. 840. 1704; vgl. Ps.). — *wóm-wýrcende* Cri. 1093. — *wóruld-wídles wóm* Cri. 1007ᵃ. — *þurh wóruld-wite* Cri. 1478 (pr.). — *wóruld-wúnigende* Ap. schluss 5 (vgl. Met.). — *wúldor-weórudes* Cri. 285. — *ymb wúndor-wýrd* El. 1070ᵃ.

Die überlieferung lässt nur einen zweifel bei *hilde-heard* Ap. 21, wo die zusammenfassung zum compositum nicht ganz sicher ist. nehmen wir es an, so haben wir 26 wörter mit zusammen 30 belegen, di. etwa 1 beleg auf 130 verse. für die momentane conception der meisten bildungen spricht der umstand, dass nur 4 von ihnen zweimal gebraucht werden, darunter das der gemeinwestgerm. rechtssprache entnommene *dóm-dæg* im Crist. *mód-gemynd* ist auf die Elene, *sár-slege* auf die Juliane beschränkt; *lyft-lácende* ist das einzige wort, das in zweien dieser dichtungen vorkommt. aber auch die dichtungen, die aus Cynewulfs nächster nähe stammen, entlehnen nur wenig : 3 wörter kehren im Guthlac, 2 im Andreas, 1 im Phoenix wider, keines in den Rätseln oder in der Kreuzvision.

Als eigene schöpfungen Cynewulfs seh ich etwa 20 an. einen typus, der im Beow. nur erst durch *mil-gemearc* vertreten war, stellen *fyrn-geflit, lind-gelác, mód-gemynd* dar. er findet sich weiterhin recht häufig.

Ich eröffne die weitere Cynewulf-gruppe mit dem Guthlac, dessen beide teile ich zusammenfasse : *ne magun þa æfter-ýld* 467 (pr.). — *ne in bǽl-blǽsan* 648 (vgl. Ex.). — *ne déað-geddl* 936. — *þær firen-fúlra* 532 (weiterhin sehr häufig; auch pr. u. ahd.).— *cwom þa fréorig-férð* 1318. — *in hélle-hús* 649. — *ne ic me hére-hlóðe* 1042. — *leáhtor-léase* 1060 (= Cyn.). — *lýft-lácénde* 117 (= Cyn.). — *ne þurh sár-slége* 198 (= Cyn.). — [*æfter tintergum* 182ᵃ (vgl. Sal.); *in tintergu* 621ᵇ, s. u.] — *on gewin-wóruld* 829.

Anm. der zweite halbvers von 621 *in tintergu* ist nicht anzuzweifeln, aber so sicher die zusammensetzung dieses wortes aus *téon* und *trega* ist, so deutlich sehen wir auch, dass es längst nicht mehr etymologisch verstanden und als compositum angesehen wurde : man sah es wie eine intensivbildung an und schuf in der geistlichen prosa, in der das wort ungemein häufig ist, davon ein neues verbum *tintregian* (s. Bosworth-Toller s. v.); auch zusammenstellungen wie Satan 497 *tintregan fela and teonan micelne* zeigen deutlich, dass jedes etymologische gefühl für das

compositum geschwunden war. unter den 3 'ausnahmen' unserer überlieferung betrifft noch eine zweite dies *tintrega* : Dom. 261.

Es bleiben 11 wörter mit je einem beleg (1 : 123), darunter höchstens 5 neue bildungen.

Phoenix : *bléo-brýgdum fág* 292. — *in þas déað-déne* 416 (vgl. Cyn.). — *under héofon-hrófe* 173 (cit. Lye). — *on þam wíll-wónge* 89. — *wínter-gewǽdum* 250. — *ne winter-geweórp* 57 (vgl. Andr.). — *ofer wóruld-wélan* 480 (vgl. Met. pr.; auch as. u. ahd.). — zusammen 7 wörter u. fälle (1 : 95).

Traumgesicht vom hl. kreuz : nur *on dóm-dǽge* 105 (1 : 156).

Rätsel : *þonne þu béo-bréad* 41, 59 (vgl. Met. Ps.; pr.; auch ahd. mhd.). — *ic eom býled-bréost* 81, 1. — *férð-fríþende* 39, 3. — *geáru-góngende* 41, 17. — *hrímig-heárde* 93, 11. — *nymðe seáro-sǽled* 24, 16. — *ic wæs wǽpen-wíga* 15, 1. — *geond þas wúndor-wóruld* 40, 17. — 8 belege, davon 7 ἅπαξ λεγόμενα (1 : 160).

Andreas : *þurh bán-gebréc* 1442. — *on clústor-cléofan* 1021. — *god, drýhten-dóm* 999. — *geómor-gidd wrécen* 1548 (vgl. Beow.). — *þurh hánd-hríne* 1000. — *hélle-hǽftling* 1342 (= Cyn.). — *hélle-hínca* 1171. — *héofon-hálig gást* 728. — *under héofon-hweálfe* 545. 1402. — *þam þe lágo-láde* 314 (vgl. Wand.). — [1443[a] *lic lælan* wahrscheinlich aufzulösen : *lic lælan? lices lælan?* Sievers Beitr. 10, 517.] — *þurh lýft-gelác* 827. 1552. — *þurh mód-gemýnd* 688 (= Cyn.). — *on neáro-nédum* 102 (pr.). — *swúngen sár-slégum* 1275 (vgl. Cyn.). — (*on stán-strǽte* 774, vgl. Sievers Beitr. 10, 517). — *úp-éngla frúma* 226 (vgl. Men.). — *on þam wǽl-wánge* 1226. — *swa hit wǽl-wúlfas* 149 (vgl. By.). — *ofer wáruð-gewínn* 439. — *winter-gewórþum* 1256 (vgl. Phoen.). — *wúndor-wórca* 705 (vgl. Ps., pr.; ahd.).

Es sind zusammen 21 wörter mit 23 belegen, also 1 : 75 verse, mithin zahlreicher als in irgend einem andern vorgeführten werke. als eigene bildungen darf aber nur etwa die hälfte der wörter angesehen werden, das momentane zeigt sich wider daran, dass gerade zwei, die sicher zum eigentum des Andreasdichters gehören und auch nie wider vorkommen (*lyftgeláč* und *heofonhwealf*), im gedichte selbst widerholt angewendet werden. zwei wörter kannten wir schon aus authentischen dichtungen Cyne-

wulfs, eines aus dem Beowulf : das ist auffallend wenig litterarisch übernommenes gut, wenn wir bedenken, dass unter allen erzeugnissen der altenglischen poesie keines so unter dem einfluss des Beowulf steht wie eben der Andreas.

Mit der vorführung von Genesis und Exodus will ich diese ausführliche behandlung der allitterierenden composita schliefsen, um die gewonnenen erkenntnisse dann an der übrigen litteratur mehr summarisch zu prüfen.

Exodus : *in bǽl-blýse* 401 (= Dan. 232; vgl. Gu.). — *ne him bedlu-bénne* 238. — *þæt ðy déað-drépe* 495. — [334^a *manmenio* ist wol mit Sievers Beitr. 10, 513 zu *manna menio* zu ergänzen]. — *miht-mód wéra* 149. — *mis-micelra* 373. — *hæfde wéder-wólcen* 75. — *túddor-téondra* 372 (= Gen. 949). zusammen 7 fälle (1 : 84), beachtenswert, dass sich 372. 373 zwei beispiele unmittelbar folgen.

Genesis A : *and to bróðor-bánan* 1526 (pr.). — [1945^b *eðel-eardum*, l. *édel-geárdum*, s. u.]. — *heora fólc-fréan* 1852. — *þær þe héah-hlioðo* 1439 (vgl. Cyn.). — *hélle-héafas* 38. — *ofer stréam-stáðe* 1434. — *túddor-téondra* 959 (= Ex. 372). 6 belege (1 : 370).

Anmerkung : in 1945^b begegnet uns der erste fall, wo die überlieferung ein allitt. compositum, das als solches gefühlt worden sein muss, im zweiten halbvers bietet. die änderung ligt auf der hand, um so mehr als 1) sie durch das bekannte nebeneinander der synonyma *middan-eard* und *middan-geard* gerechtfertigt wird, und wir 2) nur ein ἅπαξ λεγόμενον durch ein anderes ersetzen.

Die Genesis steht mit der geringen anzahl der belege völlig isoliert da. diese erscheinung darf aber nicht vom standpunct der allitterationstechnik aus als eine abneigung gegen die verwendung allitterierender composita gedeutet werden. sie hängt vielmehr eng zusammen mit der geringen wortschöpferischen kraft des autors und wird ihre nächste parallele im Heliand finden.

Das material, das ich bisher vorgeführt habe und das den grundstock der altenglischen poesie aus der zeit von 700—850 bildet, umfasst rund 15000 verse. in ihnen bot die gesicherte überlieferung 124 fälle von allitterierender nominalcomposition im ersten halbvers: ein einziger im zweiten war leicht zu beseitigen.

In 115 fällen ist das allitt. compositum zweifellos träger eines doppelreims (aa:), nur in 9 erscheint nach der zweihebungstheorie der anlaut des zweiten teiles in der allitteration unterdrückt und dieser teil auf eine nebenhebung beschränkt.

Dabei treten nach Sievers folgende versbilder ein:

I) die concurrierende haupthebung trägt den stabreim:

1) Sievers typus E:

Beow. 743 *sýn-snǽdum sweálh*
Cri. 1007 *wóruld-wìdles wóm.*

2) Sievers typus D:

Andr. 1275 *swúngen sár-slègum.*

II) die concurrierende haupthebung entbehrt des stabreims.

1) Sievers typus E:

Beow. 1538 *Gúd-Geàta léod*
Phoen. 292 *bléo-brỳgdum fág*
Andr. 226 *úpèngla frúma*
— 728 *héofon-hàlig gást;*
— 1548 *geómor-gìdd wrécen.*

2) Sievers verkürzter typus A:

Exod. 149 *míht-mòd wéra.*

dass in allen diesen versen die allitteration der 'nebenhebung' fühlbar blieb, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil es sich in mindestens 6 fällen um eine neubildung des moments handelt. *syn-snǣd, woruld-wîdl, Gûð-Géatas, bléo-brygd, heofon-hâlig, miht-môd,* dazu wol noch *ûp-engel.* anderseits hat man sich die entstehung der composita wol so vorzustellen: der dichter concipierte zunächst verse wie **snǽdum sweálh, *Géata léod, *éngla frúma, *hálig gást, *mód wéra,* und da diese embryonen durchweg zu kurz waren, griff er zu dem mittel der composition: er schob den allitterierenden anlaut sozusagen um eine hebung zurück. es handelt sich also streng genommen hier weder um eine künstelei noch um einen unschönen zufall, sondern um ein notproduct des moments. wenn aber 1) für 115 fälle die wertung des doppelstabes zweifellos ist und 2) im zweiten halbvers derartige wortbilder streng gemieden werden, so wird man auch in den obigen 9 fällen kaum von einer 'nebenhebung' mit unterdrückung der allitteration reden dürfen.

Die reimstellung weist dabei folgende bilder auf:
a-a a : ax Beow. 743. Cri. 1007
a a-a : ax Andr. 1275
a-a x : ay Beow. 1538. Phoen. 292. Andr. 226. 728. 1548. Ex. 149.

dass auf Cynewulf (ca. 3860 vv.) nur 1 beispiel, auf den Andreas (1722 vv.) deren 4 entfallen, sei vorläufig notiert.

Der Widsiđ (143 vv.) und die übrigen reste der altepischen poesie, Waldere (62 vv.) und Finnsburg (50 vv.) enthalten keine beispiele. — unter den Zaubersprüchen (ca. 200 vv.) bietet I : 61 *þara lýb-láca* und 74 *beórht-blówende.*

Aus der biblischen poesie heb ich zunächst den Daniel hervor : *in bǽl-blýse* 232 (= Ex. 401). — *déofol-dǽdum* 18. — *and déaw-drias* 277. — *hǽđen-hériges wísa* 203. — *héah-héort and hǽđen* 540. — *héofon-héane béam* 554. — *lýft-lácende* 388 (= Cyn.). — dazu Azarias 161 *wiđ brýne-brógan.* — 7 resp. 8 fälle (1 : 110). bemerkenswert ist, dass in nicht weniger als drei fällen und bei durchweg vorher unbelegten wörtern eine dritte haupthebung erscheint.

Die Judith, deren alter man früher stark überschätzt hat, bietet 3 beispiele (1 : 116) : *hyra fýrn-geflitu* 264 (vgl. Cyn.). — *his góld-gifan* 279 (vgl. Beow.). — *þæt him swýrd-geswing* 240. die reiche allitteration des letzten beispiels treffen wir nur noch einmal im Andr. 1021. für die jugend des denkmals spricht der reim aa : aa in 279.

his góld-gifan gástes gǽne.

es ist amüsant, dass Ettmüller und Grein durch umstellung der halbzeilen den vers zu curieren glaubten.

Die drei dichtungen, welche Grein als 'Satan' zusammenfasste, lass ich in diesem zusammenhange und füge nur die citate nach Wülker bei : *on dóm-dǽge* 600 = Chr. höllenfahrt 23 (vgl. Cyn. uö.). — *swa fíren-fúlle* 65 = Kl. d. engel 65 (vgl. Gu. usw.). — *hél-héođo dréorig* 700 = Versuchung Chr. 3. — *hélle-hǽftas* 631 = Chr. höllenf. 265. — dazu *tintrég-féla* 497 = Chr. höllenf. 132, das wir aber nach dem oben bemerkten gar nicht mehr als gefühltes compositum ansehen dürfen. also 4 beispiele und darunter nur éine anscheinende neubildung.

Das Jüngste Gericht des Cod. Ex. und die bei Grein-Wülker III 1, 184f stehnden kleinigkeiten ebendaher bieten kein beispiel, eine sehr merkwürdige erscheinung aber die ebendort erhaltene treffliche Höllenfahrt Christi: ihr verfasser hat für 'sepulcrum' einen ganz neuen ausdruck: *eorðærn*, und wendet dies wort (dass sonst nirgends widerkehrt) alsbald 3mal an:

3 *æþelinges lic, éorðǽrne biþeáht*
12 *áne in þæt eórðǽrn, þær hi ær wiston*
19 *ópen wæs þæt eórðǽrn, æþelinges lic.*

nun wäre es freilich recht wol möglich, in v. 3 das allitt. compositum aus dem 2 halbvers dadurch zu entfernen, dass man die beiden halbverse umstellte: es käme dadurch die apposition vor das object, was in der stabreimdichtung nichts auffälliges hat und hier noch dadurch empfohlen werden könnte, dass auf diese weise die beiden halbverse 3ᵇ und 19ᵇ gleich werden. aber der anstofs wird dadurch nur teilweise gehoben: auch im 1 halbvers wäre das wort wenigstens als neuschöpfung merkwürdig, und auf alle fälle steht der autor vereinzelt da, der ein allitt. compositum eigener mache dreimal hinter einander so braucht, dass der anlaut des zweiten teils für die allitteration bedeutungslos und eher störend ist. ich möchte also auch an v. 3 nicht rühren, glaube aber, dass wir in diesen 3 fällen nur von einer nebenhebung reden können.

Unter den elegien (im weitern sinne) haben Deors klage und die Botschaft des gemahls nichts. — Seefahrer: [63ᵃ l. *hweted on hwælweg* st. *wælweg*] — *ne góldgiéfan* 83 (vgl. Beow. Jud.). — Klage der frau: *sin-sórgna gedréag* 45. — Ruine[1]: *weáll-wálan wírum* 21. — Wanderer: *geond lágu-láde* 3 (vgl. Andr.). — *gemón he séle-sécgas* 34 (so gegen Wülker!). — *ne sceál no to hát-heórt* 66. der Wanderer mit 3 beispielen auf 115 verse bewährt auch hier seinen charakteristischen wortschatz.

Aus dem Physiologus notier ich: Panther 34 *his fýrn-geflítan* (vgl. Cyn.). — Walfisch 3 *þurh mód-gemýnd* (= Cyn.). — 45 *heólop-hélme biþeáht* (vgl. altsächs. altnord.). — 64 *ymbe þa hére-húþe* (vgl. altsächs. ahd.). also bei 4 beispielen nichts eigenes!

Umgekehrt ist es in den drei katalogischen lehrgedichten des cod. Ex.: *sum bið swið-snél* Crä. 82. — *hin-*

[1] die ich für viel jünger halte als sie in der regel angesetzt wird; hierüber später.

der-hóca Mo. 34. — *ungemède* (oder *úngemède*?) *mád-mód* Mo. 25. — *bléo-bórdes gebrégd* Wy. 71. 4 neue wörter (auf 293 verse).

Gnomica Cott.: *æfter déað-dæ̂ge* 60 (= Beow.). — Gnom. Ex.: *bealo-blónden niþ* 198. — *féla-fǽcne déor* 148. —

Anm.: ein drittes beispiel, das Grein-Wülker in 31[b] bietet, ist sicher hier wie aus den wörterbüchern (wo allgemein *ǽr-ádl* 'morbus praematurus' uä.) zu streichen, man lese

umbor ýceð þá ǽr á'dl nímeð.

Vaters Lehren: *wǽr-wýrde sceál* 57.

Reden d. Seelen: *to þinum déað-dæ̂ge* 37 (vgl. Beow. u. sonst.). — *on þam dóm-dæ̂ge* 96 (vgl. Cyn. u. sonst.). — *firen-fúlle mén* 91 (seit Gu. häufig).

Die bei Wülker II 211—293 stehnden meist wenig umfangreichen geistlichen stücke (gebete und hymnen, katechetisches und hagiologisches) z. gr. teil junger herkunft enthalten nur sehr wenig. 'Vater unser' (s. 230 ff) : *bið þin wúldor-wórd* 46. — Heiligenkalender (Men.) : *úp-éngla weárd* 210 (vgl. Andr.). — 'Be domes dæge' : *eac þær wýn-wýrta* 5.

Anm.: das früher schon aus der reihe der bewusten composita gestrichene *tintrega* begegnet in diesem späten gedicht im 2 halbvers, und obendrein noch aufserhalb der allitteration:

261 *ne hryre ne caru ne hréoh tintrega.*

Im Reimlied kommt nichts vor, im Runenlied 94 f *féla-frécne déor* (vgl. Gnom. Ex.).

Noch zwei kleine gelegenheitszeugnisse sind nachzuholen, die aber durch alter und vorkommen von besonderm interesse sind. 'Bedas sterbegesang' (bei Sweet OET s. 149) bietet das seit Beow. häufig bezeugte *æfter déoth-dæ̂ge* 5, und ein zweizeiliger spruch aus der correspondenz Winfrids (ebda. s. 152) gibt *sígi-sítha gahwém* her.

Die kleinern und mittelgrofsen denkmäler, die ich in diesem zweiten abschnitte excerpiert habe, umfassen ca. 5300 verse und haben weitere 46 fälle von allitterierenden compositis ergeben. wir befinden uns mit einem grofsen teil dieser dichtungen schon in der zeit des verfalls, und dem entsprechen zwei erscheinungen: 1) die zahl der originellen bildungen ist im abnehmen begriffen, so dass einzelne werke wie die Reden der seelen und der Physiologus bei verhältnismäfsig häufigem gebrauch gar nichts eigenes

mehr bieten. 2) die geringere wertung des zweiten compositionsteils für den stabreim tritt deutlich hervor: im ersten abschnitt gab es bei 124 belegen nur 9 fälle, hier unter 46 belegen 19 mit einer dritten haupthebung.

Zur fruchtbaren verwertung für die relative chronologie ist die ganze erscheinung aber nicht bedeutend genug: dafür werden sich bessere anhaltspuncte finden.

Einige gröfsere dichtungen der spätags. zeit hab ich mir bis zuletzt aufgespart, um an ihnen einzelne erscheinungen des verfalls, dabei aber das nachwürken der alten grundregel deutlicher zu zeigen.

Die histor. gedichte bieten wenig auffälliges: By. 96 *wódon þa wǽl-wúlfas* (vgl. Andr.). — 115 *his swúster-súnu* (pr.) — Aethelst. 51 *wǽpen-gewrixles* (auch bei Wulfst.).

Ebensowenig Salomon und Saturn: *on dóm-dǽge* 26, *ær he dóm-dǽges* 272. (demnach wird wol auch 324 *þæt heo dom-dæges*, 335 *on dom-dæge* herzustellen sein, statt *domes dæges* resp. *dæge* der überlieferung, vgl. unten beim Heliand). — *hélle-hǽftling* 126 (= Cyn.). — *míddel-gemǽrum* 255. — *mís-gemýnda* 493. — *wéana wýrt-wéla* 444, wobei es aber schon zweifelhaft ist, ob das wort überhaupt als compositum gefühlt wird.

In den Metren des Boëthius[1] treffen wir es zum ersten male[2], dass ein (übrigens der umgangssprache angehörendes) allitt. compositum aufserhalb des stabreims steht:

12, 9 *húniges bibread   healfe þu swetre*

bibread scheint der verf. (Aelfred?) nicht mehr anders gefasst zu haben, als etwa *bibod*, das zb. Gu. 779 (*halgum gehygdum heofoncyninges bibod*) auch aufserhalb der allitteration steht. — unter diesen umständen nimmt es kein wunder, wenn wir 20, 111 auch *hwæthwugu* (ein abgeschliffenes und kaum als compositum gefühltes prosawort) aufser stabreim treffen. es bleiben folgende

[1] bei den Metren und beim Psalter steh ich nicht für die vollständigkeit meiner sammlungen ein, nachdem ich soeben im Sprachschatz mehrere von mir übersehene beispiele gefunden habe. es kommt aber hier auch würklich nicht darauf an.

[2] das gedicht 'Be domes dæge' ist jünger und das dort im 2 halbvers aufserhalb der allitteration angetroffene *tintrega* überdies längst nicht mehr als comp. gefühlt worden.

beispiele übrig : *hiora cýne-cýnnes* 26, 42 (pr.). — *eáll-isig túngel* 24, 23 (auch im pros. text). — *firen-fúll*, Sievers ergänzt Beitr. 10, 519 etwa ⟨*fáh and*⟩ *firenfúll* 15, 7. (sehr verbreitet, auch pr.). — *of his riht-rýne* 5, 20. 10, 41. — *úp-énde néah* 29, 18 (pr.). — *wiðerweard*, (*-wearda, -weardes, -weardnes*) (prosa!) steht 2mal im ersten (11, 49ª. 78ª), 3mal im zweiten halbvers (5, 36. 11, 41. 52). — *weóruld-wélena* 19, 26 (pr., gemeinwestgerm.). — *wórold-wúniendra* 13, 17. — schliefslich das verb. denom. *and awýrtwálast* 12, 26. die armut ist augenscheinlich : eine sichere neubildung (*riht-ryne*) und eine wahrscheinliche (*worold-wuniend*) werden richtig placiert, das geläufige *wiðerweard* aber ganz frei behandelt. die ganze rohheit der versbildung tritt zb. in 11, 52 zu tage : *ac sceal wuhta gehwilc wiðer-weardes hwæt*[*hwugu*], wo freilich das *hwugu* nur gedankenlose herübernahme aus dem prosatext scheint (Sievers Beitr. 10, 519).

Anmerkung. der text zeigt hier wie sonst so wenig fühlung mit dem poetischen sprachschatz der alten dichter, dass es mir widerstrebt, in 26, 115ª mit Grein *þæt mod*⟨*gemynd*⟩ zu ergänzen und damit ein echtes cynewulfisches gebilde einzusetzen, das aufser in der El. nur in Andr. und Phys. (Walf.) bezeugt ist. ich schlage also vor *mod*⟨*geþonc*⟩ zu ergänzen und so ein wort einzuführen, das in den Metra noch 5, 23 und 31, 19 bezeugt ist.

Überraschend streng dagegen zeigt sich der Pariser Psalter[1], dessen bearbeiter zwar auch kein wortschöpferisches talent war, aber doch noch allerlei reminiscenzen an die gute zeit aufweist. um gleich mit vergleichungspuncten zu den Metren zu beginnen, so braucht er das von jenem verschmähte *bibread* als doppelstab (118, 113), setzt *hwæthwiga* wenigstens einmal in die allitteration : 89, 16ª *gehweórf us hwǽthwiga*, während er es ein zweites mal (93, 8ª) allerdings übergeht, und gestattet sich neben 4 *wiðerweard* mit doppelreim in a nur eins in b. das gesamtbild ist dieses : *and béobréade* 118, 113 (pr.). — *fíren-fúlle, -fullan, -fullra, -fulles* (pr.) erscheint 11 mal (ausschliefslich in a) und zwar 10mal als alleiniger träger der hebungen und der doppelten allitteration : 54, 2. 57, 3 u. 9. 67, 2. 81, 4. 124, 3. 128, 2 u. 3. 138, 16. 139, 4; und erst ganz zuletzt einmal mit

[1] die übersetzung des 50 psalms aus der Cottoniana enthält kein beispiel.

vorausgehnder haupthebung : *feállað fíren-fúlle* 140, 12. — *him to gód-gýlde* 105, 7 (pr.). — *wæron on þinum hát-hige* 89, 7. — *heofon-ham* (= Cyn.) : *on héofon-háme* 102, 18. 137, 6. 148, 4; *þu þe héofon-hámas* 122, 1. — *and hi héofon-hláfe* 104, 35. — *nis his micel-módes* (ahd.) 144, 3. — *and ic þæt wið órýldo* 70, 16 (pr.). — *geond wíd-wégas* 144, 20 (= Beow. Cyn.); *of wíd-wégum* 105, 36. — *þæt þu wil-wéga* 90, 11 (auch Wulfst.). — *wiðer-weárde, -weárdan* (pr.) erscheint als träger doppelten stabreims in a : 68, 12. 73, 10. 123, 3. 139, 8; *wiðer-weárd* in b : 100, 3. — *his wúnder-weórc* 104, 1 (Andr.; ahd.).

Ziehen wir daraus die summe : es sind nur 12 verschiedene allitterierende nominalcomposita da, darunter höchstens 2, für die allenfalls der bearbeiter urheberrecht beanspruchen könnte. die zahl der belege ist 30, auch das nicht viel auf fast 5000 verse. aber wenn wir von dem einen *wiðerweard* in 100, 3ᵇ absehen, sind die alten regeln mit treue und fast mit pedanterie gewahrt : in 28 beispielen trägt das fragliche wort beide hebungen und stäbe, nur in einem falle tritt eine weitere stabhebung hinzu (140, 12). der verfasser ist also darin genau so streng wie Cynewulf, strenger als die dichter des Beowulf und des Andreas.

Die weiterführung der untersuchung zunächst zu Aelfric muss ich andern überlassen.

Ich hole nunmehr nach, was über *un-* (*efen-*) und *-lic* zu sagen ist. es ist bekannt, dass die vorsilbe *un-* sowol betont als unbetont sein kann, wenn auch die betontheit bei weitem überwigt; für Cynewulf hat die beispiele Frucht s. 96 gesammelt : ich hebe daraus hervor, dass *unclæne* Jul. 418 vocalisch, Cri. 1017 aber mit *c* allitteriert. eigentümlich liegen die verhältnisse im Beowulf — derart, dass ich mich bis vor kurzem zur emendation herausgefordert fühlte. composita auf *un-* gibt es hier im ganzen 38 mit 70 belegen (33 in a, 37 in b); davon stehn 41 im stabreim : 39 allitterieren vocalisch und zwei mit dem hochbetonten anlaut des grundwortes:

1756 *se þe unmurnlice mádmas dǣleþ*
2000 *þæt is undyrne dryhten Hygelác.*

man beachte, dass diese beiden einzigen fälle (etwas nach der mitte des gedichtes auf) einen raum von ca. 250 versen (knapp 1/12

des ganzen) fallen, dass 1755 verse ohne die erscheinung vorher gehn, 1282 ebenso folgen.

Zusammensetzung von *un-* mit vocalisch anlautendem adj. oder subst. scheint gemieden zu werden : der Beowulf hat bei 38 *un*-wörtern (mit 70 belegen) gar keines, Cynewulf bei 44 (und gegen 80) nur ein einziges : *unefen*. dass derartige bildungen an sich demjenigen, der sie nicht verschmähte, auch nicht gerade fern lagen, zeigt der Byrhtnod, der bei nur einem zehntel vom umfang des Beowulf zwei beispiele bietet (*unearge* 206. *unorne* 256). die verwendung derartiger adjective im vers war die allerverschiedenste : die stammsilbe konnte a) mit hauptictus gleichgeordnet und b) mit nebenictus untergeordnet sein; sie konnte aber auch c) über das präfix erhöht werden und anderseits d) beim zutritt eines weitern compositionsteils jeder betonung verlustig gehn. alle diese variationen begegnen uns in dem geringen material, das ich vorführe — aber vielleicht ist gerade diese unsicherheit, diese charakterlosigkeit des fraglichen worttypus für dichter wie Cynewulf ein grund der abneigung gewesen.

a) Andr. 205^a *nis þæt únéaðe*
Metra 17, 17^a *nu ge únǽðelne*
Metra 17, 28^a *þæt he únǽðelað*
(dazu Metra 17, 27^a *forþam hine únǽðelað*)
Ps. 140, 9^a *sare únéfne*

auch wol das *únáre* des verstümmelten halbverses Ps. 68, 7^a.

Ps. 112, 6^b *þone únágan* (?).
b) Cri. 1460^a *hu þær wæs únéfen ríces*
By. 206^a *únearge men*
By. 256^a *únorne ceorl.*
c) Gen. 1092^b *unarlic spel.*
d) Gen. 1519^a *unarlice*
Gen. 2250^a *unarlice.*

Etwas anders liegt die sache bei *efen-* : dies ist, soviel ich sehe, träger der alliteration, wo immer es auftritt, das grundwort kann ihm also nur a) nebengeordnet, b) mit nebenictus untergeordnet sein. das letztere überwiegt entschieden.

a) Cr. 237^a [illegible]
Andr. 555^a [illegible]
Metr. 20, 15^a [illegible]

b) Wids. 40ᵃ *nǽnig éfeneáld*
Cri. 122ᵃ *éfen-èce mid gód*
Cri. 465ᵃ *éfen-èce beárn*
Hy. 21ᵃ *éfen-eádig beárn* (Grein-Wülker II 225).

man beachte, dass Cynewulf, der bei 30 allitterierenden compositis nur einmal (Cri. 1007) eine dritte haupthebung bietet (der Andreas 4 mal!), hier, von dem einen selbstverständlichen schweren *éfen-eárdigènde* abgesehen, alle drei mal eine weitere haupthebung bringt, demnach o. zw. das grundwort unterordnet: *únèfen, éfenèce* (2 mal), während anderseits der Andreas hier nur die beiordnung bietet: *únéaðe, éfen-eáldum.*

Im allgemeinen bleibt ein gefühl für die allitteration innerhalb dieser composita doch wol vorhanden. wenn beispielsweise im Beowulf von den *un*-compositis 33 auf a, 37 auf b fallen, ist es doch auffällig, dass unter im ganzen 12—13 fällen von *un* + voc. in der gesamten ags. poesie nur zwei in b stehn, *unárlic* Gen. 1092ᵇ und das freilich recht auffällige *únágan* der späten Psalmen.

Ganz anders ligt es bei den compositis mit *-lic*: die empfindung dafür, dass in *láðlic, léoflic, leoðolic, leohtlic* allitterierende composita vorliegen, die demnach aus dem zweiten halbvers fernzuhalten und im ersten halbvers im stande seien, zwei hauptictus und zwei stäbe zu tragen, ist von anfang an geschwunden.

Im Beowulf sind derartige composita wenigstens durchaus auf den halbvers a beschränkt, tragen aber niemals zwei haupticten und stäbe und haben demnach auch gern einen zweiten stab zur seite: 1584ᵃ *láðlicu lác*, 2603ᵃ *léoflic lind-wíga*; 1809ᵃ *léoflic íren.* Cynewulf dagegen setzt nur das adverbium und schwere flectierte formen in den ersten halbvers: Cri. 400ᵃ *lófiað léoflice*, 1174ᵃ *láðlicne déað*; 1096ᵃ *þær he léof-lice*, 1297ᵃ *þurh léas-lice* (also hier beidemal zwei haupticten), verwendet das wort aber auch in b: als hauptstab El. 286ᵇ *ongan þa léoflic wíf*, 520ᵇ *láðlic wíte*; aufser allitteration Cri. 1276ᵇ *firenbealu láðlic*, aber doch immer nur, wenn *-lic* unbetont bleibt. dass hier bewuste freiheit und ein principieller unterschied ist, wird der Heliand zeigen. aus dem Andreas notier ich 1628ᵃ *léoðolic and gástlic* und 1446ᵇ *léoflic cémpa.* die übrigen gedichte der Cynewulfgruppe zeigen dagegen (wenn ich nichts übersehen habe) nur den gebrauch in a, doch wol mit unterdrückung des zweiten anlauts: Gu. 756ᵃ *lǽddon léoflice*, Phoen. 440ᵃ *léoflic on láste*, Rä. 30, 3ᵃ

lýftfat léohtlic. dazu Kl. d. frau 14[a] *lifdon láðlicost*; Vaters lehren 40 *láðlicre scóme*, Reden d. seelen 158 *þæt þer ǽfre þus láðlic.* — in der Genesis A dagegen, wo ich überhaupt viel mehr kunstmangel als frühe kunst zu erblicken glaube, find ich neben 1713[a] *léoflic on láfe*, 1413[a] *lýtligan éft*, 1856[a] *léoflic wif* überraschender weise drei fälle, wo *laðlice* im zweiten halbvers steht und beide haupticten trägt:

910[b] *swa þu láðlice*
931[b] *hwæt þu láðlice*
2683[b] *woldest láðlice.*

der verfasser macht also zwischen diesem wort und einem adverbium wie *freondlice* (zb. 1579[b]) gar keinen unterschied. etwas ähnliches hab ich nur erst wider in den Metren gefunden: 26, 83[b] *ongunnon láðlice.*

Wir können hier also drei standpuncte mit sicherheit unterscheiden: 1) den des Beowulf, wo die *l..-lic*-bildungen auf den ersten halbvers beschränkt erscheinen; 2) denjenigen Cynewulfs, der solche wörter bei unbetontheit (oder schwacher betonung) des *-lic* auch im zweiten halbvers verwendet; 3) den des Genesisdichters, der ungeniert sogar doppelictus dafür im zweiten halbvers zulässt. die andern dichtungen haben zu geringen umfang und zu wenig beispiele, um ihr verhalten festlegen zu können.

Das tief ins 10 jh. hinabreichende gedicht 'Be domes dæge' kennt natürlich gar keine rücksichten: es ist allerdings wol zufall, wenn dort alle belege auf den zweiten halbvers fallen 205[b]. 209[b]. 259[b]. 262[b]. 270[b].

Dieser gleichgiltigkeit gegenüber verdient wider die sorgfalt beachtung, mit der der bearbeiter der Psalmen (dem derartige adjectiva abgehn) auch wörter mit 'allitterierender' ableitungssilbe auf die erste vershälfte einzuschränken scheint, so *nearones* 118, 143; *neowolnes* 70, 19. 103, 4. 148, 7.

Und um nichts zu übergehn, möge schliefslich noch das componierte *ymbútan* (adv. u. präp.) genannt werden. seine anwendung ist die folgende. Cynewulf, bei dem es zuerst begegnet, hat es nur in der ersten halbzeile: Cri. 929[a] *ýmbútan fárað* (oder viell. *ymbútan*). 1012[a] *ond hine ýmbútan*; ebenso steht in Gen. A 2550[a] *swylce þar ýmbútan.* weiterhin begegnet es dann aber stets aufserhalb der allitteration als zweite haupthebung des halbverses b an den schluss gestellt: so Sat. (= Kl. d. gef. engel) 264[b]. 352[b];

Gen. B 382ᵇ. 491ᵇ (in diesem worte angelsächsisch!); Ps. 124, 2ᵇ; Sal. 255ᵇ; schliefslich auch in den Metren 10, 6ᵇ *wolcnum ymbutan*, wo aber diesem einen beispiele wider 5 mit *ymbutan* als alleinigem träger der allitteration in a gegenüberstehn (8, 14. 8, 33. 20, 171. 22, 7. 22, 15).

Ich wende mich nun zur altsächsischen poesie und erledige zunächst die Genesis B, da die vaticanischen fragmente für uns gar kein material bieten.

Genesis B weist folgende allitterierende nominalcomposita auf:

444ᵃ *hǽleð-hélm on heáfod*
813ᵃ *to scúr-sceáde.*

also einmal mit dritter stabhebung[1]. 1 : 308 resp., da wir doch die neuen, für uns ergebnislosen verse aus V hinzuzählen müssen, 1 : 464 verse.

Beispiele für *un*-voc. und *efen*-voc. fehlen, dagegen treffen wir in Gen. B als träger des hauptstabes

663ᵇ *hwæt scal þe swa láðlic stríð,*

und wir haben keinen grund, diesen vers dem altsächs. original zu bestreiten.

Nun zum Heliand[2]. die abneigung auch der altsächsischen sprache gegen derartige bildungen tritt sehr scharf zu tage, und der dichter, der überdies kein wortschöpferisches talent ist, wie der dichter des Beowulf, wie Cynewulf und manche der kleinern ags. poeten, teilt diese abneigung ganz speciell. ich glaube nicht, dass er mehr als 1/5 seiner allitterierenden wortbilder neu geschaffen hat, und die anmerkungen der folg. seite mögen das erhärten. ich wähle aufserdem noch ein besonders lehrreiches beispiel. der dichter hat bekanntlich den klang der fremden ortsnamen heimisch gestaltet, indem er sie flottweg mit *-burg* componierte. so hat er neben dreimaligem *Rûma* 9 mal *Rûmuburg* und, was wichtiger ist, er hat ausschliefslich *Nazarethburg* : 6 mal. das rhythmisch diesem gleichwertige *Bethleem* aber hat er nur ein einziges mal mit diesem anhängsel versehen : 404 *an Bethlemaburg* (C : *Bethleemburg*), sonst braucht er es stets frei : 359. 370. 424. 459. 621. 625. 731.

[1] ich reconstruiere den vers 444 durch ausscheidung:
hæleðhelm on héafod [*ásette and þone*] *ful hearde geband.*

[2] ich gebe die citate der einfachheit halber nach Behaghel, habe aber Sievers ausgabe stets daneben gehalten.

745. 749; und *Bethania* lässt er gar in allen 7 fällen ohne -*kwj* passieren [1].

Und nun folge das gesamte material — es ist wenig genug:

31ᵃ *áðal-órdfrùmo*[2]

1196ᵃ *áðal-ándbàri*[2]

4353ᵃ *dúom-dág*[3] *the máreo* (C löst auf : *duomes dag*; vgl. oben s. 375 beim ags. Sal.)

[4537ᵃ *fullfat mid is folmun* lesen Heyne, Rückert, Piper nach *full fat* C, aber schon Sievers hat in *fat* eine ergänzende glosse zum subst. *full* vermutet und auf 2047 *ful mid folmon* verwiesen.]

2144ᵃ *thar ist grist-grimmo*[4] (C : *gest grimmag*)

5452ᵃ *an hélið-hélme*[5] *bihélid*

2266ᵃ. 2907ᵃ *hóh-húrnid skip*[6]

2918ᵃ. 2964ᵃ *lágu-líðàndea*[7]

2181ᵃ *enan* (f. C) *líf-lósan*[8] *lichàmon*

785ᵃ *módar-mágun*[3]

2239ᵃ *wéder-wisa*[9] *wéros*

1349ᵃ *wídan wérold-wélon*[10]

[2881ᵃ ist *weroldwelon* M fehler für *weroldstuol*]

3100ᵃ *hwat, thu me wíðer-wárd*[10] *bist*

4135ᵃ *tho was that so wíðer-wárd* (C : *widarmuod*)

4853ᵃ *wíðer-wárdes that wérod* (C : *widerward*)

1433ᵃ *wórd-wíse*[11] *mán* (C löst auf : *wordun wisa*).

es sind 13 verschiedene wörter mit im ganzen 17 belegen, also 1 : 352, ein ähnliches verhältnis wie in der ags. Genesis. fast lauter überliefertes gut, höchstens mit den beiden *aðal*-bildungen könnte der verfasser einen selbständigen anlauf genommen haben.

[1] man wende daher nicht ein, dass auch *Hierusalém* uncomponiert bleibt und dieses auf *Bethleém* gewürkt haben könnte, allerdings ist die form *Jerusalém*, die mit ihrem *é* fest wird, m. w. noch gar nicht erklärt — ligt etwa gar eine durch die missionare Niedersachsens und Frieslands erfolgte angleichung an die deutschen namen auf *-heim*, *-hêm*, *-êm* vor?

[2] da *aðal* nur das subst. sein kann, so ist composition selbstverständlich.

[3] gemeinwestgerm. rechtswort. [4] ähnlich ahd. mhd.

[5] auch ags. ahd. an. bezeugt. [6] man trennt seit Sievers wol allgemein *hoh hurnidskip*; ich bleibe bei der hsl. schreibung, die ich unten begründen werde. [7] vgl. ags. *lagulád*. [8] ags. mhd. [9] me. und mhd. bezeugt. [10] ags. und ahd. bezeugt. [11] ags. mhd.

also ein gewaltiger abstand vom autor des Beowulf und von Cynewulf — und ich betone immer wider, dass ich es nur mit einem fast zufälligen ausschnitt aus dem wortschatz zu tun habe, dass diese beobachtungen der weiterführung dringend bedürfen: aber diese weiterführung wird nur die bestätigung bringen.

Die allitt. composita sind im Hel. unsrer 1 regel gemäfs streng eingeschränkt auf die erste vershälfte; damit ist doppelstab auch hier erwiesen. im übrigen aber herscht, was wir von der metrik des Heliand ohne weiteres erwarten dürfen, gröfsere freiheit, als wir sie wenigstens im Beowulf und in den echten dichtungen Cynewulfs trafen : dort war das allitt. compositum fast stets alleiniger träger des stabreims und eine 'dritte haupthebung' (mit oder ohne allitteration) seltene ausnahme : hier trägt das compositum nur in 7 fällen von 17 (31. 785. 1196. 2144. 2918. 2964. 4135) allein die haupthebungen. die übrigen 10 verse zeigen folgende anlautsschemata (vgl. oben s. 372):

a-a a : ax 2181. 2239. 4853. 5452.
a a-a : ax 1349.
a-a x : ay 1433. 2266. 2907. 3100. 4353.

an vorkommen und verteilung unserer wörter fällt nur eins auf: 3 von unsern 17 belegen entfallen auf c. xxxv, 2 weitere auf c. xxvii, das sind 5 : 125 verse. beidemal handelt es sich um scenen auf dem see Genezareth : Jesus gebietet dem sturm (Matth. 8, 23ff), Jesus wandelt auf dem see (Matth. 14, 25ff). und dabei treten die allitterierenden composita *hôhhurnid* (*skip*) 2mal, *lagu-liðandea* 2 mal und *wedarwîsa* (*weros*) in überraschend naher nachbarschaft auf. der eindruck lässt sich nicht abweisen, dass hier die bekanntschaft mit dichtungen, die das meer zum schauplatz hatten, eingewürkt und vorübergehend ein anschwellen derartiger wortgebilde herbeigeführt hat. ich bin darum auch nicht geneigt, die gründe und die parallelen anzuerkennen, mit denen Sievers v. 2266 die trennung *hôh hurnidscip* empfiehlt. die tendenz, 'die allitteration schärfer hervortreten zu lassen', könnte uns auch verführen, v. 4353 die auflösung von C zu acceptieren: *duomes dag the mareo.*

Composita mit *eban-* gibt es im Hel. nicht. für *un-* notier ich:

3294ᵃ *was imu ùnódo*
3447ᵃ *hwo thar ùnéfno*;

anders 3298ᵃ *ùnòdi ódagumu mànne.*

man beachte, dass diese drei einzigen beispiele innerhalb von 160 versen fallen!

Überraschend aber würkt es den erfahrungen gegenüber, die wir von Cynewulf ab mit einem grofsen teil der ags. poesie gemacht haben, dass die adjectiva *lëðlic, lioblic, lihtlic* (und die zugehörigen adverbia) in allen 12 fällen ihres vorkommens dem ersten halbvers angehören. bemerkenswert ist dabei, dass sich diese 12 beispiele, von denen aber eins verderbt scheint, auf den abschnitt von 1277—3515 verteilen, hier also 1 : 200 verse kommt, während vorher gut 1/5, nachher reichlich 2/5 der dichtung davon frei sind; ja der raum verengt sich noch mehr für die ersten 10 (von 11 gewissen fällen) : 1277—2517; hier käme also 1 : 130 verse. es sieht ganz so aus, als ob der dichter sich erst spät zur anwendung derartiger adjectivbildungen entschlossen habe und später wider davon zurückgekommen sei. den grund für diese wechselnde stellungnahme werden wir erkennen, sobald ich das gesamte material vorgeführt habe.

1277ᵃ *so lioblica léra*
1558 *swiðo lioflic lón*
1565ᵃ *lëðlico farlóren*
1624ᵃ *swiðo lëðlic lón*
1681ᵃ *lilli mid so lioflicu blómon*
1828ᵃ *lioflica léra*
1861ᵃ *léoblikes lónes*
2055ᵃ *lihtlicora lið* (diese graphische besserung zweifellos)
2343ᵃ *lëðlic lóngëld*
[2394ᵃ *lioblic feldes fruht* C, s. u.]
2587ᵃ *so lëðlica léra*
3515ᵃ *swiðo léoblic lón.*

die lesung von 2394 gehört nur dem Cott. an, und man ist in ihrer verwerfung einig angesichts der la. von M *that thar an theru leian gilag.* zu den früher hervorgehobenen anstöfsen der la. C kommt nun ein neuer : es wäre der einzige fall, dass ein solches *li...-lic* alleiniger träger des stabreims wäre. denn man sieht aus unsrer liste klar : das princip des dichters ist, solche adjectiva (und adverbia) nur in verbindung mit einem allitt. substantivum (resp. verbum) zu bringen. in 10 fällen ist die verbindung eine ganz feste : adj. + subst. 1277. 1558. 1624. 1828. 1861. 2055. 2343. 2587. 3515; adv. + vb. 1565. nur der v. 1681 fällt

heraus, aber man wird ihn hinnehmen müssen, da er dem allgemeinen princip entspricht. dass diese adjectiva bei dem einmal gefassten grundsatz, ihnen nicht allein den stabreim zu übertragen, für den zweiten halbvers doppelt untauglich waren, ist klar, anderseits stellen sie mit diesem princip doch eine starke reimbelastung des ersten halbverses dar, dem sie in der mehrzahl der fälle den reimtypus a(-a)a aufdrücken. man versteht, wie der dichter ihnen gegenüber ein gefühl des unbehagens nicht los wurde, bis er sie sich ganz vom leibe hielt.

Ich erinnere nun nochmals daran, dass der altsächsische verfasser der Genesis B v. 663 *laðlic* im zweiten halbvers verwendet, wider ein kleines, aber ein unverächtliches kriterium gegen die identität der beiden dichter.

Die reste althochdeutscher allitterationspoesie weisen bei ihrem geringen umfang keinerlei beispiel für allitt. nominalcomposita auf. sie gehören obendrein einer zeit an, wo die in der blüte der stabreimdichtung hochentwickelte wortschöpferische phantasie der poeten in Oberdeutschland längst erlahmt, ja (wie im Muspilli) gänzlich geschwunden ist.

Wir stehn noch ganz in den anfängen eines intimern verständnisses der stabreimtechnik und ihrer individuellen variationen. in der statistik der rhythmen hat uns ja Sievers, wie immer man über seine grundauffassung denken mag, ein gutes stück vorwärts gebracht, aber dass uns damit für die litterargeschichtlichen aufgaben kein ausreichendes handwerkszeug gegeben ist, das zeigen die geringen fortschritte, die beispielsweise die Cynewulf-forschung gemacht hat: die anfängerarbeiten, die sich (vor und nach PhFrucht) mit dem namen dieses dichters schmücken, bilden einen im allgemeinen wenig erfreulichen litteraturbestand. mit der kritik der allitterationskunst und mit der erforschung der originellen wortbildungen wird man jetzt hoffentlich kräftiger einsetzen, nachdem die arbeiten von Kraus und Zwierzina für das mittelhochdeutsche die fruchtbarkeit einer solchen methode gezeigt haben.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

DIE HERKUNFT ERASMUS ALBERS.

Nach dem erscheinen der biographie des wetterauischen theologen und dichters[1] habe ich mich sofort bemüht, näheres über seine heimat und familie zu ermitteln. das resultat lege ich hiermit vor.

Bereits Arthur Wyſs hat in seiner anzeige des Schnorrschen buches auf das vorkommen des namens Alber in Friedberg hingewiesen[2].

Der von mir zuerst bemerkte eintrag im Friedberger ratsprotocoll vom 22 december 1524, der zum ausgangspunct für meine ermittelungen wurde, lautet vollständig:

Uff heudt hat ein erbar rath Andream Alber, des pfarhers sone, zum schulmeyster anzunemen bewilliget, doch daß er wie andere geburlichen revers uber sich geben etc.

Ein gleichnamiger standesgenosse des Erasmus wird also hier als sohn eines dem rate zu Friedberg wol bekannten katholischen pfarrers bezeichnet. das erlaubt den schluss, dass dieser pfarrer aus Friedberg gebürtig war, oder ganz in der nachbarschaft damals lebte.

Erasmus aber bittet bekanntlich im august 1534 den Hermann Riedesel zu Eisenbach, er möge sich seinen lieben vatter, herrn Tilman, den Riedeselischen pastor zu Engelrode, befohlen lassen sein[3]. es steht garnichts entgegen, diese stelle wörtlich zu verstehn[4]; so dass die beiden schullehrer Erasmus und Andreas Alber söhne eines pfarrers aus der gegend von Friedberg gewesen seien, der, nachdem er zur neuen lehre übergetreten war, pfarrer zu Engelrode wurde.

In demselben buche von der ehe, das Erasmus dem Hermann Riedesel widmete, tritt er dafür ein, dass die vielen priester ihre armen dirnen, so sie eine lange zeit bei ihnen gehabt und zu denen sie sich allein gehalten und kinder miteinander gezeugt haben, zu dieser goldenen hochgelobten zeit des herlichen evangelii, zur ehe nehmen[5].

[1] FSchnorr vCarolsfeld, Erasmus Alberus. Dresden 1893.
[2] Centralblatt für bibliothekwesen 11, 410.
[3] Schnorr ss. 1 und 25.
[4] bereits Wyſs ist einigen bedenken Schnorrs entgegengetreten.
[5] Eyn gut buch von der ehe p. p. 1536. fol. D_{11} verso.

In Friedberg selbst gab es um 1524 keinen pfarrer Tilman, wol aber in dem an die stadtgemarkung grenzenden gräflich isenburgischen dorf Bruchenbrücken. die verfolgung dieses scheinbar zufälligen umstands hat zum erwünschten ziele geführt. die bezüglichen einträge des Friedberger burggerichtsprotocolls des jahres 1528 [1] besagen, dass Johann vDutelsheim antworten solle dem herr Dietherichen [2], pfarrherr zu Bruchenbrücken, seiner schwester Gereß und seiner magd, die ein furgebot auf ihn erlangt haben.

Nach dem zweiten eintrag tat herr Dietherich pfarrer zu Bruchenbrücken seine erste klage zu Johann vDüdelsheim für 25 gulden und 5 achtel hafer, die etwan Henn vDüdelsheim, Johanns vater, seinem, des pfarrers, vater schuldig geworden sei, die er auch mit recht auf ihn erlangt habe.

Greth, des gemelten herrn Dietrichs maide, tat auch ihre erste klage zu Johann vD. für 45½ gulden, die Henn vD. seliger herrn Dieterichs vater schuldig geworden sei. darum er ihn auch mit recht erfolgt hab und mit ihm dahin gehandelt habe, dass Henn vD. ihm dafür eine wiese einsetzen sollt, was aber nicht geschehen sei. der pfarrer habe ihr die 45½ gulden für ihren lidlon zugestellt, deshalb bittet sie den beklagten zur zahlung anzuhalten.

Die zweite klage des pfarrers und seiner magd wurde mittwochs nach Matthäi angebracht, die dritte mittwoch nach Francisci 1528. darauf erwidert der beklagte, er sei mit ihm vertragen und habe dem folge geleistet; nicht aber der pfarrer, der auch garnicht allein zur eingeklagten forderung berechtigt sei. dagegen legte herr Dietrich und 'die Kellerin' (also eine ursprünglich mitberechtigte, etwa die schwester?) eine verschreibung vor, die verlesen wurde und führte aus, dass er allein damit zu tun habe und dass die wiese ihm verschrieben sei. darauf ergieng beweisurteil. Gereß, herrn Dietrichs magd, wurde abgewiesen, weil sie ihre forderung nicht besonders nachgeklagt habe [3]. mittwochs nach allerheiligen legte der beklagte einen versiegelten

[1] im Gr. hess. haus- und staatsarchive. mittwoch nach Laurentii und mittwoch nach Bartholomäi.

[2] Tilmann ist die hier zu lande ganz geläufige koseform von Dietrich.

[3] oben wurde die schwester des pfarrers als Gereß bezeichnet, die magd als Greth.

brief vor, ausgestellt von 'Wolff Kellern', wonach er der wiese halber vertragen sei. Beckerhenn von Morlin zeigte dem gericht an, dass der pfarrer solche schuld nicht zu fordern habe, denn seine (Beckerhenns) eltermutter habe ihm diese und andre schuldforderungen zu Morlin vor gericht übergeben. der pfarrer erwidert darauf, dafs er den brief und die schuld von seiner mutter ererbt habe. das urteil verwies den process an das forum, unter dem die wiese gelegen sei; sie liege nicht im bezirke des burggerichts.

Ich erinnere daran, dafs Erasmus im jahre 1547 einen brief an herrn Hartmann, pfarrer in demselben Engelrod richtet, wo sein vater 1534 stand, und dafs dessen bruder Peter Becker zu Sachsenhausen gegenüber Frankfurt wohnhaft war[1].

Ueber die familie Becker, von der die eingeklagte schuldforderung gegen Johann vD. herrührte, gibt das Friedberger burggerichtsprotocoll weitere auskunft. in den jahren 1500. 1501. 1504. 1505 und 1506 klagte bereits Krin (Kathrin), Thonges Beckers von Ober-Mörlen frau (1502 witwe), gegen Henne vD. den alten, den vater Johanns, einmal wegen 24 achtel korns, ein andres mal wegen 26 gulden und 5 achtel hafer, was offenbar mit der spätern forderung des pfarrers Dietrich identisch ist.

Ein eintrag im Friedberger stadtgerichtsprotocoll vom donnerstag nach 11000 jungfrauentag des jahres 1526 zeigt ein andres glied der familie Alber selbst in beziehung zu den ebenerwähnten miterben des pfarrers Dietrich von Bruchenbrücken:

> Henn Alber, schultheiß zu Ursel, gibt seinem tochtermann Johann Dorplatzen dem jüngern vollmacht zum betrieb der von ihm angefangenen rechtfertigung gegen Wolff Kellern von Butzbach.

Wolff Keller ist vermutlich schwager oder schwestersohn des pfarrers Dietrich zu Bruchenbrücken. Erasmus aber war lehrer im selben Ober-Ursel und hat sich dort verheiratet[2].

Eine verfolgung der durch diesen letzten eintrag im stadtgerichtsprotokoll gegebenen anhaltspuncte ergab, dass Johann Dorplatz auch der nachfolger seines genannten schwiegervaters Henn Alber in dem Friedberger haus zur Reufen

[1] Schnorr aao. s. 204. [2] Schnorr aao. s. 11.

(Rusen) gewesen ist, das der Friedberger pfarrkirche grund-zinspflichtig war [1].

Schon im jahre 1507 wird der zins bezahlt von *Hengeß wegen zu Orſel, Kon Son zu der Ruſen*, 1520 zahlt ihn *Rewſenhenn*, worunter zweifellos Johann Dorplatz selbst zu verstehn ist, von wegen seines *Schwehers*, also seines schwiegervaters zu Ursel.

Nach einem eintrag von 1506 zahlte Henchen Alber die aufgelaufenen zinsrückstände zu seiner hälfte. er hatte also noch einen miterben.

Sein vater und besitzvorgänger Kune Aleber oder Oleber, auch mitunter Kune zur Rusen genannt, erscheint in den zinsregistern von 1471—1500. im jahre 1505 zahlt er für (seinen sohn) Hennichgen, für den auch 1503 ein andrer den zins ausrichtet, weil Henne vermutlich bereits zu Ursel wohnte.

Dieffenbach erwähnt, dass in den jahren 1491 und 1495 ein Henn Aleber bürgermeister zu Friedberg gewesen sei. jedesfalls war aber sein vater Cuno Aleber zwischen 1461 und 1483 vier mal in diesem amte [2].

Im jahre 1480 befreite die stadt Friedberg *den ersamen Kune Aleber zur Rußen by uns gesessen* wegen seiner dienste und auslagen auf 10 jahre für sich und seine erben von bede, hertschilling, wacht- und erbgeld [3].

Im jahre 1468 war er schultheifs am hufengericht des stiftes SAlban vor Mainz, das zu Friedberg gehegt wurde.

Endlich kommt dieser Kuno zwei mal in Friedberger urkunden mit einem beinamen vor, der beweist, dass er ein wol nicht vollbürtiger sprössling des rittergeschlechts von Reiffenberg war.

In der sühne der stadt Friedberg mit der dortigen burg vom jahre 1482 ist *Cune Aleber von Riffenberg* teidingsmann der stadt [4].

[1] zinsregister und rechnungen der Friedberger pfarrkirche im Darmstädter staatsarchive.

[2] PhDieffenbach Geschichte der stadt und burg Friedberg s. 324 und 325. seine andre bürgermeisterliste hat den namen Hennes in abweichender schreibung.

[3] orig.-urk. vom abend SMichaels im Gr. staatsarchiv. depositum d. stadt Friedberg nr 81.

[4] freitag nach Elisabeth. Gr. haus- und staatsarchiv zu Darmstadt sub Friedberg.

sein wappensiegel stimmt genau mit dem des flügelstammes des rittergeschlechts überein, bei dem der vorname Cuno beliebt war. es führt die umschrift *Cone alber vō riffenb'g.*

Vor dem jahre 1478 hatten ferner Rudolf und Ulrich von Mulhoffen, gläubiger der stadt Friedberg, den *erbarn Con Alber von Ryffenberg*, bürger zu Friedberg, zu Cronberg gerichtlich bekümmern lassen. sie verglichen sich mit ihm, nachdem sie inzwischen sich mit Cone verschwägert hatten, freitags nach dem h. kreuztage 1478 [1].

Chun Alber hinterliefs eine witwe, Elßgin Armbrustern, die sich mit Hen Goltschmid wider verheiratete. aus ihrer ehe mit Chun war eine tochter Hille (oder Hilchin) hervorgegangen, die mit Hanß Sattler (1523 städtischer rentmeister) verheiratet war.

Zwischen Goltschmid und seiner stieftochter entstand streit über den nachlass der witwe des Chun. Goltschmid wurde mit 50 fl. und einem drittel des hausrats und der eigenen liegenden güter abgefunden, das nach seinem tode wider an Hille oder ihre erben fallen sollte [2].

Die söhne stammten sonach aus früherer ehe.

Es sei daran erinnert, dass Erasmus beziehungen zu gliedern des rittergeschlechts vReiffenberg hatte und dass er zeitweise im dienst des ritters Konrad vHattstein stand, eines nachbarn und verwanten der Reiffenberger [3].

Nach dem vorstehenden darf angenommen werden, dass Erasmus ein 'pfaffenkind' war, das aber durch die nachfolgende ehe seines vaters legitim wurde. dass er als junger student unter solchen verhältnissen seine herkunft verschleierte und statt etwa Staden Frankfurt als heimat angab, ist wol erklärlich. er mag zu Staden geboren sein, als sein vater dort geistlicher war [4], der sich dann später nach Bruchenbrücken versetzen liefs und schliefslich nach Engelrod als evangelischer pfarrer verschlagen wurde. über des vaters dienstverhältnisse geben vielleicht archivalien des

[1] Darmstädter haus- und staatsarchiv, urk. sub Friedberg. die Mulhofer nennen ihn ihren schwager. es wird das rheinpfälzische geschlecht vMülhofen zu Landau sein.

[2] aus einem ratsbuch der stadt Friedberg im Gr. hess. haus- und staatsarchiv, fol. 44. der undatierte eintrag rührt aus dem jahre 1523 her, wie das ratsprotokoll vom donnerstag nach lätare dieses jahrs beweist.

[3] Schnorr aao. s. 28 und Wyfs aao. s. 412.

[4] Schnorr aao. s. 3.

isenburgischen gesamtarchivs und der ehemaligen ganerbschaft Staden nähern aufschluss. — der übersicht halber füge ich eine tafel bei:

Kuno Aleber von Reiffenberg,
gesessen zur Rusen zu Friedberg, bürger daselbst.
1461—1505.
gattinnen: 1) tochter des Thonges u. der Krin Becker zu Ober-Mörlen.
2) NvMulhoffen, 1478.
3) Elßgin Armbrustern, † vor 1523.

N. N.? verheiratet an Wolf Keller zu Butzbach.	Henne Alber zur Rusen, später schultheifs zu Ober-Ursel, 1491—1526.	Dietrich (Alber), pfarrer zu Bruchenbrücken u. Engelrod. 1528 u. 1534. gattin: Greth.	Hille, verheiratet an Hans Sattler, 1522.

tochter, verheiratet an Johann Dorplatz d. jüngern zur Reusen, 1520 ff.	Erasmus Alber, † 1553, 5/v.	Andreas Alber, schullehrer zu Friedberg, 1524.

Darmstadt. GUSTAV FRHR. SCHENK ZU SCHWEINSBERG.

ZU EBERNANDS HEINRICH U. KUNIGUNDE.

Für die kritik und erklärung dieses gedichtes bleibt auch nach Bechs eingehender recension der Bechsteinschen ausgabe, Germ. 5, 488 ff, manches zu tun übrig. ich bespreche hier einige interessantere stellen:

v. 100 f. *wand ich bin wunt biz in den tot von angestlichen vunden. vunt* heifst nicht, wie Bechstein will, 'gedanke'. Bech schlug vor *wunden* zu lesen, wobei *wunden* übertragen für *sünden* stehe. es ist aber geradezu *sunden*[1] in den text zu setzen, da man dem dichter keinen reim *u : ü* zutrauen darf[2]; auch v. 2881 f werden, wie an unserer stelle, *sunden* und *gefrunden* gereimt.

v. 348. das von den Slaven zerstörte Merseburg bot einen jämmerlichen anblick, *sô gar was ez vergrêtet.* Bechstein und Lexer (s. v. *vergræten*) haben mit dem verbum nichts anzufangen gewust. es ist eine ableitung von *geræte*, vgl. v. 673 : der kaiser bringt Merseburg wider in die höhe *an gebûwe und an geréte.* anders Bech Germ. 20, 40; Anz. xxv 65.

[1] auf die regelung der orthographie kommt es mir hier nicht an.
[2] die von Bechstein angeführten fälle s. xx sind anders zu beurteilen.

v. 1115. *getunche*, worauf die überlieferung hinweist, gibt einen guten sinn; das wort ist collectiv zu *tünche* 'tunica, kutte', das Paul scharfsinnig aus der verderbten überlieferung von Tristan als mönch v. 1696 erschlossen hat, vgl. auch Paul Nachtrag zu Tristan als mönch, zu v. 985. das kloster wird von Ebernand als versammlung von kutten bezeichnet.

v. 1183 verlangt keinerlei änderung, zum inhalt vgl. v. 1364.

v. 1531 ist mit der hs. zu lesen: *ich wil es verwizzen ûch durch got* dh. 'ich will es euch um Gottes willen nachsehen, verzeihen'.

v. 1921 ist *niht* vor *verre* einzusetzen.

v. 2483—85 sind alle änderungen des herausgebers unnötig. nach *phruonde* v. 2485 gehört punct; *zerstuonde* steht unpersönlich.

v. 2832 f ist die überlieferung ganz in ordnung, *daz buoch* steht ἀπὸ κοινοῦ.

v. 2904 ist wol vor *verjên* einzuschieben *hât*.

v. 3731 ist das überlieferte *abietere* gewis richtig, aber Bechs auffassung aao. s. 501 ist ganz unglaublich. es ligt hier die nachbildung eines lat. wortes vor, die *detractores* der quelle werden 'abjäter, abreifser' genannt[3].

v. 4006. mit der *schrift* ist doch wol die bibel gemeint, dem dichter scheint eine erinnerung an Jo. 21, 25 vorzuschweben.

v. 4413 l. *wie* statt *swie*.

v. 4602 l. *sô lieb ist ime mîn trehtîn*.

v. 4713 ist nach mafsgabe der überlieferung *die* st. *dô* zu schreiben.

[[1] einen beleg für *abejeten* weist mir ESchröder nach bei Schönbach Miscellen aus Grazer hss. II s. 25, wo *depastus est* ps. 79, 14 widergegeben ist durch *hat berauft und abgegeten*.]

Wien, 18 märz 1899. M. H. JELLINEK.

In dem gedichte Von Christi geburt v. 88 ff bei Kraus Deutsche gedichte des 12 jhs. s. 5 heifst es von Maria: *Id waf ein michel wund̄, dad die magit ivnge Gebar ein kint an alle wifeit.* einfacher als Rödigers vorschlag, Anz. XXIV 61 ist es statt *wifeit wifeit* zu lesen. M. H. JELLINEK.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1899.



INHALT.

— — —— —

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 1 januar 1899

The Student's Dictionary of Anglo-Saxon, by Henry Sweet. Oxford, Clarendon Press, 1897. xvi und 217 ss. kl. 4°. — 8 s. 6 d.

Ein altenglisches wörterbuch aus der hand des rühmlich bekannten sprachforschers Sweet darf n vornherein bei allen freunden der englischen philologie freundliche und dankbare aufnahme gewärtigen. was uns so lange gefehlt hat, besitzen wir nun: ein billiges, knappes, umsichtig und verständig gearbeitetes, annähernd vollständiges wörterbuch des altenglischen sprachschatzes aus der werkstätte eines hervorragenden fachmannes, worin nicht blofs formen und bedeutungen mit wünschenswerter genauigkeit verzeichnet sind, sondern auch andre hilfen wie hinweise auf etymologische zusammenhänge, sorgfältige angabe der rection der verba, phraseologisches ua. geboten werden. das buch ist ein würdiges seitenstück zu den frühern arbeiten des verfassers, die auf die englischen studien, besonders ihre verbreitung in weitern kreisen, so nachhaltig eingewürkt haben. unter den neuerungen, die S. in seinem werke durchführt, möcht ich den durchgehnden versuch, die etymologischen werte der wurzelvocale durch genaue bezeichnung zu unterscheiden, und sodann das bemühen, alles zweifelhafte besonders in flexion und genus gewissenhaft anzudeuten, besonders hervorheben. äufsere verhältnisse haben S. zu raschem abschlusse gedrängt, der auch mit rücksicht auf unsre unzulänglichen lexikographischen hilfsmittel dringend erwünscht war. wenn ich nun im folgenden eine reihe von besserungen oder ergänzungen vorlege, bin ich mir wol bewust, dass alle wünsche und änderungen, die man vorbringen möchte, gegenüber der fülle der vortrefflichen, reichen und vielfach neuen belehrung, die das buch auf engstem raum und in bequemster form bietet, nur kleinigkeiten sind.

In der abgrenzung seines gebietes gegen das me. hin scheint mir S. eine zu starre grenze gezogen zu haben, wenn er wörter aus texten der 'übergangszeit', wie sie zb. Kluge in seinem Lesebuche vereinzelt, Assmann in seinen Homilien reichlicher bringt, vielfach ausschliefst, dagegen doch wider zu gunsten der jungen teile der Chronik eine ausnahme macht. da ein wörterbuch etwas dehnbarere grenzen hat als etwa eine grammatik, und da S.s buch vor allem praktischen bedürfnissen dienen soll, wäre eine art anschluss an das in demselben verlage erschienene Mittel-

englische wörterbuch von Stratmann in Bradleys bearbeitung wünschenswert gewesen; was hier an worten der übergangszeit nicht verzeichnet ist, entweder weil Stratmann-Bradley nicht so weit zurückgreifen wollten, oder weil zu ihrer zeit die eine oder andre späte quelle noch nicht erschlossen war, hätte S. füglich aufnehmen und im notfalle als sehr spät kennzeichnen können. handelt es sich doch vielfach um altes sprachgut, das aus mannigfachen gründen erst spät an die oberfläche kommt. auch in der aufnahme von eigennamen hätte S. etwas weiter ausgreifen können. orts- und personennamen scheinen absichtlich ausgeschlossen, aber auch von länder- und völkernamen vermisst man vieles: wie *Cumbras* (Thorpe Dipl. angl. 240), *Cumbraland, Defnas, Defnascir, Dornsǽte* usw. wenn *Róm*, *Ēgypte*, *Fáriséisc* uä. erscheinen, durfte man auch *Eoforwic, Lundenburz* ua. erwarten. war etwa eine feste grenze zu ziehen, so hätte diese wenigstens die geographischen namen der Chronik einschliefsen sollen. auf jeden fall hätte S. ferner jene zweiten teile der composita an ihrer alphabetischen stelle mit einfachem hinweis auf die zusammensetzung anführen sollen, welche nicht als simplicia gebraucht werden; in diesen steckt oft wertvolles sprachmaterial, das bei der gegebenen anordnung nur unvollkommen ans licht kommt, und dieser mangel wird besonders dort bei wissenschaftlich arbeitenden unangenehm empfunden werden, wo sie zugleich die ältern abschnitte von B(osworth)-T(oller) im stich lassen.

Bei lehnwörtern beabsichtigt S. nach p. x die quelle anzugeben; allein bei einer nicht unbeträchtlichen anzahl solcher aus dem lateinischen oder romanischen ist dies unterblieben; so bei *céac, cipp, cleofa, cylen, flizel*, dem auch bei Kluge Grundriss[2] I 339 fehlenden *zabote* (*gabata*), *zellet, læfel, manzian, manzere, must, myderce* (Kluge ESt. 20, 335), *myrten, pic, pise, preost* (nicht aus *presbyter*, sondern mit Lindström ESt. 20, 147 aus *prae-* oder *propositus*), *prút* (Kluge ESt. 21, 335), *pundor, punz, stofa* (Kluge Grundr. I[2] 338) ua. der ansatz der quantität des tonvocals ist bei lat.-rom. lehnwörtern nicht immer genau; so schreibt S. zwar *mazister, zizant, márúfie*, dagegen *práfost prófost* unrichtig mit langem, *Azustus* (s. v. *sizan*), *betonice, ceder, cher, Ēgypte, meter, not, notere, predician, stol(e), titol, titelian, trisc* und manche andre mit kurzem tonvocal. auch die altsächs. wörter der Genesis sind ungleich behandelt; während bei einigen ihr ursprung hervorgehoben wird, fehlt bei andern diese angabe: so bei *cúsc, hearmscaru, hearra, preaweorc, wuldrad* ua.: bei *bism* [illegible] so schreibt S., während ich mit Kluge langen vocal für richtig halte) ist die bedeutung 'beichi' gar nicht verzeichnet. hat dieses wort diese bedeutung im ae. auch aufserhalb der Genesis B? Kellner nimmt sie in seiner dissertation Zur litteratur und sprache von Worcester s. 7 für Bosw. Greg. Angl. 3, 71, 16 rundweg an, ohne sie zu stützen, ich leugne; dagegen, sich auf Wulker berufend, dass bysen

als synonym von *bóc* gebraucht werden könne. darum hier einige belege für *býsen* als 'vorlage zum abschreiben' nach lat. exemplum, exemplar : Cur. Past. 8, 15; Aelfric, vorrede zur Genesis ed. Grein, 24, 31; vorrede zur Gramm. 3, 21; Hom. I 8; Ormulum, dedic. 100.

Auf die bestimmung der grammatischen form, des genus, der vocalquantitäten uä. hat S., wie bereits erwähnt, im grofsen ganzen grofse sorgfalt verwendet; doch begegnet man manchen ungleichheiten. einige verbesserungen bringen meine nachträge; anderes will ich gleich hier richtig stellen. an manchen stellen erscheint dasselbe wort einmal mit kurzem, ein anderes mal unrichtig mit langem vocal; so *bed-cléofa* : *cleofa*, *cwyld-hreþe* : *hréaþe-mús* 'fledermaus', wo nach der etymologie 'die rasche' (vgl. *hrére-mús*) kürze gilt; *nied-þráfunȝ* : *þrafunȝ*, wo Zupitza Anz. XI 128 kürze erwiesen hat; *múse-pise* : *pise*. kurzen vocal setzt S. in *ficol hnitol miȝol scitol slitol spiwol sticol swicol* an; warum langen in *bitol ȝripol wid-scriþol wiȝol*? umgekehrt hat langer vocal zu stehn : wie in *wan-hlýte* so auch in *efen-*, *or-hlýte*, worauf sowol die formen mit *é* weisen wie auch ahd. *urhlôzi*; *ȝietan*, wie auch *áȝieta áȝietan* Sievers Beitr. 10, 313; aufserdem ist S.s ansatz von *áȝietan* als starkes verbum unrichtig; ferner *ȝéatan* 'grant', danach auch *ȝéten-wyrde*. richtig schreibt S. *ǣ̂* in *man-þwǽre* = ahd. *man-dwâri*, unrichtig *ǣ* in *ȝeþwǽre* und dessen ableitungen. aus einem casus obliquus unrichtig erschlossen ist *ieþ-wilt* statt *-e*; *þole-byrde* 'patiens' Scint. 13, 11. 13; *ȝehlyta* 'companion' ist eine grammatisch unmögliche form; *hwer* 'kessel' kann weder grammatisch noch nach den formen der übrigen germ. und aufsergerm. verwanten umlaut-*e* haben. warum schreibt S. *ealdor-neru* fem., *feorh-nere* masc.? aus Guthl. 890 folgt mit sicherheit fem.; vgl. Sievers Beitr. 9, 243. der ansatz *hliet-* ist zu vorsichtig; nom. acc. *hlýt* = *hliet* sind ja belegt. allzu vorsichtig ist S. auch bei wörtern, deren vocallänge aus der metrik erschlossen ist; hier drückt er die länge zwar regelmäfsig, aber nur nebenbei aus, schreibt aber bei folgenden widerholungen kürze; man sehe zb. *þrówian* nebst ableitungen. sind die aus metrischen kriterien gewonnenen ergebnisse nicht ebenso vollwertig wie die erschliefsungen für laut- und formenlehre? die sehr dankenswerten verweisungen von einer form oder einem worte auf ein andres hätten sich mit nutzen vermehren lassen; so wäre von *æȝnan* auf *eȝenu* zu verweisen gewesen und umgekehrt; *ærn* X *ræsn*; *cearcian* X *cracian*; *hop-páda* : *hup-bán* ua. zum zwecke der vereinfachung setzt S. gewöhnlich die früh-ws. form an, was sehr vernünftig, aber gewis nicht immer leicht ist; manchmal bin ich mit seiner normalisierung nicht einverstanden. so nicht, wenn er die composita mit *ieþe* im ersten glied alle, jedoch mit ausnahme von *éaþ-mód* nebst ableitungen, unter *ieþ-* ansetzt; die u-stämme, zu denen *ieþe* doch wol gehört, haben in der compositionsfuge noch das alte *u* gehabt (Kluge Grundr.

i² 474), und schon das reichliche überwiegen der umlautlosen formen mit *éap-* (58 gegen 6 *ép-* und 3 *ýp(e)-* bei Grein) hätte S. leiten können : *éap-mód* zeigt die unbeeinflusste form ohne schwanken.

Auf einzelheiten übergehend geb ich nun kleine nachträge, die sich einem künftigen lexikographen oder auch einem supplement zu S.s buch, das vielleicht nach einiger zeit nötig werden dürfte, nützlich erweisen mögen.

ábrǽdan 'backen' Kluge (Litteraturblatt 1882, 388). — *áceócian* doch wol mit langem vocal? — *ác-holt* Kluge ib. — *ácumendlic* übersetzt Angl. 7, 30. 280 'possibilis'; *unácumendlic* 'impossibilis' Reg. Ben. 128, 9. 10. — *ácwylmian* 'gequält werden' Wulfstan 220, 5. — *ábylgð* neutr. El. 401. — *æfen* neutr. Gen. 138; El. 139. — *æfen-glómung* Beda ed. Schipper 9, 54. — *of áfesan* 'detondere' Aelfr. Gramm. 157, 16 f. — *æf-hynde* 'absens' Angl. 13, 449; vgl. *ge-, of-, on-hende*. — *æfre* : das ae. hat einen anlauf genommen, *æfre ænig* zu einer festen verbindung zu verknüpfen, die aber noch nicht wie *æfre ælc* eine dauernde einheit ergeben hat. hier einige belege : Beda 499, 22 (nach Wülfing Syntax i 407); Bl. hom. 79, 9—10. 95, 31. 169, 2; Wulfstan 16, 3. 69, 17—19. 96, 12. 13. 98, 1. 102, 25. 207, 24. 277, 20; Thorpe D pl. 340; besonders charakteristisch ist *ealle þá drýcræftas þe æfre ænig man æfre geleornode* Wulfstan 101, 3. — *æ[illegible]stenn* Kluge [illegible]. — *æ[illegible]er* — acc. scheint vorwiegend nordh. zu sein; vgl. Napier Angl. 1[illegible], 152 f. — *æl* ist wegen ganz verschiedenen ursprungs von *æ[illegible]* zu trennen und letzteres mit [illegible]. — *æ[illegible]ne* [illegible] Ep. 34 38; vgl. *efne*. — *æ[illegible]* WW [illegible] vgl. S[illegible] Ags. nominalcompo[illegible] — *æ[illegible]* [illegible] WW 160, 11. — *æ[illegible]* [illegible] S[illegible] 34. — unter präp. [illegible] vorn., oben, bisher [illegible] vgl. Cur. past. 73, 19. 21 = [illegible] 157, 3. 266, 10. 268 — [illegible] gedeutet ist nur [illegible] ae. *æfter-* [illegible] Schade 105 [illegible] [illegible] *Sanctus Martin* [illegible] zur [illegible]

Bibl. d. ags. poesie I[2] 323, 58; vgl. *siþþan ǽrest.* — *ǽswind* gehört wol nicht zu *áswindan,* sondern ist das negativum zu *swíþ.* — bei *æt* präp. hat S. die fügung mit dem accusativ gar nicht verzeichnet; sie ist nicht so selten wie es nach den wörterbüchern von Grein, BT und Hall erscheint : *æt his cnéowa* Blickl. Hom. 43, 30; *æt þá endlyftan tíd* ib. 93, 6; *æt þysne andweardan dæz* 125, 17; *æt þá ýtmestan zemǽro* 'bis' 133, 35. sodann fehlen wendungen wie *ic æt eom* 'adsum' Aelfr. Gramm. 202, 7; *ðæt rip æt ys* 'adest messis' Marc. 4, 29; Scint. 20, 19; Zs. 31, 19. — *ǽt* 'speise' erscheint gerne in der reimformel *ǽt and wǽt* Reg. Ben. 69, 14. 19; bei Aelfric : Sweet Ags. reader[2] 80, 147; Wulfst. 103, 1 ua. — *æthealdan* 'reservare' Scint. 109, 18. — neben *ǽwielm* begegnet auch *ǽwielme* Oros. 12, 19. 20 wie *welsprynze* Cur. past. 467, 31 neben *wiel-sprynz.* — *ádl* ist auch neutr. Sweet Selected homilies of Aelfric 73, 291. — der gebrauch des verbums *ázan* im sinne eines hilfsverbs 'müssen, sollen' ist etwa um das jahr 1000 fest entwickelt. da BT hierfür keine belege bringt, führ ich die folgenden an, die ich mir als die frühsten notiert habe; vielleicht vermag einer der fachgenossen noch ältere beizubringen. Wulfst. 39, 16. 123, 2. 135, 31. 238, 1. 279, 18. 290, 18. 292, 2. 294, 20. 24. 30. 295, 4. 302, 4. 307, 26. mit dem genetiv ist *ázan* construiert Wulfst. 294, 32, worin es sich mit *habban* + gen. vergleicht. — für *álinnan* ist *álynnan* zu schreiben, da das wort zu got. *lun* 'lösegeld', *usluneins* 'erlösung' gehört; vgl. aufserdem kent. *álenian.* — für *áliþian* ist die bedeutung 'dismember' nach Grein wol nur aus einer vorausgesetzten etymologischen beziehung zu *lið* erschlossen; 'entledigen' scheint mir im anschluss an Kluge s. v. *ledig* die eigentliche bedeutung : *ic áhredde oððe út áliðize* 'eruo' Aelfr. Gr. 167, 14. hierher auch das bisher übersehene *zeliðian zeleoðigan* 'freimachen' Dial. Greg. Angl. 2, 68. — neben *ámánsumian* findet sich auch *ámǽnsumian* Reg. Ben. 48, 10 und var.; vgl. *zemǽnsumian.* — *ámol(n)snian* ist druckfehler. — *ána* ist nicht blofs, wie S. richtig ansetzt, für masc. und fem. in gebrauch, sondern es ist eine erstarrte form, die auch für die casus obliqui und den plural eintreten kann : Schrader Studien zur Aelfricschen syntax 33 f; Angl. 12, 605; *mé ána forlǽt* (imper.) Hom. II 184; plur. *hí ána standað* Aelfr. Gramm. 259, 3. — *anbidian* schreibt S. mit *ī*; doch vgl. Sievers Zs. f. d. ph. 21, 356, wo für diese denominale ableitung nach *anbíd* *ĭ* gefordert wird. — neben *ăncor* 'anachoreta' müssen wir mit Kluge Beitr. 8, 536 gewis *áncor* gelten lassen; vgl. *aáncora* Beda ed. Miller 100, 20. 424, 12. — zu *anda* gehört die nebenform *anoþa,* die S. als getrenntes wort ansetzt. — *andéaw* 'arrogans' Scint. 151, 17. 152, 12. 221, 8. — *andfenznes* heifst, dem adj. *andfenze* 'genehm' entsprechend, auch 'annehmlichkeit, bevorzugung' Wulfst. 253, 21. — im zweiten gliede der zusammensetzungen *and-zéte, éð-(be)zéte, or-zéte, tor-*

bezéte ist überall mit Sievers Beitr. 9, 206 anm. langer vocal anzusetzen, der seitdem durch die metrik bestätigt ist; vgl. Luick Arch. 98, 443. ich füge hinzu, dass nach Kluge Nom. stammbild. § 231 der ganze typus langen vocal fordert; daher auch *tep-bede* nach S.s weise mit *ǽ* zu schreiben war, wie richtig für *tréde* *ǽ* vermutet wird. — statt *án-hýdiz, án-mód, án-rǽd* fordert Sievers Zs. f. d. ph. 21, 361 f *ăn-*, wofür bei *anmód* schon der wechsel mit *onmód* spricht. von *anmód* stammen die bei S. richtig angesetzten *ze-an-méttan* und *an-médla*. d a n e b e n wird man wol auch ein *án-mód* (so Kluge im Ags. lesebuch[2], glossar) anzusetzen haben. — *ánnihte* 'one day old' Kluge aao. — die form *anstyllan* 'put in stall or stable', die S. wol nach Liebermann Angl. 9, 262 ansetzt, ist zweifelhaft, da man mit Kluge Ags. lesebuch[2] 46, 40. 50 das *an-* als dativendung = *-um* zum vorausgehenden wort ziehen kann; Kluge setzt demnach im glossar *styllan* an. — statt *án-tíd* Beow. 219 dürfte jetzt wol Cosijns erklärung *an(d)-tíd* Beitr. 8, 568 allgemein angenommen sein. — *ansýn* ist auch neutr,; vgl. Grein, Cook und Lindelöf; ferner Beda 486, 6. — *ápullian* Kluge aao. — *ár* 'besitz' trennt Kluge von *ár* 'gnade' und begründet seine etymologie Beitr. 9, 192. — bei *árléas* bezweifle ich für die ae. zeit die bedeutung 'unbarmherzig'; vgl. meine bemerkung GGA. 1894, 1013. — S. schreibt *arǽfnan* mit *ă-*; aber nimmt man diese vorsilbe überhaupt als lang an, dann muste hier, trotzdem das *r* ganz ausnahmsweise erhalten blieb, wol durch einwürkung aller übrigen worte gleichfalls länge auftreten. — *áre* schw. fem. neben *ár* 'ruder' Kluge aao. — bei *ásc̣ian* bezweifle ich die bedeutung 'experience', die sich n u r auf Beow. 423. 1206 stützt; für diese beiden stellen hat schon Körner Engl. stud. 1, 488 'herausfordern' angesetzt, und ich stimme ihm zu, da das fehlen der partikel *ze-* nicht gleichgiltig ist. — *assa* ist auch fem. Aelfr. Gramm. 26, 9. — *átiktincz* 'intentio' Scint., s. gloss. — *átillan* 'adtingere' Scint. 100, 15. — *áweorpian* 'steinigen', *áwrǽnan* 'geil machen' bei Kluge aao.

bana nach bekannter weise auch fem. 'mörderin' Angl. 1 155, 23. — *becidan*, *bedrian* (zu *dry*) Kluge aao. — *belim* 'conglutinare' Scint. 96, 19. — *béo-cere* 'bienenzüchter' ist in B ganz verfehlt aus *beo* + lat. *herus* gedeutet; es gehört natürli zu mhd. *bikar* 'bienenkorb' mit got. *kas* im zweiten teile, wovo *-cere* mit *-ja-* als nomen agentis abgeleitet ist; hierher auch n *imker*. — *beod(d)ian* bei S. nach Liebermann Angl. 9, 2 'tischlern' aus *beod*. nach Kluge Ags. lesebuch[2] 46, 50 *beoddi* = *beddian*? — das von Grimm, Mätzner (s. v. *bent*), Kluge s. *binse*, Hall und andern angeführte ae. *beonet* verzeichnet S. nic nach NED. s. v. *bent* gibt es kein derartiges ae. simplex, dageg erscheint *beonet-* häufig als erster teil in zusammengesetzten or namen. — *beor-drǽsta* 'dregs of beer' Kluge aao. — in ersten silbe von *Beornice* 'Bernicians' ist ursprünglich wol la

quantität anzusetzen, da der vocal wie der in *Tréenta Tréanta Tréonta* 'fluss Trent' durch contraction entstanden ist : *Brigantícia*, hieraus nach schwund des intervocalischen *g* altkymr. *Breennich*; s. Zimmer Nennius vindicatus s. 92. — *béotlíce* 'exultingly' Napier Roodtree 26, 30. — *bereȝnian : ân Cristes bóc mid sylure berénod and m. róde éac mid sylure berénode*. Thorpe Dipl. angl. 243 'mit silber beschlagen'. — *bescéawod* 'um-, vorsichtig'; vgl. *unbescéawod*, Sohrauer 32. — *beswǽtan* 'desudare' Scint. 111, 14. — *beswicenes* 'deditio' Heyne Engl. stud. 7, 132. — *bétan : þurst b.* 'durst löschen' Napier Roodtree 4, 5. 9. 18. — neben *bewealwian* auch *bewylwian* Scint. 107, 14. — *biddan and béodan* ist formelhaft : Wulfst. 39, 11. 120, 1. 8. 246, 19. 271, 8 = 308, 4. 291, 2; ähnlich *biddan and hálsian* Wulfst. 298, 26 uö.; Guthl. 2, 10. — wenn sich der nom. sg. *ȝebielde* nicht belegen lässt, so ist einfach part. *ȝebielded* anzunehmen; vgl. *ȝebyld* Jud. 4, 14; WW 243, 6; Aelfr. hom. I 52; *ȝebeld* Zs. 9, 492 b. — die von S. im Anglosaxon primer p. 96 seit lange vorgetragene und im wörterbuch jetzt widerholte ansicht, *bil(e)wit* aus **bile-hwít* bezeichne ursprünglich 'white (= tender) of bill', originally no doubt applied to young birds, and then used metaphorically in the sense of 'gentle, simple', galt mir immer als unwahrscheinlich; das erste glied gehört doch wol zu nhd. *billig* (s. Kluge Wb.) und das zweite, in welchem das *h* erst spät auftritt (vgl. die aws. formen bei Cosijn I 58) zu *wit*; vgl. NED s. v. *bilehwit*. — *biscop-wyrtil* WW 134, 41. — *bismer* auch fem. Sohrauer 49. — auf langes *i* in *bi-* weisen schreibungen wie *biȝswic* Blickl. Hom. 173, 31; *biȝswica* 173, 21. 187, 30; vgl. S. s. v. *beswic*. — *blód-lǽs-tíd* 'zeit zum aderlassen' Leechd. 2, 148. — *borȝ-hand* fem.? als masc. kenn ich es aus Aelfr. Gramm. 50, 15. 60, 16; plur. *borhhande* WW 78, 33. — *brédan* 'brüten'; den als einzig geltenden beleg hat S. selbst aufgefunden, doch in seinem wörterbuch übersehen; vgl. Skeat Et. Dict. Suppl. 782; vgl. aufserdem Sohrauer p. 50. — *bred-weall* 'brett-, plankenwall' Chron. 189; s. Engl. stud. 20, 148. — *bréost* ist fem. Beow. 453 nach Sievers Zs. f. d. ph. 21, 359. — von *Brettas* erscheint auch der singular: *Pélágius se Bryt*, Beda ed. Miller 6, 23. — *breðel*, name einer unfruchtbaren staude? Bibl. I² 325, 16. — *bridel* : Erf. 127 gibt noch die für die etymologie nützliche ältere form *briȝdils*. — ein ae. *brimse* 'bremse' führt Kluge im Wb. an; ich kenne aufser der angabe *brimsa* bei Lye nur *briusa* '*mi* written over' Leiden 230, also *brimisa*? — *brim-þisa*, *mæȝen-þisa* mit langem *i* nach Sievers Beitr. 10, 510; vgl. *wæter-þis(s)a* bei S. — *budda* 'käfer' sehr spät, WW 543, 10. — *bune* Sievers Beitr. 9, 247 und Kluge Ags. leseb. mit kurzem *u*. — *bune* 'canna, harundo, calamus' WW 198, 12; ne. *boon*, *bun*. — *byrdistrae* OET. p. 109, 1153 fehlt; hätte Schlutter Angl. 19, 115 die schon längst von Kluge Nom. stammbildg. § 50 gegebene erklärung 'sticker' beachtet, so

hätte er gewis seine mislungene deutung zurückgehalten [1]. — neben *byrȝen-léoð* erscheint auch *byr(i)ȝ-léoð* WW 490, 20; neben *byres* auch *byrs* Corp. 1795. — *byrn-sweord* 'flammenschwert' zu *bryne* Blickl. hom. 109, 34. — *byrðen-mǽte* '(h)onerosa' WW 83, 11.

cæsternisc 'städtisch, bürgerlich' Thorpe Diplom. angl. 244, 13. — *casse, -a*? 'netz', lat. *cassis* WW 200, 36. — zu *céap* : *bútan cépe* 'gratis' Scint. 131, 11. — *céoc-ádl* Leechd. II 310. — *céte, cýte* 'hütte, kammer', nach S.s bezeichnung mit *ie* zu schreiben, muss als schw. fem. aus grammatischen gründen langen vocal haben; vgl. aufserdem Ps. 78, 2 und die accente in Blickl. hom. 217, 25 und Beda 202, 26. — zu *ciepan* : *cýplic* 'venalis' Scint. 98, 17. — *clacu* ist belegt : Wulfst. 86, 10. — die form *clǽð* neben *cláð* ist nicht so schlecht bezeugt, dass man sie mit S. ganz übergehn oder mit Murray als zweifelhaft bezeichnen dürfte; sie erscheint aufser an der von BT und Murray angezogenen stelle noch zweimal in Leechd. III 118, 22 als masc.; und warum setzt S. *cild-cláþ* als neutr. an? *cild-cláðas* Corp. 623; WW 216, 9. — *cim(b)-stán* 'basis' Scint. 226, 2; vgl. NED. s. v. *chime, chimb.* — *clĭfe* Sievers Beitr. 9, 247. — über ein starkes verbum *clifan* neben *cli(o)fian* vgl. Sievers Beitr. 9, 277. 10, 497 unter beachtung von Cosijn I 203. — *cliþa* 'pflaster, umschlag' dürfte mit Zupitza Aelfr. Gramm. 33, 13 wegen der nebenform *cleoða* Zs. 9, 478 mit ĭ (vielleicht neben ī?) anzusetzen sein. — *cliþe* 'lappa, klette' verdient gebucht zu werden; Ep. 613 in OET ist wol mit unrecht als fehlerhaft bezeichnet; vgl. Kluge s. v. *klette* und NED s. v. *clithe.* — *clið-wyrt* 'rubea minor' Leechd. III 50, 8. — *cloccettan* = *cloccian* Leechd. II 220, 18. — neben *clúmian* auch *clummian* Wulfst. 190, 27. — neben *cnéatian* auch *cnitan* Scint. 51, 12. — *cod* 'saccus testiculorum' Zs. 31, 20. — *cost* masc. 'möglichkeit, wahl zwischen zwei dingen' Aeþelreds ges. ed. Schmid[2] p. 216, 13 § 1; ferner 'modus' bei Cook Gloss. 31. — *crinc* 'cothurnus' Kluge Engl. stud. 20, 333. — für *cristenian* (ĭ halte ich für richtiger) könnte in seinem gegensatze zu *fulwian* schärfer 'catechize' als grundbedeutung angesetzt werden; es bezeichnet zunächst das der eigentlichen taufe vorausgehnde unterweisen im christentum, das vornehmlich im beibringen des pater noster und des credo bestand; vgl. Blickl. hom. 213, 14—15. 215, 34—36; Wulfst. p. 33. — neben *cwedol* begegnet *cwidol* Bibl.[2] I 315, 63; vgl. *hearm-cwidol, wiþer-cwidol.* — statt *cýcen* 'chicken' sollte S. seiner orthographie entsprechend *ciecen* schreiben. — *cylle* masc. aus lat. *culleus* ist von *ciell(e)* fem. = me. *chelle* (auch im NED unrichtig erklärt) = ahd. *chëlla* zu trennen; vgl. Kluge s. v. *kelle*; Zupitza Anz. XI 127; Verf. Lehnworte s. 161; hierher *stór-ciell(e)*.

[1] an derselben stelle empfiehlt Schlutter im Leid. Räts. 9 statt *uyrdi cræftum* lieber *byrdicræftum* zu lesen (und so durch zerstörung des stabreims einen unmöglichen vers zu machen?).

dǽd-læt 'ignavus, segnis' OET p. 152. — *dæȝ-cúð* 'offenkundig wie der tag' Bibl.[2] II 252, 40. — *dǽl* wie ahd. *teil* auch neutr.; s. Cook. — *daroð-æsc* El. 140 fehlt. ich halte gegen Cosijn I 128. 202 und gegen Swaen Angl. 17, 124 an der handschriftlichen lesung fest. schon Frucht hat auf die metrische schwierigkeit im falle der vorgeschlagenen änderung, die auch Zupitza in der 1 auflage versucht hatte, hingewiesen. fasst man das wort als neutr., so ist alles in ordnung. — **dieȝan déȝan* 'sterben' verdiente erwähnung : vgl. Napier Roodtree p. 38. — *domne* auch 'nonne', vorzüglich 'äbtissin'; Liebermann Die heiligen Englands s. 3 § 9. 10. 12 und s. 4 note 2. — *doxian* 'dunkel, schwarz werden'; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *dréahnian* mit vocallänge nach der etymologie; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *droppunȝ* mit *pp* verlangt Ps. 64, 11. — *dryht-ȝuma* heifst auch 'paranymphus' Corp. 1476. 1514 usw. [wie ahd. *truhtigomo*]. — *dýfan* muss wegen der me. formen umlaut von *ú*, nicht *au* enthalten.

Der ansatz *ealde-fæder* 'grofsvater' ist unrichtig; er stammt aus WW 173, 6, den in Junius abschriften erhaltenen Rubensglossen, die viel junges oder unrichtig gelesenes bieten. freilich corrigiert Kluge Angl. 8, 451 die form nicht; aber *ealda fæder* ist gesichert durch WW 308, 28; Byrhtn. 218; Aelfric On the Old Testament ed. Grein 6, 32; Aelfr. Gramm. 299, 21 in allen hss. — *eald-ȝefá* als compositum Oros. 118, 34. — *ealdor-burȝ* erscheint auch in prosa; s. BT; ferner Beda 104, 16. — für *ealdor-léas* gibt S. nur die bedeutung 'lifeless'; es heifst aber auch 'ohne herrn, führer' Blickl. hom. 131, 21; 'orphanus' Joh. 14, 18 Durh.; Beow. 15? — *earm-sceapen* ist nicht auf die dichtung beschränkt : Wulfst. 54, 16. 101, 7 = 192, 12. aber an diesen stellen ist der ausdruck wahrscheinlich doch dichterischen ursprungs und in formelhafter verbindung durch die allitteration wie nicht selten auch noch in prosa festgehalten : *se earm-sceapena man Antecrist*; ferner Wulfst. 137, 1, wo die dichtung vom jüngsten tage Bibl.[2] II 256, 93 einfach *earm* hat. — *éastor-sunnandæȝ* 'ostersonntag' Wulfst. 222, 21. — *éastro-symbel* nordh. 'passahfest' s. Cook. — *éað-cnǽwe* 'leicht zu erkennen' Sohrauer 42. — *efen-háliȝ* 'gleich heilig' Blickl. hom. 45, 18. — *efen-þwǽre* 'concors' Angl. 13, 450. — S. schreibt *efes* 'eaves', dagegen *efesian*, trennt also die beiden worte, die doch wol zusammengehören. — zahlreiche nordh. composita mit *efne-* = lat. *con-* und ebenso viele nordh. zusammensetzungen mit *eft-* = lat. *re-* führt S. nicht an; man findet sie bei Cook und Lindelöf. — *eft-yrn* = *eft-ryne* 'occursus' Vesp. Ps. 18, 7. — *eȝe* und *fyrhto* können wie *eȝesa*, wo S. richtig angibt 'what is terrible' auch 'schreckende erscheinung, schreckbild' bezeichnen; Napier Roodtree 26, 6. 26, 10; vgl. *eȝesa* 'gräueltat' Wulfst. 281, 4. — *ele* éinmal auch neutr. Sievers Beitr. 9, 241. — *ellen-wód* auch Aldh. gl. Zs. 9, 414 b 'zelotypus, memor, suspic(i)osus'. — *elra* gibt

S. ohne bedeutung; 'der andre', wol mit ę anzusetzen : Sievers Beitr. 9, 261.

fǽmne auch 'virago, femina virilis animi' Zs. 31, 21. — *fáhnyss* 'glanz' Assm. gloss. — *fandere* 'temptator' Scint. 206, 4. — *feorh-hyrde* erscheint auch in prosa : Beda 126, 17; ebenso *feorh-neru* : Blickl. hom. 105, 32 = Wulfst. 252, 7. — *feorlic* 'fern' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 97. — warum ist *fetian* mit ę angesetzt? — *féþan* 'zu fuſs gehen'? Assm. Hom. 116, 449. — *fifténe-wintre* 'fünfzehnjährig' Blickl. hom. 213, 1. — *finger-mǽl* neutr. 'fingerlänge' Napier Roodtree 22, 8. — gibt es ein compositum *fisc-flódu*? — *firenlust-ȝeorn* Wulfst. 253, 5. — *fitel-fóta* 'petilus' Kluge Angl. 8, 449 f; *lýtel-fóta* zweifelhaft ib. — *flanc* masc. 'flanke' Napier Academy 1894, 2 juni p. 457. — *flocȝian* 'emicare' Kluge Beitr. 9, 161. — *fnǽran* 'schnauben' Bibl.[2] I 321, 10. — *for* 'because' konnte erwähnt werden, da es schon in der Chronik auftritt; s. Earles note p. 368. — *forȝyten* = mhd. nhd. *vergessen* 'vergesslich' Blickl. hom. 57, 4; *forȝyten béon* 'oblivisci' Scint. 187, 7. — neben *forsláwian* ein *forsláwian* Cur. past. 284, 4; 'pigere' Scint. 202, 4. — *fót-lǽst* auch fem. Sohrauer 49. — *fracod-dǽd* 'missetat' Wulfst. 188, 15. — *fréols* auch neutr. Wulfst. 272, 13. 308, 31. — *fréo-wine* Beow. 430. — *friȝe-niht* 'nacht von donnerstag auf freitag' Wulfst. 305, 24. — *frís* 'crispus, comatus' Sievers Beitr. 10, 500.

Der steigernde gebrauch von *ȝe* 'und zwar, ja sogar' verdiente erwähnung; vgl. Sohrauer 30 f. — *ȝealdor-sanȝ* 'zauberlied, -spruch' Wulfst. 253, 10. — *ȝéaȝl* mit langem vocal; Sievers Beitr. 9, 210. — *ȝéar* ist auch masc. Sohrauer 49, wo es Engl. stud. 9, 38 heiſsen soll. — *ȝéar-fæc* 'jahresfrist' Wulfst. 72, 1. — *ȝebyrd-tíma* Wulfst. 312, 2. — *ȝebyrȝen(n)* fem. Bibl.[2] I 327, 16, woraus ne. dial. *barrow*, *barrie* 'kinderkleidchen, wollenes wickeltuch'; auch im NED und EDD nicht verzeichnet. — *ȝe-edstálian*, so offenbar statt *ȝe-end-* zu lesen : 'restaurare' Angl. 13, 450; vgl. *ed-staþelian*. — *ȝeléca* 'aemula' Germ. 23, 395. — *ȝelichamian* 'mit einem körper versehen' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 94. — ist der nom. *ȝeliȝer* belegt? ich kenne nur *ȝeliȝre* Oros. 30, 29. 148, 3; vgl. got. *galigri*. — *ȝemaniȝ-feald* Wulfst. 228, 15. die composita mit *ȝe-* sind bei S. etwas stiefmütterlich behandelt. warum ist bei *mǽre* 'grenze' die viel häufigere form mit *ȝe-* nicht angesetzt? — *ȝenǽman* 'rauben, entreiſsen' Guthl. 14, 11. — *ȝeoȝoð-téoþunȝ* 'zins vom jungvieh' Napier diss. s. 70. — *ȝeond* + dat. Reg. Ben. 9, 23. — *ȝeræc* Blickl. hom. 183, 25 ist offenbar das prät. eines starken verbums : *tósamne ȝeræc* 'congelaverat' Förster Archiv 91, 189; gesichert wird dieser ausdruck durch WW 208, 32 'congelaverat' *tósomne ȝeræt*, wo natürlich für *t* wie so häufig *c* zu lesen ist. hieraus ergibt sich zugleich, dass das glossar ms. Harl. nr 3376 Brit. Mus. bei WW 192 ff glossen zu dem sog. Marcellustext der Peter-Paul-acten (Passio sancto-

dǽd-lǽt 'ignavus, segnis' OET p. 152. — *dæȝ-cúð* 'offenkundig wie der tag' Bibl.² II 252, 40. — *dǽl* wie ahd. *teil* auch neutr.; s. Cook. — *daroð-æsc* El. 140 fehlt. ich halte gegen Cosijn I 128. 202 und gegen Swaen Angl. 17, 124 an der handschriftlichen lesung fest. schon Frucht hat auf die metrische schwierigkeit im falle der vorgeschlagenen änderung, die auch Zupitza in der 1 auflage versucht hatte, hingewiesen. fasst man das wort als neutr., so ist alles in ordnung. — **diеȝan déȝan* 'sterben' verdiente erwähnung : vgl. Napier Roodtree p. 38. — *domne* auch 'nonne', vorzüglich 'äbtissin'; Liebermann Die heiligen Englands s. 3 § 9. 10. 12 und s. 4 note 2. — *doxian* 'dunkel, schwarz werden'; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *dréahnian* mit vocallänge nach der etymologie; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *droppunȝ* mit *pp* verlangt Ps. 64, 11. — *dryht-ȝuma* heifst auch 'paranymphus' Corp. 1476. 1514 usw. [wie ahd. *truhtigomo*]. — *dýfan* muss wegen der me. formen umlaut von *ú*, nicht *au* enthalten.

Der ansatz *ealde-fæder* 'grofsvater' ist unrichtig; er stammt aus WW 173, 6, den in Junius abschriften erhaltenen Rubensglossen, die viel junges oder unrichtig gelesenes bieten. freilich corrigiert Kluge Angl. 8, 451 die form nicht; aber *ealda fæder* ist gesichert durch WW 308, 28; Byrhtn. 218; Aelfric On the Old Testament ed. Grein 6, 32; Aelfr. Gramm. 299, 21 in allen hss. — *eald-ȝefá* als compositum Oros. 118, 34. — *ealdor-burȝ* erscheint auch in prosa; s. BT; ferner Beda 104, 16. — für *ealdor-léas* gibt S. nur die bedeutung 'lifeless'; es heifst aber auch 'ohne herrn, führer' Blickl. hom. 131, 21; 'orphanus' Joh. 14, 18 Durh.; Beow. 15? — *earm-sceapen* ist nicht auf die dichtung beschränkt : Wulfst. 54, 16. 101, 7 = 192, 12. aber an diesen stellen ist der ausdruck wahrscheinlich doch dichterischen ursprungs und in formelhafter verbindung durch die allitteration wie nicht selten auch noch in prosa festgehalten : *se earm-sceapena man Antecrist*; ferner Wulfst. 137, 1, wo die dichtung vom jüngsten tage Bibl.² II 256, 93 einfach *earm* hat. — *éastor-sunnandæȝ* 'ostersonntag' Wulfst. 222, 21. — *éastro-symbel* nordh. 'passahfest' s. Cook. — *éað-cnáwe* 'leicht zu erkennen' Sohrauer 42. — *efen-háliȝ* 'gleich heilig' Blickl. hom. 45, 18. — *efen-þwǽre* 'concors' Angl. 13, 450. — S. schreibt *efes* 'eaves', dagegen *ȝfesian*, trennt also die beiden worte, die doch wol zusammengehören. — zahlreiche nordh. composita mit *efne-* = lat. *con-* und ebenso viele nordh. zusammensetzungen mit *eft-* = lat. *re-* führt S. nicht an; man findet sie bei Cook und Lindelöf. — *eft-yrn* = *eft-ryne* 'occursus' Vesp. Ps. 18, 7. — *eȝe* und *fyrhto* können wie *eȝesa*, wo S. richtig angibt 'what is terrible' auch 'schreckende erscheinung, schreckbild' bezeichnen; Napier Roodtree 26, 6. 26, 10; vgl. *eȝesa* 'grauelitat' Wulfst. 281, 4. — *ele* einmal auch neutr. Sievers Beitr. 9, 241. — *ellen-wód* auch Aldh. gl. Zs. 9, 414 b 'zelotypus, memor, suspic(i)osus'. — *edra* gibt

S. ohne bedeutung; 'der andre', wol mit *ę* anzusetzen : Sievers Beitr. 9, 261.

fémne auch 'virago, femina virilis animi' Zs. 31, 21. — *fáhnyss* 'glanz' Assm. gloss. — *fandere* 'temptator' Scint. 206, 4. — *feorh-hyrde* erscheint auch in prosa : Beda 126, 17; ebenso *feorh-neru* : Blickl. hom. 105, 32 = Wulfst. 252, 7. — *feorlic* 'fern' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 97. — warum ist *fetian* mit *ę* angesetzt? — *fépan* 'zu fufs gehen'? Assm. Hom. 116, 449. — *fifténe-wintre* 'fünfzehnjährig' Blickl. hom. 213, 1. — *finger-mǽl* neutr. 'fingerlänge' Napier Roodtree 22, 8. — gibt es ein compositum *fisc-flódu*? — *firenlust-georn* Wulfst. 253, 5. — *fitel-fóta* 'petilus' Kluge Angl. 8, 449 f; *lýtel-fóta* zweifelhaft ib. — *flanc* masc. 'flanke' Napier Academy 1894, 2 juni p. 457. — *floegian* 'emicare' Kluge Beitr. 9, 161. — *fnǽran* 'schnauben' Bibl.[2] I 321, 10. — *for* 'because' konnte erwähnt werden, da es schon in der Chronik auftritt; s. Earles note p. 368. — *forgyten* = mhd. nhd. *vergessen* 'vergesslich' Blickl. hom. 57, 4; *forgyten béon* 'oblivisci' Scint. 187, 7. — neben *forsláwian* ein *forsláwan* Cur. past. 284, 4; 'pigere' Scint. 202, 4. — *fót-lǽst* auch fem. Sohrauer 49. — *fracod-dǽd* 'missetat' Wulfst. 188, 15. — *fréols* auch neutr. Wulfst. 272, 13. 308, 31. — *fréo-wine* Beow. 430. — *frige-niht* 'nacht von donnerstag auf freitag' Wulfst. 305, 24. — *fris* 'crispus, comatus' Sievers Beitr. 10, 500.

Der steigernde gebrauch von *ge* 'und zwar, ja sogar' verdiente erwähnung; vgl. Sohrauer 30 f. — *gealdor-sang* 'zauberlied, -spruch' Wulfst. 253, 10. — *géagl* mit langem vocal; Sievers Beitr. 9, 210. — *géar* ist auch masc. Sohrauer 49, wo es Engl. stud. 9, 38 heifsen soll. — *géar-fæc* 'jahresfrist' Wulfst. 72, 1. — *gebyrd-tíma* Wulfst. 312, 2. — *gebyrgen(n)* fem. Bibl.[2] I 327, 16, woraus ne. dial. *barrow, barrie* 'kinderkleidchen, wollenes wickeltuch'; auch im NED und EDD nicht verzeichnet. — *ge-edstálian*, so offenbar statt *ge-end-* zu lesen : 'restaurare' Angl. 13. 450; vgl. *ed-staþelian*. — *gelæca* 'aemula' Germ. 23, 395. — *gelichamian* 'mit einem körper versehen' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 94. — ist der nom. *geliger* belegt? ich kenne nur *geligre* Oros. 30, 29. 148, 3; vgl. got. *galigri*. — *gemanig-feald* Wulfst. 228, 15. die composita mit *ge-* sind bei S. etwas stiefmütterlich behandelt. warum ist bei *mære* 'grenze' die viel häufigere form mit *ge-* nicht angesetzt? — *genæman* 'rauben, entreifsen' Guthl. 14, 11. — *geogoð-teoþung* 'zins vom jungvieh' Napier diss. s. 70. — *geond* + dat. Reg. Ben. 9, 23. — *gerac* Blickl. hom. 183, 25 ist offenbar das prät. eines starken verbums : *tósamne geræc* 'congelaverat' Förster Archiv 91, 189; gesichert wird dieser ausdruck durch WW 208, 32 'congelaverat' *tosomne geræt*, wo natürlich für *t* wie so häufig *c* zu lesen ist. hieraus ergibt sich zugleich, dass das glossar ms. Harl. nr 3376 Brit. Mus. bei WW 192 ff glossen zu dem sog. Marcellustext der Peter-Paul-acten (Passio sancto-

syn-léaw 'sündenharm' Wulfst. 165 var. man hat sie kaum durch die nicht seltene graphische vermengung von *w* und *f*, sondern wol als berechtigte, bisher noch nicht aufgeklärte nebenform anzusehn. — *lé(o)sca* 'inguen' Kluge Ags. leseb.[2] 8, 33; vgl. Ehrismann Beitr. 20, 53 anm. — *list-wrenc(ȝ)* masc. = *lot-wrenc* Wulfst. 81 var. vorletzte zeile. — *lof-ȝeorn* 'prodigus' Reg. Ben. 54, 9. 55, 3: für die bedeutungsentwicklung wichtig.

mǽd-mǽwect: vielleicht besser mit Sohrauer 34 *-mǽwett* anzusetzen. — *mámrian* mit *á* nach Detter Beitr. 18, 75. 549. — für *man* 'man' erscheint schon in ae. zeit die geschwächte form ohne *n*: *mon* aus *mo* corrigiert Cur. Past. 295, 21; ferner *me* Napier Diss. s. 71; Reg. Ben. 35, 9. 127, 13. — *medewa win* 'most' Sievers Beitr. 9, 258. — *mersc-hóf(e?)* 'marsh hove' Leechd. II 94, 9. — *mid-feorwe* Cur. Past. 285, 31. — *miltestre-hús*, auch *mylten-hús* Engl. stud. 9, 39. — *momna* oder *momra*? 'sopor' Corp. ed. Hessels S 400. — *morȝen-ȝebed-tid* 'morgengebet(stunde)' Guthl. ed. Goodwin 40, 25. — *myrȝen* 'kurzweil' Metr. einl. 5. — *múwa* = *múȝa*, aber *múȝa* fehlt; vgl. *ȝehþu* = *ȝeohþu*, welches fehlt.

næfe-bor = *nafu-ȝár* Angl. 9, 263, 3. — *nǽre þæt* 'wenn nicht, wofern nicht' Wulfst. 111, 7. 153, 23; ganz zur conjunction geworden; OEHom. I 277, 7: *nere helpe nere þe nerre*. — *năm-rǽden* Kluge Littbl. 1895, 195. — *niȝenda* = *niȝoþa* war zu erwähnen; s. BT; Assm. Hom. 174, 150. — *niþ-hell*: mit Assmann zu *niþ* oder = *séo neoþere hell* Blickl. hom. 89, 28? — ist S.s ansatz *nówend*, ein wort, das sehr bemerkenswert wäre, haltbar? vgl. Zupitza Zs. 31, 30.

Die nicht seltene form *ofor* = *ofer* präp. verdiente erwähnung. *ofer ylde and ȝeoȝeþe* 'trotz alter oder jugend' Reg. Ben. 115, 11. — von *ofer-swiþan* findet sich spät auch ein stark gebildetes particip *-en*: Kluge Ags. leseb.[2] 87, 24. 27. — *ofer-prúd* neben *-t* Wulfst. var. ad 82, 6. — *ofer-tǽle* 'superstitiosus' Scint. 218, 10. — *offrinȝ-scéat* masc. 'offering napkin' Thorpe Dipl. angl. 244. — *on* präp. erscheint schon früh als *o* Cosijn I 188; Blickl. Hom. 21, 16. — *oncnyttan* 'aufknoten', *onhlidian* = *onhlidan*, *onslýpan* 'solvere', *onsynȝian* = *unscyldiȝne ȝedón* Sohrauer 45. — *onfanȝend* 'acceptor' Engl. stud. 9, 37; vgl. *ȝafeles andfendȝend* 'numerarii' WW 457, 11; *andfenȝend* Ps. Th. 45, 8. — *onscéotan* 'aufschneiden, öffnen', obwol gut bezeugt, fehlt bei BT und S. *anseot* 'extentera' Erf. 377 = *ansceat* 'exintera' Corp. 791 = *ansceot* 'exentera' Cleop. gl. WW 393, 7 = *unsceot* Rubens-Jun. gl. WW 190, 30, und diese letzte glosse bietet den schlüssel zum verständnis unseres wortes durch den beisatz 'vel *ȝeopena*': sie glossiert Tobias VI 5; eine andre glosse zu Tobias VI 4 weist Sievers Angl. 13, 325 nach. unser wort erscheint auch in dem segen gegen verzaubertes land Bibl.[2] I 316, 65: *þonne man þá sulh forð drife and þá forman furh onscéote* 'die erste furche

öffnen'. — das verbum *orrettan* scheidet S. vom subst. *óret-óretta* und vermutet getrennten ursprung, was mir wenig wahrscheinlich ist; die vermittlung der bedeutungen ligt nahe genug. die gemination des *r* fällt unter Sievers § 230 anm., wo sie zumeist (aus flectierten formen entspringend?) zwischen zwei accenten auftritt. — bei *óþer* war der schon im ae. vorkommende pleonastische gebrauch nach Sohrauer 29 zu erwähnen. — *óþnihst* 'ultimus' WW 342, 14; nach Kluge = *ende-nihst*.

pistol-cláþ = *pistol-rocc* Thorpe Dipl. angl. 244. — *púca* = *púcel* Kluge Engl. stud. 11, 511; Napier Academy 1894, 2 juni 457. — für *púnian* weisen me. *poune*, ne. *pound* auf länge des *u*.

racian me. *rakien* 'eilen' Napier Roodtree 28, 25; vgl. oben *ȝeræc*. — *rǽredumlæ* ist belegt : Kluge Ags. leseb.[2] 10, 11. — *récan* : vgl. die form *rícan* bei Sievers Beitr. 16, 367; demnach bei S. mit *ie* anzusetzen. — *riscende* 'sounding', womit offenbar Aldh. gl. Zs. 9, 405 b gemeint ist, gehört doch wol nicht zu *ræscettan* (s. Kluge s. v. *rascheln*), sondern ist = *hriscende* 'stridens, sonans' ib. 494 a, von *hrýscan*, woraus ne. *rush*, welches man mit den von S. ebenfalls getrennt angesetzten *ȝehrúxl* und *rúxlan* am besten nach Ehrismann Beitr. 20, 51 zu ae. *hréosan* stellt. — *roccian* 'rock' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 109. — *rót-e?* 'wurzel' Napier Roodtree 4, 26.

samlinȝa = *samninȝa* vgl. Napier Angl. 15, 207. — das compositum *scead-ȝenȝe* ist nicht sicher; vgl. Schrader Philol. studien für Sievers s. 3. — *scolu* 'schaar' sollte, nachdem Kluge Kuhns Zs. 26, 101 note verwantschaft mit *-scalu* Beow. 1317 nachgewiesen, nicht mehr von lat. *schola* abgeleitet werden. vgl. ferner Ehrismann Beitr. 20, 63. die form *scólu* dagegen für älteres *scól* 'schule' scheint mir notwendig mit langem vocal anzusetzen; das *-u* ist wol der frühste beleg für das eindringen dieser endung in die langsilbigen feminina. das von Wyatt in seiner Beowulfausgabe p. 56 geläugnete germ. **skalō* 'schaar' lebt aufserdem in afrz. *eschiele*, worüber meine bemerkung in Zs. f. rom. phil. 12, 556. — bei *séar* fehlt die nebenform *siere*; vgl. BT; hätte Wülker Bibl.[2] I 325, 15 diese form beachtet, so hätte er nicht mit Cockayne die überflüssige änderung in *fyer* vorzunehmen brauchen : man lese für *syer* : *sýre*. — *séaw* auch masc.; Sievers Beitr. 9, 237. — das für S. schwierige wort *séaþa* oder *séada* (wol = *séaða*) hat sein gegenstück in mhd. *sôt*, *sôdem*, nhd. *sódbrennen*. — der ansatz *sierþan* ist mir unwahrscheinlich; ich möchte mit Cook *serða* setzen, das vielleicht ein an. lehnwort ist; vgl. Sievers § 388 anm. 1. — *sinc-brytta* erscheint nicht in prosa, sondern in der poetischen vorrede der Dial. Greg. Angl. 3, 71, 17. — *sól-merce* 'sonnenuhr' auf der inschrift in Kirkdale in Yorkshire; Hübner Inscript. christ. britt. p. 65. — *sti(ȝ)weard* fehlt. — *scomm* für *stomm* 'stotternd' ist wol nur verschrieben oder verlesen. — *strǽde* kann doch nicht germ. *ǣ* enthalten? — *stúc*

'haufe', me. *stouke*; Kluge Engl. stud. 11, 512. — *studdian* 'sich bemühen', *bestuddian* 'besorgen', *studding* 'bemühung' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 5. 79. 83.

Zu *téon* : *zetozen* 'productus' von vocalen Aelfr. Gramm. 49, 14. — *titelian* '(durch buchstaben) bezeichnen, darstellen' Aelfr. Gramm. 265, 8; '(einen vocal) mit einem längezeichen (vgl. *tittle* bei Skeat) versehen' ib. 282, 10. 11. — *torn* ist neutr. nach Beow. 833. — *tó-sléfan*, *tó-snǽdan* 'zerschneiden' Napier Roodtree 28, 5. 32, 2 und anm. p. 39. — *tó-weaxen* '(nach oben) auseinandergewachsen' ib. 22, 7. 10. 12. — *tó-þwínan* 'verschwinden' Assm. Hom. 175, 200. — neben *tunzlu* begegnet spät auch ein schwacher plural *tunzlan*, vermutlich an *steorran* angelehnt; Sievers Beitr. 9, 233; ferner Aelfr. Sig. Interrog. Angl. 7, 12, 117. 121. 136. 139. — *tún-hófe* eine pflanze Leechd. II 344, 2. — *týran* 'weinen' Sohrauer p. 55.

þóden 'wirbelwind' (bei S. unrichtig mit ŏ) möchte Schlutter Angl. 19, 110 in einer unnötigen belehrung S.s in *wóden*, auf *Wuotan* als sturmgott deutend, ändern, was ganz verfehlt wäre; denn *þóden* ist nicht nur im ae. gut bezeugt, sondern erscheint auch bei Layamon und lebt noch im heutigen schott. *thud* 'windstofs' (s. Flügel) fort. auch an der Thorpe unverständlichen stelle Dipl. angl. 341, 8 ist wol unser wort unter voraussetzung der nicht seltnen verwechslung von *þ* und *w* zu lesen. — bei *þonne* fehlt die bedeutung 'quam quum, quam si', für welche Grein 563 belege aus der dichtung beibringt; sie ist auch in ae. prosa sowie in spätern perioden sehr geläufig. ferner fehlt der stehnde ausdruck *þonne on dæz* 'an jenem, an dem betreffenden tage' Wulfst. 25, 16. 19. 27, 14. 203, 1. 2. 4. 204, 16; vgl. die ältere wendung *þonne þý dæze* Blickl. Hom. 213, 24; *þonne on niht* 'in der betreffenden nacht' Bibl.[2] I 312, 4; *þonne on zéare* Wulfst. 310, 22. — *þrówendlic déað* 'apoplexia, mors subita, passio similis paralisi' Zs. 31, 27. — bei *þurh* ist das erste *d.* = dativ natürlich ein druckfehler für *a.* = accusativ; der dativ ist nicht häufig gegenüber dem acc.

unbléoh Bibl.[2] II 270, 303 nach Grein und Holthausen Littbl. 1896, 337 wol richtiger 'unerschrocken'. — *úp* (*ze*)*brédan* 'entgegenstrecken, vorhalten, vorrücken' Wulfst. 248, 9. 249, 3 will ich hier als das von Somner richtig angesetzte, von Skeat vermiste etymon von ne. *upbraid* anmerken.

Ein präs. *wacan* kommt nicht vor; Sievers § 392 anm. 1. — *wezan* 'tragen' und (*ze*)*wezan* 'kämpfen, töten' (ähnlich unter *bewezan*) sollten als worte ganz verschiedenen ursprungs nicht unter éin lemma gestellt sein; S. trennt ja auch sonst, zb. die zwei *werian*. umgekehrt erscheint bei S. das schon lange (vgl. Sievers Angl. 1, 577; Zs. f. d. ph. 21, 358) als einheitlich erkannte *wériz* wider in zwei worte aufgelöst. — *wenn-cicen* Zupitza Zs. 31, 46 f. — *wín-wringe* fem. Scint. 109, 3. — *wræc-stów* auch in glossen :

Zs. 31, 27. — ist *wrǽd* 'band' und *wrǽþ* 'herde' dasselbe wort? vgl. Kluge Beitr. 9, 193. — die bisher vermiste formel *ǽrende wrecan* glaubt Sohrauer s. 51 bei Beda 122, 17 zu finden; allein die in den hss. überwiegende form *ǽrend* (nur B hat *ǽrende*) sowie das durchstehnde schwache (*w*)*re*(*a*)*hte* nötigen zum ansatze eines componierten *ǽrend*(*w*)*reccan* = *ǽrendian*, vgl. mhd. *botescheften*; Miller und Schipper trennen die beiden worte. hieraus scheint mir auch gegen Kluge Beitr. 8, 528 das höhere alter einer grundform mit *a* für das substantiv zu folgen. — *writian* 'rauschen, knarren, klatschen' Kluge Engl. stud. 11, 512. — *wudere* WW 371, 5 = 490, 14 wird man, da es völlig richtig gebildet ist, neben *wudi*(*ʒ*)*ere* gelten lassen müssen. — *wudu-feoh* 'lucar, pecunia de lucis' Zs. 31, 27. — *wudu-hiewet*(*t*), *wude-héwet* 'nemoris caesio' Schmid Ges.[2] p. 452 § 37 (zweimal). — *wundur-hǽlo* 'wunderbare heilung' Beda 446, 12.

ymb-hiepan 'impetere' Beda 122, 23.

Prag, 5 juni 1898. A. Pogatscher.

Die stellung des verbums im althochdeutschen Tatian. von Wilhelm Ruhfus. (Heidelberger dissert.) Dortmund, 1897. 77 ss. 8°.

Einer anregung Braunes folgend unternimmt es einer seiner schüler, die stellung des verbums im ahd. Tatian darzustellen. er gieng dabei 'von der erkenntnis aus, dass eine untersuchung der wortstellung des ahd. Tatian bei all seiner sclavischen abhängigkeit von der lat. vorlage ebenso beachtenswerte ergebnisse liefern muss, wie gleiche untersuchungen an der freien und gewanten übersetzung des Isidor oder an der dichtung Otfrids, wenn man sich nur auf eine zusammenstellung der abweichungen des ahd. vom lat. beschränkt und daraus schlüsse zieht' (s. 1). diese 'erkenntnis', besser wol diese ansicht des verfs. kann aber nur teilweise als richtig anerkannt werden. wird es zwar bei der geringen zahl originaler ahd. texte schon die mühe lohnen, die abweichungen der wortstellung sogar in den einzelnen glossen und den interlinearversionen zusammenzustellen und auszubeuten (vgl. einige beispiele dafür QF 41, 90), so haben solche sammlungen aus einer umfangreichen übersetzung, sei sie noch so sclavisch, sicher ihren wert. vorsichtig benutzt, was freilich schwieriger ist, als der verf. zu glauben scheint, berechtigen sie zu gewissen schlüssen und können einige brauchbare ergebnisse liefern. aber dieser wert ist sehr beschränkt, und die erreichbaren resultate lassen sich nicht annähernd denen zur seite stellen, die aus originalwerken zu gewinnen sind. und zwar deshalb, weil sich übersetzungen schlecht zur gewinnung statistischen materials eignen. denn ohne genaue zahlenangaben über die häufigkeit der einzelnen stellungstypen — das muss auch gegenüber arbeiten anderer art, wie zb. der von Braune ('Zur lehre von der deutschen wortstellung' in der festschrift für RHildebrand) ganz besonders

betont werden — lässt sich niemals eine würklich klare und gesicherte erkenntnis und vor allem eine richtige beurteilung des zu einer bestimmten zeit geltenden wortstellungsgebrauchs gewinnen.

Der verf. unterscheidet unter den abweichungen vom lat. original, die sich auf dem gebiet der wortstellung constatieren lassen, richtig verschiedene arten; er berücksichtigt aber nicht, dass sie je nach den umständen einen sehr verschiedenen wert für die erschliefsung der ahd. wortstellung haben müssen. darum gliedert er auch die ganze arbeit, als ob es sich um die durchforschung eines selbständigen denkmals handle, nach den satzarten, statt eben diesen wertunterschied der einzelnen abweichungen in den vordergrund zu stellen und den stoff danach zu sondern, ob er zu sichern oder minder sichern schlüssen berechtigt oder gar keine zu ziehen gestattet. dies geschieht nicht einmal in der schlussübersicht (s. 72—77); höchstens wird gelegentlich erwähnt, dass sich aus den abweichungen ohne lat. vorlage mitunter ein anderes bild ergibt, als aus denen gegen die vorlage, oder dass die beiden arten von abweichungen ohne lat. vorlage sich verschieden verhalten. so gewinnen wir auch aus der schlussübersicht keinen klaren aufschluss über die sicher erreichten ergebnisse. — die zur ersten gruppe — gegen die vorlage — gehörigen abweichungen scheinen am beweiskräftigsten zu sein; sie sind es aber nur in einem falle, der nicht gerade häufig eintritt, meist ist aus ihnen sehr wenig zu entnehmen. man sollte meinen: wo ein sclavischer übersetzer vom original abweicht, muss er starke beweggründe dazu haben; die nicht nachgeahmte wortstellung muss seinem sprachgefühl zu sehr widerstrebt haben. aber nur dann ist dieser schluss erlaubt, wenn dieselbe lat. wortstellung durchweg oder doch überwiegend vom übersetzer vermieden wurde. finden wir zb.: '*vitam aeternam*' (134, 4), '*timore magno*' (6, 1), '*viro sapienti*' (43, 1), '*iuramenta tua*' (30, 1) usw. stets übersetzt mit *euuin lib*, *in mihhilero forhtu*, *spahemo man*, *thina meineida*, so dürfen wir schliefsen, dass die nachstellung des attrib. adj. dem sprachgefühl des übersetzers unmöglich schien, oder, je nach der zahl der ausnahmen, ungewöhnlich, hart oder dergl. auch hier ist ein richtiges urteil nur möglich, wenn der zahl der abweichungen vom lat. die genaue zahl der etwaigen übereinstimmungen gegenübergestellt wird. und um einen andern derartigen fall zu erwähnen, der in den kreis der beobachtungen des verfs. fällt, so ergibt seine feststellung (s. 18 ff), dass sätze von der form: '*at ille dixit*' übersetzt werden entweder durch *her quad tho* oder *her tho quad* oder *tho quad her*, aber niemals dem lat. entsprechend mit *tho her quad*, dass diese letztere stellung, also: schlussstellung des verbums bei satzeröffnendem *tho*, nicht ahd. ist. das ist wichtig; und noch wichtiger ist, dass die stellung *her tho quad*, dh. schlussstellung des verbums bei eröffnung des

satzes durch das subject, noch sehr häufig, gerade so häufig ist, wie die mit dem verbum an 2 stelle : *her quad tho*[1]. wollten wir aber aus der widergabe von '*Phariseus autem coepit . . .*' (83, 1) durch *bigonda the Phariseus . . .*' (s. 3) schliefsen, die stellung des lat. originals wäre als sprachwidrig vermieden worden, so wäre das ein grober irrtum, der ua. durch die zahlreichen fälle dieser stellung bei demselben übersetzer leicht zu widerlegen wäre. ist aber der übersetzer ohne solchen zwang doch von der vorlage abgewichen, hat er unter mehreren an sich möglichen und häufigen stellungstypen trotzdem eine gewählt, die dem lat. original nicht entspricht, so kann daraus nur zweierlei gefolgert werden. zunächst, dass der übersetzer in bezug auf die wortstellung durchaus nicht so sclavisch von der vorlage abhängig ist, wie angenommen war. und mit dieser sclavischen abhängigkeit ist es überhaupt eine eigene sache. ein ungeschickter übersetzer kann in einem puncte seinem original bis zum verrat an der muttersprache folgen, zb. im satzbau, und kann daneben doch in anderer hinsicht sehr wol ein feineres gefühl, zb. für die gesetze der eigenen wortfolge bewahrt und betätigt haben. es kommt dabei sehr viel auf die individualität des übersetzers an, und auch auf den verschieden hohen grad der ausbildung, den seine muttersprache auf den einzelnen gebieten der grammatik im vergleich zu der fremden sprache erreicht hat. jedesfalls wäre, bevor schlüsse gestattet sind, festzustellen, in welchem grade sich ein übersetzer, den man im allgem. mit recht als sclavisch bezeichnet, auch auf dem bestimmten gebiet, das gerade der untersuchung unterligt, von seiner vorlage abhängig zeigt, dh. in unserm falle, wie grofs die zahl der abweichungen in der wortstellung (und zwar einmal der regelmäfsig auftretenden und dann der gelegentlichen) im verhältnis zur gesamtzahl ist. eine solche feststellung hat der verf. nicht gegeben : damit fehlt jeder sichere mafsstab, an dem sich die bedeutung der abweichungen gegen die lat. vorlage überhaupt messen liefse. — zweitens kann aus dem oben angeführten falle (83, 1) geschlossen werden, dass die von der vorlage abweichende, aber doch nicht notwendige wortstellung dem übersetzer überhaupt geläufig war und ihm an dieser stelle besser zugesagt hat. das ist aber ein ziemlich wertloser schluss, wenn nicht die gründe aufgedeckt werden können, warum sie ihm besser zugesagt hat. um diese gründe feststellen zu können, dazu wird aber die zahl der gleichartigen fälle solcher abweichungen gegen die vorlage zu gering sein : nur wenn die

[1] dieser eine fall, der schlagend beweist, welch wichtige rolle das subject als solches in der wortstellung spielt, wie es durchaus nicht gleichgiltig für die stellung des verbums ist, ob ihm das subject oder irgend ein anderes satzglied vorangeht, hätte genügen müssen, den verf. in seinem glauben an die unfehlbarkeit der Erdmann-Brauneschen behauptung (s. o.) irre zu machen.

umstände, die sonst die wahl eines bestimmten stellungstypus unter mehreren möglichen zu veranlassen pflegen, aus anderen quellen schon bekannt sind, können diese einzelnen fälle von abweichungen in der übersetzung als treffende beispiele zur bestätigung herangezogen werden. der verf. sagt selber (s. 4): 'bei einer übersetzung wie der des Tatian, bei jedem einzelnen satze nach dem grunde der veränderung der wortstellung zu fragen, ist nicht angemessen .... im allgemeinen kann man diese sätze ... nur als beweis dafür betrachten, dass die neue wortstellung im ahd. möglich war, und aus ihrer zahl auf die geläufigkeit der einzelnen stellungen schliefsen'. eines beweises aber, dass die betr. stellungen im ahd. möglich waren, bedarf es nicht mehr. und was ihre geläufigkeit betrifft, so ist über einen schluss von ganz farbloser unbestimmtheit überall da nicht hinauszukommen, wo es sich nicht um regelmäfsig auftretende abweichungen handelt. aus nur gelegentlichen abweichungen, denen mindestens ebensoviele übereinstimmungen gegenüberstehn, kann nur geschlossen werden, dass die gegen die lat. vorlage gewählte stellung nicht ungeläufig gewesen sein kann, eine folgerung, die in ihrer blassen allgemeinheit ziemlich wertlos ist und zudem meistens auch keine bereicherung unserer kenntnisse bedeutet. eine genaue statistik aber, die sich auf die fälle der abweichungen beschränken wollte, wäre zwecklos, und ein schluss aus der relativen häufigkeit der typen ausschliefslich da, wo sie gegen die vorlage auftreten, auf ihre häufigkeit überhaupt wäre ganz hinfällig. denn beweist schon die grofse zahl der übereinstimmungen, dass die beibehaltene wortstellung nicht als geradezu sprachwidrig empfunden worden ist, so beweist widerum die nicht zu kleine zahl der abweichungen, dass der einfluss des originals, da wo dessen stellung beibehalten wurde, nicht einmal sehr grofs, nicht zwingend gewesen sein kann. können somit für eine häufigkeitszählung die fälle der übereinstimmung nicht so ohne weiteres ausgeschaltet werden, so können sie doch auch nicht als vollgiltig und auf gleicher linie mit den abweichungen mitgezählt werden, weil sich der anteil, den an ihrer häufigkeit der unwillkürliche einfluss des originals doch immer gehabt haben kann und sicherlich gehabt hat, gar nicht bestimmen, schwerlich auch nur schätzen lässt. aus den abweichungen gegen lat. vorlage werden also wenig ergebnisse von belang zu gewinnen sein, weil sich auf sie meistens keine statistik gründen lässt. dazu eignen sich die abweichungen ohne lat. vorlage an sich besser, denn bei ihnen kann sich die zählung und der vergleich auf diese abweichungen selber beschränken. nur wird für eine beweiskräftige statistik die zahl der gleichartigen fälle oft nicht grofs genug sein. übrigens ist auch bei diesen abweichungen die gröste vorsicht und besondere erwägung der verhältnisse in jedem einzelnen fall geboten. es scheint zwar zunächst, dass die stellung eines

in der vorlage nicht enthaltenen wortes von dieser nicht beeinflusst sein könne; diese unabhängigkeit ist aber doch keine vollständige : das neu hinzugekommene wort hat sich seinen platz nur insoweit frei wählen können, als ihm dazu die stellung der übrigen worte des satzes die möglichkeit bot; diese aber kann von der vorlage abhängig und die wahl der stellung des neu hinzutretenden wortes indirect beeinflusst worden sein. gab der übersetzer éin wort der vorlage durch zwei worte wider, so lag für ihn die versuchung, sie nebeneinander stehn zu lassen, sehr nahe; dass diese nebeneinanderstellung auch aufserhalb der übersetzung gewählt worden wäre, werden wir öfters zu bezweifeln haben. —

Wir sehen also, dass die feststellung der abweichungen des ahd. Tatian vom lat. nur wenig ergebnisse von selbständigem werte liefern kann. im wesentlichen werden sie nur zur bestätigung und controlle, höchstens bisweilen zur ergänzung unsrer aus originalwerken gewonnenen kenntnisse dienen können. aber eine vergleichung der vom verf. mit lobenswertem fleifs am Tatian gemachten beobachtungen mit den resultaten der frühern arbeiten über ältere germanische wortstellung ist nun leider dadurch aufserordentlich erschwert und meist, wie er selbst sagt (s. 1), unmöglich gemacht worden, dass der verf. seine untersuchung nach dem vorbild der schon erwähnten arbeit von Braune angelegt hat. er schliefst sich dabei der Erdmann-Brauneschen ansicht, dass es für die germ. wortstellung einzig auf das verbum und gar nicht auf das subject ankomme, die syntaktische function der nominalen satzglieder vielmehr gleichgiltig sei, nicht nur völlig an, sondern er stellt sie, ebenfalls wie Braune, ohne weiteres als erwiesene wissenschaftliche tatsache hin. hätten wir auch dem verf. etwas mehr selbständigkeit des urteils gewünscht, so finden wir doch in seinem falle das jurare in verba magistri immerhin begreiflich. nur die wissenschaft fördert es nicht. für eine eingehnde kritik jener ansicht ist hier nicht der ort. finde ich, wie ich hoffe, noch einmal die mufse, meine untersuchung über die wortstellung im Beowulf abzuschliefsen, so werde ich dabei anlass haben, auf diese und andre principielle fragen zurückzukommen und sie im zusammenhang zu erörtern. doch die art, wie in diesem falle versucht wird, schwebende fragen als entschieden hinzustellen, zwingt mich zu einer feststellung. sehr gegen meinen willen, da sie den anschein erwecken kann, als ob ich pro domo spräche. aber es handelt sich darum, einer 'legendenbildung' vorzubeugen, durch die eine ganze reihe verdienstlicher untersuchungen als für die wissenschaft wertlos bei seite geschoben und künftige arbeiten über germanische wortstellung auf abwege gelenkt zu werden drohen. der verf. sagt (s. 1) : 'schon Erdmann hat ausgeführt', dass das in meiner untersuchung der wortstellung im Heliand 'gewählte einteilungsprincip

als ungeeignet .... bezeichnet werden muss'. wenn, wie der zusammenhang lehrt, 'ausgeführt' soviel heifsen soll wie 'nachgewiesen', so entspricht das nicht den tatsachen. weder Erdmann noch Braune hat diesen nachweis geführt, oder überhaupt versucht ihn zu führen. Erdmann hat (Anz. VII 192) die anlage meiner arbeit bemängelt und seine ausstellung mit einigen worten begleitet, die zeigen, was ihn auf seine abweichende ansicht gebracht hat. diese bemerkungen enthalten eine zweifellos interessante und zum nachprüfen anregende meinungsäufserung, aber keinen beweis; den hat er in den wenigen zeilen weder liefern können noch wollen. Braune begnügt sich damit, Erdmanns behauptung einfach zu widerholen. der beweis steht noch aus!

Colmar i. E., october 1897. JOHN RIES.

Die altsächsische bibeldichtung (Heliand und Genesis). 1 teil, text, herausgegeben von PAUL PIPER. [Denkmäler der älteren deutschen litteratur, 1 band.] Stuttgart, Cotta, 1897. CVI und 486 ss. 8°. — 10 m.

Mit diesem bande eröffnet Piper eine neue sammlung, die aufserdem die kleinern altdeutschen litteraturdenkmäler und ein ausführliches wörterbuch zur altsächsischen bibeldichtung enthalten soll. aus der einrichtung des buches, die der von Kürschners 'Nationallitteratur' nachgeahmt ist, geht hervor, dass die ausgabe auf weitere leserkreise berechnet ist. nichtsdestoweniger hat der herausgeber auch die fachleute im auge, die die sorgfältigen übersichten und reichen zusammenstellungen der einleitung und anmerkungen dankbar anerkennen werden. auch der erneuten prüfung der handschriften wird man sich freuen, wenn auch der unmittelbare gewinn gering ist.

P. selbst behauptet, dass die collation beim Cott. etwa zwei und ein halbes, beim Mon. über drei und ein halbes dutzend 'wesentlicher besserungen' ergeben haben. ich habe beim durchlesen sehr viel weniger bemerkt, und wenn ich auch manches übersehen haben mag, fasst P. den begriff 'wesentlich' denn doch wol etwas weit. auch die genauern angaben über die zeilenschlüsse, rasuren udgl. können unter umständen von bedeutung werden. darum wäre es jedoch nicht nötig gewesen, fast die ganze summe dieser kleinigkeiten nun zweimal zu veröffentlichen, aufser in dieser ausgabe auch im Nd. jahrb. bd 21 (nicht 22, wie s. CV der ausgabe gedruckt steht). sogar die anweisung des sir Rob. Cotton an seinen buchbinder bekommt das publicum nun zweimal in extenso aufgetischt.

P. sucht seine berichterstattung möglichst objectiv zu gestalten, was ich an sich nicht tadeln will. die objective ausführlichkeit ist oft der subjectiven auswahl vorzuziehen, und den verschiedenen ansichten eine neue hinzuzufügen nicht selten leichter, als enthaltsamkeit zu üben. ob es freilich gerade pädagogisch ist, wenn der eine litterarhistoriker oder erklärer ebenso

gut zum worte kommt, wie der andre, ohne dass der berichterstatter sich entscheidet, mag man billig bezweifeln. unter dem text schüttet P. aus, was er sich fein säuberlich seit vielen jahren zu den einzelnen stellen eingetragen hatte. dabei ist sicher jetzt nicht alles noch einmal nachgeprüft worden[1]. Entgangen wird ihm wol nicht viel sein. die zu v. 71 Behaghel zuerteilte lesart rührt von Sievers her, ist aber Beitr. 10, 540 aus metrischen, indessen, wie mir scheint, nicht zwingenden, gründen wider zurückgenommen; zu 483 wäre Kauffmann Beitr. 12, 344 zu berücksichtigen gewesen. ebenso bei 1096 f, doch es fehlen an dieser stelle, wie auch zu 1221, wol aus versehen die citate. zu 1397 und 1409 dürfte Jellinek Zs. 37, 20 f angeführt sein, bei 1318 ist meine conjectur Zs. 38, 241 übersehen, zu 2504 meine bemerkung Zs. 31, 203; zu 2467 wäre auf Beitr. 12, 304, zu 4291 auf Jellinek Zs. 39, 151 zu verweisen; bei 5201 stimmt die angabe in bezug auf Heyne nicht; 5629 list Sievers *githrusmod uuarth;* bei Gen. 34 fehlt Cosijn Tijdschrift 14, 113; die Gen. 234 aufgenommene lesart rührt nicht von Holthausen, sondern von Ries her, und der hinweis auf Zs. 40, 217—219 stünde besser an dieser stelle als bei 238. Symons ist in den anmerkungen überall fälschlich Simons genannt. es läuft viel überflüssiges mit unter, auch mit rücksicht auf das in aussicht gestellte wörterbuch hätte viel gespart werden können. ich weiſs nicht, wie oft zb. der leser erfährt, dass *ên* 'ein gewisser' bedeute, und die Zs. 40, 215 mitgeteilte beobachtung, dass *ěo* einsilbiger diphthong ist, was übrigens, wie ich nachträglich gesehen habe, auch Kögel (Litteraturgesch., ergänzungsb. s. 36) ohne weiteres voraussetzt, wird bei jedem einschlägigen wort immer wider angebracht. jedesfalls aber hat man an den zusammenstellungen ein ausführliches register für jede einzelne stelle. für die ausführlichkeit der bibliographie spricht schon ihr umfang von 32 seiten. Rödigers inhaltreiche recension von Sievers ausgabe hätte dabei eher ein wort mehr verdient, als manche andre schrift,

[1] kaum verständlich ist zb. die verweisung bei v. 45 auf Germ. IX (lis XI) 210, ein widerspruch die bemerkung zu 634. dagegen wird es wol bloſs ein lapsus sein, wenn P. zu Gen. 41 Kögel behaupten lässt, *dâdi* als acc. plur. (statt sing.) sei ein frisonismus, und ein bloſser druckfehler in der anm. zu 3886 '*gidêdun* ist des verses wegen nicht möglich'. Kauffmann meint natürlich *gidedun*. P. schreibt zwar auch 2804 *gidêdun*, aber sonst *(gi)dedun*. unrichtige quantitätsbezeichnungen sind nicht ganz selten: 1809 *uuegos*, Gen. 20 *blikit*; 3017 *hêtigrimman*, 3252 *gêƀan*, 4880 *bêniuundon*, 5907 *bihêlid*, Gen. 20 *bâra*, 277 *lâta*; in *hrîsid* 4313 nehmen auch andre î an, aber die wahrscheinlichkeit ist durchaus für kürze, wie auch P. 5665 *hrisidun* schreibt; 5523 *hofnu*, sonst *hôfnu*; über die quantität in *brôsmôno* 3021 sind die ansichten geteilt (das *ô* in der nebensilbe wol nicht mit absicht). neben gewöhnlichem *sô* steht zuweilen *so*, aber eine absichtliche regelung scheint dahinter nicht zu suchen. von andern, übrigens seltenen, druckfehlern will ich die im text bemerkten anführen: lis 1212 *thar*, 1562 *siu*, 1615 punct st. komma, 1915 *the*, 2582 komma vor *that* st. vor *thar*, 3420 *thiu*.

der das zu teil geworden, und mein aufsatz Zs. 40, 1 ff sollte doch ebenso gut genannt sein, wie zb. der vHeltens Beitr. 21, der grofsenteils nur eine polemik gegen den meinen ist.

Bei der heimatsfrage legt P. besondern nachdruck auf Jostes bekannten aufsatz. daran tut er sehr recht, denn der arbeit kommt das grofse verdienst zu, allgemein gezeigt zu haben, wie verfahren vorher die frage gewesen ist. darum halt ich aber doch den positiven teil seiner hypothese vorläufig noch nicht für erwiesen. über die persönlichkeit des dichters ergeht sich P. in eigenen betrachtungen, die man zwar als phantasien bezeichnen muss, sich aber doch, als der innern beweiskraft nicht entbehrend, gern gefallen lassen kann. ein besonders innerliches verhältnis zum christentum muss bei dem dichter allerdings vorausgesetzt werden, über dessen werk P. zu meiner freude mehr den standpunct enthusiastischer bewunderung als den der frostigen anerkennung oder gar einer dogmatischen kritik teilt.

Gar nicht berührt hat P. die frage nach den anglismen und frisonismen, die heute eine eigentümliche rolle in der deutschen philologie spielen. ich will über die hypothese, ob C vielleicht von einem Angelsachsen, der niederdeutsch verstand und schreiben wollte, aber manchmal in die formen seiner muttersprache zurückverfiel, hier nichts entscheiden, ich möchte nur meiner verwunderung über die mechanische art und weise ausdruck geben, in der solche fragen jetzt öfter behandelt werden. man trägt aus einem text eine anzahl eigentümlichkeiten zusammen, wobei denn auch schreibfehler und andre zufälligkeiten dienst tun müssen, und stellt damit irgend einen 'ismus' fest. Kögel sagt Litteraturgesch. I 282 : 'und in diesem kloster [Werden] hat der dichter ohne zweifel sein werk geschaffen. denn wo wäre sonst eine so weitgehende berührung zwischen sächsischer, fränkischer und friesischer sprache möglich gewesen?' ich weifs nicht recht, was ich mir dabei als Kögels eigentliche ansicht vorstellen soll. meint er, dass ein mann in Werden von Sachsen, Franken und Friesen, die dort zusammenkamen, sprachlich in der weise beeinflusst gewesen sei, wie sie sich anscheinend im Cott. kundgibt, so halte ich die ansicht für unzutreffend. meint er, dass die sprache von Werden an sich, mit rücksicht auf die lage des ortes, eigentümlichkeiten enthalten haben könne, die wir gewohnt sind als fränkisch, sächsisch oder friesisch zu bezeichnen, so würde ich ihm wenigstens im grundsatz folgen können. aber eine mischung von hd. und ags., wie sie Kauffmann in der Festschrift für Sievers fürs Hildebrandslied annehmen will, ist m. a. nach etwas undenkbares. was er für ags. ausgibt, ist aber auch gar kein ags. in *inwit* zb. vermag ich mit dem besten willen nichts anders zu sehn als die form, die nach der eigensten sprache des dichters und der orthographie des denkmals zu erwarten ist, und durch die bestimmtheit, mit der Kauffmanns behauptung

auftritt, darf man sich hier ebenso wenig beirren lassen, wie bei andern dingen, die er über das Hildebrandslied vorbringt. man muss zunächst versuchen, die 'ismen' der Heliandhss. in einklang zu bringen mit denjenigen elementen der sprache des denkmals, die ganz fest in einer mit der ags. oder fries. stimmenden gestalt auftreten, wie *breost*, *gedon* usw. und die für den dichter natürlich ebenso national waren, wie seine übrige sprache. merkwürdigerweise hat man diese eigentümlichkeiten niemals vollständig gesammelt und für die heimatsbestimmung auszunützen gesucht. freilich fürcht ich sehr, dass sie sich lange nicht alle auf nd. boden localisieren lassen werden. aber auch dann haben wir nicht ohne weiteres auf das auskunftsmittel von 'anglosaxonismen' und 'frisonismen' zurückzugreifen, sondern haben festzustellen, dass in der völkerbewegung jener jahrhunderte noch verhältnisse bestanden und sich in der sprache ausdrückten, die auf einer engern verwantschaft einzelner stämme mit Friesen und Angeln beruhten und dass die dadurch bedingten spracheigentümlichkeiten im laufe der zeit zu gunsten eines allgemeinen sprachtypus zurücktraten. sollte nicht die tatsache, dass in den ältern nd. denkmälern so viele 'ismen' gefunden werden, ohne weiteres hierfür sprechen? für die principienwissenschaft der sprachen und mundarten wäre die sache interessant genug, aber für die frage über die heimat des Heliand würde sie uns nichts übrig lassen, als etwa eine bestimmung darüber, wo solche verhältnisse auf andre gründe hin als möglich zu gelten hätten.

In der gestaltung des textes in dieser ausgabe vermag ich leitende gesichtspuncte nicht zu entdecken. man wundert sich, in der einleitung XLVI f und LIII die ansicht andrer forscher, dass die hs. C den relativ höchsten wert beanspruche, zustimmend betont zu finden. denn tatsächlich bevorzugt der text ungleich viel öfter ohne erkennbaren grund die sprachformen und lesarten von M als von C. bei der auswahl scheint sich P. manchmal blofs durch die vorliebe für das normale, manchmal aber auch umgekehrt für das ungewöhnliche leiten zu lassen. er schreibt mit M *wonon* und *wunon*, *forn* und *furn*, bevorzugt *u* mit M in *fruma, hugdun, kussu, o* mit M in *drocno, o* mit C in *binomana*. 2760. 2766. 2774 steht *magat*, aber 2784 *magad*; die hss. sind dabei gleichmäfsig, C hat überall *t*, M *d*. gewöhnlich setzt er in solchen fällen mit M *d*, zb. *gifruodod* 228, *magad* 331, *lebod* 774, *uunod* 2086, *gisamnod* 3329, *farad* 1664, gegen beide sogar *gifruodod* 208; aber *t* : *cumit* 324, *sprekat* 1740, *huggeat* 1662, *folgot* 1667, *quat* 3296. 3327. grofse vorliebe hat P. für die irrationalen vocale; nicht nur werden fast alle fälle aus irgend einer der hss. beibehalten, *sorogot*, *toroht*, *sterabe*, *uuirikean*, *aram*, *thuruh* usw., sondern solche auch gegen die überlieferung eingesetzt : *burugiun* 196 (aber *burgiun* 347), *bisorogon* 1864. 1866 uö. aber *hlutteran* (gegen *hluttran*) aus C, selbst *iungurun*,

iungoron (gegen *iungron*) aus M finden wider trotzdem keinen raum. mit vorliebe werden auch die überflüssigen doppelconsonanten von C gewahrt : *alldo, enndi, hárr, ènn, ségg, èrr* uaa., in andern fällen, zb. *err* 734. 774, *herroston, slidmuoddie* aber doch auch wider verworfen. auch so singuläre formen wie *harmgiuurohti* (C 5039, M *harmgeuurhti*) oder *arabadsam* V 1359 werden gelegentlich bevorzugt. 1001 wird mit M *gisâhi* (gegen *gisawi* C), 2311 mit CM *gisâwi*, aber 4983 mit C *sâwi* gegen M geschrieben, 1663 mit M *gigariuui*, 1680 mit C *gigeruuit*. *fidan* in M wird vor *findan* bevorzugt und dann nach belieben auch gegen beide hss. gebraucht. er bevorzugt trotz Behaghel und Schlüter im gen. und dat. der *n*-masc. und neutra durchaus *-on* oder *-an* gegen *-en*; selbst wo C allein vorhanden ist und *-en* hat, schreibt er willkürlich *-on* oder *-en*. dazu vergleiche man denn, wie merkwürdig der inhalt von Behaghels aufsatz auf s. XCIII widergegeben ist, und wie zu v. 266 gen. *hohen* neben *hohon* mit berufung auf Schlüter als 'abschwächung' bezeichnet wird. am strengsten sind die diphthonge *uo* und *ie* durchgeführt, *uo* sogar infolge eines lapsus zweimal in *bluothi* (an andern stellen richtig *blôthi*); aber doch auch wider *côlodun* 5705 (dagegen zb. 5886 *muothi* trotz C *mothi*). es dürfte übrigens auch nicht *suógan* geschrieben werden, und angesichts der misglückten conjectur Gen. 95 kann man einen leisen zweifel nicht unterdrücken, ob die unterscheidung von *ô* und *uo* beim verfasser so ganz fest sitzt. gegenüber regelmäfsigem *ie*, sonst auch in *mieda*, auch gegen die hss., steht 1345 *mêdu*, 568 *gihêtun* (579 *hiet*); 4073 ist die form *auuiellun* gewählt gegen *uuell* 3687. 1302 ist mit C und V *that êuuana rîki* geschrieben, aber 1796 nach M *te them êuuigom rîkea* gegen C *euuinon*. unrichtig behauptet also auch die anm. an der ersten stelle, dass *êuuan* als adj. nur dort vorkomme, sonst nur in composition. beide hss. haben es aufserdem 1474, wo P.s text ebensowenig wie Sievers und Behaghel *êuuan rîki* als compositum nimmt. bezeichnend scheint mir auch folgender fall. 4309 f hat C *huuilic* e r r *tecan biforan* | *uuerthat*, M *huuilic her t. b.* | *giuuerdad* und P. schreibt *huilic* h è r r ('hier') *t. b.* | *giuuerthat*. aber wenige verse weiter, bei gleichem tatbestand, C *thi err giuuerthan scal* | *er duomes dage*, M *the her giuuerden sculun* | *er domos dage* wird mit der gewöhnlichen form *thi* h i e r *giuuerthan sculun* gesetzt. an andern stellen des textes erscheint übrigens das adv. auch ohne consequenz als *hir* oder *hier*. diese beispiele dürften genügen. auch in der Gen. wird zb. gegen die hs. *fîðit* geschrieben (68), oder formen wie *rehtœs* (199), *landœ* (303) entfernt, dagegen solche wie *thionun* 113, *githâte* 117, *biuellid* 147, *hênum* 195, *uuordu* 280 beibehalten. der gleiche mangel an folgerichtigkeit, mit starker bevorzugung von M, wie bei den sprachformen herscht auch in bezug auf andre lesarten. ich führe nur 1877 an, wo das un-

zweifelhaft falsche *glauuo uurm* gegen das unzweifelhaft richtige *gelouuo uu.* von C. beibehalten ist. die dinge werden ja allergröstenteils für den leserkreis des buches weiter nicht gefährlich sein. aber man möchte doch gern bei einer neuausgabe des Hel. die entscheidung zwischen den lesarten auf sichre untersuchungen gegründet sehen, selbst dann, wenn man überzeugt ist, dass auch sie zweifel und willkür übrig lassen werden und dass mancherlei schwankungen schon aus dem originale stammen. zum teil sind die untersuchungen ja schon angestellt, aber hier nicht ebenso sorgsam ausgenutzt wie registriert; zum teil wären sie vorher anzustellen gewesen.

Der tätigkeit des registrators gegenüber kommt sowol beim text wie bei den erklärungen die eigne kritische tätigkeit zu kurz. 1603 erhalten wir in der Heyne-Kauffmannschen fassung *cuma ûs thuo thîn* | *craftiga rîki.* die conjectur beruht doch ausdrücklich auf der erwägung, 'dass im vaterunser ganz auffällige zusätze gemacht sind, offenbar um normale verse zu bekommen', und darauf beruft sich P., obwol er zwei verse vorher, und zwar zustimmend, auf die gegenteilige ansicht Rödigers, dass der dichter im bestreben, die heiligen worte des gebets so wörtlich wie möglich widerzugeben, besonders kurze verse zugelassen habe, bezug genommen hat. es ist auch durchaus meine ansicht, dass sich, besonders der doppelten überlieferung gegenüber, die kritik hier möglichst zu bescheiden habe. ich glaube, dass mit der setzung der kurzen verbalform *cuma* an der allitterationsstelle und dem ganz ungewöhnlichen enjambement zwischen *thîn* und *craftiga rîki* unter den besondern hier obwaltenden umständen der vers gefüllt erscheinen konnte. wenn er aber unrichtig überliefert wäre — was ich bezweifle —, so wäre schwerlich etwas anders möglich, als dass er noch ein zweites mit *k* allitterierendes wort enthalten hätte. jedesfalls sollte man uns den metrisch höchst fragwürdigen, ohne jeden sichern anhalt willkürlich ergänzten vers aus dem text lassen. — bei 5607 ist sicher umzustellen, und zwar wol einfach *that thu samad mid mi* | *sehan lioht godes* | *noh hiudu muost,* und 5733 wird die richtige verbesserung *thar hie wissa thes godes barnes* durch 5766 und 5903 zb. an die hand gegeben, und sie dürfte auch dadurch nicht an wahrscheinlichkeit verlieren, dass einige verse vorher, 5741, in gleichem falle eine andre änderung nötig ist. — auch 5748 ist m. e. umzustellen in *huo te them grabe sie eft.* — aus den anmerkungen weise ich auf *gifrumit* 43 (s. Sievers anm.), auf *giflithan* 1460 (s. Anz. xxi 308), auf ein ahd. *rozian* 1644, auf *tharf* 169. auch die bemerkungen über die synonyma für 'mann' zu v. 72 und *duom* zu v. 480 scheinen mir blofse phantasien, und wie weit der mangel an kritik gehn kann, erhellt bei *fâdi, fuodi* 556. das sind nur einige wenige stellen aus text und anmerkungen, die ich herausgegriffen habe, weil mir das richtige hier nicht

weiter zu suchen scheint. unter den eigenen besserungen P.s ist natürlich die aufnahme der la. von V 1308 zu billigen. für richtig halte ich auch *giuudres* statt *giu uudres* 5228, *manno* st. *mann* Gen. 52, und hören lassen sich die vorschläge zu 5629. 5839. 5936. alles andre aber ist zurückzuweisen. nur dürfte 3962 die umstellung im 1 halbvers richtig und der reim *uuell* sein; es war wol *uuel uuesan* mit dat. gebraucht, wie an andrer stelle *uuirs uuesan*. 5546 ff ist es denn doch geboten, ausfall wenigstens eines halbverses anzunehmen, dessen inhalt wol auch das folgende masc. *thena selbon* gerechtfertigt haben würde. zu v. 2 hat natürlich auch P. seine eigne conjectur : *that sia bigunnun* | *godes word reckean* ‖ *rihtian that girûni*. obwol *rihtian that girûni* anspricht — eine noch genauere übersetzung von *ordinare* wäre übrigens *rekon* — bleiben andre bedenken. und ich kann mich immer noch nicht überzeugen, weder dass *word godes* hier etwas zu tun habe, noch dass es wahrscheinlich sei, ein schreiber habe gleich in der 1 zeile seiner vorlage unabsichtlich einige worte überschlagen. ich muss allerdings zugeben, dass ein halbvers *that sia bigunnun reckean that girûni*, obwol parallelen angeführt werden können, hier rhythmisch anstöfsig wäre. das ist aber auch der einzige einwurf, den ich gegen Schumanns vorschlag gelten lassen kann. wie P. v. 2611 zu *rehtiu* statt *rethiu* kommt, ist mir unerfindlich. ein druckfehler kann es nicht sein. nach Schmeller und Heyne würde sich ja der schreibfehler *rehtiu* in C finden, aber nach Sievers ist auch das nicht der fall, und P. stimmt ausdrücklich mit Sievers.

Einen nennenswerten fortschritt hat also die Heliandforschung durch diese ausgabe nicht erfahren. P. hat das ja auch wol nicht beabsichtigt. aber wer es auch nur unternimmt, mit einer handlichen kritischen ausgabe, wie sie gewis willkommen sein würde, in wettbewerb mit den vorhandenen ausgaben zu treten, dem müssen sich, wenn er genügend ausgerüstet ist, fortschritte von selbst ergeben. im sinne von Sievers untersuchungen wäre zunächst von neuem methodisch festzustellen, welche art von fehlern und willkürlichkeiten in den einzelnen hss. angenommen werden dürfen. die frage, welche hs. dem original am nächsten steht, wäre in viel umfassenderer weise zu erörtern, als es bisher geschehen. die mittel, mit denen man sie zu lösen versucht hat, reichen nicht aus, während ich kaum bezweifle, dass wir weiter zu kommen vermögen. auch die heimatsfrage muss entschiedener angepackt werden, dass das zünglein nicht mehr lustig hin und her schwanke und, wie es heute doch noch der fall ist, der hypothese das ganze sogenannte alts. sprachgebiet von Werden, oder gar Utrecht bis in die Hamburger gegend überlasse. über den weg, der zu gehn wäre, haben wir oben andeutungen gemacht. schliefslich wäre auch noch auf dem gebiete der metrik

rüstig weiter zu arbeiten, um den grundlagen die erwünschte sicherheit zu geben.

Dass inzwischen auch diese ausgabe dienste tun kann, will ich nicht bestreiten und den dank nicht verkürzen, den P. sich durch seinen sammeleifer verdient. aber er wird bei den fachgenossen eher ungemischten gefühlen begegnen, wenn er das in aussicht gestellte wörterbuch der alts. sprachdenkmäler vorlegt.

Bonn, juni 1898. J. Franck.

Etude sur Hartmann d'Aue par F. Piquet, docteur ès lettres, agrégé de l'université, professeur au lycée de Besançon. Paris, Leroux, 1898. XIII und 385 ss. — 8 m.

In dem vorworte dieses buches, das Gaston Paris gewidmet ist, nennt der vf. unter den gründen, die ihn zu seiner arbeit bestimmten, zunächst den mangel eines besonderen französischen werkes über Hartmann. aber auch Deutschland besitze kein solches: 'de nombreuses études ont été consacrées en Allemagne à Hartmann : mais les critiques qui les ont entreprises se sont bornés à examiner chacun un point particulier de ses œuvres. nul ne s'est préoccupé de donner une vue d'ensemble de l'homme et de ses productions. nous avons tenté de combler cette lacune'. insbesondere schienen ihm neue forschungen ('des recherches nouvelles') notwendig, um das verhältnis Hartmanns zu seinen französischen quellen richtig zu beurteilen. denn die Deutschen, die sich bisher allein damit befassten, haben ihre sache nicht gut gemacht : begeistert durch die schönheiten der epen Hartmanns haben sie deren wert über verdienst erhöht und die bedeutung der französischen vorbilder verkannt. die untersuchung muss deshalb von der partei Chrétiens von Troyes wider aufgenommen werden, und sie ergibt, mit voraussetzungsloser gerechtigkeit und sorgfalt geführt, dass der deutsche epiker hinter dem französischen erheblich zurückgeblieben ist.

Das werk gliedert sich in neun capitel, denen fünf anhänge folgen, in denen material für die entscheidung specieller fragen vorgelegt wird. das erste capitel ('L'homme') s. 1—26 bespricht Hartmanns geburt, heimat und stand, erörtert seine erziehung in einer klosterschule und am hofe seines herrn, nimmt einen aufenthalt im nördlichen Frankreich an, der zwischen die lieder und vor das erste büchlein fällt, — dort habe Hartmann die quellen seiner spätern dichtungen kennen gelernt — mit dem kreuzzuge von 1197 schliefst der erste teil des poetenlebens. dann geht Hartmann von der lyrik zur epik über, dichtet um die wende des 12 und 13 jhs. den Iwein, darnach den Erec, hierauf befasst er sich mit religiöser poesie und schreibt Gregor und den Armen Heinrich. es wird zum schlusse der charakter Hartmanns in den bekannten hauptlinien geschildert, nur das gefühl des dichters für seine persönliche würde und die vermengung von religion und

schicksalsglaube bei ihm stärker hervorgehoben, als sonst geschieht. — in dem zweiten abschnitt (s. 27—72) stellt der vf. zuerst die entstehung und das wesen des deutschen minnesangs im allgemeinen dar, wobei er sich besonders an Burdach und Wilmanns hält und zu dem gesamturteile gelangt (s. 36) : 'au Minnesang a donc manqué, en général, la naïveté, la sincérité, l'heureuse variété, la fécondité et la fraîcheur', und da er unter diesen umständen den tatsächlichen erfolg des minnesanges nicht begreift, so schreibt er ihn der mode zu sowie dem einflusse, der dadurch auf die ausbildung guter sitten und höfischer manieren geübt wurde. Hartmann, der kein naturgefühl besitzt (s. 39 u. 314 f), gehört zu den mittelmäfsigen dichtern. auch seine lieder sind nur durch die metrische form verbunden, die strophen desselben baues haben jedoch unter sich keinen zusammenhang und sind bisweilen auch zu verschiedenen zeiten entstanden. folgt der vf. hier, wie man sieht, den untersuchungen von Saran, so schliefst er sich ihnen völlig an bei der analyse und betrachtung der einzelnen lieder; aus eigenem fügt er etliche parallelen bei französischen dichtern hinzu. MFr. 212, 37—213, 28 und 214, 34—215, 13 spricht er Hartmann ab (s. 58 f). darnach wird die frage erörtert, ob dieser minnepoesie würkliche erlebnisse zu grunde lägen, und natürlich verneint. bei Hartmann kommt noch besonders in betracht (s. 62 ff), dass die angaben seiner lieder weder mit seiner sonst bekannten biederkeit und religiosität, noch mit seinen eignen mitteilungen über sein leben im Iwein und Gregor übereinstimmen. wie beim ganzen minnesang, so beruht auch in Hartmanns lyrik alles auf 'convention et tradition'. Sarans versuch, metrische kriterien für die chronologie der lieder aufzufinden, lehnt er ab, hält die melancholie dieser dichtungen für falsch und gelangt durch den vergleich andrer lyriker mit Hartmann zu dem ergebnis : 'il n'a pas plus la flamme de la pensée que celle du cœur' (s. 71). — das dritte capitel (s. 73—98) handelt von den beiden büchlein. das erste, ein jugendwerk Hartmanns, hält P. für ein streitgedicht und sucht beziehungen zu französischen 'débats' sowie zu Ovids Ars amandi nachzuweisen. das 'schlussgedicht' erklärt er für echt, das zweite büchlein dagegen, im wesentlichen mit Sarans gründen, für unecht. — das vierte capitel (s. 99—242) beschäftigt sich mit den Artusromanen Hartmanns und zerfällt in fünf unterabschnitte, welche den ursprung der dichtungen Chrétiens, das verhältnis der Mabinogien zu seinem Ivain und Érec behandeln, dann Hartmanns weise der bearbeitung prüfen und den wert seiner leistung nach verschiedenen kategorien ermessen. P. findet Hartmanns Erec besser als seinen Iwein und schliefst aus eingehnder betrachtung, dass die beiden epen nicht in der gewöhnlich angenommenen zeitfolge entstanden sind, sondern dass Erec später gedichtet wurde als Iwein. — das fünfte capitel (s. 243—277) ist

dem Gregorius gewidmet. P. gibt zuvörderst den inhalt an, bespricht dann mit einigen andeutungen die der legende verwanten stoffe, zeigt die veränderungen auf, die Hartmann mit dem französischen originale bei seiner arbeit vorgenommen hat, verweilt auf den vorzügen der quelle, bezüglich deren er dem urteile von Gaston Paris zustimmt ('un des plus remarquables monuments de notre ancienne poésie'), und setzt die schäden der nachbildung auseinander. — der Arme Heinrich beansprucht das sechste capitel (s. 278—293) und erscheint dem vf., verglichen mit dem mehr weltlichen Gregor, als eine religiöse legende im engern sinne. — in dem sehr schmalen (s. 294—305) siebenten capitel (l'art de l'écrivain) erörtert P. die eigenschaften von Hartmanns stil, die schwäbischen besonderheiten seiner sprache und bemerkt einiges über den mhd. versbau. — das achte capitel (s. 306—324) äufsert sich über 'les qualités du poète' : die gewöhnlichen angaben über das mafsvolle seines wesens, seinen humor werden eingeschränkt, das hauptgewicht fällt auf Hartmanns moral und sein würken als sittenlehrer, mit dem allerdings manche stelle seiner werke in widerspruch steht. — das neunte und letzte capitel (s. 325—355) schildert die stellung des königs, des ritters, der frau, wie sie die höfische epik im allgemeinen, Hartmanns poesie des besondern erkennen lassen. — die fünf anhänge beschäftigen sich mit folgenden aufgaben: verzeichnis übereinstimmender stellen zwischen Erec und Gregor; stellen der minnesänger, die Hartmann nachgebildet hat; das verhältnis der französischen Gregortexte zu Hartmanns gedicht; die französischen wörter in Hartmanns werken; bemerkungen über die dem Armen Heinrich verwanten legendenstoffe. — ein abdruck der capitelüberschriften schliefst das ganz vortrefflich ausgestattete buch.

Fragt man sich zuerst, ob der vf. seine aufgabe richtig gestellt und begrenzt habe, so muss man darauf mit 'ja' antworten. das bedürfnis nach einer 'abgerundeten darstellung' (so pflegte mein trefflicher lehrer Aschbach ein derartiges buch zu nennen) ist gewis in Deutschland, wo unzählige litteraturgeschichten Hartmann und seine werke eingehend charakterisieren, weniger stark als in Frankreich. aber anderseits ist es ebenso gewis wünschenswert und nachgerade an der zeit, dass die ergebnisse der wissenschaftlichen forschung über Hartmann von Aue sorgfältig überprüft und zu einer einheitlichen schilderung seines wesens und würkens zusammengefasst werden. was nun, von diesem puncte aus gesehen, bei dem werke P.s zuvörderst auffällt, ist die ungleichmäfsigkeit in der durchführung seines planes. denn neben abschnitten (wie die einleitung über den minnesang, der bericht über die quellen der Artusepen, über die ritterliche gesellschaft nach Hartmann), die sich an ein laienpublicum wenden und gar keine sachkenntnis voraussetzen, stehn ziemlich unvermittelt solche (die chronologie von Hartmanns liedern, entlehnungen im I büch-

lein, die priorität des Iwein vor dem Erec), die nur den engern fachgenossen zugänglich und verständlich sein können. der vf. wollte ein buch schreiben, das gleichzeitig die weitesten kreise interessieren und die einzelforschung fördern sollte; es ist ihm jedoch nicht gelungen, in seinem werke beiden zielen gerecht zu werden. ganz äufserlich ist das letzte capitel angehängt, das offenbar nur geschrieben wurde, um einer in Frankreich herkömmlichen forderung zu genügen.

Vielleicht darf der vf. zu seiner entschuldigung anführen, dass er durch lange zeit und in verschiedenen zwischenräumen die arbeit an seinem werke fortgesetzt hat. sein standpunct hat sich dabei geändert, möglicherweise ist sogar der zweck des buches ein andrer geworden, die schlussredaction hat aber nicht tief und ausgleichend genug eingegriffen. daraus erklärt sich manches. vor allem die widerholungen, von denen ich nur etliche beispiele anführe : s. 26 u. 72 über den mangel an leidenschaft bei Hartmann; s. 119 u. 175 über das verhältnis der romane zu den Mabinogien (vgl. auch s. 314), wie denn überhaupt das mehrteilige vierte capitel am meisten unebenheiten aufweist; s. 157 anm. 2 u. 171 anm. 8 gehören zusammen; s. 122 u. 177 über die spuren altertümlicher roheit in den Mabinogien; s. 197 anm. 2 u. 199 über den bluttrinkenden löwen; die 'étude approfondie', welche Hartmann seinen quellen gewidmet hat, wird s. 198. 201. 259 gerühmt; s. 205 anm. 6 u. s. 224 über die weitläufigen beschreibungen; s. 280 u. 288 über das selbstvertrauen des Armen Heinrich, s. 280 u. 318 über die auffassung von Gottes allmacht in diesem gedichte. — unter diesen umständen ist es nicht verwunderlich, dass auch unzweideutige widersprüche in dem buche begegnen, zb. : s. 72 heifst es von Hartmann : 'il ne tombe jamais dans l'obscurité', indes s. 42 anm. 1 die stelle MFr. 206, 35 f 'peu intelligible' genannt wird, freilich nur, weil sie der vf. nicht verstanden hat. s. 85 besagt über Ovid und Hartmann : 'ils célèbrent l'amour illégitime, en dehors du mariage', während s. 62 Hartmann als 'l'apôtre de la constance' bezeichnet, 'celui qui met la fidélité au-dessus de toutes les vertus et qui a vraisemblablement conformé sa vie à ses maximes'. s. 48 wird Hartmann als autor von MFr. 216, 29 ff mit ausdrücken charakterisiert, welche s. 95 f dazu dienen müssen, den dichter des zweiten büchleins als eine von Hartmann verschiedene person zu erweisen. s. 243 wird Hartmanns Gregor zur gattung der 'légende pieuse' gestellt und s. 245 davon gesagt : 'La légende de Grégoire est, en effet, écrite dans le dessein de servir la religion. les exhortations pieuses y abondent' etc.; s. 279 dagegen wird, um den unterschied zwischen Gregor und Armen Heinrich stärker herauszuheben, behauptet : 'Le poème de Grégoire n'est pas, à proprement parler, une légende pieuse : il se distingue de ce genre par un certain nombre de traits essentiels qui le rattachent

au poème arthurien' —, indes s. 361 der vf. zu seiner ersten beurteilung zurückkehrt : 'Grégoire — est une légende pieuse'. s. 266 nennt P. unter den mängeln des französischen Gregor : 'De ce nombre sont les répétitions sous forme presque identique d'un récit déjà fait, répétitions que Hartmann se garde bien de reproduire et qu'il remplace par des résumés rapides', s. 268 hingegen tadelt er ohne weitere bemerkung an Hartmanns gedicht : — 'on maudit ses répétitions qui redisent la même chose souvent dans les mêmes termes'. s. 245 anm. 10 ist für P. die einleitung zu Hartmanns Gregor nur in der Spiezer hs. vorhanden, wogegen er doch s. 372 die Konstanzer hs. aus Zwierzinas abhandlung im 37 bande der Zs. anführt. — man wird das alles für ein zeichen halten dürfen, dass der vf. sein ms. vor dem drucke nicht mit hinreichender sorgfalt durchgegangen hat, anderes bestätigt diesen eindruck : so zb. (aufser der mangelhaften schreibung deutscher namen, wie 'Müllenhof', 'Neussel') die unachtsamkeit bei den citaten : Rudolf von Ems heifst s. 5 anm. 1 'Henri'. s. 7 anm. 2 die stelle 'Zs. f. d. a. 36, 160' kann ich durchaus nicht finden. s. 49 anm. 2 ist unter 'Burdach Zs. f. d. a. 17' entweder dieser gemeint Zs. 27, 367 oder Scherer Zs. 17, 573 ff. s. 195 anm. 6 ist nicht 'Zingerle', sondern Alfred Rochat der verfasser der abhandlung über Wolframs Parzival im 3 bande der Germania. das citat s. 288 anm. 1 ist wol aus meinem buche über Hartmann s. 452 übernommen, aber insofern falsch, als nicht die Zs., sondern der Anz. f. d. a. gemeint ist — usw.

Diese dinge wären des erwähnens ganz unwert, wofern nicht die dabei an den tag tretende gleichgiltigkeit des vf.s gegen die forderungen exacter arbeit noch auf wichtigere puncte sich erstreckte. P. sagt nirgends ausdrücklich, was er seinen vorgängern verdankt. er stellt nirgends fest, dass ein grofser teil seines werkes nur über die forschungen andrer prüfenden bericht erstattet. er citiert sehr willkürlich : meistens, wenn er gegen die ergebnisse früherer forscher polemisiert; dagegen in der regel dann nicht, wenn er sie zustimmend aufnimmt. ja er führt sogar (wie ich glaube, unbewust) beobachtungen in einer form vor, die nur bei eigner selbständiger untersuchung üblich ist, indes sie doch schon in andern arbeiten veröffentlicht waren. ich will dabei nicht länger verweilen, da es sich oftmals um sein verhältnis zu meinem buche über Hartmann handelt, und will lieber anerkennend hervorheben, dass P., der löblichen gewohnheit französischer philologen gemäfs, die vorhandene litteratur über den gegenstand nahezu ganz vollständig kennt, wie das reiche schriftenverzeichnis s. VII—X erweist.

Im folgenden soll nun eine reihe von einzelnen puncten herausgehoben und durchgesprochen werden, wo P. von der bisher geltenden auffassung der sachen abweicht; alle, auch nur erheblichern ungenauigkeiten des buchs anzuführen und zu erörtern,

darauf muss ich von vornherein verzichten : dazu hat der Anzeiger keinen platz und ich keine lust.

S. 5 f, wo P. von Hartmanns gelehrter bildung spricht, erwähnt er ein paar stellen aus Ovids Amores, die er (wie ich glaube, irrtümlich) in engern bezug zu H. bringt; dann aber bemerkt er, dass die anspielung auf Pyramus und Thisbe Er. 7707 ff nicht, wie ich (über H. v. A. s. 187) getan hatte, auf Ovids metamorphosen, sondern auf Chrétien von Troyes bearbeitung dieser 'légende' zurückzuführen sei (vgl. auch s. 228 anm. 7 u. s. 234 anm. 1). die vermutung ist deshalb nicht überzeugend, weil H.s bekanntschaft mit Ovid, durch die schule vermittelt, erwiesen ist (P. bemüht sich selbst später darum) und zwischen dem wortlaute der stelle bei H. und bei Ovid genauere übereinstimmung besteht, indem beide das rendezvous der liebenden beim brunnen erwähnen; die dichtung Chrétiens ist uns hingegen nicht erhalten und wir haben gar keine möglichkeit zu beweisen, dass H. sie gelesen hat (vgl. Wackernagel Altfranz. lieder u. leiche s. 177 u. anm.). übrigens ist die erzählung von Pyramus und Thisbe vielen andern deutschen dichtern, und da wol auch aus dem schulunterrichte geläufig : Müllenhoff belegt ZE. xxvi (Zs. 12, 356) den namen *Piramus* aus rheinischen urkunden des 12 jhs.; in den Tegernseer liebesbriefen kommt er vor MFr. 221, 6; in Gottfrieds Tristan 3612 ff. vgl. noch das gedicht Zs. f. d. a. 6, 518 ff. Weinschwelg 337 ff und Vernalekens anm. Germ. 3, 219; es zeugt für die unverwüstliche beliebtheit des stoffes, dass noch 1616 das holländische gedicht des priester Mathiis de Casteleyn gedruckt werden konnte, wo sich P. = Christus, Th. = der seele des christen gedeutet fand (vgl. Prosp. Marchand Dict. histor. ii 120 anm. 28). die troubadours brauchten ebenfalls den vergleich, s. Diez L. u. ww. der troub.[2] s. 233. Poesie[2] s. 117. — die stellen, welche P. s. 11 f aus französischen dichtern beibringt, haben für Hartmanns texte nur den wert von parallelen, sie beweisen aber keine entlehnung. — s. 13 f erklärt P. die stelle über *selpwege* i büchl. 350—366 für einen grund, 'qui nous contraint à admettre, avant la rédaction de ce poème, un voyage en France'. er schliefst sich nämlich der deutung an, welche dieses phänomen auf Nord- und Ostsee beschränkt, und hält den wortlaut der stelle Hartmanns für ein zeugnis, dass der dichter die erscheinung selbst beobachtet habe. aber erstens : was bewiese das für H.s reise nach Frankreich? fährt man denn von Schwaben über die Nord- oder Ostsee nach Flandern und den norden Frankreichs? zweitens ist diese beigebrachte deutung von *selpwege* doch sehr zweifelhaft, und mich wenigstens dünkt es wahrscheinlicher, sie blofs für *gruntwelle* zu halten, vgl. mein Christent. i. d. altd. heldend. s. 196 f, wo eine aufklärende stelle aus der Philosophia mundi des Wilhelm von Conches beigebracht wird. — s. 21 hat sich P. über die stellung und tätigkeit der ministerialen nicht ausreichend

unterrichtet. — die bekannte stelle des Buwenbergers (MSH. II 263 b) : *swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert*, ist doch misverstanden, wenn P. s. 28 daraus schliefst : 'les mœurs courtoises lui (dem minnesänger) interdisaient les naïves et franches expansions de la poésie populaire'. — da ich über die anfänge des minnesangs (und Hartmanns lieder) soeben eine besondere schrift ausgearbeitet habe, kann ichs mir ersparen, hier auf diese fragen genauer einzugehn. — s. 47 übersetzt P. den vers MFr. 215, 24 : *sît fuogte mir ein vil sæligiu stunde* mit 'elle m'a donné une heure de délices'. — s. 51. 52 schliefst P. auf entlehnungen durch Hartmann, indes nur verwantschaft der situationen vorligt. — s. 71 benutzt P. die lieder Hartmanns als echte zeugnisse für den charakter des dichters, indes er ihnen vorher alle realität abgesprochen hat.

Das erste büchlein hatte Jantzen in seiner schrift 'Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter' (1896 s. 43) der entwicklung der *débats* eingegliedert, und ich habe das Öst. littbl. 1897 angenommen. meine ansicht, dies gedicht sei als *klage* = anklage zu fassen, verwirft P. s. 76. er verwirft aber auch in bausch und bogen den nachweis, welchen ich s. 232 ff zu führen versucht hatte, dass Hartmann im I büchlein ganz insbesondere ausdrücke der rechtssprache gebraucht habe, indem er bemerkt : 'pour étager sa thèse, M. S. emploie des arguments dont quelques-uns manquent de justesse. il classe sous l'etiquette de termes juridiques des mots qui appartiennent au langage courant; il découvre l'influence des coutumes judiciaires là où il y a simplement réminiscence littéraire; enfin, il énumère comme formules du barreau certaines phrases qui sont l'expression d'idées appartenant à la vie ordinaire'. in den beispielen, die P. dafür vorbringt, ist er sehr unglücklich : sie sind sämtlich falsch. auch übersieht er, dass, wo so vieles und meiner ansicht nach durchschlagendes für die verwendung juristischer terminologie spricht, auch das weniger stringente mit angeführt werden darf. was aber zur deutschen rechtssprache gehört, was nicht, das zu begrenzen ist P. nicht competent : wir erhoffen eine abschliefsende bestimmung der deutschen rechtssprache erst von dem wörterbuche, das eben jetzt in angriff genommen wird. — s. 79—82 bemüht sich P. zu zeigen, dass Hartmanns I büchlein den französischen Dialogue entre le corps et l'âme nachgebildet habe. ein beispiel, wie er dabei vorgeht, bieten gleich die beiden ersten verglichenen stellen, wo er folgende deutsche verse citiert, die über die strecke von 803—860 sich verteilen : *tuo niht mère als ein zage, lâz dîn üppige klage, — erriute dich der bôsheit! — dû weist wol daz dû ie wære ein rehter slîchære — niht wan ze gemache stêt dîn muot.* das soll entlehnt sein aus den fünf zusammenhängenden altfranz. versen : *fel fus et mençoigner chicher et losenger; enfrun fus et escars et de malvaises ars et de pute*

nature —. bei mehreren andern stellen erkennt P. nicht, dass, was er als gemeinsam dem mhd. gedichte und seinem vermeintlichen vorbilde erachtet, nur aus den allgemein verbreiteten vorstellungen des ma.s entstammt. — ebenso misglückt erscheint mir der versuch s. 84 ff, Ovids A r s a m a t o r i a und das I büchlein in ein näheres verhältnis mit einander zu bringen : ungefähre ähnlichkeiten, die bei dem gemeinschaftlichen ewigen stoff von selbst sich einstellen, stückchen aus weit von einander abliegenden teilen, sie müssen alle demselben zwecke dienen. ich mache mich ohne bedenken anheischig, auf d i e s e art Heines Buch der lieder als einen cento aus Ovid zu erweisen. wenn P. s. 85 Ovids A. a. I 475 f mit I büchl. 1616 ff vergleicht, so übersieht er, dass der stelle Ovids der entscheidende punct des vergleichs fehlt : bei ihm werden weiches wasser und harter stein entgegengestellt, bei Hartmann gewinnt der wassertropfen seine stärke durch die häufigkeit des falles; vgl. mein buch s. 217, wozu noch kommt : Welscher gast v. 1921 f und Frommanns anm. zu Herbort von Fritzlar v. 43 ff. — mit welchem grade von exactheit P. arbeitet, dafür bietet s. 96 ein lehrreiches beispiel. er führt die rhetorische haltung des II büchleins (mit ausdrücken, die er meiner darlegung s. 366 entlehnt) als beweis gegen Hartmanns verfasserschaft an, und ebenso 'les nombreuses références aux proverbes et affirmations des sages, si fréquentes dans ce poème'; die anmerkung zählt dann die beispiele des II büchleins auf : 53. 137. 477. 512. 615. 649 (statt 650). davon ist nur 53 und 477 richtig, es fehlen aber, wie P. auf derselben seite meines buchs hätte sehen können, 343. 496. (679). *ein wiser man* 581. 604. 609. *wisheit* 612 usw. — s. 110 hat P. anm. 1 über das bahrrecht (ebenso wie ich seiner zeit s. 296) den aufsatz von Martin Zs. f. d. a. 32, 380 ff übersehen. ich notiere übrigens, dass auch nach der untersuchung von Lehmann Das bahrgericht in den Germanistischen abhandlungen zum LXX (P. LII) geburtstag Konrad vMaurers, 1893, s. 21—45, das von mir aao. beigebrachte zeugnis über das wunder bei der leiche des 1186 erschlagenen abtes von Trois-Fontaines das älteste beispiel bleibt. — s. 121 und 177 nennt P., der die erzählung des Mabinogi vor den Iwein und Erec Chrétiens ansetzt, als zeichen ihres alters die darstellungen besonders roher zustände und sitten; aber können solche roheiten nicht durch sinkenden geschmack einer späteren zeit eindringen? ich möchte wenigstens auf die entwicklung hinweisen, welche deutsche höfische romane (zb. der Wigalois) zu den volksbüchern des 15 jhs. durchgemacht haben : da ist entschieden verrohung eingetreten. — in bezug auf Hartmanns Erec schliefst sich P. dem ergebnis der untersuchung Hagens an, der Zs. f. d. ph. (P. schreibt : Zs. f. d. a.) 27, 463—474 zu erweisen trachtet, dass H. aufser Chrétien noch ein anderes werk benutzt hat; auch Dreyer, H. v. A. Erec und seine altfr. quelle, progr. Königberg 1893, stellt die übereinstimmung zwischen

H. und den Mabinogi zusammen und schliefst auf die benutzung einer diesen beiden gemeinsamen quelle aufser Chrétien. allen diesen vermutungen wird jetzt ein starker damm entgegengestellt durch Hartmanns eigene berufung auf Chrétien v. 4629[12] des Wolfenbüttler fragmentes, eines der dankenswertesten funde, welche uns die letzten jahrzehnte gebracht haben, Zs. 42, 263. über die andere neue hypothese P.s, dass Hartmanns Iwein vor dem Erec gedichtet sei, mögen jetzt die reimwörterbücher entscheiden : ich kann nicht daran glauben.

Unter den abschnitten, welche Hartmanns höfischen epen gewidmet sind, darf das capitel s. 189—216, worin Hartmann und Chrétien verglichen werden, mit recht der aufmerksamkeit empfohlen sein : es enthält hübsche beobachtungen, geschmackvoll gruppiert und angenehm lesbar. weniger vermag ich die abschnitte über Gregor und Armen Heinrich zu rühmen. was den 'guoten sündære' anlangt, hat P. sich anders als bei Iwein und Erec um die geschichte des stoffes nicht bekümmert. ich habe den mitteilungen meines buches s. 403 f noch einiges hinzuzufügen. vor allem den hinweis auf Étienne de Bourbon (ed. Lecoy de la Marche) nr 306 : ein 'episcopus Caturcensis', von einer frau verläumdet, dass er sie genotzüchtigt habe, flieht, weilt sieben jahre ohne nahrung in einer verschlossenen höhle am flusse und wird dann mittelst des im bauche eines hechtes gefundenen schlüssels befreit. vgl. Nicole Bozon Contes moralisés nr 86 und die noten s. 264 ff der ausgabe von Paul Meyer. zu dem vorgange der auffindung Gregors vgl. die legende von SBenno in Meifsen, wo der domschlüssel in einem gesottenen wels aus der Elbe wider gefunden wurde. anderes ähnliche sammelt Kleinpaul Gastronomische märchen (1892) s. 45 ff. recht beachtenswert ist die sehr merkwürdige geschichte des Martin Malterer Zimmerische chronik ed. Barack 2 aufl. I 196 ff. über Robertus Pullus, in dessen sentenzenwerk die für die vorgeschichte der Gregorlegende so wichtigen schulfälle vorkommen, vgl. jetzt Stubbs Lectures on medieval and modern history p. 132 ff, Rashdall im Dictionary of national biography 47 band (1896) p. 19, Round im Athenaeum 1896, II 601 f. — die analyse und die allgemeinen bemerkungen über H.s Gregor zeigen, dass P. ein zusammenhängendes studium den religiösen anschauungen des ma.s nicht gewidmet hat. dagegen sind die bemerkungen, welche das afr. und das mhd. gedicht vergleichen, wider recht brauchbar, obzwar sie den deutschen behandlungen des gegenstandes vielfach zu danke verpflichtet sind. nebenbei : alle arbeiten über diese frage kranken an dem übelstande, dass eine gute kritische ausgabe des afr. textes noch nicht vorligt. die französischen forscher loben dieses gedicht ungemein, ich nehme an, mit recht; wollen sie denn durchaus auf den 'inevitable German' warten, der die harte mühe auf sich nimmt und dann aus besserer kenntnis unschwer berichtigt werden kann?

Am wenigsten gelungen sind die betrachtungen über den Armen Heinrich. P. will auch hier einmal die sache am ganz entgegengesetzten ende anfassen und durchaus etwas neues bringen : seiner ansicht nach ist der Arme Heinrich von einer viel tieferen religiösen empfindung erfüllt als der Gregor. die bisherige andere meinung streift er mit einer leichten handbewegung zur seite (s. 278) : 'il n'est pas cependant besoin d'un examen bien attentif pour reconnaître que —.' auf die widersprüche, in die er sich dabei verwickelt, hab ich schon aufmerksam gemacht; man kann aber überhaupt von diesen darlegungen kaum eine seite lesen, ohne anstofs zu nehmen. um seine hauptansicht über den A. H. zu begründen, weist P. darauf hin, dass dem helden sein übles schicksal unverdient widerfahren sei (s. 280) : 'qu'a-t-il commis? il a simplement negligé de vendre grâces à Dieu du bonheur dont il jouit, faute, certes, bien rénielle et dont maint chevalier des poèmes arthuriens n' est pas innocent.' aber das heifst vom modernen standpuncte aus geurteilt, nicht von dem Hartmanns und seiner zeitgenossen, vgl. meine darlegungen s. 451 f. — s. 280: der Arme Heinrich darf nicht 'un prince' genannt werden. — s. 284 behauptet P.: 'la légende du Pauvre Henri ne parait pas avoir eu un très grand succès au moyen âge.' woraus schliefst er das? die überlieferung ist immerhin reichlicher als zb. beim Erec, und die zahlreichen nachahmungen einzelner stellen in der poetischen litteratur der nächsten funfzig jahre, von denen jeder kenner weifs, zeugen für die beliebtheit der erzählung. — in dem urteil über die handlungsweise des jungen mädchens s. 285 f zeigt sich abermals, dass P. nur aus moderner empfindung heraus über die dinge spricht und um ein würklich historisches verständnis sich gar nicht bemüht hat : er nennt sie 'une jeune illuminée', schreibt Hartm. 'un goût prononcé de mysticisme' zu und füllt einige blätter mit solchen betrachtungen in feuilletonistischer oberflächlichkeit. — s. 290 muss das verwerfende urteil Goethes über den A. H. daraus verstanden werden, dass G. sich den zustand des aussätzigen seiner gesamtanlage gemäfs sogleich sinnlich veranschaulichte und von dem bilde dann abgestofsen wurde.

Das capitel VII über stil, sprache und ausbau Hartmanns ist das schwächste des ganzen buches. darin zeigt sich, dass der verfasser bei seinem studium der mhd. sprache in den anfängen stecken geblieben ist. er vermag weder selbst stilbeobachtungen zu machen noch die anderer zu verwerten. geradezu kümmerlich und auf ganz veralteten anschauungen beruhend ist die darstellung der schwäbischen eigentümlichkeiten von H.s sprache. es genüge, wenn ich nur ein paar sätze anführe : (P. vermengt die sprache der schreiber und des dichters) : au lieu de *u* nous trouvons *ů* (c'est-à-dire *uo*) : *wůrchen, zůrnet, lůgemære.* — *r*, dans le corps des mots, se rencontre pour *s* : *gendren.* — le prétérit

du verbe savoir est parfois, chez Hartmann, *wesse*, parfois *weste* au lieu de la forme régulière *wiste*, qui se rencontre déjà au XII[e] siècle. — cette nasalisation de la terminaison (*nement*) a également affecté l' impératif : ainsi *genc* est l' impératif da *gân*. — *wâfen* hält P. (s. 301) gleichfalls für eine alemannische eigenheit Hartmanns.

Die charakteristik des dichters im 8 capitel ist als gelungen anzusehen, hier war nicht viel neues zu leisten. etwas zu stark betont mir P. den sittenlehrer in Hartmann. das schliefsende capitel über die ritterliche gesellschaft nach Hartmann bedarf keiner besprechung. — von den anhängen müste der erste (übereinstimmungen zwischen Gregor und Erec) mittelst des reimwörterbuchs überprüft werden. der zweite bezeichnet einen rückschritt, weil die vergleiche zwischen Hartmann und den minnesängern zu äufserlich sind und auf den zusammenhang bei den einzelnen stellen zu wenig rücksicht nehmen. am nützlichsten wird der dritte anhang sein, der die hss. des afr. textes mit dem mhd. Gregor. vergleicht. am dürftigsten ist der fünfte über die verschiedenen legenden, welche dem stoff des A. H. verwant sind. —

Soll ich mein urteil über das buch von Piquet zusammenfassen, so muss ich meinen, dass dadurch die forschung über Hartmann von Aue nicht ernstlich gefördert worden ist : weder durch neue aufstellungen, denn ich halte sie im wesentlichen für unrichtig; aber auch nicht durch verarbeitung des bekannten materiales, denn der autor hat sich zwar viel mit Hartmann, wenig jedoch mit dem studium der altdeutschen litteratur und cultur im allgemeinen abgegeben. es passen auf dieses buch die vortrefflichen worte, mit denen Gaston Boissier bei der recension des ausgezeichneten werkes von Max Bonnet über die sprache Gregors von Tours (Journal des savants 1892 s. 94 ff) den nachteil allzu umfangreicher und weitgreifender aufgaben für die thesen junger gelehrter in Frankreich würksam beleuchtet hat.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

Der heilige Georg des Reinbot von Durne. mit einer einleitung über die legende und das gedicht herausgegeben und erklärt von FERDINAND VETTER. Halle, M.Niemeyer, 1896. gr. 8°. CXCII und 298 ss. — 14 m.

Der erste teil der umfangreichen einleitung enthält zunächst eine darstellung der legende vom heiligen Georg, die in sieben abschnitten vom geschichtlichen Georg, von der urlegende, ihren kanonischen, apokryphen und gemischten überarbeitungen, von den osteuropäischen redactionen und endlich vom kampfe Georgs mit dem drachen handelt. im ersten abschnitt versucht V. den nachweis, dass der heilige der legenden kein andrer sei als der bekannte arrianische bischof des 4 jhs., Georg aus Kappadokien. — ich halte diesen versuch aus verschiedenen gründen für gänzlich misglückt. die andern abschnitte geben eine gute übersicht über

die verbreitung der legende, meist auf grund der angaben in den AASS. und in vdHagens vorrede zu seiner ausgabe des Georg sowie der bekannten untersuchungen Zarnckes, Kirpičnikovs und Veselóvskijs. auf diesen teil seien alle, die sich für die legende interessieren, nachdrücklichst hingewiesen, denn die umfänglichen auszüge, die V.s bruder Theodor aus den werken der beiden russischen gelehrten beigesteuert hat, geben zusammen mit Heinzels eingehnden besprechungen (Anz. IX 256 ff) von dem inhalt der wichtigen untersuchungen ein ungefähres bild. ich gehe übrigens auf diesen teil von V.s arbeit nicht weiter ein, da Zwierzina, seit langem mit einschlägigen untersuchungen beschäftigt, in den GGA. V.s aufstellungen einer eingehnden kritik unterziehen wird.

Im zweiten teile seiner einleitung (s. CX ff) wendet sich V. dem gedicht Reinbots zu, stellt zunächst das wenige zusammen, was wir über des dichters leben und heimat wissen, ohne neues zu bringen, ja sogar ohne die litteratur vollständig zu kennen (so wird der *Reimboto notarius* der bekannten urkunde v. j. 1240 noch immer für den dichter gehalten, trotz Steinmeyers schlagenden bemerkungen Anz. XIV 145 ff). daran schliefst sich eine charakteristik von Reinbots kunst, die durch ihren mangel an historischer betrachtungsweise wol einzig dasteht. statt zu prüfen, in welcher weise der dichter Wolframs vorbild auf sich würken liefs, ob er auch Hartmann und Veldeke, die er ausdrücklich nennt, benutzte, worin sein stil eigentümlich ist, worin nicht, kurz all die fragen zu behandeln, die sich hier aufdrängen, gibt er nichts als einen schwall von worten über die hohlheit der höfischen poesie, zu dessen beurteilung die tatsache genügt, dass er den Parzival einen 'formlosen und gedankenarmen abenteuerroman' nennt. im anschluss daran folgt auf zwölf seiten eine inhaltsangabe des gedichts, entbehrlich für den leser, aber notwendig für den herausgeber, der sich allerorten bestrebt zeigt, den mangel eigener, ernster arbeit durch solch bogenfüllende tätigkeit wettzumachen.

Es folgt ein capitel über die überlieferung und sprache des gedichts (s. CXXIX ff). mit vorläufiger übergehung der bemerkungen über die überlieferung wende ich mich kurz zu V.s grammatischen darlegungen, die an vielfachen mängeln leiden: die dem dichter sicher gemäfsen (weil im reim bezeugten formen) sind überall mit solchen, die nur im innern des verses vorkommen, durcheinander geworfen, die ansichten V.s sind bisweilen ganz fossiler natur (in *lie* neben *liez* ligt 'abfall' des *z*, in *gie* neben *gienc* 'abfall' des *ng* vor), die beispiele sind fast nirgends vollzählich angeführt, auch dort nicht, wo kein 'usw.' auf die unvollständigkeit aufmerksam macht, unwichtiges wird behandelt, wichtiges öfter übersehen, sodass man kein festgezeichnetes bild von Reinbots sprache erhält, und dergleichen mängel mehr, die sonst nur den arbeiten von dilettanten oder anfängern anzuhaften

pflegen. alles bessern wollen, hiefse die ganze untersuchung nochmals führen, was hier nicht in meiner absicht ligt. nur ein paar beispiele mögen mein hartes urteil begründen. die flexion der verba *gân* und *stân* stellt V. in folgender weise dar (s. CXLVII): für den inf. *gân* gibt er éinen reimbeleg, es kommen aber im ganzen 17 reime vor, in denen die *â*-form sicher bezeugt ist (234. 332. 2165. 2274. 2456. 2510. 2896. 3127. 3195. 3564. 3629. 3717. 4812. 5266. 5434. 5659. 5841); inf. *stân* (bei V. 2 belege) ist 25 mal sicher bezeugt (435. 774. 1076. 1104. 1693. 2249. 2376. 2452. 2846. 2870. 2881. 2926. 3199. 3300. 3664. 3984. 4210. 4329. 4802. 5096. 5668. 5784. 5790. 6052. 6112). — die 1 pers. sg. präs. ind. ist in unzweideutigen reimen nirgends belegt (V. führt *ich stân* : *hân* 773 an : dort reimt aber, auch in seinem text, *ich hân* : inf. *understân*). — die 3 pers. ist als *gât* 7 mal (nach V. 1 mal) bezeugt (984. 2786. 3286. 3969. 4161. 4956. 5279); *stât* erscheint 8 mal (2179. 2872. 2976. 2983. 4200. 4342. 4435. 5455), V. bringt nur zwei belege. — dass *wir stân* (489) und *ir stât* (5232) belegt ist, erfährt man überhaupt nicht. — *si stânt* kommt 2 mal, nicht éinmal vor (1740. 4574). — von den beiden conjunctivformen *si stân* (5568. 6092) ist wider nicht die rede, ebensowenig von der participialform *ergân*, die V. 4869 in den text gesetzt hat. — von den im reim bezeugten *ê*-formen fehlt *er gê* (767), und der ind. *er stêt* kommt nicht 7 mal sondern 10 mal vor (817. 1744. 2821. 2870. 3558. 3574. 3916. 4452. 4500. 5543). mit derselben unzuverlässigkeit sind die neutralen reime (wo *gân* und *stân* miteinander gebunden sind) verzeichnet. — oder : der inf. *hân* (21 mal belegt) fehlt bei V. überhaupt; *ich hân* steht 6 mal im reim, V. gibt éin beispiel; *er hât* 15 mal, bei V. éinmal; *ir hât* fehlt bei V., steht aber 5231 im reim; prt. *hête* ist 3 mal (nicht 2 mal) belegt, der plur. *hêten* 5 mal (nicht 4 mal) — oder *er gît* (s. CXXXIX) ist nicht 2 mal, sondern 6 mal belegt, *er lît* nicht 2 mal, sondern 10 mal; dass auch *dû gîst* (: *sîst*) vorkommt (3315), bleibt unerwähnt. — auf welche weise V. das solchermafsen gesammelte reimmaterial zu sprachlichen schlüssen verwertet, zeigt das lautgesetz, zu dem er s. CXXXVIII gelangt. er hat nämlich beobachtet, dass reime von ausl. germ. *g* auf ausl. germ. *kk* häufiger vorkommen, wenn dem *g*(*k*) ein consonant vorhergeht, als wenn es sich unmittelbar an den stammvocal anschliefst : 'vielleicht hat im bairischen des 13 jhs. das alte verhärtungsgesetz für die gutturale explosiva zuerst in offener silbe [?] zu wanken begonnen und daher Reinbot instinctiv fast durchweg reime [von vocal + *g* : vocal + *k*] vermieden'. die richtige erklärung ligt einfach im sprachmaterial: denn wörter mit ausl. *-kk* sind überhaupt nicht häufig, kommen also auch entsprechend seltener in den reimen vor. so finden sich bei Wolfram nur die folgenden : *erschrac, smac, sac, klac; quec; blic, stric, schric, bic* (denen nur *sic* mit *-g* gegenübersteht);

roc, boc, stoc, loc; druc, ruc, zuc (denen kein wort auf *-ug* entspricht). mit V.s lautgesetz ists also nichts. selbstverständlich sind auch die positiven angaben widerum ganz falsch : nach V. reimt Reinbot 7 mal vocal + *g* mit vocal + *g* (*lac* : *tac* usw.) : ich zähle 42 fälle; und 3 fälle, wo *stric, blic, schric* miteinander reimen, übersieht er vollständig.

Im nächsten abschnitt (s. CXLIX ff) behandelt V. orthographie und metrik. es ist eine traurige tatsache, dass diejenigen, die von der sprache und ihrer historischen entwicklung die geringsten kenntnisse besitzen, als reformatoren der orthographie den grösten eifer entwickeln. das bestätigt sich auch hier. für *ck, tz, pp, tt* schreibt V. durchweg *k, z, p, t*, weil ein harter verschlusslaut oder eine affricata nicht verdoppelt, bezw. lang gesprochen werden könnten, und es nicht nötig sei, die kürze des vocals im mhd. durch den doppelten consonanten zu bezeichnen. zur widerlegung braucht man nur auf die tatsache zu verweisen, dass die mhd. dichter wörter wie *wette* (nach V.s 'orthographie' *wete*) und *stete* (gen. dat. von *stat*) niemals miteinander reimen, was beweist, dass sie zwischen *tt* und *t* einen deutlichen unterschied machten. worin er bestanden haben mag, darüber kann sich V. bei Sievers Phonetik § 29 rats erholen. — viel mühe hat V. augenscheinlich auf die darstellung der metrischen technik Reinbots verwendet. wenn sich trotzdem hier sehr viel unrichtiges findet, so ligt das zum teil an gewissen methodischen mängeln der untersuchung und zum teil darin, dass die textconstitution, worauf ich gleich zu sprechen komme, so verunglückt ist, dass eine grofse zahl der von V. besprochenen verse sich ganz anders darstellt als in der vorliegenden ausgabe.

In einem anhang (s. CLXVII ff) liefert V. den abdruck eines gedichts, das Georgs drachenkampf behandelt (nach der Berliner hs. Ms. germ. quart. 478). der text ist stellenweise arg verderbt, und der herausgeber hat nicht eben viel getan, ihn lesbarer zu gestalten. da es möglich ist, dass unsre legendensammelhss. hier und dort auch dieses gedicht überliefern, so verzichte ich auf emendationsversuche.

Nun folgt der text des Reinbotschen gedichts, den ich im zusammenhange mit V.s bemerkungen über die überlieferung (s. CXXIX ff) bespreche. bei der zusammenstellung der erhaltenen hss. und bruchstücke ist dem herausgeber das von Keinz Germ. 31, 83 ff veröffentlichte fragment entgangen, im übrigen hat er den vorhandenen hsl. apparat für die ausgabe vollständig verwertet, mit einer äufserst befremdlichen ausnahme : die wichtige Wiener hs. nr 13567, die elf zwölftel des gedichts überliefert, wurde für die textherstellung nicht herangezogen, sie erscheint zwar in der aufzählung der hss. als w, aber ihre beschreibung findet sich nicht hier, sondern an einer spätern stelle (s. CC), die der herausgeber selbst als 'nachtrag' bezeichnet (s. CXXX). nach-

dem V. sonst selbst die kleinsten bruchstücke, und mit recht, verwertet hat, kann ich mir die ausnahme, die er bei w macht, nur damit erklären, dass ihm diese hs. zu spät bekannt wurde, um noch berücksichtigung finden zu können: denn das verlegene gerede über den unwert der hs., das auf einer vergleichung einer partie von 125 versen und ein paar zweifelhafter stellen beruht, wird niemand als ausreichende begründung erscheinen: wenn ein gedicht im wesentlichen nur in vier hss. vorligt, ist keine von ihnen wertlos, sie wäre denn von einer der drei übrigen abgeschrieben, ein fall, der hier nicht vorligt. das ist der erste principielle fehler, an dem V.s text leidet.

Der zweite, ebenso schlimme ligt in der grofsen ungenauigkeit des variantenapparats. die vergleichungen mit dem vollständigen hss.material, das ich seit jahren für die von mir geplante ausgabe gesammelt habe, lieferten die bösesten resultate. die Wiener hs. nr 2724 (W) hat V. nach einer abschrift benutzt, die Pfeiffer 1841 für sich anfertigen liefs und in drei tagen collationierte. bei dem schlechten ruf, den die abschriften und collationen dieses gelehrten besitzen, war es entschieden geboten, eine nachvergleichung mit der hs. vorzunehmen. das hat V. sehr zum schaden des apparats unterlassen: in den ersten 1500 versen zähl ich etwa 234 gröfsere, kleinere und kleinste versehen. für die zweite, Berliner, hs. (M) lag der abdruck vdHagens, Deutsche gedichte des mittelalters bd I, vor: diesen hat V. benutzt, 'nur in wenigen zweifelhaften fällen' erkundigungen nach dem hsl. texte einholend (s. CXXXIII): die angaben für die ersten 600 verse weisen 78 fehler auf. die angaben über die lesarten der dritten, Züricher, hs. (Z) enthalten in den ersten 550 versen 39 fehler oder auslassungen.

Der dritte principielle fehler besteht darin, dass V. sich um die feststellung des verwantschaftsverhältnisses der hss. nirgends mit ernst und gründlichkeit bemüht hat. diese frage wird in der einleitung (s. CXXXIII) in nicht ganz vier zeilen abgetan: 'Z und M gehn auf gemeinsame vorlage zurück: sie haben beide die eingeschobenen verse 4250a—d, W vertritt ihnen gegenüber eine selbständige handschriftenfamilie, steht aber dem original ferner'; ähnlich in der anmerkung zur stelle. sonst finden sich gelegentliche andeutungen über das verhältnis der hss. in einzelnen anmerkungen verstreut (zu 690. 947f. 1336ff. 2300. 2612. 2722ff. 3872ff): aber in diesen anmerkungen wird verwunderlicher weise von einer gemeinsamen vorlage der hss. WM gegenüber Z gesprochen. und damit nicht genug, taucht widerum in andern anmerkungen (zu 1969. 3095. 3342) ein ältere vorlage von WZ gegenüber M auf: ein versuch, die eine oder andre dieser aufstellungen zurückzunehmen, ist nirgends gemacht, und so stehn denn alle gruppierungen, die nach den gesetzen der variation bei verwantschaft zweier hss. möglich sind, einträchtig neben einander:

MZ—W, MW—Z und WZ—M. diese unsicherheit des herausgebers ist dadurch entstanden, dass er zum teil die betreffenden stellen misverstanden hat und zum teil die tragweite der gemeinsamen fehler nicht richtig abschätzte: tatsächlich liegen die verwantschaftsverhältnisse in diesem texte ganz einfach: WM und w (die von V. nicht benutzte zweite Wiener hs.) bilden zusammen eine engere gruppe gegenüber Z, das einen andern zweig der überlieferung repräsentiert. die wichtigsten fälle, aus denen dies hervorgeht, sind folgende: v. 37 (*Wilhalm von*) *naribon* Z — *maradon* BW, *marodon* w. — v. 268 ff (*ich hânz dâ vür . . .*) *Daz ûf der heide sich vröiten die rôsen* *Vnd die stoltzen und losen* *Begunnen ritter und frouwen Vnd daz man . . . sach* W, *die st. und die l.* M, *Vnd stoltze u. l.* w; dagegen fehlt in Z *Vnd die*: der gemeinsame fehler der hss. WMw ligt darin, dass die beiden infinitive als adjectiva gefasst wurden. —

663 f *er ist ze millen:*
vart ir zu im zwen gesellen W,
er ist hie nah czu Melle:
vart ir czu eme snelle M,
er ist da ze mellen:
vart ir zû m̄t schnelle w,
er ist ze millene:
vart ir zu im, ir zwene Z.

Z bietet das richtige: *Millêne* kommt auch später vor und reimt wie hier auf *zwêne* (4730. 5430). in der vorlage von WMw stand *Millen* st. *Millene*, und fehlte, wegen des vorhergehnden *im* das *ir*. auch Mones fragment (m) teilt, nebenbei bemerkt, den fehler: *er ist nicht alczu veren*: *vart ir czu im, ir czwene heren*; ebenso die von V. nicht benutzte prosaauflösung im sommerteil vii b: *wann er ist nit ferr.* — 689 *Dô sie ein ander sâhen*: *Dô wart manc umbevâhen* Z. in WMw folgen zwei weitere zeilen: *Und tusenstunt empfangen Als dicke* (M *ouch*) *umvangen.* diese verse erweisen sich sowol durch den inhalt als auch durch die jungen formen der infinitive als zusatz eines schreibers, dem die schilderung der freude des widersehens einer weiteren ausmalung zu bedürfen schien, obwol sich der dichter dazu ausdrücklich für unfähig erklärt (686 ff). auch m bringt diese zusatzverse. — 699 f *Ez geschach nie solich fröude Menschlicher beschöude* Z: die hss. der andern gruppe setzen dafür einen ganz sinnlosen nominativ (*menschlich* W, *menschliche* B, *menschlich* w). — 823 ff *Solt man in tûsent schiffen Solhen jâmer füeren zeiner stunt* Z: dagegen lesen WMwm *tûsentstunt.* — 1188 ff: *Wæren tûsent busûnen dâ erschalt, Dar zuo des meres widervluz Und des starken doners duz* Z: dagegen hat Ww *des meres winde flus,* M *des meres windis fl.* — 1356 *Ein banier fuort er, diu was blanc; Ein rôt kriuze dar durch gie* Z: dagegen bieten WMw und die prosaauflösung *lanc.* dass Z das echte hat, zeigt die

stelle 5376 f *mit sîner liehten banier blanc, Durch die daz rôte kriuze gie.* —

2185 ff *er sprach: 'vrouwe, wir suln dar*
und nemen ouch des wunders war'.
a *[Ja was in beiden dâ hin gâch.*
b *Daz gesinde zôch in allez nâch.*
c *Manic busûn wart vor in erschalt.*
d *Er wære junc oder alt,*
e *daz zôch allez sament dar*
f *und nâmen des boumes war].*
Waz sol ich iu sagen mêr?
Dar kâmen sibenzic künege hêr.

die in klammern gesetzten verse bietet nur Z: ein grund, warum der schreiber sie eingeschoben haben sollte, ist nicht zu finden, zudem gehört es auch gar nicht zu den gewohnheiten von Z, interpolationen vorzunehmen. dagegen erklärt sich der ausfall der stelle in der gemeinsamen vorlage von WMw sehr leicht aus der nahezu vollständigen gleichheit der verse 2186 und 2186[f], die das auge des abschreibers beirrte. zum überfluss wird die echtheit der stelle dadurch gesichert, dass sie auch dem verfasser der prosaauflösung vorgelegen hat, vgl. VIII c: *vñ der kunig nam die kunigin an die hant vñ kam dar mit allem seynẽ volcke. vnd mit vil busawmen und kamen auch andere kunige sibenzigk dar.* denn die prosaauflösung geht auf eine hs. der gruppe WMw zurück, s. o. zu 663 f und 1356. was V. in der anmerkung gegen die verse vorbringt, ist nicht beweisend. — 2251 Dacian verspricht dem hl. Georg, er wolle ihm untertänig machen *elliu rœmsche lant* Z; aber WMw bieten *alle deutsche l.* im original stand jedesfalls *al latînschiu*, was die vorlage von WMw mit falscher silbentrennung als *alle tiuschiu* fasste, während Z, das ungemein häufig vulgarisiert, das gemeinere *rœmsche* einsetzte. auch v. 420 kommen die *latînschiu lant* vor. — 2298 ff *Nu ist diu sunne gesigen, Daz sie niht mê liehtes gît Und ist vür diu opferzît* Z: M (vdHagens angabe ist falsch) und w bieten *Und ist iuwer opfers zît*, W *Und ist niht iuwer o. z.* die gemeinsame vorlage fasste *vür* als *iur*, und W besserte den sinn notdürftig durch einschiebung des *niht*. — 2611 f *Daz kint* (Christus) *tuot die erde wegen, Türne und velse regen* Z: die drei andern hss. geben statt des zweiten verses: *Donner(n) und (des W) veldes regen.* das ist sinnlos, bietet einen unmöglichen reim (ę : ë) und greift vor, da vom donner v. 2618 f gesprochen wird. — 2893 ff *Dô sprach der werde Geoꝛis 'Edel küneginne wis! got wunder hât durch dich getân* Z: die übrigen hss. überliefern *wis* (W *si*) *gewis*, was weder sinngemäfs ist, noch dem reimgebrauch Reinbots entspricht, der *Geoꝛis* immer mit *-is* bindet: 121. 189. 315. 559. 641. 1297. 1361. 3489. — 3188 f *Saget Apollen daz er kum Bî dem gewîzagten got*; so Z conform mit v. 3249: WMw lesen *Ze*, ganz sinnlos. —

3271 *Daz apgot sprach zehant :*
'kint, wer hât dich her gesant?'
ez sprach 'daz hât (hs. *sprach*) *mîn herre'.*
a *daz apgot sprach : 'wie verre*
b *der künige swert snîdet,*
c *daz ez mich niht vermîdet'.*
Daz kint sluoc mit der ruoten dar.

so Z. dagegen lesen WMw :

Daz apgot sprach zehant
'kint, wer hât dich her gesant?'
ez sprach 'daz hat der herre mîn,
der margrâf ûz Palastîn'.
b [*der künige swert snîdet*
c *daz ez dich niht mîdet.*]
daz kint sluoc mit der ruoten dar.

die beiden eingeklammerten verse nur in w. dass die von Z gebotene lesart richtig ist, leidet keinen zweifel : denn im vorhergehnden (3191) hatte Georg dem knaben ausdrücklich aufgetragen, Apollo mit der rute wegzutreiben, wenn er sich weigere und sich hochmütig widersetze (*welle er . . . mit hôchvart wider muoten*). in der überlieferung von WMw fragt das götzenbild den knaben einfach nach dem namen seines herrn, und darauf treibt es das kind ganz unmotiviert aus dem tempel. in Z dagegen liegen die sarkastischen worte Apollos noch vor, und so schliefst sich die vertreibung hier sehr gut an. wie der fehler in der gruppe WMw entstand, ist deutlich genug : in der gemeinsamen vorlage war der vers a ausgefallen und durch den flickreim *der marcgrâf von Palastîn* ersetzt worden. damit wurden die beiden folgenden zeilen b und c sinnlos, weshalb sie die vorlage von WM tilgte, während w durch die änderung des *mich* in *dich* einigermafsen zu helfen suchte. es ergibt sich somit aus dieser stelle die weitere erkenntnis, dass WM gegenüber w näher verwant sind. was die verse b c betrifft, so werden sie auch durch einen ähnlichen ausdruck an späterer stelle als eigentum Reinbots erwiesen (5049 f *ir sult sie mîden! Ir swert künnen snîden*). — 3753 f *Die* (engel) *lobent g o t enwiderstrît Der êren diu an dir lît* Z : in Mw fehlt *got*, W list *recht* st. *got*. das object *got* ist unentbehrlich, da sonst das zwei verse später folgende *er* keine beziehung hat. —

3850 ff *er* (Christus) *ist himelsippe vaterhalp,*
muoterhalp von erde hie.
ich wil iuch bescheiden wie :
von dem vater wart ein wort
von himel gesant : er bleip dort.
daz wort ûf erde zer maget sich lie:
den sun si von dem wort enphie.
dannoch was der vater da oben.

so im wesentlichen Z. dagegen bieten Ww die verse 3852ff in folgender gestalt:

ich wil iuch bescheiden wie:
von himel gesant er bleip dort.
ûf der erde daz wort
zu der meide sich lie.
den sun si von dem wort enphie usw.

diese verse geben keinen genügenden sinn: inwiefern Christus *vaterhalp* dem himmel angehört, bleibt unerwähnt, und der vers *von himel gesant er bleip dort* hätte hier nur bedeutung, wenn es sich darum handelte zu erklären, wieso Christus zugleich auf der erde und im himmel weilen konnte, worauf es doch gar nicht ankommt. auch der bestimmte artikel in *daz wort* ist befremdlich, da doch von dem worte noch nicht die rede war. einen kläglichen versuch, das unverständliche zu bessern, macht M, wo die verse lauten:

von himel wart gesant und er bleip dort.
ûf erden sante er daz wort.
zuo der meide ez sich lie usw.

dagegen ist in Z alles klar und sinnvoll. die verwirrung in der andern gruppe entstand dadurch, dass die gemeinsame vorlage widerum eine waise vorfand: 3853 war wegen des anlautes *Von*, mit dem auch die nächste zeile beginnt, ausgefallen: so behalf sich der schreiber auf ganz äufserliche weise, indem er die folgende zeile in zwei verse zerlegte, womit er allerdings die waise beseitigte, ohne freilich dem sinn aufhelfen zu können. —

3871ff *swaz in luft, in wazzer vert,*
sîn kraft daz allez nert,
ez loufe, krieche oder gê
ûf bûwe od in dem wilden sê,
sîn kraft daz allez weidet.

statt dieser verse, die nur in Z stehn, bieten WMw:

swaz in luft, in wazzer vert,
daz hât er allez beschert.
sîn kraft daz allez weidet.

widerum ist nicht einzusehen, warum Z geändert haben sollte, während die abweichung der andern gruppe sich leicht begreifen lässt: in der der gemeinsamen vorlage vorausliegenden hs. waren die verse 3872—3874 ausgefallen (weil 3872 und 3875 mit ausnahme des reimworts vollständig gleich lauten), und so fand die vorlage von WMw eine waise vor (3871) und schob, um den reim zu gewinnen, die zeile *daz hât er allez beschert* ein. die ergänzung ist übrigens nicht glücklich, denn von der schöpfertätigkeit Gottes ist weder vor- noch nachher die rede: dagegen steht der ausdruck *nert* (Z) in übereinstimmung mit *genist* (3976), und zudem haben die beiden plusverse ihre entsprechung an einer andern, auch sonst vielfach anklingenden stelle (4469): *al daz*

ûf der erde lebet oder in dem wilden wâge swebet. endlich lehrt eine untersuchung des Reinbotschen stiles, dass der dichter es liebt, wie hier, zwei kurz aufeinander folgende verse gleich beginnen zu lassen. — 4045 ff *Diu rôse ist in dem touwe Ein liehtiu anschouwe, Swenne si entsliuzt der sunne schîn Ir vil süezez kemerlîn* Z : die andre gruppe bietet *Swenne ir an fliuzet* (M *si an gêt*) *der sunne schîn* (M *süezer s. sch.*) *In ir vil süezez* (M *in iren vil süezen*) *k.* die la. von Z ist inhaltlich besser und findet an einer früheren stelle (954 f) ihre parallele: *als diu rôse in dem touwe sich entsliuzet gen der sunne.* der apokopierte dativ *schîn* ist nicht gegen Reinbots sprache, vgl. 3450 *von der sunne schîn* (: *sîn*) und 3877 *mit sehser hande varwe schîn* (: *vogellîn*). — 4760 f *Geêret sî dîn hôher bot, Der engel vürste Michahêl* Z, während die andere gruppe bietet *dîn hoch* (w *hoches*) *gebot*, was keinen sinn gibt. — 4942 ff *Sô wart von wolken nie der hagel Der sô mit hurte kœme dar : Sie zerrent swinder noch die schar* Z : dagegen gibt die andre gruppe den unverständlichen positiv *swinde* (w *geswind*). — 5026 f *Dô sich samelieret Mîn bruoder und des künges her* (: *wer*); so Z, die andre gruppe *und der künic hêr*, was einen unmöglichen reim (*e* : *ê*) ergibt und auch inhaltlich verdächtig ist, da die brüder Georgs nicht gegen den könig allein, sondern gegen die ganze ihn umgebende schar anstürmen, vgl. 5016 ff. 5024 f. 5042 ff. — endlich 5737 *Einer* (hs. *Diner*) *wunderburc diu Tugent pflac* Z, während die hss. WM und das fragment d (w überliefert diese stelle nicht mehr) lesen *Ein wunderburc der tugent pflac*, ein sinnloser fehler der gemeinsamen vorlage, welche die prosaische wortstellung in gedankenloser weise herstellte. — hiermit hab ich die fälle angeführt, die über das verhältnis der hss. entscheidenden aufschluss geben. meistens hat auch schon V. das richtige in den text gesetzt (aufser bei 2185 ff. 2251. 3271 ff) : aber die bedeutung, die sie für die ermittelung des hssverhältnisses haben, hat er nur ein paar mal gewürdigt (699. 2300. 2612. 3872 ff), und auf die textgestaltung ist die erkenntnis der verwantschaftsverhältnisse ohne einfluss geblieben, muste es auch, da er ja daneben die hss. auch noch auf andre art gruppierte. wäre V. auch hier im recht, so müste man zur annahme von mischhss. greifen : aber dazu zwingt gar nichts, dem oben gewonnenen klaren resultat widerspricht keine einzige stelle von bedeutung. für die gruppierung ZM—W führt V. an, dass beide hss. die eingeschobenen verse 4250 a—d überlieferten. aber die stelle ist sicherlich echt : die hss. MZ (sowie auch w) bieten folgenden text : Alexandrina betet während der marter, Gott möge ihr trost senden:

durch die grôzen êre
daz sich dir biegent elliu knie
ze himel, ze helle, ze erde hie,
4249 *und alle zungen lobes jehent*

w *Vnd da pey niemãt die rain sehent*
M *Vnd da bi din czu got vorsehen*
Z *Vnd ouch die reinen mâget sechent*
a *Gewizzagtez kint ûz Israhêl*
b *ich bevilh dir hiut min sêl*
c *daz si dich dâ müeze sehen*
d *dâ dir die engel lobes jehen.*

in W fehlen die letzten vier verse, und statt der oben nach den hss. gegebenen zeile heifst es : *Die deine grosze wunder sehent*, was denn auch mit übergehung der andern verse V. in den text setzt, mit der begründung, dass schon der indicativ *jehen* (: *sehen*) der letzten zeile die unechtheit des übrigen erweise. da aber der satz, der *jehen* enthält, von einem conjunctivsatze abhängt, so ist dieser grund vollkommen hinfällig. dass aber auch die la. der hs. W nicht befriedigt, sieht V. ein : so behilft er sich mit der annahme, sämtliche hss. hätten hier eine lücke vorgefunden, die W auf die eine, die vorlage von MZ auf eine andre weise füllten. so schlimm steht die sache glücklicherweise nicht. zunächst ist klar, dass in jener zeile, wo die drei hss. so sehr auseinander gehen, *Vnd da bi* (wM) das richtige ist, dem gegenüber *Vnd ouch* (Z) eine vulgarisierung darstellt; ferner steht in Z *die reinen maget*, und da auch w *die rain* bietet, so wird wol auch *maget* in der vorlage von w noch gestanden haben : man braucht danach nicht lange zu suchen : das unverständliche *niemant* ist nichts weiter als *die magt*; und ebenso ist *din czu got* in M unverständlich, und auch hier steckt *die maget* dahinter verborgen. jedesfalls war also die vorlage von Mw (W) hier schwer lesbar geworden : aber trotzdem hätten diese lesefehler kaum zustande kommen können, wenn nicht eine seltene wortstellung das erraten des richtigen erschwert hätte. deshalb wird man die glatte la. von Z, *die reinen maget*, nicht adoptieren (zumal diese hs. mit grofser vorliebe ungewöhnliche wortstellungen durch die prosaischen ersetzt), sondern mit w (aber ohne das zweite *die*) lesen *Und dâ bî die maget reine sehent*, womit sich zugleich die weglassung des *reine* in M ansprechend erklärt. der dichter lässt sich somit von seinen gedanken in eine andre bahn bringen : von der verehrung, die Gott überall gezollt wird, kommt er auf das lob der himmlischen zungen zu reden, und fügt mit dem letzten satze, dass diese die jungfrau erblicken, einen gedanken hinzu, der zum vordersatz nicht mehr passt; diese inconcinnität erklärt sich daraus, dass gerade das motiv von der anschauung und besingung der himmelskönigin bei Reinbot besonders beliebt ist (vgl. 940 f. 956 ff. 977 ff. 2726. 2776 f. 3941 f. 4406 f). ähnlich verlässt der dichter 956 ff die construction, indem er sagt : *Als vröit sich gen der wunne Allez himelische her Daz si die maget sunder wer Süllen schouwen unde sehen Und mit gesange lobes jehen*, wo der letzte satz nur äufserlich von dem hauptsatz ab-

hängig gemacht ist; ebenso 5085 ff. zur annahme einer lücke ligt also kein grund vor, und wenn W die letzten vier verse nicht bietet und statt der fünftletzten zeile abweichendes gibt, so ist der grund einfach der, dass der schreiber der vorlage von W von *lobes jehent* in v. 4249 auf *lobes jehen* in v. 4250 d übergesprungen war, so dass W die verse 4250 und 4250 a—d nicht mehr vorfand und einen vers hinzudichtete, um die waise zu beseitigen.

Nicht besser stehts mit den stellen, die auf eine gemeinsame vorlage von WZ gegenüber M weisen sollen. v. 1967 ff wird der einsame aufenthalt Georgs in dem ärmlichen haus der witwe verglichen mit dem früheren reichtum, den er in Millene besafs. die hss. bieten:

Da vor (Z *von*) *er herlichen* (M *herlicher*) *sas* (W *waz*, Z *was*)
In siner houbtstete saz (w *was*, M *vnd bas*)
Ze Millên ûf sinem [1] *palas*
Dâ manic vürste vor im was (W *saz*).

in M fehlen die beiden letzten verse [2]. im ersten vers setzt V. *hêrlîcher baz* und meint, die vorlage von WZ habe für dieses *baz* die dialektische schreibung *was* gehabt. die sache ist ganz anders; das echte ist:

Dâ vor er hêrlîchen saz
In siner houbtstete saz.

dazu vergleiche man die ähnliche stelle 3825 ff (*Gesâzet ir werdeklîchen ie, Des ist wol vergezzen hie, Ze Millên ûf iuwerm palas, Dâ manic krône vor iu was*). *saz* im zweiten vers ist das bekannte substantiv: 'in dem wohnsitz seiner residenz'; der erlaubtrührende reim ist Reinbots technik angemessen: ebenso steht 3495 f *vlüge* ('flügel') im reim auf *vlüge* (*vluc*), und auch hier wie dort haben die schreiber daran anstofs genommen; andere rührende reime sind: *enein* : *über ein* 297; *tiure* : *âventiure* 625; *schal* ('lärm') : *schal* ('schale') 1567; *enpfâhen* : *umbevâhen* 1705; *ûf in* : *behuoten in* 1777; *wunniklîche* : *allersunnetegelîche* 3301; *himelrîche* : *ertrîche* 3327; *armen* : *erbarmen* 5839. — ebensowenig kann v. 3094 f für eine nähere verwantschaft von WZ etwas beweisen; die stelle lautet: *Swaz mir der künec getuon mac, Des ergetzet mich der* (*vröuden* WZ) *künec* (Br *keiser*) *oben.* den beiden schreibern von W und Z schien der contrast zwischen *der künec* und *der künec oben* zu undeutlich ausgedrückt, und so setzten sie ein erläuterndes wort hinzu; dass dabei beide auf *vröuden* verfielen, ist aus dem zusammenhang leicht begreiflich, und lag um so näher, als gott schon vorher (1350. 1796) im gedichte so genannt wird. *keiser*, das V. nach Mr (gegen WwZ) in den text setzt, ist sicher nicht ursprünglich, zumal gerade M überhaupt die tendenz zeigt, gegen alle hss. *keiser* für *künec* ein-

[1] nicht *dem*, wie V. gegen alle hss. und ohne angaben von varianten in den text setzte. [2] was V. wider nicht anmerkt.

zusetzen, vgl. 1912. 2515. 2959. 3001 (fehlt in V.s apparat). 3094. 3097. 3103 (fehlt in V.s apparat). 3200 (fehlt in V.s apparat). 3295. 3299. 3563 (fehlt in V.s apparat). 3589. 3924 (*der himelkünec*). 4091. 4363. 4824 (fehlt in V.s apparat). 5049. 5053. 5281 (fehlt in V.s apparat); ebenso *keiserinne* st. *küneginne* 3595. 3820. 4235. 4239. 4279. 4365. 4415. 4577. 4674. 4873, während w nur zweimal aus flüchtigkeit *künec* (*künegin*) für *keiser* (*keiserin*) einsetzt (2408. 4639), und ebenso Z kein princip verfolgt, sondern nur ein paarmal *künec* mit *keiser* vertauscht (2454, fehlt in V.s apparat; 3569) und umgekehrt (2383. 3953. 4983), und W endlich, überhaupt die verlässlichste hs., niemals ändert. — und so ist auch die letzte stelle, die eine verwantschaft von W und Z erweisen soll (3342), lediglich falsch beurteilt. der abgott sagt, dass die superbia der hölle zuführe *Herzogen, grâven, vrien, Under* (*M dn*) *ir danc* (*Z danke*) *Marien*: dh. 'gegen ihren, Marias, willen'. V. scheint *under ir danc* nicht verstanden zu haben, sonst hätte er nicht das vulgarisierende *dne* aus M eingesetzt (vgl. 5916 *Under, Z Sunder, M An Apollen danc*, wo V. widerum *Sunder* st. *Under* wählt), und aus dieser stelle eine nähere verwantschaft von WZ erschlossen. dass gerade Maria hier genannt wird, ist natürlich : gilt sie doch als die patronin des ritterlichen standes.

Unter solchen umständen war es dem herausgeber ganz unmöglich, einen guten text herzustellen. da er zu keiner klaren ansicht über das hssverhältnis gelangt ist, so schwankt er bei der auswahl der laa. beständig ohne halt hin und her, sein verfahren ist rein eklektisch. und da er den wert der hs. W zu gunsten von Z (bisweilen auch M) ganz bedeutend unterschätzt, so bietet er uns sehr oft die bequemen, weil vulgarisierenden laa. dieser hs. statt der originellen und daher schwerer verständlichen von W (und w). da er über die fehlgewohnheiten der einzelnen hss. keine untersuchungen angestellt hat, so fehlt ihm in neutralen fällen zur entscheidung jegliche sicherheit. er hat sich in sprache und stil seines autors nicht mit hingabe vertieft, und so mutet er ihm im versinnern wie im reim formen zu, die diesem ganz fremd sind. dabei fehlt es ihm an ausreichender kenntnis des mhd. sprachgebrauchs, und so emendiert er, wo es nicht nötig, und unterlässt es, wo es geboten ist. es ist unmöglich, alle die fälle, die im grossen und kleinen einer änderung bedürfen, zur sprache zu bringen. nur einige der allerstärksten versehen möchte ich hier berichtigen.

57 *ie doch triuwe ichz* (das gedicht) *machen*
mit bewærten sachen,
daz ez in wirdi (WwM *wirt*) *wirt* (W *weit*, fehlt Mw) *bekant*
60 *und raiche* (Z *rich*, W *raichet*, M *villichte*) *über elliu* (fehlt W) *tiutschiu lant*
von Tirol reht (fehlt W) *unz* (M *bis*) *an den* (Z *die*, fehlt Mw) *Bremen*

und (w *u. mans*) *ouch vürbaz muoz* (W *u. m. o. v.*) *vernemen*
von Prespurc unz (M *bis*) *an daz* (Z *den*, fehlt Mw) *Metze*
sîn beginnen, sîn letze.

da zu *muoz* (62) das subject fehlt, so suchte V. dasselbe zu beschaffen, indem er v. 60 emendiert und aus *und raiche* usw. ein *und* [*arm und*] *riche* macht, ohne zu erklären, wieso alle hss. auf eine so starke auslassung bei einem so gewöhnlichen ausdruck geführt wurden. die stelle ist leicht geheilt, wenn man v. 63 *Von* streicht, das dem parallelismus zu v. 61 zuliebe eingesetzt wurde. dann lautet der text:

daz ez in wirde werde bekant
und reich über al[1] *tiutschiu lant*
von Tirol rehte unz an Bremen,
und ouch vürbaz müeze vernemen
Presburc unz an Metze
sîn beginnen, sîn letze.

in v. 59 war *werde* wegen des vorhergehnden *wirde* in der vorlage von WMw ausgefallen, was zu den varianten der schreiber anlass gab: dass die conjunctive (nicht indicative) echt sind, zeigt auch *raiche* in w, *rich* in Z, sowie *muose, musse* in wM.

115. *Untugent liez er under wegen, Der* (W *Da*) *liez er* (M *Der nů*) *ia* (M *etliche*) *herren* (Z *herre*) *pflegen.* die stelle bedarf keiner gewaltsamen emendation (*ander* st. *ja*!), sondern ist richtig überliefert: *Der liez er jâherren pflegen.* — 265 f *ich hânz dâ vür daz dô . . . kunden unde gesten Mit vröuden wær* (w *ward*, W *mer*) *gebette* (Z *gebetten*, w *bette*, M *gebende*) *Und daz vil nâch wette* (Z *wetten*, M *Allen Cristen die da waren lebende*) *Wær* (w *wâren*) *trûrens unde leide.* die emendation V.s (*Diu vroide*) lässt das aufkommen der falschen la. sämtlicher hss. unerklärt. zu lesen ist *Mitfröude wær gebette.* — 303 ff die brüder wecken Georg aus seinem schlafe: *Wol ûf, her grâve ûz Palastîn! Ir sult niht mêre arm sîn; Ir mugt wol vrœlich* l a c h e n: *Wir wellen iuch rîche machen. lachen* list nur Z; die richtige la., nämlich *wachen*, verzeichnet V. überhaupt nicht, obwol sie in allen hss. aufser Z steht. — 629 ff *Er hât erliten in schildes amt. Wære er vlins aller samt . . . Er möhte sîn als ein getwerc Und mit slegen sîn zerbert.* wider emendiert V. überflüssigerweise, indem er *in* streicht, statt einfach nach *amt* doppelpunct zu setzen: 'er hat soviel im ritterlichen beruf gelitten, dass er, wär' er auch aus stein, vollständig zerschlagen sein müste'. dieselbe construction kehrt 5407 ff wider: *Dâ beleip ûf dem wal: Ich wolde die sternen . . . ertrahten, E ich kunde erahten Die helde, die dâ lâgen.* — 708 *Des jach man dort: nu hœrt ez hie.* so V. nach WMmw: aber Z, der repräsentant der andern gruppe, list *nu hörren wirs hie*, und das führt darauf, dass die echte la. lautete: *nû hœrenz hie*, vgl. 2024 *Des jach man dort: nu jehens hie*, wo

[1] auch 2251 ergibt sich *al* (nicht *alliu*) *latînschiu lant* als das echte.

die hss. den ungewohnten adhortativ gleichfalls zu beseitigen strebten (W *gechts*, M *ihe ichs*, w *noch iehs*). ebenso steht 377 *daz lâzen* (WMw *l. wir*) *sîn* und 5323 *nu lâzen* (*l. niht* Z, *laze wir* Ww, *lasse ich* M) *die rede sîn*. — 721 f *Ir liebe wil sich leiden, Dâ von sie wellen sich scheiden*. der herausgeber hat richtig gesehen, dass man umgekehrt 722 als begründung von 721 erwarten würde. warum hat er also nicht statt des kommas nach *leiden* einen doppelpunct nach *Dâ von* gesetzt? — 722 *In tet der* (m *do*, M *sente*, Z *der junge*) *Georis kunt*. wie sollen diese abweichungen entstanden sein, wenn das original, gleich Z, *der junge G.* bot? man lese *tet er G.* = *tet hêr G.* dasselbe *er* hat auch sonst anlass zu änderungen gegeben. so 2635 *Dâ von er* (W *her*, w *het*, Z *der herre*) *Dâvît genuoc Sprichet* und 4478 *Sô waltet er* (*er* fehlt Ww, *der* M, *ir* Z) *Saturnô Der kalten zît*. vgl. über dieses *er* Lachmann zu Iwein 1062. — 947 *Des hern Davides künne, Die er in die schœnen wünne Ze des keisers zeswen maz, Dâ si mit grôzen êren saz*; so V. nach Z: die andern hss. bieten dafür, im wesentlichen vollständig übereinstimmend: *Des hern David(is) vrouwen die* (*die* fehlt w) *künegin, Die er in die hœhe hin* (M *sin*) *Ze des keisers zeswen maz*. dass diese la. echt ist, beweist die psalmstelle, auf die sich Reinbot hier bezieht: Ps. 44, 10 *astitit regina a dextris tuis in vestitu deaurato, circumdata varietate*; zum überfluss kehrt die stelle ähnlich später (2650 ff) wider: *Da von uns künik Dâvîd saget: Vor ir gebürte manic jâr Sach er die küneginne kîdr Sitzen wunneklîche Bî got in sînem rîche An sîner zeswen sîten* usw. der schreiber von Z entlehnte die reimwörter *künne* : *wünne* aus zwei kurz vorher vorkommenden stellen, 891 f und 905f, offenbar, um den ihm ungeläufigen ausdruck *hin mezzen* zu vermeiden. — 1078 ff *Ez spricht der wîse Salomôn Einen jâmerlîchen spruch, Der ist geheizen*: '*ach und uch* (W *och*, w *ach*), *Dar zuo mê* (W *mer*, fehlt Z) *wê* (W *ach* st. *we*) *und och* (w *ach*, Z *ouch*) *Daz nieman ist ûf erden doch Daz er sî vor tôde vrî!*' *Die vünf vocales sint hie bî Und ouch mit jâmer vür brâht*. schon Lachmann (zu Iwein 450) hat die stelle glänzend emendiert (. . . *ach und uch Dar zuo wê, wî unt och*): V. aber acceptiert diese besserung nicht, sondern schreibt *Dar zuo mê* : *wê und och* und meint, der fünfte vocal stecke in *vrî* (1083). bei dieser herstellung begreift sich aber weder das *mit jâmer vür brâht*, noch warum Reinbot so seltene interjectionen wie *uch* und *och* anwendete, da doch *u* auch in *ûf* (1082) und *o* in *vor tôde* enthalten ist. — 1120 f *An des küniges hof sint geleit Hundert witz* (*wissen* Z, *wise* M) *über al*: V. wählt *wîse*, das mir vollständig sinnlos erscheint. das richtige ist *wîze* ('martern'), denn unmittelbar vorher ist von der *harmschar* die rede, die die christen dort erwartet; vgl. überdies 1651 f: *Und schouwen danne ouch dâ bî, waz wîze* (W *witzze*, Z *witze*, w *weis*, M *marter*) *an dem hove sî*. — 1178 f . . . *diu*

ors in dem vluote Wuoten vaste über die (Mw *den*) *huof* (: *wuof*). der plural, den V. nach WZ annimmt, ist ganz gegen Reinbots sprache; zudem wäre es merkwürdig, dass Mw auf den originelleren singular verfallen wären. — 1216 ff *Mit slegen* (*wart*) *dar geleget Ein gebot* (M *gebosz*) *ûf daz ander sô, Des manic heiden wart unvrô.* V. bevorzugt *gebôz*, da er nicht weiſs, dass *gebot* ein technischer ausdruck im spiele ist (Haupt zu Erec 876), der hier, wo der kampf ausdrücklich ein *spil* genannt wird (1174. 1221), einzig und allein passt. — 1335 ff Georg hatte in seinem heere

Z	WMw
vünf hundert tûsend und mê.	*vünf hundert tûsent unde mêr*
Daz was als der in den sê	*daz was* (*w. recht* w) *als der ein(e) bêr*
wirfet ein kleinez ber:	*wirfet in den breiten sê*
alsô klakte gen im mîn her.	*waz sol ich* (*da von* W, *im* w) *sprechen mê*
ich muoste stæte sîn ze wer	*ich muoste* usw.
gen inrem und gen ûzerm her.	

die la. von Z ist sinnlos — was soll die beere mit dem see? — und schon des reims wegen unmöglich: denn Reinbot lässt nirgends zwei gleiche reimpaare unmittelbar nacheinander folgen. dagegen gibt WMw mit der besserung *einen bêr* (für *eine bêr*[1]) das anschauliche bild der éinen fischreuse, die dem reichtum des sees nichts anhaben kann, ein bild das zudem ganz in Reinbots geist ist, der es liebt gegenstände und vorgänge des täglichen lebens oder erscheinungen der natur zu vergleichen heranzuziehen (wie den schlitten im winter, den mühlstein, der roggen und weizen zerreibt, das kalkbrennen, das urinal, die gegen sommer herabstürzenden lawinen, das hanffeld usw.). — 1381 *Diu banier wart von mir gehurt Daz der vipern geburt Nie wart also sûre.* V. zieht den Physiologus herbei und kommt doch zu keiner befriedigenden erklärung: unter *vipern geburt* sind, wie schon Schönbach ÖLbl., 6 jahrgang, nr 1, bemerkt, mit einem biblischen ausdruck (*progenies*, *genimina viperarum* Matth. 3, 7 usw.) die heiden gemeint. — 1388 f *Ob er mit strîte mich vermide? Nein, er, weiz got, noch* (w *er* st. *noch*) *entet.* nach *noch* schiebt V. 'emendierend' *ich* ein. also auch sich selbst hat Georg bekämpft? die überlieferung ist ganz in ordnung, vgl. 5858 f *Ob man im iht ûf tuo Die kamer? Nein, man noch entuot* und 5892 f *Ob er in iht leide tuo? nein, er weiz got noch entet.* — 1434 f Georg hat erfahren *Daz die künege siben jâr Sîn, ê sie* (Z *so* st. *sie*) *komen wider, Beidiu ûf unde nider Die kristen twingen mit ir her. Sîn* heiſst 'ausbleiben' und bedarf keiner verbesserung; vgl. 3694 *diu zwei al ze lange sint.* V. ändert in *Sît* und macht dadurch die stelle unverständlich. — 1694 *Ich binz ein rehter cristan* WZ — *Ich binz ein ritter* (*vnd pin* w) *ein cristenman* (*christen* w) Mw im reim auf *bestân*. wer mit V. *ein rehter kristân* in den text setzt, lässt die abweichungen unerklärt: das echte ist

[1] denn auch diese schreiber dachten offenbar an 'beere', nur lieſsen sie den anscheinend schlechten reim unangetastet.

ein ritter kristân. sogar das substantiv *kristân* war den schreibern ungeläufig, vgl. 331 (wo M es durch eine änderung beseitigt) und 2399 (wo W *christen man* an die stelle setzt). um so mehr musten sie an dem weit selteneren adjectiv anstofs nehmen. Reinbot verwendet es auch 5723 (*der kristân künec*). eben so wenig wie dieses *kristân* darf das *ritter* von Mw fehlen, an einer stelle, wo auf die ritterliche würde Georgs eben so viel ankommt wie auf sein christentum. — 1849 f *Daz ir mit wirtschaft lâget Und grôzer koste* (*schön* w, *schôni* Z, *tychoi* M) *pflâget*. wenn *koste* das echte wäre, wie V. meint, warum dann die eigentümlichen abweichungen? zu lesen ist *schoie*, das in *schön*, *schôni* steckt, wie *tschoi* (> *tichoi* > *tychoi*) in M. — 1856 *ir sult in ze hûse* (M *eme sin lîb*) *laben* : dass *hût* dahinter steckt, hat V. aus der abweichung in M richtig erschlossen; aber *in die hût laben* ligt zu weit ab : es hiefs gewis *in ze hiute laben*, vgl. Mhd. wb. 1, 741 b. — 1969 ff, s. o. — 2251 *al latînschiu* st. *elliu rœmischen*, s. o. — 2302 ff *Hât Apollô nu die maht, Als ir, herre, von im jeht, Sîne kraft ir wol geseht* : *Er heizt* (WMw *heize*) *die sunne wider gân Und mit dem schîne ob uns stân; Sô bringe ich im daz opfer mîn*. die interpunction wie die bevorzugung des von Z gebotenen *heizt* zeigen des herausgebers ratlosigkeit; *heize* ist das echte, nach *stân* gehört nur ein komma: 'wenn Apollo die ihm von euch zugeschriebene macht hat, so könnt ihr seine kraft ja leicht erkennen : er möge nur die sonne wider scheinen lassen, so bringe ich ihm sofort (*Sâ* st. *Sô* im letzten vers, mit besserung eines bei allen schreibern gleich häufigen fehlers) mein opfer.' dann fährt Georg fort : 'wenn das aber nicht möglich ist . . . dann will ich ihn erst, wenn der morgen kommt, ehren.' — 2554 ff V. hat die ganze stelle, die von den vier arten der geburt handelt — eines der beliebtesten themata mittelalterlicher theologie — von grund auf misverstanden : 1) gebiert eine jungfrau (die unbefleckte erde) einen mann (Adam). 2) gebiert ein mann (Adam) ein weib (Eva). 3) mann und weib zusammen erzeugen ein kind, dessen geburt nur dem weib schmerz bereitet (*als man noch hiut von wîben siht* 2596). 4) eine magd gebiert ein kind, das vom himmel kommt und ihr schöpfer ist, ohne verletzung der jungfräulichkeit (Maria). — 2620 f Christus *zilt ouch* (Z *ob*) *allen sachen Mit selbe chür* (M *salden kor*, w *saelden kür*, Z *solicher*) *ordenunge* : war es so schwer zu sehen, dass in *selbe chür* das echte *selpkür* steckt, und dass das *ouch* von WMw dem *ob* von Z vorzuziehen ist? zum gedanken vgl. 2535 ff *Dû wære ouch dîn selbes vrô Und ordentest mit dir selben dô Diu dinc, diu sît sint geschehen Und wir ouch alle tage sehen*. —

2721 *daz bist dû, reine magt, al ein* (Z *maget reine*, ohne *al ein*) *der unverhouwen* (*vnuorholen* M) *Danielis* (*D.* fehlt Z) *stein hohe pfallenz* (WM *phaltz*) *vrône* (M *vnd vr.*)

hern (Z *Jhesu* st. *hern*) *Salomonis trone* (Z viell. *chrone*). *dû* (Z *der* st. *dû*) *touwic* (w *tronic*) *Gedeonis vel* usw. mit unrecht hat sich V. hier für die la. von Z entschieden und deshalb *Danielis* (2722) für eine bloſse glosse erklärt, indem er *der unverhouwen steine* als gen. plur., abhängig von dem folgenden *pfallenz* fasste. vielmehr enthält jeder der verse von 2722 an eine anrufung der jungfrau: sie heiſst 1) *unverhouwen Daniêlis stein* (s. Salzer Sinnbilder s. 113 anm. 7, Schönbach aao. s. 12). 2) heilige pfalz. 3) o thron Salomons (*trône*, das V. so viel zu schaffen macht, ist die lateinische vocativform von *thronus*), und 4) Gedeons fell. da der herausgeber auf solche weise mit den einzelnen bezeichnungen umspringt, so ist es begreiflich, dass er die *vier und zweinzic namen* (2711) nur mit 'ziemlicher sicherheit' herausbekommt. mit vollständiger sicherheit sind es die folgenden: 5) *übervlüzzec brunne.* 6) *Moysis stûde.* 7) *vrône wîngarte.* 8) *Aarônis ruote.* 9) *lebendic holz ûz paradîs.* 10) *Ezechiêlis porte.* 11) *küneges sal.* 12) *wenderin der werlte val.* 13) *Ave.* 14) *süeziu lucerne.* 15) *drier künege sterne.* 16) *morgenrôt.* 17) *hamit vür den êwigen tôt.* 18) *tûbe sunder gallen.* 19) *warte von Siôn.* 20) *balsamîte.* 21) *tiurer merz.* 22) *himelhort.* 23) *aller tugende gruntveste.* 24) *tremuntâne.* — 2729 f *Du übervlüzzec brunne! Wan über alle wunne Dîn gnâde alsô vliuzet, Daz dîn lop ze himel diuzet.* die emendation V.s *Wunne* st. *Wan* ist nicht nur überflüssig, sie zerstört geradezu den sinn der stelle. —

2951 *sît er der sunne* (*des sunnen* Zw) *hât gewalt*
der (*des* w) *louf mit wunder ist gezalt* (Z *gestalt*)
an ir (*erer* M, *siner* w) *hœhe von* (*an* Z) *ir* (*yrem* M, *sinem* w) *îlen*
in vier und zweinzic wîlen (*wile* M, *milen* w)
2955 *überloufet sî* (*er* w) *gelîche*
wâge und ertrîche (55. 56 vertauscht Z)
die mâze ze kurz noch ze lanc
{ *ez raichet nicht menschen gedanch* W
er entraichet nit chainen tang w
an aller lude dang B
er enrichet nicht dekeinen dang Z

V. setzt 2953 beidemal *an* (mit Z gegen WMw), interpungiert falsch und wählt 2958 die la. von W (wodurch die abweichungen der andern hss. unerklärt bleiben). zu lesen ist:

sît er der sunne hât gewalt
der louf mit wunder ist gezalt,
ân ir hœhe: von ir îlen
in vier und zweinzic wîlen
überloufet sî gelîche
wâge und ertrîche,
die mâze ze kurz noch ze lanc.
ez erreichet niht menschen danc.

'. . . deren lauf in wunderbarer weise bestimmt ist, auch abgesehn von ihrer höhe: denn in folge ihrer schnelligkeit zieht sie in vierundzwanzig stunden über land und meer, in genau abgemessener weise. das geht über menschliches fassungsvermögen hinaus'. der accusativ *die mâze ze kurz noch ze lanc* hängt von *(über)loufet* ab, vgl. 4528 *daz er* (der himmel) *sül die mâze gân An sînem zirke an loufte* (*gân* haben alle hss. aufser Z, das vulgarisierend *hân* schreibt; V. setzt *hân* in den text, und *gân* nicht einmal in den apparat). zum letzten vers vgl. Bo. 5 (bei Graff 2, 397): *reda ne irreichot taz einfalta gotes pilde* 'ratio non capit'. — 3017 ff V. nimmt für den übergeordneten satz die conjunctive *mache, swache* aus Z (gegen WMw), dagegen im untergeordneten satz den indicativ *leit* aus WMw (gegen Z). das echte ist in beiden fällen der indicativ. — 3046 ff *Waz touc sîn starkiu wîtiu brust? Eines* (*Ob ein* Z) *hasen herze ist drîn gejaget* (*gelegt* W), *Sît er an dem* (*disem* W) *ist verzaget.* V. schreibt *geleit* : *verzeit*, ohne jede wahrscheinlichkeit (denn wie wären die andern hss. auf *gejaget* verfallen?), und gegen die sprache des dichters, der zwar *(ge)leit*, *(ge)seit* und *treit* im reim auf *-eit* verwendet, nie aber *verzeit, gekleit, verdeit, gejeit* oder *meit* (subst.) so gebraucht, dh. nur formen contrahiert, die aus *ëge* entstanden sein können, nicht aber solche, die *age* aufweisen (vgl. den analogen gebrauch Hartmanns, Zwierzina Zs. 40, 240). so ist also das auch viel originellere *gejaget* mit MwZ in den text zu setzen, und auch in zwei andern fällen, wo V. *geseit* : *meit* schreibt, *gesaget* : *maget* einzusetzen (3953. 4835). wenn ein herausgeber solche sprachwidrige formen seinem autor zumutet, so sind das nicht einzelne, leichte versehen, sondern es geht daraus hervor, dass es ihm an beruf oder neigung zu seinem schwierigen amte gebricht. das resultat ist, dass aus einem solchen texte nichts zu lernen ist, wenn der leser nicht aus freiem antriebe all die untersuchungen anstellen will, die sich der herausgeber gegen seine pflicht erspart hat. — 3057 *iuwer lîp benamen veiget* (*weiget* Z). *veiget* ('ihr seid wahrlich verwünscht') ist das echte, *weiget* eine ganz äufserliche, nur nach der graphischen ähnlichkeit vorgenommene conjectur des schreibers von Z, der in solchen dingen meister ist. — 3094 f s. o. — 3167 f *Wan der* (heilige geist) *wont iu nâhen bî, Daz ist an mir schîn worden hie* (*schîn an mir* M, *Daz ist an mir worden schî* Z). so sehr Reinbot starke enjambements liebt, so wenig die schreiber. daraus ergibt sich hier die besserung : *Wan der wont iu nâhen : wie Daz ist an mir schîn worden hie!* der vorschlag V.s, *bî* : *hî* (mitteldeutsch für *hie*), lässt in einen abgrund blicken. — 3261 f *Daz abgot alsô lûte* (*erlotte* M, *laute* W, *laut*, vom corrector in *lüet* geändert w) *Daz sich der tempel* (*sich alles daz* W) *schute* (*erschotte* M, *erschutte* W, *also erschutte* w). Lachmann durfte i. j. 1820 *erlûtte* in unsrer stelle für 'rätselhaft' erklären (Kl. schr. I 255). jetzt,

wo Lexer das verbum *lutten* ('brüllen') belegt, ist die stelle klar: *Daz abgot also lutte, Daz sich der tempel erschutte* (nicht *lûte* : *schûte*). — 3271 ff s. o. — 3304 ff *Nu opfert im durch min gebot Und dar zuo durch mine bet, Den* (*Dev* W, *Daz iuch* Zw) *der starke Mahmet Hât für êre unde prîs* (*Vor ere hat vnd ouch vor pris* M, *Füge ere unde pris* Z, *Ere in uil höchem pris* w). in beiden versen wählt V. die von Z gebotene la. wie erklärt er die abweichungen der hss. WM? zu lesen ist: *Den der starke Mahmet Hat vür êre unde prîs* 'opfert ihm, den sogar Mahmet für etwas ehrwürdiges und preisenswertes hält'. die abweichenden laa. erklären sich dabei als elende vulgarisierungen. — 3341 f s. o. — 3343 f *Kuster, prior (und* M) *abt* (*appet* w, *abbet* Z) *Daz wirt* (*D. wir* w, *D. ist* M) *dazz* (*da ze* w, *das* MZ) *uns entlabt* (*gelappet* w, *entlappent* Z, *enthabet* M). auch hier setzt V. die schlechte la. von M gegen alle andern hss. in den text: die *lappe* ist das 'bäffchen' des priesters, *lappen* heifst demnach 'mit der lappe versehen' (s. Lexer Handwb. s. v.) und *entlappen* 'die lappe wegnehmen'. somit ist zu lesen: *Kuster, prior, appet Daz wirt dazz uns* (in der hölle nämlich) *entlappet*. — 3495 f s. o. — 3539 *Iu herren* (*Jungherren allen* Z) *si* (*si das* w, *si ouch* Z) *gekleit* (*leit* Z). in M geht *er sprach* voraus: statt sich zu freuen, dass drei schreiber den inquitlosen anfang der rede treu überliefert haben, schiebt V. mit dem vierten das inquit ein. *gekleit* (: *kunterfeit*) kann auch nicht richtig sein, da der dichter nur *geklaget* in den reim setzt, s. o. *leit* in Z und die vorhergehnden *ouch* (Z), *das* (w) führen auf das echte: *Iu herren si et leit.* dieses *et*, *ot* ist überhaupt das stiefkind jüngerer schreiber, vgl. 1620 (*echt* nur in Z); 1642 (nur in WZ); 2252 (*beginnet* MW, *beginner* Z, *beginnet er* w, das echte ist *beginne et*); 3685 (*et* Ww, *doch* Z, *nurt* M); 4261 (*ot* nur in W); 4820 (*ot* nur in W, fehlt Mw, während Zf ganz sinnlos *er* haben); 4886 (*et aber* nur w, *aber* WZ, *ouch aber* Mf); auch 5323 führen die abweichungen auf *nû lâzen eht die rede sîn* (*l. niht* Z, *laze wir* Ww, *lasse ich* M); 5759 hat nur W das echte *ot*, das in MZ fehlt, in d durch *ouch* ersetzt ist. — 3665—3682. die ganze stelle ist vom herausgeber nicht verstanden worden. ohne mich auf die einzelheiten einzulassen, geb ich gleich den richtigen text:

3668 *Neit ich deheinen mîn genôz,*
niwan durch sîn werdekeit
umb anderz ich mit im niht streit.
twanc mich iender hôher muot,
brâht swert durch helm ie daz bluot,
kleit sich mit sprize ie der luft,
geschach daz ie durch keinen guft,
daz würde dürkel schildes rant,
brâht solich tjost ie mîn hant
daz grüener wase wurde rôt

und al zehant kæme der tôt,
kam ich mit hurt ie sô gevarn:
daz soltu niht der sêle sparn,
sît diu marter vor mir lît,
diu mir hie wol râche gît.

die beichte des heiligen zerfällt in zwei teile : im ersten macht er seine verdienste im kampf gegen die h e i d e n geltend, um bei Gott erbarmen zu erwecken (3661 ff: *Engalt des ie kein Sarrazîn, Daz er mit tôde lîte pîn, Des soltu mich geniezen lân, Daz ich müeze an dir bestân*). nun kommt das gegenstück : er hat auch gegen seine eignen ritterlichen glaubensgenossen aus ruhmgier tjoste mit tötlichem ausgang gefochten (*deheinen mîn genôz, durch sîn werdekeit, hôher muot, durch . . . guft, solich tjost, daz al zehant kæme der tôt*); das ist eine *schulde, diu* ihm *ist ze grôz*: aber auch all das möge Gott nicht der abrechnung mit der seele vorbehalten, da ihm ja die marter bevorstehe, die ihm dafür schon hier vergeltung bringe. —

3941 *die engel lûte singent,*
der maget lop sie bringent
W *hincz dir get also unser laut*
w *hincz dir got unser lawt*
M *hin czu ir spricht der engel lut*
Z *ze der got stimme also lut.*

V. setzt die la. von Z (mit der besserung *gât* für *got*) in den text : aber wie sollen daraus die varianten der übrigen hss. entstanden sein? *got* WZ ist jedesfalls richtig, ebenso *hinz dir*, da sich daraus die änderungen in M und Z leicht ableiten lassen: vor *lût* muss etwas gestanden haben, das den schreibern nicht mehr geläufig war; also *der maget lop sie bringent Hinz dir, got, also überlût* : *stimme* (Z) stammt aus *stimme* 3934, *unser lût* st. *uberlût* hatte jedesfalls schon die gemeinsame vorlage von WMw. — 4038 f *als wart . . . diu maget . . . Mit des heilegen geistes viure Entphlamet* (*Enphenget* Ww, *enpfangen* Z) *und enzundet.* hier mit M *enpflammet* zu schreiben, ist bare stümperei. — 4043 *Grôz gewalt wuohs über al Von* (*In der* M) *helle ûf* (*von* W) *erde(n) in* (*in des* w) *himel(s) sal.* widerum bietet M vulgäres, widerum fällt V. hinein : 'die gewalt wuchs überall hin, von der hölle auf die erde und bis in den himmel'. — 4104 ff (*Si*) *wurden ouch getoufet sâ Mit des himels touwe dô, Des si sint wurden vrô Und dar nâch* (*da* Ww, fehlt M) *lîten* (*erlîten* w) *grôze* (*gar gr.* M) *nôt.* V. wählt mit Z *dar nâch* : also sie werden wegen der taufe später froh und leiden *dar nâch* (?) grofse not? natürlich gibt die la. von Ww das echte : 'weshalb sie später (im himmel) froh wurden, h i e r aber (*und dâ*) die marter erleiden musten'. — 4168 f *iuwer zunge ist üppec : Dâ gêt von* (*Da von nachet üch* Z) *der gæhe tôt* : V. setzt *gât* in den text. aber wie kommt Z zu *nachet* (= *nâhet*)? das echte ist *wæt* (in der vor-

lage von Z *wahet* geschrieben); vgl. 5051 *Daz dâ von wœt der bitter tôt.* — 4175 *Gellig als diu vipper.* die bedeutung 'laut tönend, klingend' passt, wie V. in der anmerkung schreibt, allerdings 'nicht recht', sodass eine 'übertragung auf gemütseigenschaften' 'vielleicht mit bezug auf den bösen rat der schlange' 'angenommen werden muss'. wüste herumraterei! natürlich ist hier das bekannte von *galle* abstammende adjectiv gemeint. — 4193 *Der einen smekt, den andern siht* (nämlich den aspis und den basiliscus), *Der enweder* (*Entweder* w, *Der* ohne *enw.* W, *Von beiden* M) *mac* (*m. he* M) *genesen niht.* V. setzt die la. von Z in den text : sinn und was M gibt, weisen auf *Der enweders m. g. n.* 'der kann aus keinem von beiden heil hervorgehn'. — 4237 ff *sie* : *hie* : *hie* : *vie.* bei einem dichter, der die 'vierreime' sorgfältig meidet! l. *hienc* : *vienc.* — 4246 ff s. o. — 4308 ff der kaiser beschimpft seine gemahlin, da sie sich dem christentum zugewendet hat : *Ja beginnet man din wunder* (*min w.* w, *diez w.* W, *Wan beginnet iemer von dir* Z) *sagen Her von Oriente Unz hin an Occidente.* V. list mit W *diz wunder.* aber die abweichungen bleiben dabei unerklärt; auch der sinn ist mangelhaft. das echte ist *kunter, kunder* 'falschheit'; wie der kaiser auch gleich nachher (4319) paraphrasiert *sô muoz man iemer mêre sagen Den valsch, den dû gen mir kanst tragen* und sie mit Helena *der valschen Kriechinne* vergleicht (4312). — 4350 f *Dem menschen si* (die planeten) *daz leben gebent Daz muoz* (*Die müssen* Z) *leben nâch ir art* : V. 'emendiert' *Daz* in *Daz er*, ohne not : denn nach *gebent* ist doppelpunct zu setzen, und *Daz* (nämlich *mensche*) ist das subject des folgenden satzes. — 4406 *Daz besihest* (*Das sichst du* w, *Da s. du* Z, *Du sist* M) *ûf dem trône*: die abweichungen lassen sich aus der von Z gebotenen (und von V. recipierten) la. nicht erklären : sie weisen vielmehr auf *Da sihest ûf dem trône.* — 4569 f *Wan swaz die hôhen* (*hôchsten* w) *ane gânt* (*begand* w, *ane vant* Z) *Die nidern in des bî gestânt.* V. schreibt mit Z *vânt* : wider ein schlimmer, principieller fehler, der zeigt, dass der herausgeber die sprache seines autors nicht kennt. denn Reinbot setzt niemals die contrahierten formen in den reim, sondern bindet die wörter *vâhen, gâhen, hâhen, versmâhen* nur miteinander oder mit dem adv. *nâhen* und dem prät. *sâhen* (583. 689. 751. 1705. 1755. 2501. 3097. 4227. 4299). somit ist auch hier Z gegenüber der andern gruppe inferior. — 4571 f *Dar nâch râtet, waz ir welt, Sît ich dem* (*zem* Z) *schaden bin* (so st. V.s *hin*) *gesell* (*gesellit* M, *gezelt* Z). V. setzt *gezelt* mit Z in den text, was sicher unrichtig ist, denn das particip lautet bei Reinbot in den sichern fällen immer *gezalt* (871. 2125. 2951. 3959. 4753. 5257. 5273). dagegen steht das particip *gesell* von allen hss. überliefert 6058 (*ir sît zer helle gesell*), und danach war auch 5277 (*ir sît zer helle ouch gesell*, Ww *gezelt*) *gesell* in den text zu setzen, und ebenso an der vorliegenden stelle.

übrigens ist *seln* auch der viel seltenere ausdruck. — 4788 ff *So ist er in solhem werde In dem klâren himel oben Daz in muoz* (*Da müz in* w, *Da mit müssen in* Z, *Des muozin in* f) *mit gesange* (*die engel* Z) *loben Die zehen kœre über al Und swaz ist in des himels sal.* V. nimmt *Daz in* aus WM und *müezen* aus Zf, ohne auf die andern varianten irgend rücksicht zu nehmen. der singular *muoz* ist sicher echt — denn Reinbot liebt es, zu pluralem subject das prädicatsverbum im singular zu construieren — und die sonstigen abweichungen erklären sich, wenn man statt des consecutivsatzes einen neuen hauptsatz annimmt, also *Den muoz mit gesange loben* (vorher ist doppelpunct zu setzen). diese im Georg beliebte fortführung durch das demonstrativ haben die schreiber öfter zu beseitigen getrachtet: einen ähnlichen fall hatten wir oben, zu 4350 f, gegen V. zu verteidigen. — 4852 *in* ist druckfehler für *iu,* kehrt aber in der anm. getreulich wider! — 4945 l. *velt* st. *welt.* — 5024 *Dâ was* (*was* fehlt MwZ) *vil* (*viel* w) *manic degen fier* (*czyr* M, *schier* w): wie sollten die drei hss. das *was,* das V. mit W in den text setzt, verloren haben? das echte ist offenbar *dâ viel manic d.* — 5078 *Des gewerte er sie ouch* (*ouch* fehlt wZ) *sa* (*so* w): warum hätten w und Z *ouch* ausgelassen? *sie iesâ* ist zu lesen, vgl. 3627 (*er*) *wâpent sich ie sâ* (*ouch sâ* W, *dô sâ* r, *ie* fehlt Mw). — 5091 *lie* st. *hie.* — 5118 *Geordnet* (*Geformet* W) *und getihtet* (in w fehlt der vers). schwerlich wäre W auf *Geformet* verfallen, wenn nicht *Getermet* das ursprüngliche wäre, vgl. 901 (*zem tôde*) *getermet* (*getirmet* M_{e}, *geordnet* Z) und besonders 6059 *Ich geforme* M (*gevrume,* w fehlt) *iu niemer mère Dekein gotlich êre* (*Zu dhainer gotleichen e.* W), wo V. gleichfalls *geterme* hätte lesen sollen. — 5277 s. o. zu 4571 f. — 5323 s. o. zu 3539. —

5355 W *Ietwed' pliche schilde*
w *Ietweders blickes schilde*
M *Igliches blickes schilde*
Z *Der liechten schilten blicke*
W *Erlaucht daz gevilde*
w *Erleuchten d. g.*
M *Erluchtit d. g.*
Z *Das gewilde erluchte dicke.*

es gehört wenig textkritisches feingefühl dazu, um mit V zu sehen, dass Z nur eine elende vulgarisierung bietet. aber das echte war aus WwM leicht herauszuholen: *Ietwederz, blicke, schilde* usw. der dichter hat eben von den *blicken,* die die schwerter aus den helmen schlagen, gesprochen und führt nun fort: beides, die blitze und die schilde, erleuchteten das gefilde. — 5384 Georgs banner hat eine solche würkung, wohin immer man es neigte, *Daz daz vor ir* (*daz da von* Z) *veigte*: die la. von Z führt auf das echte, nämlich *von ir* 'durch es, das banner'; vgl. 3600 *Nu muostu von* (*bi* Z, *vor* r) *mir veigen.* — 5783 f es ist von der kammer der

treue die rede, in die der ungetreue unter keiner bedingung einlass erhält : *Gieng* (*Giengen* d) *diu kamer gein* (MZ *in*, *gein* fehlt W) *endian* (*endyan* d, *endia* Z, *Indian* M) *Der selbe müeste* (*muoz* WM, *müsse* Z, *müste* d) *dâ ûzen* (*darus* M) *stân*. V.s anmerkung, dass Indien in Wolframs Willehalm als das entlegenste land bezeichnet werde, trägt zur aufhellung der stelle gar nichts bei. zu lesen ist : *Gieng im diu kamer gein Endiân, Der selbe muoz dâ ûze stân* : 'und wäre ihm die kammer auch soviel wert wie Indien, wäre er selbst bereit, Indien dafür hinzugeben, er müste doch draufsen bleiben'. vgl. zu dieser bedeutung von *gên* mhd. *daz gêt vür elliu dinc* udgl., ferner Parz. 308, 13. 616, 18 sowie unser nhd. 'das geht mir über alles' und DWb. IV 1, 2 s. v. 'gehen' II 19 c, j. *Gieng im* schimmert noch in der la. von d *Giengen* durch, wie überhaupt dieses fragment einer sehr wertvollen hs. entstammt. mit der vorgeschlagenen besserung stimmt auch, dass Reinbot öfter ähnliche gedanken ausspricht, so 5860 f *Und gæbe er eines küneges guot, Er kumt niemer dâ her în* (in die kammer der barmherzigkeit) und 5770 *Gæb im der allen den hort, Der aller künge ie wart, Diu kamer* (der beständigkeit) *wær im vor verspart*. — 5916 s. o. —

Soviel über den text. von s. 213—296 folgen anmerkungen, die vorwiegend aus dem Mhd. wb. geschöpft sind : und dieses hab ich nicht zu besprechen.

Wien. CARL KRAUS.

Mitteldeutsche Fabeln, zum ersten mal herausgegeben von K. EICHHORN. [enthalten in drei Einladungsschriften zur feier des Henflingschen gedächtnistages, welche im saale des Gymnasium Bernhardinum begangen wurde.] Meiningen, 1896. 97 u. 98. 118 ss. 4°.

Die fabeln befinden sich in der altd. hs. nr 1279 der Leipziger universitätsbibliothek auf bl. 11—110ᵇ. eine summarische übersicht von dem inhalt der hs. hat zuerst MHaupt gegeben in den Altd. blättern I 113—117. derselbe hat ebenda auf den folgenden seiten 8 der wichtigeren erzählungen u. d. t. 'Märchen und sagen' — und nachträglich s. 300 ff die 'Crescentia' — abdrucken lassen. von den 90 fabeln sind dort nur die erste und der prolog als probe mitgeteilt; dies wenige ist unverändert wider abgedruckt bei Vetter in der Lehrhaften litt. des 14 und 15 jhs. (Kürschner DNL. bd 12) s. 84 ff u. d. t. 'Aus einem md. Aesop und Avian'. zwei andre stücke der hs., Apollonius von Tyrus und Griseldis, hat CSchröder herausgegeben in den Mitteilungen der deutschen gesellschaft zu Leipzig v 2 (1872) und in der einleitung dazu die lautlichen eigentümlichkeiten seines textes besprochen.

Wie die von Haupt und von Schröder veröffentlichten prosaischen erzählungen, so bringen auch die gereimten fabeln E.s in sprachlicher beziehung manches neue. sie geben uns zuvörderst ein treues bild von dem in Obersachsen während der ersten

hälfte des 15 jhs. herschenden dialekte, in dem noch nicht *û* in *au*, *î* in *ei* übergegangen ist. der verfasser, ein 'alter kranker klosterbruder', wie er sich bl. 304ᵃ nennt, bequemt sich überall noch dem volksmunde seiner heimat an. was uns hier überliefert wird, erhält aber in unsern augen noch dadurch einen ganz besondern wert, dass es von éiner hand geschrieben, ja dass es höchstwahrscheinlich die urschrift des autors ist, vgl. Haupt aao. 117 und Schröder einl. v. schon darum werden die germanisten die veröffentlichung E.s willkommen heifsen.

Seine arbeit lässt der herausgeber, entsprechend den hierzu bestimmten festschriften, in drei teile zerfallen. der erste behandelt auf 29 seiten als einleitung die sprache der fabeln (und ihre metrik); der zweite bringt den text der ganzen 3970 verse umfassenden fabelsammlung nebst einer vorrede; der dritte enthält die untersuchung über die quellen (und eine würdigung des autors und seiner leistung) auf 28 seiten.

Die im I hefte enthaltene darlegung würde m. e. vollständiger und hier und da genauer geworden sein, wenn sie sich nicht wie bei Schröder auf einen von ihm ausgehobenen abschnitt beschränkt, sondern gleich die ganze hs. in betracht gezogen hätte. sonst finde ich in einzelnen puncten folgendes zu erinnern.

Mit recht wird I 5 unter den wortformen, in denen md. *a* (*ae*) einem mhd. *o* entspricht, auch *saen* : *an* in v. 2364 aufgezählt. demnach hätte aber auch *saen* in v. 5 des textes verbleiben müssen, wie in der hs. und im abdruck Haupts steht, anstatt des vom hrsg. gesetzten *soen*; auch in der Griseldis 12, 32 und 13, 8 sowie im Apollonius 81, 2 bietet die hs. *saen*; an den ersten stellen hat Schröder ebenfalls *saen* in *soen* geändert. ebendahin gehörte *dant*, *daenth* in v. 1384 : *man sluges* (*das mûl*), *das sien lieb daenth* (: *ungewant*) und v. 1686 *zûch nu, das dine hut dant!* dazu wird einl. I 17 vom hrsg. vermerkt : 'das eigentümliche präs. *dant* 1686 wird nach dem prät. *daenth* 1384, das von einem *dennen* herzuleiten ist, gebildet sein'. das *a* entspricht auch hier vielmehr einem älteren *o*; daher war auf das in den wbb. genugsam bezeugte vb. *donen* zu verweisen. *dant* = *dont* wird auch bei Schiller-Lübben I 540ᵃ, 13 u. VI 102ᵇ, 41 erwähnt; bei LHertel Thür. sprachsch. 86 *dunen*; auch *ir kant* v. 128 neben *kont ir* 182 ist wol so zu verstehn.

Unvermerkt sind ferner geblieben die beispiele, in denen md. *a* für mhd. *e* steht : so *daste eer*, wie man in der hs. und in dem abdruck Haupts s. 113 list; ebenda bl. 194ᵃ *daste baeß* und bl. 214ᵃ *daste serre*; im Eisenachischen rechtsbuche ed. Ortloff (14 jh.) III 104 *daste minner*; *dasto* neben *deste diste* bei HRückert Entwurf e. system. darstellung der schles. mda. 25; zu den dort gegebenen beispielen gehört auch Md. fab. 569 *das wart he geschant*, wo E. gegen die hs. *des* hat drucken lassen; 1403 *sich*

das frowen; 2512 *das kan he kein ere gehan*; 2715 *das mag he dir dang sagen*; 2603 *das schemete he sich zumale sere*; 1510 *sins salbes*; bl. 129 *ūm das geldes wille*; bl. 254ᵃ *das andern goldes*; Griseldis 13, 24 *das dynen*. im sächs. Osterlande hört man heute noch *dasserthalben*, *-wegen*. aufserdem findet sich md. *a* = mhd. *ou* in *ach* für *ouch*, *ôch*, v. 22 (von E. dafür *och* gesetzt) und bl. 266ᵃ 276ᵃ 293ᵇ, ferner *flach* = mhd. *flouch* in v. 41.

Einl. I 8 heifst es : 'für mhd. *ȯu* wird *oi* geschrieben', *froiden*, *boime*, *koifen*, *loifer*, *betroifen*, 'sogar *ei* : *freidig*, 880. 1642.' das letztere gehört aber offenbar nicht hierher, wie die beispiele vermuten lassen : 880 *die wasserslange was freidig u. geil*; 1642 *das pfert thrug gar freidigen hohen mut*; 1085 *der hunt was freidig u. jung*; 2492 *der hunt thrug grossen fr. mut*, 2610 *der ritter gut, frisch, fr. u. wolgemut*; bl. 278ᵇ *das gebot war freydeclich und grusamklich volbracht*. darnach geht *freidig* zurück auf das ahd. *freidi*, nicht auf *frȯude*, und bedeutet hier 'saevus, audax, superbus', wie es sich bei JRothe und bei Luther noch gebraucht findet, vgl. darüber DWb. IV 1, 102.

Der weglassung des präfixes *ge-* hat der herausgeber nur bei den zeitwörtern im 1 teile seiner arbeit gedacht, nicht aber der bei den substantiven wie *gelücke*, *gevelle*. zu erwähnen war v. 236 *wen nerne ein lügke zuseleth*, 1718 *weme das lügke welde walden*, 240 *uff gelügke und gut velle*; statt dessen hat er überall *ge-* ergänzend hinzugefügt; vgl. dagegen RHildebrand in der vorr. zum Leipziger sachsenspiegel⁶ x, anm. 2. in der nachbarschaft des md. sprachgebietes sind dergl. doppelformen nicht ganz selten, so vgl. über *lügke* zb. Lexer I 1975, im allgem. Zs. 40, 38; über *velle* Kinzel zu dem Junker und tr. Heinrich 1148. den präfixlosen substantiven stehn noch zur seite die zeitwörter *misselücken* v. 1936 und *missevellen* 275.

Weiter lass ich noch einige bemerkungen folgen zu dem im II teile mitgeteilten texte und seiner auffassung. auch hier sind es nur einzelne stellen, in denen ich vom hrsg. abweichen zu müssen glaube.

V. 163 lautet nach der hs. *He frass einen vor*, *den ander nach* dh. er frafs einen nach dem andern; E. ändert *den andern ach*; doch hat er selber ganz richtig in I 16 vermerkt, dass *ander* in allen casus ohne flexion stehen kann.

V. 333 *he gelobete gufft u. gabe*, 1124 *wen guft u. gabe ende nimmet*, bl. 261ᵃ *mache dyer met gabe und guft vyl fründe*, ebenda *er machte ym einen grossen namen met guft u. gabe*; bl. 270ᵇ *si erbotten yr vyl g. u. g.* zur erklärung von *guft* in dieser allitterierenden redensart hat E. auf *gufter* = 'prodigus' bei Lexer verwiesen. nach meiner auffassung steht das *u* hier mundartlich für *i*, wie in *num̄er*, *ummer*, von E. in I 7 bereits aufgeführt, und in den beispielen bei Weinhold Gr. § 50. sonst vergleiche man über die in md. und nd. schriften verbreitete

phrase, die alten statuten der stadt Halle bei Förstemann NM. I 2, 81 *âne gifft und âne gabe* (14 jh.); gesetzsammlungen von Nordhausen ed. Förstemann 62[f] (15 jh.) *ez nicht lâzen durch gifft edir gabe*, ebenso in der Erfurtischen wasserordnung bei Michelsen rechtsdkm. a. Thür. 112, Mathesius Sar. 161[a] im DWb. I 1113 *durch gift und gab zum reich kommen*; endlich die stellen von *gifft u. gave* bei Schiller-Lübben II 109[a], 38 ff. dazu das Ub. d. st. Worms ed. Boos II 145, 18 *gegiftet u. gegeben hân zu eime rehten eigen* (a. 1325); 154, 15 *gegiftet u. gegeben recht u. redelichen dem spitdal*; Gaupp Das a. Magdb. u. Hall. recht s. 312 *also der vrowen gegiftet oder gegeben ist* (a. 1304); Hallische schöffenb. ed. GHertel II 465 *begiftiget unde begavet* (a. 1369); Förstemann NM. I 4, 123 u. 125 (aus Cönnern) *begiftiget u. begafet* (a. 1436—37); Haltaus Gloss. 116 *si haben sich vor dem gerichte — mit ören gütern begiftiget u. begabit* (a. 1474). im Sachsensp. Landr. I 12 findet sich zu *vergüftet* die var. *vergiftet, vergiftiget*; bei Hoefer Ausw. nr 160 *ick han gegeben unde vorgiftet* (a. 1333); Baur Hess. urk. I 1243 *daz he geben u. vergiftigen wulde soliche wiesen* (a. 1396); Weist. I 477 *die guter vergiften u. vergeben* (a. 1422); Hess. urkundenb. ed. Wyss. II nr 592 *ir sele zu heyle vorgiftet u. egenliche* (a. 1334); Merkerbuch von Wiesbaden ed. Otto s. 53 *die zinse vorgiften u. geben* und die beispiele bei Haltaus Gloss. 1858.

V. 453 *He dergreif sine jungen mel sinen klawen, si begunden sere schrien unde rawen.* unter *râwen* hat man nach dem zusammenhange hier das klagende schreien der jungen füchse zu verstehn. auch von der stimme anderer tiere findet sich der ausdruck gebraucht, so in den Futilitates Germaniae medii aevi 6, 26 *ein guotiu fut macht katzen râwen* (: *pfâwen*); Frauenlob s. 176 (304, 4) *maukatze, esel, rauwest icht?* Cornelius Kil ed. van Hasselt 522[b] *raven, gelyck de vorschen* 'coaxare', dazu Stalder II 269, Schmeller-Frommann II 1. mit mhd. *riuwen* (ahd. *hriuwan*) worauf der hrsg. in der anm. verweist, hängt das wort wol schwerlich zusammen, eher mit ahd. *rohên, rohôn*, vgl. Germ. 8, 481; als lautmalendes wort führt es an Wackernagel Voces animantium[2], 27.

V. 537 *Der fuchs soite im* (dem raben) *ain gerese* (: *kêsen*) und 3970 *es besser wen unnütze gerese* (: *lesen*). was bedeutet hier *gerese* (hs. *geresse*)? E. vermutet eine ableitung von *redison* neben *redinon*. dem zusammenhange nach ist darunter eine (aufreizende) auf täuschung berechnete lobeserhebung, höfische schmeichelei, übertreibung, aufschneiderei gemeint, daher halte ich es für eine dialektische form des mhd. *gereize*, das auch in den Md. fab. 1173 erscheint und mehrfach bezeugt ist im Mhd. wb. II 1, 673, bei Lexer I 877 und im DWb. IV 3, 2623 u. 3628; besonders vgl. Vilmar '*Von der stete ampten u. von der fursten ratgeben*' (= *Des rates zucht* nach Germ. 6, 280) v. 787 : *der furst — sulde die ienen uzlese, dye mit tuscherige und mit gerese — umbe gehen*; Germ. 3, 311 aus MBeheim : *du treibest also*

mir dein gereiz (: *geiz*), *ob du mich möhst erschellen*. beachtenswert für die ableitung scheint aber auch eine stelle in der Chronik von Jacob Königshoven ed. Schilter s. 892, aus einer satzung der stadt v. j. 1366 : *were och ob man zu einem hufen ritende wurde oder uf ein geretze, wurde danne denheinem sin hengest — in dem huffen oder uf einem geregeze erstochen* usw. beispiele von obersächs. *ē* = mhd. *ei* bei E. I 8 und bei Schröder s. LXXXV.

V. 569 *Do hub er* (der rabe) *an sinen alden gesang* : *Tras, tras, das wart he geschant*. dass der rabe *tras tras* rufe, habe ich nirgends gehört noch gelesen, wol aber *cras cras*, und so steht auch in der hs. zu lesen. schon in Heinrichs Litanei 225, 27 (= 488 ed. Maſsmann) : *ich spriche sam der rabe cras cras, daz chiut morgen morgen*; in Simrocks Sprichw. s. 70 *cras cras ist der raben sang*; das Geistlich vogelgesang bei Grieshaber Vaterl. 339 (13) *heut will es ihm misslingin, drum singt er cras cras cras* = Wackernagel Voces var. animantium[1] 50 (25); vgl. auch das zeitw. *krassen*, wie ein rabe schreien, bei Hildebrand DWb. v 2069, das vielleicht auf ein älteres *krâzen* zurückgeht, siehe unten unter *lûzen*. für *k* statt des *t* im anlaute sprechen schlieſslich auch die volkstümlichen rufe *krâ krâ* im DWb. v 1908, sowie *grâ grâ* bei Hadamar 529, *grab grabe* bei MBeheim im Buch von den Wienern 49, 31.

V. 1034 heiſst es von der kreiſsenden erde : *si schreig unde sufzete sere, si bulgte noch wol mere*. in der anm. wird *bulgte* mit 'bebte' übersetzt, und auf *bulge* 'welle', *belgen* aufschwellen hingewiesen. doch fragt es sich, ob man in hinblick auf die hier vorkommenden und I 13 vermerkten wortformen *stragte, ragthe, bestagte, margte, sengte* (von *senken*), *trengthe* (von *trenken*) nicht vielmehr an *bulken, bülken* = brüllen, dröhnen, lat. 'mugire' zu denken habe. letzteres findet sich öfter in der hs., so bl. 240[b] *he schreyg und hüylte und bülkete*, bl. 280[a] *bülken und lûczen*, bl. 288[b] *hûlen und bülken*; in Thüringen und Obersachsen hört man heute noch *belken* in diesem sinne, vgl. DWb. II 231 s. v. *bölken* und LHertel Thüring. sprachsch. 71. der ausdruck könnte dann als synonymum zu *kreizen* (*kreischen*) = 'vociferari, parturire' gefasst werden, über welches Hildebrand im DWb. v 2161—68 nachzulesen ist.

V. 2610 *ir dorft nicht sere wiet greten* (: *threten*), derselbe reim v. 2710. der hrsg. verweist auf Luther Hesekiel 16, 25 *du gretetest mit deinen beinen gegen alle so vorüber gingen*, nach der Vulgata *divisisti pedes tuos omni transeunti*. noch mehr beispiele von *greten* sind aus JRothes schriften in den citaten bei Lexer Nachtr. 218 anzutreffen; vgl. noch *vorgretit* bei Ebernand 348 und *ausgekretet* bei Hildebrand aao. s. v. *krätschen*. auch *griten* bei Lexer I 1089 gehört hierher, dazu Keller Altd. gedd. nr 5, s. 11, 9 *die zucht ist in ungemein, sitzen mit gridenden bein*; Muskatblüt 83, 96 *er mus die helle durchgriten* (: *mit pahen schreten*), *zergriten* bei Lexer III 1068.

V. 1691 *Last den armen püler bi uch ghen*; 1693 *spottet des armen pülers nicht*; statt auf mnd. *pulen*, klauben, bei Heyne DWb. VII 2211 konnte gleich auf *puler*, stümper, bei Schiller-Lübben II 381 verwiesen werden und auf Diefenbach Gloss. 285ᵃ *ignavus, puler, eyn vordorben mester*; *puylre, vordorben meyster*. im Redentiner spiel ist *puler* dem *oltbuter* coordiniert. man hat darunter im allgem. wol leute zu verstehn, die ihr handwerk nicht kunst- und zunftgerecht betrieben. aus Obersachsen bringt den ausdruck unter andern auch JGKrünitz Oeconom. encyclop. (Berlin 1778) XIV 137 : 'die fleischer werden in stadt- und land- oder dorffleischer eingeteilt, und diese von jenen *lästerer*, an einigen orten, sonderlich in Zeitz auch *buhlen* [vgl. Frisch I 152ᵇ, DWb. II 500] oder *buhler* genennet. auch Kirchhof Wendunm. 131 gehört hierher : *ein armer gedacht*, *du liegst allhie im wald, arbeitest tag u. nacht, bleibst doch für u. für ein armer mühsehliger buler und stumpfer*. in Zeitz hiefsen die dorfschlächter, welche ihre waaren in die stadt brachten, noch bis in die mitte dieses jahrhunderts die *bller* (*bühler*), *dorfbller*, auch *krauterer, krauter, dorfkrauter*, anderwärts *störer*. übrigens könnte man wol aus der art der erwähnung in den fabeln vermuten, dass auch der dichter in seinem epimythion unter den von ihm bemitleideten *pülern*, deren zulassung er befürwortet, vorzugsweise solche leute begriff, die mühsam ihre fleischwaaren vom lande nach der stadt zu schaffen suchten und damit den brotneid und den spott der eifersüchtigen innung erregten.

V. 1996 *ich legke alle schüsseln almuterleine*; der hrsg. hat hier statt des *l* in *muterleine* ein *s* gesetzt; in meinen augen wäre dies ein eindringling, denn das wort ist zusammengesetzt aus *muter-al-eine*; vgl. übrigens noch Eschenburgs Denkm. 353 *er was unter in ein mutter leine* (: *cleine*); Karlmeinet 49, 21 *sitzen all moder leine allhie up desem steine*; 176, 16 *Orias quam zo hanti all moder leine gerant*; Grimm Gr. III 556.

V. 2078 *ich kan domet* (mit der axt) *nichtsnit beginnen, ich habe denne helm adder stelder inne*, auch III 13 wird dieselbe stelle wörtlich citiert : *stelder inne* statt *stel derinne*. — v. 2144 *de hende unde füße nicht mer arbeiten wolden alz si zu rechte solden*; aber nach dem citat in I 20 hat der text eine andere fassung : *al si zu rechte solden*, und *al* wird in concessivem sinne genommen. ich vermute, dass in der hs., die ich hier nicht nachverglichen habe, *alzy* (*alsy*) steht, was im sinne des schreibers *alz si*, *als si* bedeutet. so findet man *alzy* geschrieben bl. 143ᵇ. 250ᵇ. *alsy* = *als si* bl. 284ᵃ, *alsye* 240ᵇ, *alze* = *als se* bl. 262ᵃ 290ᵇ, *dasy* = *das si* bl. 297ᵇ; dazu halte man die beispiele dieses sandhi bei Kraus D. gedd. I 107. — v. 2173 sagt der affe zu seinen jungen : *ir siet frie, ledig, edele unde bloß, aber ir siet vor dem arse bloß*, das erste *bloß* ist wol schreibfehler für *groß*. — v. 2862 nach der hs. *si thatens nicht alle gern*, nach meiner

auffassung: sie thaten es nicht ganz (grade) gern; E. hat wol ohne not *alle nicht g.* gesetzt. — v. 3018 *blumen, gras und edel gut krut,* hier konnte *edelgut* als éin wort gegeben werden nach Lexer I 509, so wie *korzewile* v. 166 *korzewile ist nicht lang.*

V. 3413 *he is vor[v]allen den lip*: in der anm. dazu möchte der hrsg. die 'sonst nicht belegte' construction von *vorvallen sin* aus 'reimnot' erklären. indessen *vervallen sin* findet sich wie *schuldic sin* (Lexer II 811 und DWb. IX 1902) auch noch anderwärts mit accusat. zur bezeichnung der bufse. so in Grimms Weist. V 684. 686. 687 *so ist er vervallen die höchste frevel* (a. 1354); Ofener stadtrecht § 425, s. 214 *so der kaufman gegriffen wirt, der ist verfallen dy war* (a. 1413—21); aus dem ältesten stadtbuch von SGallen bringt Scherer SGallens hss. 40[b] *der ist der stat ain phunt vervallen*; Alemannia 25, 148 *der wêre die vorgeschribene besserung verfallen* usw.

Von seltenen oder unbelegten ausdrücken sind noch hervorzuheben: v. 2885 *sich bestenken*, gestank um sich verbreiten, sich verunreinigen, bei Grimm DWb. I 1655 erst aus Logau bezeugt; — *jachsprunc*, m. voreiliger, unüberlegter sprung v. 942. — *lüczen* (*alze eyns esels gewonheyt iss*) swv. bl. 280, 'rudere' = mhd. *lüejen, lühen*; vgl. *möczen*, 'boare' bei Diefenb. Gl. 77[b] = mhd. *mugen möhen*; *mutzen, mauzen* im DWb. — *missevellen*, swv. v. 275 = misglücken, misraten. — *werehorn*, plur. *wereho[r]nre* in der überschrift von fabel 59, nur noch bei Ingold hrsg. von Edw. Schröder in der variante zu 29, 11 *die werhörner inzucken.* — der adverbiale ausdruck *wing u. wang* in v. 2366 *du geest hen und her, wing unde wang,* vgl. OvWolkenstein 32, 2. 1 u. 45, 1. 15.

Im III teile seiner abhandlung hat E. unter den lateinischen fabelsammlungen, soweit sie ihm zugänglich waren, eine genaue, fleifsige musterung gehalten. nach seiner untersuchung hat der fabulist für den ersten teil seiner sammlung vor allen den Anonymus Neveleti und den Romulus Anglicus (nach Hervieux Les fabulistes latins), für den zweiten teil den classischen Avian und die prosaauflösung desselben benutzt; von der deutschen litteratur kennt er wahrscheinlich den Boner und die tiersage. um dieses resultat zu gewinnen, sind die betreffenden fabeln alle einzeln durchgenommen worden. mit dieser einsicht in die quellen hat sich auch ein bild von der arbeitsweise des verfassers gewinnen lassen. nach der sprachlichen seite hin liefse sich vielleicht dieses bild noch erweitern durch eine vergleichung der Crescentia, welche in der hs. bl. 294[b] ff steht, mit derselben erzählung, welche der von LWeiland herausgegebenen Sächsischen Weltchronik (= Mon. Germ. histor. tom. II, fasc. I) einverwebt ist; der mnd. text, der dort die erzählung von der Cresc. enthält, ist in der hs. des fabulisten fast überall wörtlich in das mitteldeutsche übertragen.

Zeitz, juni 1898. FEDOR BECH.

Studien zur entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit von dr Carl Alt. [= Forschungen zur neueren litteraturgeschichte. herausgegeben von dr Franz Muncker. v.] München, Haushalter, 1898. viii und 90 ss. 8°. — 2 m.

Die erstlingsarbeit des jungen verfassers, die aus den anregungen Max Herrmanns erwachsen ist, bietet jedem Goetheforscher einige, wenn auch nur kleine, so doch dankenswerte und neue resultate. denn so eingehend wie A. haben sich selbst vLoeper und Düntzer nicht mit der äufsern entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit beschäftigt. eine gute einleitung spricht von Goethes neigung zu 'confessionen' und erörtert anlass und zweck der autobiographie; hier wäre vielleicht einschränkend zu sagen, dass Rousseaus Confessions kaum mehr ein so wichtiges vorbild für den alten Goethe gewesen sein werden, wie A. annimmt. dann handelt ein erstes capitel von den quellen, die der dichter benutzt hat. hier sind die nachweise A.s durchaus kundig und besonnen; ich wüste aus eignen zusammenstellungen kein neues material hinzuzufügen. ob die reisebemerkungen aus der Strafsburger zeit noch 1809ff vorhanden waren, scheint mir nicht ganz sicher. überzeugend dagegen ist die erörterung über das verhältnis des Briefwechsels Goethes mit einem kinde zu Dichtung und wahrheit. dass A. die gedruckten quellen zu den historischen und litterarhistorischen partien der autobiographie etwas summarisch behandelt hat, wird jeder ihm danken. nur Goethes verwendung dieser quellen könnte man gelegentlich etwas anders beurteilen als A. es ist wahr, der dichter hat bei der schilderung des krönungszuges den trocknen bericht, der ihm vorlag, in belebte erzählung mit dem schein unfehlbarer eigner erinnerung verwandelt. aber darin steckt nichts specifisch goethisches; das macht unter gleichen umständen jeder schriftsteller so. in bezug auf die technik wäre zb. die schilderung des künstlerfestes in GKellers älterem Grünen Heinrich heranzuziehen, um Goethes leistung nach dieser seite nicht zu überschätzen. — auch aus dem ii capitel der A.schen abhandlung ist mancher einzelgewinn zu schöpfen; manches datum ist genauer festgelegt als bei Baechtold im apparat der Weimarer ausgabe; die entstehungsgeschichte des postumen vierten bandes beruht sogar auf ungedruckten tagebuchnotizen; vortrefflich handelt A. über die paralipomena und abgelösten teile, die in dem Biographischen einzelheiten und den Abhandlungen zum Divan eine stelle gefunden haben. aber — nach allem lob ist auch der tadel nicht zu unterdrücken — über eine grofse notizensammlung ist der verfasser nicht hinausgekommen. er stimmt zwar in die traditionell gewordene geringschätzung der arbeiten Düntzers ein, ohne sich doch dem wesen nach viel von ihm zu unterscheiden. im cultus der einzelbeobachtung reichen sie sich die hand. —

Wie wir an dem gewordenen kunstwerk sowol die äufsere wie die innere form studieren, so müssen wir an der werdenden dichtung neben der äufsern die innere entstehungsgeschichte verfolgen. A. hat sich beinahe nur mit der äufsern befasst. daraus kann ihm zunächst niemand einen vorwurf machen. der vorsichtig gewählte titel seiner arbeit lautet Studien zur entstehungsgeschichte . . .; das buch will also nur fragment sein; und dies fragment ist gut. aber, wer sich so tief und eifrig einmal in eine edle aufgabe versenkt hat, der hat die pflicht, sie zu ende zu führen. fragmentarisches arbeiten hat seine unantastbare berechtigung, wo eine neue anregung ausgestreut oder wo blofses material gekarrt wird, auch wo die kräfte des einzelnen nicht ausreichen und die hilfsmittel versagen. wo aber diese bedingungen fehlen, da müste das abbrechen einer arbeit eine ausnahme bleiben. nachgerade hat man in unsrer wissenschaft so viele häuser halbhoch gebaut; da stehn sie nun, unfertig, ohne dach; die werkleute sind unlustig weggelaufen, ein fremder aber mag und kann das angefangene nicht vollenden. damit nun der gute unterbau seinen zweck erfülle, sei der verfasser dieser studien gemahnt, die entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit abzurunden. —

Wie schon erwähnt, hat sich A. bisher mit éiner ausnahme nur für die äufsre entstehungsgeschichte interessiert. er weifs, welche partien der erzählung älter, welche jünger sind, aus welchen büchern diese oder jene mitteilung stammt, wo eine umstellung, auslassung oder einschaltung vorgenommen ist usw.; es muss ihn doch nun reizen, uns auch die innre entstehungsgeschichte zu schreiben, die auch ihm erst die belohnung für seine mühe wäre; uns also nicht nur festzustellen : erst entstand ein entwurf A, dann ein entwurf B, dann die ausführung C, sondern mit gewisheit oder mehr oder minder grofser wahrscheinlichkeit zu erweisen, welche rücksichten den künstler von einer stufe seiner arbeit zur nächsten führten.

Mit solchen wünschen und forderungen trage ich nichts fremdes in die arbeit A.s hinein. er selbst hat einmal s. 61 ff den versuch gemacht, ein bruchstück der innern entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit zu schreiben, indem er das schema 27, 386 f mit Goethes späterer ausführung verglich. aber es ist nicht zu läugnen, dass A. hier völlig gescheitert ist. so ziellos kann man doch nicht einzelne fetzen des entwurfs herausreifsen; es muss doch die frage vorausgehn, ob das zu untersuchende schema es auch verträgt, in gerade dieser weise zerteilt zu werden. der wissenschaftliche anatom zerlegt eben einen organismus in andrer weise als der metzger; oder noch richtiger gesagt, ein organismus zerlegt sich vor den augen des forschers von selbst in seine teile. und ein organisches gebilde ist das in frage stehnde Goethesche schema, nicht ein beliebiger

haufen von notizen, wie A. zu glauben scheint und wie ihn andre paralipomena zu Dichtung und wahrheit in der tat darstellen. zu dieser erkenntnis hätte den vf. leicht eine strenge analyse des schemas führen können. und damit ligt der weg zur lösung des zweiten teils seiner aufgabe klar vor ihm: keine noch so grofse summe von einzelbetrachtungen, die immer mehr oder minder zufällig bleiben, kann hier helfen, sondern nur eine ausgebildete kunst wissenschaftlicher analyse. aus dem studium der innern form eines kunstwerks und seiner vorarbeiten erwächst uns wie von selbst die erkenntnis seiner innern entstehungsgeschichte.

Um mich verständlich zu machen, ohne doch über das blofs andeutende verfahren einer anzeige hinauszugehn, will ich dasselbe paralipomenon betrachten, das auch A. behandelt hat.

Was in Goethes handschrift und im rohdruck der Weimarer ausgabe 27, 386 f wie eine grofse reihe von unterschiedslos coordinierten aufzeichnungen erscheint, ist in wahrheit ein sehr sorgsam erwogener aufbau, dessen teile kunstvoll einander untergeordnet, in parallele gerückt usw. sind. ich muss das zuerst durch einen rubricierten abdruck beweisen, wobei ich durch eingeklammerte bemerkungen die disposition noch zu verschärfen trachte:

Siebentes Buch.

[Wie es Goethes art ist, knüpft er grofse veränderungen und entwicklungen an ein scheinbar zufälliges, isoliertes ereignis an:] *Veränderung des Mittagstisches.* [dann erst folgt thema und überschrift des ersten teils:]

I. *Veränderung in meiner Lage und frische Anstöfse.*
   A. [lyrik, voran eine allgemeine betrachtung:] *Psychologisch-pathologischer Gehalt meiner Arbeiten. Enggefafste Form, nach französischen Lieder-Mustern. Alle mythologischen Figuren verschwinden aus meinen Gedichten. Luna und Amor bleiben allein übrig.*
   B. [drama, voran eine allgemeine betrachtung:] *Eine Art von Ascetik, d.h. Vergegenwärtigung und Bewufstseyn der Leidenschaften, Mängel und Fehler und eine Lust sie kunstgemäfs darzustellen.*
      a. *Eigene: die Laune des Verliebten.*
      b. *Eigene und fremde: die Mitschuldigen. Tendenz dieses Stückes, merkwürdig wegen der Folgen. Es will so viel sagen als: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.*

II. [das thema mit wörtlichem anklang an das erste gegeben:] *Veränderung der Societäts-Verhältnisse.*
   A. [im bürgerlichen verkehr:] *Madam Böhme stirbt. Entfernung von Böhme.*
   B. [im hörsaal:] *Gellert verscheucht uns durch Wehklagen und Bigotterie.*
      [überleitend:] *Erschütterung aller Autorität.*

C. [in weiteren Leipziger kreisen:] *Die Leipziger gegen Friedrich den Grofsen.*

D. [im studentischen umgang:] *Behrisch. Späfse desselben. Clodius als Zielscheibe. Gedicht an Händeln. Noch andre Possen von Behrisch.*

III. [zu diesen beschäftigungen und erlebnissen, die immerhin an alte vorbereitung anknüpften und deshalb als blofse veränderungen zu bezeichnen waren, tritt als das neue die immer sich steigernde anregung durch die bildende kunst:]

A. *Oeser. Als Künstler und Mensch. Nebulistischer Unterricht desselben. In D'Argentville Depiles und andern wird historische und critische Belehrung gesucht. Malerische Gegenstände poetisch behandelt. Oesers früherer Umgang und Bildung. Gegenwärtige Umgebung.*

B. *Richtung gegen das plastische Alterthum durch Lippert gegeben.*

C. *Wirkung von Lessings Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.*

D. *Erregte Sehnsucht nach Anschauung. Reise nach Dresden. Stoffartige Wirkung der Gallerie.*

E. *Stärker angereizte Tendenz zur Nachbildung. Breitkoppisches Haus. Familie. Geschäft. Bibliothek und Sammlung. Arzt. Doctor Reichel. Kupferstecher Stock in demselben Hause. Dilettantisches Umhertasten in verschiedenem Technischen.*

F. *Anziehungskraft des Grofsen in der Kunst. Winkelmanns Persönlichkeit. Wirkung. Erwartete Ankunft und Tod.*

[bis hierhin steht die person des jungen Goethe noch fast isoliert, oder höchstens im zusammenhang mit einigen Leipziger kreisen da; es galt nun noch, sie in beziehung zu den vielseitigen litterarischen unternehmungen der zeit zu setzen. aber diesen grofsen stoff beherschte Goethe, als er das schema dictierte, trotz mannigfachen vorstudien noch nicht nach wunsch. er merkt drum

IV. zunächst nur ganz allgemein an:]

A. *Einige Männer. Weifse, Hiller, Schiebler, Eschenburg, Zachariä, Lessing.*

B. [nur der abschnitt über das theater steht ihm in festeren umrissen vor der seele, und zwar knüpft er wie üblich die allgemeine ausführung an das einzelne erlebnis:] *Neuerbautes Theater und Spiel auf demselbigen.* [dann erst breitet er sich aus:] *Allgemeine Betrachtungen über das Theater. Über das deutsche.*

a. *Epoche vor der Minna.*

b. *Die Minna selbst. Erstes Stück von wahrem Nationalgehalt. Grofse Wirkung, ohne Widerspruch. Vortrefflichkeit des Stücks, besonders der zwey ersten Acte. Betrachtungen darüber. Bisherige Schätzung und Nachahmung der Ausländer. Erste Opposition gegen das Ausland.*

c. *Lessings Dramaturgie* 1767. 68.
d. *Wielands Übersetzung Shakespears. Beauties of Schakesp. Grofse Wirkung auf mich. Auswendiglernen und Vortragen der Monologe. (Die eigentlich geniale (centrifuge) Wirkung Shakspears wird durch Schröders zusammenziehende und der französischen Art sich nähernde Behandlung gehemmt.)*
e. *Gesellschafts-Theater. Herzog Michel. Minna von Barnhelm.* ꝛc. ꝛc.

Mit einer solchen analyse des schemas ist natürlich an und für sich noch nicht viel erreicht. aber sie ist uns doch als mittel zum zweck nützlich. denn dem, der uns die innre entstehungsgeschichte von DW schreiben will, gibt sie eine handhabe, um zwei unerlässliche fragen zu beantworten : 1) aus welchen gründen mag wol Goethe im fortgang seiner arbeit einen derartigen plan für sein siebentes buch entworfen haben? und 2) aus welchen gründen und wie weit ist er bei der ausführung wider von diesem plan abgewichen? auf diese fragen gibt kein nachschlagebuch der welt die antwort, sondern einzig das studium des kunstwerks selbst.

Zufällig wissen wir aus dem tagebuch Goethes, dass er das betrachtete schema zum 7 buch am 28 nov. 1811 dictiert hat. aber wäre uns dies datum nicht erhalten, so hätten wir zwar nicht den tag, wol aber etwa den monat der entstehung aus dem schema selbst erschliefsen können. schon das eine ist beweiskräftig : Goethe würde dem entwurf nicht die überschrift 'Siebentes buch' gegeben haben, wenn er nicht vorher die grenzen des sechsten genau festgelegt hätte. inhaltliche betrachtung führt aber noch weiter : einen so seltsamen plan zum 7 buch, der den jungen Goethe ganz gegen die sonstige art von DW auf weite wegstrecken hin isolierte, um dann die betrachtung der litterarischen zustände wie etwas vergessenes ganz am schlusse nachzuholen — solch einen plan konnte der dichter nur in einem ganz bestimmten zeitpunct ins auge fassen : nämlich als er eben das 6 buch in allen seinen wichtigsten partien abgeschlossen hatte. an dieses 6 buch schliefst sich nämlich dem geiste nach unser schema viel enger an als die spätere ausführung. um das zu zeigen, muss ich freilich noch einmal etwas weiter ausholen.

Das 6 buch behandelt bekanntlich die letzten andertbalb jahre in Frankfurt und das erste Leipziger semester. wir wisse aus dieser zeit über den jungen Goethe manche einzelheiten wissen von seiner anknüpfung mit Ysenburg von Buri und de bemühen, in dessen moralisch-litterarische gesellschaft einzutrete wissen von allerlei getändel mit Corneliens freundinnen und eine jugendlichen neigung zu Charitas Meixner, wissen, dass Goeth e in Frankfurt mufse und freie stimmung zu einer reihe vo

dichtungen fand (Joseph, Anacreontica, Höllenfahrt Christi), wissen endlich aus den briefen von manchen Leipziger anregungen und zerstreuungen. aber das alles sind zufällige würklichkeiten, die der autobiograph samt und sonders beiseite gelassen hat, mit ausnahme der dichterischen versuche, die er im 4 buch vorauserwähnt hatte. die wahrheit, das von diesen zufälligkeiten abgelöste bild, enthüllte sich dem rückschauenden auge ganz anders; und die befreiung der tieferliegenden wahrheit von dem verdunkelnden störenden nebenwerk, die weise wahl und anordnung ist eben das werk des dichters.

Das resultat des 5 buches war eine leidenschaftliche verkettung Goethes mit seiner heimat durch die person Gretchens; um keinen preis hätte er damals (frühling 1764) die stadt verlassen mögen. nun löst er im 6 buch durch feine mittel die liebesleidenschaft in nichts auf und führt zugleich eine müde heilung durch tätigkeit vor (philosophie, genuss der natur, zeichnen im freien). die ruhe tritt ein; und das ist eine gelegenheit, während sonst alles in DW stetig vorschreitet, eine stillstehende rührende charakterschilderung der schwester zu geben, der vertrauten seiner jugendirrtümer. vor- und rückschauend, fünf jahre auf einmal umfassend, gedenkt Goethe auch derer, die sich damals um Cornelie scharten; er selbst aber spielt in dem kreise keine hervorragende rolle. er widmet sich vielmehr der vorbereitung für sein studium; aber es will keine neigung aufkommen. die communalen zustände Frankfurts, für die ihm durch die lectüre das verständnis aufgeht, ekeln ihn ebenso an, wie das mittel, das ihm diese erleuchtung verschafft hat, das studium der jurisprudenz. so ist das resultat der ersten hälfte des 6 buches das: Goethe scheidet ohne bedauern und heimweh aus trüben und unleidlichen verhältnissen. einzig die schwester könnte ihn zurückhalten; aber für sie ist ja gesorgt in jenem lustigen geselligen kreise.

Gegen die quälende vergangenheit contrastiert Goethe nun die zukunft, die wie ein glänzendes luftschloss vor ihm ligt. und das ziel der zweiten hälfte des 6 buches ist, zu zeigen, wie dieses luftschloss stück für stück vor der würklichkeit zerbröckelt. wenn er auch die vaterstadt in dieser zeit wahrlich nicht liebt, so ist doch der junge student einmal Frankfurter von geburt. aber jeden rest der alten reichsstädtischen eigenart will man ihm in Leipzig aberziehen. zwar die ersten eindrücke sind fesselnd, weil sie bunt sind. aber man stumpft bald ab. und nun beginnt die erziehung des äufsern und innern menschen: schon in den vorlesungen ist manches ganz anders als er es gehofft; dann tadelt man seine kleidung, bessert dann an seiner sprache, dann an seiner lebensart. endlich macht man ihm begreiflich, dass er auch in hinsicht auf den litterarischen geschmack von grund aus umlernen müsse; und so langt der gänzlich verzweifelte jüngling

dabei an, auch den letzten rest Frankfurter tradition dranzugeben: er verbrennt seine manuscripte.

So schreitet das 6 buch von DW in gerader linie vom gipfel zum abgrund; eine consequenz herscht, wie in keinem andern buch. und nun verstehn wir auch tiefer erst das vorhin zergliederte schema, das G. erst entwerfen konnte, als das 6 buch in allen integrierenden teilen vollendet war; denn das 7 buch, wie G. es am 28 nov. 1811 plante, sollte das kehrbild des 6 werden. auch hier eine gerade linie, aber bergauf. auf der schiefen ebene abwärts durfte der jüngling nicht bleiben; es muste anders werden, drum ist das thema der beiden ersten teile des entwurfs 'veränderung'. isoliert und auf sich angewiesen ist der junge Goethe am ende des 6 buches; im schema zum 7 arbeitet er sich langsam aus der absonderung in immer geselligere kreise hinauf. es fällt einem doch wie schuppen von den augen, wenn man auf diese weise den sinn von Goethes entwurf erkennt. ich hoffe Alt, für dessen arbeit ich mich würklich interessiere, durch diese fingerzeige einen kleinen dienst erwiesen zu haben. aber, nicht wahr, die art, wie er auf s. 61 ff den schönen Goethischen entwurf mit der spätern ausführung vergleicht, erscheint ihm selbst jetzt als unzulässig?

In die vergleichung selbst kann ich ihm hier nicht folgen. es würde kein ende werden. aber reizvoll sind diese studien zum äufsersten: wie Goethe bei der ausführung aus gewissenhaftigkeit nun doch den litterarischen vierten teil des entwurfs an den anfang stellt, wie ihm der stoff aber arg zu schaffen gibt, wie er dann aus der not eine tugend und aus dem spätern schwager Schlosser einen störenfried macht — genug! die entstehungsgeschichte, die innere, von Dichtung und wahrheit ist eben noch zu schreiben.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

SCHILLERLITTERATUR.

Parallelstellen bei Schiller von dr HEINRICH STICKELBERGER. beilage zum jahresbericht über das gymnasium in Burgdorf. Burgdorf, PEggenweiler, 1893. 125 ss. 8°.

Schillers fragment 'Die polizey' mit berücksichtigung anderer entwürfe des nachlasses. von LUDWIG STETTENHEIM, dr phil. Berlin W, FFontane & co., 1893. 73 ss. 8°.

Durch die schrift von Stickelberger ist eine seite von Schillers sprachstil schärfer als je zuvor beleuchtet worden und sie ist daher als ein gewinn für die wissenschaft zu begrüfsen, obgleich sie noch manches zu wünschen übrig lässt. man kann nicht sagen, dass durch die vielbeliebte parallelensucherei immer nur nutzen gestiftet worden sei: zwecklos ist die aufdeckung aller blofs zufälligen übereinstimmungen, bei denen ein einfluss des einen schriftstellers auf den andern ausgeschlossen ist, und aller

belanglosen übereinstimmungen, die nach allgemeinem sprachgebrauch hundert-, ja tausendfach vorkommen müssen. von dem ersteren fehler hält sich St.s arbeit frei, da sie nur die widerholungen gleicher oder ähnlicher wendungen innerhalb Schillers eigner werke verzeichnet; den zweiten hat sie nicht ganz zu vermeiden gewust. wichtiger ist die weitere frage, ob der verf. den eigentlichen wert seiner sammlungen scharf zu erkennen und dem leser klar zu machen verstanden habe, und darauf kann man kaum mit einem unbedingten ja antworten. allerdings hat St. die sog. 'unbewusten' widerholungen von den bewusten sorgfältig geschieden : er hat nur die ersteren behandelt und verspricht, auf die letzteren bei späterer gelegenheit einzugehn. aber seine worte über die bedeutung der unbewusten widerholungen verraten, dass er hier das richtige nur ahnt, nicht aber vollkommen erkennt. er weist mit recht die ansicht derer zurück, die 'das schnüffeln nach vorschwebungen' unter allen umständen abschätzig beurteilen; er meint, auch seine zusammenstellung werde dem 'vorwurf der mikrologie, der kleinigkeitskrämerei' nicht entgehn, fährt dann aber mit den gutes verheifsenden worten fort (s. 4): 'sei's! vielleicht dient das kleine doch etwas grofsem. die sammlung erwuchs aus einem innern bedürfnis zunächst für mich selber; also muss doch wol der menschliche wissenstrieb der sporn dazu gewesen sein'. leider hat aber der verf. das grofse, dem das kleine dient, nicht erschlossen; das zeigt der unmittelbar folgende satz : 'wie oft geht uns eine stelle 'im kopfe herum', und wir haben keine ruhe, bis wir sie finden'. nun, als blofses hilfsmittel für das gedächtnis wäre die schrift nicht gerechtfertigt, und die einzelnen parallelen fördern unser tieferes verständnis des dichters auch nicht immer. desgleichen bedeuten die allgemeineren bemerkungen auf s. 5f nicht viel : dass diese phraseologie Schillers eigenart charakterisiere und zeige, dass auch s e i n genie über gewisse kreise von vorstellungen und ausdrücken nicht hinaus könne.

Versuchen wir es, den tieferen sinn der tatsachen etwas entschiedener zu ergründen, so finden wir, dass die gesamtheit des prachtvollen materials uns eine besonders klare einsicht in zwei hervorstechende eigentümlichkeiten von Schillers sprachschöpferischer tätigkeit gewährt : erstens in sein ausgeprägtes wolgefallen am bedeutsamen ausdruck; er schwelgt in charakteristischen und würksamen worten, das wort ist ihm, auch abgesehen von dem inhalt, den es verkörpert, ein reizvoller gegenstand. das gleiche gilt von vielen andern dichtern, aber ich glaube nicht, dass man es in demselben sinne wie von Sch. auch von Goethe behaupten dürfte : bei Goethe ist das wort dem inhalt unbedingt dienstbar, es hat bei ihm keinen so selbständigen wert erlangt. wenig bekannt ist, was uns Alfred Meifsner berichtet (Blätter für litterar. unterhaltung vom 6 oct. 1870, nr 41), dass

sich in Sch.s bibliothek eine art 'rhetorik und stilistik' befand, die auf seinen sprachstil nicht ohne einfluss geblieben sein dürfte: Haman Poetisches lexikon, oder nützlicher und brauchbarer vorrat von allerhand poetischen redensarten (Leipz. 1751), nach Meifsner 'ein höchst wunderliches buch, eigentlich eine sammlung von poetischen prädicaten zu allen möglichen subjecten. mit zugrundelegung von Gryphius, Lohenstein, Brockes, Hofmannswaldau'. jedesfalls ist es interessant genug, dass Sch. aus solch einer quelle geschöpft hat, über die noch genaueres mitzuteilen sein wird. auch sie verrät uns das erwähnte wolgefallen am wort, auf das die vorliebe für widerholung kräftiger ausdrücke so entschieden hinweist. — diese widerholungen sind aber, zweitens, das äufserliche anzeichen für eine allgemeinere eigentümlichkeit von Schillers vorstellungsverlauf, nämlich für die starke beteiligung der associationen an seinem denken : sobald bestimmte sachvorstellungen in sein bewustsein treten, associieren sich mit ihnen ungewollt und ohne weiteres bestimmte auffallende wortvorstellungen, deren kräftiges gepräge einmal das wolgefallen des dichters erregt hatte. so ist die *Natur* meist die *ewige*, der *Kampf* der *thränenvolle*, die *Kunst* die *heitere* udglm., aber keineswegs nur diese stehnden beiwörter zu gewissen hauptwörtern, sondern, was St.s material so trefflich klar macht, die regelmäfsige verbindung bestimmter klangvoller wortreihen mit bestimmten gedanken verraten das vorwalten der association. wäre derartiges, wie bei manchen andern dichtern, bei Sch. noch stärker ausgebildet, so würden wir sagen dürfen, dass der stil schon zur manier würde. — also zwei eigentümlichkeiten Schillers werden uns durch St.s arbeit ungemein verdeutlicht: das verhältnis, in dem bei ihm sache und wort zu einander stehn, und das rege eingreifen der association, auch in den wortvorstellungen; diese letztere eigentümlichkeit ist aber nur eine partialerscheinung einer allgemeinen, auch aus dem inhalt von Sch.s werken nachzuweisenden tatsache.

Wenn St. solche ausdeutung seines materials vermissen lässt, so verrät sich dieser mangel auch in der verfehlten anordnung seiner darlegungen. er hat sich in dieser beziehung selbst unsicher gefühlt. 'eine richtige anordnung zu treffen, war schwierig. ist es am platze, von äufsern grammatischen gesichtspuncten auszugehn? heifst das nicht die blume zerpflücken? aber man nenne mir etwas besseres. manchmal bot auch die grammatik keinen einteilungsgrund mehr, und die beispiele musten nach dem zufälligen zusammentreffen von wörtern gruppiert werden' (s. 9). die grammatischen kategorien sind hier höchst unzweckmäfsig gewählt. so zb. wird in § 5 des 1 cap. vom 'substantiv mit adjectiv' gehandelt, und es werden darin als parallelen die ausdrücke *das heitre Reich der Kunst* und *das heitre Reich der Farben* angeführt (s. 29). die verbindung der wörter *das heitre Reich* ist

verhältnismäfsig belanglos, bedeutsam aber ist es, dass Schiller die kunst *heiter* nennt. wenn St. nun die bekannte inhaltliche parallele *Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst* nicht angeführt hat und nicht anführen konnte, so zeigt dies, dass seine einteilung unpassend gewählt ist. ist es ein fehler, dass das inhaltlich zusammengehörige getrennt wird, so ist das umgekehrte, dass die heterogensten dinge im zusammenhange betrachtet werden, doch noch weit störender. und dieser übelstand tritt in allen drei capiteln der schrift hervor ('I. übereinstimmung mehrerer satzglieder. II. übereinstimmung von wendungen. III. übereinstimmung von sätzen').

Nach meiner ansicht ist bei einer derartigen phraseologie die einteilung nach sachlichen gesichtspuncten allein richtig; ich habe mich bei durchsicht von St.s schrift in allen fällen nach der durchführbarkeit dieser anordnung gefragt, und ich bin auf keine unüberwindlichen hindernisse gestofsen. lebensgebiete, zustände, ereignisse, handlungen, situationen, raum- und zeitbegriffe usw. bilden die leicht auffindbaren allgemeinsten rubriken; es würde eine bequeme und folgerichtige übersicht möglich sein, die uns würklich aufklärte, während wir jetzt durch die sprünge der darstellung verwirrt werden. der verf. hat die grammatischen kategorien auf einen gegenstand übertragen, der gar keine grammatische, sondern nur eine psychologisch-stilistische bedeutung hat.

St. hat sich darauf beschränkt, die anleihen zu nennen, die Sch. bei sich selbst gemacht hat. aber hie und da ist diese beschränkung doch bedauerlich; so ist der *thränenvolle Krieg* doch nichts anders als übersetzung des homerischen *πόλεμος δακρυόεις*, der zuerst von Wolfram geprägte ausdruck *Minnesold* (s. 63) war durch Bürger und die Göttinger aus Bodmers zweiter sammlung der minnesinger (II 34 a : *minnen solt*, Ulrich von Lichtenstein) entlehnt, und durch sie weiter verbreitet. das 'intransitive *dringen* statt des transitiven *drängen*' (*die Stunde dringt*) ist nicht nur bei Schiller, sondern auch bei vielen seiner zeitgenossen häufig, der ausdruck *Ich bin nur noch der Schatten der Maria* und der ähnliche Attinghausens im Tell (s. 114 f) geht auf die berühmte stelle des Lear zurück : *Who is it that can tell me who I am?* (*Fool*) *Lear's shadow* (I 4) udglm. nur Sch.s entlehnungen aus der Bibel werden von St. gelegentlich in parenthese angemerkt. vermisst hab ich die aus der Emilia Galotti entlehnte wendung *das ist wider die Abrede*, die bei Sch. sowol der mohr im Fiesco (II 9) als Ferdinand in Kabale und liebe (II 3) widerholt, und die also als parallelstelle aus Sch.s werken bei St. hätte angeführt sein sollen. ausgeschieden wären besser ausdrücke wie *Land und Leute*, *Samt und Seide*, *Tod und Teufel*, *Lug und Trug* (s. 66), *Da kommt* (s. 48), *Wohl euch* (*uns*) *dass* (s. 56) udglm. : sie sind teils allgemeingut, teils nichtssagend. — doch genug der einwendungen gegen eine schrift, deren reiches material anregend

würkt und die als ergebnis umsichtigen fleifses dankbar aufzunehmen ist.

Seit dem erscheinen von Stettenheims gediegener schrift hat Gustav Kettner denselben gegenstand in seinen vorzüglichen Schillerstudien (beil. zum jahresber. der kgl. landesschule Pforta, Naumburg 1894) abermals behandelt; er hat uns aufserdem den text genauer als Goedeke dargeboten (Schillers Kleinere dramat. fragmente, Weim. 1895, s. 64—78). seine und Stettenheims leistung ergänzen sich. St. bleibt das verdienst, die quellen, aus denen Schillers phantasie geschöpft hat, bis ins einzelne nachgewiesen zu haben; dagegen hat Kettner den verlauf des dichterischen processes mit gröfserer einsicht und vollständigkeit erläutert. St. verweilt zunächst (s. 13 ff) bei den anregungen, die Sch. durch die seit 1792 von ihm selbst herausgegebene Pitavalbearbeitung Niethammers gewonnen haben dürfte; das interesse für das würken der polizei sei durch dieses werk geweckt worden. auch die Pitaval-übersetzung von Franz, die eine ganze reihe von rechtsfällen enthält, welche bei Niethammer fehlen, wird sorgfältig berücksichtigt (s. 19 ff). dieser teil von St.s quellennachweis ist der schwächste : der verf. spricht von einer 'bedeutenden einwürkung' (s. 20) und beachtet nicht genügend, dass sich zahlreiche züge in all solchen sammlungen von criminalgeschichten widerholen, und dass daher übereinstimmungen allgemeiner art zwischen Sch.s fragment und den Merkwürdigen rechtsfällen wenig oder nichts bedeuten. der versuch, eine anzahl weiterer dramenstoffe, deren titel Sch. verzeichnet (bei Goedeke nr 28, bd xv 2, s. 595; Kettner Kleinere dram. fragmente s. 80, 20—29), aus dem Pitaval herzuleiten (s. 22—28), ist zwar bemerkenswert und zeugt von umsichtigem fleifs, fördert aber doch keine gesicherte kenntnis zu tage, und vollends ist die annahme, dass auch der Warbeck und Demetrius nur 'veredelte Pitaval-stoffe' seien (s. 55) unbedingt zurückzuweisen. viel überzeugender ist die darlegung über die Braut in trauer (s. 28—33). St. sondert eine ältere und eine jüngere partie dieses fragments, verlegt jene, in der gespenster eine grofse rolle spielen, unter hinweis auf eine bekannte äufserung Streichers, in die Mannheimer zeit (1784—85), und weist bei dieser die nahen beziehungen zu den Kindern des hauses mit glück nach. am besten ist dem verf. die quellenuntersuchung über den teil des Polizeyfragments gelungen, den er nach der angabe in Sch.s calender als schauspiel, Kettner dagegen in seiner ausgabe (s. 64, 1—69, 15; Goedeke bd xv 1, s. 259, 1—266, 19) als trauerspiel bezeichnet. St. weist hier zunächst (s. 35) auf Hoffs Historisch-kritische encyklopädie hin, die Sch. 1787 besprochen hat, und in der er nicht nur eine treffliche charakteristik Argensons, sondern auch ein für das fragment verwertetes bonmot fand (vgl. s. 54). dann bespricht er den einfluss des buches von FJLMeyer Briefe aus der hauptstadt und

dem innern Frankreichs (Tübingen 1802, 2 bde), das nach Alfred Meifsners bericht der bibliothek unsers dichters angehörte: wer St.s gleich zu besprechende datierung des fragments für irrig hält, wird diese quelle ablehnen müssen. und endlich führt er uns (s. 41—48) in vorzüglicher darlegung den einfluss von Sch.s hauptquelle, dem Tableau de Paris des Mercier vor augen, über die dann ein wertvoller nachtrag (s. 57—73) noch genauer unterrichtet. auch die nur als möglich hingestellte abhängigkeit Sch.s von den Nuits de Paris des Rétif de la Bretonne ist recht wahrscheinlich; St. hätte bei der besprechung von Sch.s bekanntschaft mit Rétifs werken erwähnen sollen, dass auch der stoff des Gangs nach dem eisenhammer den Contemporaines dieses schriftstellers entnommen ist.

Weniger glücklich ist der verf. bei der datierung und erläuterung der fragmente gewesen. die datierung hängt zt. von der datierung der drei titelverzeichnisse ab, die sich in Sch.s nachlass vorgefunden haben, und die Kettner (Schillerstudien s. 1—6) genauer besprochen hat. für mich sind Kettners ausführungen über die beiden kleinern (Goedeke bd xv 2, s. 595 u. 596) durchaus überzeugend: hiernach fällt das verzeichnis nr 28 bei Goedeke (beginnend: *Der Genius. Das Kind.*) in den märz 1799, das verzeichnis nr 29 (beginnend: *1. Die Kinder des Hauses*) in das frühjahr 1804. dagegen kann ich Kettner nicht beipflichten, wenn er das grofse verzeichnis, das Sch.s calender im facsimile beigegeben ist (bei Goedeke als nr 27 abgedruckt), in den sommer 1802 verlegt: aus der hs. geht vielmehr ziemlich deutlich hervor, dass die titel zu verschiedenen zeiten niedergeschrieben sind (was auch St. annimmt, s. 39), und es ist auch leicht nachzuweisen, dass die reihenfolge der titel nichts besagt, da augenscheinlich mancher vergessene titel nachträglich eingefügt wurde. eine vorsichtige untersuchung muss daher das im übrigen so interessante schriftstück für datierungsfragen aufser betracht lassen.

St. sondert zunächst die komische und tragische behandlung des Polizeystoffes, wie nun auch Kettner in seiner ausgabe, und gibt den inhalt des lustspiels wider (s. 6f). der tragische stoff ist nach seiner ansicht bald nach der conception zu dem plan der Kinder des hauses ausgestaltet worden: gewis ist es wahrscheinlich, dass dieser plan aus der beschäftigung mit dem Polizeystoff hervorgegangen ist, ganz unwahrscheinlich aber, dass er die ältere idee ohne weiteres ganz und gar verdrängt habe. jedoch St. nimmt dies an: für ihn gibt es zunächst zwei entwürfe, das lustspiel Die polizey und das trauerspiel Die kinder des hauses. da er das titelverzeichnis, das sich in der hs. dieses fragments findet (bei Goedeke nr 28), in das jahr 1795 verlegt, so fällt nach ihm der ursprung der arbeit in eben dieses jahr (s. 12). Kettner hat aber erwiesen, dass das verzeichnis in den märz 1799 fällt, und so ist St.s datierung abzulehnen (wahrscheinlich ist die

conception in den october 1797 zu verlegen; Kettner Schillerstudien s. 15 ff). weiter nimmt St. an, dass Sch. erst im j. 1802 die fragmentarischen gedanken über das sog. schauspiel Die polizei zu papier gebracht habe. dafür spreche die stelle, wo dieses planes in dem titelverzeichnis des calenders gedacht ist (vor den Feindlichen brüdern von Messina) — aber dies verzeichnis ist, wie gesagt, bei datierungen auszuschalten — und ferner die benutzung von Meyers buch Briefe aus der hauptstadt und dem innern Frankreichs, das erst 1802 erschienen ist. was aber St. hieraus mitteilt, ist allgemeineren charakters; nichts ist hier geboten, was Sch. nicht auch aus Mercier hätte schöpfen können. sind also St.s beweise für die späte entstehung des fragments nicht haltbar, so liegen anderseits gewichtige gründe dafür vor, es an den anfang der ganzen arbeit zu setzen. dafür spricht erstens die tatsache, dass das 'lustspiel' ein unmittelbares seitenstück zu ihm bildet: zahlreiche motive sind hüben und drüben nahe verwant, und wir können bei solcher sachlage die schlussfolgerung nicht zurückweisen, dass das zusammen überlieferte auch zeitlich nahe zusammen gehöre, also das sog. 'schauspiel' auch in das jahr 1797 falle. ferner aber trägt dieser letztere plan unverkennbar noch die spuren der ersten überlegungen, er enthält mehr allgemeine forderungen und einfälle, als ausgereifte vorstellungen eines eigentlichen planes; nur wenige scenen hat der dichter bereits klar erschaut. der entwurf wird daher sehr passend an den anfang der beschäftigung mit dem stoffe gesetzt, sehr unpassend würde er dagegen als schlussstein erscheinen. überdies reicht Sch.s bekanntschaft mit Mercier schon in die 80er jahre zurück; es steht also einer früheren datierung des plans nichts im wege.

Die falsche datierung des tragischen planes verrät einen tiefern mangel von St.s arbeit: der verf. trägt den äufsern stoff sehr verdienstlich zusammen, aber von Schillers arbeitsweise, von seiner phantasiebetätigung usw., von seiner ganzen geistigen eigenart hat er keine klare vorstellung. nur einmal weist er (s. 20—21) auf den schicksalsgedanken in den Kindern des hauses hin: aber statt diesen gedanken als einen solchen zu bezeichnen, in dem Sch. lebte und webte, und der vielleicht am meisten charakteristisch für ihn ist, weist er auch hier auf eine litterarische quelle, einen aufsatz Herders hin, als ob der dichter alles nur aus büchern zusammengeklaubt hätte! doch ich will hier öfter von mir gesagtes nicht widerholen. alles was St. in dieser hinsicht vermissen lässt, hat Kettner mit geschick und poetischem verständnis geleistet; wir dürfen annehmen, dass durch das von beiden gebotene unsre kenntnis der fragmente so weit gefördert ist, wie wir mit unsern mitteln gelangen können, und so liefse sich der schöne gewinn für weitere zusammenhänge zweckmäfsig verwerten.

Leipzig. ERNST ELSTER.

Litteraturnotizen.

Kleine schriften zur volks- und sprachkunde von Ludwig Tobler. herausgegeben von JBaechtold und ABachmann. Frauenfeld, Huber, 1897. xvi und 320 ss. 5 m. — die herausgeber verdienen dank nicht nur für die zutreffende würdigung Ludwig Toblers, die sie der sammlung vorausschicken, sondern namentlich auch für die bibliographie am schlusse, in der alles, was von T. während mehr als eines menschenalters gedruckt erschienen ist, bis hinunter zur kleinsten zeitungsrecension, figuriert. Ludwig Tobler, so wenig er sich äufserlich geltung zu verschaffen gewust hat, war ein so feiner und in die tiefe dringender geist, dass man auf seine äufserungen, betreffen sie nun wissenschaft, politik oder schöne litteratur, gerne zurückgreifen wird. — bei der auswahl war der grundsatz mafsgebend, dem buche namentlich solche aufsätze einzuverleiben, die auch für den laien interesse haben, und so stehn im eingang die abhandlungen Über schweizerische nationalität, Altschweizerische gemeindefeste, Die mordnächte und ihre gedenktage, letztere zu den allgemein sagengeschichtlichen themen hinüberleitend durch den nachweis, dass die an die mordnächte sich anknüpfenden typischen details das ältere sind, teilweise urgermanischen brauch fortsetzen. es folgen : Über sagenhafte völker des altertums und mittelalters, Die alten jungfern im glauben und brauch des deutschen volkes, Das germanische heidentum und das christentum, Mythologie und religion; dann aus dem gebiete der linguistik : Ethnographische gesichtspuncte der schweizerdeutschen dialektforschung, Über die geschichtliche gestaltung des verhältnisses zwischen schriftsprache und mundart, Die fremden wörter in der deutschen sprache, Über die anwendung des begriffs von gesetzen auf die sprache.

Als das gediegenste stück möchten wir 'Das germanische heidentum und das christentum' bezeichnen, und wir machen auch deswegen besonders darauf aufmerksam, weil die abhandlung in der von germanisten wol kaum gelesenen Theologischen zeitschrift aus der Schweiz (1885) erschienen ist. im gegensatze zu der sonst beliebten abhängigkeitstheorie zeigt T., dass ein grund für die rasche annahme des christentums in vielen zufällig gemeinsamen oder sich berührenden vorstellungen und bräuchen ligt.

Reich an problemen sind die 'Ethnographischen gesichtspuncte der schweizerdeutschen dialektforschung' (aus dem Jahrbuch f. Schweizer gesch. xii). es ist darin der versuch gemacht, auf grundlage des wortschatzes eine einteilung der Schweizer mundarten zu gewinnen, insbesondere eine deutsch-burgundische gruppe zu construieren. ich glaube freilich nicht, dass diese annahme vom boden der mundarten aus überhaupt gestützt werden kann. auch dass Solothurn und Glarus unter éine zone kommen, spricht nicht zu gunsten der befolgten methode. wei-

tere ausführungen enthält dann die Festschrift zur philologenversammlung in Zürich 1887.

Die abhandlung über die Fremdwörter gehörte seinerzeit (1872) zum besten, ist aber jetzt durch die viele einschlägige litteratur, unter der sich immerhin gutes befindet, und hauptsächlich durch den ausbau der sprachgeschichtlichen forschungen veraltet. aufserdem ist sie als besondre schrift erschienen und noch als solche zu haben.

In der abhandlung über die Sprachgesetze betont T., dass das dogma von der ausnahmslosigkeit der lautgesetze in methodischer beziehung heilsam war, tatsächlich aber unrichtig ist, indem persönliche neigungen, und zwar nicht einmal consequent durchgeführt, in die lautgebung hineinspielen und sich auf andere übertragen, und da doch der satzaccent in seiner unendlichen mannigfaltigkeit wider alle regelmäfsigkeit zerstört. diese anschauung dürfte jetzt ziemlich allgemein sein. übrigens quält sich der aufsatz mit der definition des wortes 'gesetz'. — vollends ist T.s hang zum abstracten in dem aufsatz 'Mythologie und religion' ins spintisieren ausgeartet.

Es ist schade, dass die herausgeber anstatt derjenigen aufsätze, die sich in betrachtungen verlieren, aus dem reichen schatze, der ihnen vorlag, nicht actuellere themata ausgewählt haben, zb. Deutschlands verhältnis zur Schweiz, Volkslieder der romanischen Schweiz, Ästhetisches und ethisches im sprachgebrauch, oder eine auswahl aus den besprechungen zeitgenössischer erzeugnisse der dichtung und novellistik, oder aus den recensionen über sprachphilosophische schriften wie Steinthals Ursprung der sprache, Pauls Principien usw.

Die vorrede ist datiert vom märz 1897. mittlerweile ist uns auch Jakob Baechtold entrissen worden. seine Litteraturgeschichte und seine veröffentlichungen über Gottfried Keller sind in aller händen. mögen als ebenbürtiges seitenstück dazu auch die schriften Toblers nicht vergessen bleiben!

Basel, 31 mai 1898. ADOLF SOCIN.

Der stoff des griechischen epos von H. USENER [Sitzungsberichte d. kais. acad. d. wiss. in Wien, phil. hist. cl., bd CXXXVII, heft III.] Wien, CGerold Sohn in comm., 1897. 62 ss. gr. 8⁰. — auch die neueste untersuchung des grofsen philologen hat für uns nicht nur durch ihre methode bedeutung und nicht nur durch die gelegentlichen beziehungen auf Lessings, Herders (und Klotzens!) betrachtungen zur Thersites-episode (s. 44), auf Goethes Schwager Kronos (s. 32) und auf das Hildebrandslied (s. 22) oder die mythisch gewordene gestalt des dr Eisenbart (s. 36). die grundanschauungen vor allem gehn uns direct an, mag U. nun (s. 20) die theorie, dass das epos älter sei als die lyrik, eine durch Hegel uns eingeprägte, nun hoffentlich überwundene vorstellung nennen, oder mag er (s. 42 f) an der wunderbaren umformung des als sühnopfer hin-

gemordeten krüppels in den Lästerer Thersites ein unschätzbares beispiel dafür liefern, wie das bedürfnis psychologischer aufklärung in die geschichte der volksepen eingreift. verdankt doch der gleichen ursache zb. die ermordung von Etzels söhnchen durch Hagen ziemlich sicher ihren ursprung. erst dann werden wir in dem verständnis der entwicklungsgeschichte unserer grofsen epen eine neue stufe ersteigen, wenn neben textkritik, metrik, realinterpretation die psychologie als gehilfin der deutung angerufen wird. — ich benutze die gelegenheit, um die germanisten recht nachdrücklich auf eine neueste abhandlung Useners hinzuweisen, durch welche sein im Anz. xxiii 103 ff besprochenes werk über die Götternamen wertvolle ergänzung erfährt: Rhein. museum f. philologie NF 53 band, heft 3, s. 329—379: 'Göttliche synonyma'. dieser aufsatz ist (s. 330 anm. 1) als ergänzung des abschnittes 17 (s. 301—317) in den 'Götternamen' aufzufassen. er erläutert an zahlreichen beispielen, wie die ursprünglich selbständigen 'sondergötter' (s. 378) mit nahen verwanten zu einer gesamterscheinung verschmelzen, und wie nun die mythologen durch genealogische und andere künsteleien frühere und spätere vorstellung zu vereinigen suchen. ein besonders häufiger fall ist der, dass die beiden benennungen desselben gottes später dem göttlichen und irdischen vater eines heroen, so des Herakles, zuerteilt werden (vgl. zb. die freilich 'gelehrten' Rigsmal). dies kann aber erst geschehen, wenn der ursprünglich appellativisch gemeinte namen zum eigentlichen eigennamen wird (s. 330). unter den uralten 'vormythologischen fabeln und novellen' (nach Scherers ausdruck) spielt auch hier wider der kampf zwischen sommer und winter (s. 374 f) eine rolle. — anwendungen auf die germ. mythologie, vor allem auf den namenreichen Odin, liegen nahe; gibt ja doch Grimn. 49 ausdrücklich den localen ursprung mancher benennungen an. auch an die Griechen und Germanen gemeinsame scheidung göttlicher und menschlicher benennung (Myth. s. 276, nachtr. s. 101) ist zu erinnern, obwol in Alv. wol einfach eine kunstmäfsige, gelehrte aufteilung vorligt (vgl. meine Altgerm. poesie s. 469). vor allem aber ist wider das schlusswort zu beherzigen: 'verstehen werden wir die mythen nur so weit, als wir das einheitliche bild, das dichtung und mythographie gestaltet haben, in sein geschichtliches werden aufzulösen vermögen'.

Berlin, 26 juli 1898. RICHARD M. MEYER.

Das iranische nationalepos von TH. NÖLDEKE. [besonderer abdruck aus dem Grundriss der iranischen philologie.] Strafsburg, Trübner, 1896. 82 ss. gr. 8. 4,50 m. — der berühmte orientalist gebt (s. 6) noch über Comparetti heraus, indem er ausspricht, 'dass die epopöen verschiedner völker auf ganz verschiedne weise zu stande gekommen sind'. dennoch kann ein so gelehrter kenner der volksepik aller nationen nicht umhin, auf schritt und tritt

analogien aus dem Nibelungenlied, der Karlssage, besonders auch den homerischen gedichten anzuführen : märchenhaftes alter von heroen s. 10 anm. 6; höfischer prunk, trinken s. 42; riesenkraft und riesenappetit — man denke an Hamarsheimt! — s. 45; phantastische geographie s. 49 f.; märchenhafte reichtümer s. 50; epische vordeutungen s. 51 anm. 1; gerade wie auch für die persönliche dichtungsweise des Firdusi sich von überallher analogien bieten : arbeit in unterbrochener folge — vgl. zb. Otfrid — s. 23; innere einheit trotz loser verbindung der stücke s. 35—39; subjective stellen s. 51; anachronistische elemente in der zeitschilderung s. 41 uö. selbst in einzelheiten begegnen überraschende übereinstimmungen, zb. im selbstlob Firdusis, Pindars und seines nachahmers Horaz (s. 30). es bieten sich daher hier die gleichen probleme wie auch sonst beim epos: dubletten (s. 39), widersprüche (s. 41), formeln (s. 54 f). die ursprüngliche textgestaltung ist nicht zu erlangen (s. 66). die ästhetische kritik erweist sich hier, wo sie besonders Rückert handhabte, so gefährlich wie sonst überall (s. 70). mir sind besonders noch ähnlichkeiten mit dem Waltharius aufgefallen, ebenfalls einer von einem einzelnen gedichteten erneuerung alter sagenstoffe : die absichtliche variierung der zweikämpfe (s. 43), die schilderung des katzenjammers (s. 42 anm. 2), die gewissermafsen einen symbolischen anhang des epigonentums zu der trinkbarkeit der 'alten' bildet. — das persische epos ist zwar nicht gelehrt (s. 51), aber doch relativ modern und durchaus zum vorlesen bestimmt (s. 58), was einen starken einfluss des metrums auf die sprache (s. 59) nicht ausschliefst.

Den schluss bildet eine übersicht der deutschen übersetzungen, wobei Görres und Schack warmherzig anerkannt, Rückert aber doch (s. 79) weit über sie erhoben wird. gewis war für die reimfreude und sprachlust des persischen dichters (wortspiele auch hier besonders gern mit eigennamen s. 56, vgl. meine Altgerm. Poesie s. 301) kein besserer interpret als Rückert denkbar, wie für die allgemeine darstellung seines werkes kein besserer als ThNöldeke. RICHARD M. MEYER.

Niederrheinische ortsnamen von dr FRANZ CRAMER (in Beitr. z. Gesc[illegible] des Niederrheins, Jahrbuch des Düsseldorfer gesch.-vereins. 10 b[illegible] 126—185). Düsseldorf, EdLintz, 1895. — die ortsnamen vo[illegible] germanischer herkunft, von denen es in den deutschen Rhei[illegible] landen geradezu wimmelt, fordern längst zu specialuntersuchung [illegible] heraus. der verf. der vorliegenden wird aber noch sehr viel [illegible] lernen haben, bevor er einem solchen unternehmen gewachsen [illegible] wäre er es jetzt schon, so würde er sicher nicht unbedenklich [illegible] mologien von Mone oder Schneider auf treu und glauben hinneh[illegible] oder selber einen namen wie *Elsenborn* (vgl. ndl. *els* 'eller, e[illegible] als ligurisch, *Osseweg* (= ochsenweg) als *Ausava vicus*, *Verd[illegible]* a. d. Aller (das alte *Fardium*) als *Virodunum* erklären können.

Ganz abgesehen von der frage, was lautlich möglich ist, die ja selbstverständlich in erster linie in betracht kommt, ist es ganz unmethodisch, den namen, den man deuten will, von seinem boden losszureifsen. ligurisches *kar* 'stein' in allen ehren! — die gleiche lautgruppe wird aber auch in verschiedenen andern sprachen vorkommen und einen oder den andern begriff ausdrücken. und wenn es gilt ein bairisches oder steirisches *Karbach* zu deuten, in dem schon die zusammensetzung mit dem deutschen *bach* auch auf ein deutsches bestimmungswort schliefsen lässt, so müssen wir doch zunächst fragen — C. tut es gar nicht —, ob nicht im deutschen und besonders in bairischer mundart ein *kar* vorhanden ist, das zu einer befriedigenden erklärung führt. in der tat hat das bairische das ahd. *char*, mhd. *kar* (= got. *kas*) fortbewahrt aufser als appellativum in einer fülle vielfach noch wolverstandener topischer namen. *Karbach* ist also 'Kesselbach'.

Dass die ligurischen namen am Rheine bei C. eine rolle spielen, wird man ihm nicht übel anrechnen, da selbst WDeecke im Jahrb. f. gesch., spr. u. litt. Elsass-Lothringens 10 (1894) zur fahne von d'Arbois de Jubainvilles Grofsligurien hält. die frage, ob die Ligurer ein idg. stamm gewesen sind oder nicht, ist ja gewis der erörterung wert und darf nicht als in negativem sinne entschieden betrachtet werden. dass es nicht an solchen fehlt, die sie als Indogermanen rechtfertigen wollen, ist begreiflich. der versuch aber, für eine vorgeschichtliche zeit ihren bereich bis nach Sicilien, Nordspanien und den brittischen inseln, bis an die Elbe und Donau auszudehnen, ist von d'Arbois de Jubainville aufs leichtfertigste begründet.

So wird zb. der deutlich zu warmen quellen in beziehung stehende stamm *bormo-* in orts- und götternamen für die Ligurer in anspruch genommen, obwol zugestandenermafsen ein ir. *berbaim*, cymr. *berwaf*, bret. *bervann* 'je bous, je bouillonne' existiert und die formen *Borvo* neben *Bormo*, *Βορβητόμαγος*, *Borbitomagus* (di. *Borvitomagus*) neben *Bormitomagus* jeden einsichtigen, dem es nicht darum zu tun ist, eine sensationelle hypothese um jeden preis zu halten, darauf führen müste, dass es neben gall. *borvo-* 'warm' ein gleichbedeutendes *bormo-* gegeben hat. dabei ist es belanglos, ob das wort mit aind. *gharmá* 'glut', preufs. *gorme* 'hitze' und mit *formus*, *θερμός*, *warm*, deren verhältnis untereinander selbst nicht einheitlich beurteilt wird, näher verwant ist. man vgl. auch den wechsel von *v* und *m* in *ferveo* und *formus*[1]. das *u̯*-suffix ligt auch vor in tirol. *gerben* = gären, bair. *gerbe*, mhd. *gerwe* schw. st. f. 'hefe', anord. *gjǫr* 'grums', *gjǫróttr* 'grumset'; diese nord. worte im verein mit anord. *gerð* 'hefe' beweisen, dass wir es hier nicht mit altem *j*-anlaut zu

[1] *fermentum* kommt hier nicht in betracht, da es aus *fervimentum* entstanden ist.

tun haben, und dass es im deutschen einen bereich von worten gibt, in dem *ger* aus germ. *jez*, idg. *jes* und so gut wie gleichbedeutendes *ger* aus idg. *g^{u}her* zusammengeflossen sein können. anderseits begegnet uns ein *m*-suffix in deutsch *bärme*, ndd. *barme*, ags. *beorma* 'bierhefe', und wenn aisl. *bane* zu griech. *θείνω* und wz. *g^{u}hen* gehört, ligt es nahe, dieses wort mit den vorerwähnten unmittelbar zusammenzubringen. und wenn im germanischen ein sporadischer übergang von *g^{u}h* in *b* vorkommt, wird man ihn für das keltische, in dem ja der wandel von *g^u* zu *b* lautgesetzlich ist, kaum ganz aufser betracht stellen dürfen. jedesfalls scheint mir aber kelt. *bormo-* und *bärme* zusammenzugehören, auch wenn wir von einer grundform *bhormo- bhermo-*, zu der dann möglicherweise auch *ferveo formus* zu stellen wäre, auszugehn hätten.

Es heifst geradezu das gras wachsen hören wollen, wenn man mit Deecke *Argentoratum* oder *Arialbinium* für halb keltisch, halb ligurisch erklärt. wenn auch im altertum ein fluss an der ligurischen küste den namen *Argentia* führt, berechtigt uns das doch nicht, dem gallobrittischen sein *arganto-*, dem irischen sein *argento-* nur in der bedeutung 'silber' zuzusprechen. es wird niemand behaupten wollen, dass die Kelten das silber schon kennen gelernt haben, als bei ihnen noch die idg. grundform *argn̥to-* galt; wir müssen also schliefsen, dass sich an die schon vorhandenen lautgesetzlich differenzierten formen von *arganto-* und *argento-* 'glänzend weifs' später die bedeutung 'silber' durch übertragung von andern volksstämmen her angesetzt habe. auch ein element *alb* ist keineswegs aufs ligurische beschränkt; oder ist auch lat. *albus*, ahd. *albiz*, anord. *alfr*, *elfr*, germ. *Albis*, griech. *Ἀλφειός* usw. usw. dem ligurischen abgeborgt?

Wir möchten aber trotz allem tadel C. nicht den rat geben, die flinte ins korn zu werfen. seine arbeit ist als materialsammlung verwendbar und zumal bei der behandlung der namen auf *-iăcum* ist uns manche nicht ungeschickte herstellung der grundform aufgefallen. es hat den anschein, als ob er nach besserer schulung verdienstliches zu leisten im stande wäre.

Rudolf Much.

Die burgruine Wertheim a. M. und dr Wibels buch über dieselbe. ein beitrag zur burgenkunde von Otto Piper. mit einem lageplan der burg. Würzburg, AStuber, 1896. 52 ss. 8⁰. 1,20 m. — die kleine schrift wendet sich zunächst gegen die besprechung von Pipers 'Burgenkunde', die FWibel seinem buche Die alte burg Wertheim a. M. angehängt hat, doch wehrt sie nicht blofs die dort enthaltenen angriffe ab, sondern auf grund neuerlicher besichtigung der genannten burg werden W.s forschungsergebnisse, besonders hinsichtlich berchfrit, capelle, palas, Holderturm und citadelle einer eingehnden kritik unterzogen, wobei mancherlei, was für die allgemeine burgenkunde von interesse ist, erörterung findet. bei einer burg, die im laufe der jahrhunderte so viele

bauliche veränderungen erfahren hat, ist es aufserordentlich schwierig, zt. geradezu unmöglich, ursprüngliche anlage und aufbau zu reconstruieren, alle spätern zubauten und modificationen zeitlich genau zu fixieren und den zweck einzelner details zu bestimmen. um einigermafsen ins reine zu kommen, dazu gehört tüchtige, nicht blofs aus büchern gewonnene sachkenntnis, besondere beobachtungsgabe und nüchternes, von der phantasie unbeirrtes urteil. dass P. in diesen stücken seinem gegner weit überlegen ist, dafür zeugt fast jede seite des büchleins, und soweit eine entscheidung ohne augenschein möglich ist, muss ich mich in allen streitpuncten auf seine seite stellen und seinen ausführungen im wesentlichen zustimmen bis auf das, was s. 42 über die verwendung der geschütze gesagt wird.

Czernowitz. Osw. v. Zingerle.

Einführung in das ältere neuhochdeutsche zum studium der germanistik von Raphael Meyer. Leipzig, ORReisland, 1894. x und 99 ss. 1,60 m. — der verf. (Däne) will besonders ausländer, die lediglich mit der kenntnis des modernen deutsch ausgerüstet sind, in die historische grammatik einführen und hält es für das beste, dabei vom ältern nhd. auszugehn; er gibt daher einen commentar zu den ersten 55 strophen des liedes vom Hürnen Seyfrid. der grundgedanke des buches scheint mir verfehlt : das ältere nhd. in seiner buntheit, mit seinen werdenden und absterbenden formen ist für den anfänger ein höchst ungeeignetes gebiet; ein lernender, wie ihn M. im auge hat, wird im Hürnen Seyfrid, sobald der commentar ihm nicht mehr hilft, sofort stranden oder sich mit flüchtigem durchlesen begnügen. M. geht ja selbst bei seinen erklärungen überall aufs mhd. zurück, warum gibt er seinem schüler nicht gleich einen mhd. text, weshalb gerade das Siegfriedslied mit seinem unbestimmten sprachcharakter, mit seinen erstarrten epischen formeln? — der commentar selbst ist natürlich ganz elementar gehalten und gibt kaum zu bemerkungen anlass : dem lehrenden zwecke des buches entspricht es nicht, wenn s. 1 das verhältnis von *horn* zu *hürnen* besprochen, der ausdruck 'brechung' aber erst s. 25 eingeführt wird; ebenso war die bezeichnung 'enjambement' schon s. 29, nicht erst s. 37 zu erwähnen (das wort fehlt übrigens im sachregister), die flexion von *ziehen* schon zu str. 2 statt 11, die bedeutung von *reich* bei str. 33 statt 37 zu erläutern. das *p* in *nympt* ist nicht orthographische willkür, wie verf. s. 27 lehrt. *erkaltet* s. 28 ist nicht part., sondern ind. prät. wie *höret* str. 149 (Kehrein Gr. I § 383). in *bŭrg* (str. 18) ist das *ŭ* für *u* aus druckergewohnheit zu erklären (Bahder Grundlagen 205 ff). *ye* str. 29, 1 (s. 64) bedeutet 'je', nicht 'stets'; mit *hort jch* beginnt ein vordersatz (anders in str. 142), str. 29 und 30 sind zusammenzufassen, die anakoluthie ist der situation angemessen. M. setzt bei seinen lesern wenig oder nichts voraus und erläutert die elementarsten dinge; dabei

ist ihm aber doch manches entgangen, bei dem dem anfänger eine erklärung not tut, so in str. 11 die ganz mhd. anwendung von *auch*; ich vermisse ua. eine bemerkung über den prägnanten sinn von *nam* in str. 17, über die alte bedeutung von *ungeheuer* (str. 18), von *urlaub* (str. 53), die anwendung von *zwang* in str. 19, die völkerzahl 72 in str. 54, den namen 'Hildebrandston' (s. 3). s. 11 (str. 3) war die alte bedeutung von *sinn* ('plan, anschlag') hervorzuheben, der ausdruck *holer stayn* (str. 31) nach str. 86 ff. 128. 138 unsers gedichts zu erklären.

Verfehlt ist der versuch M.s, das in str. 43 überlieferte *gesinde* zu verteidigen. die stelle des volksbuches, das hier von einem comitat spricht, beweist nicht mehr, als wenn ein späterer, abhängiger druck *gesinde* böte. *gesinde* ist unmöglich wegen 43, 1. 7. 8. — ganz unglücklich ist auch die erklärung von *zů künig* in str. 17 (*der jungen waren dreye zů künig* soll heifsen: 'dem könige waren drei junge söhne'), schon wegen des bei *künig* fehlenden artikels; in der stelle aus Rosenplüt, die verf. anführt, ligt ein ganz anderes syntaktisches verhältnis vor ('für, im verhältnis, im vergleiche zu'). R. MEISSNER.

Textgeschichte der Regula SBenedicti. von LUDWIG TRAUBE. aus den Abhandlungen der k. bayerischen akademie der wissenschaften. III cl. XXI bd. III abt. s. 601—731. mit 4 tafeln. München 1898. 4°. 6 m. — ausgezeichnet durch ungewöhnlichen scharfsinn, geniales combinationsvermögen, sichere methode, profunde gelehrsamkeit verbindet Traube mit souveräner herschaft über den wissensbereich der classischen philologie hingebende liebe zum mittelalter. bedeutung und vorbildlicher wert seiner arbeiten pflegen in folge dessen über die schranken jeder sonderdisciplin und über den rahmen des gerade behandelten einzelproblems weit hinauszureichen. man muss darum wünschen, dass auch germanisten der neuesten schrift des vielseitigen forschers ihre teilnahme schenken und an der virtuosen handhabung aller mittel der kritik, an dem kunstreichen aufbau der beweisführung, an der fülle neuer ergebnisse sich ebensowol erfreuen als schulen. sie gilt obendrein einem werk der weltlitteratur, dessen verbreitung und würksamkeit nur hinter der Bibel zurückbleibt, dem gesetzbuch derjenigen congregation, welche die gestaltung der gesamten abendländischen cultur mafsgebend bestimmt hat.

Die geschichte der regel des hl. Benedict lag bisher im argen. man unterschied zwar zwei classen der überlieferung, nahm aber an, dass beide gleicher weise den ordensstifter zum urheber hätten. dem gegenüber erweist Tr., dass Simplicius, der zweite vorsteher des klosters Montecassino nach Benedict, es war, der um das jahr 560 das werk des meisters in stark interpolierter und verstümmelter form, eingeleitet mit neun schlechten versen eigenen fabrikats, der öffentlichkeit übergab. dieser gemeine text herschte zwei volle jahrhunderte lang. aber Karl der Grofse, der seinem

eigenen geständnis nach überall den trunk aus der quelle dem aus dem bach vorzog, liefs 787 das autograph Benedicts, das damals in Montecassino noch aufbewahrt war (es gieng erst 896 bei dem brand von Teano zu grunde), getreu sich abschreiben. diese copie wurde, gewisser mafsen als normalexemplar, in der kaiserlichen bibliothek hinterlegt. dort sind von ihr vielfach abschriften genommen worden. über eine derselben, welche höchst wahrscheinlich mit dem jetzigen Sangallensis 914 identisch ist, besitzen wir genauere kunde. sie besorgten nach dem jahr 817 Grimoald, der spätere SGaller abt, und Tatto für ihren lehrer Reginbert von Reichenau, der art, dass sie gleichzeitig am rande die varianten der gemeinen überlieferung genau verzeichneten. freilich kann ich aus dem brief der beiden mönche nicht mit Tr. herauslesen, dass sie von Reginbert aufser mit der abschrift auch mit der herstellung der collation beauftragt gewesen seien. das latein ihres begleitschreibens ist nicht so schlecht, dass man sich gezwungen sähe, die worte *hoc egimus, desiderantes vos utrumque et secundum traditionem pii patris etiam modernam habere* widerzugeben mit 'dies verfahren befolgten wir, da Ihr diese unterscheidung wolltet und neben der auf SBenedict selbst zurückgehenden textform die vulgata besitzen wolltet' (s. 693. vgl. 631). ich übersetze 'dies verfahren befolgten wir, da wir wünschten, dass Ihr beides und zwar neben dem authentischen text SBenedicts auch die vulgata besäfset' und erblicke sonach in der collation ein donum supererogationis der diensteifrigen schüler. seit Karl verschwand zwar in der hauptsache die Simplicianische form, doch blieb auch der normaltext nicht intact. einerseits entstanden, da die latinität Benedicts stark von der karolingischen abwich, ausgaben mit emendiertem wortlaut; anderseits bildeten sich contaminationsproducte heraus, indem man entweder die lesarten des ursprünglichen textes in exemplare des gemeinen hineincorrigierte, meist sehr unvollständig, oder varianten des geläufigern interpolierten in den echten einschwärzte.

Völlig allerdings überschauen wir die schicksale der regel bisher nicht. denn irgend einmal im sechsten oder siebenten jh., lange vor Karls zeiten, muss bereits ein exemplar der reinen fassung von Montecassino nach westen gelangt sein. wenn die sogenannte Regula magistri, welche, während des siebenten jhs. in Frankreich angefertigt, die Benedictinerregel teils wörtlich widerholt, teils umschreibt, in allem wesentlichen auf dem genuinen text basiert und blofs hin und wider spuren der beeinflussung durch den interpolierten zeigt, so lässt sich das nicht mittels der hypothese begreifen, dass schon frühzeitig italienische gelehrte für strittige stellen das original eingesehen hätten : sie träfe nur in dem fall zu, dass es sich um einen gemeinen text mit sporadischen ursprünglichen lesarten handelte. Tr. urteilt darüber s. 635 conform mit mir, kommt aber im weitern verlauf

seiner untersuchung auf diesen wichtigen punct nicht ausdrücklich zurück. auch die merkwürdige tatsache, dass die hs. der ahd. version (SGallen 916), welche sonst der vulgata folgt, den ausführlichern schluss des prologs der reinen fassung als selbständiges stück und vor dem prolog der interpolierten bringt, scheint mir trotz den erörterungen s. 682 ff noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Ich hebe zum schluss hervor, dass über den bald Paulus Diaconus, bald Hildemar zugeschriebenen commentar zur regel Tr. gleichfalls helles licht verbreitet hat. in der tat gehört die kürzere redaction dem Langobarden an, die längere beruht auf vorträgen, welche Hildemar von Corbie gegen 845 über Paulus erklärung im oberitalienischen kloster Civate hielt. diese kennen wir aus zwei, von schülern verschiedener jahrgänge herrührenden niederschriften : von der einen hat Mittermüller 1880 einen abdruck besorgt, die zweite wird repräsentiert durch die Reichenauer zwillingshss. CCIII (mit ahd. gll.) und CLXXIX in Carlsruhe. St.

Rudlieb. übertragung des ältesten deutschen heldenromans von Moriz Heyne. Leipzig, SHirzel, 1897. 8°. VIII und 96 ss. 1,80 m. — Kögel spricht in seiner Gesch. d. d. litteratur I 2, 344 mit recht den wunsch nach einer zweckmäfsigen übersetzung des Rudlieb, einer der interessantesten dichtungen unsers altertums, aus. aber wie es schon keine leichte sache ist, das lateinische original ganz zu verstehn, ja manche stellen wegen der lückenhaften überlieferung und der sprachlichen form schier zum verzweifeln sind, so ist eine übersetzung, die dem werke nach form und inhalt gerecht werden will, eine besonders schwierige aufgabe. MHeyne ist jenem wunsche in der vorliegenden übertragung nachgekommen; dass er den hexameter im anschluss an das original nicht gewählt hat, ist nur zu billigen; ob aber die fünffüfsigen reimlosen jamben das entsprechende sind, wäre zu bezweifeln, man könnte eher an die kurzen reimpaare der mhd. zeit denken. der zusammenhang zwischen den bruchstücken wird durch kurze in klammern zugefügte zusätze hergestellt, sodass der eindruck eines einheitlichen ganzen erreicht wird. bei der anordnung der bruchstücke hat sich H. im wesentlichen an die ausführungen Laistners Anz. IX 79 ff, dem auch Kögel folgt, mit recht angeschlossen, desgleichen gelegentlich in worterklärungen, wenn auch die feste grundlage, die Seiler in seiner ausgabe gelegt hat, natürlich genügend respectiert ist. den sprachlichen ausdruck wollte H. so gestalten, dass 'der leichte plauderton des werkes' nicht verwischt werde; aber meinem gefühl nach hätte die feile doch mehr angewendet werden können. einzelheiten mag ich nicht herausheben, sie zeigen sich bei der lectüre jedem aufmerksamen leser ohne weiteres; wenn ich die tatsache überhaupt erwähne, so geschieht es aus dem gefühl des bedauerns, dass eine durch grofse vorzüge ausgezeichnete leistung durch einzelne flecken im eindruck

beeinträchtigt wird. — der becher, den Rudlieb auf die reise mitnimmt, ist *e corio sutum*; ob das nicht beibehalten werden konnte? in dem berühmten liebesgrufse des 17 bruchstückes entspricht *gramen et flores* der bekannten formel *bluomen unde gras*, die auf irgend eine weise doch verwendet werden muste. K. Marold.

Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von Hugo Gering. 2 aufl. Paderborn, Schöningh, 1896. xv u. 112 ss. 8⁰. 4 m. — dass schon nach zehn jahren ein neudruck dieses für den anfänger bestimmten wörterbuches nötig wurde, beweist nicht nur, wie der vf. s. vii hervorhebt, dass das buch einem dringenden bedürfnis entgegenkam, sondern auch, dass es tatsächlich für den lernenden als praktisches hilfsmittel sich bewährt hat: nicht nur in Deutschland, sondern auch in Skandinavien, besonders in Schweden, sind nach angabe G.s seine benutzer zu suchen.

G. hat in dieser neuen auflage nichts gespart, um die praktische brauchbarkeit des glossars nach jeder richtung zu steigern. das misliche, dass in der ersten auflage der vielfach veraltete text der Hildebrandschen ausgabe den artikeln im wörterbuch durchweg zu grunde gelegt wurde, ist dadurch gemildert, dass der vf. s. xii—xv zur vororientierung des benutzers ein verzeichnis der ihm auf grund der neuern forschung notwendig erschienenen abweichungen vom Hildebrandschen text vorausgeschickt hat, sodass dieser gereinigte text nunmehr den artikeln im glossar zu grunde ligt. wird man hier über das, was dem vf. im einzelnen als notwendige besserung erschienen ist, naturgemäfs streiten können, so leuchtet doch der praktische fortschritt gegenüber der anlage der ersten auflage ein. aber diese zusammenstellung ist auch insofern lehrreich, als sie in knappester form einen einblick in die eddische textkritik der letzten 10 jahre gestattet: besonders sind neben seinen eigenen hier emendationen von Sijmons dem vf. zu gute gekommen. aber auch in den artikeln des glossars selbst zeigt sich das deutliche bestreben, abweichende ansichten nach möglichkeit zu berücksichtigen. so kündigt sich hier schon mehr als in der ersten auflage das grofse wörterbuch an, das ebenso wie der rest der Sijmonsschen Eddaausgabe hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Von den anregungen, die Heinzel an dieser stelle (Anz. xiii 284) bei der besprechung der ersten auflage gegeben, ist die eine in weitgehendster weise verwertet, da das gotische in viel gröfserem umfange in den artikeln des glossars zum vergleiche herbeigezogen ist — für den anfänger sicher eine wesentliche erleichterung. die aufnahme der eigennamen dagegen ist auch in der 2 auflage nicht erfolgt: übrigens lassen sich diese jetzt auch leichter missen, da die nach Heinzels recension erschienene Jónssonsche ausgabe, die, weil sie kritische tüchtigkeit und handlichkeit glücklich vereinigt, wol jetzt von den meisten für den handgebrauch benutzt wird, ein gutes namensregister enthält.

Auf einzelheiten einzugehn wird das grofse glossar genügenden anlass geben : hoffentlich erlebt das kleine, sorgfältig und praktisch gearbeitete bald eine dritte auflage.

Berlin. F. N.

De studie van het oudnorsch. rede uitgesproken bij de opening der lessen als privaat-docent aan de rijks-universiteit te Groningen den 13en october 1894, door dr R. C. Boer. te Groningen *bij* JBWolters, 1894. 31 ss. gr. 8°. — leider etwas verspätet kommt dieses referat über die antrittsvorlesung des jungen holländischen skandinavisten, der sich schon durch mehrere ausgaben altisländischer texte und einschlagende abhandlungen vorteilhaft bekannt gemacht hat. er sucht seinen zuhörern die grofse bedeutung der altnord. philologie, sowol vom sprachlichen wie vom litterarhistorischen standpunct aus, klar zu machen und ihr interesse für dies (wie es scheint) in den Niederlanden noch zu wenig gewürdigte fach zu wecken. zahlreiche, gut gewählte beispiele illustrieren passend die von ihm hervorgehobenen gesichtspuncte. möge bei seinen bemühungen der erfolg nicht ausbleiben, und möge bald eine neue prüfungsordnung die von ihm in der einleitung berührten misverhältnisse beseitigen, die vorläufig dem wissenschaftlichen studium der germanischen sprachen (bes. des deutschen und englischen) von seiten der zukünftigen gymnasiallehrer noch im wege stehn. in Skandinavien wie in Deutschland kann man sich nur schwer vorstellen, dass für die sprachlehrer an höheren schulen eine blofs praktische kenntnis ihrer fächer genügen soll! F. Holthausen.

Etymologisk svensk ordbok av Fredr. Tamm. fjärde häftet. *Fråknar* — *gnabbas*. Stockholm, Hugo Gebers förlag, 1896. 117—224 ss. 8°. 75 öre. — dies treffliche schwedische seitenstück zu den wörterbüchern Kluges und Francks schreitet leider sehr langsam vorwärts, aber es ist jedesmal eine freude für den recensenten — und gewis auch für die abonnenten — wenn ein neues heft in seine hände kommt. auch dieses vierte bietet des interessanten und lehrreichen die hülle und fülle. ich will hier nur zu dem artikel *främmande* bemerken, dass niederd. *fryəmt* (wie es in Soest heifst) nicht wol durch labialisierung von *e* entstanden sein kann, sondern mit hd. *fremd* im ablautsverhältnis steht; unter *fyrk* hätte noch auf ne. *farthing*, bei *fösa* auf ne. *feeze*, ae. *fésian* (cf. Murrays dict.) verwiesen werden können. neuerdings haben übrigens Kock in dem sammelbande Från filologiska föreningen i Lund (1897) s. 1 ff und Noreen in den Skrifter utgifna af kongl. humanistiska vetenskapssamfundet i Upsala bd v, nr 3 (Upsala 1897) eine anzahl von Tamms aufstellungen kritisiert und zt. andre etymologien vorgeschlagen. möchte die fortsetzung nicht zu lange auf sich warten lassen! F. Holthausen.

Hauksbók udgiven af det kgl. nord. Oldskriftselskab. Kövenhavn, Thieles bogtrykkeri. 2 und 3 heft, 1894—96. ss. 273—562;

I—CXXXIX. — mit den beiden heften ist nunmehr diese wichtige publication, die im Anz. xx 163 ff bereits bei erscheinen des 1 heftes angezeigt worden ist, abgeschlossen. der text beruht auf der gemeinsamen arbeit Eirik Jónssons und Finn Jónssons, das personenregister rührt von EJ. her, das ortsregister von FJ., dem wir auch die ausführliche und lehrreiche einleitung zu verdanken haben. das 2 heft enthält den schluss der texte uzw. Bretasögur (c. 28 bis schluss) s. 273—302; Viðræða æðru ok hugrekkis und Viðr. líkams ok sálar s. 303—330; Hemingsþáttr s. 331—349; Hervararsaga s. 350—369; Fóstbræðras. s. 370—416; Algorismus s. 417—424; Eiríks s. rauða s. 425—444; Skáldas. s. 445—455; Af Upplendinga konungum s. 456—457; Ragnarssona þáttr s. 458—467; Pronostica temporum s. 468—469; Elucidarius s. 470—499; Tillæg s. 500—506; das 3 heft die namenregister s. 507—562 und die einleitung (CXXXIX seiten), sowie auf zwei blättern widergaben von handschriftenproben. die einleitung orientiert eingehend über Hauk, die geschichte der Hauksbók, ihre einrichtung und orthographie, sowie über ihren inhalt, wobei auch die litterarischen fragen berücksichtigt werden. von den für die grammatik interessanten ergebnissen der genauen darstellung und prüfung der orthographie sei hier besonders hervorgehoben das resultat der untersuchung der norwegischen partien, dh. der teile, welche nach allgemeiner annahme als rein norwegische abschriften gegolten haben. dies sind die stücke *Heimlýsing ok helgifræði* s. 150—177 und *Heimspeki ok helgifr.* s. 178—185 (c. 1—4), die von zwei verschiedenen händen geschrieben sind. FJ. kommt zu dem ergebnis, dass das erste stück tatsächlich von einem Norweger geschrieben ist, doch nach einer isländischen vorlage, von der er sich nicht vollständig zu gunsten norwegischer schreibung und aussprache emancipieren konnte, sodass hier die bezeichnung 'halvnorsk' am platze zu sein scheint, das interesse an diesem stücke erleidet hierdurch übrigens keine einbufse, wie J. mit recht hervorhebt. das zweite stück ist zwar ebenfalls von einem Norweger geschrieben, doch hat sich dieser so eng an die isl. vorlage gehalten, dass nur wenige spuren seine heimat verraten. Hauks eigene orthographie wird von FJ. als nahezu rein isländisch bestimmt, immerhin zeigen einige, wenn auch unbedeutende norvagismen, dass der aufenthalt in Norwegen auch sprachlich nicht ganz ohne einfluss auf ihn geblieben ist. die orthographie seiner zwei secretäre hat ganz isl. charakter; dagegen scheint im Elucidarius wider eine norw. abschrift eines isl. originals vorzuliegen, unter ziemlicher bewahrung des isl. charakters, doch mit durchbrechenden norvagismen; die umgekehrte annahme (isl. abschr. eines norw. orig.) findet Jónsson sehr unwahrscheinlich. ein lob der ausgabe auszusprechen, ist überflüssig; wer die aufreibende mühe zu würdigen versteht, die in einer so peinlich sorgfältigen, diplomatischen ausgabe von 500 druckseiten ligt, wird in dem

werke selbst das beste zeugnis und lob der hingebungsvollen arbeit der herausgeber erblicken. O. Jiriczek.

The Saga of king Olaf Tryggwason, translated by J. Sephton. London, DNutt, 1895. xxvii und 500 ss. — The tale of Thrond of Gate, commonly called Færeyinga saga, englished by F. York Powell. ebenda, 1896. xlv und 83 ss. — diese übersetzungen bilden die beiden ersten bände einer 'Northern library'. ein programm über die ziele derselben ist nicht beigedruckt; der folgende band soll eine ausgabe und übersetzung der Ambalessaga enthalten; darnach sind die grenzen der auswahl sehr weit gezogen oder vielmehr überhaupt nicht abgesteckt, und der collectivtitel drückt zunächst wol kein weiteres programm als die absicht des verlegers aus, andre bände nachfolgen zu lassen, wenn das unternehmen von der teilnahme und dem interesse des publikums getragen wird. da das studium der altisländischen sprache doch nie in dem maſse ausbreitung erfahren kann und wird, dass übersetzungen überflüssig genannt werden könnten, darf man dem unternehmen den wunsch guten gedeihens auf den weg mitgeben. in Deutschland haben mehrfache versuche, auf diesem wege der altnordischen litteratur auch auſserhalb der fachkreise freunde zu erwerben, keine merkbaren erfolge gehabt, vielleicht weil kleine einzelerscheinungen in dem jährlichen bücherstrom zu leicht untergehn. ob nicht ein groſs angelegtes, gut organisiertes unternehmen, das die wichtigeren Islendingasögur, die Fornmanna- und Fornaldarsögur als ganzes mit hilfe zahlreicher mitarbeiter frisch in angriff nähme, mehr erfolg hätte? vielleicht würkt der vorgang der Engländer anregend. — die Saga O. Tr. ist hier nach dem texte der Fornmannasögur übersetzt, die Fær.s nach Rafns ausgabe. während Sephton sich mit einem ganz kurzen vorwort begnügt, hat Powell seinem buche hübsche Prolegomena mitgegeben, die über composition und chronologie der saga, über die Færöer und die fær. Sigmundballaden usw. handeln, sowie eine zusammenstellung der culturhistorischen notizen der saga über krieg, seefahrt, handel usw. enthalten. hervorzuheben ist namentlich die feine charakterisierung der kunst des bzw. der sagaschreiber. auch die schwierige frage der vorgeschichte der saga berührt P., doch ohne auf allen puncten zu zweifellosen und einwandfreien resultaten zu gelangen. Golthers aufsatz Zur Færeyingasaga in den Germanistischen abhandlungen zum 70 geburtstag KvMaurers (1893) ist dem verf. offenbar entgangen. die selbständigkeit der Sigmundballaden scheint mir überschätzt zu sein; dass ihre übersetzung in einem frei compilierten text mitgeteilt wird, hat schlieſslich bei den populären zwecken des buches nicht viel zu bedeuten, doch wäre es besser gewesen, die varianten auseinander zu halten. s. xxxii, wo von den handschriftlichen sammlungen færöischer lieder die rede ist, war lieber auf das handschriftliche Corpus carminum færoensium von Grundtvig und Jörgen Bloch zu verweisen, das alle einzelsamm-

lungen in sich schliefst und deren erwähnung in einer kurz orientierenden einleitung überflüssig macht: auch der hinweis auf AOlriks beschreibung desselben im Ark. f. nord. fil. 6 (1890) käme den interessen mancher leser wol entgegen, da dies der einzige aufsatz ist, aus dem man sich über den inhalt der sammlung orientieren kann. schliefslich sei erwähnt, dass aufser der in Rafns ausgabe enthaltenen færöischen übersetzung der saga durch Schröter noch eine zweite von der hand Hammershaimbs vorligt (Føroyingasöga, útlögd úr íslandskum av VUHammershaimb, Tórshavn, prentađ í prentsmiđ ju Dimmalættings. 1884), ein zeichen für das begreifliche interesse, das man der saga auf ihrem alten schauplatze entgegenbringt. die übersetzungen Sephtons und Powells lesen sich sehr gut, sind, soweit ich nach stichproben zu einem gesamturteil berechtigt bin, verlässlich und treu, und erweisen eine bemerkenswerte eignung der englischen sprache zur widergabe altisländischen stils, dem infolge der knapperen satzfügung eine englische übersetzung jedesfalls näher kommen kann, als es im deutschen möglich wäre. O. Jiriczek.

Spelen van Cornelis Everaert vanwege de Maatschappij der nederlandsche letterkunde te Leiden met inleiding en aanteekeningen uitgegeven door dr J. W. Muller en dr L. Scharpé. 1 aflevering. Leiden, boekhandel en drukkerij voorheen EJBrill, 1898. iv und 262 ss. gr. 8°. 3,30 fl. — Cornelis Everaert, ein zeitgenosse Pamphilus Gengenbachs und Hans Sachsens, färber und walker zu Brügge und factor der rederijker-kammer 'De drie sanctinnen', hat in den jahren 1509—1534 einige dreifsig 'esbatements' und 'tafelspelen', allegorische festspiele, derbe schwänke, mirakel gedichtet, die in seinem eigenhändigen sammelcodex auf der Burgundischen bibliothek zu Brüssel aufbewahrt werden. was Jonckbloet, Kalff und teWinkel in ihren litterargeschichtlichen darstellungen darüber bieten, geht auf einen flüchtigen artikel von Willems im Belg. museum 6 (1842), 41—50 und wenige textabdrücke: ebda s. 52—66 und bei van Vloten Nederl. kluchtspel i 80—129 zurück und brachte keinerlei förderung der erkenntnis und des urteils. so erscheint die von der Maatschappij beschlossene und in würdiger ausstattung begonnene gesamtpublication höchst erwünscht und bildet für die herausgeber gewis eine lohnende aufgabe. die erste lieferung bringt die kleinere hälfte der stücke, aber unter ihnen die nach stoff und behandlung, wie es scheint, charakteristischsten: in diplomatischem abdruck, der hier dem autograph gegenüber wol am platz ist, mit verbesserung der erkennbaren schreibfehler, auflösung der abkürzungen und sonstigen leichten änderungen, wie sie der leser des druckes verlangen muss. die editionsarbeit selbst stellt sich demnach als ziemlich leicht dar. aber die herren Muller und Scharpé versprechen uns für den abschluss des werkes eine einleitung und anmerkungen mit vielseitigem programm, dessen ausführung ich mit lebhaftem interesse

entgegensehe. denn für das verständnis dieser stücke nach ihren quellen, ihren anlässen und der umgebung, aus der sie hervorgegangen sind, ist allem anschein nach viel zu tun. und wenn die herausgeber nun gar noch ihren plan ausführen, der ausgabe ein eingehendes glossar nachzusenden (das ich persönlich bei der lectüre oft lebhaft vermisst habe), dann werden sie an diesem sprachlich und culturgeschichtlich [illegible] [illegible] poeten von der schweise der neuzeit reichlich gesühnt haben, was zwei vorausgehende generationen verschuldeten. E. Sch.

Die Annaberger lateinschule zur zeit der ersten blüte der stadt und ihrer schule im XVI jh. ein schulgeschichtliches culturbild von Paul Bartusch, sem.-oberlehrer. Annaberg, commissionsverlag der Graserschen buchhandlung (Richard Liesche), 1897. 8°. VI und 192 ss. 2,50 m. — vom schulwesen der stadt Annaberg — im obern sächsischen erzgebirge — hat man bisher wenig gewusst. dass diese gemeinde — eine junge gründung (1496) — die im 16 jh. durch ihren bergbau [illegible] aufschwung nahm und zu den [illegible] deutschen [illegible] gehörte, auch ein reiches und blühendes schulwesen entwickelt hat, erfährt man aus der [illegible] recensionen und sorgfältigen monographie, die [illegible] [illegible] lässt. dass sie eine [illegible] die folgenden darstellende [illegible] erfährt. die quellen für die jahre vor der reformation und für deren anfänge sind spärlich. hier werden übrigens noch ergänzungen möglich sein. wenn man den wegen der [illegible] des [illegible] nachgeht (nicht bemerkt ist z. b., dass Johann Sturmius [illegible] s. 8. 13. 142 erwähnt findet) erinnert der [illegible] des [illegible] von Rosenstein und mitglied der [illegible] [illegible] wie [illegible] [illegible]. d. Wiener [illegible] — [illegible] der [illegible] des Celtischen [illegible] werden [illegible] [illegible] nach Annaberg gedrungen sein. [illegible] [illegible] zweite hälfte des jh. [illegible] [illegible] aus chroniken. bei [illegible] [illegible] zusammensetzung [illegible] [illegible] besondere die [illegible] des verfassers über die schulordnung [illegible] letzterem bedenken [illegible] [illegible] wo sie urteile [illegible] [illegible] [illegible] und in gleichem maße [illegible] das superintendent [illegible] [illegible] stimmt nicht recht [illegible] [illegible] [illegible] (s. 31 anm. 3) die [illegible] dieser quellen [illegible] [illegible] wissenswerten [illegible] der gruppierung [illegible] genommen und [illegible] einzelheiten [illegible] [illegible] beibringt. [illegible] [illegible] wieder recht fühlbar.

Für den deutschen unterricht ist nichts neues zu gewinnen. wie anderswo herscht auch in Annaberg im 16 jh. und tief ins 17 hinein die lateinische sprache. es gab in der stadt natürlich auch eine deutsche schule — über sie erfährt man wenig, sei es dass die quellen schweigen, sei es dass sie für B. aufserhalb des eigentlichen themas lag. es wird aber aus den quellen auch nicht unmittelbar klar, in welchem mafse das deutsche im unterricht der niedersten classen (VI. V) verwendet wurde (s. 123). in der IV wurde in einer sonntagsstunde katechismus- und psalmenlehre deutsch getrieben (s. 125) — überhaupt knüpft sich der gebrauch der muttersprache am stärksten an den religionsunterricht: der lehrplan des Wolfeshus 1594 hat in der IV classe zwei stunden psalmen, katechismus und evangelien lateinisch und deutsch, und noch mehr deutsch kommt in den religionsstunden der V cl. in anwendung (s. 137). auch deutsche schreibübungen werden genannt (ebenda). aus der art, wie lateinische prosastilübungen betrieben wurden, geht hervor, dass das deutsche als unterrichtsmittel hier eine rolle hatte (s. 143). das 'Vorzeichnus der deutzschen lieder' s. 35 möchte man kennen. in der liste der komödien (s. 157 ist Gnaphaeus statt Grapheus zu lesen) kommt s. 158 (zum j. 1590) eine — '*Miles Christianus der christliche ritter*' — vor mit dem ausdrücklichen zusatz '*germanico idiomate conscripta*'. andere, lateinische, wurden für zweite aufführung verdeutscht (s. 160). — über die schulbibliothek und ihre handschriftlichen briefe s. s. 151 f.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Johann Jacob Engel. ein vortrag von dr CARL SCHRÖDER. Schwerin, Bärensprungsche hofbuchdruckerei, 1897. 67 ss. 8°. 1,20 m. — in schlichter sprache wird auf grund selbständiger quellenbenutzung und genauer vertrautheit mit der litteratur das leben Engels erzählt. es kommt dem vf. mehr auf eine charakteristik von Engels persönlichkeit als auf eine kritik seiner werke an. Sch. begnügt sich in dieser beziehung meist mit anführung fremden urteils, ohne dadurch unselbständig zu erscheinen. man hat eher den eindruck einer übergrofsen bescheidenheit. für Engels biographie gewann Sch. verschiedenes aus acten und unbekannten drucken, wodurch bes. die nachrichten über Engels jugend bereichert wurden. aber freilich die hauptzüge hatte schon Nicolai sicher gezogen, sodass nur einzelne retouchen nötig wurden. ich könnte verschiedenes aus dem briefwechsel Nicolais zur ergänzung anführen, doch begnüg ich mich mit einer tatsache, die Gülchers brief von Amsterdam 26/30 mertz 1773 nahelegt: *Mich soll verlangen die Jubelhochzeit zu sehen, die Er* [Engel] *HE. W:* [Weifse] *abgetretten hat.* davon war bisher nichts bekannt; Minor (Weifse s. 178) sagt ausdrücklich, Weifse behandle einen selbsterfundenen stoff. für die art Engels bezeichnend ist eine scene, die sich während Gülchers anwesenheit in Berlin

Mercks wegen abspielte; und sie wird auf Nicolais wunsch im briefe vom 6 juli 1776 aus Breslau ausführlich geschildert. darin sagt frau Nicolai zu Engel, man würde über ihn falsch urteilen, wenn man ihn nur in seiner melancholischen stimmung kennen lernte. die angst um seine gesundheit und um seine bequemlichkeit geht besonders aus Engels eigenen briefen an Nicolai vor der übersiedlung nach Berlin hervor. übrigens hat zwischen beiden männern, wie Nicolai auf den briefen bemerkt, eine zeit lang entfremdung geherscht, weshalb, weifs ich nicht. Nicolai deutet auf intriguen von andrer seite hin. — im 'anhang' vereinigt Sch. die erhaltenen gedichte Engels, was um so willkommner ist, da sie auf Engels ausdrückliche anordnung von der gesamtausgabe ferngehalten werden musten. beigegeben ist ferner ein sehr gelungener lichtdruck nach dem bilde von Friedrich Weitsch (1802), durch Joh. Jos. Friedhoff in schabkunst nachgebildet, dessen ähnlichkeit schon Nicolai rühmt (s. 38). wenn man mit der reproduction bei Schröder den schnitt von DBerger 1805 vor dem 12 bande der Schriften vergleicht, dann sieht man den grofsen fortschritt unsrer technik und freut sich doppelt, das bild nun in so treuer widergabe zu besitzen. freilich ist es etwas komisch, dass unter einem porträt aus dem jahre 1802 das facsimile einer unterschrift von 1771 steht, das stört aber nicht weiter. Nicolai hat seiner schrift bekanntlich die nach dem leben angefertigte zeichnung Chodowieckis beigegeben, die sich neben Weitsch recht fremdartig ausnimmt. Eschenburg scheint also recht zu haben, dass sie keineswegs so gelungen war, als Nicolai behauptet.

Lemberg, 25 februar 1898. R. M. Werner.

Nachklänge der sturm- und drangperiode in Faustdichtungen des 18 und 19 jahrhunderts. von dr Roderich Warkentin. [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte. herausgegeben von dr Franz. Muncker I.] München, Carl Haushalter, 1896. VIII und 101 ss. 8⁰. 2,40 m. — in meiner 1886 verfassten anzeige von Kralik-Winters Deutschen puppenspielen glaubte ich das erscheinen eines buches Prolegomena zu Goethes Faust 'binnen jahresfrist' versprechen zu können (Anz. XIII s. 78). leider fand ich keinen verleger, und so blieb meine behandlung des jetzt von W. aufgegriffenen themas manuscript. mein ziel war ein wesentlich anderes als das W.s. ich betrachtete die von 'kunstdichtern' herrührenden bearbeitungen des Faustdramas hauptsächlich auf den ertrag, den sie zur reconstruction des volksdramas oder puppenspiels vom dr Faust ergeben könnten. dadurch gewann ich ein problem, während sich bei W. eigentlich kaum der schein einer einheit findet; er fasst die genannten dramen etwas ungeschickt als zeugnisse für das fortleben des Sturms und Drangs, zieht aber nur jene gestaltungen herbei, die vor dem jahre 1832 erschienen, und analysiert sie im zusammenhang mit den übrigen werken

ihrer verfasser. um sich nun doch nicht allzuweit von seinem eigentlichen thema zu entfernen, liefert er keine monographien und zieht doch wider nicht zum thema gehöriges herbei. deshalb macht das ganze keinen einheitlichen eindruck und gleicht eher vorstudien zu einem buch als einem buche. trotzdem kann man das heft dankbar begrüfsen, weil unsere kenntnisse bereichert werden, und weil wir von Faustdichtungen erfahren, die keineswegs allgemein bekannt und nicht immer leicht zugänglich sind, weil uns manches unbekannte, einzelne berichtigungen und eine bessere beleuchtung von Sodens und Schinks persönlichkeit gegeben wird. mir will nur scheinen, als hätte sich der vf. allzustark im kreise der kunstdichtung gehalten und die puppenspiele wie die volkstümliche litteratur nicht genügend beachtet. dass Maler Müller schon in seiner jugend *'mit schaudern'* das puppenspiel gesehen hat, durfte doch nicht vernachlässigt werden. für W. ist nur Weidmanns allegorisches drama wichtig. allerdings hat er recht, die merkwürdige nachwürkung dieses theaterwerks hervorzuheben. das verhältnis, in dem der jüngere Lessing dazu stand — ob er ihm etwa wie Wagners Kindesmörderin dramaturgendienste leistete? — hat er nicht aufgeklärt. das drama, das zuerst am 18 juni 1775 in Prag aufgeführt wurde (vgl. Ferd. B. Mikowec 'Zur Prager theatergeschichte'. Bohemia 18 märz 1858 nr 77), muss wol deshalb so beliebt gewesen sein, weil es den Faust eigentlich als bürgerliches trauerspiel nach dem muster der Miss Sara Sampson behandelte und so dem modegeschmacke nahebrachte. man muss aber daran erinnern, dass Fausts eltern, sowie Fausts selbstmordgedanken nicht blofs von Weidmann, sondern schon von dem volksbuche Widmanns in die litteratur eingeführt worden sind. anderseits hat W. durchaus nicht alle nachklänge an Weidmann bei späteren dramatikern gebucht. wenn bei Soden Mephistophiles läugnet, dass die teufel 'gefallene' wesen seien, und meint: *Wer nach Freiheit ringt, fällt nicht. Unabhängigkeit ist Würde,* so gemahnt das an die einführung bei Weidmann: *Wisse, wir sind keine vertriebnen, wir sind freie Geister.* bei beiden erwidert Ithuriel auf die frage, was ihn auf die erde treibe: *Pflicht!* für die expositionsscene hat aber Soden, was weder Seuffert noch W. hervorhebt, das wichtigste von Maler Müller geliehen. merkwürdig erinnert Fausts verwunderung beim contractschluss: *Schwöhren? den Bund? — Auch die Hölle hat also noch ihr Ceremoniel? Wahrlich! Satan! d a r ü b e r dacht ich euch erhaben* an Fausts worte bei Goethe v. 1716 ff: *Auch was Geschriebnes forderst du Pedant?* usw. die aber im fragment von 1790 noch nicht erscheinen. Braun von Braunthal hat dann (s. 28) die neuerung, dass Mephistopheles sagt: *Bin kein Pedant in dem Geschäfte, Mit dem Contract hats keine Not.*

Bei betrachtungen, wie sie W. anstellt, wird notwendig ein andrer hier und dort etwas vermissen, was ihm an den betrach-

teten werken noch wichtig erscheint. so würd ich betonen, dass Soden trotz seiner Virginia (W. s. 12) ein Lessingianer war, und dass er im schlusse seines Fausts trotz seiner ungeschicklichkeit wenigstens éine wendung braucht, die nicht unglücklich und als wesentlich zu erwähnen ist. Mephistophiles ruft aus: *Habe alle Tugenden und Eine Leidenschaft, so bist Du Mein!* darin sieht Soden die begründung des unglücklichen ausgangs. die schlussscene stimmt mit Marlowe und dem volksschauspiel. — bei Chamisso war zu erinnern, dass er im Peter Schlemihl (cap. VIII) durch den teufel die gestalt des Thomas John herausfischen und mit blauen leichenlippen sagen lässt : *Justo judicio Dei judicatus sum*; *Justo judicio Dei condemnatus sum*. darin zeigt also Chamisso kenntnis des puppenspiels. — gar nicht überzeugend ist die ansicht W.s, dass Klingemanns Faust ein nachklang des sturmes und drangs sei, obwol der bühnenkundige autor von allen vorgängern züge geliehen hat. einiges hebt W. hervor. viel mehr aber ist dieser Faust eine bürgerliche tragödie aus der schule der schicksalsdichter und kann als ein vorläufer von Raupachs 'Müller und sein kind' (1830) gefasst werden. W. überschätzt das werk, dessen analyse mir übrigens nicht geglückt erscheint. unverständlich bleibt mir, weshalb W. Braun vBraunthals tragödie, die erst 1835 erschien, behandelt hat, trotzdem sie ihrer anlehnung an Müller und Goethe unerachtet unmöglich mehr als nachklang des sturms und drangs zu bezeichnen ist. in Mundts Lit. Zodiacus II s. 292f wird das drama ganz richtig an Goethe angereiht, dessen Faust, erster wie zweiter teil, von Braun fast parodiert wurde. davon erfährt man bei W. nichts. — bei der besprechung von Schinks Faust vermiss ich die erkenntnis, dass Mathilde die allegorie der liebe, wie Eckard die allegorie des gesunden menschenverstandes ist, dass sie später nur in einer maske zu Faust zurückkehren, Mathilde als page, so dass die zuneigung zu einem jungen freunde statt der liebe, Eckard als Kaspar Fröhlich, so dass scherz und einfalt statt des gesunden menschenverstandes weiter für den geprüften prüfer retter und stütze bilden. aber wie gesagt, solche bemerkungen enthalten weniger einen tadel als eine andre anschauung. wer sich nicht selbst mit dem thema beschäftigt hat, wird W.s arbeit gewis willkommen heifsen und zwar keine vertiefung, aber eine erweiterung seiner kenntnis aus ihr schöpfen. bei dem neuen unternehmen, das mit diesem heft eröffnet wird, soll auf das interesse des gröfsern publicums, nicht ausschliefslich auf die forderungen des fachpublicums rücksicht genommen werden, und ich glaube, dass selbst den fachleuten nicht sämtliche von W. besprochenen dichtungen bekannt sein dürften.

Lemberg, 24 febr. 1898. R. M. WERNER.

William Taylor von Norwich. eine studie über den einfluss der neuern deutschen litteratur in England von GEORG HERZFELD. [Studien zur englischen philologie. herausgegeben von LORENZ

Morsbach ii.] Halle, Niemeyer, 1897. viii und 71 ss. 8⁰. 2 m. — William Taylor von Norwich (geb. 1765, gest. 1836) ist der erste Engländer, der für die kenntnis und das verständnis der neuern deutschen litteratur unter seinen landsleuten systematisch gearbeitet hat. leider hat er dabei unglück gehabt: unverschuldetes darin, dass er, ein frühgeborner zeitgenosse der grofsen, classischen periode und als fernstehnder fremdländer, naturgemäfs das volle verständnis für das werdende nicht immer haben konnte, also manchen fehlgriff in der wertung der ausländischen poesie tun muste; verschuldetes unglück dadurch, dass er zur zeit seiner vollkraft, also bis in seine vierziger jahre hinein, sich in der kleinarbeit von recensionen und essays zersplittert und erst als müder sechziger an die abfassung seines Historic survey of german poetry herangeht. so wurde sein lebenswerk durch ein schwaches opus maximum schlecht abgeschlossen. überdies will es das verhängnis, dass diese arbeit in Taylors gröfserem nachfolger Carlyle einen rücksichtslosen kritiker findet, der sie in grund und boden recensiert. sie verfällt dadurch auch bald in vergessenheit, und so wird der autor um den lohn seiner lebenslangen, opferwilligen bestrebungen gebracht. — danach begreift es sich, dass Taylors immerhin erhebliche verdienste einer litterarischen 'rettung' bedurften. sie wird ihnen durch die schrift Herzfelds. dem verf. ist tactvolle objectivität nachzurühmen. sein kritischer blick bewahrt ihn vor den naheliegenden übertreibungen. geschickt schafft er sich die basis für sein werk. erst skizziert er — weit ausholend — die grundverschiedene art der beziehung der deutschen litteratur zur englischen im 16 und im 18 jh. dann zeigt er, wie mangelhaft das verständnis der Engländer für die Deutschen vor Taylor gewesen: sie hatten nur schlechte übersetzungen in schlechter auswahl ohne innere erkenntnis der wesenheit des fremden. nun setzt Taylor ein. in knappen zügen wird sein entwicklungsgang gegeben, werden die individuellen bedingungen für seine spätere tätigkeit aufgewiesen. erst kommt die periode der frühen neunziger jahre mit den übersetzungen von Bürgers Lenore, von Lessings Nathan, Goethes Iphigenie. in der stoffwahl und ausführung lässt der vf. die geistige und künstlerische eigenart Taylors sich spiegeln. dann folgt die epoche der recensionen, die sich oft zu essays erweitern. auch hier legt der vf. seine kritischen sonden gewissenhaft ein. über die erstaunliche fruchtbarkeit des vielseitigen autors übersieht H. nicht dessen preciösen neustil, der sich in fremden entlehnungen bis zu einem gewissen grade entnationalisiert, nicht seine geistreicheleien, die sich mitunter zu selbstgefälligem selbstzweck setzen. auch die ethischen momente werden aus Taylors schaffen herausgeholt: in der ersten decade unsers jhs. muss der deutschfreundliche tapfer gegen den litterarischen strom seiner zeit schwimmen. mit dem eingang des zweiten jahrzehnts bricht das

ökonomische unglück über ihn herein. er hält sich stramm, trotzdem sich ihm das leben verdüstert. die arbeit dauert fort — übersetzungen und kritiken in buntem wechsel — doch sie wird schwächer. am schwächsten gerät sein hauptwerk von 1828—30. elend ist die altdeutsche periode dieser litteraturgeschichte, ungleichwertig sind die partien der neuern zeit. trotzdem war Carlyle zu hart in seinem urteil. ja die gehässige sucht zu verurteilen lässt sich nicht verkennen.

War Carlyles kritik — wie sie das ja sein durfte — absolut, dh. forderte sie von dem buche alles in dessen zeit erreichbare ohne rücksicht auf den autor, so ist H.s kritik als rettung individuell, dh. sie zeigt, was dieser autor in seinem buche geben konnte, was er hätte geben können. um die persönlichen grenzen der leistungsfähigkeit Taylors zu finden — nicht nur für sein hauptwerk, sondern seine gesamte tätigkeit —, bemüht sich H. mit erfolg, die figur seines helden aus dessen politisch-litterarischer zeit herauswachsen zu lassen. er schildert ihn im milieu und durch das milieu. fleifsig trägt er die facten zusammen und formt den spröden stoff zu lebendigen litteraturbildern um. so wird seine kritik objectiv, seine darstellung überzeugend. der im leben unglückliche Taylor hat jetzt, nach langer zeit, glück gehabt mit seinem verlässlichen und geschmackvollen retter.

Innsbruck. R. Fischer.

Kleine schriften von Friedrich Zarncke, ii band : Aufsätze und reden zur cultur- und zeitgeschichte. Leipzig, EdAvenarius, 1898. vi und 402 ss. gr. 8. 8 m. — aus diesem zweiten bande der Kleinen schriften tritt Zarnckes bild runder und bedeutender hervor, als aus dem ersten. mag auch der sohn als liebevoller nekrologist (s. 391) versichern, Z. sei 'kleinlicher arbeit, die für sich blieb und nicht auf ein ganzes zurückzuwürken vermochte, abhold' gewesen — man empfieng aus den vielen splittern der 'Goethe-schriften' doch zu sehr den eindruck einer unberechtigten gleichwertung von grofsen und kleinsten problemen. hier sehen wir dagegen eine persönlichkeit, der der lebendige fluss der gesamtentwicklung die hauptsache bleibt : derselbe, wenn er in zahlreichen studien zur geschichte der Leipziger universität und recensionen zur geschichte anderer hochschulen sich der mächtigen entwicklung unserer universitäten freut, oder wenn er 1870 mit jubelndem patriotismus und tapferer energie gegen particularismus und ultramontanismus auftritt; derselbe, wenn er (in der rede über die schulaufsicht durch die kirche s. 305 f und der noch bedeutenderen über den religionseid s. 311 f) männlich die freiheit der forschung und das unbedingte recht der wahrheitsliebe verteidigt, oder wenn er JGrimm, DFrStraufs, GCurtius, GVoigt in warmen worten feiert. — allgemeine charakteristiken gelingen ihm besser als individuelle : die ausgezeichnete darstellung der geschichte der philosophischen facultät (s. 17 f) bringt so glückliche schlagworte wie

dies für die umbildung der universitäten mit beginn des 17 jh.: 'an die stelle der wissenschaftlichen bildung trat nun der begriff der wissenschaftlichen forschung' (s. 27). die charakteristik dagegen, die er gegen Belger (s. 238) von Moriz Haupt entwirft, scheint uns, wenn auch interessant, doch einseitig und nicht frei von (übrigens begreiflicher) bitterkeit, die auch in dem artikel über Schölls Nipperdey (s. 245) mitspricht. über Haupts akademische lehrweise habe ich andere schüler doch ganz anders urteilen hören als Z. (s. 239); und vor allem hat Z. selbst, als er noch bei Haupt lernte (s. 383), recht sehr anders geurteilt. aber auch die liebevollen aufsätze und reden über die brüder Grimm (s. 193 f) erheben sich nicht zu anschaulicher charakteristik und bleiben in der aufzählung der verdienste haften. wie lebendig wird dagegen Norddeutschland vor 100 jahren durch die mitteilungen aus der familiengeschichte (s. 259 f)! höchst dankenswert sind auch die berichte über ThKörners relegation aus Leipzig (s. 100 f) und den geheimbund der studenten, zu dessen häuptern Karl Hase gehörte (s. 118 f): die akademischen und die politischen verhältnisse im beginne des jahrhunderts treten aus den acten und noten nur zu grell heraus.

Alles in allem ist doch Zarnckes verwunderung darüber, dass Haupt 'nie etwas zusammenhängendes von einigem umfang geschrieben hat', mindestens so verwunderlich als Haupts angebliche 'selbstironie' (s. 239). Haupt wie Zarncke waren naturen, die sich vor allem in der beherschenden kenntnis weiter gebiete wol fühlten und deren arbeit immer mehr ein fast weiblich bemühtes ausputzen und zurechtstreichen an dem rock des geliebten wurde; des besitzes fühlten sie sich so sicher, dass sie anstürmenden aufbaus glaubten entbehren zu können. sie vertreten in typischer weise jenen gipfel sicherer kenntnis, in dem der mann der äufsersten akribie sich plötzlich wider dem dilettanten nähert: beiden gilt der gelehrte besitz zu viel, der wissenschaftliche erwerb zu wenig.

RICHARD M. MEYER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

M GOTISCHEN EPIGRAMM[1]. WLuft hat Anz. XXIII 392 FLeos aufsatz in der Deutschen rundschau 32 (1882 III), 414 ff und meine dort (s. 416 anm.) mitgeteilte auffassung der gotischen worte übersehen:

–| ´ –| ´ – | ´ ◡

scapjam matjan jah (oder *jađ*) *drincan*,

die sowol der überlieferung (im gegensatz zu der Lufts) als auch dem metrischen (meiner überzeugung nach ebenfalls im gegensatz zu der deutung Lufts) durchaus gerecht wird, indem die auslautenden consonanten mit den folgenden anlauten überall posi-

[1] ich habe diese bemerkungen einem an mich gerichteten briefe vom 26 mai v. j. mit zustimmung des verfassers entnommen und noch vor dem frühen tode WLufts (s. die personalnotizen) zum druck befördert. E. S.

tionslänge bilden und die gotischen worte also, wie Luft mit recht fordert, was aber bei ihm selbst nicht der fall ist, sich 'denselben metrischen regeln fügen, nach denen die latein. worte gesetzt sind'. in Lufts *gamatjam jah* soll got. *-m* metrisch als ein nichts gelten : wenn er sich dafür darauf beruft, dass latein. *-m* 'position mit einem andern consonanten zu machen schon in relativ alter zeit nicht mehr im stande' war, so ist dazu für unser epigramm zu bemerken, dass dessen dichter nicht das lat. *-m* vernachlässigt, sondern *quisquam dignos* scandiert. und das got. *-h* in *jah*, das im 6 jh. im cod. A und der hs. der Skeireins allen möglichen conss. sich assimiliert, konnte zu anfang desselben jhs. wol graphisch, aber darum noch nicht, wie nach Luft, auch metrisch unterdrückt werden.

In *jad*, wenn der dichter diese form hörte, und *scapjam* ist einfach auslautender cons. mit folgendem anlautenden gleichen cons. je nur einmal geschrieben. in *matzia* wird *-a* für *-ā* = *-an* stehn. der cod. S(almassianus) hat *drincan*, was freilich nichts zwingendes gegen L.s *drigkam* zu beweisen vermag. derselbe einzig mafsgebende codex hat *eils* (das *citz* des andern cod. dürfen wir nicht 'ohne bedenken' mit *eils* 'verschränken', sondern es ist nichts als eine entstellung von *eils*) : schon aus diesem grund ist L.s *gails* abzuweisen und bei *hails* zu bleiben. das gotische anlautende *h* war eben, im gegensatz zum lat. *h*, das ein nichts war, noch ein etwas, das, wenn auch graphisch von den Römern ignoriert, als ein etwas vom dichter gefasst werden konnte, indem es mit dem *-r* position bildet. — übrigens hat, was aber für das epigramm nichts zur sache tut, L. s. 393 das '*ubi dicit genuit* · ç · *ponitur*' falsch verstanden : es bedeutet ja doch nicht, wie L. meint, dass das gotische *g* vor palatalen vocalen und auch vor *ai* in **gails* wie *j* laute und dass (wie es der unkundige notwendig aus L.s satze entnehmen muss) die Goten **gails* mit ihrem zeichen für *j* geschrieben hätten, sondern einfach, dass im gotischen für das got. *j*, di. für den laut, den das latein. *g* vor palatalen vocalen ('*ubi dicitur genuit*') hatte und der mit dem laut des latein. *i* cons. zusammenfiel, ç (das latein. zeichen für *g*) 'ponitur', die Goten dagegen für den laut des latein. *g* vor *a*, *o*, *u* ('*ubi dicitur gabriel*') und den laut got. *g* das zeichen griech. Γ 'ponunt'.

L. würde auch, wenn er Leos aufsatz gelesen hätte, nicht zu dem Mafsmannschen 'stofsseufzer des dachstubenpoeten, den der Goten zecherlärm . . . störte', zurückgekehrt sein, sondern mit Grabow, Lichtenstein (Anz. vi 374 zum schlusse) und Leo das epigramm verstanden haben als eine klage, dass unter dem gotischen regiment die poesie nicht gedeihen könne. H. Möller.

'Der seele minnegarten und die perikopen' ist Altdeutsche blätter ii 84 eine, ebenda 267 vervollständigte, mitteilung HHoffmanns

über dasjenige ms. der Hamburger stadtbibliothek betitelt, das jetzt nr 99 in scrinio ist: in dieser mitteilung ist die angabe 'Das erste gedicht, s. 1—11, zu anfange unvollständig, beginnt:

Sie hant oren die man sit
vñ en horen iedoch nit usw.'

irrig.

Mit den citierten versen beginnt allerdings s. 1 des codex, sie gehören aber ebensowenig wie alle übrigen verse der seiten 1—4 zu dem ersten gedichte. die beiden 1/2 und 3/4 paginierten, von demselben schreiber wie der übrige codex geschriebenen blätter sind nämlich nur eingeklebt; noch als Uffenbach die hs. katalogisierte (Bibliotheca Uffenbachiana mscta ... Halae ... 1720, IV, col. 5—6), war das 1/2 paginierte mit seiner vorderseite auf die innenseite des vorderdeckels, das 3/4 paginierte mit seiner rückseite auf die innenseite des hinterdeckels aufgezogen, und das letztere entspricht zeile für zeile den seiten 269/270, das erstere zeile für zeile den seiten 271/272, die zusammen das, durchaus correct eingeheftete, innerste blattpaar einer blattlage der perikopen bilden.

Die textabweichungen sind minimal, jedesfalls nicht derartig, dass sie den schreiber eventuell hätten auf den gedanken bringen können, die seiten 3/4 und 1/2 auszuschiefsen und durch eine neue abschrift des betr. perikopenstückes zu ersetzen. ebensowenig boten hierzu etwa äufserliche mängel der seiten 3/4 und 1/2 irgend anlass.

Der schreiber hat durch den ganzen codex hin, mit alleiniger ausnahme der seiten 10 und 11, einzelne verse um ihres inhalts willen durch ein paar davorgesetzte strichelchen ausgezeichnet, und von diesen strichpaaren hat der rubricator regelmäfsig eines um das andere mit einem paragraphenzeichen übermalt. da nun die seiten 3/4 und 1/2 jene strichelchen reichlich, aber keinerlei rot aufweisen, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie überbleibsel eines andern von demselben schreiber geschriebenen completen exemplars der perikopen seien; es ist vielmehr anzunehmen: entweder, dass unser schreiber die betr. partie versehentlich doppelt abgeschrieben habe und dann die eine abschrift, nämlich die seiten 3/4 und 1/2, als duplum ausgeschossen worden seien, oder dass ihm ein teil seiner copie zeitweilig abhanden gekommen sei und er diesen durch eine neue abschrift ersetzt habe. ob er mehr als das noch jetzt in duplo vorhandene doppelt abgeschrieben habe, lässt sich nicht ausmachen; auch nicht, ob die seiten 3/4 und 1/2 oder aber die seiten 269—272 die früher geschriebenen seien.

Auf alle fälle beginnt der erhaltene teil des ersten gedichtes erst mit seite 5, und zwar ohne überschrift mit den bereits von Uffenbach aao., wennschon nicht ganz correct, abgedruckten versen:

kvm der armen vader kvm usw.

dass dies nicht, wie man nach Uffenbach glauben sollte, der würkliche anfang des gedichtes ist, ergibt sich schon daraus, dass es s. 5, sp. 1, v. 36f heifst:

nů lo/it /it ich nēnen wil
vch hie daȝ dritte /tucke

und s. 6, sp. 1, v. 20f:

her noch ich vch benēnen wil
daȝ vierde /tucke vn maȝen gvt

und dass s. 9, sp. 2, v. 13ff alle *vier /tucke*, in umgekehrter reihenfolge, recapituliert werden:

Gehor/am i/t daȝ er/te
vnde auch da bi daȝ her/te
Daȝ ander i/t otmudekeit
die alle hohfart ie vermeit
Daȝ dritte i/t daȝ man alle mal
sich gode hēymelichen /al
Daȝ vierde i/t /a ge/chaffen
daȝ man vnnucȝiȝ claffen
Mit namen zů allen ȝiden
gencȝliche /al vermiden
an allen enden hie vnde dort

ohne dass s. 5, sp. 1, v. 1—35 von einem *ersten* oder ausdrücklich von einem *andern /tucke* die rede wäre.

Mit s. 5 beginnt ein completer quaternio, der vom schreiber selber auf ihrem untern rande als 'II' bezeichnet ist. davor fehlt also eine ganze lage; von dieser ist weiter nichts zurückgeblieben als der heftfaden.

Hamburg, 27 juni 1897. FRITZ BURG.

NACHTRAG ZU DEN SCHLIERBACHER FUNDEN (Zs. 42, 220ff). 226, 61 sca[te] . . n] *l.* sca[te]n 226, 68 frvht] *l.* brvht 226, 72 *die ergänzung des anl.* S *in* [S]alcke *ist unsicher* 222, *anm.* 2 Pater] *l.* Per Dominum nostrum etc. 223, 14 vhilfet] *l.* [Z]vhilfet.

Zell a. d. Pram, oct. 1898. KONRAD SCHIFFMANN.

ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE.

1. Wilhelm Grimm an Friedrich Schlegel.

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr!

Ich nehme mir die Freiheit, die Correspondenz meines Bruders mit Ihnen fortzusetzen, unsere gemeinschaftlichen Arbeiten, wodurch ich auch einen kleinen Beitrag zu Ihrem Museum geliefert, geben mir ein halbes Recht dazu. Mein Bruder ist seit diesem Jahr als Legationssecretär im Hauptquartier der Alliirten, durch diese Trennung, wie überhaupt durch die neue Zeit, die uns hoffentlich das Glück der alten wiedergibt, sind wir in unsern Verhältnifsen so wie in vielen unserer Arbeiten gestört worden; ich kann aber sagen mit Freuden, wir hoffen sie unter befsern

Aussichten und mit leichter und freier Brust wieder fortzusetzen. Bei der Bewegung in der man ietzt lebt und dem Antheil an der grofsen Sache läfst mich die Zeit, die mir übrig wäre, doch nicht oft zum ruhigen arbeiten kommen, zum Theil bin ich auch damit beschäfftigt unsere grofse Bibliothek durchzusehen, damit wir von den Franzosen das gestolene wieder fordern können.

Indefsen komme ich doch in Gegenwärtigem mit einer literar. Bitte an Ew. Wohlgeb. die aber wieder in Verbindung mit dem politischen steht. Wir haben im vorigen Dec. eine neue Ausgabe des armen Heinrich von Hartmann von der Aue zum besten unserer Freiwilligen angekündigt; der Müller.Text ist höchst verderbt, das Gedicht selbst von ausgezeichnetem Werth und überdies für diese Gelegenheit recht pafsend. An dieser Ausgabe soll natürlich keine Mühe gespart werden, von der vatic. Hs. erhalten wir durch Glöckle eine Abschrift, sehr angenehm war es mir daher, in der Anzeige des Ms. zu Colocza das unter dem Namen des GesammtAbentheuers eine Sammlung von kleinen Erzählungen enthält auch den armen Heinrich, No cxxv, zu finden. Diese neue Recension wird für die Critik des Textes gewifs von Nutzen seyn und ich habe in der Einlage den Herrn Kovachich zu Pest gebeten mir davon (so wie vom Reinhart Fuchs des Glichsener, der sich glücklicherweise auch noch einmal findet) eine Abschrift zu verschaffen. Da ich seine Adrefse nicht weifs, ist nun meine Bitte an Sie, ihm diesen Brief sobald als möglich, denn ich möchte die Arbeit in dieser Zeit beendigen, zukommen zu lafsen, wollten Sie ein paar empfehlende Worte hinzufügen, so wäre dies eine besondere Güte, für die ich sehr dankbar seyn würde.

Ich weifs nicht, ob Ihnen eine Sammlung von Kinder- und Hausmärchen, die wir, vor einem Jahr etwa, herausgegeben, zu Gesicht gekommen ist; es war längst meine Absicht Ihnen einmal ausführlich darüber zu schreiben und Sie um Ihre Ansicht und Urtheil zu bitten, was mir auch heute die Zeit nicht erlaubt. Uns ist das Buch werth, das wir mühsam gesammelt, weil wir Freude an diesen unschuldigen und doch auch bedeutenden Sagen haben, die dem schönsten menschlichen Leben so nahe stehen. In der Auffafsung mag man leicht für poetische Arbeiten ungeübte Hände erkennen, dafür sind sie auf der andern Seite auch treu und ohne falsche Zuthat. Dafs sie der Geschichte der einheimischen Poesie von Nutzen sind ist wohl klar und zeigt auch hin und wieder wie ich glaube der Anhang; allein es war auch die Absicht dabei, dafs das Buch als eins, das Leben und Poesie enthält, wirken möge, dafs es ein eigentliches Erziehungsbuch werde. Es ist ja nichts anders als eine Sammlung defsen, womit das Volk sich erbaut und erfreut und womit es seine Kinder aufzieht. Man hat eingewendet, dafs manches wo nicht anstöfsig, doch so sey, dafs man es Kindern nicht geradezu sagen dürfe, allein es lag fast immer blos in der Verschiedenheit der Sitten

und ich vertraue darauf, dafs ein gesunder Sinn nur das rechte sieht und findet. Ich mufs hier abbrechen, aber ich wünsche sehr Ihre Meinung darüber zu vernehmen.

Das Museum fährt ungestört fort, Sie haben diesesmal dort das Glück gehabt den Druck und das Zerstörende des nahen Kriegs nicht zu empfinden. Unsere Altdeutschen Wälder werden noch einige Monate müfsen ausgesetzt bleiben.

Mit vollkommener Hochachtung Ew. Wohlgeb. ergebenster

Cafsel am 16ten Febr. 1814. W. C. Grimm

Secretär der Bibliothek.

Diesen schönen brief habe ich im april auf einer Liepmannssohnschen auction erstanden. der katalog bezeichnete vdHagen als adressaten, was ganz unmöglich ist, denn sein und seiner genossen 'Museum für altdeutsche litteratur und kunst' war schon 1811 *entschlafen, und WGrimm hatte keinen grund, an den von ihm in den Heidelberger jahrbüchern scharf beurteilten mann solche äufserungen über die märchen zu richten oder gerade von dieser seite hilfe in Österreich zu erbitten. es handelt sich um Friedrich Schlegels Deutsches museum (Wien* 1812*f), dessen mitarbeiter Jacob war* (3, 53 *'Gedanken über mythos, epos und geschichte'), aber auch Wilhelm auf grund des gemeinsamen aufsatzes 'Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die brüder Grimm in Cassel'* (4, 391). *Kovachich liefert* 4, 404*ff eine beschreibung der Kalocsaer handschrift, die* 1818 *von Majláth und Köffinger abgedruckt wurde, mit vollständigem inhaltsverzeichnis* (s. 410 LIII *'Dicz ist fuchs reinhart genannt',* s. 415 DXXV *'Dicz ist ein mere sich von den armen Heinrich'). — Der arme Heinrich* 1815 s. 142 *'Eine dritte neuerlich zu Colocza in Ungarn aufgefundene handschrift noch benutzen zu können, haben wir vergeblich gewartet . . . der gelehrte Ungar Kovachich, auf reisen begriffen, hat zu spät geantwortet, dass er nach erfolgter rückkehr aufs freundlichste helfen wolle, jetzt aber kein andrer das geschäft übernehmen könne, indem selbst eine versendung der hs. nach Pest oder Wien unübersteigliche schwierigkeit habe, weil das domcapitel im besitz derselben sey'.*

2. Jahn an Bernd.

Berlin den 1ten des Brachmonds 1816.

Mit einer guten Gelegenheit, durch einen braven Deutschen, den Hauptmann Leopold von Gerlach schicke ich Ihnen 'Die Deutsche Turnkunst'. Ich hoffe Sie werden der Schrift einen Platz in Ihrer Bücherei vergönnen. Haben Sie so viel Mufse, so lesen Sie doch gefälligst den Vorbericht, und sagen mir unverhohlen Ihr Urtheil über meine Grundsätze der Wortbildung und deren Anwendung. Der vierte Abschnitt würde Ihnen vielleicht dann am Anziehendsten sein.

Vieweg hat mir mahl gesagt : Es würde noch ein Ergänzungsband zum Campe nachgeliefert werden. Wahrscheinlich haben

Sie dann auch die Besorgung. Auf diesen Fall will ich Ihnen bereitwillig meine Sammlungen als Nachlese zustellen. Es sind doch wenigstens ein Paar tausend Wörter die noch alle gäng und gebe sind, worunter viele so schon seit Luther Schriftsässigkeit haben.

Die Ankündigung von Krausens Urwortthum schicke ich Ihnen, um sie zu prüfen und auch Ihre Stimme als Worthalter in der Sprachgemeinde ab[zu]geben. Es ist jetzt ein Aufschwarken so vieler Sprachwolken die nur der lebendige Odem des Sprachgeistes aus einander wehen kann, der leidige Sprachkrittel reitet auf dem Höllhefs[1] blind zu Moder und Verwesung. Auch ich sollte ein Vor-Urtheil zur Ankündigung schreiben, was ich aber vor der Sprachgemeinde nicht zu verantworten glaubte.

Dies für sich. Sonst vertrage ich mich mit Wolke, Zeune, Dr. Karl Müller, der ein Verteutschwörterbuch der Kriegsprache versucht hat, recht gut, halte ihnen aber in der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache Obstand, wenn sie die Sprache verständigen wollen. Haben Sie Müllers Verteutschwörterbuch nicht, so will ich es Ihnen schicken.

Die Gesetzurkunde der Berl. Gesellschaft für Deutsche Sprache werden Sie mit dem Einladungsschreiben zur Mitgliedschaft bereits erhalten haben.

Sie sind uns nun an der Warthe näher, als an der Prosna, und werden gewifs im Slavenlande nicht versklaven.

Ihr ergebenster Friedrich Ludwig Jahn
Grofse Friedrichstrafse 208.

Quartblatt in meinem besitz, ohne bezeichnung des adressaten: Christian Samuel Theodor Bernd, neben Radlof mitarbeiter am Campischen wörterbuch, 1813 *gymnasiallehrer in Kalisch an der Prosna,* 1815 *in Posen. Krause ist der philosoph Karl Christian Friedrich Krause, der die Berliner gesellschaft für deutsche sprache gegründet und schon vor der Dresdener 'ausführlichen ankündigung eines vollständigen wörterbuchs oder urwortreichtums der deutschen sprache' den plan eines 'urworttums' vorgelegt hatte.*

3. Lachmann an Zeune.

1. Aprill 1835

Mein verehrter Freund,

Vom Verderben des Marktes ist unter uns gar nicht die Rede: nur quälen, drängen und treiben lafs ich mich nicht gern.

Der ganze Inhalt der beiden Handschriften, mit mühseliger Arbeit errungen, kommt in meiner Ausgabe jedem zu Gute, der das Verhältnifs der Nibelungenhandschriften im Ganzen betrachten will, wofür sie sehr wichtig sind, oder der in einem andern Zusammenhang etwas Einzelnes daraus zu brauchen Gelegenheit

[1] Höllhefs *deutlich, aber AKöster vermutet einleuchtend* 'Höllhest' *als das beabsichtigte und verweist auf Myth.*[4] 704.

hat. Dafs es zwei bisher unbekannte Hdss. sind, und ihr Verhältnifs, kann da den Leser angenehm überraschen, die Neuheit ihm den Gebrauch versüfsen. Aber eine allgemeine Notiz, wie sie nach der Bekanntschaft von einer halben Stunde sich geben läfst, kann nur die Frucht fahrender Neugier und nur ein unbefriedigendes Futter für die Neugier sein. Wer sie liest, dem wird die Überraschung, die er künftig nicht ohne Nutzen haben könnte, verdorben, und doch nichts Wissenswerthes und Zusammenhangendes geboten.

Dies, und nichts anders, ist mein Motiv Ihrer Notiz meinerseits keinen Vorschub zu leisten. Ich brauche beide Hdss. noch kurze Zeit, um nachzusehen wo ich etwa nicht aufmerksam gewesen bin. So lange bekommen Sie sie nicht wieder zu sehen. Nachher habe ich über beide nicht mehr zu verfügen, und Sie mögen dann thun was Sie nicht lassen können. Ob Meusebach es billigt dafs über die seinige etwas Unnöthiges gedruckt erscheint, mufs er selbst wissen: und damit er Ihre Absicht erfafse, schicke ich unsere Correspondenz eher an ihn als Sie diese Antwort erhalten.

Für mich würde der Erfolg kein andrer sein, als dafs ich zu meiner Beschreibung der Handschriften nichts hinzusetzen, sondern nur dies verschweigen würde, 'Eine unnütze Notiz hat früher schon Zeune gegeben'. Wenn es aber etwa ein anderer sagt, so bin ich daran unschuldig. Von Büsching wäre es freundschaftlicher gewesen, Ihre Notiz über Hartmanns Gregorius zu unterdrücken, als hinzuzusetzen 'Eine bessere Nachricht giebt folgender Aufsatz' (Wöchentl. Nachrichten 4, s. 121). Ob Sie aus Freundschaft gegen sich selbst etwa die Notiz über die Nibel.Hdss. unterdrücken wollen, werden Sie selbst entscheiden: auf die meinige hat Druck und Unterdrückung gleich wenig Einflufs, sondern ich bleibe unverändert Ihr ergebenster

Lachmann.

Von mir auf der Liepmannssohnschen auction im april erstanden. der name 'Zeune' ist im text und auf der adresse s. 4 ausradiert, zwei scharfe stellen mit rötel eingeklammert. es handelt sich um die handschriften J (1835 *von der kgl. bibliothek zu Berlin erworben, s. Lachmann* 2 *ausg. s.* VII) *und h* (*Lachmann s.* IX : *'h, eine papierhandschrift des funfzehnten jahrhunderts, hat der freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach im jahr* 1830, *ich kann wol sagen mir und meiner ausgabe zu liebe gekauft. ich habe ihre lesarten nicht allein zum andenken an die damahlige freude, sondern weil einiges daraus zu lernen ist, in meinen anmerkungen stehen lassen, obgleich nachher leicht zu erkennen war dass sie nur abschrift von J ist'*). *er hat sie noch oder wider im frühjahr* 1841, *Wendeler s.* 244. *Zeune, schon von der recension des Wartburgkriegs her mit Lachmanns schärfe vertraut, beschränkte sich* 1835 *in vdHagens Germania* 1, 103 *auf die erklärung : 'Ob*

nicht die beiden kürzlich für Berlin gewonnenen handschriften, eine auf papier, eine auf pergament, in die mir herr professor Lachmann, welcher beide jetzt in seiner wohnung hat, freundlich einsicht gestattete, für die örtlichkeit dieser jagd eine neue, vielleicht die richtigste bestimmung, enthalten, will ich jetzt zurückhalten, da wir in kurzem in dem zweiten bande zur Lachmannschen ausgabe einen ausführlichen bericht darüber erhalten werden'. dagegen liefs es sich vdHagen nicht nehmen, ebenda s. 179 *auf die beiden hss. hinzuweisen und s.* 251 *ff ausführlich über J zu berichten. Lachmann ignoriert ihn. für Zeune hatte er trotz alledem ein gewisses humoristisches wolwollen, man denke nur an die drollige anekdote von Z. als luftschiffer im Grimm-Meusebachischen briefwechsel s.* 101 (*s.* 224 *Z. bei Goethe*); 1840 *aber, als Z. sich erdreistet über entweihung der Nibelungen zu sprechen, schilt er ihn verächtlich* (*an Haupt, Vahlen s.* 60 *vgl.* 247 *und* 126 *f*).

4. Jacob Grimm an Wurm.

Hochgeehrter herr professor,

im drange von arbeiten und geschäften gelange ich erst heute zur beantwortung Ihrer gütigen zuschrift vom 8. d. m. Ihre samlungen zum deutschen sprachschatz, die Sie sich uns zu überlassen entschliefsen wollen, enthalten nach der mitgetheilten probe ohne zweifel reichhaltiges, unserm wörterbuch dienendes material. Darf ich Ihnen dafür ein exemplar desselben anbieten? das ist wenig, aber viel mehr ist das bewustsein, mühsame eigne collectaneen herzugeben zur verwendung in ein vaterländisches werk, in welchem sie ihre rechte stelle finden, ohne welches sie möglicherweise ungenutzt liegen bleiben würden. Falls Sie bei Ihrem entschlufs beharren, bitte ich die sechs folianten Ihrer samlung an die Weidmannsche buchhandlung in Leipzig abzusenden; meinen lebhaften dank dafür werde ich im verfolg des werks noch vielfachen anlafs finden Ihnen zu wiederholen. sprache und literatur sind der Deutschen heiligste gemeinschaft, auf deren grund ihnen dereinst auch eine ausgedehntere zu theil werden wird und mufz. Hochachtend und ergebenst

Berlin 22 mai 1852. Jacob Grimm.

Das blatt hat mir vor jahren in Strafsburg die wittwe des Münchner sinologen und historikers Karl Friedrich Neumann geschenkt, nebst andern, die zweifellos an ihn selbst gerichtet sind; doch erscheint er, überhaupt auf ganz fremden gebieten tätig, in Jacobs vorrede sp. XLII *nicht unter den helfern und wird den brief als autograph erhalten haben. es ist wol an den Münchner Wurm zu denken. Jacob schreibt den* 17 *dec.* 1852 *an SHirzel* (*Anzeiger der zeitschrift für deutsches altertum* 34 — *Anz.* 16 = 226; *vgl. Hirzel* 35, 242 *f*): *'dieser Wurm ist es, der mir seine collectionen nach erscheinen der ersten lieferung antrug, ich lehnte sie aber aus ursachen ab und dafür sucht er sich nun zu rächen. es kann*

ihm aber zuletzt sehr übel bekommen'. ihm und Sanders, der seine concurrenzarbeit Uhland widmen wollte, doch von dem freunde der brüder Grimm zurückgewiesen wurde, gilt ja die bittre abwehr im vorwort sp. LXVIII : *'Zwei spinnen sind auf die kräuter dieses wortgartens gekrochen und haben ihr gift ausgelassen . . . ihr frevel ist unsrer öffentlichen zerrissenheit ein zeichen. alles dankes, der ihrem armen flicken am zeug sonst vielleicht geworden wäre, gehn sie baar'.*

Erich Schmidt.

Von Jacob Grimms 67 geburtstage.

Aus einem briefe W Wattenbachs an seine schwester Sophie, Berlin den 6 *jan.* 1852, *mitgeteilt von* E. Duemmler.

'Vorgestern wurde Jakob Grimms Geburtstag mit einer Gesellschaft gefeiert wozu sie mich auch eingeladen hatten. Homeyer brachte seine gesundheit aus, Jakob sprach in seiner eigenthümlichen Weise von seinen 67 Jahren, und dafs er noch Kraft und Frische zur Arbeit, und Lust zum Leben in sich fühle, auch es als ein gutes Omen annehme, dafs ihm eben heute der erste Druckbogen des weitaussehenden Wörterbuchs gebracht sei. Herzliche Worte von Wilhelm, mit grofser Rührung allerseits, die dann durch Jakob und Lepsius sich in Scherz und Heiterkeit auflöste. bei Tisch vergofs Rudolf ein ganzes Theebrett gefüllter Weingläser über Kortüm und Gerhard; da bald nachher der alte Jakob sich unserem Tische näherte, sagte Curtius zu ihm : Bei Ihnen fliefst ja der Wein in Strömen. J. warf einen Blick auf unsern Tisch, und erwiederte : Ah! Sie wollen andeuten, dafs Sie keinen Wein haben, und eilte fort ihn zu schaffen. Das machte einen höchst komischen Effect'.

Am 18 october 1898 starb zu Dresden prof. Franz Magnus Böhme, der, auf den bahnen Erks wandelnd, der geschichte der volkstümlichen deutschen musik in fleifsiger sammeltätigkeit reiches material zugeführt hat. — am 23 october erlag in Berlin dr Wilhelm Luft, kaum 27 jahr alt, plötzlich einem herzleiden, das den altdeutschen studien einen strebenden und scharfsinnigen jünger raubte.

Wilhelm Streitberg wurde als ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft an die akademie zu Münster berufen. — ebendort hat Franz Jostes mit dem titel professor seine lehrtätigkeit wider aufgenommen. — der privatdocent dr Albert Leitzmann zu Jena wurde zum extraordinarius befördert.

Prof. Paul Förster in Bonn folgt einem rufe als professor der englischen philologie an die universität Würzburg.

Habilitiert haben sich: an der universität Wien dr Theodor ritter von Grienberger für germanische sprachgeschichte und altertumskunde, an der universität Giefsen dr Karl Helm für deutsche philologie.

In den personalnotizen des vorigen heftes muss es statt Kellner heifsen: Keller.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 2 mai 1899

Abriss der urgermanischen lautlehre mit besonderer rücksicht auf die nordischen sprachen zum gebrauch bei akademischen vorlesungen. von Adolf Noreen. vom verfasser selbst besorgte bearbeitung nach dem schwedischen original. Strafsburg, Karl JTrübner, 1894. xii und 279 ss. 8°. — 5 m.

Von einer geplanten ausführlichen besprechung des obengenannten vortrefflichen buches, die aber, weil sie zuviel material in sich aufnehmen sollte, liegen blieb, gestatt ich mir, von der redaction aufgefordert, folgendes noch jetzt mitzuteilen.

Zu teil i: die sonanten (s. 1—102). am wenigsten wird in Noreens buch seine darstellung des ablauts auf allgemeine zustimmung rechnen können. dem studierenden, für welchen das buch bestimmt ist, müssen die erscheinungen des ablauts in N.s darstellung als vollständige regellosigkeit erscheinen. richtig wird zwischen einem qualitativen und einem quantitativen ablaut unterschieden. die theorie, dass dieser 'durch veränderungen der tonstärke hervorgerufen sei' 'dürfte' nach N. (s. 38) 'für viele fälle das richtige getroffen haben', die annahme dagegen, dass jener 'veränderungen der tonhöhe' seine entstehung verdanke, 'im wesentlichen verfehlt sein'. dem gegenüber halte ich, wie Hirt (Ark. f. nord. filol. xii 83), diese letztere annahme 'für einen der best begründeten puncte des idg. vocalsystems'. der unterschied zwischen qualitativem und quantitativem ablaut wird aber von N. rein mechanisch gefasst. die ablaute *ē : a* (§ 18) und *ǎ̄ ě̄ ǒ̄ : ə* (§ 20), die mit formen des quantitativen ablauts wie *ā : a* (§ 23), *a e o* : — (§ 29) durchaus auf einer stufe stehn, werden zum qualitativen ablaut (§§ 12—22) gestellt, ohne dass ein wort davon gesagt wird, dass jene ablaute anders zu beurteilen sind als ein ablaut *e : o*. zum quantitativen ablaut wird dagegen der vocalwechsel dehnungs-*ē : e* gestellt (*nēmum : niman* usw., § 24) ohne ein wort der erklärung und ohne eine bemerkung über den unterschied von dehnungsvocal und altem langen vocal. wie überhaupt in der regel der lange vocal vorangestellt wird, so dass als erste form des qualitativen ablauts der ablaut *ē : ō* behandelt wird (§ 12) vor dem ablaut *e : o* (§ 13), so wird beim vocalwechsel dehnungs-*ē : e* vom langen vocal ausgegangen, was historisch betrachtet dasselbe ist, wie wenn man beim vocalwechsel italien. *viéne : venite, suóle : soléte* aus *vĕ́nit, sŏ́let : vĕnī́mus, sŏlḗmus* vom

ie, uo oder der diesen diphthongen zu grunde liegenden dehnung *ē*, *ō* ausgehn wollte. umgekehrt wird dagegen beim ablaut *e* : dehnungs-*ō*, wo zufällig diese beiden formen neben einander zu belegen sind (§ 15), von der kürze ausgegangen und derselbe zum qualitativen ablaut gestellt. also *e* in aisl. *suefn* ist (s. 72) quantitativer ablaut von *ē* in aisl. *suǽfa* 'einschläfern', *ō* in aschwed. *sōva* 'einschläfern' dagegen (s. 54) widerum qualitativer ablaut jenes *e*. überall werden nur je zwei glieder einander gegenübergestellt, so dass eine und dieselbe ablautform in sehr verschiedenen reihen widerkehren kann, was auch alles sehr wol angienge, wenn nur irgendwo eine tabelle den lernenden über das verhältnis dieser verschiedenen reihen zu einander aufklärte. sollte nicht alles reinlich aufgehn, so würde niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn aus gründen wie den von N. in den 'einleitenden bemerkungen' § 11 dargelegten ein irrationaler rest bei ihm aufserhalb des systems verbliebe. aber ein system, geboten auf die selbstverständliche und dem lernenden nicht verborgen gelassene gefahr des irrens hin, ist dem lernenden nützlicher und dem mann der wissenschaft als leser, soweit derselbe darüber denkt wie ich, auch wenn er selbst das gebotene system für ungenügend und wesentlich unrichtig halten sollte, wenn nur der verfasser es für möglich und vielleicht richtig hält, in einem wissenschaftlichen buche weit lieber als gar kein system.

Während vereinzelt, so s. 165 beim worte *teikn* ahd. *zeihhan*, mitgeteilt wird, dass die vorliegenden formen 'durch ausgleichung eines ablautenden paradigmas' entstanden seien, und zwar eines nicht mit grundsprachlichen sondern in germanischen lauten von N. angesetzten, wird in manchen andern fällen, wo sie zur erklärung der vorliegenden doppelformen sehr angebracht gewesen wäre, eine entsprechende bemerkung unterdrückt. so wird die als beleg für den ablaut *er* : *ṛ* s. 97 angeführte differenz westnord. (*Inge-, Þor-*)*biǫrg* und ostnord. (*Inge-, Val-*)*borg* doch gewis auch nach der auffassung N.s, der Beitr. 7, 431 ff (1879) den ablaut in der germ. nominalflexion aufdeckte, sich durch ausgleichung nach verschiedener richtung hin aus einem paradigma germ. *-berʒō*, gen. *burʒdz* erklären. (dass diese und hundert ähnliche doppelformen nicht von einem accentwechsel innerhalb der nominalflexion herrühren, bringt Hirt mich nicht zu glauben.) daneben würde die anführung des neutralen collectivs auf *-io-* von 'berg', *-berʒia-* (ahd. *ga-pirgi*) und *-burʒia-* (Ἀσκι-βούργιο-ν ὄρος, saltus Teuto-*burg*iensis, vgl. Much Beitr. 20, 9) am richtigen orte sein. s. 63 bei anführung des suffixes germ. *-in-* : *-un-* vermiss ich die erwähnung der doppelheit got. (*Saur*)*-ini* ahd. *-in* acc. *-inna* und an. *-ynja* (vgl. Kluge Nominalstammb. § 39—42, Wilmanns DGr. II § 240 ff und die dort angeführte litteratur); das *-un-* auch hd. und nd. in formen wie ahd. *Buochunna* (a. 922, *Puohunna* a. 888, s. Förstem.), wonebe[n]

der urspr. nom. auf *-enī* durch silva *Baceni*-s = germ. *Bōkenī* di. 'buchin' bezeugt ist. — zu *-ter-*:*-tr-* oder *-er-*:*-r-* s. 86 stellt sich *Bructeri* und daneben der name des gaus *Borahtra* (vgl. Much Beitr. 17, 143); zu *-es-*:*-s-* ebda der name der Ems, germ. acc. *Amesį̄ā*ⁿ (Tac. *Amisia*), und daneben *Amsi-* im namen der *Ampsi*-varii, welche zusammengehörigkeit Müllenhoff läugnete, weil ihm der schwund des vocals noch undenkbar schien; dazu *Ôsna*-bruggi, Osnabrück am nebenfluss der Ems, der Hase, di. 'brücke der *Ἀμψάνων*'[1].

Das *ē*, das im hd. zu *ea, ia, ie* diphthongiert wird, wird von N. s. 30, wie gegenwärtig noch von den meisten, als 'geschlossenes *ē*' angesetzt, während es vielmehr (und entsprechend natürlich das germ. *ō*, woraus hd. *oa, ua, uo*) ursprünglich und im hd. und ndfrk. bis zur diphthongierung, offen gewesen ist, s. ref. KZ. 24, 508 ff (1878), JFranck Anz. XVII 191, Zs. 40, 51 ff und dort angeführte litteratur, Mackel Zs. 40, 254 ff, Kossinna Zur gesch. d. vn. Griechen (Trübnersche Weinholdfestschr. 1896). wenn ich jenes *ē* als 'offen' ansetze, so mein ich damit nicht ein geschlossenes (narrow) *ǣ*, sondern ein 'wide' *ē* (s. Zur ahd. allitterationsp. s. 67). dass das romanische aus offenem lat. *ĕ ŏ* durch dehnung erwachsene *ē ō*, woraus *ie uo*, und das mit jenem gleichlautende *ē* aus lat. *ae* offen gewesen ist, wird anerkannt: warum soll es dort ein offener, hier im germ. ein geschlossener laut gewesen sein, der, zt. in denselben ins germ. mit *ē ō* herübergenommenen wörtern, die gleiche diphthongierung mit demselben resultat erfährt? die lateinischen l a n g e n *ē*, die im hd. in ä l t e r e n lehnwörtern die gleiche diphthongierung erfahren, sind nicht gegen den offenen charakter des germ. *ē* ins feld zu führen: wahrscheinlich sind diese lat. *ē* bereits in den ersten jhh. unserer zeitrechnung, zu einer zeit wo lat. *ē* noch die länge des *ĕ* war, v o r der zeit wo die lat. grammatiker das *ē* als geschlossen bezeichnen, dem germ. zugegangen; jedesfalls war der laut, wo und soweit derselbe diphthongiert wurde zur zeit der diphthongierung (ahd. *meas, ziagal, ziahha, bieza*) und soweit derselbe im nd. und ae. durch *é* vertreten ist (mnd. *tegel, teke, bete*, ae. *bète, mése*)[2], genau derselbe laut, wie der der weit später auf-

[1] dieser gen. plur. bei Strabo p. 292 in den hss. (Müllenhoff *Ἀμψιανῶν* nach p. 291, wo die hss. *Καμψιανοί*). die länge des *ó* in *Ôsna-* (mit der qualität = got. *ó*) bezeugen die mundartlichen formen, ostwestfäl. *Av/en-*, Ravensberg *Eofenbrügge*.

[2] mnl. *béte*, unl. *beet* muss aus dem nd. entlehnt sein. mnl. *tíke*, nnl. *lijk* weist auf *thēca* mit geschlossenem *é*: entweder ist das wort mit diesem laut am untern Rhein soviel später herübergenommen, oder das lat. *ē* ist im nordwesten am untern Rhein früher geschlossen geworden als im süden an der Donau. (ebenso ae. *mýse* wenn = *míse*, oder in dieser form noch später herübergenommen zu der zeit, wo ahd. *spísa*?) oder wenn lat. *ē* schon zur zeit der ältesten entlehnungen geschlossen gewesen sein sollte, dann ist dieser im germ. fehlende laut im süden und wo das betr. wort von süden her aufgenommen wurde, durch offenes *ē*, im nordwesten am

genommenen aber zugleich diphthongierten gedehnten [illegible] kurz- und der des ebenfalls gleichzeitig diphthongierten $\bar{e}$ in germ. wörtern.

N. behandelt dieses $\bar{e}$, soweit es sich in germ. wörtern findet, in § 10 unter einer überschrift, unter der schwerlich jemand es suchen wird, als 'contraction'. mindestens hätte dieser überschrift ein fragezeichen hinzugefügt sein müssen, da N. im texte selbst die 'genesis' dieses $\bar{e}$ als 'noch nicht ganz klar' und es nur als 'wahrscheinlich' bezeichnet, dass es 'durch contraction aus anteconsonantischem ieur. $\bar{e}i$ entstanden, was besonders daraus hervorgehen dürfte, dass neben dem betreffenden $\bar{e}$ in verwandten wörtern *ai*, *ī*, *i* oder deren vertreter stehen'. dieser letzte umstand deutet weit eher auf eine entstehung aus *i* als aus $\bar{e}i$. das $\bar{e}$ ist m. e. aus ursprünglichem kurzem (offenen) *e* (mnd. *hêde* aus *hezdō*, mnl. *herde* ae. *heorde*, bei N. fehlend; *kên* aus *[illegible]* aus *gesnó-*? vgl. HPedersen IF. 5. 60[1]), oder, wie aus dem von N. zusammengestellten material selbst hervorgeht, in den meisten fällen aus einem aus *i* erwachsenen (offenen) *e* entstanden[1], in den meisten fällen vor germ. *z* > *R* (vgl. lat. *sero*, *fero* aus **sisō*, **fusi*, germ. *iz* > *eR* > westg. *ē*, *mē* neben hd. *mir*, *wē* neben hd. *wir* aus enklitischem germ. *wiz* neben hochtonigem germ. *wejez*, as. *mêda* ae. *mêd* 'miete' neben got. *mizdō* ae. *meord*), aufserdem vor dem spiranten germ. *ʒ* (ahd. *stiega* ua., vgl. Ehrismann Litbl. 16. 219), vor *r* (*hēr* aus **hir*) und vielleicht noch vereinzelt vor andern conss. *Frēso* ist vielleicht contamination von *Frīs-* und *FrēR-* aus *Friz-*. (*mēs* ist sicher das entlehnte *mēsa* = *mensa*, nicht, wie N. s. 31. 192 will, als ein urspr. **mējd-to-* zu got. *maitan* und den von Liden Beitr. 15. 512 f behandelten wörtern gehörig.) die auf Jellinek Beitr. 15. 300 (und Sievers ebd. 18. 409[1]) zurückgehende, auch von Kossinna und zt. von Franck s. 55 vertretene ansicht, dass das $\bar{e}$ aus *ei* erwachsen sei, ist [illegible], wo die ablautreihe *ei oi i* vorligt und der folgende cons. [illegible] zur wurzel gehört, d. i. für die meisten fälle, [illegible] statt von einer 'contraction' wäre also m. e. richtiger von einer 'dehnung' zu reden gewesen. die regel für den eintritt dieser dehnung ist freilich noch unklar.

Als ergebnis vermeintlicher 'contraction' behandelt N. in den-

[illegible] wiedergegeben worden, wie letzteres in einer [illegible] Franck aao. s. 45 ff. das vereinzelte [illegible] dass das ihm zur seite [illegible] nicht ein geschlossenes $\bar{e}$ gewesen sein kann.

[illegible] das [illegible] **kī-wi-* oder **kī-no-* einer [illegible] mit monophthongierung eines urspr. [illegible] got. *nais* 'nacken' entsprochen hätte.

[illegible] Leipz. 1890 [illegible] ist aber in den hauptpuncten [illegible] geht

selben § 10 aufserdem noch unter 2 das ū in *būan*, das antesonantisch aus *ōu̯* entstanden sein soll (während es eher zum *ōu̯* in einem ablautverhältnis steht), und dem das got. *au* vor voc. gleichgesetzt wird (welches meiner überzeugung nach vielmehr aus ō entstanden ist, das zt. aus *ōu̯*, vgl. Anz. xx 117 ff), und unter 3 ein analoges ī, das N. antesonantisch aus *ēi̯* entstehn lässt, und dem im got. *ai* entsprechen soll. dieses letzte ist meiner überzeugung nach sicher unrichtig (das got. *ai* vor voc. ist vielmehr aus i̯ oder ē entstanden): ahd. *fīant* ist nicht = got. **faiands*, wie es nach N. s. 36 scheinen muss, der nur das got. *faian* jenem particip zur seite stellt und das got. *fijands* gar nicht erwähnt, und die *Suiones* des Tac., aisl. *Suíar*, waren nicht, wie N. ansetzt, got. **Swaians*, sondern sicher **Swijans* (die *Suiones* sind aus, wenigstens im weiteren sinne, gotischer, nicht aus nordischer mundart von den Römern erkundet).

Das afr. *lógia, útlógia* '(eine jungfrau) verheiraten', dann auch medial (von der frau) 'verheiratet werden', ist nicht (N. s. 43. 77) germanische bildung der ō-stufe von der wurzel *legh-*, sondern vielmehr das lat. *locāre* (aliquam alicui) 'verheiraten', herübergenommen innerhalb der jüngeren schicht der lat. lehnwörter (s. KZ. 24, 510), die für lat. ĕ ŏ in offner silbe das gedehnte offne ē ō, woraus as. afr. ae. an. *é ó* (*breve, domus, schola, probāre*, ae. *prófian*, afr. *próvia*, an. *prófa*), und für lat. tenuis und media zwischen vocalen den westroman. tönenden spiranten zeigt (wie in ahd. *spiagal, cruogo, fīga* aus *speculum, crocus, fīcus*).

Zu teil II: die c o n s o n a n t e n (s. 103—234). s. 115: 'nach einem (ursprünglichen oder erst durch die . . . lautverschiebung entstandenen) spiranten bleibt jedoch ein [l. eine] ieur. tenuis unverschoben, oder vielleicht ist der fall der, dass die einmal durch lautverschiebung entstandenen spiranten in der betreffenden stellung wider zu tenues geworden sind (s. Meringer Zfdög. 39, 140 f)'. die regel wird darauf im einzelnen s. 116 f in der form einer reihe von ausnahmen von der lautverschiebung mit den worten vorgetragen: 'dagegen in der verbindung *sp*' (*st, ft, ht, sk*) 'bleibt' die tenuis, oder 'unterbleibt die verschiebung'. es kann m. e. keinem zweifel unterliegen, dass Meringer mit seiner kurzen andeutung aao. s. 141 recht hat (ich habe, unabhängig von Meringer, seit jahren in meinen vorlesungen den hergang demgemäfs dargestellt). die tenuis ist nicht 'geblieben', vielmehr gibt die germ. tenuis an stelle der indogerm. tenuis, einen vorzüglichen beleg dafür ab, dass, wenn irgendwo ein laut an der stelle desselben lautes einer älteren sprachperiode begegnet, der gewöhnlich ohne weiteres gezogene schluss, dass eben derselbe laut die ganze zwischenzeit hindurch dieselbe stelle eingenommen habe, sehr leicht ein fehlschluss sein kann[1]. die wandlung eines ton-

[1] vgl. EZupitza KZ. 35, 253 f: 'wir . . . lassen einen sprachlichen process gern den verlauf nehmen, den der mensch, hätte er in der angelegen-

losen spiranten nach tonlosem spiranten in die tenuis ist ein geläufiger lautübergang, zb. im neugriechischen[1]: dass in derselben weise die aus vorgerm. *pt kt, sp st sk*[2] hervorgegangenen germ. *ft χt, sp st sk* secundär aus urgerm. *fþ χþ, sf sþ sχ* (das *f* überall bilabial) entstanden sind, dafür sehe ich 1) einen beweis in der behandlung des vorgerm. *tt*, s. u.; aufserdem spricht dafür 2) die behandlung der germ. tonlosen spiranten *f þ χ* als vertreter der urspr. tenuisaspiraten *ph th kh*, die nach vorhergehendem tonlosen spiranten ebenfalls zu tenues *p t k* geworden sind (N. § 36: in der verbindung *sph* 'bleibt' *ph* als germ. *p*; nach ursprünglichem oder secundärem *s, f, h* 'bleibt' *th* als *t*, usw., got. *slōht* 'schlugst' aus *-ktha*). 3) der umstand, dass urgerm. *fþ, χþ* uns vereinzelt noch tatsächlich überliefert scheinen: Caesar, der *Tenchtheri* schrieb, wofür später *Tencteri*, hörte in diesem namen gewis noch germ. *χþ*; in 'Matribus *Vapthiabus*'[3] bezeichnet *pth* (für sonst übliches *pt* = germ. *ft*) gewis noch germ. *fþ*: diese *th* sind als zeugnisse für urgerm. *þ* nach *χ, f* zunächst natürlich für ein bestimmtes gebiet innerhalb der bestimmten zeit aufzufassen, indem die wandlung des spiranten in die tenuis, wie namentlich der folgende vierte punct zeigt, nicht auf dem ganzen germ. gebiete gleichmäfsig vor sich gegangen ist[4]. 4 das im nl. und westfäl. bis heute erhaltene *sch* = *sχ* ist in meinen augen das gebliebene urgerm. *sχ*, nicht secundär wider aus *sk* hervorgegangen. dass das jüngere nhd. nnd. (aufser westfäl.) *š* nicht aus *sk*, sondern aus *sχ*, mhd. mnd. *sch*, hervorgegangen ist (auf dem wege *sš* > *šš*,

heit etwas zu sagen gehabt, als den einfachsten und praktischsten vorgeschlagen hätte. aber die sprache ist origineller als der sprachforscher; um von einem punct zum andern zu gelangen, bedient sie sich durchaus nicht immer der geraden linie als des kürzesten weges, sondern geht in die kreuz und quer, oft auch rückwärts wie zu erneutem anlauf'.

[1] vgl. AThumb Handbuch der neugriech. volksspr., Strafsburg 1895, s. 13. *ϑ* wird nach jedem *σ, φ, χ* zu *τ*: *αἰστάνομαι* 'fühle', *φτάνω* 'erreiche', *λεύτερος* (*υτ* = *φτ*) 'frei', *ἐχτρός* 'feind'; *σχ* wird *σκ*: *σκίζω* 'spalte', *σκολειό* 'schule', *ἄσκημος* 'ungestalt, hässlich'; *σφ* dialektisch zu *σπ*: *σπάζω* 'schlachte', *σπίγγω* 'presse'. ebenso wird im au. *þ* (aus ð) nach *s, f* zu *t*, s. Noreen Aisl. gr. § 183, 2 a. c; im ae. *sþ* zu *st*, s. Sievers Ags. gr. § 201, 6, wozu noch das adän. lehnwort ae. (Chron. a. 1012) me. *husting*, ne. *hustings*; im jüngern engl. *fþ, sþ* zu *ft, st* (ae. *þeofð*, me. älter *þeofðe*, jünger *þefte*, ne. *theft*, ae. *nos-ðyrl*, ne. *nostril*); die unbequemheit des *sþ* tritt ne. noch zu tage in der gestaltung griechischer fremdwörter wie *asthma*, *Isthmus*, in denen griech. *th*, abweichend von der allgemeinen regel, ne. = *t*; entsprechend ist im anlaut *phth* ne. zu (*ft*, woraus nach abwerfung des *f*) *t* geworden (*phthisic* = *tĭzik*).

[2] *k* setz ich hier und im folgenden der kürze wegen für urspr. *c k q*.

[3] ClRhen. ed. Brambach nr 1993. vgl. Much Zs. 35, 318. der name, germ. *vaftī*, bedeutet eher 'weberin' als (wie Kern Revue celtique 2, 177 annahm) mit dialektischem *ft* für *χt* 'wächterin, hüterin'.

[4] beide namensformen mit *fþ, χþ* werden vielleicht allgemein mittelfränkisch, in erster linie jedoch ubisch gewesen sein. für die inschrift vermutet Much aao. ubische herkunft, und auch der name der *Tenchtheri* wird mit *χþ* von Caesar in erster linie aus ubischem munde gehört sein, s. BG. IV 8. das ihm nicht wie *χϑ* vom griech. her geläufige gall. *χt* schrieb Caesar *ct*.

oder stellenweise, besonders hd. *šχ* > *šš*, > *š*), wird gewis allgemein anerkannt (die wandlung *sk* > *š* ist nur in dem falle eine geläufige, dass palatalisierung vorligt, wie im italien., schwed. und zt. engl., *sk'* > *stš* > *sš* oder *štš* > *šš* > *š*). spontane wandlung eines *sk* in *sχ* aber ist nichts weniger als eine geläufige, so wenig wie die des *sp* in *sf* : geläufig ist nur die umgekehrte wandlung, wie die des *χs, φs* in *ks, ps*[1], so die des *sχ* in *sk* : nur im zusammenhang mit einer allgemeinen wandlung aller *k* in *χ*, wie die germ. lautverschiebung (denn die hd. verschiebung kann hier nicht in betracht kommen), kann die wandlung *sk* in *sχ* verstanden werden. die Römer geben germanisches *sχ*, wo sie es hörten (wie in *Xerusχōz* oder *Herusχōz, Sχaðinau̯i̯ā-*), in sprache und schrift durch ihr *sc* wider, und diese röm. schreibung hat sich ununterbrochen bis in die ahd. und and. zeit hinein fortgesetzt. ich glaube, dass ahd. anfrk. as. *sc* in grofser ausdehnung in würklichkeit ein *sχ* gewesen ist; anderseits aber ist anzunehmen, dass, wie im gotischen, so auch im altdeutschen das urgerm. *sχ* vielfach würklich in *sk* übergegangen ist, dem übergang der *sf, sþ* in *sp, st* parallel : auf der grenze zum mhd. und mnd. wird dann von einem zusammenhangenden gröfseren gebiete aus, wo sich das *sχ* constant gehalten (vielleicht dem nordwestdeutschen), dieses sich verbreitet und das *sk* verdrängt haben und zwar nicht durch einen eigentlich lautphysiologischen vorgang[2].

Wenn vorgerm. *sk st kt pt* durch die germ. lautverschiebung zu *sχ sþ χþ fþ* geworden ist, dann m ü s s e n vorgerm. *tk, tt* (und *tth*, N. s. 190 ff), wenn diese verbindungen bestanden und nicht statt derselben bereits älter *tsk, tst* (*tsth*) eingetreten war (s. u.), zu *þχ, þþ* geworden sein (und vorgerm. *kk, pp*, wenn es solche gab, zu *χχ, ff*). (N.s bemerkung zu anfang des § 35, unmittelbar auf die oben s. 117 angeführten sätze von der nichtverschiebung der tenues nach spiranten folgend : 'möglicherweise sind auch die durch assimilation eines nasals mit einem [l. einer] vorhergehenden tenuis entstandenen germ. geminaten *pp, tt, kk* schon ieur. vorhanden, also unverschoben'[3], ist demnach, wenn ich recht habe, abzuweisen.) umgekehrt, wenn vorgerm. *tt* im german. zu *þþ* verschoben ist, dann m u s s vorgerm. *pt, kt* und *s* + tenuis durch die lautverschiebung geworden sein, was oben gelehrt. ur-

[1] vgl. neugriech. *αυσ, ευσ* > *αψ, εψ*, Thumb s. 14.

[2] indem ich oben nur vom hd. und nd. rede, will ich damit keineswegs für nördlichere fries.-engl. mundarten die möglichkeit der längeren erhaltung des *sχ* abweisen, wie auch anderseits die widereinsetzung des *sχ* nicht an der grenze des deutschen halt gemacht hat. ich führe hier nur an, dass auf der insel Sylt an stelle des zu meiner zeit geltenden *sk* früher nach sichern positiven zeugnissen allgemein *s* mit folgendem velaren spiranten gesprochen worden ist, entweder bewahrung des urgerm. *sχ* oder nachahmung des nd. oder nl. *sχ*. in unserm jh. dringt ebenso auf dem wege der mode *š* für *sk* aus dem nd. in nordfries. gegenden vor, das *sk* verdrängend.

[3] vgl. KZ. 24, 517 und dazu Beitr. 7, 460 anm. 2.

germ. *þχ* aus *tk* ist später zu *sχ* (und dieses in derselben ausdehnung wie das aus *sk* entstandene *sχ* zu *sk*), urgerm. *þþ* später zu germ. *ss* geworden. dass dieses *ss* aus *þþ* hervorgegangen und vorgerm. *tt* durch die lautverschiebung *þþ* geworden ist, hab ich bereits Beitr. 7, 460 behauptet (das letztere damals zunächst nur für die stellung vor der tonsilbe, während ich es seit Kluges darlegung Beitr. 9, 150f für alle fälle angenommen habe), und ich habe seitdem trotz allem widerspruch daran festgehalten, und eben als notwendige consequenz dieses satzes hat sich mir nicht lange nachher das oben dargelegte über die verschiebung der tenues nach spiranten ergeben. Kluges lehre (aao. 151), dass vorgerm. *tt* zu germ. *þt* geworden sei, ist unmöglich, denn wenn *tt* (nicht *tst*) urgerm. *þt*, dann ist *tk* (nicht *tsk*) urgerm. *þk*, und wie dieses tatsächlich germ. *sk* (N. s. 116f), so wäre jenes *þt* germ. *st* geworden: nimmermehr hätte es germ. zu *ss* werden können. die gewöhnliche annahme ist jetzt die, dass das erste *t* 'schon in ieur. zeit auf irgend welche weise spirantisch modificiert' worden sei (N. s. 190). das 'in ieur. zeit' mag richtig sein, nämlich als vorstufe für das iran., slav., lit., griech. *st*, aber dass die modification gemeinindogerm. gewesen sei, halt ich für unbewiesen[1]. wenn, nach Osthoffs und Brugmanns früherer annahme, urspr. *tt* vorgerm. *tþt* (und *tk* vorgerm. *tþk*) geworden ist, dann wäre dieses nach meiner ansicht durch die lautverschiebung *þþþ* > *þþ*, woraus später *ss* (*tþk* zu *þþχ* > *þχ* > *sχ*) geworden. wenn Braune (IF. 4, 341ff), der vorgerm. *tst* ansetzt, im übrigen mit seinen darlegungen in der hauptsache recht haben sollte, so würde ich am ehesten geneigt sein anzunehmen, dass urspr. *tt* germanisch bereits vor der lautverschiebung ebenso wie im ital. zu *ss* geworden sei[2], in welchem falle dieses *ss* für die frage, ob tenues nach spiranten germanisch verschoben worden sind, nicht in betracht käme. bestand vor der lautverschiebung *tst*, so wäre dieses durch die lautverschiebung nach der gewöhnlichen annahme *þst*, nach mir *þsþ* geworden, das möglicherweise mit ausstoſsung des mittleren *s* zu *þþ* hätte werden können. geschah dieses nicht, so wäre *þsþ* und ebenso *þst* zu [illegible] *st*, dieses aber nimmer zu germ. *ss* geworden. dass aber im 1 jh. v. Chr. [illegible] schon *ss*, wie Braune will, und nicht *þsþ* oder *þst*, und [illegible] vor der lautverschiebung *ss* an stelle des urspr. *tt* [illegible] [illegible] ich einen beweis im namen der Chatten [illegible] = Hessen?

[illegible] der wandlung der [illegible] [illegible] [illegible] buch s. 124f die [illegible]

[1] [illegible] f.

[2] [illegible]

probe nicht deutlich hervor: es werden zwar genug beispiele für den wechsel der tonlosen und tönenden gegeben, aber es fehlt eine übersichtliche zusammenstellung solcher fälle, die unter vergleichung von formen verwanter sprachen mit gewahrtem urspr. accent die regelmäfsigkeit der belassung der tonlosen nach haupttonigem sonanten derselben silbe zeigen. der leser, der Verners gesetz erst aus N.s buch kennen lernen sollte und die gegenprobe selbst machen will, findet solche für germ. *f þ χ* im abschnitt s. 115ff nur mit mühe und in geringer zahl inmitten andrer beispiele, für *s* gar nicht. betreffend das *-s* in endungen werden s. 133 einige typische beispiele für die wandlung von *´-os* in germ. *-az* angeführt, während von *-ós* nichts gesagt wird: der leser wird annehmen müssen, dass es germanische nom. sg. m. *-as* aus urspr. *-ós* gebe[1]. die bemerkung ebd. über den schwund des *-z* im westgerm. muss der leser so verstehn, dass das *-z* als solches, nicht als *-R* im westg. geschwunden sei.

Ich bemerke zu beiden abteilungen des buches noch einige einzelheiten, wobei ich alles, was ich bereits von andern angemerkt finde, unterdrücke. s. 46: afr. (*sin thredda*) *siá* ist nicht '(drittnächster) verwanter' sondern 'nachkomme (im dritten gliede)', aus *selven-* zu *seq-* 'folgen' (wie afr. *siá* = got. *saiwan*)? — s. 66: N.s annahme, dass ae. *éce* aus *ejek-* aus *ajik-* entstanden sei (dessen *-ik-* mit dem *-uk-* in got. *ajuk-dūþs* in einem wechselverhältnis stehe), ist unmöglich. — s. 69: beim ablaut *ā* : *a* wird afr. *nosi* 'nase' mit langem *ō* angesetzt und zu lat. *nāres* gestellt: das afr. *nose*, rüstr. *nosi* ist vielmehr genau = ae. *nosu*, das weiter unten s. 101 beim ablaut germ. *ne* und *na* : *nu* an der richtigen stelle steht. — s. 83 und widerholt 94 und 131 werden

[1] Hirts soeben Beitr. 23, 329 ausgesprochene annahme, dass *-rs* aus *-rós* im got. geblieben, dagegen *-rz* aus *´-ros* zu *-r* geworden sei, halt ich (abgesehen davon, dass die regel durchaus nicht genau stimmt) für unmöglich. denn ich glaube, dass der am meisten uniformicrende gotische dialekt am wenigsten die *-s* und *-z* so lange auseinander gehalten hätte, bis nach speciell gotischem gesetz *-rz* zu *-r* werden konnte. die offenbare tatsache, dass laute *r l n m*, die einen vocal neben sich verloren haben, auch nach vorhergehndem cons. in fällen wie *akr(s)* im gotischen und altnordischen consonanten bleiben, ebenso wie im heutigen franz., nicht sonanten werden oder einen hilfsvocal zu sich nehmen, verbietet anzunehmen, dass das *s* etwa nach sonantischem *r* erhalten sei (*akṛs*), weist aber auf eine andre erklärung. wie lat. acc. *cārum*, *fĕrum*, *lībrum*, pl. *-ōs*, vulgärlat. *cārŏ(s)*, *fĕrŏ(s)*, *lĭbrŏ(s)*, im franz. zu *cher(s)*, *fier(s)*, aber mit erhaltenem vocal *livre(s)* geworden ist, ebenso muss zu der zeit, wo germ. acc. (nom.) *steura(z)* zu *steur(z)* ward, der hier geschwundene vocal im vorhistorischen gotischen als vielleicht reducierter vocal noch eine zeitlang erhalten geblieben sein, wo dem *r* (und ebenso wol einem *l n m*) ein geräuschlaut (oder überhaupt ein cons. aufser mitlautendem vocal) vorhergieng, *akr^{a}(z)*, und dieser vocal muss noch vorhanden gewesen sein zu der zeit, wo *-rz* zu *-r* ward, got. *stiur*. für die substantive trifft, soweit die nominative belegt sind, die regel zu, während für die adjectiva constatiert werden muss, dass aufser den alten comparativen *anþar*, *hvaþar*, *unsar*, *izvar* alle adjectiva, wozu auch *hôrs* 'buhlerisch', das *-s* analogisch angenommen haben.

gar nicht vorkommende ae. *Héahas* = *Chauci* angesetzt (ebenso begegnen in dem buche einige ahd. geographische unformen, vgl. Much Beitr. 20, 30f). — s. 99 wird ahd. *untar* 'zwischen, unter' aus urspr. *ṃdh-* hergeleitet. zu trennen sind als zwei ursprünglich verschiedene wörter einerseits die gemeingerm. präp. *unter* 'sub' aus *ṇdh-* (skr. *adh-* lat. *inf-rā*) und dies vielleicht aus *ṃdh-*, andrerseits das innerhalb des germ. nur deutsche *unter* 'zwischen' = lat. *inter* skr. *antár* (aus urspr. **én-tor*, *ṇ-tér-*), comparativbildung von urspr. *en*(*i*) 'in'. — s. 164 : das adverb mnd. mnl. *vaken* 'oft', als lehnwort auch ins fries. übergegangen, hat nicht urspr. langen vocal und *k* aus *kk* aus *kn*, sondern es ist der dat. plur. von *fak* 'fach', ae. *fæc* 'zeitabteilung', vgl. JGrimm Wb. III 1220 unter *fach* 6; das *k* also zu N. s. 183f (wechsel von ieur. tenuis und media im wurzelauslaut). — mit Tamm Beitr. 6, 400ff, der s. 169 zwar citiert, dessen ansicht aber nicht angeführt wird, glaub ich gegen N. s. 170, dass germ. *-t* aus *-d* auslautend in einsilbigem worte gewahrt, nur in mehrsilbigem worte geschwunden ist. — s. 195 unten werden bei besprechung des wechsels *-r* : *-n* ahd. *hêr*(*e*)*ro* : gr. *κοίρανος* zusammengestellt. jenes wort hat an dieser stelle nichts zu tun, da es eine verhältnismäfsig junge übersetzung des roman. 'senior' ist und als solche nicht ein alter erstarrter comparativ mit *-r-* sein kann, vielmehr ein comp. auf germ. *-z-* ist. — s. 216 unten : die von N. angenommene länge des *u* im namen der *Sturii* ist unsicher, vgl. Anz. XXII 152 unten f.

Die correctur der zahlreichen cursiv gedruckten wortformen ist im ganzen eine vorzügliche gewesen. es finden sich innerhalb derselben, abgesehen von dingen wie *r* für *ṛ* und ähnlichen kleinigkeiten, nur sehr wenige druckfehler (es fehlt zb. ein *k* in der grundform von *νίφα* s. 177 z. 6 v. u.) und versehen (zb. *c* für *ʒ* in der grundform von lat. *genius* s. 8 z. 20), die nicht bereits von vf. selbst auf der beim oder besser vor dem gebrauch zu berücksichtigenden letzten s. 279 berichtigt sind [1]. dagegen sind innerhalb des nicht cursiven textes mehrfach kleinere sprachliche verstöfse stehn geblieben, die indessen beim gebrauch in keiner weise stören können [2]. eine grofse unbequemlichkeit beim

[1] s. 52 bei besprechung des suffixes germ. *-in-* : *-an-* sind zwischen z. 11 und 12, wo wir lesen '*hanan* 'hahn'; 'sieben'', vor 'sieben' einige wörter ausgefallen, die sich nach s. 63 z. 12 und des vf.s Urgerm. judlära I 39 mit sicherheit als 'ahd. *sibin* : *siban*' ergänzen lassen.

[2] so zb. im ersten satz des vorwortes : wiewol ich weifs, dass . . ., habe ich jedoch (l. doch) . . .; s. 1 z. 9 vocale : kurze . . ., reducierten (l. -te) . .; s. 2 anm. 6 : Saussure stellte (l. trug) die annahme vor . .; s. 3 note : rücksicht, nur wenn (l. nur rücksicht, wenn) . .; s. 144 z. 14 : indem ich an (l. auf) die genannten paragraphen verweise . .; s. 186, 2 z. 3 : ob der eine laut aus der andern entstanden ist . .; s. 193 z. 3 : die erscheinung gehört . . überhaupt nicht der lautlehre (l. in die lautlehre, der lautlehre an), ua.

gebrauch des buches, in dessen text häufig auf §§ desselben buches verwiesen wird, ist es, dass die nr der durchschnittlich vier seiten langen, häufig aber weit längeren §§ nicht oben an der inneren seite des columnentitels angegeben ist.

Ich habe nur einen kleinen teil dessen anführen können, was ich in dem buche etwas anders hätte wünschen können, und habe völlig schweigen müssen von den weit zahlreicheren, zu jenem sich etwa wie 100 : 1 verhaltenden dingen, in denen ich dem vf. zustimme. sein buch, das nichts weniger als elementar ist und das für jede erscheinung nicht, wie bücher ähnlicher art gewöhnlich, nur wenige, sondern überreiche beispiele bietet (die freilich nicht überall ohne weiteres ohne kritik hinzunehmen sind), ist im allgemeinen als ein vorzügliches hilfsmittel für studierende wie für universitätslehrer aufs beste zu empfehlen.

HERMANN MÖLLER.

Die germanischen gutturale. von ERNST ZUPITZA. [Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von MAX ROEDIGER. achtes heft.] Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1896. 262 ss. 8°. — 10 m.

Durch welche laute werden die idg. labiovelaren, velaren und palatalen consonanten im germanischen vertreten? das ist die frage, deren beantwortung der verfasser des vorliegenden buches seiner eigenen angabe noch erstrebt (vgl. s. 1 z. 14 ff).

Dieser in den einleitenden bemerkungen angekündigten untersuchung geht nun aber noch eine im inhaltsverzeichnis 'erster teil' genannte einleitung voraus, in der Zupitza die lehre vom übergang idg. labiovelarer geräuschlaute in germ. reine labiale als irrig zu erweisen versucht; und diese 48 seiten füllende 'kritik der labialisationstheorie' bildet ohne zweifel den interessantesten, den streit am meisten herausfordernden teil des ganzen werkes. so mag sich denn auch die hiermit beginnende besprechung, zumal die zeit für ein ausführliches referat ohnedies bereits verstrichen scheint, im wesentlichen auf die kritik der labialisationstheorie beschränken, also auf die von Z. unternommene beantwortung der frage, wodurch die idg. labiovelare im germ. nicht vertreten werden.

Der vf. unterwirft die für den übergang von gutturalen in labiale vorgebrachten beispiele einer strengen kritik, sucht neue gleichungen an stelle der ihm falsch erscheinenden zu setzen und bemüht sich, die verhältnismäfsig kleine zahl von fällen unleugbaren übergangs von gutturalen in labiale durch andere als rein lautgesetzliche vorgänge zu erklären.

Wie die ganze arbeit verrät auch der hier ins auge gefasste abschnitt einen nicht gering anzuschlagenden fleifs und eine befähigung zu etymologischer forschung, die sogar anspruch auf bewunderung erheben darf. aber diesem beneidenswerten spürsinn bleiben die irrwege doch nicht ganz erspart. ein paar bei-

spiele, die Z.s arbeitsweise veranschaulichen, werden diese misgriffe erklärlich machen. s. 17 z. 9 ff heifst es:

'Mehrere deutungen lässt arm. *gail*, gen. *gailoy*, zu. jedesfalls aber ist an der verwantschaft mit *vṛka-* usw. festzuhalten, die zusammenstellung mit ir. *fáelchú* daher nicht zu billigen. letzteres bedeutet eigentlich nichts als 'wilder hund'. (*fáel* zu kymr. *gwyllt* 'wild', got. *wilþeis*). vgl. *cú allaid*; es ist eine ganz unursprüngliche bezeichnung des wolfes'.

Dass arm. *gail* mehrere deutungen zulässt, werde ich nicht bestreiten. diese etymologische mehrdeutigkeit gebe ich überhaupt für alle wörter zu, die jemals in irgendjemandes mund genommen worden sind. es fragt sich eben nur, welche erklärung anspruch auf wahrscheinlichkeit hat.

Ein fremdwort scheint das arm. *gail* nicht zu sein. denn von allen sprachen, die mit der armenischen in berührung gekommen sind, haben nur die südkaukasischen eine ähnlich klingende bezeichnung des wolfes aufzuweisen : ingiloi *gel*, gruzinisch *mgeli*, mingrelisch *geri ngeri*, lazisch *mgeri*. dieser umstand der beschränkung des ähnlich klingenden wortes auf das südkaukasische deutet aber entschieden auf eine entlehnung in umgekehrter richtung, wie sie beispielsweise im gruzinischen und mingrelischen *artcivi* sowie im svanetischen *artciv* aus arm. *arcvi arciv* 'adler' = aind. *ṛjipyá-* 'sich streckend, im fluge ausgreifend' (dem beiwort des *śyená-* 'adler') allem anschein nach vorligt.

Von allen bisher versuchten gleichsetzungen mit idg. wörtern ist nun aber die mit ir. *fáel* die einzige, gegen die beim heutigen stande des wissens kein stichhaltiger einwand erhoben werden kann. abgesehen von dem durch nichts gestützten vorurteil, dass arm. *gail* zum aind. *vṛka-* gehören müsse, weifs Z. denn auch gegen die von Stokes herrührende gleichung *fáel* = *gail* nur die behauptung ins feld zu führen, *fáel* entspreche dem kymr. *gwyllt*, *fáelchú* bedeute 'wilder hund' und sei eine ganz unursprüngliche bezeichnung des wolfes. Z. vergisst jedoch, dass die gleichung *fáel* = *gwyllt* eine hypothese, die bedeutung 'wolf' dagegen eine tatsache ist. vgl. *Imsái Conchobar chucu amal fáel fó chairib* 'Conchobar wendet sich gegen sie, wie ein wolf [sich] unter die schafe [stürzt]' Tochmarc Ferbe, LL. 258 b; Ir. texte III 2. 516; *Dásthir imbi iarum ocus rodn-imbeir forru amal fáelaid etir cháircha* 'darauf wird er wie rasend und stürzt sich auf sie, wie ein wolf unter die schafe' Togail Troi, H. 2, 17. 160 a. 160 b; Ir. texte II 1, 45; *fer eissidhe no theghedh fri faeladh* 'er war der mann, der wolfsgestalt anzunehmen pflegte' Cór Anmann Ir. texte III 2, 376.

Ein anderes beispiel, und zwar ein noch besseres für die versuchte charakteristik, ist ein bericht über die behandlung, die der vf. dem worte *leber* und seinen würklichen oder mutmafslichen verwanten zu teil werden lässt. im hinblick auf franz.

foie, ital. *fegato*, span. *higado* aus lat. *ficatum*, dem oft mit *jecur* verbundenen adjectivum, nimmt er auch für das ahd. *lebara libera*, aisl. *lifr* und aengl. *lifer* eine entwicklung aus attributivem λιπαρός an. (vgl. Meillet Mém. soc. ling. VIII 285, auf den Zupitza übrigens auch hinweist.) wär es nun bei dieser vermutung geblieben, so liefse sich kaum etwas einwenden. Z.s ehrgeiz begnügt sich jedoch nicht mit einer vermutung. das germanische wort für leber soll deshalb nicht zu *yakṛt*, ἧπαρ etc. gestellt werden können, weil anlautendes *lj* im germanischen nicht zu *l*, sondern zu *j* werde. nach Z. gibt es nämlich noch ein zweites, bisher verkanntes wort mit anlautendem *lj*, das ist das dem aind. *yugám* gr. ζυγόν etc. zu grunde liegende urindogermanische substantiv, und dieses ist bekanntlich im got. zu *juk* geworden. ganz aus der luft gegriffen ist diese behauptung nun freilich keineswegs. Z. beruft sich auf das arm. *luc* 'joch', dessen *l* Bugge (KZs. 32, 87) aus der einwürkung des lautlich und begrifflich nahestehnden verbs *lucanem* 'ich spanne ab' zu erklären versucht hatte. aber wenn sich auch Z.s behandlung nicht widerlegen lässt, ja sogar eine stütze an dem arm. *luc* findet, darf man dabei vergessen, mit welcher vorsicht beim heutigen stande des wissens jede arm. etymologie aufzunehmen ist? ist es zudem nicht merkwürdig, dass im slavischen, wo eine ausgesprochene vorliebe für anlautendes *lj* (woraus dann palatales *l*) herscht, das idg. **ljugo-* zu *igo* geworden ist? vielleicht wird man einwenden, dass es sich bei diesen beliebten slav. lautverbindungen nicht um das idg. *j* handle, sondern um ein erst spät aus dem *e* des diphthongen *eu̯* entstandenes. dann dürfte man jedoch noch immer eine aufklärung darüber erbitten, warum wortanlautendes idg. *lj* (bezw. *li̯*) anders behandelt worden ist als ein silbenanlautendes. in den slavischen verben mit einem *i̯o* -suffix wie *melją* 'mahle', *stelją* breite aus, *velją* 'befehle', *kolją* 'schlachte' beginnt ja die zweite silbe mit *lj*, nicht mit *j*.

Doch Z. bearbeitet noch ein schwierigeres problem. 'im idg. war ein adj. **liperos* oder **lip'ros* häufiges beiwort von *ljēkᵘert*. die verbindung vererbte sich in das sonderleben des arm. hinein, aus **lekard lear* aber entstand durch contamination *leard*'.

Soll man da den scharfsinn des vf. bewundern, oder soll man wie er (s. 13 z. 13) ausrufen : 'dâ hœret ouch geloube zuo'? vorher hat er übrigens erwähnt, dass Hübschmann Arm. stud. n. 120 den schwund des *ku̯* auffallend finde, um dann fortzufahren : 'in der tat ist alles in ordnung, wenn man für das arm. von altem *p* ausgeht'. darin denk ich nun aber anders, und was dem einen recht ist, sei dem andern billig. ich wundere mich über den schwund des intervocalischen *p*. denn ich denke an *aṙvēs* 'fuchs' ἀλώπηξ, *arciv arcvi* 'adler : ai. *ṛjipyá-*, *ev* 'und' aind. *api*, griech. ἐπί, *evtʻn eutʻn* 'sieben' : aind. *saptá sápta* uaa.

Doch ich will einmal annehmen, alle von Z. aufgestellten etymologischen gleichungen wären in jeder beziehung unanfechtbar — und viele sind es vielleicht — die tatsache, dass im germ. oft ein labialer consonant an stelle eines älteren gutturalen erscheint, bleibt nach wie vor bestehn. dass got. *fimf* zu πέντε etc. gehört, ist so sicher wie nur irgend etwas auf idg. sprachgebiete, und Z. bezweifelt es natürlich nicht. aber das zweite *f* ist nach ihm das ergebnis eines assimilationsprocesses. gut. wenn nun das *f* des got. *wulfs* 'wolf' auch das ergebnis eines assimilationsprocesses wäre?

Doch hören wir zunächst noch Z.s ansicht über eine erscheinung an, die er 'alternation' nennt.

Er constatiert der wahrheit gemäfs einen durchgreifenden parallelismus zwischen gutturalen und labialen wurzeldeterminativen und unterscheidet drei classen: 1) die reine wurzel kann neben ihren weiterbildungen noch nachgewiesen werden, wie in στύω 'richte steif empor' neben aind. *stúka-* 'zopf' und aind. *stupá-* 'schopf'; 2) die wurzel ist noch leicht herauszuschälen, aber in ihrer einfachsten gestalt nirgends mehr vorhanden, wie bei aind. *tuh* 'quälen' : *tubh* 'durch einen schlag verletzen'; 3) ein abtrennen der alternierenden wurzeldeterminative ist dem heutigen stande der kenntnisse nach nicht zulässig, so dass man sich auf die feststellung von parallelwurzeln zu beschränken hat wie bei aind. *sácati* 'er folgt' : *sápati* 'er bedient'.

Z. verfehlt nicht darauf aufmerksam zu machen, dass unter den idg. sprachen keine reicher an 'alternationen' sei als die germanische, dass diese aus einigen ererbten mustern ein würkliches princip abstrahiert und dasselbe zum range eines consonantischen correlats zum ablaut erhoben habe.

Wenn nun die von Z. aufgestellte liste nur solche wörter enthielte, bei denen alternierende wurzeldeterminative, wenn auch nicht für die urzeit nachzuweisen, so doch wahrscheinlich zu machen wären, dann könnte man die alternationen in einen gegensatz zu den germanischen übergängen von gutturalen in labiale stellen. Z.s wortliste weist aber beispiele auf, bei denen der gedanke an ein erbteil aus der vorgermanischen zeit unmöglich aufkommen kann. so erscheint, um nur ein einziges beispiel herauszugreifen, neben dem ahd. *forscôn* 'forschen' ein *forspôn*. meines wissens berechtigt nur das bei Otfr. IV 12, 16 vorkommende *forspotun* (VP) (*forskotun* F) zum ansatz des letzteren. dass hier nun von einem aus vorgermanischer zeit ererbten parallelismus nicht die rede sein kann, davon ist Z. sicherlich ebenso fest überzeugt wie ich.

Wenn aber nur ein einziger fall nach art des *forscotun*: *forspotun* vorligt (tatsächlich ist die armut aber ja nicht so grofs), dann ist doch wider einmal festzustellen, dass ein germanischer labial einen älteren guttural vertritt, und zwar widerum in der

nachbarschaft eines alten labials. bei *fimf* war es ein 'assimilationsprocess', bei *forspôn* ist es eine 'alternation'. wer hat denn aber als augen- und ohrenzeuge feststellen können, wann die alten Germanen assimilierten, alternierten oder den angeblichen lautgesetzen folge leisteten? wir stehn vor der tatsache, dass ein labial oft einen guttural vertritt. dieser nicht aus der welt zu redende übergang wird dann als nicht lautgesetzlich bezeichnet. da darf man aber wol fragen, welchen sinn man mit dem in diesem zusammenhang gebrauchten ausdrucke 'lautgesetzlich' verbinden soll? was er für einen sinn haben kann, wenn nicht den unsinnigen, dass es eine von menschen unabhängige menschensprache gebe?

Die ausführungen des vf. scheinen mir also die lehre vom übergang idg. labiovelarer laute in germ. reine labiale nicht widerlegt, sondern im hohen grade wahrscheinlich gemacht zu haben, freilich nicht im sinne einer jenseits der menschlichen gesellschaft sich vollziehenden entwicklung, nicht im sinne eines metaphysischen vorgangs, sondern im sinne eines controlierbaren, der erfahrung zugänglichen processes. darüber aber sollten sich doch alle freuen, die wie Z. selbst aprioristischen speculationen abhold sind (vgl. s. 47).

Wenn ich mich etwas schroff gegen eine auffassung wende, die ich für verhängnisvoll halte, weil sie rein mechanische arbeit grofszüchtet, so verkenn ich deshalb doch nicht die gröfse der leistung, die Z. unter den gegebenen bedingungen, dh. im banne des vorurteils vom lautgesetz, vollbracht hat. ich bewundere seine fähigkeit zur combination von etymologischen gleichungen und achte den seltenen fleifs, von dem seine arbeit zeugt. aber wenn ich zugeben kann und will, dass die vorliegende arbeit als die reichste sammlung aller in betracht kommenden fälle dauernden wert besitzt, ich kann wenigstens hinsichtlich des hier besprochenen abschnitts nicht zugeben, dass Z. das von ihm erstrebte ziel erreicht hat, und ich kann mein bedauern darüber nicht unterdrücken, dass Wilh. vHumboldt für ihn wie — leider — für zu viele sprachforscher tatsächlich umsonst gelebt zu haben scheint.

Marburg, 6 dec. 1898. F. N. Finck.

German orthography and phonology, a treatise with a word-list, by George Hempl. 1 part.: The treatise. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897. xxxii und 264 ss. 8°. — 8 m.

Der verfasser bietet in seinem buch eine systematische abhandlung über das geschriebene, gedruckte und gesprochene neuhochdeutsch. das buch ist eigentlich für Engländer und Amerikaner bestimmt, aber auch für den Deutschen, dem es um eine bewuste auffassung des jetzigen zustandes seiner sprache zu tun ist, ist es interessant genug, um etwas ausführlicher besprochen zu werden. nachdem auf s. 1—17 die entwicklung der äufsern form der deutschen buchstaben, der geschriebenen und gedruck-

ten, von der Römerzeit bis zu uns hin dargestellt worden ist, wird auf s. 18—57 nach einem kurzen überblick über die frühern schreibweisen die moderne rechtschreibung unter zugrundelegung der staatlichen erlasse behandelt. der zweite teil des buchs ist der behandlung der lautlehre gewidmet. um ein verständnis der eigenart der deutschen lautlehre zu ermöglichen, ist dem ganzen ein capitel allgemein phonetischen inhalts vorausgeschickt. die sprechorgane, die physikalischen grundlagen der sprachlaute, die vereinigung der einzellaute zu silben und sprechtacten und schliefslich die verschiedenen arten des lautwandels werden darin in gedrängter form behandelt. H. zeigt sich dabei in manchem von Sievers abhängig, dem auch das ganze werk als dem lehrer und freunde des verfassers zugeeignet ist. bei der behandlung der silbenfrage gibt er sich demselben dualismus hin, wie Sievers in seiner Phonetik[4]. schallsilben und exspirationssilben lässt er nebeneinander gelten, und bei ihm sieht man ebensowenig wie bei Sievers, welchem wissenschaftlichen zweck diese zwiespältige auffassung des silbenbegriffs, die in ihrer praktischen anwendung nur zu widersprüchen mit sich selbst und mit den aussagen des naiven sprachgefühls führt, dienen soll. selbständiger zeigt H. sich in der darstellung der arten des lautwandels. die meisten erscheinungen des lautwandels sind auf die würksamkeit des musikalischen und dynamischen accents und des rhythmus zurückzuführen, und die letzte erklärung für sie wird man in der besondern, durch vererbung und umgebung bestimmten gemüts- und geistesanlage des sprechenden suchen müssen — alles dinge, die nicht leicht zu beobachten oder gar quantitativ zu bestimmen sind. H. geht auf sie nicht weiter ein. für praktische zwecke erscheint es ihm genügend, die arten des lautwandels in zwei gruppen einzuteilen : in die des phonetischen und die des psychologischen lautwandels. unter phonetischem lautwandel versteht er einen solchen, dessen unmittelbare ursache in den in wort- und satzgefüge würksamen physikalischen factoren zu suchen ist: solche factoren sind sprechstärke und tonhöhe, lautdauer und der charakter der nachbarlaute. die erscheinung, dass stimmhafte verschluss- und reibelaute im auslaut stimmlos werden, gehört zur gruppe des phonetischen lautwandels. die art, wie sie H. erklärt, scheint mir allerdings wenig glücklich zu sein. dass in einem wort wie engl. *bad* der letzte teil des *d* stimmlos ist, erklärt er aus dem geringen ausatmungsdruck, der am ende des wortes herscht und der nicht mehr dazu ausreicht, die stimmbänder in schwingungen zu erhalten. wird nun, so fährt er fort, die tätigkeit der stimmbänder am ende des vocals schon eingestellt, so ist der schlussconsonant in seinem ganzen verlauf stimmlos (wie im dtsch. *bad* = *bāt*). man muss annehmen, dass die für den stimmverlust beim *d* des engl. *bad* beigebrachte erklärung auch für das deutsche beispiel heranzuziehen ist. dass aber die

geringe höhe des ausatmungsdrucks den übergang von einer stimmhaften lenis zu einer stimmlosen fortis verursachen soll, ist in sich selbst widersprechend. natürlicher ist es wol, das gegenteil anzunehmen, dass gerade der stärkere atemdruck, überhaupt die gröfsere articulationsenergie, die für die bildung des *t* in *băt'* gegenüber dem *d* in den flectierten formen des wortes verwendet wurde, den stimmverlust nach sich zog. damit die stimmbänder in tätigkeit bleiben, darf der atemdruck nicht unter eine gewisse grenze heruntergehn, er darf aber auch nicht eine gewisse grenze überschreiten. — interessant ist es, wie H. die tatsache erklärt, dass lange vocale im deutschen meist zugleich geschlossen, kurze aber meist offen sind. bei dem geschlossenen vocal ist der atemweg enger als beim offenen, der atem kann daher nicht in solcher menge abströmen, wie es der fall wäre, wenn der vocal offen gebildet würde, und das ist nötig, um die für die übrigen laute erforderliche atemmenge aufzusparen. beim kurzen vocal ist es eben wegen der kürze der lautdauer nicht nötig, die atemausgabe in dieser weise zu regulieren. dieselbe bedeutung wie die stärkere erhebung des articulierenden zungenteils beim geschlossenen vocal im allgemeinen soll nun speciell für die hintere vocalreihe die lippenrundung haben. H. sagt es zwar nicht ausdrücklich, man darf es aber wol zwischen den zeilen lesen, dass er annimmt, die anatomischen verhältnisse der gutturalen sprachwerkzeuge, der hinterzunge und des weichen gaumens, machten die herstellung einer den atemabfluss genügend hindernden enge schwierig, und diese annahme wäre nicht unberechtigt. die tätigkeit der leichter beweglichen lippen beim *o* und *u* hätte so die bedeutung einer hilfsaction, die zu jeder gutturalen articulation hinzuträte. beim kurzen *o* und *u* ist diese hilfsaction nicht nötig, da ohnehin bei der kürze des lautes nicht sonderlich viel atem verbraucht werden kann, *ŭ* und *ŏ* haben daher neigung zur entrundung, wie sich das in der entwicklung von indogerm. *ŏ* > germ. *ă*, altengl. *ŏ* > neunordengl. *ă*, altengl. *ŭ* > neuengl. *v* zeigen soll. beim langen *a* lässt die tiefe zungenstellung dem atem verhältnismäfsig freien abzug. um dem auf diese weise leicht eintretenden atemmangel zu begegnen, hilft sich die sprache, indem sie die zunge mehr gegen den harten gaumen hin articulieren lässt: *ā* > *ē*, oder indem mit der *a*-articulation lippenrundung verbunden wird: *ā* > *ō*, wie das letztere in der entwicklung von indogerm. *ā* > germ. *ō* und von altengl. *ā* > neuengl. *ō* würklich geschehen ist. einem einwand ist diese ganze atemsparhypothese ausgesetzt: wie kann, wenn langes *a* die gefahr eintretenden atemmangels in sich birgt, es überhaupt zur entwicklung eines solchen *ā* kommen? und wie lässt es sich, wenn das princip möglichster atemsparung würksam ist, begreifen, dass langes *u* sich zu *ao* entwickelt wie in ahd. *hūs* > nhd. *haos*?

Psychologisch nennt H. diejenigen arten des lautwandels, deren

entstehung auf die würksamkeit von associationsvorstellungen, wie sie sich an die bedeutung oder form eines wortes anknüpfen, zurückzuführen ist. die erscheinungen der analogischen längung ursprünglich kurzer vocale in einsilbigen wörtern, die der sog. volksetymologie und der lautsubstitution gehören in diese gruppe.

Unter spontanem lautwandel versteht H. einen solchen, dessen ursache bisher noch nicht genügend erkannt ist. der ausdruck 'spontan' ist augenscheinlich von Sievers übernommen, in seiner definition entfernt sich aber H. bedeutend, und der sache nach mit gutem recht, von Sievers. bei diesem hat es fast den anschein, als ob der spontane lautwandel sich durch ein positives merkmal von dem bedingten unterscheide, als ob die ursache eines verschiebungsactes irgendwie bestimmt und dem wissenschaftlichen bedürfnis ein genüge getan sei, wenn gesagt wird, er verdanke der 'freien willkür' des sprechenden (Sievers, Phon.' s. 692) seinen eintritt. 'freie willkür' ist ein begriff rein negativen inhalts und passt in die rüstkammer des phonetikers ebensowenig hinein wie in die des naturforschers, der das all des geschehens als ein überaus künstliches und dem menschen schwer erkennbares, aber von gesetzen durchaus beherschtes system von bewegungen auffasst. was H. unter spontan versteht, verträgt sich nun allerdings nicht mit dem, was man sonst gemeiniglich unter spontan versteht, und das ganze wort hätte daher besser aufgegeben werden sollen. in das gebiet des spontanen dh. des bisher noch unerklärten lautwandels fallen nun leider gerade die interessantesten verschiebungsacte innerhalb der deutschen sprachgeschichte : die diphthongierung der langen vocale und die meisten einzelacte der hochdeutschen lautverschiebung (weiterhin natürlich auch die der germ. lautverschiebung).

Zu dem capitel über die deutsche aussprache (s. 107—162) ist manches zu bemerken. mit unrecht bestreitet H. die existenz einer hd. gemeinsprache. dass eine solche als ideal würksam ist, kann von keinem bestritten werden, der die sprache der gebildeten besonders in Norddeutschland, ihren abstand von den einzelnen mundarten vorurteilsfrei beobachtet. und dass die aussprache, wie sie im ernsten drama auf allen bühnen Norddeutschlands gepflegt wird, dem ideal der gemeinsprache am nächsten kommt, wird in Deutschland kaum noch von jemand bezweifelt. H. aber scheint überhaupt einen zusammenhang zwischen der bühnensprache und den formen, in denen das ideal der gemeinsprache sonst im munde der gebildeten erscheint, nicht anzuerkennen. er sieht in der bühnensprache nichts als eine künstliche construction, aufgestellt von leuten, die von phonetik oder sprachgeschichte wenig verstanden. das wäre richtig, wenn man das, was hinsichtlich der aussprache von einem theaterintendanten gewünscht und in druck ausgegeben wird, für die würkliche bühnensprache ansehen wollte. das darf man aber nicht. die bühnensprache hat sich ohne regle-

ment entwickelt, sie ist ein selbstherrliches gewächs, und jene vermeintlichen constructeure können in ihren büchern nichts anderes als eine registrierung des bereits feststehenden und zum teil besserungsvorschläge bieten, deren sachlicher wert allerdings vom sprachwissenschaftlichen verständnis der verfasser abhängig ist.

Was H. über die dauer der laute im deutschen (s. 114) sagt, ist im einzelnen nicht ganz richtig. im englischen werden lange vocale vor stimmlosen consonanten etwas gekürzt, und die consonanten sind nach kurzem vocal etwas länger als nach langem, beides soll im deutschen nicht der fall sein. das ist aber doch so und wird durch zuverlässige messungen erwiesen: *ā* ist in *bādn̥* länger als in *bā́tn̥* (c. 27: 19), *t* in *rắt'ĭ* länger als in *rā́t'ĭ* (c. 17: 13).

Auch zu der darstellung der lautwerte der einzelnen buchstaben, die in alphabetischer reihenfolge sehr ausführlich besprochen werden, ist manches zu bemerken. der unterschied zwischen den beiden formen, in denen die verschluss- und reibelaute (als *b* und *p*, *v* und *f*, *z* und *s* usw.) im deutschen erscheinen, ist ungenügend bestimmt, wenn man, wie H. es tut, allein die tätigkeit der stimmbänder dabei berücksichtigt. dass das mittönen der stimme kein wesentlicher factor bei der bildung der *b*, *d*, *g*, *v*, *z*, *γ*, *ž* ist, wird durch die tatsache bewiesen, dass diese laute stimmlos gesprochen werden, wenn sie im absoluten anlaut stehn oder ihnen ein stimmloser laut vorhergeht, zb. in ***b̥ăt'*** und *dăs* ***b̥ăt'***. für meine person hab ich das mit geeigneten apparaten festgestellt und meine beobachtungen an andern Norddeutschen stimmen damit überein. auch geben ja sprachforscher wie Sievers, Vietor, Storm uaa. zu, dass die gemeinhin als stimmhaft bezeichneten *b d v z* usw. auch in stimmloser form auftreten können. was die beiden formen der verschluss- und reibelaute, die *b d v* von den *p t f* trennt, ist nicht das mittönen oder nichtmittönen der stimme, sondern der unterschied in der articulationsstärke, der kraft, mit der der verschluss resp. die enge gebildet und der atem gegen den verschluss oder die enge gepresst wird. auch in der lehrpraxis — und H. will ja ein praktisches buch bieten — wird sich die bestimmung, *p t k* unterscheiden sich von *b d g* durch ihre stimmlosigkeit, nicht bewähren. ein schüler wird die norddeutschen *b* und *p* eher unterscheiden und sprechen lernen, wenn man ihm sagt, beim *b* werde der lippenschluss sanft, mit wenig energie, beim *p* dagegen kräftig, mit grofser energie gebildet, als wenn man sagt, beim *b* ertöne die stimme, beim *p* nicht. — bei der besprechung des *r* vermisst man eine erwähnung des einflusses der articulationsstärke auf die lautbildung. das gerollte zungenspitzen-*r* braucht zu seiner hervorbringung ein ziemliches mafs von articulationsstärke, es findet sich daher ausgeprägt nur in betonter stellung. ist die articulationsstärke nicht zu grofs, um einen verschluss zwischen zungenspitze und alveolen herbeizuführen,

so kommt es nur zu einem spirantischen *r*. in ganz unbetonter stellung kommt es nicht einmal zur bildung einer spirantischen enge, von der ganzen zungenarticulation bleibt nur eine schwache erhebung der hinterzunge gegen den weichen gaumen — Sievers 'gutturale einschnürung' — übrig. das ergebnis ist ein getrübter, nach *a* hinneigender *ä*-laut, das sog. kehlkopf-*r*. in eben diesen laut mündet bei ganz schwacher articulation auch das zäpfchen-*r*. die beiden hauptformen des *r* im deutschen wären demnach das (gerollte) zungenspitzen-*r* und das (gerollte) zäpfchen-*r*, über die zu gleicher zeit ein individuum in seiner gewöhnlichen aussprache wol kaum verfügt. das kehlkopf-*r* dagegen ist nicht als eine dritte hauptform des *r*-lautes anzusehen, wie H. es scheinbar tut, es ist sozusagen die bei schwächster articulation auftretende schwundform der beiden hauptformen, und es findet sich daher neben einer von diesen in der aussprache der meisten individuen. H. empfiehlt dem lernenden, sich das zäpfchen-*r* oder das kehlkopf-*r* anzueignen. wie man mit einem kehlkopf-*r* allein auskommen soll, ist mir unbegreiflich : *rabe* zb., mit einem solchen *r* ausgesprochen, würde wol kaum von einem deutschen als *rabe*, eher vielleicht als ein verunglücktes *habe* verstanden werden können. — eine gröfsere ausführlichkeit in der bestimmung der articulation der einzelnen laute wäre bei diesem abschnitt durchweg zu wünschen. die bestimmung des *s* als point fricative ist zu weit, auch *ſ* ist ein point fricative; die angabe der gegend, gegen die hin die zungenspitze articuliert, ist zu einer eindeutigen bestimmung der laute notwendig. — was H. über die articulation des *l* sagt — die hinterzunge werde gesenkt, die vorderzunge gewölbt, so dass nur ein geringer raum zwischen ihrer oberfläche und dem gaumen bleibe — kann leicht zu dem misverständnis führen, als bestehe garnicht der alveolare verschluss. das vorhandensein der für das *l* charakteristischen seitlichen öffnung ist nur nebenbei in dem umschriftschlüssel, in dem *l* als zeichen für den 'voiced side sonorous consonant' aufgeführt ist, angedeutet. — die diesem abschnitt reichlich beigegebenen anmerkungen enthalten beobachtungen über lautmodificationen in einzelnen mundarten, auch findet in ihnen die aussprache der eigennamen und fremdwörter eingehnde darstellung.

Der dritte teil des buches handelt vom accent. die beiden hauptformen des accents sind tonhöhe und tonstärke. in der tonhöhe findet die gemütsbewegung, in der tonstärke die verstandestätigkeit ihren ausdruck. gründe für diese festsetzungen erfahren wir nicht, auch nichts über die interessante frage nach der beziehung zwischen tonstärke und tonhöhe. in den ausführungen über die natur des stärkeaccents und seine form macht sich wider die abhängigkeit H.s von der Sieversschen Phonetik in manchem ungünstig geltend. die bemerkungen über den zusammenhang zwischen schallfülle und stärkeaccent sind durchaus unklar. Sie-

vers folgend gibt auch H. an, dass die exspirationsbewegung im sonanten der silbe ihren höhepunct erreiche. neuere experimentelle untersuchungen über diese frage (Neuere Sprachen, bd 6, s. 122 ff) haben zu einem andern ergebnis geführt: nach ihnen erreicht die exspirationsbewegung im verlauf des die silbe anlautenden consonanten und zwar kurz vor der explosion desselben zum vocal hin ihren höhepunct. die beispiele, die Sievers und H. für den schwachgeschnittenen accent anführen, scheinen mir nicht glücklich gewählt: in wörtern wie *gehalt*, *barett* soll die energie (der stärkeaccent, stress) in der schwachtonigen silbe allmählich abnehmen, während mir m e i n gefühl (und mehr als gefühl können auch Sievers und H. für ihre angabe nicht ins feld führen) deutlich sagt, dass die energie in dieser silbe continuierlich steigt.

Für die setzung des accents sind nach H. 5 (und mehr) factoren maſsgebend: 1) die tradition, 2) der bewustseinszustand des sprechers, 3) die rücksicht auf das verständnis des hörers, 4) die analogie, 5) der rhythmus und andere physische factoren. diese fünf factoren dürften aber wohl auf drei zurückzuführen sein. tradition und analogie gehören zusammen, beide beruhen, wie auch H. ausdrücklich sagt, auf der association von inhalt und form. und der factor 3 geht m. e. in dem factor 2 auf, die rücksichtnahme auf das verständnis des hörers ist nichts als ein glied im bewustseinszustand des sprechers. für den satzaccent kommen hauptsächlich die factoren 2 und 3, für den wortaccent der factor 1 in betracht. bei der besprechung des factors 2 wird die lehre vom psychologischen subject und prädicat eingehend behandelt. das psychologische prädicat, die mitteilung, erhält im satze den hauptton. die würksamkeit dieses grundgesetzes wird an zahlreichen beispielen erläutert, aber auch zahlreiche beispiele beigebracht, an denen man sieht, wie oft dies grundgesetz zur erklärung der tatsächlichen betonung im satze nicht ausreicht. H. versucht in vielen fällen, den dem grundgesetz entgegenarbeitenden factor zu bestimmen, vieles aber bleibt noch unerklärt. — wie der satzaccent erfährt auch der wortaccent eine breite behandlung. die accentgesetze für das einfache wort, für die ableitungen, die eigentlichen und uneigentlichen zusammensetzungen werden klar dargelegt. die accentverschiebung, wie sie bei den adjectiven mit *un-* und andern zusammengesetzten adjectiven auftritt, erklärt H. aus verschiedenen ursachen. viele dieser adjectiva, wie *unsäglich*, *unausstehlich*, sind direct von verben abgeleitet, und die vorsilbe *un-* ist bei ihnen aus demselben grunde unbetont wie die negationspartikel vor dem verbum. in andern fällen steht die idee des ganzen worts, nicht die des ersten gliedes im vordergruud des bewustseins, und die vorsilbe *un-* bleibt unbetont wie andere negationswörter. schlieſslich wird die accentverschiebung auch durch den sprechrhythmus oder ge-

nauer durch die schwierigkeit, eine folge von silben mit stetig abnehmendem accent auszusprechen, begünstigt. mit diesen angaben ist das problem der accentverschiebung aber nicht gelöst, nur verschoben : es fragt sich nun, weshalb ist die negationspartikel trotz ihrem höchst bedeutsamen inhalt vor dem verbum meistens unbetont? und, wenn diese frage gelöst ist, weshalb ist nicht auch die vorsilbe *un-* in wörtern wie *unglücklich, unangenehm* unbetont?

Ein index und ein ausführliches wörterverzeichnis mit phonetischer umschrift wird als zweiter teil des werkes später ausgegeben werden.

Das werk stellt im ganzen einen annehmbaren beitrag zur erkenntnis des modernen zustandes unsrer sprache dar. zeigt es auch in seinem theoretischen teil wenig selbständigkeit, in der lautlehre manche lücken, so bietet es doch in den zahlreichen beispielen, die von einer gründlichen kenntnis der gesprochenen deutschen sprache und von einer feinen beobachtungsgabe zeugen, zum mindesten eine treffliche, wohlassortierte materialsammlung dar. und was mir als ein hervorragendes verdienst erscheint, das ist der versuch, die deutsche sprache nach der phonetischen seite hin in umfassender weise darzustellen, auch die unbequeme lehre vom accent gründlich zu behandeln. wenn der versuch nicht ganz nach wunsch gelungen ist, so ligt das zum grofsen teil daran, dass für die accentlehre grundlegende untersuchungen noch immer fehlen. aber der versuch an sich bedeutet schon einen schritt vorwärts.

Danzig, im october 1898. ERNST A. MEYER (Upsala).

Grammatik der mundart von Mülheim a. d. Ruhr. von EMIL MAURMANN. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, herausgegeben von O. BREMER, bd IV.] Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898. VII und 108 ss. 8°. — 3 m.

So ligt denn die erste grammatik von Bremers sammlung vor, ein mäfsiges bändchen, aber ein durchdachtes und durchgearbeitetes werk. man hat von Maurmanns buch den eindruck, dass der stoff wider und wider durchfiltriert wurde. so kam geradezu ein muster von knapper darstellung zu stande, die auf engstem raum ein sehr ausgedehntes material zusammenarbeitet. dabei ist sorge getragen, dass eins ordentlich ins andre greift. man kann mit verweisungen gar nicht genug tun. zum schluss ist, um das auch gleich hier zu erwähnen, in nachahmenswerter weise ein verzeichnis a l l e r behandelter wörter hinzugefügt, das das auffinden jeder einzelheit sofort ermöglicht. bei der einteilung hat wol — und mit recht — Holthausens buch über die Soester mda. zum muster gedient. nach einer kurzen einleitung folgt die phonetische darstellung der laute. bei der erörterung der circumflectierten betonung — wegen der eigenart dieser

rheinischen circumflectierten betonung hätt ich lieber einen namen wie 'springender accent' beibehalten gesehen — werden gleich die dinge mitgenommen, die eigentlich in den historischen teil gehört hätten. dieser spricht zunächst von der geschichte der einzelnen laute, dann von den hauptgesetzen für die geschichte der mda. (dehnungen, diphthongierungen, einwürkung von consonanten auf die vocale usw.). dann wird der versuch gemacht, eine relative zeitfolge der bestimmbaren lautgesetze festzustellen, der im anhang von Bremer durch eine tabelle in form eines stammbaums ergänzt wird. hierauf folgt eine 'übersicht der entsprechungen'. ein dritter teil der lautlehre handelt von den satzdoppelformen [1) unter einfluss des accents, 2) sandhierscheinungen]. die wortbildungslehre — dh. im wesentlichen die flexion — weicht von den gewöhnlichen einteilungen nicht ab. auch einige seiten text- und ausspracheproben fehlen nicht; es sind kinderlieder und derbe volkstümliche redensarten gewählt. über das register haben wir schon gesprochen. was die beobachtung betrifft, so erhält man den eindruck einer eleganten sicherheit, und bei der systematischen verarbeitung haben ausgebreitete historische kenntnisse dienste getan, wenn auch der historiker M. nicht ganz dem phonetiker M. entspricht. umsichtig hat er auch die lehnwörter in der mda. beobachtet und sorge getragen, die lautlehre nicht durch elemente, die zu verschiedenen zeiten aus nachbarmundarten oder schriftsprachen in den sprachschatz aufgenommen sind, verwischen zu lassen. dass einmal ein problem übers knie gebrochen wird, wie § 94, ist ausnahme. über den consonanten in *flyk* 'flügge', die vocale in *sė:x* 'säge' und *šrė:x* 'schräg' hätte er sich leicht besser unterrichten können. die schematisierende vorstellung, dass *fenster* ein *ē* habe, scheint sich nicht ausrotten zu lassen. es hat auf germ. boden niemals so geklungen.

Natürlich hat M. Bremers terminologie und transscription angenommen. da er ohne zweifel daran gebunden war, so ist hier eigentlich nicht der ort, darüber zu sprechen. ich möchte aber trotzdem gewisse bedenken nicht zurückhalten. eines betrifft die transscription grundsätzlich. ich muss mich immer von neuem fragen, ob wir, soweit es irgendwie angeht, nicht besser daran täten, alles was eine sprache an durchgreifenden eigentümlichkeiten hat, systematisch vorweg zu lehren und uns im übrigen möglichst an die gewöhnliche schrift zu halten. bei den ins einzelne durchgeführten transscriptionen, die ja immer noch eine vermehrung der zeichen erfordern können, wird es immer schwieriger, die lautbilder zu fassen, und man hat schliefslich ein ganzes buch mühsam durchstudiert und dabei von der mda. im ganzen eine viel weniger lebendige vorstellung erhalten, als bei einer fürs einzelne minder zuverlässigen oder minder genauen schreibung. jedesfalls aber ist Bremers transscription besonders ge-

schickt ausgesonnen, und verhältnismäfsig leicht list man sich auch in sie hinein. dann möcht ich fragen, ob sich der bruch mit der überlieferung nicht besser hätte vermeiden lassen. so zb. wenn das zeichen (◡), das von jeher als quantitätszeichen gebraucht worden ist, nunmehr in einem ganz andern sinne angewant wird, nämlich um enge (geschlossene) vocale von weiten (offenen), allerdings nur bei kürzen, zu unterscheiden. so etwas muss doch notwendig verwirrung anrichten, und in der tat hat es M. nicht vermieden, das zeichen in den beiden verschiedenen werten unmittelbar nebeneinander anzuwenden. noch bedenklicher scheint mir folgendes. die gewöhnliche aussprache der consonanten, historisch einfacher und doppelter, wird als 'überkurz' angesehen. ausnahmsweise, zb. wenn im compositum zwei gleiche consonanten zusammentreffen, wie in *pack-kammer*, und deutlich articuliert wird, dann entsteht ein — kurzer consonant! also gerade der fall, den wir gebrauchen, um 'lange' consonanten anschaulich zu machen, hat 'kurze', und im normalzustand der sprache gibt es nur überkurze. das muss einen denn doch bedenklich stimmen, wenn der normalzustand einer sprache — das gesagte gilt nicht etwa blofs von der hier besprochenen mda. — eine bezeichnung erhält, die doch an sich einen dem normalen entgegengesetzten sinn hat. ich muss darin einen unberechtigten vorzug erkennen, der dem nackten experiment zu teil wird. es wäre gewis nicht berechtigt, M. oder Br. die eigenschaft als historiker abstreiten zu wollen. aber ich meine, wir sollten auf der hut sein und geflissentlich alles vermeiden, was wie ein zugeständnis an eine moderne richtung aussieht, die einzig und allein das experiment verehrt und von der blofsen vernachlässigung geradezu zu einem fanatismus gegen alles traditionelle fortschreitet. unter uns wissen wir ja wol, dass die sprachwissenschaft vor allem eine historische wissenschaft bleiben muss.

Die knappe, alles überflüssige vermeidende und dabei eine fülle von stoff verarbeitende darstellung M.s wird ohne zweifel anregend und befruchtend würken. indessen gehört schon recht viel wissen dazu, um den inhalt ordentlich auszuschöpfen, und ich meine, dass der herausgeber und der verleger der sammlung doch bedenken sollen, ob es nicht erspriefslicher wäre, den verfassern einen gröfseren spielraum zu gestatten. M.s buch halte ich für sehr geeignet als grundlage für akademische vorlesungen. aber wenn wir ordentlich weiter kommen wollen, haben wir reichliche hilfe von leuten nötig, die grofsenteils auf das selbststudium angewiesen sein werden. M. kennt ja gewis Edw. Schröders dissimilationserklärungen, aber er sagt von *kŷnex* kein wort mehr als dass der nasal ausgefallen sei, und so ist ihm ohne zweifel auch in andern fällen eine erklärung oft bekannt, ohne dass etwas davon verlautet. das *ei* von *sĕil* 'segel' wird im drange mit andern *ei* auf *aji* zurückgeführt. was s. 83 note über fälle

wie *wochener vier*, *stücker zehn* gesagt ist, wird, wer es nicht schon so weifs, damit nicht verstehn. wird sich § 60 anm. 2 jemand das richtige denken, dass nämlich die wörter *pǒ:s̥ǫ* 'ostern', *plǒ:stǫɐ* 'pflaster', *sǒ:tǫɐdax* 'samstag' mit bereits langem *a* in die mda. hineingekommen sind? die bemerkung über *heifsen* § 73 anm. 1 wird unverständlich bleiben und, ich fürchte, in seiner kürze auch der § 206. ist es auch nur eine folge der gedrängtheit, wenn es § 61 so aussieht, als solle *ɛɔu* 'leichenschmaus' = ahd. *rāwa* gestellt werden? es ist natürlich *hrīuwa*. wesentlich ist es wol auch die gedrängtheit, die schuld daran trägt, dass nicht nur auf citate fast ganz verzichtet wird, sondern auch auf die beleuchtung der tatsachen durch parallelen aus andern mdaa. noch schmerzlicher bedaure ich, dass bei dieser darstellung fast überall die historische perspective verloren geht. man kann die fassung von § 88 (in *xél* zb. ist *u̯* ja gar nicht geschwunden) und § 127 als beispiel anführen, aber ebensogut vieles andre. wie äufserlich bleibt die fassung § 106 anm. 2 über inlautendes *f*! ich bezweifle darum M.s historische auffassung nicht, er erfüllt ja nur Bremers programm, Deutsche phonetik s. XVII. in dieser weise wird freilich die sammlung hauptsächlich nur dem künftigen geschichtsschreiber der deutschen sprache dienen und auf lange hinaus auf den nutzen verzichten, den sie sonst nebenher stiften könnte. anderseits unterstützt sie geradezu die geschichtsfeindliche richtung der grammatik.

Gerade weil ich sonst an M.s buch in methodischer hinsicht wenig auszusetzen finde, möcht ich hier noch eine allgemeinere anregung geben. wer einige sachkenntnis besitzt, wird sich nicht im mindesten wundern, dass trotz der gründlichen durcharbeitung des stoffes sehr viele fragezeichen übrig bleiben. M. und jeder mundartenforscher könnten passend dasselbe wort aus dem Faust als motto setzen, das Brugmann so glücklich für seinen Grundriss gewählt hat. M. hebt derartige rätsel oft hervor. aber bei manchen dingen, für die eine ausdrückliche erklärung nicht gegeben wird, kann man zweifeln, ob das blofs aus sparsamkeit unterlassen ist, oder ob sie für den verfasser auch zu den rätseln gehört haben. ich halte es für methodisch geboten, in dieser hinsicht niemals einen zweifel bestehn zu lassen. die nachprüfenden und benutzenden sind nicht so leicht in der lage wie der verfasser, mit bestimmtheit zu wissen, ob sie es noch mit einem problem zu tun haben. ich würde auch nicht einfach sagen '*r* ist zu *n* geworden in *knit* (mhd. *krîde*) kreide'. wir wissen ja nicht einmal sicher, ob diese verbreitete form etymologisch mit *kreide* zusammengehört (sie könnte wol volksetymologisch zu *gnītan* 'schaben' gehören), und wenn übergang von *kr* zu *kn* stattgefunden hat, so kann das nur unter ganz besondern umständen geschehen sein. eine anzahl unerklärt bleibender fälle seien hier zusammengestellt: die vocale von *evǫɐ* 'aber', *es* 'als', *ǖl* 'alle';

2. 3 ps. von *dэäγə̨* (und, nach analogie, von *jäγə̨*) *dэi:χs* usw.; *χilэ* 'gelten' (flectiert das vb. noch stark?); die präsensformen von *gehn* usw. (§ 260 ff). warum bleibt im compar. *dö̆эdə̨э* das *r* vor *d*, während es in *šφэdə̨э* verloren geht? unerklärt bleibt die verteilung von *i* und *ĭ*, *u* und *ŭ* (weite und enge kürze) § 44 f. 53 f. bei der von *o* und *ŏ*, § 47 f, *e* und *ĕ*, 50 f, sowie der verwandlung von *ŭ* in *ŏ*, § 55 und von *ÿ* in *ĕ*, § 58, wird die folgende consonanz in anspruch genommen. M. selbst scheint es nicht entgangen zu sein, dass die sache bedenklich ist, wenn vor genau demselben consonanten *ĕ* statt *e*, also engerer laut, und *ĕ* statt *ÿ*, also weiterer laut, auftritt. das sind ganz besonders fälle, wo wir zu bedauern haben, dass uns das material nicht vollständig vorgelegt ist. doch das wird wenigstens für Bremers sammlung wol immer ein frommer wunsch bleiben. ich hebe ferner hervor das *ė* im präs. von *sagen* und *legen*, sowie das *ī̯a* in dem von *liegen*; ebenso bleiben *ī̯a*, *ū̯a* und *ȳ̯a* in andern fällen unerklärt, und in der übersicht der entsprechungen fehlen diese consonanten. als übersehen merk ich auch an die entwicklung von *γ* im auslaut. *kĕyχə̨l* trotz der vocalischen und consonantischen abweichung mit *kegel* zusammenzubringen, ist nicht methodisch. es führt mit bestimmtheit auf **küyl-* (*ĕy* ist nl. aussprache, wie in den in § 78 angeführten wörtern), eine form, die unmittelbar neben *kugel* und *keule* steht. das prät. von *tun*, hier *dī·a.t*, fällt auch im westfäl. durch seinen vocal auf. es scheint, dass *dede* verhältnismäfsig früh mit schwund des *d* zu einsilbigem *dē* wurde und diese form zum teil wider die endung *-dэ* angenommen hat. am auffälligsten bleiben die formen von *lėzə̨*. die vocale, vor allem das *ū* des prät., finden im system der mda., wie es vom verfasser aufgestellt ist, gar keinen platz. auch die verteilung von *ū·a.* und *ó* im prät. der verba der 4 ablautsreihe wird nicht klar. das gleiche gilt bei einer reihe von fällen vom eintritt oder auch unterbleiben der circumflectierten betonung, was manchmal vom verfasser nicht hervorgehoben wird. ist *dÿ:γə̨* 'taugen' richtig? § 151, 4 erscheinen die 3 pss. *šle:p* und *dī·n.t* circumflectiert, die übrigen nicht; aber § 255 steht auch *šlep*. eine der formen ist wol druckfehler? sonst ist trotz der schwierigkeit dem corrector nicht leicht etwas entgangen. s. 39 z. 1 lis *ŏ* statt *o*; s. 83 z. 6 v. o. steht *dī·a̯.nšэ*; vgl. *dī·a̯.n* § 94; § 139 lis *χėstə̨*. die beiden abweichenden typen von *ŭ* in § 265 haben wol keine bedeutung? *dräuge* s. 105 wird nicht druckfehler sein, es hätte aber besser entweder *draugi*, allesfalls *dräugi*, oder *drôge* geschrieben werden sollen. auch *šnu·ɛ* im 2 kinderliede s. 83 gegen *šnū·э.ɛ* § 169 ist wol kein versehn.

Ich gestatte mir dann noch eine reihe mir wesentlich erscheinender einzelfragen zu besprechen, zunächst eine von ziemlich einschneidender art, in der ich andrer ansicht bin, als M. zu sein scheint.

Die ältern diphthonge *iə* (aus germ. *ē*², *eo* und aus durch contraction oder in andrer weise entstandenem *ea, ie*), *uo* (aus germ. *ō*) und dessen umlaut erscheinen in der mda. als *ī:*, *ū:*, *ȳ:*, dh. als lange weite *i, u, ü* mit springendem accent, vor folgendem *r* jedoch als die betreffenden engen laute *i:*, *û:*, *ŷ:*, wofür, wenn das *r* auslautet, diphthongische, gleichfalls mit springendem accent gesprochene *ī·ᶒ.*, *ū·ᶒ.*, *ȳ·ᶒ.* eintreten (*ĭ* usw. sind halblange enge laute), also zb. *lī:t* 'liefs', *brī:f* 'brief', *lī:f* 'lieb', *lī:γᶒ* 'liegen', *tī:n* (aus *tëan*, nl. *tien*), aber *hi:* (*r* ist später geschwunden), *fi·ᶒ.ᴇ* 'vier', *bi·ᶒ.ᴇ* 'bier', *probi:ᴇᶒ* 'probieren'; *blū:t* 'blut', *ᴇū:pᶒ* 'rufen', aber *šuū·ə.ᴇ* 'schnur', auch *bᴇū·ᶒ.ᴇ* 'bruder', *fû:ᴇᶒ* 'füttern'; *fȳ:lᶒ* 'fühlen', *sȳ:t* 'süfs', aber *mȳ·ᶒᴇkᶒ* (dimin. von *mutter*) 'weibliches kaninchen', *šnū·ᶒ.ᴇkᶒ* 'schnürchen'. das buch sagt zur erklärung nichts, als dass vor *r* die weiten vocale *ī:* usw. zu den engen *i:* usw. geworden seien. bei dieser darstellungsart — es wird nicht einmal erwähnt, dass zwischen westgerm. *ō* und mülheim. *ū:* die diphthongierung zu *uo* ligt — kann ich nicht bestimmt wissen, was eigentlich M.s meinung über die vorliegende frage ist. indessen scheint es doch, dass er in dem übergang der offenen zu den geschlossenen vocalen eine unmittelbare einwürkung des *r* erkennt. das halt ich von vornherein für unwahrscheinlich. trotz der proteusnatur des *r* scheint mir **d i e s e** würkung denn doch an sich höchst fraglich, und in unsern sowie verwanten mundarten spricht nichts für sie. bei der entschiedenen entwicklung zum zäpfchen-*r* wird man sie gewis nicht wahrscheinlich finden, und wir treffen sonst in der mda. keine spur davon, dass ein vocal vor *r* spontan enger würde, es lautet *bīr* 'birne' und kurz *u, ü* werden vor *r*-verbindungen zu *o, ö*. die erscheinung steht vielmehr im zusammenhang nicht nur mit der tatsache, dass dieselben laute in der Soester und andern westfäl. mdaa. sich vor *r* anders verhalten als sonst, sondern auch mit dem unterschied, den mittelfränk. mdaa. aufweisen zwischen *gôt* zb. und *schnûr*, *lêf*, mit *ê* oder doch weitem *i*, und *fir*, *bir* mit engem *i*, wobei es ebensowenig wahrscheinlich sein würde, von einer verwandlung des *ô* und *ê* durch *r* zu *û* und *i* zu reden. das *r* spielt allerdings selbstverständlich seine rolle dabei, aber die würkung war nicht eine so unmittelbare, sondern vermittelt durch die alte diphthongierung von *ô* und *ē*², die, wie ich ein andermal darzulegen hoffe, auf einem wesentlich weitern gebiete vorhanden gewesen sein muss, als man in der regel annimmt [1]. die diphthonge, die sich auf einem grofsen teil dieses gebietes von neuem zu *ô* und *ê* entwickelten, müssen von anfang oder doch von einer bestimmten zeit an vor *r* anders gelautet haben als sonst, der nachschlag war ein andrer oder aber war früher ab-

[1] daraus ergibt sich wol auch eine erklärung für die schon oft besprochene auffallende form, die das wort *gut* in vielen nd. mundarten hat.

sorbiert. wenn in Mülheim und auch zum teil im westfäl. wörter wie *bruder, futter, füttern* dieselbe entwicklung zeigen wie solche, in denen seit alter zeit *r* auf die vocale folgte, so können wir wol an dem schlusse nicht vorbei, dass der diphthongische charakter der laute in verhältnismäfsig sehr junger zeit noch bestanden haben muss; in der chronologie unseres buches steht der schwund des intervocalischen *d* erst an vorletzter stelle. ich verkenne nicht, dass dieser umstand uns eine schwierigkeit in den weg legt.

Das *e* in *renne* 'dachrinne' ist auch mnd. nnd. (Holthausen § 51c — vgl. Anz. XIII 14 — Woeste), clevisch (Teuthonista), mhd. und nhd., und das wort geht eben auf eine andere grundform als got. *rinnô* zurück. überhaupt dürfte M. sich bei schwierigkeiten manchmal beherzter über vermeintliche grundformen hinwegsetzen. wie soll sich in *xötə* ein umlaut erklären, wenn es gleich *gosse* ist? wir haben es ohne zweifel mit einem andern worte zu tun, mit einem westfäl., auf *au-i* beruhenden *gôte*, Woeste *göte*, das in Mülheim entlehnt ist. die aussprache desselben wortes in Ruhrort scheint mir auch auf alte länge zu weisen. s. auch oben über *kegel* und unten über *brühe*. — § 62. in betreff der höchst merkwürdigen umbildung des ablauts bei den st. verbis 4) und 5) classe, prät. *ủ·a.* mit demselben laut wie *ủ·a* [*ủ·a.*] aus älterem *ô*, germ. *au*, meint M., die entwicklung sei jedesfalls von *nemen* und *kumen* ausgegangen. richtiger wol wird zunächst blofs das letztere in anspruch genommen, dessen prät. pl. frühzeitig *kómen* war. dann allerdings wird sich *nemen* analogisch angeschlossen haben und in weiterer entwicklung die übrigen vba. mit *ē* im infin., soweit sie überhaupt gefolgt sind. — *šmū:kə* 'rauchen' lässt sich mit nl. *smoken* nicht rechtfertigen, da dies letzte auf *ŭ* oder *au* (woneben noch *û* bezeugt) ist und keineswegs auf germ. *ó* weist. desgleichen ist es in bezug auf den umlaut und die verbalclasse irrtümlich, wenn ags. *prófian* gewählt wird, um *pe͡ȳ:və* zu erläutern. *vūɐšɔuə* 'warnen' (nl. *waarschuwen*) hat sicher mit ahd. *skouwôn* nichts zu tun. — das auffallende *i·a.* in *schwiegervater* usw. (ähnlich *swaigerfāer* Jellinghaus Westfäl. gr. § 47) wird nicht ohne wahrscheinlichkeit aus hd. *schwägerin, verschwägert* erklärt, die als *šwėger-* entlehnt die genannte mundartliche form ergeben haben können. die vorausgesetzte verbreitung der form *šwėger-* (= hd. *schwäger-*) ist aber wol schwerlich erwiesen. unmöglich ist sie aber darum freilich nicht. die sache wird sich nicht so leicht entscheiden lassen, da das litterarische *sweger-* (Teuthonista, mnd. usw.) auch als *swiger-* gedeutet werden kann. unter diesen umständen wäre immerhin zu erwägen, ob sich nicht etwa *ė* autochthon in *swėhur, swėhres* entwickelt habe und von hier aus auf *swiger-* übertragen worden sei, wie auch umgekehrt für *swëher swaher* und *swæher* bezeugt sind. — *vitə* und *vivə* sind nicht auf *writan, wriban* zurückzuführen, s. mein Etym.

wb. — natürlich kann in *stup* 'stumpf' (ebenso westfäl. *stupp*) nicht *m* ausgefallen sein, sondern das wort setzt ein älteres *stupp* (oder *stubb*) voraus, s. mein Etym. wb. unter *stomp*. — die § 102 vorgetragene fassung, in *ɛɩbə̧*, *kɛɩbə̧* sei *b* aus *bb* nur erhalten, weil ausl. *p* daneben stehe, als das lautgesetzliche sei vielmehr *hevə̧* 'haben' (trotz *ik hep*) anzusehen, ist wol von dem parallelismus *γ* aus *gg* beeinflusst. ich bezweifle die richtigkeit entschieden. die in anm. 1 und 2 genannten wörter sind doch sicher nicht so jung in der sprache, wie es darnach der fall sein müste, und anderseits hat die annahme, lautgesetzliches *hebben* habe nach der frühern gestalt der 2) 3) sg. *heves*, *hēfs*, *hevet*, *hēft* *v* angenommen, schwerlich etwas so bedenkliches. — 'auffällig' ist das *t* in *tɛ̂ûɛ* 'trauer' nur, so lange man fortfährt, das wort mit ags. *dreórig* zusammen zu stellen, wogegen eben die anderweitigen tatsachen sprechen. — zu § 116 anm. verweis ich auf mein Etym. wb. unter *wreef* und *gewricht*. — § 119. 2. die wörter die nicht *š* aus *s* aufweisen, haben alle *t* hinter *s*. also *rs* wird zu *rš*, aber *rst* nicht zu *ršt* (weil hier *r* früher schwand?)? für *fēšə̧* 'first' müssen wir dann allerdings eine grundform ohne *t* ansetzen. — das weitverbreitete *š* in *nĩšɩɛə̧x* erklärt sich sehr leicht, wenn man nicht von nhd. *neugierig*, sondern von mundartlichem *neusgierig*, nl. *nieuwsgierig* ausgeht; *sγ* oder *sg* ist über *sx* zu *š* geworden; vgl. auch Aron Beitr. 17, 257. — zu § 121 anm. bemerk ich, dass die auf nichtverschiebendem gebiete weit verbreitete spirans in *sich*, *-lich* als eine in unbetonter silbe eingetretene lautveränderung angesehen werden muss, die mit der lautverschiebung nichts zu tun hat. — § 123. für auslaut. *ŋ* statt *ŋk* in nebensilben kommt wol die tonlosigkeit in betracht. — wenn M. sagt: 'analog' *īzə̧l* 'esel' ist *Vīzə̧l* 'Wesel' gebildet, so klingt das, als ob man annehmen solle, die mda. habe analog dem verhältnis *īzə̧l* : anderweitigem *esel* ein auswärtiges *Wesel* in *Vīzə̧l* (auch westfäl. *Wiəsel*) eingeführt. so ist der vorgang wol selbstverständlich nicht gewesen. — die schwierigkeiten in § 157 und 158 lösen sich wol dahin auf, dass ursprünglich *ûu̯* und *iuu̯* in der mda. *û(u̯)*, *iuu̯u̯* (mit verschärftem *u̯*) aber *ɔu̯(u̯)* und *iuu̯ui ɔy(u̯)* ergeben. man muss sich dann allerdings zu der folgerung entschliefsen, dass die grundformen von *bɔu̯e̯* (= mhd. *biuwen*?) 'bauen' und *klɔyə̧l* 'knäuel' gleichfalls *u̯u̯* gehabt haben. *vāɛšɔu̯e̯* (§ 80) ist dann vielleicht entlehnt aus einer mda., die auch *ûw* in *ouw* verwandelte (*schouwen* für 'scheuen' zb. im Teuthonista). *bɛɔ·y.* 'brühe' hat mit diesem hd. wort offenbar etymologisch nichts zu tun, sondern gehört zu fläm. *brui*, Glossar von Bern (hg. von Buitenrust-Hettema) *bru* 'brei'; s. mein Etym. wb. unter *brouwen*. — dass *zə̧*, *šə̧*, die tonlosen inclinierten formen neben betontem *dĩĩ* das nl. *je* 'ihr' seien, wird man wider nicht wahrscheinlich finden. wie sollte neben das betonte *du* ein unbetontes *ihr* getreten sein? auch lautlich

ist eine erklärung aus *j* mit vorangehendem *d*, *t* geboten; vgl. *babęblšę* 'bonbon', wahrscheinlich aus *bábelətše*, *babiletje* und die andern diminutive mit *šę* aus *-tjə* § 211. es wird also wol eine form *di̯ə*, assimiliert *ti̯ə* zu grunde liegen, die sich irgendwie aus unbetontem *dir*, oder der durch betontes *dĭr* modificierten form *də* entwickelt hatte. — ist § 230 gemeint, dass die 2) imperativ auf die 3) sg. opt. zurückgehe? und ligt ein grund zu dieser annahme vor, dh. genügt nicht die voraussetzung, dass, wie auch andrer orten, die imperative nach den schwachen verben die endung *-e* angenommen und den vocalwechsel beseitigt haben? — die ganze formenlehre ist von dem auch bei Bremer Beitr. z. geogr. d. d. mundarten 108 anm. ausgesprochenen gedanken beherscht, dass die erhaltung eines auslaut. flexions-*e* immer einer besondern lautlichen erklärung bedürfe, weshalb vertretung des nom. durch den acc., eintritt einer endung *-dən* in schw. prät. st. *də* udgl. angenommen werden. man wird sich wol von der richtigkeit, in dieser allgemeinheit wenigstens, schwerlich überzeugen; die geschichtlichen tatsachen bestätigen sie nicht. man wird vielmehr andere erklärungen zu suchen haben, die zum tęil auch leicht zu finden sind. in § 272 anm. insbesondere möchte ich fragen, ob die endung *-dən* denn auf dem lande wirklich vorhanden ist.

Zum schlusse will ich noch zwei probleme zur erwägung stellen. wie so häufig, sind auch in dieser mda. vereinzelte kürzungen langer vocale zu erwähnen, § 153 und vereinzelt sonst, die ohne ersichtlichen grund eingetreten sind. vielleicht verlohnt es sich in dieser schwierigen frage folgendes zu erwägen. wenn zwischen dem vorangehnden consonanten, dem vocal und dem folgenden consonanten eine besonders geringe bewegung der sprachorgane stattfindet, ist es leicht möglich, dass die silbe im tempo der rede akustisch einen kürzern eindruck macht als andere silben mit längen. auf grund davon findet vielleicht würklich eine quantitätsverschiebung statt, die sich dann in der sprache festsetzt. bei den meisten der hier angeführten beispiele, besonders bei *sit* 'seite', *bŭk* 'bauch', *by̆·l.* 'beule', *hy̆l·ę* 'heulen', sogar *by̆·l.* 'beutel', sowie auch beispielen aus andern mundarten, die mir grade einfallen, würde die sache gut stimmen.

Es hat für mich etwas peinliches, dass wir über das oben erwähnte verhältnis *dŕŭyę* : *dŕī:xt*, wo doch über die grundformen *dragan*, *dregid* kaum ein zweifel bestehn kann, also über einen vorgang, der sich in verhältnismäfsig junger zeit vor unsern augen vollzogen haben muss — in ähnlicher lage befinden wir uns öfter —, eine genügende rechenschaft nicht zu geben vermögen. auch hier hab ich nur ein unsicheres problem zu bedenken zu geben. das umlauts-*e* hat durchweg neigung zu *i* überzugehn. für unsere mda. könnte sie bei *īzęl* und *Vīzęl* betätigt sein, ferner ist sie betätigt bei *e* vor nasalverbindungen (§ 174); im allgemeinen aber nicht,

sondern ist *e* kurzes oder gedehntes *e*, auch zb. in *tĕγə* 'gegen', *šlĕ:x* 'schläge'. nun stimmt *drī:xt* von *dragen* mit *wī:xt* von *wegen* überein, aber die verba haben sonst keine einzige ganz übereinstimmende form, die eine analogie zwischen beiden veranlassen könnte. dürfen wir nun wol annehmen, dass die neigung des *e* zu *i* und die allgemeine association der st. verba sich in die hände gearbeitet haben zur erzeugung dieser form? dh. ist es grundsätzlich denkbar, dass vorhandene neigungen der sprache, die im allgemeinen nicht zum durchbruch gelangen, unter besondern begünstigenden umständen dies vereinzelt wol tun? ist es möglich, dass sprachliche vorgänge erst durch das zusammenwürken verschiedener momente zu stande kommen, die einzeln nicht im stande gewesen wären, die würkung vollkommen zu erzeugen? ein anderes beispiel wäre *bīɛə* 'beeren' aus *beri* (§. 171. 192 *kazbīɛ*) unter volksetymologischer beteiligung von *bīɛə* 'birnen'. nebenbei sei bemerkt, dass in andern nd. und nl. mundarten der spätere lautliche zusammenfall der ursprünglichen formen *dregis, dregid* und *wigis, wigid* (mnd. *drēges, wēges*) zu einem analogischen präsens *dregen*, lautlich wie aus **drēgan*, geführt hat. aber eine brücke von dieser tatsache zu den Mülheimer formen weifs ich nicht zu finden.

Auf mein anfangswort zurückgreifend widerhol ich, dass mit M.s buche Bremers sammlung verheifsungsvoll eröffnet ist. kann den wünschen, die ich vorzubringen hatte, in zukunft rechnung getragen werden, um so besser. mög es ein gutes omen für die sache sein, daas Bremer hier mit einem mitarbeiter des 'Sprachatlas' verbündet erscheint, und diese bundesgenossenschaft dazu beitragen, die gegenseitigen misverständnisse ganz zu beseitigen zu weiterem glücklichem verein der kräfte.

Bonn, juli 1898. J. Franck.

Altisländisches elementarbuch. von dr B. Kahle. [Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte. hsg. von W. Streitberg, 3.] Heidelberg, CWinter, 1896. 8°. xii und 238 ss. — 4 m.

Das buch ist, wenn man von Streitbergs Urgermanischer grammatik absieht, das zweite eigentliche elementarbuch derselben reihe. beim vergleich mit dem gotischen von Streitberg fällt sofort in die augen, dass es der citate entbehrt. der unterschied ist schwer zu verstehn. eher möchte man in dem gotischen band, der für den ersten anfänger berechnet ist, die gelehrten verweise missen, als in diesem nordischen, den doch erst vorgerücktere in die hand nehmen, die oft genug das bedürfnis haben werden, die historischen und aufsernordischen zusammenhänge zu verfolgen oder manchen problemen weiter nachzugehn. in andern puncten ist Kahle vom herausgeber abhängiger. so gleich im orthographischen : auf Streitbergs wunsch ist wie in dessen Urg. gr. auch hier die Noreensche schreibung beibehalten worden,

und zb. K.s persönliche und nur zu gerechtfertigte neigung, für die stimmlose und stimmhafte spirans im einklang mit den ältesten hss. gleichmäfsig *þ* zu verwenden, blieb unberücksichtigt. sollte aber die nordische orthographie in der ganzen sammlung eine gleichmäfsige sein, so hätte dafür m. e. der vf. des nordischen buches mafsgebend sein müssen.

Cap. 1 bringt litteraturangaben. von den zeitschriften nur die skandinavischen, wol weil die übrigen bei Streitberg stehn (der aber auch das Arkiv schon aufzählt); von bibliographien die beiden verzeichnisse von Möbius und die alljährliche im Arkiv, woneben die im Berliner Jahresber. ü. d. ersch. a. d. geb. d. germ. phil. nicht hätte übergangen werden sollen: namentlich die ausgezeichneten jahrgänge aus Mogks feder haben uns allen doch häufig vortreffliche dienste geleistet und sind für den studenten mindestens bequemer, oft wol auch zugänglicher. die aufgeführten einzeluntersuchungen zur lautlehre beziehen sich alle auf accent und vocalismus; für den consonantismus werden keine genannt, und so vermisst man hier aufser anderm Hofforys Consonantstudier schmerzlich. nachdem das 2 cap. über die stellung des aisl. und das 3 über die quellen (ältere runendenkmäler und älteste hss.) orientiert hat, beginnt mit dem 4 der erste hauptteil, die laut- und accentlehre.

K.s grammatik beruht, wie er im vorwort bescheiden hervorhebt, im wesentlichen auf der Noreenschen und auf Wimmers materialsammlungen. das ist nicht blofs zu entschuldigen, sondern zu loben. Noreens bewährte arbeiten in seiner Grammatik wie in Pauls Grundriss sind, teils wegen ihrer ganzen anlage teils wegen ihrer geringen übersichtlichkeit, grade zur einführung wenig geeignet, und sein Abriss wider ist mindestens für den autodidakten zu knapp: schon deshalb ist eine so lichte und wol gegliederte behandlung des gleichen stoffes, wie K. sie bietet, nur mit dank zu begrüfsen. dass Holthausen sich kurz vorher dieselbe aufgabe gestellt hatte, bedeutet in diesem falle keinen schaden, denn beide bücher behalten auch neben einander durch manche eigenheiten ihren selbständigen wert.

Wie bei Noreen und Streitberg figuriert auch bei K. s. 21 zwar germ. *o*, aber anm. 1 zu § 72 bezweifelt doch mit gutem recht, im hinblick auf das trotz nachfolgendem *a*, *o* intact gebliebene germ. und urnord. *eu*, ob es ein urgerm. *o* überhaupt gegeben habe. jetzt hat Kock Beitr. 23, 511 ff dargelegt, dass der *a*-umlaut von *u* nicht urgerm., sondern eine einzelsprachliche entwicklung und in den an. dialekten zt. ziemlich spät eingetreten ist. das stimmt vortrefflich dazu, dass ich ihn fürs gotische geleugnet habe, und als urgerm. wird er somit wol definitiv beseitigt sein.

Im übrigen wär es undankbar und wenig angebracht, einzelne paragraphen mit zu augenfälliger abhängigkeit des vf.s von

seinen vorgängern herausgreifen zu wollen. um so mehr, als es seinem buche auch an eignem und neuem nicht fehlt. das gilt besonders beim vocalismus von seiner darstellung der synkope und der umlaute. so bietet § 124 eine sehr detaillierte chronologie des vocalschwundes. dieser soll (von präfixen abgesehen) am frühsten die zweite silbe urnord. zweisilbiger haupttoniger compositionsglieder getroffen haben: *salhaukum* < **sali-* (Snoldelev um 800), *Asmut* < **Ansumundu* (Sölvesborg 8 jh.). damit wird für brechung und umlaute, für die wir bisher ältere und jüngere perioden je nach schwund oder erhaltung der brechenden oder umlautenden *a, i, u* unterschieden, eine frühste epoche erwiesen, wo sie trotz dieser synkope fehlen. die darauf fufsende gruppierung der umlautsperioden bei K. ist inzwischen auch durch Kock Arkiv 12, 249 ff im wesentlichen bestätigt worden. nur ob das andre extrem ihrer chronologie, späteste synkope bei urnord. zweisilbigen ersten compositionsgliedern ohne haupton, richtig ist, dafür müsten doch erst weitere und sicherere aisl. beispiele als das eine *bryllaup* < **brūði-hlaup* beigebracht werden, dessen *i* erst nach der periode des jüngeren *i*-umlauts ausgefallen sein soll (§ 127 anm. 1).

Beim consonantismus (cap. 11—12) eine erwägung zu K.s § 216. nach ihm wird germ. *nn* vor idg. *r* zu ð: hier ist natürlich 'germ.' zu streichen, denn die regel gilt ja ebenso für an. *nn* < *nþ* (**annreʀ* > *aþrer*). aber auch die fassung 'vor idg. *r*' ist nicht einwandfrei. dgl. schreibt freilich auch Noreen Aisl. u. anorw. gramm.[2] § 201 'vor *r*, nicht vor *ʀ*' (ebenso Grundr. i[2] 568). das scheint zunächst zwar selbstverständlich, weil es ein *ʀ* nach *nn* seit dem 9 jh. (K. § 177 anm. 2, Grundr. i[1] 423, vielleicht sogar seit dem 8: Grundr. i[2] 524) lautgesetzlich nicht mehr gab, die lautgruppe vielmehr zu *nn*(*n*) assimiliert war (*brunn* < **brunnʀ* usw.; doch s. u. s. 146). aber anderseits ist in solchen fällen vielfach das endungs-*r* (oder -*ʀ*) analogice widerhergestellt worden (**brunnr*, **svinnr*, **finnr* usw.) und dann auch hier derselbe lautübergang uneingeschränkt eingetreten (*bruþr, sviþr, fiþr*). die frage ist, ob er hier lediglich nach dem muster der älteren *aþrer* usw. erfolgt oder aber, ob er nicht überhaupt verhältnismäfsig jung und in allen fällen, dem alten **annrer* wie dem neuen **brunnr*, gleichzeitig eingetreten sei. ich glaube das letztere und ziehe daher die uneingeschränkte fassung bei Holthausen § 72 vor[1].

K. sagt § 216 anm.: 'da *nn* mit *r* nur infolge von synkope zusammenstöfst, muss der übergang zu ð also erst nach dieser stattgefunden haben', dh. nach ca. 700 (K. § 124 oder Grundr. i[2] 523 f). das ist klar. aber wir können ihn auch sofort weiter hinabschieben, vielleicht bis zum 10 jh., vgl. run. *maþʀ* (Röck).

[[1] s. jetzt auch Noreen Aschwed. gr. § 229.]

denn einmal scheint *nn* < *nþ* in **annreR* vor dem 9 jh. überhaupt noch nicht vorhanden gewesen zu sein (K. § 194, Grundr. I[2] 525). ferner würde der seit dem 9 jh. zu belegende schwund von *þ* vor *r* (*hvárer* < **hvaþreR*: K. § 172, Grundr. I[2] 576) wahrscheinlich zu **árer* usw. geführt haben, um so wahrscheinlicher als in *aþrer*, *sviþr* usw. dieser wandel durch den systemzwang anderer *þ*-formen nicht gehemmt worden wäre wie in *ýþr* (> *ýr*, Noreen Gramm.[2] § 232), das in den ältesten isl. hss. nur so vorkommt (Larsson Ordförrådet 76. 375). endlich zeigt das ständige uebeneinander von act. *fiþr*, *viþr* und med.-pass. *finnsk*, *vinnsk* (Larsson 88. 367), dass die neue med.-pass.-endung, deren eintritt ins 10 jh. gesetzt wird (Grundr. I[2] 526, doch vgl. ib. 641), das *þ* noch nicht vorfand[1]. dabei haben K. § 216 anm. und ich hier keinen unterschied gemacht zwischen dem *r* in *bruþr*, *maþr* und dem in *sviþr*, *teþr*, wie es Noreen Gramm.[2] § 217, 4b und Grundr. I[2] 573 tut: dieser will in *svinnr*, *tennr* das *r* nicht analogisch hinzugefügt, sondern lautgesetzlich von jeher erhalten wissen, weil nach diesen *nn* < *nþ* das *R* sehr früh zu nicht assimilierbarem *r* geworden sei. das stimmt in dieser form freilich nicht zu der von Noreen vorher aufgestellten chronologie, wonach der wandel *nþ* > *nn* dem 9 jh. angehören soll, der zusammenfall von *R* und *r* nach dentalen aber erst dem 10 jh. (Grundr. I[2] 525, vgl. K. § 179). sonst aber ist immerhin möglich, wenn Noreens neuste datierung des *nR* > *nn* schon fürs 8 jh. (s. o.) richtig ist, dass das *R* nach dem jüngeren *nn* < *nþ* nicht mehr assimilationsfähig gewesen. für unsern zweck ist die unterscheidung belanglos.

Folgende entwicklungsreihe stell ich also auf: um 700 *innre, anþreR, vinnR, finþR, brunnR, tenþR, hvaþreR*; 8—9 jh.: *innre, annreR*[2], *vinn(R), finn(R)*[2], *brunn(R), tenn(R)*[2], *hvάreR*; 10 jh. zuerst: *innre, annrer, vinnr vinnsk, finnr finnsk, brunnr, tennr, hvárer*; dann: *iþre, aþrer, viþr vinnsk, fiþr finnsk, bruþr, teþr, hvárer*; und so noch in den ältesten isl. hss. consequent. die belegten beispiele sind nach Larsson, wenn ich keins übersehen habe: *ǫþrom ǫþro aþra aþrer aþrar, bruþr, fiþr, gryþra* (comp. zu *gruþr*), *guþr, kiþr* (a. pl. zu *kinn*), *kuþr kuþra, maþr, miþr* (adv. comp.), *muþr, saþr saþrar saþre, syþre, sviþr, teþr* (n. pl.), *tviþre, þriþr, viþr*; zu *iþre, ruþr, þuþr, uþr* sind zufällig keine

[1] hierdurch wird auch am besten Tamm Beitr. 7, 445 ff widerlegt, der für unser *þ* unmittelbar an den alten spiranten im ursprünglichen *nþ* anknüpft; vgl. auch Noreen Grundr. I[1] 459.

[2] ob hier die *n* einmal stimmlos gewesen (vgl. prät. *nenta* = got. *nanþida*, K. § 171, 3), ist nicht auszumachen und bei der völlig analogen weiterentwicklung von **innre* und **annreR* kaum wahrscheinlich. aber warum werden jetzt **innre* und **annreR* nicht zu **ére* und **árer* wie **unnreR* zu *órer*? es scheint also, wie *nn* < *nR* (**unnreR* < **unRereR*) etwas älter als *nn* < *nþ* (s. o.), dass so auch der schwund jenes *nn* vor *r* schon vollendet gewesen sei bei eintritt dieses *nn* < *nþ*.

-*þr*-, sondern nur lautgesetzliche -*nn*-formen belegt; als würkliche ausnahme hab ich nur einmaliges *þrennre* gefunden (Stockh. hom., dem aber anderseits auch grade obiges *tviþre* entstammt), während die scheinbare *rennr* sich nach Noreen Gramm.[2] § 139, 2 erklärt (*renr*). also auch diese überlieferung bietet keinerlei anhalt dafür, das *þ* in dem einen falle (*aþrer* usw.) für älter anzusehen sei, als in dem andern (*bruþr* usw.). spätere *vinnr, brunnr* usw. sind (wie jenes *þrennre*) analogiebildungen. K.s § 216 würd ich also fassen : 'schon vorlitterarisch ist jedes *nn* vor (jedem) *r* zu *þ* geworden, ausnahmen oder doppelformen beruhen auf systemzwang'.

Die formenlehre ist bei K. übersichtlich und correct; auf problematische einzelheiten will ich nicht eingehn (so ob die männlichen eigennamen auf -*a* würklich nach § 285 gehören; zuletzt Kock Beitr. 23, 489; Noreen Grundr. i[2] 612 bleibt mir dennoch wahrscheinlicher). der dritte hauptteil bringt 'Syntaktisches', dh. keine systematische darstellung der syntax : dann dürfte auch manches selbstverständliche besser fehlen (wie gleich § 433 'der nom. ist der casus des subjects'), das jetzt die an. besonderheiten nur weniger hervortreten lässt. sonst ist diesem abschnitt die syntax bei Holthausen sehr zu gute gekommen. die beigegebenen lesestücke (43 ss.) entstammen dem Stockh. hom., der Laxdølas., der Heimskringla, der Njála, der Vatnsdælas. und mögen dort willkommen geheifsen werden, wo der sonstige germanistische studienplan nur knappe stündchen fürs an. freilässt, die für zusammenhängende denkmäler nicht ausreichen. den schluss machen ein genügendes glossar und leider wider zwei volle seiten berichtigungen und nachträge (die aber das § 164 z. 2 verdruckte 'nom.' statt 'urn.' noch nicht enthalten). doch alles in allem darf das schlussurteil über K.s buch günstig ausfallen.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Otfrid und die übrigen Weifsenburger schreiber des 9 jhs. von PAUL PIPER. mit dreifsig facsimiletafeln in lichtdruck und zwölf facsimileautotypien. Frankfurt a. M., FEnneccerus, 1899. 24 ss. und 30 tafeln. fol. — 21 m.

Dass Otfrid nicht nur den Vindobonensis, sondern auch den Palatinus seines Evangelienbuchs eigenhändig geschrieben habe, war Piper vor mehr als zwanzig jahren mittels innerer gründe nachzuweisen bemüht gewesen. aber er hatte niemanden überzeugt. darum versucht er jetzt auf paläographischem wege seine these glaubhaft zu machen und zwar in der erweiterten gestalt, dass er auch die schreiber BCD des Weifsenburger codex traditionum einbezieht und deren identität unter sich und mit Otfrid behauptet. das material, auf welchem er fufst, besteht einerseits aus den 30 sein buch begleitenden photographischen tafeln, von denen die neun ersten sowie die dem text s. 8—11 eingedruckten autotypien schriftproben der schreiber A—G des codex traditio-

num liefern, während die weitern einundzwanzig ausgewählte seiten der hss. V, P und D des Evangelienbuchs reproducieren, anderseits aus den facsimilibus des Vindobonensis und des Palatinus in Dahns Urgeschichte der germanischen und romanischen völker IV (1889), in Erdmanns akademischer abhandlung Über die Wiener und Heidelberger hs. des Otfrid (1880) und in Koenneckes Bilderatlas.

Um zu zeigen, dass Pipers methode verkehrt und dem gemäfs auch sein resultat unhaltbar ist, muss ich einen umweg einschlagen. ich nehme vorläufig an, er habe den nachweis der identität erbracht 1) für die schreiber BCD des codex traditionum = O 3, 2) für den ersten schreiber des Vindobonensis und des Palatinus = O 1, 3) für den zweiten schreiber des Vindobonensis und des Palatinus = O 2, und frage nun : worauf gründet er seine gleichsetzung von O 3 mit O 1 und mit O 2? nach s. 15[b] auf gewisse merkwürdige, den drei supponierten schreibern gemeinsame ligaturen des *b* und des *h* mit vorangehnden buchstaben : man habe den endstrich eines *a, e, i, l* usw. und die rundung eines folgenden *b* oder *h* in einem zuge gemacht und erst nachträglich den langen schaft von *b* und *h* durch die gewonnene schleife hindurchgezogen, ein *b* somit ähnlich einem deutschen schluss-*s* geschrieben. aber diese ligaturen existieren in würklichkeit nicht, sie sind von Piper erträumt, und es fiel niemals den schreibern ein, *b* oder *h* in der geschilderten weise herzustellen. vielmehr entsteht der schein einer ligatur überall und muss überall entstehn, wo das *b* mit völlig geschlossener rundung und der vorangehnde buchstab mit etwas nach oben auslaufender spitze gebildet wird. das lässt sich für *b* an hunderten von beispielen aus hss. des 9. 10 und 11 jhs. zeigen, für *h* sind die belege darum minimal, weil dieser buchstab im innern lateinischer worte ganz selten vorkommt und auch im innern deutscher nur dann häufiger begegnet, wenn deren dialekt die verbindung *th* kennt. hätte Piper, statt sich ausgebreiteter kenntnis der schriftarten des 9 jhs. selbstgefällig zu rühmen (zb. s. 21[a]), lieber in den landläufigen hilfsmitteln sich umgetan, so würden ihm die so genannten *b*-ligaturen auf tafel 34. 35 von Enneccerus Sprachdenkmälern (Nidhards Historiae : *labore, abscedere, urbēq;, absq;, uerbis, abire, sperabat, subdere* usw.) oder auf tafel 31 (Fränkisches gebet : *publica, sarabaitis, habeant, abbati, deb§*) massenhaft entgegengetreten sein; auch die vermeintliche verbindung *dh* weisen die Nidhardbll. reichlich auf.

Im weitern verlauf seiner untersuchung bereiten Pipern die pseudoligaturen noch manche schwierigkeit. bei dem corrector des Vindobonensis findet er sie nur in geringer zahl : sehr begreiflich, denn dieser pflegt die rundung des *b* oben nicht zu schliefsen. das passt aber schlecht zu der theorie, dass Otfrid der corrector und derselbe mann wie O 1, O 2, O 3 sei : so hilft

sich Piper mit der sonderbaren erklärung, auf die noch zurückzukommen sein wird: 'bei cursiver schrift fehlt es an zeit zu so künstlichen verschlingungen' (s. 19[b]). hin und wider findet er sie bei den schreibern E und F der traditionen: auch hier ist er um ausflüchte nicht verlegen: 'wo sie zu sein scheinen, ist es ein zufälliges zusammentreffen der buchstaben' (s. 21[b]). zahlreich begegnet er ihnen im Discissus: hier führt er ihr auftreten auf den einfluss der vorlage zurück (s. 22[a]). endlich trifft er sie massenhaft an bei dem schreiber A des codex traditionum. und nun werden wir durch das großmütige geständnis erfreut (s. 21[a]): 'indem wir A als besondern schreiber bestehn lassen, begeben wir uns des rechtes, die ligaturen mit *b* und *h* als specielles kennzeichen für O, mithin als beweis für die identität von O1 und O2 zu benützen, freilich in der überzeugung, dass es dieses kennzeichens nicht mehr bedarf und dass selbst unter der voraussetzung, dass diese ligaturen auch sonst im kloster geübt wurden, die consequente entwicklung derselben bei O immer noch ein hervorragend individueller zug ist'.

So räumt Piper indirect selbst die nichtidentität von O3 mit O1 und O2 ein. und wer unbefangenen sinnes und im besitz normaler augen O3 mit O1.2 vergleicht, wird, auf die gefahr hin, von Piper der oberflächlichkeit geziehen zu werden (s. 15[a]), den *q* mit dem 'abzwick', den 'endausladungen' der *e* und *a*, namentlich am zeilenschluss, geringen wert beimessen, weil diese formen in hunderten von hss. des 9 jhs. widerkehren, überhaupt die schriftzüge wenig ähnlich finden, im gegenteil wahrnehmen, dass das runde *d*, welches O3 promiscue mit dem geraden verwendet, auf den vorliegenden tafeln von O1 und O2 bloſs dreimal begegnet (XIII*α* *Vuildu*, XV*α* *kúndtun*, XXX*β* *dato*; denn der schreiber der vorrede für Liutbert, der tafel XI. XII rundes *d* sechsmal gebraucht, war ein andrer, s. u.), oder dass offenes *a*, dessen O3 mit vorliebe sich bedient, bei O1.2 nur vereinzelt vorkommt (s. die stellen s. 15[a] anm.). freilich der dafür s. 11[a] ersonnene grund 'dass das offene *a* selten ist, hängt damit zusammen, dass das ganze den charakter einer schönschrift tragen sollte, in welche das mehr nach rechts hin liegende offene *a* nicht passt' muss jeden mit hss. des 9 jhs. vertrauten heiter stimmen. unter solchen umständen könnte der einbezug von O3 in den kreis der untersuchung zwecklos erscheinen. aber gerade P.s hauptkunststück beruht auf ihm. mit hilfe von O3 verflüchtigt er eine durchgehnde discrepanz zwischen O1 und O2 in nichts. O1 versieht sein *g* regelmäſsig mit offenem, O2 mit geschlossenem kopf. nun weist der schreiber C von O3 beide gestalten neben einander auf: also, folgert P. (s. 9[a]. 14[b]), darf die verschiedenheit des *g* nicht als zeichen zweier schreiber aufgefasst werden. gewis hat noch niemand behauptet, dass éin individuum sich nicht mehrerer formen desselben buchstaben bedienen könne. sind wir

aber darum berechtigt, einen schreiber, der viele quaternionen hindurch consequent und ausschliefslich nur éine gestalt eines bestimmten buchstaben anwendet, mit einem andern zu confundieren, der ebenso consequent und ausschliefslich eine zweite gebraucht?

Reifsen alle stränge, lassen einzelne buchstabenformen in O3 oder beim corrector mit solchen von O 1.2 sich nicht identificieren, flugs ist P. mit dem zauberwort 'cursiv' bei der hand. ich muss bekennen, in das geheimnis des begriffs, den P. damit verbindet, nicht völlig eingedrungen zu sein. bald versteht er darunter urkundenschrift, bald schnellschrift, bald flüchtige schrift. das hauptcharakteristicum der mittlern und jüngern römischen wie der merovingischen cursive machen doch ihre ligaturen aus, hervorgerufen durch das bestreben, die feder möglichst wenig abzusetzen. damit aber reimt sich nicht P.s oben citierte bemerkung 'bei cursiver schrift fehlt es an zeit zu so künstlichen verschlingungen'. ebenso wenig kann ich den cursiven charakter seiner tafel vi[a] 1—11 und 21 ff gegenüber 12—20 einsehen: der unterschied der letztern partie von der vorangehnden und folgenden reduciert sich auf die gröfsern spatien hinter den einzelnen, durch puncte getrennten namen. mir scheint, dass P. kleinere, dünnere, schlankere schriftzüge mit dem prädicat 'cursiv' bedenkt, oder, wenn ich auslassungen wie s. 19[a], wo die vom corrector geschriebenen seiten und seitenteile cursiv genannt werden, und s. 8[b] 'gewisse formen, wie zb. das merovingische *a*, scheinen vorwiegend der freiern schreibweise eigen' erwäge, dass er den ductus der traditionenschreiber und des correctors als cursiv der buchschrift der Otfridhss. entgegensetzt. dann aber muss es doch höchlich frappieren, dass einerseits die harmonie der züge von cursiver und buchschrift als beweis der identität ihrer schreiber gilt, anderseits die verschiedenheit der züge von cursiver und buchschrift als unbeweisend für die nichtidentität ihrer schreiber hingestellt wird. obendrein stimmen innerhalb der cursive selbst die zeichen keineswegs überein: das *k* auf facs. 9. 11 weicht gänzlich von dem ab, welches der corrector gebraucht. man sieht, welche kautschukartige dehnbarkeit dem begriff 'cursiv' inne wohnt; mit seiner hilfe lässt sich alles beweisen.

Bei dem corrector begegnen mehrfach die *b, d, h, l* mit schäften, welche, gleich den *b* und *l* unsrer schreibschrift, anscheinend aus zwei strichen bestehn (s. 19[b]). ähnliche finden sich in O 3 (s. 7[b]. 8[b]). ihr fehlen in O 1 wird (s. 12[ab]) folgender mafsen erklärt: 'ich sehe hierin nicht mit notwendigkeit das anzeichen eines andern schreibers. vielmehr finde ich darin nur den ausdruck des umstandes, dass man in V1P1 [dh. O 1] mehr schulgemäfs sorgfältig verfuhr, während man in den weniger zur repräsentation bestimmten partien, die zu O 3 gehören, sich cursiveren manieren überliefs'. diese deutung greift fehl. einmal

sind jene doppelschäfte nichts singuläres: sie kehren zb. wider in der ahd. benedictinerregel (s. das von Piper Nachträge s. 65 gelieferte facsimile), weiter in der Londoner hs. der Notae Senecae (Palæographical society III 187), in dem Würzburger codex von Cicero De inventione (Chatelain XVII[a]). zweitens entstanden sie nicht in der weise, dass ein kurzer aufstrich dem längern nach unten gerichteten zug vorangegangen wäre. vielmehr beabsichtigte der schreiber einen der im 8. 9 jh. üblichen keulenförmigen schäfte herzustellen und spreizte, damit derselbe recht dick ausfiele, die feder; aber diese war nur ungenügend mit tinte gefüllt, daher brachte sie statt des einen keulenstriches zwei feine rahmenstriche hervor. auf seiner tafel VI und auch sonst kann P. bei den allerverschiedensten buchstaben, niedrigen und hoch gehnden, solches ausbleiben der tinte bequem beobachten. natürlich beweist das auftreten der erscheinung sowol bei dem corrector als bei O 3 nicht das geringste für deren nähere beziehungen.

Übrigens kann ich keineswegs Pipern die gleichheit der von ihm unter O 3 zusammengefassten schreiber BCD des codex traditionum einräumen. B ligiert immer *st*, C niemals, D schwankt. B kennt für *ue* und *us* nur die abkürzung durch komma, C sowol durch komma wie durch doppelpunct, und letztere wiegt bei D entschieden vor. die merovingischen *a* bilden die drei schreiber verschieden. der abkürzungsstrich von *per* zeigt bei B schräge, bei CD gerade richtung. nur B kennt abbreviaturen von der art wie II[b] 14. 22. 24. III[a] 6.

Dass ich O 1 und O 2 nicht identificieren kann, hob ich schon hervor. schwieriger ist die frage, ob O 1 und O 2 in sich einheitlich sind, dh. ob der erste schreiber des Vindobonensis (V1) und der erste schreiber des Palatinus (P 1) derselbe war und ob der zweite schreiber des Vindobonensis (V2) mit dem zweiten des Palatinus (P 2) zusammenfiel. für O 2 reicht mir das material nicht aus; V 2 ist nur durch die tafeln X. XIX vertreten, auf welchen der buchstab *k* nicht vorkommt. was O 1 anlangt, so besteht zwar kein entscheidender grund wider die gleichsetzung von V 1 und P 1, wahrscheinlich dünkt sie mich aber nicht: V 1 gebraucht die ligierte gestalt des *st* ebenso häufig wie die nicht ligierte, bei P 1 begegnen nur auf tafel XXVI drei beispiele der ligatur; die *k* von V 1 zeigen, abgerechnet zwei fälle tafel XVII, gegenüber denen von P 1 stark abweichende form. aber auch wenn wir P. zugäben, dass V 1 = P 1 und V 2 = P 2 sei (und mehr verlangt er gegen ende seiner arbeit s. 24 selbst nicht, denn offenbar ist ihm bei seinen übrigen resultaten wenig geheuer), so wäre damit für seinen eigentlichen zweck nichts gewonnen. denn der corrector, dh. Otfrid, ist eine durch seine charakteristische schrift, namentlich seine *h*, *k* und das unter die zeile reichende geschwänzte *z*, sowol von O 1 wie von O 2 streng gesonderte persönlichkeit; und dass er seine verbesserungstätig-

keit auf den Palatinus ausgedehnt habe (s. 24[b]), lässt sich in keiner weise mit hilfe der vorliegenden tafeln dartun. wenn etwa P. s. 5[a] durch seine note zu tafel XXVI 'beachte besonders das z' andeuten will, dass dies z von dem corrector des Vindobonensis herrühre, so muss ich dagegen bestimmtesten protest einlegen. wider ein anderes individuum war der copist der praefatio ad Liutbertum: ihn isoliert die form der ligatur für *ct*. was in seiner partie tafel XII 20—22 auf rasur steht, schrieb, wie schon Erdmann sah, der schreiber der urkunde tafel III[b]; dieser aber war weder Otfrid noch der corrector der im original von Otfrid geschriebenen urkunde tafel IX.

So bleibt es, trotz der mühe, die sich P. gegeben, *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*, in allen wesentlichen puncten bei den resultaten Erdmanns. ST.

Die grofse Heidelberger liederhandschrift in getreuem textabdruck herausgegeben von dr FRIDRICH PFAFF. erste und zweite abteilung (sp. 1—640). Heidelberg, CWinter, 1899. — jede abt. 5 m.

Wer in jenen zum glück vergangenen tagen, da die grofse liederhandschrift C schon durch ihren aufbewahrungsort Paris der intensiven wissenschaftlichen ausnutzung entzogen war, wer damals mit minnesingerkritik sich beschäftigt hat, der kennt die schmerzen, die uns aller orten aus den widersprechenden angaben Bodmers, Beneckes und vdHagens erwuchsen, der weifs, welch gefühl der unsicherheit sich einstellte, sowie die lesung der reichsten aller minneliedersammlungen in frage kam. Lachmann und Haupt haben sich in seltsamer gemütsruhe meist begnügt, für ihre ausgaben die wenig zuverlässigen frühern abdrücke und abschriften auszunutzen: wie unberechtigt ihr gutes zutrauen war, darauf konnten inzwischen schon die von Apfelstedt zu Wolframs liedern nachgetragenen varianten (Germ. 26, 220) aufmerksam machen. aber wer war früher in der lage, das ferne original einzusehen, wenn ihn zweifel plagten? das ist anders geworden, seit C in die heimat zurückgekehrt ist; das wird ganz anders werden, da uns nun durch Pfaffs sorgfalt ein genauer abdruck der ganzen hs. dargeboten wird. das erste gefühl seiner publication gegenüber darf billich nur befriedigung sein und dank für den selbstlosen fleifs des herausgebers, für die unterstützung des badischen ministeriums, die den kostspieligen druck erst ermöglicht hat. die äufsre erscheinung ist würdig: die lettern des textes sind etwas klein und zuweilen blässer als wünschenswert, aber elegant und scharf; ein böses augenpulver freilich bilden die anmerkungen. der ersten abteilung ist das farbige bild Rudolfs von Neuenburg beigegeben, leider nicht in mechanischer reproduction, sondern in einer nachbildung, die ein vergleich mit der Krausschen photographie nicht gerade als peinlich treu erscheinen lässt: das tritt namentlich bei dem gesicht und dem

kissenmuster hervor. indessen, das bild ist ja nebensache. hübsche zierbuchstaben, die übrigens nicht etwa die entsprechenden initialen der hs. nachformen, schmücken den eingang jedes neuen dichters. getreue facsimiles der hauptsächlichsten schreiberhände verheifst Pf. für die letzte abteilung, die neben andern nützlichen beigaben auch eine ausführliche einleitung bringen wird. erst sie wird es ermöglichen, die absichten und grundsätze des herausgebers ganz zu würdigen, und ich gedenke seinerzeit auf sie einzugehn.

Aber schon die vorliegenden hefte lassen die einrichtung des abdrucks so weit erkennen, dass sie éin erhebliches bedenken herausfordern. handschriftenabdrücke, zumal sonst edierter texte, sind wertvolle grundlagen kritischer arbeit : aber ausgaben sind sie nicht, zur lectüre sind sie nicht bestimmt, und es gibt für sie nur éin lob, das der sclavischen treue. so war es ein recht abstruser einfall Pfeiffers, dass er in seinen abdrücken der Weingartner und der kleinen Heidelberger liederhandschrift die reimzeilen absetzte. er sagt darüber (St. litt. ver. 5, VIII) : 'dieses hielt ich für notwendig, denn ein facsimileartiger abdruck, der die handschrift zeile für zeile widergäbe, wäre eben so unschön fürs auge, als unbequem für den gebrauch, und was hätte man damit gewonnen?' was hätte man damit gewonnen? so fragt ein philologe? als ob nicht so und so oft allein schon die örtliche umgebung fehler erklärte und einblicke in die geschichte der überlieferung gewährte; als ob nicht jede abweichung von der anordnung der hs. die echtheit des bildes trübte und zu consequenzen führte, die sich zunächst gar nicht übersehen lassen. Pfaff hat sich durch Pfeiffers vorgang leider zu gleichem verfahren bestimmen lassen, und die folgen sind nicht ausgeblieben. ich hebe heraus, was sich mir aufdrängte, als ich, um eine stichprobe zu machen, Pf.s abdruck der lieder Burkarts von Hohenfels (sp. 372—389) mit der photographie der Berliner kgl. bibliothek verglich (leider bei sehr ungünstiger beleuchtung).

Sp. 383, 22 notiert Pf. : '6 zeilen leer'. er selbst bemerkt in dem prospect des werkes : 'vielfach ist nach den einzelnen liedern für nachträge raum gelassen, und zwar dann stets genau so viel zeilen des liniierten pergaments, als eine, zwei oder mehr nachtragsstrophen erfordern würden'. für wie viel strophen man platz reservierte, das hätte sich also aus zeilengetreuem abdruck ohne weiteres ergeben : die zeilen des Pf.schen textes dagegen gestatten keinerlei schluss darauf, was die leeren zeilen der hs. hätten fassen können, und wem das zu wissen not tut, der muss doch wider auf das original zurückgehn. — ferner : es ist unbequem, dass die gestrichenen worte und buchstaben in den anmerkungen müssen aufgesucht werden, noch dazu ohne dass im text irgendwie auf sie hingewiesen wird, und es ist das auch unanschaulich : die correctur versteht sich an ihrer stelle am besten. die methode, die zb. der kritische apparat der weimarischen Goetheausgabe

befolgt, gestrichenes, wenn auch mit andern lettern gesetzt, ruhig im contexte zu lassen, verdient bei einem hs.abdruck den vorzug. aber freilich, mit dem absetzen der reimzeilen verträgt sich das schlecht. — weiter: 383, 16 druckt Pf. *entrinnē*; die hs. trennt: *en-trinnē* : so geht eine sprachliche tatsache bei Pf. verloren. und wenn er 375, 9 druckt *ge ingefindet*, während in der hs. *ge* den zeilenschluss bildet, so wird die trennung des präfixes vom verbum eben erst durch Pf. vorgenommen, nicht durch die hs. bezeugt. das sind ja kleinigkeiten : der handschriftenabdruck kann aber keinen höhern ehrgeiz haben als auch im kleinsten getreu zu sein.

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob in der hs. zwei silben zusammen geschrieben sind oder getrennt, und vdHagens art, neben der vollen trennung auch eine halbe, ein, ganz kleines spatium einzuführen, wäre zuweilen nicht übel angebracht gewesen. so zweifle ich, ob 383, 7 *en wil*, 383, 8 *en mag*, 383, 17 *miffezeme*, 389, 17 *vber ftozet* das rechte trifft; ich zweifle aber kaum, dass 373, 22 besser *zerfwingē*, 380, 27 *īmines*, 33 *inder*, 383, 41 *inallē*, 384, 8 *zefnel*, 385, 14 *kurzewile*, 387, 14 *aldie*, 388, 24 *īminē* gedruckt stünde. in der mehrzahl dieser fälle hat Pf. anscheinend das zusammenrücken sonst selbständiger worte gescheut : aber diese schreibergepflogenheit ist für fragen des satzaccents, der en- und proklise nicht ohne wert. übrigens tastet der herausgeber an andern gleichartigen stellen die zusammenschreibungen der hs. nicht an.

Die circumflexe des textes, hohe spitze winkel vielleicht von jüngerer hand und jedesfalls wol von blasserer tinte, gibt Pf. mit recht gewissenhaft wider. andre ähnliche zeichen lässt er unbeachtet : insbesondre die *i*-striche. das bedaur ich. ein diplomatischer abdruck wird doch gut tun, *ı* und *i* ebenso zu scheiden wie *f* und *s*, was Pf. getan hat, wie etwa auch *r* und *ꝛ*, was Pf. nicht getan hat. *fuft* (zb. 374, 46) sieht ohne *i*-striche wie *fuft* aus, erst sie machen das *fi ift* deutlich. — das nota-zeichen am rande zu eingang der meisten neuen töne lässt Pf. fort; dagegen hebt er es durch bunte buchstaben hervor, wo er in der hs. kennzeichnende initialen am anfang neuer töne fand. ich hätte auch die nota lieber beibehalten gesehen, zumal da nach Könneckes proben, die ich gerade nur einsehen kann, die abstufungen zwischen den ton- und stropheninitialen keineswegs so grell scheinen, dass sie sich unzweifelhaft von einander abhöben. — den schreiberwechsel constatiert Pf. in den anmerkungen, anscheinend im genauen anschluss an Apfelstedt, so, dass er das auftreten einer andern hand jedesmal angibt. wo nun eine hand längere zeit das feld beherscht, da braucht es langes suchen, ehe man findet, welchem schreiber sie gehört, und man fürchtet immer noch, etwas übersehen zu haben. ich hätte gewünscht, dass Pf. bei jedem neuen dichter die chiffer des schreibers wider

mitgeteilt und überall, wo er den wechsel der hand vermerkt, auch hinzugefügt hätte, wie weit der neue ductus ununterbrochen fortreicht. auch eine geringfügigere verschiedenheit von schrift und tinte, wie ich sie zb. 373, 27 wahrzunehmen glaube, die zwar nicht auf einen neuen schreiber, aber doch auf eine unterbrechung der aufzeichnung hindeutet, hätt ich gern verzeichnet gefunden. die eingeschobenen [!] neben auffälligen lesungen beunruhigen mich mehr als dass sie mich vergewissern : ihr ausbleiben drängt an stellen, wo man sie erwartet, den zweifel an der verlässlichkeit des abdrucks geradezu auf.

Aber ein solcher zweifel würde in der regel irre gehn. abgesehen von den worttrennungen hab ich Pf.s text sehr reinlich gefunden. in Burkarts gedichten sind mir nur zwei schwerere fehler aufgestofsen : 376, 28 muss das erste *ir* vielmehr *ie* heifsen, und 388, 36 les ich statt *mŏht* deutlich *mōht*. sonst corrigier ich noch : 376, 15 *mi'fewēde*, 379, 2 *von*, 5 *vlucket*, 381, 3 *pflihten*, 30 *blick*, 382, 34 *lvket*, 384, 22 *h'zē*, 31 *mīneklichen*, 387, 48 *allef*, 389, 27 *zů*. in andern fällen, wo die photographie mir zweifel liefs, mag das original für Pf.s lesungen entscheiden[1]. mit der fehllosen sauberkeit des lichtes reproducieren menschenauge und menschenhand nicht; den billich urteilenden werden die kleinen fehlerlisten oben in der anerkennung von Pf.s gewissenhafter sorgfalt nicht beirren. ROETHE.

Geschichte des deutschen streitgedichts im mittelalter. von HERMANN JANTZEN. [= Germanistische abhandlungen begründet von Karl Weinhold, hrsg. von FVogt. XII heft.] Breslau, Köbner, 1896. 98 ss. — 3 m.

Die arbeit von Jantzen enthält eine zusammenstellung der deutschen streitgedichte bis 1500. vorausgeschickt sind überblicke über die antiken, die mittellateinischen, die französischen und provenzalischen, die skandinavischen und altenglischen streitgedichte. des vf.s fleifs und belesenheit ist des lobes wert. indessen hat er sich doch wol ein etwas zu umfangreiches gebiet für eine erstlingsarbeit gewählt. über eine zusammenstellung ist er nicht herausgekommen : es ist ihm nicht gelungen, die geschichte der von ihm behandelten gattung aufzurollen. auch finden sich einige lücken. so hätte zb. Konrads von Würzburg Klage der kunst, welche die deutschen processualallegorien eröffnet, nicht übergangen werden sollen. der vf. scheidet 'kämpfe um den vorzug', 'sängerkriege', 'rätselspiele, weisheitsproben, gelehrte gespräche.' die kämpfe um den vorzug sind die am frühesten nachweisbare gruppe. die einzelnen ihr zugehörigen

[1] ich schwanke 374, 43 zwischen *gegē* (Pf.) und *gegī*, 375, 24 zwischen *allef* (Pf.) und *allif*, 388, 2 zwischen *erwern* (Pf.) und *irwern*; 376, 26 zwischen *műfte* und *můfte* (Pf.); 386, 22 ist mir der letzte buchstabe von *lieb* unsicher; 375, 32 deckt ein fleck den raum zwischen *sallē* und *vndē*,

gedichte sind nicht glücklich disponiert. hauptgruppe : der dichter lässt die von ihm gewählten gegner selbst sprechen. I) streit der jahreszeiten; II) streit zwischen leblosen dingen oder tieren; III) themata aus dem liebesleben; IV) streitgedichte geistlichen inhalts; V) streitgedichte ethischen inhalts.

Man sieht : es sind formelle und sachliche gesichtspuncte durcheinander gemengt. in I und II ist nach streitenden gegnern geordnet; in den gruppen III—V stehn streitgespräche zwischen würklichen personen und allegorien. namentlich in der vierten gruppe tritt das hervor. hier sind nacheinander behandelt: A. 1) kämpfe zwischen leib und seele; 2) der kampf von barmherzigkeit, friede, gerechtigkeit und wahrheit um das heil des menschen; 3) Heinzelein von Konstanz 'Von den zwein sanct Johansen'; 4) frau und priester, frau und jungfrau usw.; 5) tod und leben. B. 1) ehre und schande, tugend und laster, treue und untreue, zucht und unzucht usw.; 2) streit der vertreter zweier stände um ihren vorzug; 3) gedichte des 15 jh. ähnlich setzt sich gruppe III zusammen. mir scheint doch, dass die gedichte, die kämpfe zwischen bürger und hofmann (Oswald vWolkenstein ed. Weber s. 118), minner und krieger (Liedersaal II 25), minner und trinker (Ls. II 329) vorführen, enger zusammengehören mit denen, die frau und priester, frau und jungfrau oder die vertreter verschiedener stände auftreten lassen, als mit dem streitgedicht von herz und leib (Hätzlerin s. 211), mit dem sie nur das gemeinsam haben, dass auch von liebe die rede ist.

Eine logisch strengere scheidung hätte hier auch die chronologie schärfer hervortreten lassen. eine gruppe für sich bilden vorab diejenigen streitgedichte, in denen menschliche figuren auftreten. selten handelt es sich bei den deutschen um benannte personen, wie in den lateinischen gedichten Ganymed und Helena, Phyllis und Flora. nicht Phyllis und Flora sondern zwei phy[illegible] frauen streiten bei Heinzelin über den vorzug des [illegible] pfaffen (vgl. s. 4). ebenso zwei schwestern im liederbuch der Hätzlerin s. 211 (vgl. Jantzen s. 4[illegible]). auf diese form, die sich direct an den typus Phyllis und Flora anlehnt, wird wol die ganze reihe der gedichte zurückzuführen sein, [illegible] denen sich [illegible] sie wird erst im 14 jh. [illegible] [illegible] dass [illegible] das [illegible] nicht mehr getragen wurde. [illegible] ritter [illegible] sey ir [illegible] oder [illegible] die [illegible] nach [illegible] was [illegible] wir [illegible] [illegible] und [illegible] s. [illegible] in den [illegible] [illegible] die [illegible]

in diese gedichte mit weiblichen partnerinnen aufgenommen unter aufgabe der behandlung von liebesfragen : die frau und die magd. eine andere neuerung vollzieht, soviel ich sehe, Hans Sachs, wenn er das thema, ob besser sei zu lieben oder nicht, zwischen einem mann und einer frau abhandeln lässt (Keller III 406 ff. MG. I fol. 6, vgl. Fastnachtsp. 1).

Ist somit für diese classe sicherlich der typus 'Phyllis und Flora' vorbildlich gewesen, so lässt sich von ihm aus vielleicht auch die brücke schlagen zu derjenigen gruppe von gedichten, in denen vertreter zweier verschiedener stände auftreten. es muste sehr nahe liegen, den miles und den clericus, über deren vorrang in dem lateinischen gedicht gestritten wird, in person auf den plan treten zu lassen zum kampf über das thema, 'welcher bas möht geben den freulin hohen mût'. ein solches gedicht fehlt nun allerdings. aber sollten nicht der höfische edelmann und der bemittelte bürger bei Oswald vWolkenstein nur moderneren verhältnissen angepasste substitute jener älteren gegenspieler sein? mag man aber die ableitung von dem typus 'Phyllis und Flora' gelten lassen oder nicht, jedesfalls ist die ganze gattung des gesprächs zwischen vertretern verschiedener stände ebenfalls relativ jung und erst im 14 jh. recht ausgebildet. auch bleibt der disput dann nicht auf den vorrang in liebessachen beschränkt, sondern erstreckt sich auf andre dinge. namentlich der ritter und der bauer werden seit dem 14 jh. gern contrastiert, wofür denn auch der allgemeine gegensatz zwischen arm und reich eintritt (vgl. s. 53 f). zwar gab es auch bei den alten derartige gedichte. J. hat auf ein 'iudicium coci et pistoris iudice Vulcano' hingewiesen (s. 4). aber der faden scheint durch die jahrhunderte nicht fortgesponnen zu sein. denn die paar mlat. streitgedichte, die man allenfalls hierher ziehen könnte (s. 16 f), sind in Deutschland schwerlich bekannt geworden.

Die geistreiche frivolität, die 'Phyllis und Flora' durchzieht, fehlt diesen jüngeren streitgedichten ganz. so rücken auch geistliche gedichte in die nähe der weltlichen. denken wir uns den gegensatz von ritter und priester ganz ernsthaft genommen, ihre stellung innerhalb der sittlich-religiösen weltordnung behandelt, so wäre das wol ein thema für ein geistliches streitgedicht. ein solches ist nun allerdings abermals nicht erhalten : aber doch nur einen schritt weiter auf derselben bahn liegen die gedichte von Suchensinn und Rosenplüt, die den vorrang zwischen priester und frau behandeln (vgl. s. 59)[1], woran sich weiter einerseits die disputation zwischen frau und jungfrau (s. 60), anderseits Stephan Vohpurks satire 'Wolf und priester' (s. 59 f) anschliefsen.

Nach einer andern seite hin reihen sich an die stände-disputationen die zwischen vertretern verschiedener lebensauffassung:

[1] 'Priester und frau' und das 'Lob der fruchtbaren frau' sind zwei verschiedene Rosenplütsche gedichte, was J. verkannt hat.

minner und kriegsmann Lieders. II 25. minner und luderer Lieders. II 329, minner, spieler und trinker Kolm. hs. ed. Bartsch 493[1] usw. (s. 46 ff). dass für diese classe der ausgangspunct der streit um den vorrang bei den damen ist, hat J. richtig hervorgehoben: im lauf der entwicklung aber tritt dies moment ganz zurück, wie die hierher gehörigen dichtungen des 16 jh. zeigen, von denen Szamatólski VJL. 2, 90 ff einige besprochen hat.

Viel früher belegbar und weiter verzweigt als die sämtlichen eben besprochenen dichtungen sind merkwürdiger weise diejenigen streitgespräche, in denen leblose dinge, mythologische begriffe oder allegorien die streitenden sind. drei gruppen ergeben sich. am schwierigsten ist es über den ursprung des streites der jahreszeiten ganz ins reine zu kommen. antike tradition lässt sich nicht von der hand weisen; aber anderseits werden doch auch volkstümliche einflüsse, wie sie Uhland annahm, vorhanden gewesen sein. auf frostige schulscherze mag die zweite nie recht populär gewordene gattung 'vinum et aqua', 'linum et ovis' zurückgehn. die dritte gruppe enthält die moralischen begriffe. hier scheint mir die tradition der rhetorenschulen unabweisbar. an der spitze der ganzen gattung steht der streit zwischen tugend und laster in den Ὧραι des Prodikos und der zwischen dem Λόγος δίκαιος und dem Λόγος ἄδικος bei Aristophanes. schwerlich führt ein grader weg von diesen mustern zu den deutschen streitgedichten des 13 und der folgenden jhh., in denen liebe und schönheit (bei J. s. 4[illegible]), frau ehre und schande, treue und untreue, wahrheit und unwahrheit usw. auftreten (ebda s. 61 ff). dergleichen 'conflictus' musten aber den christlichen lehrern von je sehr erwünscht sein: sie zogen auch verwante nach sich, wie denn offenbar der pseudo-augustinische 'conflictus ecclesiae et synagogae' auf antike muster zurückgeht (vgl. PWeber Geistliches [illegible] und kirchliche kunst, Stuttgart 1894). ebenso haben [illegible] pseudo-augustinische schrift 'de conflictu vitiorum et [illegible] M [illegible]. die kirche und die welt scheinen [illegible] gegenübergestellt zu sein. obgleich das [illegible] dagegen ersehe ich aus J. (s. 18), dass es [illegible] et religionis' gibt (J. übersetzt sich [illegible] des [illegible]standes und der [illegible]'. in Deutschland [illegible] der mensch und [illegible] von der welt eröffnet (s. 65) –

[1] [illegible] des germanischen museums 533[illegible] [illegible]

[2] [illegible] was J. verkannt hat [illegible] bedeutung von [illegible] an stelle der [illegible] Schröder [illegible] hier [illegible] geprägte litterarische [illegible]

[illegible] entwicklung des streitgedichts hätte [illegible] müssen. über seine neigung zu

über das sehr merkwürdige gedicht Frauenlobs von 'minner und welt' vgl. s. 50. — recht alt ist jedesfalls auch der Conflictus animae et corporis (s. 13ff; deutsche nachahmungen s. 56f). als eine verweltlichung betracht ich das offenbar an ein verlornes französisches vorbild sich anlehnende sog. I büchlein Hartmanns und das verwante gedicht bei der Hätzlerin (vgl. J. s. 43). man vergleiche auch das spiel mit der antithese 'cors-cuers', 'lîp-herze' bei Quesne de Bethune, FvHausen, HvRugge und Reinmar.

Es kann nicht die aufgabe dieser besprechung sein, in der umordnung des von J. gesammelten materials fortzufahren. an den capiteln über die 'sängerkriege und rätselspiele' hab ich wenig auszusetzen, es sei denn dass ich nichts wesentlich neues daraus erfahren habe. auch das capitel über den einfluss der streitlitteratur zu den fastnachtspielen streift die probleme nur eben. beachtenswert ist hier, dass J. auf einen wichtigen aufsatz Feifaliks WSB. 36, 119ff hingewiesen hat, der manches interessante enthält und auf den er noch etwas ausführlicher hätte eingehn können. zunächst sind dort böhmische gedichte erwähnt, die in das von J. behandelte gebiet gehören : stallmeister und clerc ('podkonie a žák'), also eine variation des typus 'clericus et miles', leib und seele; dann stehn unter den lateinischen gedichten des anfangs zwei aus Prager hss. des 15 jh. stammende, die besondere aufmerksamkeit verdienen. für das eine (Feifalik s. 169) hat J. bereits die verwantschaft mit dem deutschen fastnachtspiel Keller n. 70 betont. es enthält ein zwiegespräch zwischen mutter und tochter. die mutter will der tochter einen mann (carnalem socium) geben und lässt die verschiedenen stände revue passieren : *Filia, vis militem bene equitantem? — vis monachum bene cuculatum? — rusticum nigrum et turpissimum? — clericum bene litteratum?* die antwort lautet jedesmal : *Nolo, mater cara, nolo mater cara, quia non sum sana,* bis der 'scolaris laicus' angeboten wird, wo sich dann das *Nolo* in ein *Volo*, das *non sum* in ein *iam sum sana* verwandelt. interessanter fast noch scheint mir für die frage nach dem ursprung unserer fastnachtspiele das zweite (= nr 5, Feifalik s. 163), eine regelrechte revue : Adam, Loth, Samson, David werden der reihe nach aufgerufen : '*Dic tu Adam primus homo, qui deceptus es in pomo*', '*Dic tu Loth*' usw. und geben der reihe nach ihr urteil über die weiber ab, das in den refrain ausläuft : *ne mulieri credite!* wir haben eigentlich ein regelrechtes kleines drama, wenn anders die fastnachtspiele der revueformen auf diesen namen anspruch machen können. es scheint mir auch nicht ausgeschlossen, dass es würklich durch eine gesellschaft von 5 fahrenden schülern vorgetragen wurde. meistens führt sich der dichter ein, wie der einschreier eines fastnachtspieles:

dramatisch-mimischen scenen vgl. jetzt Burdach ADB 41, 86. das muss einmal in einen gröfseren historischen zusammenhang gestellt werden.

Recedite, recedite!
ne mulieri credite.

doch das führt schon aus den grenzen heraus, die sich J. für seine arbeit gesteckt hat; aber, ohne dass diese grenzen nach allen seiten überschritten werden, können die probleme dieser ganzen litteraturgattung auch nicht gelöst werden.

Jena, 27 october 1898. VICTOR MICHELS.

Die deutsche priamel, ihre entstehung und ausbildung. mit beiträgen zur geschichte der deutschen universitäten im mittelalter. von WILHELM UHL. Leipzig, Hirzel, 1897. VIII und 540 ss. 8°. — 8 m.

Uhls erklärung der priamel ist revolutionär. wenn sie richtig ist, so sind so ziemlich alle bisherigen litterarhistoriker seit Lessing und Herder über die priamel im unverstand gewesen. ein irrtum Herders hat sich von geschlecht zu geschlecht fortgeerbt, mit seiner definition 'sie ist ein kurzes gedicht mit erwartung und aufschluss' ist es nichts.

Der erste der drei abschnitte, in die das buch zerfällt, behandelt 'die vorgeschichte des begriffes' (s. 1—112) und sucht die zwei fragen zu beantworten : 'was versteht man unter einer priamel?' und 'was bedeutet das wort priamel?' (s. 3). folgendes ist in den hauptzügen der gang von U.s untersuchung : Herders ansicht von der priamel als dichtgattung führt auf den begriff 'praeambulum = einleitung', aber sie ist falsch, denn unter priamel wird in den hss. des 15 jh. nicht immer 'ein sprichwortartiges gedicht mit epigrammatischer spitze' verstanden, vor allen dingen fehlt meistens die letztere; die benennung 'priamel' kann also nicht von der bedeutung 'einleitung', überhaupt nicht von 'praeambulum' abgeleitet werden (s. 22). es folgen dann die positiven resultate (s. 26 ff). die bezeichnung 'priamel' kann als eine lateinische nur in gelehrten, in universitäts-kreisen entstanden sein. so hat das 'quodlibet' seinen namen von der grofsen akademischen disputation, der 'quaestio quodlibetica', und so die 'priamel' den ihren von der 'quaestio praeambularis'. dieses war die einladung zur qu. quodlibetica und wurde vorher am schwarzen brett angeschlagen. wir besitzen noch zwei solcher einblattdrucke, beide von der universität Erfurt, von 1497 und 1499. wie also die qu. quodlibetica dazu herhalten muste, eine 'gewisse art scherzhafter mischmasch-gedichte', eben das quodlibet, zu bezeichnen, so gab die qu. praeambularis, 'die den inhalt jener grofsen disputation quasi in nuce repräsentierte' (s. 43), den namen ab für die priamel. diese ist also ein studentenwitz (oder scholarenwitz s. 536). man verstand vermutlich im 15 jh. in akademischen kreisen, namentlich zu Heidelberg und Erfurt, unter der priamel eine art der verspottung des küchenlateins (s. 81) : die häufung ungleicher dinge, zunächst in der mischung von lateinischen und deutschen wörtern, am ende auch lediglich in deutscher sprache,

war die eigentliche urform unserer priamel (s. 82). eine andere manier der verspottung des küchenlateins, deutsche wörter mit lateinischen endungen zu versehen, hat die maccaronische poesie hervorgerufen. weiterhin gehören zur priamel die fastnachtpredigt, scherzhafte kleinere sachen aus der lasstafeln- und praktikenlitteratur, die depositionsrede. das beste beispiel dafür, was man alles im 15 jh. unter priamel verstand, gibt die grofse Wolfenbüttler hs. 2. 4 Aug. fol. (bestehend aus zwei aufeinanderfolgenden teilen, F und G, von éinem schreiber). folgt eine ausführliche beschreibung derselben und sorgfältige aufzeichnung derjenigen gedichte, die in dieser hs. mit 'priamel' überschrieben sind (s. 91—109). das endresultat ist : die priamel ist ein mischmasch (s. 112); eine nähere bestimmung wird im eingang des zweiten abschnitts gegeben.

Zwingen nun würklich die überlieferten tatsachen zu solchen, von den bisherigen annahmen so mannigfach abweichenden ergebnissen? es möge mir gestattet sein, an der hand von U.s reichhaltigem material die sachlage zu erörtern.

Priamel oder *preambel* kommt als litterarischer terminus vor Lessing und Herder in folgenden fällen vor:

1) In 4 hss. aus der zweiten hälfte des 15 jhs., als überschrift von gedichten oder in den registern. drei davon, C (cgm. 713), D (Dresden M 50), R (Wolfenbüttel Aug. 29, 6), enthalten viele dichtungen Rosenplüts, aufser priameln: fastnachtspiele, weingrüfse, erzählungen ua.; D zb. ist eine der wichtigsten Rosenplüt-hss. in C (zweimal *priamel*), D (dreimal *preambel*), R (zweimal *priamel*) bezieht sich das wort nur auf würkliche priameln, in der vierten hs. dagegen, in der oben genannten Wolfenbüttler FG steht *priamel, priamell, priamellus* viel häufiger und zwar über stücken sehr verschiedenen inhalts. bevor ich jedoch die beweiskraft dieser hs. prüfe, führ ich, nach U.s material, ein weiteres zeugnis für priamel als dichtungsart an:

2) Die glosse *'preambulum' sprache, beysprach, sprichwort* (Diefenbach Gloss. 451^b, U. s. 14) im Voc. theutonicus a. 1482 gedruckt durch Conrad Zeninger in Nürnberg. diese glosse kann doch wol nicht auffallen (U. s. 14), denn die hs. des germ. museums (E) gebraucht *'sprichpörter'* als überschrift von priameln, und in den drucken des 16 jhs. heifsen diese *'sprüche'* (U. s. 111), *'sprüchlein'*, in der hs. b *sprüchlin* (Euling Hundert priameln s. 15 u. 17). die übersetzung von 'p r a e a m b u l u m' und die bezeichnung der p r i a m e l durch *'sprichwort, sprichwörter, spruch, sprüchlin'* ist ja eigentlich auch die nächstliegende, und mit welchem andern vorhandenen deutschen kunstausdruck hätte man sie treffender benennen können? den plural *'sprichpörter'* für eine einzelne priamel gebraucht E wol, weil diese aus einer reihe von sentenzen besteht. ich denke, jene glossierung im Voc. theutonicus erklärt sich also sehr natürlich, und alles stimmt,

wenn man bei der bisher giltigen ansicht über die priamel bleibt. ja, man wird umgekehrt diese übersetzungen und benennungen *beyspruch*, *sprichwort*, *spruch* als beweise dafür ansehen dürfen, dass eben die priamel das ist, was man bisher darunter verstanden hat. — ferner führt U. (s. 22) aus Zarncke Die deutschen universitäten im ma. (s. 73, 23 u. 151, 18) zwei priamelartige sprüche an, die daselbst '*dicterium*' genannt sind, also widerum beispiele von 'priamel' = 'sprichwort', und ich kann die folgerung nicht verstehn : 'sprichwörtliche reden können nicht mit dem ausdruck *preambel* usw. bezeichnet worden sein'. hinzugefügt sei, dass auch Wagenseil eine priamel (es ist nr XLVIII bei Euling) *proverbium* nennt (De civ. Norimb. s. 157).

U.s hypothesen über das wesen der priamel sind eigentlich nur auf die hs. FG gegründet. weil hier auch solche dinge mit 'priamel' überschrieben sind, die nicht mehr unter Herders definition fallen und gar keine pointe haben, ua. kleine gedichte religiösen inhalts, stellen aus Freidank und dem Renner (die letzteren hat U. nicht erkannt), so muss die priamel ein viel weiteres gebiet umfasst haben, die mannigfaltigsten litteraturerzeugnisse fielen im 15 jh. unter diesen begriff. 'selbstbewustsein der epigonen-doctrin' ist es wenn Wendeler die ausdehnung der bezeichnung priamel in der hs. FG dem schreiberunverstand beimisst; 'die schreiber jener hs. haben das entstehen der gedichte, die sie niederschrieben, selber noch miterlebt' (s. 108). auf s. 94 aber ist ausgesprochen, dass die betr. teile von FG von éinem schreiber herrühren (auch Euling s. 9 stimmt für éinen schreiber), und die schreiber des 15 jhs. konnten doch nicht auch die abfassung des Freidank und des Renner miterlebt haben! durch diese verteidigung U.s ist der schreiber von FG nicht glaubwürdiger geworden.

FG ist eine sammelhs. und verwant mit der von Euling Germ. 33, 159 ff beschriebenen Leipziger hs. von CDR unterscheidet sie sich dadurch, dass sie nicht wie jene noch andere dichtungen Rosenplüts enthält. sie steht nach Euling (Hundert priameln s. 4 u. 15) ziemlich ab von CDR durch die menge ihrer willkürlichkeiten und hat einen überarbeiteten text. die Freidankverse, die sie mit der Leipz. hs. gemein hat (bei U. s. 100, Euling Germ. 33, 168), sind zb. sehr entstellt. wir haben es also mit einem willkürlichen und nicht sorgfältigen schreiber zu tun. in den überschriften der einzelnen stücke steht *priamel* oder *priamell* oder latinisiert *priamellus*. letzteres ist wol nur eine von dem schreiber selbst gemachte form, denn belegt ist sie sonst nirgends, — lateinisch kann sie auch gar nicht sein, das lat. wort ist ja *praeambulum* oder *praeambula* plur. neutr. — indem er einfach die endung *-us* an *priamell*, mit doppeltem *ll* statt einfachem nach damals geläufiger orthographie, anhängte. darf man nun würklich einem minderwertigen schreiber nicht zu-

trauen, dass er mit priamel auch solche gedichte bezeichnete, die streng genommen dieser gattung nicht unterstehn? er dehnte eben den begriff, bewust oder unbewust, aus, etwa zu dem sinne von mhd. *spruch*. die meisten der betreffenden stücke gehören in die kategorie der sprüche! diese ausdehnung war nicht einmal gewaltsam, denn viele haben im inhalt oder in der form (anapher) verwantschaft mit den eigentlichen priameln, nur dass die schlusspointe fehlt oder verschwommen ist. auch einige rein lyrische, geistliche gedichte werden *priamel* usw. überschrieben, die fernab von diesem begriff ligen, aber der grund hierzu ist ersichtlich: direct vor den betreffenden sachen stehn die geistlichen priameln Rosenplüts (U. s. 103), von diesen aus übertrug der schreiber die überschrift einfach weiter. bezeichnend für sein verfahren ist auch folgendes: fol. 99ᵇ (U. s. 100) sind fünf reimpaare aus verschiedenen teilen des Freidank unter der überschrift *'ein p̄amel von gutē selczamēn dingen̄'* vereinigt (die paare 1, 2, 3 und 5 hat U. als Freidankverse erkannt, 4 ist ebenfalls aus Freid., = 48, 11); ursprünglich standen diese einzelnen fünf sprüche getrennt, wie aus der Leipz. hs. (Germ. 33, 168) zu ersehen ist, der urheber der Wolfenb. hs. hat sie aber zusammen als ein ganzes vereinigt und mit jener überschrift versehen, er hat also aus verschiedenen nicht zusammengehörigen sprüchen, die gar nicht als eine priamel gedacht waren, *'ein priamel'* gemacht; U. freilich nennt es ein höchst charakteristisches beispiel für die mittelalterliche mischmaschpoesie. und endlich, es fallen nicht einmal alle in FG *'priamel'* usw. überschriebenen stücke unter U.s sehr weite fassung dieses begriffes, denn der geistliche liedercyclus (s. 107) und der vom tod (s. 108) können auch hier nicht untergebracht werden, so dass U. selbst bezüglich der letzteren es für unerfindlich erklären muss, mit welchem rechte überhaupt diese gedichte den namen 'priamel' tragen. — dass aber der vf. von FG selbst noch eine ahnung hatte von der beschränkten geltung der bezeichnung 'priamel', das geht aus einer überschrift im register hervor (U. s. 95): *Hernach volgen gar hubsche priamel die nit vast geystlich vnd auch nit schamper seind* .... U. ist von seinem standpunct aus mit recht darüber erstaunt und bemerkt: 'merkwürdiger weise steht nämlich die priamel während des 15 jhs. in dem schlimmen geruche, etwas ganz besonders unanständiges zu sein, und das wort muss notwendig diesen beigeschmack gehabt haben'. wer aber die priamel nur in dem beschränkten begriff, wie es bis jetzt geschah, auffasst, wird dieses in hinblick auf den vielfach zotenhaften inhalt besonders der Rosenplütschen priameln für natürlich halten.

Wir werden also den überschriften, die ein 'unkundiger schreiber' (Euling s. 40) einer anzahl von gedichten vorsetzte und die sich leicht aus unverstand oder willkür erklären lassen, kein gewicht beilegen und ihnen keine beweiskraft zutrauen gegen-

über den drei andern, bessern hss. diese, und auch die glosse *preambulum*, weisen alle daraufhin, dass man in der tat in der 2 hälfte des 15 jhs. — eben nur um diesen zeitraum handelt es sich — eine ganz bestimmte gattung von gedichten 'priameln' nannte, nämlich gerade die, welche wir wider seit Herder als solche zu verstehn gewohnt sind. in Nürnberg erhielt sie ihre classische ausbildung, besonders durch Rosenplüt, den meister der fastnachtspiele, der weingrüsse, der klopfan, dort erhielt diese rege gepflegte kunstgattung auch den namen (vielleicht von Rosenplüt selbst, vgl. Euling s. 16), der also zunächst nur in localem gebrauche war. nur auf diesem boden und in solchem litterarischen zusammenhang ist die priamel recht zu begreifen (vgl. hierzu Roethes art. Rosenplüt, ADB 29). was dürfen wir also mit 'priamel' bezeichnen? zunächst jene Nürnberger sentenzenreihen, dann überhaupt diejenigen, welche die nämliche typische form haben, wobei man mit Scherer (Dtsche studien 1, 63 f) eine strengere und eine losere form unterscheiden mag (vgl. auch Roethe Reinmar vZ. s. 246). weitere ausdehnung widerspricht der geschichte dieser benennung.

Wie verhalten sich zu dem vorhergehenden die schon angeführten positiven ergebnisse U.s? 'wie war es möglich, dass eine deutsche dichtungsart mit einem lateinischen namen belegt wurde'? (s. 26). nun, ist 'priamel' ein speciell Nürnberger ausdruck, so erklärt sich die lateinische benennung einfach, denn Rosenplüt gebrauchte fremdwörter massenhaft. übrigens gab es auch noch andere dem lateinischen entnommene litterarische kunstausdrücke, zb. *vers*, *equivocum* oder *quivick*, *glos*, *exempel*, und die meistersinger, die bürger waren und keine studenten, gebrauchten in ihrer tabulatur mit vorliebe lateinische wörter. dieser 'gewichtigste einwand, der gegen die Herdersche erklärung zu erheben ist' (s. 26), ist also nicht allzuschwer zu beseitigen und damit fällt auch die folgerung, dass der name 'priamel' nur in gelehrten, in universitätskreisen habe aufkommen können. — aus anschlagzetteln am schwarzen brett soll der name hergenommen sein (s. 27 ff). es ist gewis ein verdienst U.s, auf diese '*quaestio praeambularis*', das vorläufige programm der grofsen '*quaestio quodlibetica*', hingewiesen und somit einen schätzbaren beitrag zur universitätsgeschichte geliefert zu haben, aber ein zusammenhang mit der priamel, auch nicht in jenem weiteren sinne wie U. sie auffasst, ist doch nicht zu ersehen. die 'quaestio praeambularis' bestand, gemäfs den hier abgedruckten proben, aus ganz nüchternen thesen, und die 'quaestio quodlibetica', die durch sie, nach U.s erklärung, angekündigt wurde, war eine ernste und schwierige, wenn auch nach unsern begriffen unfruchtbare, wissenschaftliche leistung, deren nichteinhaltung unter umständen verweisung von der universität nach sich zog. der spafs wurde erst losgelassen bei der *quaestio accessoria*, und nur hier konnte

der studentenwitz sich luft verschaffen. und doch soll dieser, speciell die verspottung des küchenlateins, zunächst mit 'priamel' bezeichnet worden sein (s. 81)! das erste beispiel, das dafür citiert wird, sind einige verse aus Murners Schelmenzunft, cap. II v. 11—16 : *Codex lodex decretal* usw., *lodex* sei 'offenbar nur eine scherzhafte reimbildung zu *Codex*' (s. 80); es ist nichts anderes als das lat. *lodix*, das nach Diefenb. Gloss. s. v. *lodex* vom 14—16 jh. sehr bekannt war. weiter soll die herübernahme der benennung 'priamel' aus der *quaestio praeambularis* eine parallele haben an der entstehung des terminus 'quodlibet' aus der *quaestio quodlibetica* (s. 27). aber quodlibet tritt als name für eine dichtungsart erst in der galanten poetik, hauptsächlich also am anfang des 18 jhs. auf, und die 'quaestiones quodlibeticae' wurden schon im 16 jh. abgeschafft, folglich kann die bezeichnung der dichtung nicht mit der qu. quodlibetica zusammenhängen. — in der quaestio praeambularis also wurden keine witze gemacht und wurde auch das küchenlatein nicht verspottet — und wird denn irgend in den gedichten, die mit 'priamel' bezeichnet sind, das küchenlatein verspottet?

Unter solchen erwägungen kann ich diesen ergebnissen U.s nicht zustimmen. man kann vielleicht in engem anschluss an die tatsächliche überlieferung des wortes *praeambulum* = *priamel* auf einfacherem wege zu einem resultate über die bedeutung des wortes und die entstehung der benennung gelangen. U. hat das material auch hierfür fleifsig gesammelt (s. 14 ff). der allgemeine sinn von *praeambulum* ist 'vorlauf', das wort wird, aufser besonders in der musik (U. s. 19), speciell angewendet für den eingang in der predigt. U. führt dafür zb. an : aus Frisch '*Preambel' Eingang oder Vorrede an einer Predigt*, und aus Seb. Franck Morie encomion (Götzinger s. 113) eine wichtige stelle. gerade diese stelle (allerdings nicht die wenigen von U. citierten zeilen), bezw. die des lat. originals des Erasmus, lässt einen zusammenhang des predigteingangs mit der dichtungsgattung priamel deutlich erkennen, so dass es höchst wahrscheinlich ist, dass die benennung 'priamel' eben von dem praeambulum der predigt hergenommen ist. es werden die geschmacklosen prediger gegeifselt. da heifst es (Götzinger s. 112) : '*Darnach (wann sie wöllen sagen von der lieb), machen sie ein vorred* [*exordium* bei Erasmus] *von dem fluss Egypti, Nilo genannt. Oder (so sie die geheimnufs des Kreutz wollen auftůn) so fahen sie mit gůtem wind an von dem Babylonischen drachen Bell. Oder (wann sie von dem fasten wollen reden und disputirn) Machen sie darzů ein eingang* [*principium*, Erasmus] *von den zwölf zeichen. Oder (so sie von dem glauben wöllen wort machen) reden sie lang vorher von der fierung des cirkels*'. dann wird noch ein anderer predigteingang mit solchen umschweifen geschildert und fortgefahren '*Als sich nun etwa vil verwunderten und disen Horatianischen*

spruch bei sich murmelten : „was wil das werden — oder wo wil diser hinaus?“ — zületzt hat er die sach dahin gefüert' usw. auf s. 113 folgen dann ua. einige benennungen : *'Disen so neuen eingang und vorlauf* [*exordium*, Erasmus] *in der predig' 'einfart'* [*ἔφοδον*, Er.] und *'insinuation, eingang'*, endlich auch die zt. von U. angeführte stelle : *'aber dise gelerten* [dh. die geistlichen, nicht beliebige gelehrte] *haben darfür, ir preambel und vorlauf* (*wie sie es nennen,* [*præambulum sic enim vocant,* Er.]) *dann zůmal meisterlich sein nach kunst der rhetoric, wann der eingang nichts hat das zů der sach dient; auch nichts gemeins mit der andern red gar, dass sich der zůhörer, dieweil verwundernde, das bei sich selbs wispel : wo wil diser nun hinauss? odder warzů dienet nun difs unnütz geschwätz?'*

Diese schilderung eines 'praeambulums' der predigt entspricht ganz dem charakter der priamel und enthält die hauptbedingungen der definition, welche Herder für die strengere form gegeben hat : erwartung und aufschluss. der hörer der predigt wird durch eine 'präambel oder vorlauf' in spannung versetzt, das ist die erwartung; diese findet ihren abschluss in der nennung des gegenstandes, von dem die predigt handeln soll, mit oft überraschender spitze, das ist der aufschluss; vgl. auch Wackernagel über die priamel in der Poetik rhetorik und stilistik[2] s. 212f, bei U. s. 10 : 'während in ihrer (dh. der einzelheiten) aufzählung präambuliert wird, begreift man gar nicht, wo es damit hinaus soll'.

Der übliche name für dieses präambel oder vorlauf ist in der predigtliteratur 'exordium'. dieses ist seit dem 13 jh. ein besonderer, wenn auch nicht notwendiger bestandteil der pre- [illegible] Cruel Gesch. d. d. predigt im MA. bes. ss. 253. 305. [illegible] Linsenmayer Gesch. d. pre- [illegible] ss. [illegible] 413; Lecoy de la [illegible] age s. [illegible] nennt das [illegible] Bernhard [illegible] Regens- [illegible] gewöhnlichen zur hin- [illegible] seine [illegible] span- [illegible] das beispiel [illegible] zu machen, [illegible]

introductione : *videlicet quod prius euangelium praedicandum aut epistolam vel materiam festi dicendam diligenter respiciatis. et attendatis bene quod sit principale quod ibi intenditur et tractatur. et tunc more juristarum quasi* casum breuem *inde formetis. vel* summariam sententiam quam ante oculos statuatis quasi metam ad quam tendat introductio. et ubi terminetur. an den predigtstil überhaupt erinnert in der priamel die anapher (der technische ausdruck im predigtwesen ist 'repetitio', Surgant fol. xxxiii[a]) und die steigerung ('comparatio', Surgant fol. xxviii[b]), vgl. auch U. s. 97. da also in dem exordium der predigt, das auch praeambulum genannt wurde, die formalen grundzüge der priamel enthalten sind, so wird man annehmen dürfen, dass eben dieses die veranlassung gab, die betr. dichtungsart ebenfalls '*preambel, priamel*' zu nennen, bezw. dass bei dieser namengebung besonders das praeambulum der predigt vorschwebte, da hier der inbegriff des präambulierens am klarsten zum ausdruck gekommen war.

Naturgemäfs muste sich die besprechung zunächst dem ersten, dem theoretischen teile von U.s buch zuwenden. weitaus den grösten umfang aber nimmt die beispielsammlung, der zweite und dritte abschnitt, ein, 'Die priamel in den litteraturen des auslandes' (s. 113—206) und 'Die priamel in Deutschland' (s. 207—534). in der einleitung des zweiten abschnitts bestimmt U., auf grundlage der 'resultate' des ersten, die priamel weiterhin (s. 117) : sie ist 'im grunde nichts anderes als die älteste form der 'witzigen' sentenz; 'witzig' hier noch im alten, ernsthaften sinne genommen'. diesem sehr weiten begriffe entsprechend sind die beispiele ausgewählt, sie überschreiten also weitaus das gebiet dessen, was unter die alte definition der priamel fällt. ja es genügt oft ein mehr oder weniger allgemeiner ausspruch mit zwei oder mehr parallelgliedern im subject oder in der aussage, sodass in solchen fällen die priamel im wesentlichen nur noch eine syntaktische figur ist. — doch diese zusammenstellung ist — unter beiseitelassung der principienfrage — ein capitel für sich und hat selbständige bedeutung. sie ist ungemein reichhaltig. die orientalischen und die europäischen litteraturen sind umfassend angezogen; das meiste steuert natürlich die deutsche bei, und zwar in ihrer historischen entwicklung von der Edda bis auf die neuzeit, das nd. und das 16 u. 17 jh. sind mit recht besonders berücksichtigt, für die studien über die lyrik des angehenden 18 jhs. bildet die abhandlung über das quodlibet (s. 441—515) einen interessanten beitrag. stammbuchblätter, rechtssprüche, bauernregeln ua. schliefsen sich an : es ist eine überaus reiche sammlung, und es muss ihr unter der sentenzen-litteratur eine hervorragende stelle eingeräumt werden. hält man dazu, dass in dem ersten teile, der dem begriff der priamel gewidmet ist, dieses thema in viel eingehnderer weise behandelt ist als je bisher, so wird auch demjenigen, wel-

cher mit U.s ansicht vom wesen und entstehn der priamel nicht einverstanden ist, das buch wertvoll sein und er wird dem vf. für seine grofse mühe dank wissen.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

TYL ULENSPIEGEL. Antwerpen — Michiel van Hoochstraten — z. j. (ca. 1512). [Phototypischer neudruck durch MARTINUS NIJHOFF, 's-Gravenhage, 1898.] — 7 m.

'*Wan er ist wunderlich gewesen in seinem leben, wunderlich wil er auch sein in seinem tod*' — so sagen die leichengäste bei Ulenspiegels begräbnis, und man könnte den ausspruch recht wol auch auf das volksbuch : einerseits in der zeit seiner ersten litterarischen würkung und anderseits in seinen neuern und neusten buchhändlerischen schicksalen anwenden. der echte alte niederdeutsche Ulenspiegel, der im j. 1500 ans licht trat, ist uns, wie es scheint, unwiderbringlich verloren. die ganze reiche textgeschichte des buches, des einzigen originalwerkes, welches Niedersachsen zur weltlitteratur beigesteuert hat, geht von der Strafsburger bearbeitung aus, die uns gleichfalls im ersten druck (ca. 1509—1512) unbekannt und nur in den beiden weitern auflagen des gleichen, Grüningerschen verlags von 1515 (A, exemplar im Brit. museum, neudruck von Knust) und 1519 (B, exemplar in Gotha, ausgabe von Lappenberg) erhalten ist. im j. 1865 erwarben sich Asher & co. in Berlin das verdienst, auf grund der fragmentarischen exemplare der k. k. hofbibliothek zu Wien und der k. bibliothek in Berlin einen vollständigen photolithographischen neudruck der ausgabe des Kölners Servais Kruffter (C) herzustellen, gaben ihn aber irrig als 'ältesten druck' und mit der falschen bezeichnung 'in niedersächsischer mundart' in den handel. und im j. 1898 macht uns Martinus Nijhoff im Haag den noch jüngern text des Michiel van Hoochstraten nach dem einzigen (Kopenhagener) exemplar in ähnlicher weise zugänglich und ergänzt ihn dankenswert im anhang aus der nächsten Antwerpener ausgabe von 1575, behauptet aber in dem kurzen geleitwort widerum, dass sein druck, den er 'ca. 1512' ansetzt, 'voorzoover men weet, aan alle andere uitgaven in andere talen verschenen, voorafgaat'!

Ich bedauere lebhaft, dass ich von meinen untersuchungen über die textgeschichte und die entstehung des Eulenspiegel, zu denen ich auch dank der grofsen liebenswürdigkeit des herrn oberbibliothekars dr CWBruun in Kopenhagen widerholt diese älteste niederländische ausgabe hier in Marburg benutzen durfte, nicht wenigstens die längst feststehnden resultate über die genealogie der drucke bekannt gegeben habe : sie hätten einer derartigen selbstteuschung jedesfalls vorbeugen können — aber vielleicht hätten sie auch diesen facsimiledruck verhindert, und das würd ich immerhin bedauern : an ihm haben wenigstens

die niederländische und die französische litteraturgeschichte ein engeres interesse.

Ich will mich heute darauf beschränken, die stellung des vorliegenden druckes D (diese sigle stimmt zu Scherers bezeichnung, meine übrigen siglen weichen ab) kurz darzulegen, bemerke aber sofort, dass die eingehnde beschreibung und charakteristik dieses textes bei Lappenberg s. 152—160 soweit zutrifft, als es das jenem forscher (1854) zugängliche material gestattete: denn er muste seinen druck von 1519 noch für das älteste exemplar der oberdeutschen fassung halten. Lappenberg hat durchaus richtig gesehen, dass D nicht älter sein kann, als die Strafsburger fassung (Murners?), da aus dieser mit ausnahme der zweiten alle erzählungen mit den ähnlich lautenden — meist gekürzten — überschriften entlehnt sind. diese überschriften aber sind, wie ich anderwärts beweisen werde, durchaus das werk des Strafsburger redactors, der niederdeutsche text von 1500 hatte keine überschriften. es war aber nicht Lappenbergs text (B), sondern der druck von 1515 (A), den Hoochstraten seiner ausgabe zu grunde legte. A und B gehn nämlich selbständig auf das verlorene X, den ältesten Strafsburger druck zurück und weisen neben den gemeinsamen beide auch eigene fehler auf: D teilt, soweit der sehr stark abweichende niederländische text überhaupt eine controle gestattet, die fehler mit A, so gleich in der ersten geschichte *Amplenen* st. *Ampleuen*. von den zahlreichen erweiterungen des ausdrucks in B, die man in Knusts anmerkungen ziemlich vollständig beisammen findet, weist das freilich durchweg kürzende D keine einzige auf.

Aber Hoochstraten brachte, vielleicht auf der Frankfurter messe, wo ihm der grofse buchhändlerische erfolg des werkes bekannt geworden sein mag, noch einen zweiten druck des Ulenspiegel in seinen besitz, den des Servais Kruffter (C), welcher in Köln seit 1519 druckte und seinerseits gleichfalls den Strafsburger druck A, aber in selbständiger redaction widergegeben hatte. Hoochstraten entlehnte diesem drucke freilich nur seine zweite geschichte, welche dort den gleichen platz hatte (ohne aber mitgezählt zu werden): '*Hoe Ulespieghel antwoorde eenen man die nae den wech vraghede*'. aber er nahm ihn sich in andrer weise zum vorbild. hatte Kruffter statt der 95 historien der vorlage nur 78 gegeben, so schränkte sie Hoochstraten gar auf 46 ein: den bildlichen schmuck, der in XAB — und zwar grofsenteils von der hand des Urs Graf! — 86 von 95 historien zu teil ward, gab er nur 27 seiner geschichten mit, wie Kruffter gar nur 25, und schliefslich liefs er das titelblatt Kruffters nachschneiden.

Auch die holzschnitte Hoochstratens zeigen deutlich die zwischenstellung von D zwischen XAB[1] und C. die Strafsburger

[1] ich habe dank der oft bewährten gefälligkeit des hrn geh. hofrat prof. dr Pertsch das Gothaer exemplar von B aufs neue vergleichen können.

ausgabe hat bis hist. 78 (die zahl 42 ist ausgefallen) für jede historie ihr bild, wobei freilich 5 mal derselbe holzschnitt mehr oder weniger unpassend widerholt wird; von da ab fehlt der holzschnitt bei nrr 79. 80. 85. 86. 88. 90—92. 95. die breite des druckes nehmen 12 bilder ein; in der mitte des blattes steht das schlussbild (zu hist. 96); bei 73 bildern wird die blattbreite erst durch einen bald rechts, bald links daneben gestellten schmälern holzstock mit einer (wechselnden) architectur hergestellt, und zwar finden 4 verschiedene stöcke verwendung je 14—22 mal; diese holzstöcke hat Grüninger zweifellos schon in andern verlagsartikeln ähnlich benutzt. D[illegible] nun ahmt dies verfahren nach: Hoochstraten liefs nur einen dieser beistöcke [illegible], diesen aber zweimal nachschneiden und verwendete die beiden im ganzen 11 mal zur herstellung der blattbreite der illustration auf bogen A bis C; von bogen D ab hat er dies umständliche verfahren aufgegeben. von seinen 27 illustrationen sind außer diesen 11 noch weitere 13 dem Strassburger druck nachgeschnitten, [illegible] nur ein die [illegible]

[illegible]

das lateinische epitaphium am schlusse ausgenommen, das mit den im Arch. f. littgesch. 15, 333 f gedruckten epigrammen verglichen werden mag. er ist frühstens 1520 und wahrscheinlich bald nach diesem jahre gedruckt : 1532 wurde nach ihm die älteste französische übersetzung (Lappenberg s. 161) hergestellt.

E. Schröder.

Griechische epigramme und andere kleinere dichtungen in deutschen übertragungen des XVI und XVII jahrhunderts. mit anmerkungen und ausführlicher einleitung herausgegeben von Max Rubensohn. [= Bibliothek älterer deutscher übersetzungen. herausgegeben von August Sauer. 2—5.] Weimar, Emil Felber, 1897. 8°. CCLXXVI und 210 ss. — 10 m. (subscriptionspreis 8,80 m.).

Dass die deutsche litteratur vom 16 ins 17 jh. nur unter dem gesichtspunct einer dem antiken muster, sei es direct, sei es durch die vermittlung andrer moderner litteraturen, hindurch nacheifernden kunstübung verstanden werden kann, wissen wir namentlich seit Ernst Höpfners vortrefflichen untersuchungen. unter den antiken gattungen war aber der lehrhaften weise der zeit keine so gemäfs als das epigramm, namentlich wenn man das wort in weiterm sinne fasst; keine ist so sehr durch eigene nachbildungen der humanisten in lateinischer sprache gepflegt worden, und auch bei den nachbildungen in den nationalsprachen spielt das epigramm stets eine wichtige rolle. daher ist die auswahl von übersetzungen griechischer epigramme bei deutschen dichtern des 16—17 jhs., welche Max Rubensohn gibt, von nicht geringem interesse. es ist nur eine auswahl; als ein schwer zu erreichendes ziel müste ja vorschweben ein vollständiges corpus antiker poesie — oder eines bestimmten ausschnitts derselben — in ihren nachbildungen in deutscher zunge. wie verwickelt aber diese aufgabe wäre, bei der alle möglichen Lateiner, Franzosen, Engländer usf. mit hereinzuziehen wären : davon kann eben R.s werk einen begriff geben. er hat es in drei abteilungen geteilt. dem deutschen text geht eine sehr ausführliche einleitung voraus, und den schluss bilden historisch-kritische anmerkungen, bei denen (nach einem nicht immer ganz deutlich erkennbaren princip) nach den im text mitgeteilten gedichten selbst auch andre 'einzelne verse und motive' berücksichtigt sind. der, wie es die sache mit sich bringt, schweren übersichtlichkeit kommt ein genaues register in mehreren unterabteilungen zu hilfe.

Die deutschen übersetzungen, welche R. mitteilt, reichen von den 30 er jahren des 16 jhs. bis über die mitte des 17 herunter. ich führe nur die namhafteren an, welche auch R. selbst ausführlicher behandelt hat.

Weitaus das interessanteste ist, was uns über Wolfgang Hunger mitgeteilt wird, den R. eigentlich für die deutsche litteraturgeschichte entdeckt hat[1]; und diese entdeckung ist in

[1] [doch vgl. Goed. II² 484. R.]

mehreren beziehungen von wichtigkeit. Hunger war 1511 in oder bei Wasserburg am Inn geboren, studierte die rechte in Ingolstadt, dann in Freiburg, wo er des Ulrich Zasius schüler war; nach der üblichen reise, die er 1535 als begleiter zweier edelleute antrat und die ihn auch nach Frankreich führte, ward er 1540 professor des civilrechts in Ingolstadt als nachfolger von Wiguleus Hund, 1548 assessor am reichskammergericht in Speier, 1551 kanzler des bistums Freising; er starb auf einer geschäftsreise in Augsburg am 26 juli 1555[1]. was R. über ihn mitteilt, ist auch in allgemeineren beziehungen nicht ohne wert und zeigt einen mann von kirchlichem freimut, von patriotischer empfindung und neigung zu sprachlichen theorien, etymologien udgl. nach art der zeit. wenn er bemüht war, französische wörter aus dem deutschen abzuleiten, so zeigt das schon seine bekanntschaft mit dem französischen, die gleich noch deutlicher werden wird. Hunger hat seit 1537 gearbeitet an einer verdeutschung der Emblemata des Alciatus, welche dann 1542 erschienen ist als ein bibliographisches curiosum: verlegt von Christian Wechel in Paris und gedruckt mit lateinischer schrift. an derartigen deutschen übertragungen fehlt es ja in jener zeit nicht. aber H.s werk hebt sich von den andern durch etwas weiteres ab. er hat neben dem lateinischen werk Alciats auch dessen französische übersetzung durch Jean le Fèvre benutzt. und zwar behält er das von diesem mit besondrer vorliebe gebrauchte versmaſs des achtsilblers in strophen von der reimfolge a b a b b c b c bei; ja R. möchte sogar durch eine prosodische statistik nachweisen, dass H. sich auch in prosodischer beziehung von seinem französischen vorbild abhängig gemacht und es mit glück und feinheit nachgebildet habe. hierin kann ich ihm nun nicht folgen; der zufall erscheint mir hier keineswegs ausgeschlossen und R. selbst gibt zu, dass eigentlich erst eine weit umfassendere statistik über die deutsche prosodie der zeit angestellt werden müste. sicher aber ist die benutzung einer französischen strophenform, und darin erscheint nun Hunger als ein ziemlich früher vorgänger der Lobwasser und genossen. aber doch nur teilweise. denn er hat, im strengen und bewusten (s. s. LXXXIVf) unterschied vom französischen, mit einer einzigen ausnahme nur stumpfen reim gebraucht; und er hat da, wo Le Fèvre nicht die vorhin genannte strophenform aufwies, nicht dessen metra (zb. den alexandriner), sondern reimpaare von achtsilblern verwendet.

Auf Hunger folgt Jeremias Held aus Nördlingen, dessen übersetzung der Alciatischen emblemata 1566 erschien, aber im unterschied von jenem in metrik, reim, sprache roh, dagegen philologisch gewissenhaft ist. weiter GRWeckherlin, s. u.; dann

[1] zu s. XLV bemerke ich, dass statt Ludwig 'Gramp' von Freudenstein vielmehr Ludwig 'Gremp' zu lesen ist: der professor der rechte in Tübingen, 1509—1583 (Heyd Bibliogr. d. württ. gesch. II 394).

vor allem Opitz, der wegen seiner formellen und philologischen sicherheit unter allen späteren am ausführlichsten behandelt worden ist. endlich, von kleinerem abgesehen, David Schirmer (1650 u. 1657) und Johann Georg Schoch (1660).

Die bloſse lectüre zeigt den groſsen fleiſs, den R. auf dieses nicht gerade immer sehr anziehende gebiet gewendet hat. ich bin aber nicht in der lage, genauer nachzuprüfen. nur in beziehung auf Georg Rudolf Weckherlin mögen noch einige bemerkungen gestattet sein.

R. hat aus W.s gedichten alles mitgeteilt, was direct oder indirect (darüber s. u.) aus griechischer epigrammatik stammt. es wäre nur die nr 338 meiner ausgabe hinzuzufügen : 'Über einen spiegel zuschreiben'. *Bist du schön, so gebrauch auch fleiſs, Mit lastern dich nicht zu beflöcken : Bist du dann heſslich, so sey weiſs Mit tugend den fehl zu bedöcken.* das stammt aus einem oft citierten Sokratischen apophthegma (s. meine anm.), also nicht eben aus einem eigentlichen epigramm; aber der vollständigkeit wegen mag es hinzugefügt werden. ebenso kann ich beifügen, dass W. in der 1618 erschienenen 'Kurtzen Beschreibung' usw. (B meiner ausgabe) von Griechen citiert Xenophon, Pindar[1], Plato, Plutarch, Diogenes Laertius, Herodian, Menander, Pausanias, Strabo; davon aber nachher. — auffallend und nicht zu billigen ist, dass R. W.s gedichte nach der ausgabe von 1648 (A) gibt. mag man etwa einen allgemeinen neudruck der gedichte auf diese ausgabe gründen, wie Goedeke getan hat, weil sie die ausgabe letzter hand — für eine solche freilich sehr liederlich gedruckt — ist, so hat das m. e. keinen sinn für eine ausgabe wie die R.s, deren schwergewicht in der quellenfrage ligt : hier hätte müssen auf die ältesten drucke zurückgegriffen werden. für zehn unter den 16 im ganzen behandelten gedichten W.s erwächst daraus allerdings keine verschiedenheit des textes, weil jene 10 erst 1641 oder 1648 publiciert sind und zwischen diesen beiden ausgaben kaum je ein unterschied ist; wol aber für R.s nr IV. VIII. IX. X. 4. 5, welche schon 1618 f in den 'Oden und Gesängen' (O) stehn und in A umgearbeitet sind. unter den genannten sechzehn numern ist eine, nr 78 meiner ausgabe, wo nach Ronsard, der dem gedichte zu grund ligt, eine stelle des Callimachus mit dessen namen citiert wird; in einem andern fall, nr 54, ist eine stelle des Cleanthes nach Senecas citat benutzt. die beiden also gehn nur in allerletzter linie, nicht direct, auf ein griechisches original. dass auch den vierzehn übrigen ein solches jedesfalls indirect zu grund ligt, ist sicher; bei sieben davon war es schon von mir, bezw. andern, erkannt worden: nr 60. 71. 74. 232. 233. 354. 376; für die sechs andern hat sich R. das entschiedene verdienst erworben, ein solches griechisches original ebenfalls nachgewiesen zu haben : nr 108. 196. 200. 329.

[1] s. 508 meiner ausgabe hab ich diesen übersehen.

336. 377. 404. es fragt sich nun aber, ob diese griechischen originale selbst von W. benutzt worden seien oder nicht, und das ist historisch betrachtet die hauptsache. ich selbst habe die benutzung derselben angenommen oder als möglich zugegeben für 232. 233. 354. 376; für die andern drei (60. 71. 74) glaubte ich, da sie jedesfalls nach Ronsard gedichtet sind, keine mitbenutzung des antiken originals annehmen zu müssen. R. ist entgegengesetzter meinung. in keinem der fälle hat er mich aber überzeugt, am ehesten wäre sie zu nr 60 glaubhaft[1]. aber auch in den mir nicht bekannt gewesenen fällen, wo griechische originale existieren, nimmt R. ihre directe benutzung durch W. an: bei 196 ohne zwischenglied, bei 108. 200. 329. 336. 377 neben der benutzung späterer epigrammatiker: Ronsard, ThMorus, Opitz (s. u.), Buchanan. bestimmte beweise werden sich weder dafür noch dagegen beibringen lassen. wie sich R. die entstehung von nr 404 vorstellt, kann ich aus seinen anführungen (s. 102) nicht recht sehn. dass W. die verse von Thomas Carew nicht benutzt haben kann, ist klar. aber er mag das griechische original, bezw. die von R. herbeigezogene verwertung durch Ronsard gekannt haben: jedesfalls hat er Thomas Morus gekannt; denn nur bei ihm war das spiel mit dem 'plaudern' des mundes und der πορδή zu finden.

In einigen fällen also nehme auch ich directe benutzung der griechischen originale (dh. ohne moderne zwischenglieder) an, in andern kann ich mich nicht davon überzeugen. es fragt sich nun, ob W. den griechischen wortlaut selbst oder lateinische versionen, bezw. commentare, gekannt habe. wie hoch ist überhaupt seine kenntnis und sein studium des griechischen anzuschlagen? er wird in Stuttgart griechischen unterricht bekommen haben, aber schwerlich sehr viel; genaueres darüber wie über sein studium in Tübingen lässt sich nicht nachweisen. aber indirecte zeugnisse haben wir. dass zwar W. nie griechische verse gemacht hat, während wir lateinische, französische, englische von ihm haben, wird nichts beweisen, denn er hat auch italienisch gekonnt und doch nicht in dieser sprache gedichtet. aber es zeigt sich nirgends bei ihm eine spur von beschäftigung mit dem griechischen. in den vier durch Schnorr bekannt gewordenen briefen ist kein griechisches wort eingestreut, was die zeit sonst nach Ciceros muster so sehr liebte. in den verschiedenen gedichtsammlungen finden sich, je nachdem man zählt, 23—27 directe

[1] nr 354 soll nach R. nicht nach dem griechischen direct gemacht sein, sondern nach dem lateinischen '*Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra*'. dagegen hab ich nichts, da ich, wie sich weiter ergeben wird, ohnehin mehr lateinische als griechische kenntnisse W.s annehme. R. aber wird gegen diese motivierung protest erheben müssen. — die bemerkung zu nr 74 ist seltsam: 'schon die überschrift von 1615 beweist wol, dass W. die von ihm nachgebildete Ronsardsche ode als anakreontisch erkannte' — natürlich, denn bei Ronsard selbst steht '*traduit d'Anacreon*'.

nachbildungen lateinischer autoren, während bei den entlehnungen aus dem griechischen (s. o.) fast immer ein mittelglied nachzuzuweisen war und vielleicht auch für die übrigen noch gelegentlich gefunden werden könnte aus der unabsehbaren menge der Neulateiner: quis enim scrutatus est[1]? endlich kann ich darauf hinweisen, dass in der 'Kurtzen Beschreibung' von 1618 zahlreiche stellen aus antiken autoren angeführt sind und zwar auch aus neun Griechen (s. o.) vierzehn stellen, aus zehn Römern etwa dreimal so viele. W. hat also auch Griechen citiert; aber während die lateinischen stellen stets lateinisch angeführt sind, sind die griechischen ein paarmal nur deutsch paraphrasiert, zumeist in lateinischer übersetzung gegeben. das zeigt doch deutlich genug, dass W. der griechischen sprache aus dem wege gieng[2]. wenn es also vielleicht denkbar ist, dass er einmal nach einem griechischen original griff, so ist es keinesfalls sehr wahrscheinlich und die benutzung von übersetzungen[3] und commentaren[4] nahe gelegt.

Sehr interessant wäre R.s bemerkung, dass W. dreimal, in den gedichten I. II. III (336. 329. 376) nach Opitz gearbeitet hätte, und zwar nach der ausgabe von 1646, die bei W.s verleger Jansson erschienen war. die möglichkeit ist zuzugeben; aber einen beweis find ich nirgends. auch nicht für nr 329. die überschrift 'Clystemnestra' kann das nicht beweisen: weder inhaltlich, denn sie steht als überschrift und als randbemerkung schon im griechischen original; noch auch formal: denn die schreibung mit *e* statt *ä* könnte am besten so gedeutet werden, dass beide deutsche dichter eine noch nicht entdeckte französische vorlage gebraucht hätten.

R. hat meine bemühungen um W. mit mehr lob genannt, als ich beanspruchen kann; denn ich habe mir mit dem quellennachweis alle mühe gegeben, aber ich hätte, wenn ich länger zeit gehabt hätte, noch mehr tun können. um so mehr möcht ich mich wehren gegen die bemerkung auf s. 99: 'ihm [Bohm Englands einfluss auf W.] folgt Fischer (wie auch sonst)'. dieses 'wie auch sonst' muss den falschen schein erwecken, als ob ich mich üblicher- aber unrichtigerweise durch Bohm hätte leiten lassen; und davon kann ich doch das gegenteil behaupten. Bohm hat m. e. in einer ganzen anzahl von fällen — ich zähle 30 —

[1] für nr 320, nach Lucian, hab ich kein solches finden können, aber nach mehreren wendungen W.s ist ein solches zu vermuten, s. meine anm. übrigens gehörte Lucian damals zu den schulautoren; für Württemberg vgl. Reyscher Samml. d. württ. gesetze XI 3, 99.

[2] die annahme, griechisch hätte für den zweck der 'Kurtzen Beschreibung' nicht gepasst, scheint mir damit nicht zu stimmen, dass in derselben wie in verwanten werken genügend mit gelehrsamkeit geprunkt wird.

[3] die des HGrotius, an die ich dachte, ist allerdings unmöglich gemacht durch R.s bemerkung, dass sie erst viel später gedruckt wurde; aber es können handschriftliche, auch mündliche benutzt sein.

[4] R. weist auf den von W.s landsmann Flayder hin.

das original W.s richtig nachgewiesen, und nur in dreien von diesen fällen, nr 200. 232. 336, hat R. seine aufstellungen zu widerlegen oder zu modificieren gesucht. aber in vollen 21 fällen habe ich Bohms ansicht angefochten. das sieht doch etwas anders aus, als jenes 'wie auch sonst'! — in einem andern fall dagegen meint R., einen anglicismus constatieren zu können, den Bohm und ich übersehen hätten. nr 233, 24 heifst es, das meer pflege flüsse und bäche '*garauffend in den wanst zu ziehen*'. das sei = engl. *to carouse* 'zechen' (DWb. IV 1, 1332). aber W. schreibt das wort deutsch, kennt also den deutschen ursprung; aufserdem ist im DWb. auch franz. *faire, boire carrous(se)* nachgewiesen, und in nr 235, wo trinksprüche in verschiedenen sprachen ausgebracht sind, heifst es z. 47 f: '*Beuvons. Messieurs, a vos santez, so laffet uns all garaussieren*'. also in französischem zusammenhang. der anglicismus hätte somit von mir nur als sehr zweifelhaft (wie andere s. 535 f) angeführt werden können.

Tübingen. HERMANN FISCHER.

Das Heidenröslein. von EUGEN JOSEPH. Berlin, gebrüder Paetel, 1897. 132 ss. kl. 8. — 2 m.

Mit vergnügen und dank für mancherlei anregung folgt man den anziehenden ausführungen des vf.s, der es verstanden hat, einem schon oft behandelten gegenstand neues abzugewinnen. freilich tritt man dann den ergebnissen prüfend näher, so wollen sie nicht durchweg stand halten; in einer frage ist sich der vf. einmal selbst bewust, 'wie viel von seinen folgerungen nur möglichkeit und hypothese ist und sein kann'; er hofft aber auch in diesem falle, 'dass man die berechtigung seines versuches anerkennen' werde: wie weit man das kann, wird sich zeigen. mit blofser 'möglichkeit und hypothese' hat man es aber in seiner arbeit öfter zu tun, als er sich dessen in seiner entschlossen vordringenden zuversicht immer bewust ist, und man wird sich hüten müssen, seine ergebnisse ohne weiteres als gesicherten ertrag einheimsen zu wollen. immerhin bleibt auch bei vorsichtiger auslese genug übrig, was lohnt seinen untersuchungen näher zu treten; und zuletzt ist bei derlei forschungen das, was man glaubt getrost nach hause tragen und buchen zu dürfen, nicht einmal immer der beste teil des gewinnes; ich meinerseits möchte wenigstens ihren wert nicht darnach allein abschätzen.

Das büchlein zerfällt in zwei teile: der erste trägt die ansichten des vf.s im zusammenhange vor; der zweite enthält ergänzende und erläuternde 'excurse und anmerkungen'. nach all dem ist für Joseph das 'Fabelliedchen' in den fliegenden blättern Von deutscher art und kunst 1773 und das 'Röschen auf der heide' in den Volksliedern 1779 so gut wie die spätere fassung von 1789 ein gedicht Goethes, entstanden im frühling 1771 unter einfluss des ihm durch Herder bekannt gewordenen volksliedes

(nicht nur des bei Aelst gedruckten, sondern noch eines zweiten, heute verlorenen) aus der lebendigen anregung seines Sesenheimer liebesglücks. aber wie zum volkslied nimmt er auch eine nahe beziehung zu dem kinderlied 'Die Blüthe' an, das ihm weder eine ältere Goethesche vorstufe noch 'contrafactur Herders' ist, sondern ein dem fabelliedchen zeitlich ('1771 um den april herum') vorausgehndes Herdersches gedicht, gerichtet gegen Weifses kinderlied 'Die Rosenknospe' (1769) als dessen 'bessernde nachbildung' auf grund desselben volksliedes : Goethe tut mit der Blüthe dasselbe, was Herder mit der Rosenknospe getan, und teilt sein gedicht Herder nach der rückkehr von Sesenheim als ein 'lied mündlicher sage' mit. zuletzt erscheint hinter dieser reihe — Weifses Rosenknospe, Herders Blüthe, Goethes Heidenröslein — einfluss nehmend auf alle drei noch der Engländer Richardson mit dem 34 (und 35) brief in seiner Clarissa.

Der kenner der in der ersten anmerkung (s. 81ff) vorgeführten litteratur ersieht, ohne dass es näheren eingehns bedürfte, in wiefern der vf. an seine vorgänger anknüpft und über sie hinausgeht. ganz neu ist auch die beziehung nicht, in die er Weifses Rosenknospe bringt. es ist m. w. ein verdienst des verstorbenen Blume, zuerst auf sie hingewiesen zu haben als vornehmstes beispiel jener damals modernen kinderlieder, denen Herder in seinem briefwechsel über Ossian das 'kindische fabelliedchen' entgegenstellte[1]. nur die Blüthe liefs Blume aufser betracht und war vielmehr geneigt anzunehmen, dass vielleicht Goethe selbst auf eine von Herder gegebene anregung hin nach motiven eines volksliedes 'in directem gegensatze zu Weifses Rosenknospe jenes fabelliedchen hinwarf'. eigentlich neu ist also bei J. nur die stellung, die er der Blüthe als mittelglied zwischen diesen beiden gedichten anweist. hat er darin recht, so scheint mir ein nicht unbedeutender schritt nach vorwärts gewonnen zu sein. entscheiden kann nur die beobachtung, auf welcher seite die unmittelbarere anlehnung an Weifse zu tage tritt. wer recht genau zusieht, wird aber kaum umhin können, diese tatsächlich auf seite der Blüthe zu erkennen, mag auch auf den ersten blick das röslein auf der heiden der rosenknospe Weifses näher zu stehn scheinen. von den inhaltlichen übereinstimmungen, die der vf. in seiner hübsch durchgeführten vergleichung der Rosenknospe und der Blüthe (s. 45ff) zusammenstellt, fehlt die moralische schlussbetrachtung im Heidenröslein ganz; von den wörtlichen anklängen ist nur einer, der erste[2], auch diesem mit der Blüthe (1, 1. 3) gemein. man kann noch hinzufügen, dass nur bei Weifse und Herder ausdrücklich von einer 'knospe' und einem 'knösp-

[1] auf Weifse im allgemeinen hatte kurz vorher Suphan hingewiesen zu Herder v 194, 57 (s. 721).

[2] bei dem zweiten (Blüthe 4, 2) sind s. 45 durch ein versehen die namen Weifse und Herder vertauscht.

chen' die rede ist. ist aber die Blüthe unmittelbar aus dem gegensatz gegen Weifse erwachsen, dann entfällt die vierte Berliner these, die soviel anklang fand, sie sei 'contrafactur' des Heidenrösleins, von selbst. was sonst gegen diese spricht, stellt der vf. s. 40f zusammen. der alte einwand Redlichs, es sei 'so gut wie undenkbar, dass ein dichter vom Heidenröslein zur Blüthe zurückzusinken vermöchte', scheint mir allerdings nicht von gleichem gewicht wie dem vf.: mich dünkt, so ganz träfe er doch nur für denselben dichter zu, und ein nachahmer von geringerer dichterischer begabung vermöchte wohl in dieser weise 'zurückzusinken' und sich eben dadurch zu verraten. entscheidend scheint mir erst, was J. selbst hinzufügt: die ausdrückliche absage gegen 'transcendente weisheit und moral', mit der Herder das 'fabelliedchen' einführt; darnach war allerdings ein solches zurücksinken nicht mehr möglich[1]. dazu kommt dann noch bestätigend die chronologie. und dass die vom vf. aufgestellte reihe eine durchaus verständliche, wahrscheinliche folge mit innerer entwicklung und sichtlichem fortschritt ergibt, wird man nicht leugnen können. ja ich glaube, man wird darin ein bleibendes ergebnis seiner untersuchung anerkennen dürfen. auch den vierten oder der zeit nach ersten in der reihe, Richardson, wird man sich mit einer gewissen einschränkung wol gefallen lassen können: sein einfluss auf Weifse und Herder ist nach der vergleichung s. 109ff ziemlich wahrscheinlich; ebenso fraglich scheint er mir dagegen für Goethe; denn trotz aller 'gesund derben sinnlichkeit' des ursprünglichen schlusses seines liedes ist der 'genuss' bei ihm doch etwas ganz anderes als bei Richardson (vgl. den vf. selbst s. 65), und ich möchte daher auf das wort kein besonderes gewicht legen.

'Goethe' sag ich mit Joseph ohne weiteres bedenken: die Blüthe mit Minor als eine ältere Goethische vorstufe anzusehen, konnt ich mich allerdings ebenso wenig je überreden als der vf. (s. 40), und das klare zeugnis Carolinens spricht ja ausdrücklich dagegen; das Heidenröslein aber wird man sich nicht mehr sträuben dürfen auch schon in seiner älteren fassung als eine Goethische dichtung anzuerkennen; die änderungen von 1789 allein reichten tatsächlich kaum aus, einen giltigen anspruch auf sein eigentumsrecht daran zu begründen, auch wenn man sie durchaus als verbesserungen betrachtet. die bekannte daraus erwachsende schwierigkeit, wie dann Herder dazu kam, ein Goethisches lied, das der dichter selbst später öffentlich als sein eigentum anerkannte und in anspruch nahm, als ein älteres volkslied auszugeben, während ihm doch ein würkliches, noch dazu Goethes vorbild, bei Paul von der Aelst vorlag, ist noch immer nicht vollkommen befrie-

[1] sie entscheidet auch gegen Redlichs vermutung, die ich anfangs geneigt war anzunehmen, später aber nach Suphans widerspruch in meinem neudruck (DLd. 40/41 s. xf) fallen liefs, dass in Herders Ossianaufsatz ursprünglich die Blüthe an stelle des Heidenrösleins gestanden habe.

digend gelöst, und man darf wol zweifeln, ob wir in dieser frage, lediglich auf vermutungen angewiesen, je eine allgemein überzeugende antwort finden werden. einen weg, den vorgang begreiflich zu machen, weist uns auch der vf., und seine darstellung klingt recht ansprechend. aber es ist doch immer nur eine möglichkeit, die man mehr oder weniger wahrscheinlich finden mag, und schwerlich auch die einzige. ich meinerseits hielte bei der neigung jener zeit, auch Herders, in litterarischen dingen gelegentlich ein wenig verstecken zu spielen und zu mystificieren, nicht einmal die schon von Blume angedeutete möglichkeit für ganz ausgeschlossen, dass Herder bei vollem bewustsein der sachlage eine dichtung seines jungen freundes, aus der ihn der echte geist des volksliedes anwehte, für ein solches ausgab. bei dem hergang, wie sich ihn J. denkt, muss ich mich doch fragen: fiel dem dichter der Blüthe an dem ihm als volkslied mitgeteilten gedichte nicht die merkwürdige ähnlichkeit mit seinem eigenen auf, wie sie heute uns allen auffällt, und muste sie ihn nicht stutzig machen? sollte er daraus nur 'das schmeichelhafte zeugnis für sich' entnommen haben, 'dass er auf seinem wege dem richtigen immerhin ziemlich nahe gekommen war' (s. 73)? und wie mich auf Goethes seite in einem gedicht, das so recht der ausfluss seines liebesglückes sein soll, die nahe zt. wörtliche anlehnung an das Herdersche kinderlied einigermafsen befremdet, so konnte ich anderseits nie recht darüber wegkommen, dass der sonst wahrlich nicht kurzsichtige Herder den symbolischen sinn des Goethischen liedes nicht erkannt haben soll. für die von Blume angedeutete möglichkeit liefse sich ein entsprechendes motiv denken. es handelte sich für Herder um ein kinderlied: das war das Aelstsche nicht und daher nicht brauchbar; wol aber war es, wenigstens nach seiner auffassung, das fabelliedchen. es galt aber auch der autorität Weifses (vgl. die s. 108 anm. 13 ausgehobene anzeige) eine andre entgegenzusetzen: dazu taugte der vorläufig noch unbekannte name eines jungen dichters schlecht, überhaupt kaum einer der eigenen gegenwart. allen, der ganzen zeitgenössischen liederdichtung wies er doch eben als vorbild, als verjüngungsquelle das volkslied. am fabelliedchen aber hatte dieses seine verjüngende kraft bereits glänzend bewährt; ja bei der etwas schwankenden, jedesfalls nicht all zu strengen begrenzung des begriffs mochte er es kaum als unwahrheit empfinden, wenn er es als volkslied ausgab; sogar die bezeichnung als 'älteres' lied liefs sich in seinem sinn allenfalls entschuldigen mit rücksicht auf die alte grundlage. so etwa könnte man vielleicht sogar diese gewis für manchen von vornherein unannehmbare möglichkeit einigermafsen wahrscheinlich machen. natürlich muss Blume beim fabelliedchen jede allegorische nebenbeziehung vermeiden, die er in der späteren fassung anerkennt. für mich folgt aus allen solchen erwägungen vorläufig nur das eine ergebnis des nichtwissens.

doch unterschätz ich deshalb keinen ernsten erklärungsversuch. und in unserm fall kann auch, wer sich den hergang ganz anders denkt als der vf., doch dem entschiedenen eintreten für das vielangefochtene *er* zustimmen und sich der hübschen behandlung von 'Willkomm und abschied' freuen, auch die vorurteilslose beurteilung zweiter fassungen wenigstens grundsätzlich billigen.

Zusammenhang mit dem volkslied bei Paul von der Aelst nimmt J., wie schon gesagt, für beide gedichte, die Blüthe und das Heidenröslein, an. auf jene geh ich nicht näher ein. überzeugt bin ich so recht noch nicht; ich vermisse doch die eigentlich schlagende ähnlichkeit, und je länger Herder das bild bereits geläufig war (s. 130 nachtrag), desto weniger bedurfte er noch erst des Aelstschen liedes. einfluss des volkslieds überhaupt wäre damit noch nicht ausgeschlossen. aber auch beim Heidenröslein geht J. (nicht ohne vorgänger) weiter, als ich ihm folgen kann. er begnügt sich nicht damit, das eine motiv des rösleins, das gebrochen wird, daraus herzuleiten, sondern versichert uns auch widerholt (am nachdrücklichsten s. 54; vgl. s. 36. 95 f. 118), dass ebenso das röslein, das sich wehrt und sticht, und der knabe, der dies willig erträgt, daher entstamme: durch ein misverständnis des *tretten auf den fuss* (4, 3): wie schon ein interpolator des 16 jhs. und wie unsre erklärer habe dies auch Goethe nicht als liebes-, sondern als ein 'empfindliches denkzeichen' genommen. ich meinerseits habe, geschützt ua. durch die liedstrophe vom *lieben* (oder *steten*) *bulen* (Uhland 29, 1, nach DWb. auch citiert bei J. s. 96), dieses misverständnis nie geteilt und die stelle stets so verstanden, wie sie der vf. ohne zweifel richtig erklärt. ich traue dieses misverständnis aber auch weder einem interpolator des 16 jhs., noch Goethe zu. wer wie dieser in Leipzig, gleichviel ob nur nach einem französischen vorbild (Strack G.s Leipziger liederbuch s. 166 str. 10, 5; vgl. s. 37) oder wahrscheinlicher zugleich aus eigner erfahrung, sich bereits gerühmt hatte, wie er *geniesse*, wenn sein mädchen *beym tisch des liebsten füsse zum schemmel ihrer füsse macht*; und wer wider kaum vor einem jahr (27. VI. 1770) in einem bereits öfter (auch von Loeper Hempel I² 288) herangezogenen briefe (W. Weimar IV 1, 237, 8—17) dieselbe erfahrung mit wörtlicher widerholung von einem 'guten freund' erzählt hatte (von späterm wie WMeisters Lehrj. b. I c. 6 und Faust 6333 f nicht zu reden), wer also diese zufällig vielleicht auch einmal schmerzhafte 'schmeicheley', diese 'gunstbezeugung' bereits so gut kannte, der konnte sie auch in dem Aelstschen liede unmöglich verkennen. dann aber waren diese züge für Goethe darin ebensowenig vorhanden als für uns, wenn wir die stelle richtig verstehn, und er konnte sie auch nicht daraus entlehnen. das röslein bei Aelst wehrt sich überhaupt nicht und tut dem knaben nichts zu leide, und wenn es bei Goethe sich wehrt und sticht, so geschieht das in freier selbständiger aus-

gestaltung des übernommenen grundmotivs in der vom vf. selbst mit recht betonten 'lebendigen anschauung'. das ist ja doch auch erst würklich der 'echte Goethe'!

J. macht aber das alte lied selbst auch noch weiter zum gegenstand eingehender untersuchung. Herder kannte, wie gesagt, die Aelstsche sammlung und jenes lied darin recht gut; gleichwol druckte er nicht nur statt dessen das 'fabelliedchen' ab, sondern bezeichnete dieses, das er wenige jahre später 'aus der mündlichen sage' empfangen haben will, auch als ein 'älteres' lied. dieses verfahren erklärt und rechtfertigt J. damit, dass Herder das Aelstsche lied 'als ein volkslied jüngerer bearbeitung' und im gegensatz dazu das fabelliedchen 'als das ursprüngliche, als das ältere volkslied' angesehen habe. dieser, wie mir scheinen will, nicht ganz einwandfreie erklärungsversuch gibt dem vf. anlass, an dem Aelstschen liede 'höhere kritik' zu üben[1]: er sucht jüngere überarbeitungen nachzuweisen und den 'echten alten kern' herauszuschälen; ein geschäft, über dessen grundsätzliche berechtigung man sich erfahrungsgemäfs jederzeit leichter verständigt als über die ergebnisse im einzelnen. ohne einschränkung wird man der ausscheidung der dritten strophe (zweite interpolation) zustimmen, um so mehr als diese in älterer, formal etwas abweichender gestalt auch einzeln in einer Nürnberger sammlung (1586) begegnet. wertvoll ist weiter jedesfalls auch die auf guter beobachtung beruhende unterscheidung zweier verschiedener reihen der vorletzten strophenzeilen (str. 1. 5. 6 und str. 2. 3. 4. 7), wozu in der zweiten strophe noch eine sonderstellung der schlusszeile kommt. wenn nun aber an der ersten stelle, die so formell aus dem geleise tritt (2, 7), die erste interpolation beginnen und aufhören soll, wo wider eine zeile der ersten reihe anhebt (5, 7), wenn also, nachdem auch noch die letzte strophe als zutat des ersten interpolators entfernt ist, ein dreistrophiges lied übrig bleibt[2], so ist das vielleicht noch immer bis zu einem ge-

[1] auch niedere textkritik übt er daran einmal (s. 17 und 93 anm. 4). 4, 7 *beschert gott glück, gets nicht zurück* ändert er *nicht* in *nach* ('so geht es nächstens wider zurück, so kehr ich bald wider heim') : *nicht* 'ist ganz sinnlos, trotzdem aber vielleicht eine absichtliche änderung, weil *nach* nicht mehr verstanden ward'. aber in einem andern verbreiteten abschiedslied (Uhland 73, 4. 5) kehrt dieselbe formel mit geringer verschiedenheit wider : *beschert gott glück, get nimmer zurück.* will J. da auch ändern? 'sinnlos' ist mir der ausdruck nie vorgekommen; ich habe ihn immer so verstanden, wie Biedermann (Goetheforschungen NF. s. 332) die stelle umschreibt : 'dass er glücklichen fortgang hofft', oder wie Liliencron (Kürschners DNL. XIII 330) im zweiten liede erklärt : 'dann bleibt es ewig dabei'. noch heute 'geht' ein handel, auch wol eine verlobung 'zurück'. der vermeintliche zusammenhang mit der s. 99 f angeführten Magdeburger strophe entfällt damit von selbst.

[2] es sind dieselben drei strophen, die auch mit demselben unmittelbaren anschluss von 5, 7 ff an 2, 6 schon Uhland (Schriften III 449 f. 546) aus dem liede aushob, und es ist wol kaum ein zweifel, dass dieser vorgang Uhlands für den vf. der wegweisende fingerzeig war, den er aber, wie seine

wissen grade wahrscheinlich, aber keineswegs so zwingend und notwendig, wie der vf. glaubt. fällt die zweite strophe mit ihrem schluss nach inhalt und form aus dem ton, so kann sie auch ebensogut ganz unecht sein, zumal wenn sie vielleicht auch sonst noch einen anstofs bietet. dazu rechen ich allerdings nicht den plural *die röslein* (2, 1); denn an einem *rosenstock* (1, 1) pflegt doch wol mehr als ein röslein zu erblühen (vgl. 1, 6); auch nicht das 'plötzliche versteckenspielen mit der person der geliebten', das der vf. 'in einem gedicht, das für sie selbst bestimmt ist, und in dem sie ja auch fortwährend direct angeredet wird, gar zu unangebracht' findet (s. 31); für sie selbst ist ja doch auch das versteckenspielen nicht, sondern für dritte personen, denen sein abschiedsgrufs etwa sein geheimnis verraten, von denen er eine störung ihres verhältnisses zu fürchten haben könnte; als ein heimliches einverständnis hat jedesfalls auch der vf. der vierten strophe das verhältnis angesehen. einen grund, die bisherige beziehung des *jungen knaben* (2, 3) auf den liebenden selbst und von 2, 6 auf die geliebte aufzugeben, seh ich daher nicht, und die neue deutung der zweiten strophe als ausdruck der eifersucht auf einen 'gefürchteten nebenbuhler' (aao.), einen 'einschmeichelnden verführer' (s. 25), der ihm gerade durch sein 'züchtiges, fein bescheidenes' wesen (2, 4) gefährlich werden könnte (s. 95), scheint mir gezwungen und unannehmbar; mit diesen an das lob der geliebten (1, 4) selbst anklingenden, gewis auch nur lobenden worten wäre ein gefürchteter und ohne zweifel auch gehasster nebenbuhler, so geschmeidig man sich ihn denken mag, schwerlich bezeichnet worden. in all dem seh ich also keinen anstofs. wol aber fällt die strophe, wenn man an ihrer bisherigen auffassung festhält, nach J.s eigener beobachtung insofern aus dem ton der übrigen, als dann in ihr (wie in der ausgeschiedenen siebenten) der liebende von sich in der dritten, nicht wie sonst durchaus 'in der ich-person' redet (s. 95). legt

beweisführung zeigt, selbständig zu nützen und dadurch würklich zu seinem eigentum zu machen verstand. er unterlässt auch nicht, zuletzt 'zur weiteren bekräftigung' seines ergebnisses auf Uhland als 'einen zeugen' hinzuweisen, verhehlt aber doch auch sich und seinen lesern das unsichre dieser zeugenschaft nicht ganz aus der 'stillen weise' Uhlands ist nämlich nicht mit aller wünschenswerten klarheit zu erkennen, ob er, wie Blume meinte, wirklich eine 'reconstruction' versuchen wollte, oder wie der vf. selbst aus dem gleich darauf folgenden anstandlosen citat aus der vierten strophe schliefst, nur 'unwillkürlich' jene drei strophen aushob, ohne sie damit als den echten kern des liedes hinstellen zu wollen. und für diese zweite auffassung scheint doch auch noch die art, wie er in der anm. von dem liede redet, zu sprechen: dann aber verliert die berufung auf diesen zeugen doch eigentlich ihre beste kraft. übrigens würde auch dessen autorität meine zweifel nicht ohne weiteres beschwichtigen. man kann den reconstructionsversuch als poetisch und feinsinnig anerkennen, ja als versuch sogar gelten lassen, ohne sich doch über den grad seiner wahrscheinlichkeit oder gar sicherheit einer täuschung hinzugeben. und namentlich gegen die zuversicht, mit der J. sein 'muss' ausspricht, richten sich meine bedenken.

man auf solche dinge überhaupt einmal gewicht und fordert strenge gleichmäſsigkeit in ihrer durchführung, so wär es wol methodisch folgerichtig, nicht nur den schluss, sondern die ganze strophe als eingeschoben anzusehen. — ebenso wenig zwingend scheint es mir, dass die interpolation erst 5, 6 aufhören soll. gegen 5, 1—6 wird doch gar nichts entscheidendes vorgebracht; sie werden nur mitgetilgt, weil unmittelbar darauf wider eine zeile der ersten reihe folgt wie 1, 7. tatsächlich geben auch diese abschiedsworte mit ihrer versicherung der treue fürs leben an sich weiter keinerlei anstoſs, nur dass sich vielleicht str. 5 nicht so lückenlos an str. 1 anzureihen scheint, wie es doch geschehen müste, wenn man sich mit dem vf. die vorletzten zeilen zur richtschnur nimmt. aber wer bürgt uns dafür, dass nur jüngere strophen eingeschoben, nicht auch etwa eine ältere beseitigt oder teilweise überarbeitet und verändert wurde? das letzte nimmt doch der vf. selbst (s. 97 f) für die erste strophe an, und er mag darin recht haben, wenn auch sein versuch, den eingang mit hilfe einer Magdeburger liedstrophe widerherzustellen, keine urkundliche gewähr besitzt. ist hier der kehrreim in der zweiten zweile durch eine überarbeitende hand beseitigt worden, warum könnte nicht ebensogut in einer andern strophe der alte schluss verändert worden sein? dergleichen erwägungen mahnen, glaub ich, zur vorsicht.

Der vf. glaubt allerdings getrost noch weiter vordringen zu können. nach ihm 'liegt auch das werk des ersten interpolators nicht mehr in reiner gestalt vor' (s. 32 n. 1 und exc. 15 s. 114 ff). im anschluss an Dunger und Werner hebt er einige bemerkenswerte ähnlichkeiten des Heidenrösleins (und zt. auch der Blüthe) mit der Nürnberger und Magdeburger strophe oder gar dem von ihm nach dieser reconstruierten eingang des ältesten liedes hervor und schlieſst daraus: 'man muss daher würklich annehmen, dass Herder und Goethe noch ein anderes volkslied vom heidenröslein kannten, das für ihre gedichte in betracht kommt'. ich setze an stelle des zuversichtlichen 'muss' ein bescheidenes 'darf' und glaube damit alles getan zu haben, was kritische besonnenheit zulässt. der vf. aber geht entschlossen daran, dieses andere lied und die ältere gestalt des Aelstschen in der redaction des ersten interpolators aus diesem in ihrem ungefähren wortlaut wider zu gewinnen. denn dass beide nicht etwa nur motivverwant, sondern würklich ein und dasselbe lied sind, dass also Herder und Goethe so glücklich waren, neben dem Aelstschen text auch noch die ältere allerdings schon interpolierte fassung zu kennen, wird ihm alsbald wahrscheinlich wegen der leichtigkeit, die letzte strophe bei Aelst auf die form der durch ihren dreireim den gedichten Herders[1] und Goethes nahestehenden Nürnberger einzel-

[1] bei diesem ist nicht wie bei Goethe ein eigentlicher kehrreim streng durchgeführt; die vorletzte zeile widerholt das reimwort der dritten. eine

strophe zurückzuführen. diese legt er denn auch seinem herstellungsversuch zu grunde, scheidet überschüssige verse aus, ersetzt reimworte durch synonyma oder ändert leicht die wortfolge und hält sich bei diesem geschäft zugleich an geläufige wendungen und liedanfänge. da zudem der umfang jener ersten interpolation bereits festgestellt ist, so braucht diese nur ausgeschieden zu werden, um auch noch das alte dreistrophige lied in seiner unberührten echtheit — 'die gesuchte unteilbare gröfse' — wider zu erhalten. da ist nun der eingangs erwähnte punct, an dem sich der vf. trotz der wunderbaren leichtigkeit und sicherheit, mit der das alles sich wie von selbst zu ergeben scheint, zuletzt doch wenigstens des hypothetischen charakters, wenn auch nicht des bedenklichen seiner folgerungen bewust wird. er getröstet sich des glaubens, 'nirgends den boden methodischer forschung verlassen', seinen 'versuch der rückbildung nicht nach willkür vorgenommen' zu haben, 'sondern unter berücksicktigung positiven materials'. wol! aber was ist denn durch diese seine methode verbürgt? nicht im geringsten mehr als dass sein versuch sich im ganzen im charakter und in der ausdrucksweise der zeit bewegt; den angestrebten wortlaut selbst, auch nur den ungefähren, kann sie nicht weiter verbürgen, als er in einzelnen verszeilen und regelmäfsig in den strophenschlüssen aus der Aelstschen überlieferung wörtlich beibehalten ist; alles übrige ist nichts anderes als eine gelehrte J.sche rückdichtung ohne jede urkundliche gewähr. sie mag so geschickt gemacht sein als man will, die wissenschaft kann mit ihr nichts anfangen. und wenn es, 'um in das dunkel der geschichte des volksliedes weiter zu dringen', notwendig ist, 'dass wir die geschichte der einzelnen lieder mutig bis zur äufsersten grenze verfolgen', so dürfen wir uns auch über diese grenze, die doch keine andere sein kann als die des wissenschaftlich überhaupt erreichbaren, keiner gefährlichen teuschung hingeben. dieses ergebnis kann ich also nur unumwunden ablehnen samt der methode, die dazu führte. glücklicher weise hat dieser teil der untersuchung für das ganze doch nur nebensächliche bedeutung und er macht sich auch keineswegs breit, sondern begnügt sich mit einem bescheidenen platze unter den excursen.

ausnahme macht nach Carolinens aufzeichnung nur 2, 6 *lafs es stehn.* darum ändert J. (s. 38) dies in *lasse mich.* allerdings hat schon Herder selbst nachträglich corrigiert *schone mich* (: *verschone mich* 2, 3); aber J. meint (s. 103 anm. 10), er habe damit 'der metrischen form zu genügen' gesucht, 'offenbar ohne sich seines ursprünglichen textes noch zu entsinnen'. das wäre sehr wol möglich, nur so geradezu 'offenbar' scheint es mir doch nicht. wie hier aufser dem reimwort auch noch das vorhergehnde verbum, ist auch 1, 6 schon im ursprünglichen text die ganze wortreihe *frisch und schön* aus 1, 3 widerholt. es ist mir auch keineswegs so 'sicher', ob die la. in Carolinens aufzeichnung würklich der sorgsamen abschreiberin und nicht doch vielleicht Herder selbst zur last fällt.

Zu vorbehalten, zweifeln und entschiedenem widerspruch haben mir J.s ausführungen fast mehr anlass gegeben als zu rückhaltloser zustimmung. gleichwol wär ich der letzte, der sich dadurch das anregende und fördernde darin verleiden und sich abhalten lassen möchte, dieses auch ausdrücklich anzuerkennen.

Prag. HANS LAMBEL.

Schillers werke. herausgegeben von LUDWIG BELLERMANN. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. 14 bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut (Meyers classikerausgaben). I 96 und 400. II 448. III 453. IV 393. V 532. VI 584. VII 466. VIII 469. IX 496. X 10 und 510. XI 382. XII 469. XIII 584. XIV 540 ss. 8°. — 28 m.

Eine neue handliche und billiche kritische Schillerausgabe wird vielen, besonders akademischen kreisen um so willkommener sein, je unhandlicher und teurer die alte kritische ausgabe Goedekes ist. zwar sind nach Goedeke von Maltzahn (Hempel) bis Boxberger (Kürschner) verschiedene neue, zum teil sorgfältig gearbeitete ausgaben in umlauf gesetzt worden; allein die bezeichnung 'kritisch' verdienen sie nicht, schon deswegen nicht, weil ihnen der variantenapparat, der einen einblick in die textgeschichte ermöglicht, fehlt. die vorliegende Bellermanns ist damit ausgestattet und erweckt schon dadurch die erwartung, dass sie die aufgabe tiefer und weiter gefasst hat als die früheren; zudem führen mehrere bände reclameblätter mit sich, welche diese erwartung noch höher spannen und nacheinander alle edlen qualitäten auf Bellermanns haupt anhäufen : da wird er als 'meister der ausgabentechnik' gepriesen, dort wird von einem 'gewaltigen aufwand gelehrter arbeit und wissenschaftlicher geschicklichkeit', von 'einer erstaunlichen umsicht und sicherster beherschung des materials' gesprochen; am schlusse erreicht der jubel über die 'glänzende erfüllung der übernommenen aufgabe' und über 'die beste Schillerausgabe, die Deutschland gegenwärtig besitzt', den höhepunct. — man freut sich im voraus des neuen gewinns, der aus diesem werke zu holen ist, zieht alle 14 bände nahe an sich und beginnt mit besonderem eifer die genauere nachprüfung.

Boxberger hat den einzelnen lyrischen gedichten das jahr der entstehung beigefügt; B. tut dasselbe und geht noch einen schritt weiter, indem er auch die chronologische anordnung durchführt, somit die erste anforderung einer kritischen ausgabe erfüllt — leider nicht mit strenger folgerichtigkeit; denn bei den epigrammatischen dichtungen erscheinen solche von 1795 und 1799 unter jenen von 1796. bei den dramen ist die chronologische ordnung allgemein üblich geworden; um so mehr fällt auf, dass B. Maria Stuart (III bd) vor Wallenstein (IV bd) stellt: weder in der entstehungsgeschichte noch in der entwicklung der dramatischen technik Schillers ist ein grund dafür zu finden. eine andere weitgehende abweichung vom richtigen grundgedanken

hat die nachgiebigkeit gegenüber buchhändlerischer speculation verschuldet. eines der angezogenen reclameblätter verkündet, dass die ausgabe in zwei abteilungen zerfalle, deren erste (in 8 bänden) die gedichte, dramen und bedeutendsten prosaschriften enthalte und sich an dasjenige publicum wende, das nur die namhaften meisterwerke des dichters zu lesen wünscht; die andere, 6 bände umfassende abteilung sei für die nicht geringe zahl derer, die Schillers gesamtes würken überblicken wollen. so ist es gekommen, dass gleichartige und zeitlich zusammengehörige producte auf weit von einander abstehnde bände verteilt wurden: die philosophischen schriften auf bd. VIII u. XIII, die historischen auf VI—VII u. XIV, die dramatischen auf III—V u. IX (zweite hälfte) —XII, die lyrischen gedichte auf I u. IX (erste hälfte). das behindert dem fachmann die übersicht über Schillers entwicklung und macht noch mehr dem laien die orientierung schwierig, zumal am schlusse ein gutes gesamtregister, wie es andere ausgaben besitzen, völlig fehlt. bei einer dritten abweichung hat B. selbst die 'kleine unzuträglichkeit' gemerkt. sie betrifft die gedichte, welche Schiller später überarbeitet hat; B. druckt die redaction letzter hand, aber an der stelle und mit der jahrzahl der ersten abfassung, weil ein doppelter druck 'der einrichtung der sammlung widersprochen hätte', wie er in der einleitung I 8 sagt. allein das ist gar nicht richtig; denn die Räuber, Fiesco ua. erscheinen in doppelter fassung und auch diese gedichte sind doppelt gedruckt: die spätere redaction vorn an falscher stelle und mit falscher jahrzahl, die frühere rückwärts in den lesearten ohne jahrzahl. da wäre doch tauglicher und correcter gewesen, es zu machen, wie es Goedeke gemacht: jeden text an seine chronologische stelle zu rücken. sonst hätte B. den ausweg ergreifen können wie bei der 'Elegie auf den tod' usw., die I 14 erscheint und IX 51 neuerdings angemerkt wird; oder er hätte wenigstens zur jahrzahl der ersten abfassung jene der überarbeitung fügen müssen. — der IX bd enthält auch die 'zweifelhaften gedichte', deren reihe die 'Ankunft des grafen von Falkenstein' beginnt. merkwürdiger weise fehlt die 'Ode auf die glückliche widerkunft unsers gnädigsten fürsten'; sie begegnet vorn s. 31 unter den echten gedichten, obgleich sie von allen zweifelhaften gedichten am wenigsten Schillers stil erkennen lässt und höchst wahrscheinlich unecht ist (vgl. Anz. XVIII 274).

Lenken wir den blick auf die vollständigkeit des neuen werkes. seit dem erscheinen von Goedekes ausgabe ist mancherlei zu tage gefördert worden, was eine kritische Schillerausgabe bereichern könnte. hätte B. das sorgfältig gesammelt und zum abdruck gebracht, würde er allen andern herausgebern einen bedeutenden vorsprung abgewonnen haben. in der tat erscheint gelegentlich ein kleines prosastück hier zum erstenmal, zb. die recension über Stäudlins Proben einer 'Äneis' (XIII 172 ff). allein dieser vorzug

wird durch drei viel gröfsere mängel in den hintergrund gedrängt. zunächst fehlen bedeutende stücke, die schon bei Goedeke oder Boxberger zu finden gewesen wären : Don Karlos in prosa, Kallias, Physiologie. man verstecke sich nicht etwa hinter die beliebte ausrede vom raummangel; denn ob die vorliegende ausgabe 200 seiten mehr oder weniger umfasste, hätte in bezug auf preis und herstellung keinen nennenswerten unterschied ergeben. alsdann merkt B. selbst widerholt bei theaterbearbeitungen mit grofser gemütlichkeit an, dass er nicht die originale aufgenommen, sondern nur aus zweiter hand, aus Goedekes abdruck geschöpft habe : so zb. beim Hamburger theatermanuscript für die Braut von Messina; bei der Hamburger und Aschaffenburger hs. des Tell. endlich hat B. verschiedene neue funde unberücksichtigt gelassen, sogar wenn sie so bequem zugänglich waren wie jene in Minors Schillerarchiv zu Don Karlos, zum Spaziergang und Tell; ja bei Tell hätte er nun in der neuauflage des Goedekeschen Grundrisses v 230 mehrere originalausgaben verzeichnet gefunden, die er hätte benutzen können und müssen, wollte er über die älteren Schillerausgaben hinausgelangen. umgekehrt hat er dann wider in die Xenien distichen aufgenommen, bei denen Goethes autorschaft zweifellos feststeht, und nur solche ausgeschieden, die Goethe selbst in seinen werken drucken liefs. wenn hier einmal eine scheidung vorgenommen wird, muss sie reinlich durchgeführt werden, soweit die heutige günstige actenlage es gestattet; sonst sind sie als ganzes zu drucken, wie die beiden dichter es ursprünglich bestimmt hatten.

Prüfen wir die texte und lesarten. B. legt die ausgaben letzter hand zu grunde und verweist die abweichungen der früheren in die varianten am schlusse jedes bandes. gegen den grundsatz ist nichts einzuwenden, es fragt sich nur, wie er durchgeführt wurde. ich habe selbstverständlich nicht alle texte verglichen, sondern mich mit ausgedehnten stichproben begnügt.

In der Leichenphantasie 12 ändert er mit K(örner) *düsterm*, ohne Schillers la. *düstern* in den varianten anzumerken; dagegen hat er Sch.s *rosigten* 31, *wolkigter* 40 beibehalten und Körners correcturen rückwärts verzeichnet; aber in der verwanten Elegie bleibt K.s *hallen* 3 (statt *fallen*) wider unerwähnt. in der Braut von Messina druckt B. 140 *schlangenhaarichtes*, 875 *sonnichten*, 1278 *hohläugichten*, 614 *Freudenfittichen* und so ö., wo der originaltext überall *ig*-formen aufweist[1]; in den lesarten fehlt jede bemerkung über diese verneuerungen. dass das sehr unkritisch ist, ligt auf der hand; denn Schiller schreibt gelegentlich sogar *thörigtem* ebda. 1987. — den Goedekeschen text der Anthologie

[1] Boxberger druckt auch *rosichten*, *wolkichter*, ändert also noch consequenter. es soll mich nicht wundern, wenn alsbald einer auftritt und auf grund dieser kritischen texte Schiller für die modernsten einheitsbestrebungen in der aussprache und rechtschreibung ins feld führt.

hat prof. Helmer in Pilsen mit dem original verglichen und mir folgende versehen mitgeteilt, die G. passiert sind. im gedicht nr 27, 53 (B. I, nr 4, 50) list das or. *Mann*, G. *Manne* ohne variante und ebenso B.; nr 29, 9 or. *ehrnem*, G. und B. *eh'rnen*; nr 38, 11 heifst es im or. *Unserm Golde, unsern lichten Herrlichkeiten*; G. hat *lichten* trotz des metrums weggelassen, ebenso fehlt es bei B. IX 38, 11; nr 42, 107 or. *Kontreband*, G. *Konterband* und ebenso B. — nr 82, 40 hat G. den sinnstörenden fehler *Bedenkt*, wo B. richtig mit dem or. *Bedankt* aufweist; desgleichen list B. in der schwierigen stelle der Elegie 59 mit dem or. richtig *Bastardtochter* (or. *Bastarttocher*, druckfehler!) *der Gerechtigkeit*, wo G. eine fehlerhafte variante bietet. wir hätten also das ergebnis, dass B.s text vielfach von Goedeke abhängt und dadurch den selbständigen wert einbüfst; nur zum teile geht er auf das original zurück, besonders wo eine stelle schwierigkeiten bot oder sonst auffallend war. dieses ungute resultat gestaltet sich noch übler, wenn wir auch Boxbergers text zum vergleiche herbeiziehen: da wird man von der tatsache überrascht, dass sich ebenda dieselben fehler und dieselben besserungen (*Bedankt*, *der Gerechtigkeit*) vorfinden wie bei B. demnach hat sich 'die beste Schillerausgabe, die Deutschland gegenwärtig besitzt', die textkritische tätigkeit noch viel bequemer gemacht!

Von den lyrischen gedichten, die Schiller in seinem Musenalmanach, von dem sich ein exemplar in unserer univ. bibliothek hier befindet, veröffentlichte, hab ich den Taucher, Kampf mit dem drachen und die Glocke nachgeprüft und folgendes gefunden. Tauch. 33 u. 69 hat B. *sprützet* in *spritzet* geändert, wozu kein grund vorhanden gewesen wäre (mhd. *sprützen*); doch ist Schillers lesart wenigstens in den varianten angemerkt; dagegen erscheint in der Glocke 196 dieselbe änderung ohne ausweis in den varianten, ja Tauch. 43 wurde nicht einmal die ursprüngliche lesart *zurückekehrt* M (*wiederkehrt* G) aufgenommen, die schon bei Goedeke zu haben gewesen wäre; da darf man sich nun auch nicht wundern, dass varianten wie *Stuffen* nicht vorhanden sind, obgleich sie jeder, der sich für Sch.s sprache näher interessiert, ernstlich brauchen könnte. in der Glocke findet sich als arger verstofs nur *wilde Reih'n* 69 (st. *wilden*), sonst blofs orthographisches wie *Blökend* 277 (st. *Blöckend*), *Blindwütend* 346 (M trennt das adv. vom verb.) udgl. mehr als diese kleinigkeiten hätten alle stellen, wo der Musenalm. die verschiedenen rhythmen durch einrücken kenntlich gemacht hat, in den lesarten eine anmerkung verdient.

Von den dramen Schillers besitzt unsere bibliothek eine originalausgabe der Braut von Messina. die vergleichung derselben mit B. und Goedeke lieferte ein ergebnis, das nicht nur für die beurteilung B.s von interesse ist. das Innsbrucker exemplar bezeichne ich mit I zum unterschiede von A bei Goed.

16 B. *mächtig waltend* (IG zusammengesetzt), in der Glocke hat B. in entgegengesetzter weise corrigiert. 58 B. *zerreifsen*, I *zerissen*, G. hat die anmerkung: '*zerissen* angezeigter druckfehler in A'; in I aber ist dieser druckfehler nicht verzeichnet; das deutet auf einen doppeldruck oder wenigstens auf eine verschiedene ausgabe desselben druckes, wozu ein tadelnder brief Schillers an Cotta vom 20 juni 1803 die veranlassung gegeben haben wird: *Hier übersende ich — hoffentlich noch zur rechten Zeit — das Verzeichnifs der in den ersten* 9 *Bogen bemerkten Schreib- und Druckfehler. Sehr viele weniger bedeutende, die aber doch den Druck entstellen und beim Lesen stören, habe ich nicht einmal anmerken wollen, um den Schandzettel nicht zu grofs zu machen. Wenn auch die meisten darunter Schreibfehler waren, so hätte Ihr Corrector doch aus dem Zusammenhang der Gedanken die wahre Lesart errathen sollen.* als dieses verzeichnis ankam, waren offenbar die exemplare, die blofs zwei druckfehler corrigieren (auf der letzten seite: 162), zu denen das Innsbrucker gehört, schon fertig gestellt. B. druckt einfach *zerreifsen* ohne eine bemerkung, sodass nicht zu ermitteln ist, ob er ein exemplar vor sich hatte, das mit jenem G.s oder mit I stimmt, oder gar kein original. der nächste druckfehler *Staaten* (st. *Saaten*) 197 ist in G. und I, auch bei B. als solcher angemerkt; der dritte *rothlichtem* 207 nur in G. u. I, aber wider nicht bei B., obgleich er gewis überall vorhanden war, weil A und I auch in der correctur übereinstimmen. in I ist kein weiterer verzeichnet, in A jedoch folgen (nach Goedekes angaben) noch sechs: 239. 450. 825. 1316. 1627. 2194, wo B. nirgends einen ausweis angebracht hat; sogar bei druckfehlern, die auch in A nicht aufgezeichnet und doch von späteren, wie Körner oder Goedeke, als solche erachtet worden sind, bietet B. einfach wider den text Goedekes, ohne die correcturen kenntlich zu machen: 1293 *sagst*] *fragst*, 1304 *der*] *die*, 2031 *von*] *vor*, 2760 *Verhöhnung*] *Versöhnung* usw. B. hat also von allen diesen correcturen nur eine einzige angemerkt, was jedesfalls sehr unzulänglich und irreführend ist; dagegen hat er die verschiedenen druckfehler Körners gesammelt oder vielleicht nur aus G., wo sie auch zu finden sind, entlehnt und in seine varianten aufgenommen, dabei wider die orthographie verändert, sodass der leser auf die meinung kommen muss, Körner hätte *geraten* udgl. geschrieben. dieselbe unzuverlässigkeit zeigt sich beim gebrauch des sperrdruckes, durch den scharf zugespitzte antithesen dem leser sichtbar gemacht werden sollten. 231 : 233 I und G. *Uns* und *Ienen* gesperrt, B. nicht; 303 : 305 dagegen *einen* und *eine* in B. gesperrt, die I und G. durch grofsen anfangsbuchstaben hervorheben; 310 : 311 *deine* und *seinem* in B., I und G. gleichmäfsig gesperrt. 664 hat B. den sperrdruck (bei I und G. *Morgen* : *Heute*) wider unbeachtet gelassen, und so fort und fort. die orthographie wird wider ohne vermerk geändert:

besprützte 57, *drunten* 582, *erwiederst* 595 usw. für untersuchungen über doppeldruck, doppelausgabe, orthographie udgl. ist B. ganz unbrauchbar und muss nach wie vor G. benutzt werden; ich führe daher im folgenden blofs die vergleichung mit G. durch und greife nur bei bestimmter veranlassung auf B. über, nehme auch die verszählung von G., der diplomatisch genau abdruckt.

In der spielanweisung nach 979 I *Aufsicht*, G. *Aussicht*; 1741 ausrufungszeichen nach *Füfse*, I blofs beistrich; 1748 G. ausruf nach *Fürst*, I punct. 1804 *beschützt* G., *beschüzt* I. anw. nach 1895 strichpunct hinter *ihn* G., beistrich I. anw. nach 1991 *Zweyter* G., *Zweiter* I. 1308 *Zwey* G., *Zwei* I. 1380 und 2057 *Wuth* G., *Wut* I. 1436 *Drey* G., *Drei* I. 2025 *delphische* G., *Delphische* I. anw. nach 2264 *niedersetzt* G., *-sezt* I. 2719 *Zerknirschung* G., *Zerknirrschung* I. 2786 *Strahl* G., *Stral* I. — G. hat beistrich nach *Schön* 1030, *Und* 1126, *rettungslose* 1226, *offen* 1458, *Aber* 2015, *Siehe* 2017, *schwerer* 2227, *gehört* 2524, *Fluch* 2795; punct nach *Schmerz* 1017, wo in I nirgends ein unterscheidungszeichen steht. hingegen hat I beistrich nach *Wiederhall* 1057 und *dich* 1131, der in G. fehlt. verschiedene interpunction begegnet 2409 und 2535; auch bei den puncten hinter oder vor den schlussklammern der spielanweisungen erscheinen widerholt abweichungen. apostroph hat I 2821 bei *Sarg'*, der bei G., G. 1038 bei *ich's*, der in I fehlt.

Weitergehende differenzen finden sich an drei stellen. in der spielanweisung nach 1785 G. *Augenblick*, I aber *Augenblicke*; B. teilt den fehler mit G. — 2000 G. *Furcht* statt *Frucht* I, ohne zweifel nur druckfehler, dessen besserung sich jedem aus dem zusammenhang aufdrangt; daher ist auch B. richtig wie jede ausgabe, die ich nachgeschlagen habe. in der anweisung nach 979 *Gartensaale* G. gegenuber *Gartensaal* I. hier hat B. die richtige lesart; allein dieselbe fand sich wider bei Boxberger. es tritt also nirgends zu tage, dass B. selbstandig auf den originaltext zurückgegangen ist; vielmehr scheint er hier wie in der Anthologie seinen textkritischen bedarf aus Goedeke und Boxberger gedeckt zu haben. und das ist sehr zu beklagen; denn Goedeke hat bereits ein menschenalter zuruckgelegt und ist mannigfacher nachbesserung dringend bedurftig. dazu hatte nun B. die beste gelegenheit gehabt; er wurde dann seine abweichungen von Goedeke statt jener von dem langst schon wertlos gewordenen Joachim Meyer verzeichnet haben und wurde so auch den benutzern des alten Goedeke unentbehrlich geworden sein, wovon jetzt keine rede sein kann. in einem der reclameblatter wird gepriesen, dass B. sich von dem kleinlichen und von der hauptsache abführenden betrieb der modernen philologischen litteraturgeschichte nicht habe beirren lassen, sondern mit 'grundlichster beherschung des stoffes' auf das wichtige ausgegangen sei. ich finde, dass gerade das wichtigste, die eigentliche grundlage aller kritischen tätigkeit: die

selbständige und durchgehnde vergleichung der originaltexte fehlt; dagegen ist viel kleinliches vorhanden, das leicht hätte fehlen können, ja das viel besser weggeblieben wäre, weil es nur den ausblick auf das wichtigere verstellt. die sammlung der Körnerschen druckfehler bringt ebensowenig jemandem gewinn wie das verzeichnis der textvarianten Meyers; geradezu unangenehm würken die weitgehnden concessionen an den papiernen stil (man braucht deswegen noch nicht die übertriebene geistesergrimmung Otto Schröders gegen diesen litterarischen zopf zu teilen) : wo immer B. einen aus- oder abgefallenen vocal vermutet, wird das dem auge durch apostrophzeichen — natürlich meist gegen das original — kenntlich gemacht : *metall'ne, erfahr'ne, unnahbar'n, lang', stoss'* (imper.!) usw., auch *mich's, ob's, rief's, er's* usw. aber versehen gegen den eigenen grundsatz sind B. auch hier nicht selten passiert: *Versammle* Glocke 395, *fürs* Braut 95 usw.

Besser als die 'ausgabentechnik' sind die abhandlungen, welche den einzelnen werken Schillers vorausgehn. in der einleitung zum I bd wird Schillers leben von B. mit reifem weltverständnis und billig abwägendem sinn in warmem ton erzählt. zum widerspruch fühlt man sich selten herausgefordert. Schillers einkommen als theaterdichter hätte weit über die 'notwendigen bedürfnisse' hinausgereicht, wenn er zu wirtschaften verstanden hätte; er bezog beträchtlich mehr als sein vater für sich und die ganze familie. Körners geistige bedeutung zur zeit der ersten bekanntschaft mit dem jungen dichter wird sicher unterschätzt und daher auch dessen einfluss auf Schiller nicht allseitig gewürdigt. s. 43 wird der dramatische blankvers noch immer durch Lessings Nathan 'zuerst eingebürgert', es seien diesem nur 'einige weniger beachtete versuche' vorangegangen. allein wenn nicht mehr derartige dramen gewesen wären, als B. hier anführt (seine zahl liefse sich leicht verdoppeln), und wenn dieselben nicht mehr beachtet worden wären, wie hätte dann der junge Goethe schon am 30 october 1765 von Leipzig aus an seinen freund Riese schreiben können, die fünffüfsigen iamben seien die verse,

die der grofse Schlegel selbst
Und meist (so!) *die Kritiker für's Trauerspiel*
Die schicklichsten und die bequemsten halten.

Die historischen Schriften werden von Kükelhaus, die erzählungen von Kerckhoff, die übersetzungen von Hans Zimmer, die philosophischen abhandlungen von Paul Kaiser eingeleitet: meist gute orientierungen, besonders die von Kükelhaus. eingehender behandelt sind die dramen und lyrischen gedichte von B. selbst. wer sein älteres dramenbuch gelesen hat, kennt auch die methode, die hier gehandhabt wird : mit scharfsinn und feiner anempfindung werden die inhaltlichen zusammenhänge nachgewiesen und verschiedene, zum teil althergebrachte bemängelungen an Schillers dramen als blofse misverständnisse beseitigt; dazu

kommt eine kurze entstehungsgeschichte der einzelnen dramen. dagegen lässt B. die gliederung der handlung, den actbau, die scenenarten und ihr gefüge, die figurengruppierung, die functionelle bedeutung von mono-, dia- und polylog, die verstechnik und die verwendung der sprache zu dramatischen zwecken völlig aufser acht oder berührt sie nur zufällig im vorbeigehn mit einer allgemeinen wendung oder einem fremden citat. auch in der lyrik tritt die prüfung der verschiedenen stilarten gegenüber der betrachtung des inhalts ganz in den hintergrund. — einer der angezogenen reclamezettel besagt, dass jedem werke auch das wichtigste über seine historische bedeutung vorausgeschickt werde. das wäre sehr löblich, trifft aber leider wider nicht zu. wer zb. erfahren will, welche stellung die Räuber in den verschiedenen phasen des deutschen sturm und dranges, Kabale und Liebe in der entwicklung des bürgerlichen trauerspiels, ja sogar der epochemachende Wallenstein in der geschichte des modernen dramas überhaupt einnimmt, wird die betreffenden bände ärgerlich aus der hand legen: denn er ist nach der lectüre der B.schen einleitungen ungefähr so klug als wie zuvor. so schadet die über alles mafs unbescheidene reclame auch in dieser hinsicht der beurteilung der neuen ausgabe, weil sie gesichtspuncte aufstellt, die nicht festgehalten, erwartungen erweckt, die nicht erfüllt werden.

Aufser den einleitenden abhandlungen findet man noch anmerkungen unter dem texte und am schlusse jedes bandes. wie mager diese durchschnittlich ausgefallen sind, kann man am deutlichsten an Tell ermessen, der doch so viel anlass zu notwendigen und fruchtbaren erläuterungen bietet: unter dem texte stehn nur wenige noten, die meist über die lage von Schweizerörtlichkeiten orientieren, selten eine sach- oder worterklärung (teilweise gar nicht richtig) enthalten; am schlusse des bandes steht nichts als der abdruck von stellen aus Tschudi und aus Schillers brief an Iffland über die scenerie des dramas.

Bezüglich der aufseren ausstattung hat die reclame einmal recht: sie ist 'vorzüglich; papier, druck, einband, alles ist von gleicher güte'. nur der kupferstich verdient das lob nicht. warum denn wider die Danneckerbüste zum abdruck bringen, die schon dutzendmale reproduciert worden ist? und warum wider das vollgesicht, das bei der abbildung auf der fläche jedesmal ein breites, behäbliches aussehen gewinnt und damit ein gutteil Schillerschen gepräges verliert? das unglücklichste product dieser art, das ich kenne, ist das fettgesicht im v bd. von Jonas Schillerbriefen. wir verlangen charakteristische bilder. unter allen photographien der Danneckerbüste, die in Weimar zu haben sind, ist weitaus die beste das reine profil von Brockmanns nachfolger: es lässt die eingesunkene brust und vorgebeugte haltung, die kraftvolle stirn, die kühne scharfgeschnittene nase, das sinnige auge, die durch lange krankheit abgehärmte wange

den edelgeformten mund deutlich erkennen : und das ist unser Schiller.

Soll diese neueste ausgabe würklich einmal die beste in Deutschland werden, so bleibt noch viel, sehr viel zu tun, mehr als jetzt geleistet ist.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Schiller als kritiker. von Otto Pietsch, dr phil. Königsberg, Gräfe und Unger, 1898. 147 ss. 8°. — 2 m.

Das buch bietet nicht das, was der titel erwarten lässt. wir besitzen von Schiller eine so grofse anzahl litterarischer und dramaturgischer kritiken, dass sehr wol eine arbeit denkbar wäre, die sich bemühte, die technische, formale seite dieser seiner tätigkeit zu untersuchen, uns zu zeigen, auf welche art er des kritischen amts waltete. der vf. hat etwas anderes unternommen; er beabsichtigte nach der vorrede 'eine darstellung, die von Schillers recensionen und gelegentlichen kritischen äufserungen ausgeht' und die geeignet sein dürfte, 'manche neue seite in seiner geistigen persönlichkeit zu enthüllen, manchen grundsatz, der in seinen speculativen systemen nur wenig betont oder gar nicht zu wort gekommen ist, der aber in seinen kritisch-ästhetischen überzeugungen eine wichtige stelle einnimmt, ins gehörige licht zu rücken'. es werden demgemäfs fast sämtliche prosaschriften Schillers (aufser den historischen werken) und zahlreiche briefe in chronologischer folge betrachtet, mit besonderer hervorhebung der in ihnen sich findenden kritischen äufserungen. der hauptvorzug der arbeit — augenscheinlich einer erstlingsschrift — ligt in ihrer objectivität. der vf. beobachtet scharf und berichtet gewissenhaft. selbständige neue ergebnisse aber hat er wenig gewonnen. nicht glücklich ist er in der wahl seines führers durch Schillers ästhetische studien gewesen, das buch von Berger gehört nicht zu den hervorragenden auf diesem gebiet. in der gesamten kritischen tätigkeit Schillers unterscheidet er drei perioden, gekennzeichnet durch Shaftesbury, Kant und Goethe. die erste dürfte man richtiger wol nach Ferguson benennen, den P. übrigens auch erwähnt. doch finden sich in dieser periode auch schon recensionen rein technischer art, die auf keinen der beiden moralphilosophen zurückgeführt werden können : so die selbstrecension der Räuber und die des Don Carlos. im allgemeinen charakterisiert der vf. aber diese periode richtig damit, dass in ihr Schiller die ästhetische kritik stets mit moralischen erwägungen verquickt. auch die recension von Goethes Egmont ist noch nicht frei von dieser schiefheit. dagegen scheint es mir nicht richtig, auch die vernichtende beurteilung von Bürgers gedichten in diese kategorie einzureihen; denn die 'idealisierung', die hier vom dichter gefordert wird, ist nicht mehr die versetzung in eine ganz andere sphäre; es ist die ästhetische vollendung, die freilich

hier noch nicht so zutreffend bestimmt wird, wie in Schillers späteren theoretischen schriften, die aber doch schon aus einer bewusten ästhetischen betrachtungsweise entspringt. die beiden ersten dieser theoretischen schriften (Über die tragische kunst und Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen) leiden gleichfalls noch an unklarheit, die vom vf. scharf kritisiert wird. die entschiedene wendung zu einer rein aus sich selbst sich erbauenden ästhetik bilden bekanntlich die unvollendet gebliebenen untersuchungen des Kallias. hier sind wir ganz auf Kantischem boden, wobei Schiller freilich die 'lücke' in Kants system, den mangel eines objectiven merkmals der schönheit, ausfüllen will. der vf. erkennt richtig, dass dies Schiller nicht gelungen sei; fügen wir hinzu, dass es auch gar nicht gelingen konnte, ohne Kants grundgedanken aufzugeben. verdienstvoll ist die ausführliche betrachtung der recension von Matthissons gedichten; freilich wird auch hier das gewicht auf die darstellung von Schillers eignen gedanken, nicht auf die charakteristik seiner beurteilungsweise gelegt. ganz und gar entfernt sich die folgende besprechung der kleineren aufsätze Schillers von dem hauptthema des buchs. die Briefe über ästhetische erziehung werden gleichfalls in einer weise behandelt, die weder der gestellten aufgabe dienen noch der allgemeinen philosophischen bedeutung dieser hervorragenden leistung Schillers gerecht werden kann. hinsichtlich der beiden aufsätze Über das erhabene und Über den gebrauch des gemeinen und niedrigen in der kunst hätte sich der vf. mit der von mir aufgestellten ansicht auseinandersetzen müssen, dass sie erst um das jahr 1800 entstanden seien; er setzt sie nach hergebrachter art noch in die zeit der ästhetischen briefe, obgleich der sehr viel höhere, kritisch-ästhetische wert, den er selbst wenigstens der zweiten zuschreibt, gerade durch die spätere entstehung, durch die nähere beschäftigung mit bildender kunst (bei den Propyläen) sich erklärt. bevor der vf. zur letzten grofsen ästhetischen abhandlung vorschreitet, schiebt er eine ausführliche inhaltsangabe der kritischen briefe über den Wilhelm Meister ein. die zusammenstellung der verstreuten äufserungen ist recht dankenswert; aber eine gesamtwürdigung der geistesarbeit, die Schiller auf den roman des freundes verwant hat, erhalten wir nicht.

Die abhandlung Über naive und sentimentalische dichtung bot natürlich stoff zu ausführlicher behandlung, da sie so zahlreiche urteile über einzelne dichter enthält. auch hier beschränkt sich P. grofsenteils auf referieren; er gelangt endlich aber zu einem schlussurteil, das von selbständiger erfassung des stoffs zeugt. 'dass Schiller die naive poesie über die sentimentalische stellt, bedeutet für seine kritische persönlichkeit den sieg des ästhetischen über das moralische'. das ist scharf und richtig ausgesprochen, aber mit unnötiger beschränkung auf die 'kritische

persönlichkeit'; es gilt für ihn ebenso als productive persönlichkeit, oder vielmehr in erster linie für diese, und äufsert sich dann auch in seiner kritik.

Völlig ungenügend ist, was über die Xenien beigebracht wird. allenfalls hätte der vf. sie ganz bei seite lassen können, da satire und kritik doch zwei verschiedene dinge sind; wollte er sie aber behandeln, so durfte er sich nicht auf ein paar notizen gewöhnlichster art und einige citate beschränken. sachlich sind die Xenien ja, besonders von Erich Schmidt, aufs gründlichste behandelt worden; aber das verhältnis des satirischen strafgerichts zu den kritischen grundsätzen des ästhetikers Schiller verdient noch eingehendere untersuchung.

Als eine art von selbstkritik konnte schliefslich auch der aufsatz Über den gebrauch des chors in der tragödie in betracht kommen; in würklichkeit aber handelt es sich hier nur um selbstverteidigung, nicht um selbstkritik, und so kann auch der vf. diesen aufsatz nicht als kritisches erzeugnis, sondern nur als äufserung von Schillers ästhetischer theorie besprechen. er tut das mit einigen feinen bemerkungen, die zu dem besten in dem nicht allzu ergiebigen buch gehören. O. Harnack.

Litteraturnotizen.

Deutsche handschriften der grofsh. badischen hof- und landesbibliothek. von Theodor Längin. Karlsruhe, ChThGroos, 1894. xiii und 117 ss. lex.-8°. — dieser katalog ist als festgabe zur begrüfsung des sechsten allg. deutschen neuphilologentages erschienen und bildet mit dem der romanischen hss. gleichzeitig die beilage ii der 'Handschriften der grofsh. bad. hof- u. landesbibliothek in Karlsruhe'. L.s verzeichnis zerfällt in zwei teile. der erste beschreibt auf grund von vorarbeiten von Spegele, AHolder und Lamey die deutschen hss. aus dem Benedictinerkloster SGeorgen in Villingen, der zweite gibt eine systematische übersicht über den gesamten bestand an deutschen hss. in der Karlsruher bibliothek.

Der versuch, über eine gröfsere hss.-sammlung eine systematische übersicht zu geben, muss als sehr wol gelungen bezeichnet werden. zusammenstellungen ähnlicher art finden sich in den einzelnen bänden der Tabulae codicum der Wiener hofbibliothek, aber hier ausschliefslich für die anonymen schriften. L.s anordnung ist so übersichtlich, dass man mit sicherheit jede hs. auffinden kann; auf einzelheiten konnte natürlich dies verzeichnis nicht eingehn: die genauere beschreibung der hier verzeichneten hss. ist den katalogen über die einzelnen hss.-abteilungen vorbehalten. — die übersicht zerfällt in 3 teile mit zusammen 293 nummern. den anfang machen die wertvollen glossenhss., meist aus Reichenau stammend, die sehr sorgfältig und eingehend beschrieben sind, denen als ergänzung noch die

aus Reichenau stammenden glossenhss. in andern bibliotheken folgen. (etwas wunderbar berührt es, wenn hier dem princip zu liebe gesagt wird, eine hs. enthalte 'eine' oder 'zwei' glossen, während der abdruck dieser glossen nicht mehr raum erfordert hätte.) es folgen sodann die hss. des spätern mittelalters bis c. 1500; es wird stets kurz der titel, der dialekt der hs., die zeit und die bibliothekssignatur angegeben. die grofse mehrzahl der hss. stammt aus klöstern und ist theologischen inhalts; sehr vieles darunter hat kaum andern als sprachlichen wert, deshalb ist es sehr dankenswert, dass eine annähernde bestimmung des dialekts überall beigefügt ist : das alemannische sprachgebiet ist natürlich in erster linie vertreten. den schluss endlich machen die neuern hss., von denen, was durchaus zu billigen ist, nur eine auswahl geboten wird.

Diesem allgemeinen teile geht nun noch ein specieller voran: eine ausführliche beschreibung der deutschen hss. aus SGeorgen, zusammen 56 nummern umfassend. dem inhalt nach überwiegen die theologischen hss.; sie vertreten gut die mystik des Oberrheins, wenn auch nicht in so vollkommner weise, wie dies die vArnswaldtsche sammlung (in Berlin; beschrieben von Reifferscheid im Jahrb. d. ver. f. niederd. sprachf. bd 9—11) für den Niederrhein leistet. bekannt ist eine grofse zahl der hss. durch mitteilungen daraus in Mones Anzeiger, einige hat Keller beschrieben : diese notizen sind überall von L. benutzt und nach bedarf berichtigt. das äufsere der hss., sowie alles, was sonst zu ihrer identificierung dient, ist mit grofser genauigkeit mitgeteilt, die herkunft ist, wo es möglich war, ermittelt, und benutzungen der hss. sind angegeben. aber zu einer guten beschreibung ist auch das erforderlich, dass jedes selbständige werk so charakterisiert wird, dass einer verwechslung mit einem andern gleiches inhalts vorgebeugt wird. leider ist dieser forderung nicht überall genügt. die überschriften oder titelangaben haben für diesen zweck meist sehr wenig wert, da sie zu oft in den hss. wechseln oder auch ganz fehlen; viel wichtiger sind die anfangsworte einer schrift und womöglich auch der schluss, aber nicht die zufälligen einleitungs- und schlussformeln des schreibers, sondern die worte des werkes selbst. wenn zb. in nr LXVIII der anfang nicht angegeben wäre, würde niemand erkennen können, dass das werk identisch ist mit der Göttinger hs. Theol. 285 bl. 59, denn dort hat das buch keinen titel. selbst wenn ein verfasser genannt ist, sind solche angaben nicht entbehrlich, und nur bei litterarisch ganz bekannten stücken sind sie unwichtig. wenn jetzt jemand eine ganz bestimmte legende der hl. Elisabeth oder der hl. Katherina sucht, so ist er genötigt in Karlsruhe nähere erkundigung über die hss. LXVI und IC einzuziehen, während der katalog diese unsicherheit mit wenigen worten hätte beseitigen können.

Zu einzelnen hss. bemerk ich noch : zu nr XXXVI : im an-

hang zu Wackernagels Predigten gibt MRieger (der hier das wort hat) nicht nur s. 517/18 das von L. s. 6 erwähnte inhaltsverzeichnis dieser hs., sondern auch s. 518—520 die lesarten des codex zu Wackernagels nr XLVI. — bei nr LXI bemerkt L.: 'die deutschen stücke sind mittelniederdeutsch'; in den kargen proben aus der hs. kommen aber nur hochdeutsche wörter vor. die bemerkung soll sich wol nur auf den ersten teil der hs. beziehen. — der deutsche text von Marquard vLindau (nr LXX bl. 48) gilt als der ursprüngliche, der lateinische als übersetzung. — zu nr LXXIII bl. 219 hätte JHaupts abhandlung in den WSB. 71 (1872) s. 451 ff verglichen werden sollen. — bei nr LXXXVI bl. 9 muss es 'Bibl. d. ges. d. nationallitt.' statt 'Litt. ver.' heifsen.

Hannover. KARL MEYER.

Beiträge zur deutschen lautlehre von dr WILHELM HORN. Leipzig, Gustav Fock, 1898. 37 ss. 1,20 m. — die kleine schrift enthält aufsätze sehr verschiedenen inhalts und auch verschiedenen wertes. der erste artikel weist überzeugend nach, dass tatsächlich *a* vor *sch* in gewissen mundarten umgelautet wurde und formen ohne umlaut auf die schriftsprache zurückgehn. bedenken macht mir nur *waš*; wenn es auch 'halbdialekt' ist, so muss es doch eine ursache haben. der zweite artikel sucht die chronologische verschiedenheit der beiden *a*-umlaute als postulat der erklärung gewisser dialektformen zu erweisen. ferner construiert H. drei umlautsperioden mit verschiedenen ergebnissen. schema: 1) *harti* zu *hęrti* mit geschlossenem *e*, dann durch analogie *harti*; 2) *hęrti* mit mittlerem *e*, dann durch analogie wider *harti*; 3) *härti* mit offenstem *e*. den ausgangspunct bildet die tatsache, dass einige dialekte in verschiedenen wörtern weder die entsprechung des primären noch die des secundären umlauts-*e* aufweisen. die hypothese gehört zu jenen, die niemand aufser ihrem urheber, und auch ihn nur kurze zeit, überzeugen. der dritte aufsatz ist gewissermafsen eine materialsammlung zu Behaghels aperçu, dass romanisches *a* im deutschen in gewissen wörtern durch offenes *e* vertreten werde. die meisten beispiele schafft H. freilich wider weg, indem er frz. nebenformen mit *e* annimmt. wo hier die grenze zu ziehen sei, darüber ist er mit sich nicht ganz ins reine gekommen; nach s. 18 ligt dem schweiz. *degə* = frz. *dague* 'wol auch eine frz. form mit *e* zu grunde'[1], nach s. 19 ist das *e* von hd. *dege* = *dague* lautsubstitution. besonders gründlich ist dieser artikel überhaupt nicht. so bezieht H. eine bemerkung von Schatz, die nur von der *o*-färbung des bair. *a* etwas aussagt, auf das oberdeutsche im allgemeinen, ohne zu beachten, dass Schatz an einer andern stelle (Mda. von Imst s. 39) die abweichung des

[1] die ursache dieser annahme ligt in der qualität des *e*-lautes in gewissen Schweizer mdas. aber wenn diese würklich eine frz. form mit *e* voraussetzen, warum soll diese nicht dem wort *degen* überhaupt zu grunde liegen?

schwäb.-alem. vom bair. hervorhebt. dass *e* in ältern bair. aufzeichnungen geradezu helles *a* meinen könne, ist nicht beachtet. hübsch ist dagegen der folgende artikel, in dem aus lebenden mundarten ein germ. *bēra* erwiesen wird, das auch die lautform des frz. *bière* am einfachsten erklärt. die beiden nächsten artikel behandeln fälle von consonantenschwund in heutigen mundarten, der eine den von *s* in secundärer verbindung mit folgendem consonanten, der andre den von anlautendem *j*. ich zweifle nicht daran, dass solche vergleichende dialektstudien einmal ihren nutzen haben können, und will nicht mit H. darüber rechten, dass dieser nutzen aus seinen aufsätzen noch nicht klar wird. gerne hätte ich die quelle der erkenntnis angeführt gesehen, dass altes *ist* im ostfrk. zu *išt* geworden wäre (s. 23). wenn H. s. 32 *karfiol* ein gelehrtes wort nennt, so macht er den Wiener köchinnen und marktweibern ein grofses compliment. — der letzte artikel sucht verschiedenartige dialekterscheinungen, nasalierung, anl. *n* für *m*, wechsel von *w* und *m* im anlaut, als in der verbindung mit unbest. artikel entstanden zu erweisen. M. H. Jellinek.

Der dialekt der kirchfahrt Sebnitz. teil i. lautlehre. Leipziger dissertation von Alfred Meiche. Halle, druck von Karras, 1898. 104 ss. 8°. — eine brauchbare arbeit; die mda. von Sebnitz, östlich von Pirna an der böhmischen grenze, mit einschluss der nächsten orte, glaubt der vf. s. 5 eher zum ostfränk. als zum obersächs. stellen zu können mit hinweis auf vocalische erscheinungen; aber die verschiebungsstufe des germ. *p* stimmt zum obersächs. s. 82, und schon darum wird man bedenken tragen, diesen ausführungen des vf. beizustimmen. er hat die phonetische seite wie die statistischen darstellungen der lautlichen verhältnisse übersichtlich behandelt und mit richtigem verständnis seine aufmerksamkeit auf die wesentlichen puncte gelenkt; Michels darstellung der Seifhennersdorfer mda. bot ihm ein gutes muster, das man deutlich herauskennt, ohne dass selbständige behandlung vermist würde. wichtig ist im phonetischen teile die feststellung, dass *b*, *d*, *g*, *f*, *s*, χ stimmlose laute sind, dass mhd. *t* und *d* teilweise wenigstens getrennt erhalten sind, dass *b*, *d*, *g* im satzanlaute vor starktonigem vocale fortis werden, ebenso wie in der umgebung stimmloser laute (man halte dazu die bekannten verhältnisse der Seifhennersdorfer mda., Michel s. 36 f, in der stimmhafte laute mit stimmlosen wechseln); ich glaube bestimmt, dass sich dieses lautgesetz, welches eine analoge erscheinung an der schreibweise Notkers hat, auf weitern gebieten nachweisen lassen wird; jedesfalls ist die kenntnis der phonetik der consonanten im wort und satzgefüge augenblicklich ein dringenderes bedürfnis der deutschen mundartenforschung als die beliebte abgrenzung in immer kleinere dialektgebiete, bei der meist nichts herauskommt. — Meiches arbeit wird der ostmd. dialekt-forschung gute dienste leisten.

Innsbruck. J. Schatz.

Från filologiska föreningen i Lund. språkliga uppsatser. Lund, Malmströms boktryckeri, 1897. 166 ss. gr. 8⁰. — eine vereinigung philologischer studenten in Lund feiert ihr zehnjähriges bestehen mit der veröffentlichung dieses sammelbandes, wozu auch zwei professoren ihren beitrag gegeben haben. dem germanistischen gebiet gehören an: schwedische etymologien von A. Kock: *dalkulla, kulla*; *fatt* in den wandungen *illa fatt, taga fatt någon*; *fyr*; *fyrbussa* (< **feghur-bōtsa*, **féghur-fōt*); *galler*; *glättig*; *ofant(e)lig*; *väla, väl(l)e*; ein aufsatz von Emil Rohde 'transitivity in modern English'; eine zusammenstellung von AThHjelmqvist über die appellative verwendung der vornamen *Petter, Per* und *Pelle*; beobachtungen über den reim, ausgehend von dem reimgebrauch neuerer schwedischer dichter, von Herman Söderbergh; bemerkungen zur Kormaks saga von ESommarin. zu diesem letzten aufsatz möcht ich einiges bemerken. der vf. sucht zu zeigen, dass die contrastierung von *holmganga* und *einvígi* in der Kormaks saga s. 20 (Möbius) einer irrigen 'subjectiven speculation' des sagaschreibers entspringe; den anstofs dazu habe die strophe 28 gegeben, die dem aufzeichner verderbt vorlag und von ihm falsch gedeutet wurde. die sprachlichen einwände scheinen mir nicht stichhaltig: die gen. strophe ist noch in der vorliegenden gestalt klar genug, dass ein Isländer des 13 jh. sie verstehn konnte; *einvígi* braucht man nicht als einen terminus technicus, der die *holmganga* ausschliefst, zu fassen: es ist einfach der allgemeinere begriff, und wo dieser neben den speciellen (*holmganga*) gestellt wird, bekommt er den sinn: 'einzelkampf schlechthin'. dagegen die sachliche schwierigkeit, dass nämlich der geregelte holmgang als die für den jungen ungeübten kämpfer gefährlichere probe hingestellt wird, hebt S. gewis mit recht hervor. wer nicht mit S. glaubt, dass die strophen für den sagaaufzeichner das einzige (oder fast das einzige) quellenmaterial waren, sondern neben den strophen noch einen breiten mündlichen prosabericht annimmt, der wird sich allerdings schwerer entschliefsen, dem sagaredactor eine fiction zuzutrauen, die allen gangbaren vorstellungen widersprach und die misbilligung jedes hörers finden muste. eher möchte man da nach andern auswegen suchen; entweder: Bersi traut dem jungen gegner die kraft zu, ein *einvígi* zu bestehn, aber in den *vandhæfi* der *holmganga* erblickt er etwas für den unerprobten bedenkliches; oder aber: Bersis angebot soll nur den schein von grofsmut wecken, in wahrheit sinnt er auf seinen vorteil; Kormak durchschaut dies, ohne sichs in seiner antwort merken zu lassen.

Berlin, 19 juli 1898. A. Heusler.

Skrifter utgifna af k. humanistiska vetenskapssamfundet i Upsala, v. 3: Svenska etymologier af Ad. Noreen, 76 ss. 8⁰; v. 4: Om avledningsändelser hos svenska substantiv, deras historia ock nutida förekomst, av Fredr. Tamm, 94 ss. 8⁰. Upsala, Akademiska

bokhandeln, Leipzig, Otto Harrassowitz, 1897. — Noreen bietet eine lange reihe von etymologischen erklärungen schwedischer wörter. sie sind grofsenteils als ergänzung und berichtigung von Tamms wörterbuch gedacht; widerholt setzen sie sich mit neuern abhandlungen von Axel Kock auseinander. viele dieser gehaltreichen artikel greifen weit über das schwedische sondergebiet hinaus; besonders für das altisl. fällt mancher ertrag ab. wir weisen in kürze auf folgende zusammenstellungen hin : die isl. form *trǫll* (neben *troll*) kehrt wider in schwed. *troll* s. 8f. — die grundform von 'Norwegen' ist *Nór-vegr* 'regio angusta', *nór-* ablautend mit ae. *nearu*, aisl. *Nǫrfe, Nǫrfa-sund*; hierher auch der provinzname *Närike* (*nar* + suffix *ik-*) und isl. *nára*, substantiviertes adj., eigentl. 'der enge teil des leibes'; *norþr* ist 'dem dunkel und der unterwelt zugekehrt' (vgl. *νέρτερος*); dasselbe suffix wie in *Närike* auch in dem landschaftsnamen *Gästrikland*, zu *gestern*, das 'land der neuankömmlinge', und in *lerche* < **laiwiz-ik-a* 'sängerin' (zu *λαίειν*, got. *laian* ua.) s. 22—29. — das lautgesetz 'altn. ð zwischen consonant. und sonant. *u* wurde zu *g*' ist zu erkennen in aisl. *iúgr* 'euter', *laugurdagr* (zu *lauðr*), *fiogur* ntr. '4' usw. s. 39—43. — aisl. *mǫrð* (*fidr*) < **mǫrgð*, neubildung zu *mergð*, aus *margr* s. 53. — schwed. *Tors-månad* zu isl. *þurðr*, verw. mit *þorre*, eigtl. 'abnahme' (der wintervorräte, wie N. meint; warum nicht der nächte?) s. 71. — bei *kauern* s. 49 wäre die obd. nebenform *hūren* zu beachten; *kūren* < *ge-hūren*. — wenig glaubhaft erscheint die deutung des pflanzennamens *baldersbrå* als 'fürstenkragen' s. 6 f, mit berufung auf den namen *prästkrage*: trugen die altnord. fürsten weifse halskrausen? gegen 'Baldersbraue' ist jedesfalls von seiten der sinnlichen anschauung nichts einzuwenden, und schon urgerm. **brǣwa-* muss die bedeutung 'braue' gehabt haben.

Die an zweiter stelle genannte arbeit zeigt die von dem verf. zu erwartende umsicht und sachkenntnis. die ableitungsendungen zusammenfassend zu behandeln, ist im schwed. schwieriger als zb. im deutschen. die grofse menge der ältern entlehnungen aus dem deutschen und der heimischen nachbildungen dieser muster verbietet von vornherein eine schärfere scheidung zwischen erbgut und lehngut. das begriffliche und formale verhältnis zwischen grundwort und ableitung erscheint als das denkbar bunteste, und die jüngern verwendungsarten aus den ältern herzuleiten, ist auf dem boden der schwedischen sprache selbst nicht möglich, da sich die entwicklung z. gr. t. schon draufsen, vor der einwanderung ins schwedische, vollzogen hat. Tamm nimmt seinen standpunct bei der heutigen sprache : als ableitendes element gilt das, was das lebende sprachgefühl als zusatz zum kerne des wortes fasst; daher steht zb. *sikt* s. 66 unter suffix *kt*, *sats* s. 77 unter suffix *s*. wieweit ein ableitungstypus noch productive kraft besitze, wird jedesmal angemerkt. *laxdølingr* s. 54 ist wol ein schreibfehler.

Schönberg in Hessen, 17 april 1898. A. Heusler.

Adolf Noreen, Spridda studier, populära uppsatser. Stockholm, Hugo Geber, 1895. 212 ss. kl. 8⁰. 2,75 kr. — unter den aufsätzen, die Noreen hier zu einem schmucken bändchen vereinigt hat, werden auch deutsche leser ein paar bekannte finden. so war der vortrag über 'Altnord. religion, mythologie und theologie', der treffendes zu rechter zeit in erinnerung brachte, weit über sein angeredetes publikum hinaus beachtet worden. das referat über EHMeyers Völuspa nahm durch seinen warmen, wenngleich von einschränkungen begleiteten beifall unter den beurteilungen des genannten werkes eine besondre stelle ein. dazu kommen fünf stücke mit betrachtungen über die schwedische sprache: 'Studierende und arbeiter im lichte der sprache', 'Schwedische volksetymologie', 'Über tautologie', 'Über die schrift im allgemeinen und die schwedische schrift im besondern', 'Über sprachrichtigkeit': die letzte abhandlung besonders gehaltreich und anregend, — obgleich sie m. e. die grundsätzliche frage 'was empfinden wir als sprachwidrig?' nicht ganz befriedigend löst; der umstand, dass mit gewissen sprachformen der eindruck einer niedrigen neulingsgesellschaft seelisch verknüpft ist, wird von N. nicht erwähnt; ich weifs nicht, wie weit er im schwedischen mitspielt; bei uns im deutschen hat er jedesfalls mehr zu sagen als die frage, welche der streitenden formen die genaueste und leichteste mitteilung ermögliche. ich wüste sehr wenige streitfälle in unserm gegenwärtigen sprachgebrauch, die an der hand der Noreenschen kriterien zu schlichten wären.

Die lebhaft gehaltenen, mit munterm humor gewürzten aufsätze sind ein überaus anziehender lesestoff.

Schönberg in Hessen, 7 april 1898. A. Heusler.

Cynewulf der bischof und dichter. untersuchungen über seine werke und sein leben. von prof. M. Trautmann. [Bonner Beiträge zur anglistik. heft i.] Bonn, Hanstein, 1898. viii und 123 ss. 8⁰. 3,50 m. — nach einer kurzen darstellung der Cynewulf-forschung werden als deren sichere resultate bezeichnet: 1) der sog. Guðlac besteht aus zwei von einander unabhängigen gedichten verschiedener vff.; 2) Leos und Dietrichs gründe dafür, das C. die Rätsel gedichtet habe, sind nichtig; 3) von den drei teilen des sog. Crist stammt nur die Himmelfahrt von C.; 4) ohne allen zweifel cynewulfisch sind nur Juliana, Elene, Andreas, Himmelfahrt. dass prof. Tr., wie er hofft, die Andreasfrage in seinem aufsatze 'Der Andreas doch von Cynewulf' (Angl. beibl. 6, 17 ff) für immer erledigt und den 'sonderbaren titel C.s Crist' aus der ae. litteraturgeschichte verbannt habe, scheint mir nicht zweifellos. aus der vergleichung sprachlicher und metrischer eigenheiten anderer ae. dichtungen mit denen jener vier 'sicher echten' werke C.s erhält T. das ergebnis: nur Gu. B., Phoen., Phys. dürfen C. 'mit einiger wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden'. diese vorsichtige, natürlich nur zu billigende fassung deutet genugsam an, wie sehr den for-

scher und den leser auch bei dieser wie bei ähnlichen studien das unbehagliche gefühl erfasst, nicht auf festen boden zu kommen. wie grofs und rasch die schwankungen auf diesem gebiet sein können, zeigen gerade die ansichten T.s von den verstypen und deren beweiskraft für die entscheidung von verfasserfragen (für An. und Gu. B). noch aao. 22 trug er 'kein bedenken mehr', Gu. B. für ein fünftes werk C.s zu halten. auch 'etwas weniger unsichre stützen' für jene entscheidung, die zum versuch führen, verse zu ändern wie An. 940 *tō wīdan aldre* (dafür *feore*), 333 *swā wæter bebūʒed* (*be-* sei vielleicht zu tilgen, damit der vers cynewulfisch werde), können kein vertrauen einflöfsen. ebensowenig das kriterium der zweistaber. dass in je 100 vv. der El. bald 50 bald nur 34 zweist. sich finden, 'heifst nichts anderes, als dass C. das eine mal mehr und ein andres mal weniger aufgelegt ist, sich um das finden von stabreimen zu bemühen. . . . (ihm) könnte ja die lust, möglichst viele verse mit zwei stäben zu schmücken, auch für ein ganzes gedicht von 677 vv. ausgehalten haben. ein entscheidendes zeugnis gegen C. möchte ich daher . . . (in der) so grofsen menge von zweistabern (in Gu. B. und Phoen.) nicht erblicken' (s. 26). mit recht. aber im gegensatz zum vf. ist dann auch zu glauben, dass Sarrazin, wenn er solche 'verschiedenheiten gehörig in betracht zieht, an seiner ansicht, C. sei der dichter [sollte heifsen : der letzte redactor] des Beowulfliedes festhalten werde'. die 'nicht cynewulfischen' aufzulösenden formen kann man als den Beowulf l i e d e r n angehörig erklären. übrigens sind inductionen aus je 400 vv. unsicher. — den stärksten beweis dafür, dass C.s mda. nordhumbrisch war, findet T. in *ēwu* als der nordh. form des ws. *ēowan* 'schafe' in der zweiten runengruppe der Jul.; die erste ist *cyn* 'menge' (des menschengeschlechtes beim gericht), die dritte deutet *līc-fæt* an. es ist dies jedesfalls die befriedigendste der bisher vorgeschlagenen lösungen. von bedenken sei nur eines gegen die übrigen erklärungen vorgebracht. für die Y-rune wird überall *ȳst* = leidenschaft eingesetzt mit berufung auf Rä. 53[10] (Grein 54), wo *ȳst* auch 'leidenschaft des coitus' bedeuten soll. allein davon ist an der genannten stelle nicht im entferntesten die rede. auch Bosw.-Toller setzt in dem seitdem erschienen schlussheft diese bedeutung von *ȳst* nicht an. — 'der dichter C. ist nach dem dargelegten ein Nordhumbre, der seit 740 oder 750 schrieb und geistlicher war' (s. 93). dies halt ich für richtig. um so weniger vermag ich mich der unmittelbar folgenden beweisführung anzuschliefsen : 'bei diesem stande der dinge ist es schwer, nicht an den Nordhumbren C. zu denken, den bischof von Lindisfarena Ee, der im j. 782 oder 783 starb; und es scheint unbegreiflich [?], dass diese . . . vermutung . . . bekämpft worden ist. der name C. wird ja nicht gerade selten gewesen sein; aber es ist doch gewis auffallend [?], dass Nordhumberland in der 2 hälfte des 8 jhs. einen bischof dieses namens

besafs, der C.s werke verfasst haben, und sich eines dichters dieses [nicht seltenen!] namens erfreute, der ein bischof gewesen sein könnte. . . . [die identität] ergibt sich aus den stellen, an denen der dichter über sich selber spricht. zwar die runenstellen der Jul. und des An. beweisen nichts. . . . wol aber enthalten die stellen der El. und der Himmelfahrt deutlich [!] auf den bischof weisende züge'. nämlich : der dichter C. war alt und besafs vielleicht dh. nach der conjectur : ***U***(*nne*) *wæs lonȝe* ***L***(*ond*) *flōdum bilocen,* Cri. 806 f, ein flutumschlossnes land. der bischof C. wurde auch alt und hatte seinen sitz auf der insel Lindisfarena Ee. also —! dies ist der einzige beweis. 'in . . *lonȝe* kann ich nur eine bestätigung dieser auffassung erblicken; denn der bischof C. verwaltete seinen sprengel über 40 jj. ebenfalls auf den bischof deuten . . . *līf-wynna dǣl* und *feoh*, die der dichter . . . besafs: ein fahrender sänger würde in einem rückblick auf ein langes leben vielleicht auch von wonnen, die er geschmeckt hatte, kaum aber von . . . besitz zu melden gewust haben; ein bischof wird eher anlass haben dies zu tun [und von sonst nichts nach 40 jj. bischöfl. würkens?!]. die früheren ausleger haben mit dieser stelle nichts anzufangen gewust. doch . . . [nach vf.s auffassung] hat sie ansprechenden sinn und setzt sie das siegel unter einen schon aus andren gründen [ich fand leider keinen] unausweichlichen [!] schluss : C. der dichter und C. der bischof sind ein und derselbe mann' (s. 94). 'dass C. [der bischof] auch gedichtet habe, wird von keinem [geschichtschreiber] auch nur angedeutet! soll uns nun dies schweigen über den dichter an der eben gewonnenen [?!] überzeugung irre machen? ich glaube nicht!' sagt der vf. (s. 102) und versucht nun selbst, auf grund von Bedas geschichte 'uns ein ausgeführteres [zt. phantasiereiches] bild vom leben und würken des bischofs und dichters zu machen' (s. 102—115).

Die schrift enthält manche gute und interessante einzelbeobachtung. der haupttitel 'C. der bischof und dichter' ist durch des vf.s gründe nicht gerechtfertigt. es lässt sich nun einmal aus unsicheren prämissen keine sichere folgerung ziehen.

Es sei mir gestattet, als beigabe eine stelle aus dem cod. Vat. gr. 866 vorzulegen, da man gehofft hat, vielleicht aus dieser hs. etwas licht über C.s quellen zu erhalten. einige zeilen dürften genügend zeigen, dass C. nicht diesem texte folgte, und wie sich dieser griech. und der lat. wortlaut der 'fabulosa acta SJudae' (Boll.) zu einander verhalten. man vergleiche Zupitzas ausgabe der Elene 3 aufl. v. 1197 ff. ich verdanke die getreue abschrift der güte P. FEhrles S. J., präfecten d. vat. bibl., und der freundlichkeit des dr Pio Franchi dei Cavallieri. ich gebe sie genau wider, auch mit allen accentfehlern.

Ἡ δε μακαρία ἑλένη τὴν πίστιν τοῦ χ͞υ πλατύνασα ἐν ἰλ͞η͞μ͂ καὶ πάντα τελέσασα, ἐπέθετο διωγμὸν τοῖς ἰουδαίοις. ὅσοι οὐκ επίστευσαν τοῦ στ͞ρ͞ο͞υ. ἐξεδιώχθησαν ἐκ της Ἰου-

δαίας· καὶ τοσαύτη χάρις ἐδώθη τῶ ἐπισκόπω κυριακῷ, ὥστε δαίμονας ἀπελαύνειν. καὶ πάντας τους ἀρρωστοῦντας θεραπεύειν· ἡ δε μακαρία ἑλένη δώματα πολλὰ παρεάσασα τῶ ἐπισκόπω. εἰς διακονίαν τῶν πτωχῶν, ἀνεπάη ἐν εἰρήνη· διαστειλαμένη πάσαις ταις τον χ͞ν σεβομέναις γυναιξὶν· καὶ πᾶσιν τοῖς εἰς τὸν κύριον ι͞ν χ͞ν πεπιστευκώσιν· ἐπιτελεῖν τὴν μνήμην τοῦ σταυροῦ· μηνὶ ἀπριλλίω· ὅσοι γάρ φησιν μνημονεύουσιν τοῦ σταυροῦ, τύχοσιν της μερίδος τῆς ἁγίας μαρίας : Ἐν χ͞ω ι͞υ τω κ͞ω ἡμῶν. ὧ ἡ δόξα καὶ το κράτος εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων ἀμήν.

Prag (Feldkirch), am 24 juni 1898. D. Wolfinger.

Mecklenburgische volksüberlieferungen. im auftrage des Vereins für mecklenburgische geschichte und altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. erster band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche hofbuchhandlung, 1897. 6 unpaginierte, xxiv und 372 ss. 8°. 5 m. — nach beseitigung vieler und grofser schwierigkeiten, über die das vorwort rechenschaft gibt, ist dieses höchst verdienstliche unternehmen jetzt endlich ins leben getreten und von den germanisten freudig begrüfst worden. der vorliegende band enthält die umfangreichste aller bisher erschienenen rätselsammlungen. die bedeutung dieser publication geht weit über das locale gebiet hinaus. es ist dem sammelfleifse des herausgebers gelungen, für eine künftige geschichte des deutschen rätsels das material beinahe vollständig und fast immer auch übersichtlich vorzulegen. die beigefügte bibliographie, die allerdings nur für die mundartliche litteratur vollständigkeit erstrebt, ist eine willkommene ergänzung der von Hayn im 7 bande des Cbl. f. bibliothekswesen gebotenen zusammenstellung. wertvolle parallelen werden in den anmerkungen beigebracht. besondre sorgfalt ist auf die genaue widergabe der verschiedenen fassungen verwendet. die bezeichnung des lautstandes muss als einfach und praktisch anerkannt werden. sehr verständig war es, die 'volkstümlichen' rätsel als eine besondre gruppe auszusondern. hier sind aber doch wol einige kunsträtsel mit untergelaufen. die scheidung der drei classen fällt oft recht schwer. es widerholen sich die erfahrungen, die man beim volksliede gemacht hat.

Eine zweckmäfsige anordnung zu finden, ist überhaupt gerade bei volksüberlieferungen nicht leicht. man könnte der von W. gewählten einteilung in 13 gruppen den vorwurf machen, sie sei kaum weniger willkürlich als die im Strafsburger rätselbuch auftretende reihenfolge : *Von gott, Von den heyligen, Von dem gebet, Von wasser, Von dreck, Von vogeln, Von fischen, Von hunden* usw. aber es ergeben sich bei W. doch mehr allgemeine gesichtspuncte, und wo die gruppierung würklich einmal äufserlich ist, gewinnt dadurch die übersichtlichkeit; so besonders bei den scherzrätseln und rätselfragen. — nicht ganz glücklich scheint mir die benennung der 9 gruppe : 'verwantschaftliche verhält-

nisse'. dies erweckt falsche vorstellungen, man denkt dabei an solche stücke wie zb. 982 (von W. unter die rätselmärchen gestellt). — statt 'verbrecher- und halslösungsrätsel' möcht ich mit Uhland 'wett- und wunschrätsel' sagen. hierher gehören auch einige rätselmärchen : 974. 979. 980. 984. 985. 988. — vielleicht müssen wir noch einen besondern begriff formulieren, nämlich den des rätsel*schwankes*; vgl. 30. dieses sicher volkstümliche stück kann kaum als rätsel bezeichnet werden, da die auflösung schon in den ersten worten gegeben ist (anders bei Simrock s. 29). — die 12 gruppe : 'verschiedene rätsel' ist nur ein verlegenheitsproduct. hier sind vor allem die collectiven wett- und wunschrätsel zu merken. auch das Traugemundslied ist ein collectivrätsel.

Die sog. obscönen rätsel sind vernünftiger weise nicht von der sammlung ausgeschlossen worden. man hat also doch etwas gelernt aus dem 'fall Frischbier', dessen sich die Königsberger noch gerne entsinnen. wie uralt gerade im rätsel die zweideutigkeit ist, das zeigt uns die poesie der Angelsachsen. Dietrich und Ebert haben die altenglischen zotenrätsel wol nicht sämtlich als solche erkannt.

Vertrautheit mit volkstümlichen anschauungen ist die unerlässliche vorbedingung einer solchen sammlung. ein freier blick für die natur gehört ebenfalls dazu. wie schwer zb. fällt dem buchgelehrten das unmittelbare verständnis der rätsel 134—137! nur das landleben erschliefst uns dieses dunkel. vf. schöpft denn auch gröstenteils direct aus dem munde des volkes, dh. der bauern, unterstützt durch mitteilungen der mecklenburgischen lehrerschaft. dagegen betont W. ausdrücklich, er sei 'auf dem gebiete der germanistik autodidakt', was indessen kaum störend hervortritt. er kennt die litteratur, auch die Weimarer hs.; diese allerdings wol nur durch die beschreibung, die Keller in den Fastnachtspielen geliefert hat, sowie durch Köhlers auswahl. die Denkmäler von Müllenhoff und Scherer scheint der vf. nicht benutzt zu haben; sie geben oft etwas aus. zu 170 hätte zb. citiert werden können MSD. XLVIII m. anm.; zu 982 vgl. MSD. VII 5. 6 m. anm. usw. — die Disputatio Pippini cum Albino kennt W. nicht, ebensowenig die Altercatio Hadriani et Epicteti. zu 450 vgl. zb. DPA. 90 (Wilmanns Zs. 14, 542).

Doch ich will nicht mit wolfeilen addendis prunken. nur einige wenige bemerkungen sollen hier noch platz finden. — Symphosius wird nur citiert unter berufung auf die schrift von Ohlert. es konnte nicht schwer sein, auf eine der guten ausgaben zurückzugreifen, die wir von diesem autor besitzen. anderseits sind die citate aus Butsch viel zu weitläufig; die angabe der nummer hätte genügt. — 'bisher nicht bekannt' heifst es öfters, wo das wol nicht unbedingt zutrifft. so war zb. 211[a] sicher bekannt, im volksmunde gewis, und sogar in der litteratur schon,

wenn auch nur aus Humperdincks Hänsel und Gretel. — bei den quellen ist zu II) 'Niederdeutschland' nachzutragen : Rich. Andree Braunschw. volkskunde s. 354—359. dies buch war 1896 bereits erschienen, während die sammlungen von Dähnhardt (für Sachsen) und von Drosihn (für Pommern) erst 1897 herauskamen. — zu 967 und zu dem verwanten Simsonrätsel vgl. Aug. Wünsche Die rätselweisheit bei den Hebräern (Leipzig 1883) 11 ff. — die lösung zu 452ᵇ ist jedesfalls dieselbe wie zu 452ᵃ. — 527 ist *telgen* plural (die zweige).

Doch genug! wir scheiden von dem schönen buche mit dem ausdruck aufrichtigen dankes gegen den vf. und gegen die großherzoglich mecklenburgischen staatsregierungen, deren reges interesse das zustandekommen der sammlung ermöglichte. dieser erste band hat der forschung bereits früchte getragen; vgl. zb. EHMeyer Deutsche volkskunde 334 ff.

Königsberg, im august 1898. WILHELM UHL.

The celtic doctrine of re-birth by ALFRED NUTT, with appendices: the transformations of Tuan mac Cairill, the Dimishenchas of Mag Slecht edited and translated by KUNO MEYER. London, DNutt, 1897. XII und 352 ss. — dies buch ist zugleich der 2 band von desselben verf.s schrift The voyage of Bran, welches ref. im Anz. XXIII 109 ff besprochen hat. auch über die jetzt vorliegende fortsetzung dieses werkes kann hier nur berichtet, nicht aus voller kenntnis des benutzten materials geurteilt werden. aber es macht den günstigsten eindruck, wenn Nutt durchaus die anerkannt besten arbeiten über die verwante mythologie benutzt, und dabei sich bemüht, den grad der wahrscheinlichkeit seiner vermutungen und schlüsse genau zu bestimmen.

Sein gegenstand ist diesmal hauptsächlich die vorstellung von einer widergeburt der helden und heldinnen der irischen sage. diese vorstellung knüpft insofern an die von einem glücklichen jenseits an, als die väter oder mütter von dort herkommen und die helden dorthin wandern. man hat es mit gestalten aus der Tuatha de Danann zu tun, mit mythischen wesen, mit den göttern Lug, Mider, Manannan. die angehörigen des 'guten' oder 'stillen volkes' leben in der spätern sage als elbe fort. oft wird die widergeburt dadurch bewürkt, dass die scheinbar dem untergang geweihten wesen als würmer in einem getränke von den müttern der später widergeborenen verschluckt oder sonst verspeist werden.

Über diese elbischen wesen haben die brüder Grimm in den Irischen elfenmärchen von 1826 gehandelt, und hierauf verweist N. mit einer freudigkeit der anerkennung, welche manchem unserer deutschen forscher zu wünschen wäre. an deutsche arbeiten knüpft auch die weitere untersuchung über das ursprüngliche wesen und die herkunft dieses volksglaubens an, der in I
zu besondrer blüte und zur dauer bis auf unsre zeit geb

Mannhardts tiefgreifende forschung ist die grundlage des nachweises, dass es sich um einen agrarcult als den ursprung handelt. es sind die gottheiten des lebens und wachsens, die in dem 'guten volk' dargestellt werden. auf ahnencult deuten erst spätere zeugnisse hin. die nächtlichen reigen der elfen führen zu einer andern parallele, die besonders in Erwin Rohde ihren darsteller gefunden hat. mit den menschlichen gegenbildern, den ekstatischen tänzen der mädchen und frauen zur nachtzeit, sind die feste des Dionysos und die eleusinischen mysterien zu vergleichen. schon die auf Posidonius zurückgehnden berichte der alten sprechen von dem glauben der Gallier an unsterblichkeit und seelenwanderung. die ansicht, dass die Gallier hierin von der lehre des Pythagoras beeinflusst sein könnten, weist N. überzeugend mit dem hinweis darauf ab, um wie viel primitiver die keltischen vorstellungen erscheinen, sodass sie nur mit einer vorstufe der ausgebildeten griechischen mythologie verglichen werden können. ein muster gibt die anhangsweise im originaltext und in übersetzung von KMeyer mitgeteilte erzählung von Tuan, der zuerst als mensch, als Tuan Starns sohn, dann als hirsch, dann als eber, als habicht, als lachs 320 jahre lebte und zuletzt, von einem weibe verspeist, als Tuan sohn Cairills widergeboren wurde. anderseits weist N. auch die ableitung des pantheismus in der kirchlichen lehre des Scotus Erigena vom keltischen volksglauben zurück. er hält ferner mit recht fest an der von Lachmann begründeten, von Müllenhoff auf germanischem boden durchgeführten ableitung der heldensage aus der mythe einerseits und der historischen erinnerung anderseits und knüpft hieran eine reihe einleuchtender bemerkungen über die besondre art der aus jeder dieser beiden quellen geflossenen bestandteile. er verteidigt ebenso die annahme, dass stücke der keltischen heldensage in das höfische epos des 12 und 13 jhs. übergegangen sind. in der tat vergleicht sich zb. die erzählung, wie ein liebhaber das stelldichein verschläft, s. 52, mit dem abenteuer von Kehenis und Gymele in Eilhards Tristrant 6734 ff. mit feinem eingehn auf die eigenart der kreise, aus denen die sage hervorgeht, erklärt N. die oft vorkommende bezeichnung der Tuatha De als gefallene engel (solche kommen schon in der Brandanlegende vor) aus der milden auffassung des irischen clerus, welcher zwar die eigentlichen götter der heiden als teufel brandmarkte, aber die stillern vegetationsdämonen schonender behandelte.

Auf eine weitere verfolgung der analogen erscheinungen in der mythologie der verwanten völker verzichtet N., um nicht zu lang aufgehalten zu werden. augenfällig ist sofort die vielfache übereinstimmung mit der nordischen mythologie. schon zu der dunkeln skaldenpoesie und der einfachen aber trockenen darstellung in Snorris prosa bietet die art der irischen und walisischen quellen ein überraschendes seitenstück s. 90 anm. sach-

lich kennt auch die Edda erzählungen von helden und heldinnen, die widergeboren, *endrborin* erscheinen; sie kennt den gestaltentausch, das *hamrskiptask*, und das plötzliche verschwinden herlicher gesichte, die *sjónhverfing*; das einwandern der Asen in den norden bei Snorri vergleicht sich der besiedlung Irlands durch die Tuatha De; überhaupt die ganze euhemeristische auffassung der Isländer erinnert merkwürdig an die irische pseudohistorie. aber gerade das, was man neuerdings als aus christlichen vorstellungen entlehnt ansieht, hat im heidnischen glauben und cult der Irländer seine parallele. wenn Odin neun nächte am weltbaum hängt, sich selbst von sich selbst geweiht und mit dem ger verwundet (Hávam. 138), so erinnert dies an 'the fact that the ritual sacrifice of the king-priest, the representative and incarnation of the god, is the supreme act of worship in similar cults among other races' s. 166. N. erklärt aus diesem opfer des königs durch die wutentflammten priesterinnen bei ihren nächtlichen tänzen die griechischen sagen von Pentheus und Lykurg. Christus am kreuz braucht also nicht zur erklärung der nordischen sage herbeigezogen zu werden; erzählt diese doch auch in der Ynglingasaga vom tode des Domaldi, in der Gautrekssaga von dem des Vikar.

Vorstehnde bemerkungen mögen zeigen, wie anregend die ausführungen Nutts sind; von ihrem reichtum geben sie nur einen ungefähren begriff. auch wer sich mit germanischer mythologie beschäftigt, wird sie nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Strafsburg. E. Martin.

Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français, par M. Wilmotte. Paris, Bouillon, 1898. 114 ss. 8°. 2,40 m. — die abstammung der geistlichen spiele in Deutschland von den französischen ist von Mone uaa. behauptet, aber von den meisten deutschen gelehrten bestritten worden. und doch sprechen allgemeine erwägungen gewis dafür: gerade beim theater ist die entlehnung sehr wol zu verstehn, wo die äufseren mittel der darstellung so wichtig sind. besondere beweismittel boten besonders die eigennamen, s. auch in diesem Anz. VIII 310 ff. der vf. der vorliegenden abhandlung, welche der Acad. roy. de Belgique 1896 vorgelegt wurde, sucht nun durch eine eingehende vergleichung zunächst der rheinischen passionsspiele mit französischen die abhängigkeit der ersteren darzutun. dabei bleibt jedoch oft unsicher, inwieweit aufser der beiderseitigen benutzung des biblischen textes auch noch das zusammentreffen unabhängiger erfindung möglich ist. dazu kommt, dass manche der hier aufgezeigten übereinstimmungen doch sehr allgemeiner art sind. zwischen den verschiedenen deutschen texten kann eine angleichung durch die reimverbindung gewisser begriffe, durch das was s. 20 'rimes camarades' genannt wird, herbeigeführt worden sein. immerhin fehlt es nicht an merkwürdigen übereinstimmungen

zwischen den deutschen und französischen spielen : zb. wenn im mystère von Arras der knecht des blinden bettlers diesem zuruft '*Pourquoi criez-vous? nul ne passe*' und ebenso im Alsfelder spiel *Herre, du kanst viel gulen* [l. *gilen* 'betteln'], *ich ensehe doch nymmant zu uns ylen*. der vf. hat nur einen teil der untersuchungen vollendet und stellt eine fortsetzung in aussicht. E. Martin.

Mittelhochdeutsches lesebuch mit grammatik und wörterbuch. von dr Albert Bachmann, prof. a. d. univ. Zürich. 2 auflage. Zürich, Fäsi u. Beer, 1898. xxii und 274 ss. 8⁰. 4 m. — dies lesebuch, dessen erste auflage mir nicht zu gesichte gekommen ist, macht einen günstigen eindruck : die auswahl der texte ist wolüberlegt, der druck klar und sehr sauber, die vorangestellte grammatik, deren engen anschluss an Paul der verf. freilich selbst betont, gibt auf engem raume das nötigste in präciser darstellung. auch das wörterbuch verdient im allgemeinen lob, obwol die bedeutungsangaben zuweilen den unterschied vom neuhochdeutschen nicht scharf genug herausheben oder anderseits die vermittlung zur modernen sprache hin nicht klar genug erkennen lassen, wie bei '*arbeit* mühsal, not, sorge', wo etwa 'anstrengung' hätte vorangestellt werden sollen. '*afterriuwe* reue hinterher' ist wol nur ein lapsus calami, aber *hin(e)vart* durfte nicht mit 'hinreise' übersetzt werden — eher noch mit 'abreise' : denn das nhd. sprachgefühl fasst bei *hin-* bereits das ziel ins auge, während im mhd. noch der ausgangspunct gemeint ist. die anmerkungen suchen besonders syntaktische schwierigkeiten zu beseitigen, sie hätten doch auch öfter zur ergänzung der grammatik auf lautlichem und flexivischem gebiete dienen können. eine form wie Neidharts *winder* zb. darf nicht ohne note passieren. — was die texte anlangt, an denen der hrsg. nur ganz vereinzelt eigene kritik geübt hat, so mögen hier aus einem allgemeineren interesse heraus einige worte über die vorlagen gestattet sein. B. hat sich fast durchweg an die letzten ausgaben gehalten, auch da wo diese einen fortschritt in der textkritik nicht erreichen, ja gar nicht einmal anstreben. für einen philologen lag aber gar kein grund vor, beim Winsbecken zu gunsten von Leitzmann (der gleich in der 2 strophe das verkehrte *reiniclichen* aus JKw aufnimmt), bei Neidhart zu gunsten von Keinz (der hier nichts getan hat als im 3 liede die durch Rc gesicherte schlussstrophe weggelassen) von Haupt abzugehn. noch stärkeres unrecht ist WWackernagel widerfahren, dem nicht nur die unter Weinholds namen aufgenommene recension von 'Kobold und eisbär' gehört, sondern auch, soviel ich sehe, die des eingangs zum Trojanerkriege : der gute Keller war zu so etwas gar nicht im stande. ich benutze die gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dass an diesem textabschnitt, der bekanntlich grofsenteils nur in A überliefert ist, noch immer allerlei zu tun ist : v. 24 l. *sît daz*; v. 47 l. *îm*; v. 53 l. *unde*; v. 89 steckt in *rîlîche* ein fehler; v. 96 l. *bedurfe*; v. 158

streiche *das* resp. *da* der hs.; v. 218 l. *sitze*. — dass ein paar kleinere lateinische stücke aus den Carmina Burana aufgenommen sind, heifs ich gut, nur freilich hat B. gar nicht berücksichtigt, was neuerdings die collationen der hs. und die hier so notwendige textkritik ergeben haben. dafür, dass in nr 2 die beiden letzten strophen fortgelassen sind, müssen wir uns wol bei den Züricher studentinnen bedanken? — über den zeitlichen rahmen des buches greifen unter nr x zwei 'lieder der mystiker' hinaus: bei nr 2 ist nicht der originale, sondern ein gleich im ersten wort stark entstellter text gegeben und überdies der autor Heinrich Laufenberg mit 'um 1450' ungenau datiert. E. Sch.

Die Mutter Gottes in der altdeutschen litteratur bis zu ende des xiii jahrhunderts. ein beitrag zur deutschen culturgeschichte von Paul Küchenthal, dr phil. Braunschweig, druck von Hans Oeding, 1898. 60 ss. 8°. 1,20 m. — das schriftchen tritt anspruchslos auf und mag dem laien wol eine im allgemeinen zutreffende orientierung über den poetischen cult der Maria bieten. da aber der verfasser die hier dringend notwendige fühlung mit der kunstgeschichte nicht ausreichend besitzt, so ergibt sich keinerlei würkliche förderung. die auswahl der berücksichtigten texte dürfte genügen, aber es laufen doch merkwürdige dinge mit unter: der dichter der 'Driu liet von der maget' heifst noch immer 'Wernher von Tegernsee', und die Berliner hs. gilt dem verf. für dieselbe, welche Feifalik ediert hat. Philipp der Karthäuser, der Schweizer Wernher, Walther von Rheinau werden behandelt, ohne dass K. die gemeinsame quelle, die längst publicierte 'vita rhythmica' nennt, aus der alle vorgeführten züge stammen usw. aus der wissenschaftlichen litteratur sind K. arbeiten wie Mussafias Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden (jetzt 5 hefte) und Anselm Salzers Sinnbilder und beiworte Mariens unbekannt geblieben. E. Sch.

Die lateinischen schülergespräche der humanisten von A. Bömer. i. [= Texte und forschungen zur geschichte der erziehung und des unterrichts in den ländern deutscher zunge. im auftrage der Gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte hg. von Karl Kehrbach, i.] Berlin, JHarrwitz nachf., 1897. 112 ss. 8°. 2,40 m. — mit diesen Texten und forschungen schiebt die sehr rührige Gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte eine neue art von veröffentlichungen zwischen die Monumenta Germaniae paedagogica und ihre Mitteilungen — bestimmt, einzelne abhandlungen und textbearbeitungen aufzunehmen, deren umfang das für die Mitteilungen geltende mafs überschreitet. die neue reihe eröffnet ein sehr glücklich gewählter gegenstand: die gesprächbüchlein für schüler, in deren aus dem schülerleben gegriffenen stoffen die gesündere pädagogik der humanisten ein anziehendes und würksames mittel zur übung im lateinreden suchte. der verfasser beginnt mit dem anonymen Manuale scholarium, das wir aus Zarnckes neudruck bequem kennen lernten, und

wird mit Mathurin Corderius (1564) schliefsen; der vorliegende erste teil reicht bis Hegendorffinus (1520) und behandelt aufser dem Manuale noch die einschlägigen werke von Paulus Niavis, Andreas Huendern, Laurentius Corvinus, Erasmus, Petrus Mosellanus, Christophorus Hegendorffinus und die anonymen Collocutiones duorum puerorum[1]. B. gibt den inhalt der gespräche grösteuteils auszugsweise an und ermöglicht dadurch wenigstens raschen überblick über das reiche material zur cultur-, schul- und wirtschaftsgeschichte, das sie enthalten. alle historischen vorfragen über ort und zeit der abfassung, über die alten drucke, über die in betracht kommende litteratur hat B. sehr sorgfältig behandelt, in den anmerkungen bringt er auch zahlreiche realerklärungen. die eigentlichen litterarhistorischen und philologischen sachfragen hat er aber nicht ins auge gefasst: entwicklung der litterarischen gattung, innere form des dialogs, überlieferung und entwicklung der motive, figuren der unterredner, ihre namen. hier ist überall das feld noch frei. B. hat daher die quellen zwar aufgezählt und fest bestimmt, aber noch nicht gegen einander abgewogen. dieser mangel einer eigentlichen litterarhistorischen darstellung wird insbesondre bei den Erasmischen Colloquien fühlbar; auch bei dem Manuale, dessen zweck und bedeutung schwerlich in die rolle eines übungsbuches zur erlernung des lateins hineingepresst werden kann. bei der controverse mit Wolkan über die priorität des Niavistextes des Manuale wundert man sich, keinerlei stilistische argumente, die die frage vielleicht entscheiden könnten, verwendet zu sehen. warum lässt B. unberücksichtigt, dass die finkengeschichte im Dialogus studiosi cum beano (s. 51) wahrscheinlich eine widerholung des in den Latina idiomata (s. 46) verwendeten motivs ist und dass daher auch aus diesem grunde der Dialogus nach diesem andern werke fallen wird? B. geht zwar den spuren von schülergesprächen auch vor der humanistenzeit nach — er nennt hier auch die Altdeutschen gespräche (an deren charakterisierung einiges zu ändern und für die Martins aufsatz Zs. 39 nachzutragen wäre), ebenso gehört wol der anhang zu den Glossae Cassellanae, die älter sind als jene, hierher — aber er beschränkt seine umschau auf die speciell dem sprachunterricht dienenden arbeiten; die zahlreichen übrigen, dialogische form verwendenden unterrichtswerke zieht er nicht in betracht, darunter sind aber auch solche, die direct zu den humanistischen colloquien hinüberführen, zb. die 'Compendiosa materia pro iuvenum informatione .. cuius ti-

[1] an die spitze dieser reihe gehört aber vielleicht Samuel Karoch von Liechtenberg: in Steinmeyers glänzendem verzeichnis der glossenhandschriften (Ahd. gll. IV 440) finde ich aus der Fuldaer hs. C 11 ein 'lat.-deutsches conversationsbuch für den jugendunterricht' genannt, das seinen namen trägt. es wäre zu wünschen, dass Bömer, etwa im zweiten teile, nähere nachricht über das denkmal gäbe.

tulus : Es tu scolaris' (Heidelberg, Heinr. Knoblochzer, o. j.), die mit dialogischer unterweisung in grammatischen dingen formelsammlungen verbindet : denn in einzelne humanistische schülergespräche, zb. das Latinum idioma des Hundorn oder die Erasmischen Colloquia familiaria sind hinwider ebensolche formeln der begrüfsung, einladung usw. aufgenommen, Erasmus überdies versucht, sie einigermafsen in die dialogform einzubeziehen (vgl. s. 77). — da B. in der bibliographie der alten drucke auch bibliotheken nennt, in denen er sie fand, so sei hier angemerkt, dass die drucke : 1) Manuale, Hain 10739, 2) Niavis Dialogus parvulis scholaribus .. perutilissimus a) Reutlingen, Otmar 1492, b) oouj. = B. s. 22 nr 5[1], 3) Niavis Thesaurus eloquentiae, sonderausgabe, Hain 11724, 4) Niavis Elegantiae latinitatis, Hain 11723, 5) Niavis Colores rhetoricae disciplinae, Hain 11725, 6) Dyalogus Luciani ph'i | quomodo solus nudus | per acherontā transuehi potest vna cum | contentione trium summor ducū usw., oouj., ohne nennung des Niavis (bl. 1ᵇ ist leer), 7) das Latinum idioma des Corvinus a) Nürnberg, Weifsenburger 1508, b) Augsburg, Otmar 1521, 8) die editio princeps der Colloquia des Erasmus, Basel, Froben 1518 — sich auch auf der universitätsbibliothek in Innsbruck befinden. JOSEPH SEEMÜLLER.

Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutscher mundart. herausgeg. von G. GAEBEL. 1 bd, letzte bearbeitung. 2 bd, erste bearbeitung. XXII u. 426 und LXXVII u. 295 ss. 8⁰. Stettin, Paul Niekammer, 1897—98. 7,50 und 9 m. — in Gaebels ausgabe liegen die beiden hochdeutschen bearbeitungen der Kantzowschen chronik vor, die nicht nur für die engere geschichte Pommerns bis zum 16 jh., sondern für die beziehungen zu den nachbarländern wie überhaupt ins reich hinaus von gröster wichtigkeit ist. die ausgabe ist durch ein preisausschreiben der universität Greifswald veranlasst worden. der hrsg. hat 1897 die letzte und ausführlichste arbeit Kantzows, 1898 die erste hd. bearbeitung zusammen mit einer kritischen untersuchung über Kantzows schriftstellerische tätigkeit veröffentlicht. das material ist hier zum ersten mal in einer wissenschaftlichen behandlung gesichtet : das sogen. frgm. 1 (1—3 im besitz der Pommerschen gesellschaft für geschichte und altertumskunde in Stettin) bietet die niederdeutsche fassung der chronik, die in der brauchbaren ausgabe von WBöhmer 1835 vorligt; frgm. 2 enthält materialien der bearbeitung verschiedener partien, frgm. 3 ist eine zusammenhängende darstellung bis 1523 in hochdeutscher sprache; endlich gibt der cod. Putbussensis eine vollständige zweite hochdeutsche fassung, die hier zum ersten mal in genauem abdruck vorligt.

Über Kantzows leben wissen wir wenig, und auch die darstellung G.s beschränkt sich auf die angabe des schon be-

[1] das Innsbrucker exemplar, das im übrigen mit den angaben bei Bömer stimmt, hat nur die sign. aij bis biij (nicht biiij).

kannten. vielleicht liefse sich aus den urkunden des Stettiner archives, in denen er genannt ist, noch mehr für sein äufseres leben gewinnen, als es bei G. geschehen ist, der bd II s. IV und XVIII in anderem zusammenhange nur erwähnt, dass sein name in Wolgastischen urkunden und actenstücken bis 1537 recht häufig genannt sei. seine hervorragende und mafsgebende stellung in der kanzlei seines fürsten ist gar nicht gewürdigt und deshalb auch der grund der abfassung seiner chronik in hochdeutscher sprache nicht vollständig erklärt. Kantzow folgt in der niederdeutschen abfassung seiner ersten chronik dem brauche der Wolgaster kanzlei Philipps, der er selbst lange jahre als beamter angehört hat; in dieser kanzlei wird überhaupt viel nd. geurkundet, und der anstofs zu einer weiterentwicklung der kanzleisprache kommt aus der Stettiner kanzlei Barnims, die angeregt durch die sich mehrenden correspondenzen aus dem reiche, den verkehr mit Brandenburg und besonders Nürnberg (zahlreiche urkunden liegen darüber im Stettiner archiv), anfangs der dreifsiger jahre des 16 jhs. einen grofsen fortschritt, den beginn einer hochdeutschen kanzleisprache erkennen lässt. schon Bogislav X hatte ferner am Wormser reichstage teilgenommen (I s. 386) und auch in Nürnberg (I s. 388), Speyer (I s. 398), Augsburg (I s. 402) waren die pommerischen herzöge zugegen gewesen und hatten die notwendigkeit einer verständigung mit den Süddeutschen auch in der kanzlei erkannt. so beginnt man c. 1531 in Stettin, später in Wolgast zuerst die correspondenz ins reich hinaus, dann nach und nach auch pommerische, intern landschaftliche urkunden und texte in einer hochdeutschen sprache abzufassen. freilich darf man dabei nicht eine vielleicht gar nicht einmal gleichzeitige abschrift des Grimnitzer vertrages von 1529 als kriterium anführen, wie G. es tut. richtete man sich doch mit der sprachlichen abfassung der urkunde in jener zeit nach dem adressaten, und so wurden an Brandenburg, das infolge seiner ganzen verbindungen nach süden, besonders nach Franken, früher zu einer hochdeutschen kanzleisprache durchgedrungen war, bereits hochdeutsche briefschaften gerichtet, als in Pommern selbst noch durchaus nd. geurkundet wurde. diese entwicklung zum hochdeutschen geht in der Wolgaster kanzlei langsamer vor sich, als in Stettin, und das ist sehr erklärlich, da Stettin mit seiner ganzen äufseren correspondenz weit in das reich hinein reichte, während Wolgast mehr auf landschaftliche verhältnisse beschränkt blieb. die einführung einer derartigen sprachänderung ist nun keineswegs ein spontaner oder mechanischer process, sie lässt sich fast immer an den namen eines mannes anknüpfen, der in der kanzlei mafsgebenden einfluss hatte, und der — was nicht zu vergessen ist — schreiber anstellte, welche des hochdeutschen kundig waren; das war in Wolgast Thomas Kantzow. so hat sich also Kantzow nicht dem hochdeutschen als etwas fremdem zugewendet, sondern steht

mitten in der sprachlichen entwicklung seiner landschaft und hat sie zt. selbst beeinflusst. daher ist es durchaus falsch, die erste hochdeutsche bearbeitung nach Wittenberg zu legen; Luther und sein kreis haben mit dem entschluss Kantzows, seine schrift auch hochdeutsch abzufassen, gar nichts zu tun; die fassung kann in den II, s. XVIII genannten 5/4 jahren durchaus fertig gestellt sein, da die umschreibung in das hochdeutsche und die einarbeitung der notizen von frgm. II, 1 ua. keine grofsen schwierigkeiten machen konnte. dass Kantzow dann nach Wittenberg gieng, ist durchaus erklärlich und brauchte nicht durch die hypothesen auf s. XIX und XX gestützt zu werden: wir haben unter den kanzleibeamten der pommerschen herzöge eine ganze reihe von männern, die längere oder kürzere zeit studiert haben, und zwar nicht nur als vorbereitung auf ihr amt, sondern auch noch in späteren jahren; so hat also auch Kantzow noch 1538 einmal die universität bezogen und sich nach Wittenberg begeben und jedesfalls dort die zweite hochdeutsche fassung angefertigt, die im cod. Putbus. vorligt, und wozu sich auch die vorarbeiten in dem sogen. frgm. II erhalten haben. dazu kommen noch umarbeitungen einzelner teile, vorzüglich der vorgeschichte, über die G. s. XXXV—LIX ausführlich rechenschaft gibt. — die ausgabe selbst unternimmt in den beiden bänden die beiden hochdeutschen fassungen mit all den anmerkungen und nachträgen zu edieren, die teils von Kantzow, teils von seinem freunde und mitsecretär Nicolaus von Klempzen herrühren. sie hält sich in dankenswerter weise so weit an den originaltext, als es überhaupt möglich ist, sodass wir hier auch deutlich die entwicklung der kanzleisprache verfolgen können. dem auge manches lesers gefälliger ist der text dadurch gemacht, dass die grofsen und kleinen anfangsbuchstaben nach jetzigem brauche gesetzt sind. G. befolgt also für eine derartige ausgabe ganz gesunde grundsätze; er gibt den letzten erreichbaren text, indem er die besserungen Kantzows, die dieser bereits selbst formuliert hatte, in den text, seine randbemerkungen und zusätze neuen stoffes darunter setzt und so einen blick in die arbeitsweise des schriftstellers bietet; zur vergleichung sind auch die ursprünglichen lesarten angeführt.

Steglitz bei Berlin. W. Scheel.

Wilhelmine von Moriz August von Thümmel. abdruck der ersten ausgabe (1764) [= Deutsche litteraturdenkmale des 18 u. 19 jhs. begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. heft 48]. Stuttgart, GJGöschen, 1894. XII und 54 ss. 8⁰. 1,20 m. — dass ich, dem studium der litteratur des vorigen jhs. ziemlich entrückt, dies heftchen, obendrein recht verspätet, hier zur anzeige bringe, hat seinen grund in einer besondern liebhaberei, die mich zu einigen kleinen beobachtungen geführt hat und mir das recht gibt zu einer, wie ich meine, nötigen mahnung an die fach-

genossen. der herausgeber der Wilhelmine Richard Rosenbaum ist uns als ein sorgfältiger philologischer arbeiter und ein geübter beobachter litterarhistorischer tatsachen und zusammenhänge bekannt, und er hat die textkritische ausrüstung dieses neudrucks der Thümmelschen prosadichtung im Euphorion 3, 518—521 gegen einwendungen Seufferts verteidigt und ergänzt, sodass ich nicht viel hinzuzufügen habe. den Gothaer nachdruck, den er aao. 521 'aus einem alten antiquariatskatalog' anführt, hab ich zweimal erworben: er ist ohne angabe des druckers erschienen, hat 88 ss., keine kupfer aufser der titelvignette, die der von C[1] nachgestochen ist, und schliefst sich im text eng an D an; dem nachdrucker stand indessen auch C[1] zur verfügung, und hieraus scheint er (aufser der nachahmung der titelvignette) die vorreden entnommen zu haben: gleich zu eingang der 'Vorrede der zweiten auflage' findet sich das erst seit D fortgefallene *seinen Lesern* (R. s. 45). mein zweites exemplar erstand ich auf die ankündigung des antiquars '... Gotha 1773. mit 7 kupfern' hin: es stellte sich aber bald heraus, dass diese kupfer einem, wahrscheinlich im text defecten, exemplar von C[1] entnommen und hier — gar nicht ungeschickt — eingeschaltet sind!

Das führt mich auf die bildliche ausstattung des werkchens, gegen die der herausgeber eine unbegreifliche gleichgiltigkeit gezeigt hat: dieser vorwurf trifft freilich mutatis mutandis die mehrzahl unsrer philologen, die aus einem anschauungs- und erziehungsmittel wie Könneckes Bilderatlas gar keinen nutzen zu ziehen scheinen und es denn auch fast ungerügt dulden, dass ihre und ihrer genossen werke mit einem unwürdigen illustrationsmaterial ausgestattet werden. ich will nur an FJonas Schillerbriefe und andre sünden der Allgemeinen verlagsanstalt erinnern.

Die blattkupfer und vignetten zu den verschiedenen ausgaben der Wilhelmine (B, C, C[1], E), an denen neben- und nacheinander Oeser, Geyser, Stock und Endner mitgeschaffen haben, gehören zu dem köstlichsten, was uns die kleinkunst des rococo hinterlassen hat, und sie werden noch entzückte beschauer finden, wenn man die litterarhistorisch gerüsteten leser der Wilhelmine wird an den fingern herzählen können. ich weifs ihnen aufser der ausstattung des Uz von 1768, des Diogenes von Sinope von 1769 und der Kleinen lyrischen gedichte von CFWeifse von 1772 nichts an die seite zu stellen — Chodowiecki steht auf einem andern blatte. und nun lese man, was R. s. 44 über diese wahren schmuckstücke sagt. nachdem er bei den drucken B und C davon ganz geschwiegen hat, bemerkt er zu C[1]: 'die ausgabe ist gleichfalls (!) mit den (!) kupfern von Geyser und Stock geziert wie C und E'. das würkliche verhältnis ist dieses. die ausgabe B enthält nur éin blattkupfer (nr I) 'Oeser inv. Stock sculps.': der herr magister beobachtet mit dem augenglas die

reize der jugendlichen Wilhelmine, die dem geflügel futter streut [die blattzählung schliefst dies kupferblatt nicht ein]; aufserdem die titelvignette und am beginn und schlusse jedes gesanges eine textvignette (also 1—12), bei diesen allen fehlt die angabe des künstlers. es verdient hervorgehoben zu werden, dass jenes in B einzige blattkupfer, das, zweimal neu gestochen, in C, C¹ und E widerkehrt, eine scene darstellt, die nur in dem text A enthalten, bei der revision für B fortgefallen war. (unter andern umständen würde man also auf eine verlorene illustrierte ausgabe des A-textes zu schliefsen geneigt sein.) — in C sind bl. I und die titelvignette von den alten platten abgezogen, denen aber ein wenig durch schraffierung nachgeholfen wurde. beibehalten sind ferner die textvignetten 1. 2. 3. 5. 7. 8. 9. 10, dagegen sind 4. 6. 11 u. 12 (letztere beiden umgestellt) neu und reicher gestochen, vielleicht von dem gleichen künstler (Stock), der dabei die bildchen (nicht die platten) von B als vorlage benutzte, was besonders in der gegenseitigkeit der zeichnung hervortritt. hinzugekommen sind die (in die blattzählung als doppelseitig einbezogenen) blattkupfer II—VII vor gesang I—VI, darunter II mit 'Stock sc.', V mit 'Geyser f.' signiert, die übrigen unbezeichnet. für bl. II benutzt der künstler widerum den text A! — in C¹ sind alle platten neu und unbezeichnet! die vignetten sind sämtlich gegenseitig und von einem radierer, der in der farbigen behandlung der platte gegen Stock zurücksteht; ihre reihenfolge wie in C. die blattkupfer gegenseitig zu C mit ausnahme von I; ihre reihenfolge ist etwas geändert : vor dem titel steht keines, vor gesang I stehn bll. II. I, wobei dann die seitenzählung des druckes richtig 4 überspringt. — in E — 1777, 4 jahre nach Stocks tode! — ist die gesamte höchst reizvolle illustration neu! die platten rühren von Stocks stiefsohn Endner her, der bl. I u. VII mit 'G. G. Endner sculp.', die vignetten 3. 5. 7. 9 mit 'Endner fec.', 4. 6. 8 mit 'E. f.' signiert hat. sämtliche vignetten sind ganz neu entworfen und ohne deutliche beziehungen auf den text : vor den gesängen amorettenscenen, am schluss graziöse arrangements, die dem besten, was Oeser in dieser art geschaffen hat, an die seite treten und höchst wahrscheinlich wider von dem meister selbst herrühren.

An die radierungen Stocks zur ausgabe C der Wilhelmine, die 1768 herauskam, heftet sich noch ein besonderes interesse: Stock muss an ihnen gearbeitet haben zu der zeit, als Goethe bei ihm unterricht nahm, und wenn wir DW. VII (Weim. ausg. 27, 181) hören, dass er 'seinem meister in manchen dingen beistehen konnte', so hat es einen eigentümlichen reiz, sich beim betrachten dieser kleinen kunstwerke, an denen zwei lehrer des jungen Goethe anteil haben, auch noch die mitwürkung des jugendlichen dichters — im handreichen und beurteilen — auszumalen.

EDWARD SCHRÖDER.

Schillers ästhetisch-sittliche weltanschauung. aus seinen philosophischen schriften gemeinverständlich erklärt von dr Paul Geyer. 2 teile. Berlin, Weidmann, 1896. 1898. xii u. 78; x u. 72 ss. 8°. je 1,20 m. — da diese arbeit hauptsächlich den zweck verfolgt, Schillers philosophische schriften durch genaue analyse und erklärung weitern kreisen des volkes, und besonders auch der schule, zugänglich zu machen, so ist eine eingehnde besprechung an dieser stelle wol nicht angezeigt. der vf. hat sich seiner aufgabe mit grofser sorgfalt gewidmet, und ein förderndes, wenn auch nicht immer leicht zu handhabendes hilfsmittel für den leser geschaffen, der zum ersten mal an Schillers prosawerke herantritt. erfreulich würkt sein entschiedenes persönliches bekenntnis zu Schiller, seine überzeugung, dass in der Kant-Schillerschen ästhetik die grundlagen für alle fernere weiterbildung der kunstwissenschaft liegen. richtig hat er auch den kernpunct erfasst, dass Schiller den versuch, den er im Kallias unternommen hatte, 'objective kriterien für das schöne zu finden', in den spätern schriften gänzlich hat fallen lassen, und dass 'ein objectives princip des geschmackes mit dem wesen der Schillerschen theorie, nach der das schöne den seelenzustand des künstlers widerspiegelt, schlechterdings unvereinbar ist'. so kann diese neue Schillererklärung als ihrem zweck aufs beste entsprechend empfohlen werden. O. Harnack.

Die handlung des zweiten teils von Goethes Faust. akademische antrittsvorlesung von Georg Witkowski. Leipzig, dr Seele & co., 1898. 46 ss. 1,20 m. — unter den parteien, welche die discussion über den zweiten teil des Faust noch immer so lebhaft führen, dass ein friedensschluss noch nicht vorauszusehen ist, stellt sich Witkowski entschieden auf seiten der verfechter der einheit. sowol für den gedankengang wie für die dramatische form behauptet er sie. von einer eigentlichen begründung kann in den engen grenzen, die einer vorlesung gesteckt sind, nicht die rede sein; aber eindringlich und in überzeugendem ton vorgetragen sind des redners darlegungen.

Er geht von der unbestreitbaren tatsache aus, dass der 'plan' des Faust unter dem einfluss Schillers seit 1795 entworfen worden ist. da erheben sich nun die zwei hauptfragen: hat sich das früher entstandene mit diesem neuen plan harmonisch verschmolzen? und ist das später entstandene würklich diesem plan gemäfs ausgeführt worden? gegen die schwierigkeiten, die sich der beantwortung dieser fragen entgegenstellen, ist W. nicht blind; aber er ist doch überzeugt, dass sie nicht hindern, schliefslich mit entschiedener bejahung zu antworten. die erste frage berührt er, dem thema gemäfs, das er sich gestellt, nur kurz; der zweiten widmet er sorgfältige beachtung. er untersucht die in der Weimarer ausgabe bekannt gemachten entwürfe zum zweiten teil und findet, dass die ausführung von ihnen mannigfach und

öfters nicht zum vorteil abgewichen sei. doch sind diese abweichungen nicht veränderungen der grundlinien der composition; 'die säulen sind nur umrankt und umsponnen von nebenwerk, das an vielen stellen allzu üppig wuchern durfte'. ob es aber bei solchem sachverhalt erlaubt ist zu sagen: 'das architektonische verhältnis der einzelnen glieder zeugt von der höchsten künstlerischen weisheit', erscheint mir fraglich: das üppige rankenwerk verändert doch auch den architektonischen eindruck. indes gegenüber den vorurteilen, die denkfaulheit um den zweiten teil des großen werkes gewoben hat, ist es ganz verdienstlich, wenn die positiven ergebnisse gründlich anschauender und ernst durchdenkender betrachtung auch mit etwas starker plerophorie ausgesprochen werden.

Über den gedankengang, über die das ganze werk beherschende weltanschauung kann der kurze vortrag natürlich nur andeutungen geben. auch sie zeugen von dem bestreben, nicht schwierigkeiten zu finden oder zu vergrößern, sondern im gegenteil die einheitlichen grundlinien zu erforschen und aufzuzeigen. möge es dem vf. bald möglich sein, ausführlicher und mit sicherer begründung seine auffassung des Faust darzulegen! O. Harnack.

Der zweite teil von Goethes Faust für den deutschen unterricht, im zusammenhange dargestellt von Carl Nohle. [osterprogr. d. Falkrealgymnasiums.] Berlin, RGärtner, 1899. 31 ss. 4°. — das interesse, das die litterarhistorische forschung der Faustdichtung seit längerer zeit entgegenbringt, beginnt allmählich seine rückwürkung auch auf die pädagogik zu äufsern. während die dichtung früher in der regel vom deutschen unterricht ausgeschlossen war, regt sich neuerdings immer mehr das bestreben, sie der jugend zugänglich zu machen. bisher beschränkte man sich dabei auf den ersten teil, Nohle in dem vorliegenden programm tritt dafür ein, auch den zweiten teil heranzuziehen. er hält es für wünschenswert, dass die schule ihre zöglinge nicht entlasse, ohne ihnen eine anleitung gegeben zu haben, in das grundproblem des grösten werkes unserer nationallitteratur einzudringen. dies aber sei ohne kenntnis der gesamtdichtung nicht möglich. dass bei richtiger behandlung die schüler auch den zweiten teil gern und mit verständnis lesen, hat ihm die erfahrung bewiesen. es bedürfe nur der ausscheidung der abschnitte, deren inhalt die handlung nicht eigentlich fördere. an der hand einer inhaltsangabe entwickelt er sodann den plan des zweiten teils und bezeichnet die scenen, die für die lectüre vornehmlich in betracht kommen.

Zu einer erörterung des vorschlags ist hier kein anlass, da der verfasser das gebiet der wissenschaftlichen fragen nicht berührt und lediglich das didaktische interesse im auge hat. ob es ratsam ist, seiner anregung zu folgen, wird die praktische pädagogik zu entscheiden haben. Niejahr.

charias Werner und die familien Grocholski und Chołoniewski. von ALBERT ZIPPER, sa. aus dem programm des k. k. II (deutschen) obergymnasiums. Lemberg, buchdruckerei des Stauropigianischen instituts, 1896. xx ss. 8⁰. — in seinem, für das Waitzeneggersche Gelehrten- und schriftstellerlexicon verfassten lebensabriss (Landshut 1822) sagt Werner (s. 11): 'einmal nur seitdem hat Werner ein volles jahr, das vom frühling 1815/17 zu Podolien, im russischen anteil Polens, in der familie des auch jetzt bereits verstorbenen edlen grafen Chołoniewsky zugebracht, und eben in diesem ihm ewig schätzbaren verhältnis einen menschenverein kennen gelernt, dem er an adel der gesinnung keinen der ihm bekannten kaum gleichzustellen, geschweige denn vorzuziehen vermag. durch seinen edlen freund und beschützer, den jener familie angehörigen grafen Nicolaus Grocholski, vicegouverneur zu Kamieniec in Podolien, dort eingeführt, ward Werner durch den hochwürdigsten bischof von Mackiewicz und das alte bischöfliche kathedralcapitel daselbst, im frühjahr 1817 zum ehrendomherr ernannt'. noch einmal denkt Werner später der ihm liebgewordenen familie in seinem testamente.

Weiteres über Werners beziehungen zu dem kreis zu erschliefsen ist zweck vorliegender publication. der vf. benutzt dabei die arbeiten des polnischem historikers Rolle über die Grocholskis in der Warschauer zeitschrift Kronika Rodzinna 1885 s. 513f und die biographie des grafen Stanislaus Chołoniewski vom pater Johann Badeni S. J. (Krakau 1888); ferner standen ihm aus dem nachlass des historikers dr Anton Rolle eine anzahl von briefen Werners zur verfügung, an Grocholski und dessen gattin gerichtet.

Diese briefe, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden, bilden den wichtigsten bestandteil der arbeit Zippers. sie erweitern das bild Werners nicht durch neue züge, aber sie bestätigen mit charakteristischer prägung das bild des pater Zacharias. sie sind in dem bekannten fast unentwirrbaren schachtelstil mit zahllosen klammern geschrieben; voll selbstquälerein; voll leidenschaftlich brünstiger exaltationen der religion und freundschaft; voll spieleriger freude am geheimnisvollen, an dunkeln anspielungen, an decknamen — Werner selbst erscheint als Johannes, Casimir, 'der Kanonicus'; Hofbauer wird 'der Gärtner' genannt, die gräflichen freunde und freundinnen sind in Alexis, Joseph, Aglaë, Agnes, Luina verwandelt. Werners überhitzte und überreizte phantasie steigert sich die welt seiner freunde mit romantischem colorit. die stärksten, brennendsten ausdrücke sind ihm gerade gut genug. das ganze wird ihm zum roman. wahrheit und fiction wirren sich durcheinander. er schwärmt in leidenschaftlicher extase für den 'jungen heiligen Alexis': *'ich liebe den Alexis, lieb' ihn was man lieben nennen kann, er ist mein zweyter Gedanke Morgens, mein vorletzter Nachts; Er füllt den Tag über meine Seele'.* und

er fleht : '*Um Gotteswillen schickt* [illegible] *Bericht und ein Miniaturportrait, womöglich* [illegible] *kräusel und schwarzsammetnen Spenser*. [illegible] *gefiel, und den er während meines Aufenthalts* [illegible] *zu tragen pflegte*.' mit dem verstiegenen [illegible] er nennt sich selbst einen 'kanonischen [illegible]'. [illegible] keiten, servile demütigungen, dringliche [illegible] in den wenigen blättern fast alle register der [illegible] dieses unstäten. FELIX [illegible]

KLEINE MITTEILUNGEN.

EIN LATEINISCHER SEGEN GEGEN HALSGESCHWULST. der von ein paar deutschen worten begleitet ist, steht in Clm. [illegible] bl. 59[a], wie man schon aus dem hss.-katalog der Münchener [illegible] entnehmen konnte. sein umsichtiger bearbeiter hat dort bereits die sämtlichen deutschen worte ausgehoben : wenn ich auf jenes kaum beachtete, auch mir bisher entgangene stückchen hier trotzdem noch einmal hinweise, so veranlasst mich dazu ausser dem zufälligen umstande, dass ich die gerade durch WMeyer benutzte hs. hier dank seiner aufforderung einsehen konnte, wesentlich die absicht, irrige hoffnungen auf ein mehr deutschen textes abzuschneiden, wie sie durch die lakonischen angaben des katalogs erweckt werden könnten. der segen umfasst die 5 letzten zeilen des von einer zierlichen hand des 13 jhs. geschriebenen blattes 59[1], auf dessen vorderseite ein Breviarium apostolorum abschliesst und dessen rückseite vor unserm segen noch kurze lat. notizen *De forma xp̄i ac eo͛ diſcipuloꝝ* und *De genere cruci͛ xpi* enthält. auf der letzten zeile dieses zweiten stückchens geht es dann fort:

Suemo du kela . vir ſuillit . Segeno. (alles dies rot).

D (rot) *ne ih̄u xpe p orationē famuli tui ſc̄i blasii . Festina*
ī adiutoriū famulę dī . N . et mox ī eam fac misericordiam
tuā ad glam et laudē nōiſ tui dn̄e . Der nach
ſprich . dri ſtunt . Pat̄ n̄r quieſ in cęliſ . s. n. t.

darunter von einer jungern hand des 15 jhs.:

Oro ſc̄i Blaſij ſo ainē der hals
od̄r die kelle v̄ſwild Ora et libe͛a n̄.

dass die hs. erst dem 13 jh. angehört, dafür sprechen ebenso die schriftzüge wie der umstand, dass sie, allerdings von andrer, aber nicht von jüngerer hand, einen brief kaiser Friedrichs von 1159 enthält, ja dass sie, wider an andrer stelle (bl. 72[a]), zwei mondfinsternisse von 1207 und 1208 erwähnt. der segen ist also mit samt seiner, nach den sprachformen dem 10 oder der ersten hälfte des 11 jhs. entstammenden, deutschen einleitung

[1] die zusammengehörigen bll. 58. 59 schliefsen, wie mir WMeyer zeigte, an bl. 19 der hs. an.

aus einer um zwei jahrhunderte oder weiter zurückliegenden vorlage abgeschrieben. die feminina *famule* und *eam*, denen erst nachträglich die masculinen formen zur seite gestellt wurden, weisen auf ein frauenkloster, und dazu könnte die deutsche gebrauchsanweisung stimmen; WMeyer belehrt mich, dass im spätern mittelalter zb. profansprachliche register in sonst lat. hss. geradezu ein kennzeichen der frauenklöster bilden. leider lässt sich nicht feststellen, woher die hs. nach München gekommen ist; der heilige Blasius des segens hilft nicht weiter, da Blasius v. Sebaste der ständige nothelfer in halskrankheiten war. R.

Erklärung.

Im Anzeiger xxiv 356 ff richtet herr RWustmann gegen meine schrift über die 'Umgangsprache' einen angriff, dem ich wenigstens einige sachliche bemerkungen entgegenhalten muss. W. schliefst mit den worten: 'vereinzelte anregungen wird ihm die forschung trotzdem entnehmen können, wenn sie es nicht principiell vorzieht, wie wir es für richtig halten, möglichst nur gehörtes material zu verwerten und nicht gelesenes, wie Wunderlich tut, das ja doch nur ein surrogat von stoff sein kann, in der syntax nicht anders als in der lautlehre'. wer in syntaktischen fragen irgend etwas mitzusprechen hat, wird sich solche einschränkung des materials der beobachtung mit entschiedenheit verbitten. wir haben an der einseitigkeit genug, mit der sich die syntaxforschung früher auf den sprachstoff der litteratur einschränkte, und wollen nicht jetzt, wo eben erst die gesprochene sprache in den kreis der betrachtung eintritt, die neue einseitigkeit begehn, dass wir die hilfsmittel, die uns die litteratur darbietet, unbenützt lassen. persönlich bemerke ich, dass es mir nicht eingefallen ist, nur 'gelesenes' material zu verwerten; ich habe, wie ich in der einleitung (s. ix) hervorhob, die einzelnen erscheinungen im 'täglichen verkehr' beobachtet und mich nur bemüht, für die darstellung möglichst nach litterarischen belegen zu suchen. die litterarischen belege sollten meinen ausführungen zur bestätigung, controle und ergänzung dienen, sie sollten zugleich beim leser das verständnis erleichtern und für die wissenschaftliche discussion einen festeren boden schaffen. wenn da und dort das beispiel und die these sich nicht in allen beziehungen decken, wenn neben dem 'tertium comparationis' vereinzelt noch ein restbestand sich ergibt, so ist das ein mangel, der hier nicht beschönigt werden soll, der aber die ergebnisse der untersuchung nicht berührt.

An anderem orte, wo ich für eine sprachliche erscheinung einen entwicklungsgang feststelle und daran eine reihe von beispielen knüpfe, die den ganzen weg schritt für schritt belegen sollen, gibt der recensent sich den anschein, als ob er die bei-

spiele alle auf den endpunct allein zu beziehen habe. durch solches misverstehn gewinnt er dann die möglichkeit, meine belege für die personennamen in der fragestellung ungereimt zu finden (s. 357).

Besonders seltsam erscheint das verfahren des recensenten in dem folgenden beispiel. ich hatte vom modusgebrauch gesprochen und gezeigt, wie mannigfache — oft formelle — einflüsse den wechsel des tempus im conjunctiv begünstigen, zb. 'dass sich das eine verbum den conjunctiv vom präsens, das andere vom präteritum borgt, je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt. so ist eine völlige anarchie auf diesem gebiete schon in der schriftsprache ausgebrochen' (Umgangsprache s. 208). zum beleg sollten ein paar sätze aus Eichendorff dienen. W. bemängelt auch dieses beispiel und erklärt mir den wechsel der tempora bei Eichendorff gerade aus denselben gründen, die ich vorher entwickelt hatte, nur dass er dies verschweigt und seine ausführungen als eigene weisheit gibt.

Nach dieser probe kann ich mich andern angriffen des recensenten gegenüber mit einem einfachen hinweis auf den zusammenhang begnügen, aus dem die bemängelten stellen jeweils gerissen sind. das gilt namentlich für meine bemerkungen über den briefstil (Umgangsprache s. 69. 70), an die von W. die worte geknüpft werden : 'man sieht : Wunderlich vermag nicht zwei situationen auseinander zu halten'. dieser satz ist von demselben recensenten geschrieben, der mir 'unbesonnene verallgemeinerungen und übertreibungen' vorwirft, wenn ich die bedeutung der sturm- und drangperiode für unsre sprachgeschichte mit ein paar worten kennzeichne, oder wenn ich den superlativ 'schwierigst' im sinne von 'sehr schwierig' gebrauche.

Die zuständigkeit des referenten wird durch die tatsache, dass er statt zu dem inhalt meines buches stellung zu nehmen, nur an der äufsern form kritik übte, nicht sicher gestellt. auch durfte ich, nachdem so lange zeit seit dem erscheinen des buches verstrichen ist, wol erwarten, dass der recensent auf meine seither veröffentlichten arbeiten bezug nahm, so besonders auf die abhandlung 'Sprachleben in der mundart' (Wissenschaftl. beihefte d. Deutschen sprachvereins 12, 33—70), wo ich die grenzlinien zwischen mundart und umgangsprache gezogen und die umrisse für eine neugestaltung meiner 'Umgangsprache' angedeutet habe.

Heidelberg, 12 februar 1899. HERMANN WUNDERLICH.

ERWIDERUNG DES RECENSENTEN.

Auf die drei hier von Wunderlich beanstandeten puncte meiner recension seines buches erwidere ich folgendes:

1) Mit recht behandelt jetzt die syntaktische forschung sowol die schriftsprache wie die gesprochene sprache; früher behandelte

man nur die litteratursprache, das war eine einseitigkeit. nun schreibt W. ein buch über umgangssprache. umgangssprache ist gesprochene sprache. unbedingt wissenschaftlich verwertbare belege für alle gesprochene sprache müssen gesprochen worden, gehört worden sein. was die dichter und schriftsteller, noch dazu so verschiedene wie Goethe, Schiller und die modernen — ja auch zwischen der umgangssprache desselben milieus, wenn es Fontane, wenn es Sudermann, wenn es Hauptmann schildert, ist ein unterschied — uns als von ihren helden gesprochen darbieten, in jedem falle eine geburt aus subjectiver phantasie und objectiver würklichkeit, ist gegenüber dem satze, den ein auf wissenschaftliche treue vereidigter gelehrter als gehört mitteilt, ein surrogat. lässt sich die hierin ausgesprochene 'einschränkung des materials' mit der früher geübten einschränkung auf die schriftsprache auf eine stufe stellen, wie W. tut? ist sie verkehrt, wie W. meint? — auf die persönliche bemerkung erwidre ich, dass das in W.s buche von s. 1 bis zum schluss verwertete material ohne eine ausnahme gelesenes ist, und dass sich die abwicklung des inhalts lediglich an der hand dieser beispiele vollzieht. der aus dem vorwort citierte satz ist gegenüber diesen beiden tatsachen eben auch nur eine persönliche bemerkung, die an der tatsache des in dem buche ausschliefslich verwerteten materials nichts ändert.

2) Dass diese bemerkung W.s nicht richtig ist, bitt ich in der recension nachzusehen: ich bin dem verfasser schritt für schritt von der frage über die anredende frageform auf das blofse ausdrucksmittel des affects hin gefolgt. freilich hab ich die völlige syntaktische zusammenhangslosigkeit der in frage kommenden syntaktischen erscheinungen behaupten müssen, während W., wie er uns nun sagt, 'einen entwicklungsgang feststellt'. vom fragezeichen zum ausrufezeichen, einen physiologischen, aber keinen psychologischen.

3) W. spricht s. 207 von dem auftreten des conj. präs. in sätzen, die ganz der vergangenheit angehören, und sagt da zuletzt, dass dieses präsens in der schriftform unserer neueren sprache vorhersche. dort fährt er nun fort: 'aber, wie auch Erdmann ... andeutet, wird diese neigung durchkreuzt von einer gewissen vorliebe, mit der sich das eine verbum den conjunctiv vom präsens, das andre vom präteritum borgt, je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt. so ist eine völlige anarchie auf diesem gebiete in der schriftsprache ausgebrochen, wie zb. Eichendorff unbedenklich schreibt' usw. (beispiel). die 'mannigfachen — oft formellen [welcher art noch?] — einflüsse' der verteidigung reducieren sich also zunächst auf die sachlich von Erdmann entnommene angabe: 'je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt'. dieses sätzchen allein kann auch gemeint sein mit der stelle 'aus denselben gründen, die ich vorher ent-

wickelt hatte'. mit diesem Erdmannschen gedanken hab ich aber nur einen von drei wegen der tempuswahl kritischen puncten in dem Eichendorffschen citat erklärt. ich muss wider bitten, die recension nachzusehen. die hauptsache aber ist: W. hat das Eichendorffsche citat (wie schon seine interpunction ergibt, die er freilich in der verteidigung verwischt, noch deutlicher aber sein ganzer aufbau der stelle: 1) conj. präs. statt conj. prät., 2) durchkreuzung, 3) also anarchie [beispiel]) lediglich als beispiel für die tatsache der völligen anarchie, dh. eines ganz willkürlichen wechsels, bei dem sich nichts mehr erklären lässt, citieren wollen. schade, dass es nicht passt; die von Erdmann in seiner weit sorgfältigeren behandlung dieser frage gegebenen beispiele für anarchie passen, bei diesen ist eine erklärung wie die von mir für W.s beispiel gegebene ausgeschlossen.

Ich könnte hier damit schliefsen, den ausdruck 'seltsames verfahren' in harmloserer weise, als er mir zugedacht war, auf W.s verteidigung anzuwenden. ich bemerke aber noch, dass die stelle von den 'zwei situationen', nur weil sie 'aus dem zusammenhang gerissen ist', eine übertreibung zu enthalten scheint, dass 'sehr schwierig' an der fraglichen stelle ebenso unbesonnen wäre wie 'schwierigst', und dass ich zu dem inhalt von W.s buch ja doch wol deutlich genug stellung genommen, nicht, wie W. meint, nur an der form kritik geübt habe.

Leipzig, 24 februar 1899. RUDOLF WUSTMANN.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG.

Zs. 42, 309 muss es in dem glaubensbekenntnis Wulfilas z. 6 heifsen '*unigenitum*' statt '*ingenitum*'.

Am 5 märz erlag zu Basel prof. dr RUDOLF KOEGEL, noch nicht 44 jahre alt, einem allzufrühen tode; aus vortrefflichen, aber einseitigen grammatischen anfängen hatte er sich, durch das strenge und begeisternde vorbild Müllenhoffscher lebensarbeit befreit, in verheifsungsvollem aufstieg zu einer mutigen und fruchtbaren anschauung unsres altgermanischen geisteslebens emporgerungen, deren starkem gehalt man über der berechtigten kritik unausgereifter details nur selten gerecht geworden ist; am 14 märz verschied in Berlin nahezu 76 jahre alt prof. HAJIM STEINTHAL, nach WvHumboldt der bedeutendste vertreter der allgemeinen und philosophischen sprachwissenschaft; am 16 mai starb ebenda 78jährig dr WILHELM SCHWARTZ, der rastlose veteran unsrer mythologischen forschung, verdient namentlich durch seine pflege der 'niedern mythologie'.

An der universität München hat sich für deutsche philologie dr FRIEDRICH VON DER LEYEN habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 3 august 1899

SCHRIFTEN ZUR SIEDELUNGSGESCHICHTE.

1. Siedelung und agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. von August Meitzen. 3 bände: 623. 698. 617 ss. gr. 8° und ein atlas mit 125 karten und zeichnungen. Berlin, Wilhelm Hertz, 1895. — 48 m.
2. Nordiske bøndergaarde i det XVI. XVII og XVIII aarhundrede af R. Mejborg. I: Slesvig. mit 257 und 30 abbildungen, zeichnungen und grundrissen. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, 1892. 1893.

   auch

   Das bauernhaus im herzogtum Schleswig und das leben des schleswigschen bauernstandes im 16. 17 und 18 jahrhundert. von R. Mejborg. deutsche ausgabe besorgt von Richard Haupt. 205 und 56 ss. gr. 4°. Schleswig, Bergas, 1896. — 14 m. und 4 m.
3. Deutsche stadtanlagen. von dr Joh. Fritz. programm des lyceums zu Strafsburg i. E. 46 ss. und 4 tafeln. 4°. Strafsburg, Heitz und Mündel, 1894.

Das grofse lebenswerk von Meitzen, von dem drei stattliche bände nebst einem atlas vorliegen, wird den altertumsforscher nicht minder interessieren als den wirtschaftshistoriker und nationalökonomen von fach. doch bringt die fülle des stoffes schon den oberflächlichen berichterstatter in verlegenheit. der schauplatz umfasst das ganze mittlere, nördliche und noch einen teil des südlichen Europa. die behandelten zeiträume reichen von der gegenwart über die mittelalterlichen colonisationen und wanderungen fort bis zu den nachrichten der Römer und Griechen und weiter bis zur ersten besiedelung des landes. die völkergeschichte und die besonderheiten des nationalen lebens finden eine umfassende verwertung, und der wissenschaftlichen combination wird ein fast unbeschränkter spielraum eröffnet. von dem buche wird zweifellos eine grofse anregung ausgehn. weiteren kreisen wird das material vielfach erst erschlossen. die discussion hat nun eine ganz andre grundlage. wichtige gesichtspuncte treten zum ersten mal hervor, zu denen die altertumsforschung notwendig stellung nehmen muss. wenn ich dies hier den hauptproblemen gegenüber in freierer behandlung versuche, so müssen auch diese bemerkungen notwendig etwas andeutendes und provisorisches behalten.

Die weite der historischen perspectiven und das unbedingte vertrauen zu ihrem arbeitsmaterial waren der agrargeschichte von je her eigen, seit Olufsen diese wissenschaft begründete. als dieser dänische geometer im vorigen jh. bei der allgemeinen um-

ordnung der äcker ('udskiftning') eine unsumme von flurkarten aufzunehmen hatte und bei aller scheinbaren verwirrung doch immer dieselbe planvolle anlage wider erkannte, zweifelte er um so weniger, in ihr eine directe erbschaft der ältesten und ursprünglichen flurverfassung vor sich zu haben, als er sie schon in den volksgesetzen des 13 jhs. widerzuerkennen vermochte. ihm sind die hervorragendsten deutschen und englischen forscher, Waitz, Hanssen, Meitzen, Seebohm uaa. gefolgt, sodass seine anschauungen fast zum gemeinbesitz unsrer wissenschaft geworden sind. sie herschen noch heute. wenn der neueste gewährsmann, Inama-Sternegg, in Pauls Grundriss[2] III 13 (1897) lehrt : bei der urbarmachung des landes erhielt einst jeder genosse 'in jedem feldstück (gewann) einen entsprechenden anteil in einem längsstreifen. die verteilung dieser feldstreifen geschah nach dem lose. infolge dieses aufteilungsmodus war der ackerbesitz jeder hufe innerhalb der ganzen gemarkung der ansiedelung auf so vielen puncten zerstreut, als es gewanne gab', — so sind das noch genau die alten Olufsenschen anschauungen.

Reservierter verhielten sich nur Olufsens eigene landsleute. Paludan Müller meinte sogar in seiner eindringenden studie über könig Waldemars Erdbuch : 'Olufsen habe sich nicht frei davon gehalten, sein system auf eine voraussetzung über den ersten anbau des landes zu gründen, die sich nicht allein nicht beweisen lasse, sondern auch kaum eine ernstliche prüfung aushalte'. dass eine untersuchung der germanischen und skandinavischen siedelungsverhältnisse seine kräfte übersteigen würde, fügte er allerdings resigniert hinzu (Waldemars lordbog 229. 242). eine nachprüfung begann neuerdings Lauridsen in seinem artikel 'Om gamle danske landsbyformer' (Aarbøger 1896 s. 148—170). er wies nach, dass diejenigen ackerbilder, welche Olufsen vorfand, vielfach aus urkundlichen gründen nicht in die frühern jhh. zurückreichen können, da sie hinsichtlich der hofstellen und anteile meistens seit dem 13 jh. von grund aus verändert sind. und wenn die udskiftning im vorigen jh. dennoch wider eine planvolle und symmetrische verteilung vorfand, so könnte die letztere in dieser ihrer concreten form unmöglich in die alten zeiten zurückreichen. nur in wenigen fällen schienen die mittelalterlichen bestände bis auf Olufsens zeit bewahrt zu sein. aber was Lauridsen damit erschütterte, ist nur die angenommene ursprünglichkeit von Olufsens material, nicht das von ihm erschlossene princip. und auf dieses allein kommt es an. um zu erkennen, wie weit wir mit dem letzteren zurückrechnen dürfen und wie weit es für die germanische welt eine allgemeinere giltigkeit hatte, bedarf es eines weitaus gröfseren materials, als es Olufsen zur verfügung stand. bei Meitzen ist nun ein so grofses material vereinigt, dass eine allgemeine orientierung über die modernen zustände der meisten deutschen gebiete wol mög-

lich ist. leider ist Dänemark und der skandinavische norden sehr schwach vertreten, auch für das germanische England sind nur die wenigen bekannten grundrisse widerholt, sodass der specialforschung hier noch sehr viel zu tun übrig bleibt. . .

Eine würkliche flurverfassung wird sich nur dort herausbilden, wo eine gröfsere anzahl von menschen darauf angewiesen ist, sich gemeinsam auf einem engen raume einzurichten, wo man näher zusammen, also in dörfern wohnt. dies ist nur in einem gröfsern teile Mitteleuropas der fall. neben der dorfsiedelung herscht die ansiedelung in einzelhöfen, in Deutschland aufser den abgelegenen gebirgsgegenden und den mittelalterlichen colonistengebieten vornehmlich im nordwesten, westlich der Weser. die grenzen zwischen beiden formen, wie sie die übersichtskarte nebst anlage 1. 2 bei M. vorführt, stimmen im allgemeinen mit denen überein, welche schon Landau Territorien s. 18 festlegte. die kleinern unterschiede (im süden des östlichen Helwegs zwischen Hamm und Olpe) werden sich leicht erledigen, wenn die messtischblätter erst ganz erschienen sind. aber M. richtet seinen blick weiter, indem er auch die einzelsiedelungen jenseits des Rheins, in Belgien (I 517), im südlichen Frankreich (die grenzen I 516) und besonders in Irland und Wales mit denen der deutschen gebiete in denselben völkergeschichtlichen zusammenhang bringt. nach ihm sind sie alle eine gemeinsame keltische tradition aus den zeiten der ältesten weidewirtschaften dieses stammes. aber bevor wir zu solchem schlusse gelangen, wird noch vieles klarzustellen und jede gegend einzeln zu untersuchen sein. in Nordwestdeutschland ist der jetzige zustand wol ziemlich alt. wenigstens scheint es nicht so, als ob aus den urkunden noch etwas wesentlich anderes nachzuweisen wäre. ein beweis aber ist damit noch nicht gegeben. an sich können die einzelhöfe natürlich überall aus einer aufgelösten dorfsiedelung entstanden sein, wie dies noch in historischer zeit in Schleswig-Holstein und andern dänischen gebieten der fall ist und schon früher war. hier haben vielfach ganze dörfer sich vollständig aufgelöst, sodass nur die kirche, die schule und ein paar häuser am orte blieben (Mejborg-Haupt s. 125). ebenso machen es die grofsen friedhöfe der insel Bornholm durchaus wahrscheinlich, dass hier im beginn unsrer zeitrechnung an stelle der jetzigen einzelhöfe gröfsere dörfer bestanden. der übergang vom gesamtbesitz zum privatbesitz hat entschieden zerstreuend gewürkt. auch in den rheinischen gegenden wird sich manches verschoben haben. wenn hier in der ältern zeit stämme wie die Sugambern, Usipeter, Tencterer, Bructerer auf und ab rückten, bald im gebiet der einzelhöfe, bald in demjenigen der dörfer sich bewegten, so ist kaum anzunehmen, dass sie damit auch ihre gewohnheiten ablegten, denn diese waren zu tief in der verfassung begründet. die 'ingentes vici', welche Sulpicius Alexander bei Gregor II 9 zwei tagereisen von Neuss

erwähnt, führen uns an die heutige grenze der dörfer und einzelhöfe, aber sie deuten doch eher darauf hin, dass die dörfer hier zurückgegangen, als dass sie vorgedrungen sind. es käme vor allem darauf an, das hauptcentrum der einzelsiedelung möglichst festzustellen. in Westfalen scheinen die archäologischen überreste der römischen und der spätheidnischen zeit, wenn sie auch noch wenig übersichtlich uns vorliegen, in der tat auf keine so dicht zusammenwohnende bevölkerung zu deuten, wie dies am Rhein oder in Süddeutschland der fall ist. doch fehlt es auch nicht ganz an gröfseren friedhöfen, wie demjenigen von Beckum (Correspondenzblatt der anthrop. ges. 1890, s. 151. 154). eher dürften die grofsen megalithischen denkmäler der ältesten zeit auf ein gruppenweises zusammenwohnen hindeuten.

M.s keltische hypothese beruht im wesentlichen auf dem umstand, dass er in Irland und Wales die zerstreute siedelung als volkstümlich nachzuweisen vermag. aber die anwendung auf Deutschland stöfst auf grofse schwierigkeiten. erstens, wenn wir darin eine alte keltische sitte anzuerkennen hätten, sollten wir doch in denjenigen deutschen gegenden, wo die keltische bevölkerung am dichtesten safs, im Rheinland, am Taunus, den Main- und Wesergebieten, in Hessen und Thüringen die einzelhöfe erwarten. aber gerade hier fehlen sie völlig. um die hypothese zu retten, müste man schon annehmen, dass diejenigen Kelten, welche in Mitteldeutschland bis zur Weser angesiedelt waren, schon selber die keltische art aufgegeben und die germanische angenommen hätten, — gewis kein überzeugender ausweg. und zweitens ist es sehr unwahrscheinlich, dass die einzelsiedelung eine gemeinsame keltische sitte war. wo wir directe alte zeugnisse haben, lauten sie eher auf dorfsiedelung. die italischen Kelten wohnten nach Polybius II 17, 9 *κατὰ κώμας ἀτειχίστους*, die *Κελτικοί* Hispaniens *κωμηδὸν* (Strabo III 2, 15). in Helvetien herschte zur zeit Cäsars — wie noch heute — ein gemischtes verhältnis, ebenso wol in ganz Gallien nach der art, wie die 'vici' und 'aedificia' einander gegenübergestellt werden. wir haben hier offenbar eine fortschreitende entwicklung vor uns. was in der Schweiz das terrain nahe legte, mögen in den ebenen Galliens die früh aufgekommenen latifundien bewürkt haben, die mit ihren mähmaschinen usw. von M.s 'weidewirtschaften' schon sehr weit entfernt sind. die römischen grofswirtschaften vollendeten das schon angebahnte, und erst die germanischen invasionen brachten der dorfsiedelung wenigstens im östlichen und nördlichen Frankreich eine neue stütze. gerade im nördlichen Frankreich, zwischen der Loire und dem Rhein, wo wir die eigentliche wiege der Kelten zu suchen haben, ist dorfsiedelung, vor allem durch die grofsen vorcäsarischen grabfelder der Champagne, wol bezeugt. es war vermutlich die altkeltische sitte, ebenso wie es die altgermanische, die altgriechische

(Thukyd. I 10, 12), die altindische war. es bleibt sehr bedenklich, die verhältnisse von Irland und Wales zum mafsstab des reinen Keltentums zu machen. gerade hier haben wir alle ursache, fremdartige bestandteile und völker zu suchen, die noch nach dem verlust ihrer sprache und ihres politischen lebens manche ihrer besonderheiten festhielten[1].

Eine besondere stütze erwächst M. für seine keltische hypothese daraus, dass er in dem sächsischen bauernhause das altkeltische 'familienhaus' wider findet. aber auch diese gleichstellung wird aufzugeben sein. die interpretation der walisischen gesetze den Keltologen anheimstellend, vermögen wir aus den angeführten tatsachen einen dem sächsischen hause entsprechenden grundplan nicht zu entnehmen. wenn wir von 2 X 3 mittelsäulen hören, so sind sie mit jeder dreischiffigen anlage vereinbar. über die einteilung der seitenräume scheint in den gesetzen kaum etwas sicheres überliefert. nach dem was Zimmer Kuhns zs. 30, 103 f zusammenfassend über das haus der heroenzeit bemerkt, hatte dasselbe nicht einmal die charakteristische sächsische giebelstellung: 'dasselbe bildet ein rechteck .., in der mitte der einen langseite ist eine thür, .. zur linken und rechten an den wänden der kurzseiten befinden sich die lagerstellen', und dies ist 'im wesentlichen die form, wie sie noch heutigen tages in Connacht in den rein irischen teilen überall auf dem lande anzutreffen ist'. diese einrichtung stimmt somit mehr zur fränkischen als zur sächsischen grundform. und wenn wir weiter in den walisischen gesetzen neben dem wohnhause besondere speicher und ställe erwähnt finden[2], so fällt auch das andere charakteristische merkmal der sächsischen häuser, die vereinigung des ganzen haushaltes unter einem dache, dahin.

So müssen wir die sächsisch-westfälischen sonderformen einstweilen auf sich beruhen lassen. sie haben weder etwas specifisch urgermanisches noch urkeltisches, sondern verlangen ihre besondre erklärung.

In den übrigen germanischen gebieten herscht entschieden die dorfsiedelung mit ihrer charakteristischen flurverfassung vor. wir haben allen grund, dieselbe als die eigentlich germanische zu betrachten. wenn nichts weiter, würden schon die grofsen urnenfriedhöfe der taciteischen und vortaciteischen zeit dafür zu zeugen geeignet sein. darüber herscht jetzt auch wol allseitiges einvernehmen. aber sowie wir über diese allgemeine tatsache hinausgehn, beginnen die schwierigkeiten.

[1] vgl. Zimmer Zeitschrift d. Savigny-stiftung f. rechtsgeschichte n. f. 15 (1894), 214 ff.

[2] so werden im Venedot.-codex III 21 (Ancient laws of Wales 1841 s. 142) als mit dem hause eines villanus verbundene besondre bauten erwähnt: eine kammer, kuhstall, scheune, brennofen, schafstall, schweinestall, sommerhaus, herbsthaus, auf deren verletzung überall die gleiche bufse stand.

Über die form der dörfer hat M. seit langer zeit umfassende untersuchungen angestellt und vieles in dankenswerter weise geklärt. wir unterscheiden mit ihm das lanzeilige colonistendorf von dem wirren germanischen 'haufendorf', das letztere von dem slavischen rundling usf. aber diese begriffe verlangen eine eingehende prüfung. vor allem ist M.s 'haufendorf' ein sammelbegriff, der einer genaueren auseinanderlegung bedarf. in ihm trifft sehr verschiedenartiges zusammen. wir verlieren, wie ich glaube, sogar den rechten historischen gesichtspunct, wenn wir mit M. die absolute verwirrung als das eigentlich typische betrachten. am Rhein, dh. am weitesten von den germanischen ursitzen entfernt, scheint die verwirrung allerdings besonders grofs, aber anderswo, und besonders in denjenigen gegenden, von denen wir nur wissen, dass dort immer Germanen safsen, lichtet sich das bild beträchtlich. ein weit geöffneter mittelraum, länglich oder rund, um den die höfe gruppiert sind, tritt hier in den alten plänen vielfach als charakteristisch hervor, während mit der zeit grofsenteils auch aus ihnen M.sche 'haufendörfer' geworden sind. auf solche anlagen hatte schon Olufsen hingewiesen (vgl. Hanssen Agrarhist. abh. I 38f), aber M., dem sie nicht bekannt waren, meinte, dass hier dem alten praktiker wol ein irrtum passiert sei, dass er die slavischen rundlinge oder geviertanlagen mit den dänischen dörfern verwechselt habe (I 23), ein von vornherein wenig glaublicher ausweg. inzwischen hat besonders Lauridsen s. 140f diese formen als dänisch völlig sicher gestellt. übrigens liefert in M.s eigenem material Vartofta in Westergötland ein deutliches beispiel (anl. 144). der weite dorfplatz, auf dem nachts das vieh zusammengetrieben oder die kirche errichtet wurde, war schon früh der mittelpunct des ganzen dörflichen lebens. sein alter nordischer name war wol *tá* (zu *tengia* 'fest zusammenhalten' gehörig). er kommt aufser in dänischen und schwedischen dialekten (Fritzner² III 655) fast nur noch in der Edda vor und hat sich im hohen norden auch wol nur mit den alten südlichen liedern erhalten : *á tái* sitzt nach Sigurds ermordung die weinende Gudrun, Giukis tochter, um überall hin ihr leid zu verkünden (Gudrunarhvǫt 9); *á tái* werden zuerst leidvolle kunden bekannt (*sprutto á tái tregnar iðir* Hamþismál 1); *á tái* findet der zur ausfahrt gerüstete kampfbereite helden stehn (Sigurþarkv. 2, 21). im westgermanischen begegnet dasselbe wort in einer andern ablautsform, als *tig*, *ti*, hd. *zih*. das biblische 'similis est pueris sedentibus in foro' übersetzt der ags. Matth. 11, 16 *heo ys gelic sittendum cnapum on foretige* : es ist der allen gemeinsame vorplatz (vgl. auch bei Bosworth-Toller s. 324ª *forþ-tege*, *-tige* 'atrium, vestibulum'), der dänischen *forte* (Lauridsen s. 127 vergleichbar. auch im althochdeutschen wird 'forum' mit *zich* übersetzt (Ahd. glossen II 501, 36). im niederdeutschen ist *tie* schon in älterer zeit (Mnd. wb. IV 541) die übliche bezeichnung

für den öffentlichen sammel- (RA 748) und beratungsplatz, mag er inmitten des dorfes oder — wo hier kein platz für ihn war — unmittelbar bei demselben liegen. wenn im schwedischen und dänischen *tá* daneben die öffentliche strafse überhaupt bedeutet, so begreift sich dies aus den nordischen verhältnissen vollkommen, da neben der erwähnten auch die siedelung in blofsen langen strafsenzügen altvolkstümlich ist.

Im schwedischen Östgötalag (Bygda B. I 4, Schlyter II 191) werden für die dorfgründung ausdrücklich zwei volkstümliche anlagen geschieden: *Nu dela þer sumi til fiæþerskiptu ok sumi vilia hava til raþuskiptis* 'nun wollen einige die vierteilung haben, andere das *raþu skipti*'. die erstere bezieht sich auf die concentrierte anlage, welche durch die vier nach altem nordischen gesetz zu jedem solchen dorfe führende wege zugleich in vier viertel aufgeteilt wird, *raþu skipti* (zu altn. *roð*, gen. *raðar* 'steine oder damm, welche einen langen weg bilden' Fritzner[2] III 148) auf die anlage in langer reihe. auch dieses verlorene wort und mit ihm die sache muss einst im westgermanischen vorhanden gewesen sein, wie die entsprechenden ortsnamen auf *-rad, -rath, -rade* erweisen (vgl. Clutzarada, Gewirada bei Förstemann II 1214 schon aus dem 8 jh.), die nachher so vielfach mit *-rode* zusammengefallen sind. besonders am Niederrhein muss die zeilenförmige anlage sehr verbreitet gewesen sein, hat sie doch die typische form der 'holländischen' colonistendörfer abgegeben.

Es fällt nicht schwer, auch den ersten nordischen typus unter den deutschen 'haufendörfern' zu verfolgen, nicht nur den länglich-viereckigen, der in England, Friesland, am Rhein vertreten ist, sondern auch den um einen mittleren platz angesammelten. ein interessantes beispiel bietet das hessische Maden (M. anl. 15), wo auf dem plane von 1735 etwa 15 höfe in weitem kreise, nur mit umgekehrten fronten, um den mittleren platz mit der kirche herumliegen; auch Natbergen bei Osnabrück (anl. 93) ua. mögen verglichen werden. aber diese form, so altertümlich sie erscheint, war die am wenigsten entwicklungsfähige. von vornherein auf eine bestimmte anzahl von höfen berechnet, konnte sie sich in der alten weise nicht vergröfsern. vermehrten sich die hausstellen, so muste für dieselben bald aufserhalb der eigentlichen anlage raum geschaffen werden, falls man sich nicht entschloss, in der nähe ein eigenes neues dorf zu gründen. diese art des fortwachsens lässt sich an den grundrissen zt. noch deutlich verfolgen. so versteht es sich, dass man bei neugründungen, vor allem bei stark vermehrter bevölkerung, die alten abgezirkelten formen überhaupt nicht mehr widerholte, sondern — und das mögen schon die ersten Germanen am Rhein getan haben — zu dem willkürlichen 'haufendorf' übergieng. so werden die regelmäfsigen dorfformen nicht aus den regellosen,

sondern eher die regellosen aus den regelrechten hervorgegangen sein.

Aber noch eine weitere frage harrt der erledigung. der slavische charakter der in den Elbegegenden und dem östlichen Deutschland so weit verbreiteten rundlinge gilt als zweifellos. und doch hat man solche meines wissen aus den altslavischen landen noch niemals abgebildet oder auch nur zu sichern vermocht. die stelle, die man immer anführt, ist diejenige aus vHaxthausens Studien über die innern zustände Russlands (1847) II 130. aber vHaxthausen hat solche anlagen dort nie gesehen, sich im gegenteil gewundert, dass er sie in Russland nirgends antraf. sein gewährsmann bleibt prof. Ssresniowski. letzterer, dem er sein befremden aussprach, hielt ihm entgegen : 'früher möge das unter den reinen Slaven in Russland ebenfalls sitte gewesen sein. dass noch jetzt in der regel das dorf nur aus einer strafse bestände, deute darauf hin (!), vielleicht sei diese in alten zeiten an einer seite geschlossen gewesen, wodurch dann das dorf die gestalt eines sacks gezeigt hat. in Kleinrussland gebe es noch würklich dergleichen lange säcke . . . aber es existieren auch noch würklich in abgelegenen gegenden, zb. in den gouvernements Nishnij-Nowgorod und Kasan solche in einem zirkel gebaute, ein dorf bildende gehöfte. sie seien meist von Roskolniks angelegt worden und lägen abgelegen, oft nicht einmal gekannt, in den wäldern. diese dörfer nenne man Skiti und ihre bewohner Skitari'. hieraus scheint mir doch soviel hervorzugehn, dass von einem altslavischen charakter dieser anlagen nicht die rede sein kann. die uns bekannten südslavischen und grofsrussischen dörfer haben ein ganz andres aussehen. wir werden uns wol daran gewöhnen müssen, dass diese wendischen dörfer nicht importiert, sondern in Deutschland entstanden sind. mit den zunächst verwanten nordischen anlagen berühren sie sich räumlich, sodass sie an den stellen, wo wir sie tatsächlich finden, auch den besten localen halt haben. die unterschiede sind sicher zu beachten, vor allem scheint dem 'slavischen' typus die geschlossenere, compactere form zu eignen und bei den rundlingen die sich daraus ergebende fächerförmige anlage. aber die von Lauridsen beigebrachten grundrisse (s. 144 und Mejborg Nordiske bøndergaarde s. 188, vgl. unten) lassen das verwante doch deutlich genug erkennen; selbst die compacte anlage ist für Dänemark bezeugt. der 'sack' ist auch in Vartofta vorhanden. die geschlossenen viereckigen anlagen auf Fehmarn, die früher auch durchaus als slavisch galten (vgl. aufser M. noch Gloy Beiträge zur siedelungskunde Nordalbingiens 1892), sucht Lauridsen s. 119f besonders mit rücksicht auf entsprechende seeländische anlagen und darauf, dass sie, ohne auszusetzen, direct in die rein dänischen gebiete hinübergreifen, gewis mit recht aus den speciell nordischen verhältnissen heraus zu begreifen. wenn

nun diese geschlossene rechteckige form nicht als eine slavische gelten kann, so wird auch diejenige der rundlinge, die in Deutschland überall mit jener hand in hand geht, a priori kaum als eine specifisch slavische anzusehen sein. weitere untersuchungen sind dringend erwünscht. zunächst wäre es wichtig, den ausgangspunct dieser formen zu erkennen. ihre gröste dichtigkeit haben sie im nördlichen Deutschland, im Lüneburgischen und in der Mark; doch sind sie auch in Böhmen verbreitet, in welcher gestalt, vermag ich nicht zu sagen, da mir ein entsprechendes kartenmaterial für Böhmen hier nicht zur verfügung steht. jedesfalls sind sie ein bodenständiger typus von hoher altertümlichkeit, mögen sie sich im übrigen erklären wie sie wollen. . .

Wie aber verhält es sich mit der eigentlichen agrarischen verfassung der von altersher in dörfern angesiedelten gemeinden? bei behutsamer betrachtung bereitet schon die definition der formen, um die es sich handelt, eine schwierigkeit. die agrarischen bilder, die uns entgegentreten, sind so mannigfache, dass man vor einer zu raschen verallgemeinerung sich wol zu hüten und zunächst nur an die constanten merkmale sich zu halten hat. das wichtigste bleibt erstens die gemenglage zahlreicher kleiner ackerteile innerhalb der dorfflur, von denen eine anzahl jetzt in der regel zu kleineren oder gröfseren, teils regelmäfsig, teils zufällig abgegrenzten gewannstücken zusammengefasst wird. hand in hand damit geht zweitens die zerstückelung des einzelbesitzes, der hufen, die aus mehreren oder vielen zerstreut liegenden teilen bestehn. beide merkmale lassen eine art auch sonst sich äufsernder feldgemeinschaft nicht verkennen.

Man zweifelt in der regel nicht, in diesen einrichtungen eine alte nationale erbschaft speciell der germanischen völker anzuerkennen. aber sie finden sich, mannigfach variiert, auch aufserhalb Deutschlands in keltischen und slavischen gegenden, sodass es sich auch um einen von den nationalen grenzen unabhängigen culturgeschichtlichen vorgang handeln könnte. bildet doch ganz Mitteleuropa ein zusammenhängendes culturgebiet, in dem auch andre sicher nicht ursprüngliche einrichtungen, wie die dreifelderwirtschaft, die weiteste verbreitung fanden. die nationalen formen zu reconstruieren, bereitet überall die grösten schwierigkeiten. so sind wir aufser stande, aus den gänzlich variierenden südslavischen und grofsrussischen typen einen gemeinsamen slavischen grundtypus herzustellen. dass der südslavische mit der hauscommunion zusammenhängende, den man gern für den ursprünglichen hält, jemals bei den Grofsrussen oder Kleinrussen geherscht habe, ist äufserst unwahrscheinlich. ebenso schwer lässt sich meiner ansicht nach eine keltische grundform sichern. wenn M. auch die kleineren blockförmigen parcellen des Niederrheins (vgl. I 518 usw.) mit den im übrigen

[illegible] [illegible] combinieren sucht, so fehlt es andererseits [illegible] dafür weder bei den Germanen noch bei den Slaven [illegible] parallelen. besonders die berührungen zwischen [illegible] und germanischen formen [illegible] enge, dass sie schwer auseinanderzubringen sind. [illegible] uns nur [illegible] einem möglichst vollständigen material [illegible] historisch zurückschreitende einzelforschung weitere [illegible] zu verschaffen.

[illegible] wir zu denjenigen gegenden zurück, von denen die ersten [illegible] untersuchungen ausgegangen sind, dem norden [illegible] wir hier gleich vor eine interessante frage gestellt [illegible] für diese gegenden [illegible] material nur ein geringes [illegible] wir zunächst einmal die alten gesetze sprechen lassen [illegible].

[illegible] [illegible], welche etwa seit dem 13 jh. im norden [illegible] als die regelmässige [illegible] ist die von Olufsen beschriebene 'solskipt' [illegible] Hanssen s. 44. aber sie gilt nicht als die allein gesetzliche und war nicht in [illegible] gegenden gleich verbreitet. schon Lauridsen [illegible] [illegible] darauf hingewiesen, dass sie in Ostdänemark schon [illegible] 13 jh. durchgeführt war, während sie in Schweden wol erst [illegible] der [illegible] der provinzgesetze eingang fand, ohne ausschliessliche gesetzmässigkeit zu erreichen, und in Südfinnland in [illegible] des 14 jhs. als 'schwedische verteilung' bekannt wurde. [illegible] der neu eingeführten bestand in Schweden immer noch [illegible], [illegible] dürfen wir hier zuerst hoffen, einen [illegible] ältern agrarischen verhältnisse zu gewinnen.

E[illegible] über diese schwierigen und noch un[illegible] [illegible] [illegible] auf grund der altschwedischen gesetze [illegible] werden.

D[illegible] für die ältere verfassung sind mannigfach [illegible] oder 'die frühere verteilung': gamblæ [illegible] Schlyter [illegible] 215). Westg. l. (Schl. v 195) oder for[illegible] [illegible] verfahren', af forna fari Östg. l. (II 191). ein [illegible] dorf ist ein 'fertiges und altes dorf', allitte [illegible] gamall O. (II 216), wol auch ein 'heidendorf' [illegible] by ibid. und [illegible] 49. 189. die eigentlich tech[illegible] aber verbleibt hamarskipt 'hammerverteilung' [illegible] by ligger i hambri ok i forni skipt Up[illegible] W[illegible] ist gerade dies wichtigste wort nicht völlig klar. Schlyter [illegible] in anlehnung an schwedische dialekt[illegible] [illegible], da auf solchen die ältesten schwedischen dörfer angelegt [illegible]. aber das wort bezieht sich garnicht auf das als [illegible] gefasste gesamtdorf, sondern auf das verhältnis der einzelnen hofsteilen zu einander, sodass diese erklärung unmöglich wird. der zusammenhang mit unserm 'hammer', dem alten zeichen der besitzergreifung, wird aufrecht zu erhalten sein, wenn auch die specielle symbolische anwendung desselben

durch den ausdruck allein nicht geklärt wird. der zusammenhang, in den M. den Thorshammer mit den losungsgebräuchen bringt, ist wenig überzeugend.

Den gegensatz zu dieser alten einteilung bildet die neue, die *ny skipt : farr nokor gamblæ skipt siþæn ny ær a komin* U., W. I (III 215). es ist die *solskipt*, die verteilung nach der sonnenlage, welche für die reihenfolge der einzelnen besitzer mafsgebend wurde. sie gilt als die eigentliche *lagha læghi* Upl. (III 217), die 'dispositio legitima', vgl. *til laghae læghis ok til rættræ solskipt* Upl. Wiþerb. II 1 (III 217), kann aber in Schweden noch nicht ohne weiteres, sondern nur mit einer in den einzelnen gegenden verschieden bemessenen unterstützung seitens der dorfgenossen durchgeführt werden.

Dass es bei der *fornskipt* noch kein festes eigentum gab, sondern, wie Lauridsen s. 164 f annimmt, nur eine art nutzniefsungsrecht bei periodischer und wechselnder verteilung, glaube ich nicht. das feste erbe und alte besitztum (*fastae faeþerni ok aldae oþal* Upl.) der von Lauridsen angeführten stelle (Schlyter III 247) steht nicht im gegensatz zur *fornskipt*, sondern bezeichnet den acker der *utæn liggær brut ok byæ mal*, der nicht zum eigentlichen flurbetriebe der mark gehört. für solche teile ist auch anderwärts 'jahreswechsel' vorhanden.

Das feste eigentumsrecht scheint mir schon dadurch erwiesen, dass im Östgöta lag Bygdab. I (II 189) nur derjenige die neue gesetzmäfsige einteilung fordern darf, der das achtel eines sechstels (*siatungs attung*) oder im Upl. l. (III 216) einen *fiærþung* besitzt. dass die *lagha læghi* dieser stellen die angenommene umfassende bedeutung hat, zeigt das *by byggja* des eingangs und die vergleichung der nächstverwanten provinzgesetze, besonders Uplandslagen, Wiþerbo I (Schlyter III 215), wo im eingang von demselben gegensatz die rede ist. wäre zur zeit der gesetzesniederschriften in der tat erst eine so durchgreifende veränderung wie der übergang vom nutzniefsungsrecht zum festen besitztum vor sich gegangen, so würde sicherlich auch ein hinweis darauf vorliegen.

Die neuordnung bezieht sich auf das dorf und auf dieses in erster reihe, sodann auf die flur. sie braucht keine radicale zu sein, sondern kann von den dorfgenossen für jeden beliebigen teil einzeln beschlossen werden (Schlyter II 189). ihr ausgesprochener zweck ist die gleichmachung oder gleichlegung (*iamnaþer, iamfœri*) der einzelnen teile, ausgleichung im tausche (II 190), die eine andre arrondierung bezweckt.

Im dorfe zunächst galt es, ein übersichtliches, allen factoren gerecht werdendes arrangement zu treffen oder aufrecht zu erhalten. die nötigste bestimmung schien wol, dass jeder hof seinen freien zugang zur gasse oder dem dorfplatz erhalte, der also bei der alten art vielfach entweder nicht vorhanden oder mit der zeit

zugelegt worden war. weiter schien eine planvolle einteilung des dorfes in quartiere, in achtel oder viertel oder hälften nötig, welche einander äufserlich gleich gemacht, durch marken und wege getrennt wurden. in der flur waren die übelstände nicht geringer. die unbequemlichkeit der alten lagerung und gruppierung heben zwar die gesetze nicht ausdrücklich hervor, doch dürften sie den verhältnissen im dorf nichts nachgegeben haben. dagegen hören wir, dass eine neue bonitierung mit der umordnung verbunden war (II 96), sodass gute und schlechte ackerstücke gleichmäfsig verteilt wurden, sicherlich nach mafsgabe der alten besitzverhältnisse.

Das äufsere zeichen der neuordnung sind die festen grenzzeichen, welche 'niedergeschworen' werden mit der einstimmung aller bewohner. in der regel waren es 'stangenmale' *rámarkar* oder *ristir* 'einritzungen' auf ebensolchen stangen, wenn man nicht in die erde gegrabene grenzsteine (*rør, rá ok rør*) vorzog. die sichtbar festgelegten grenzen scheinen für die neue, das stangenmafs für die alte art charakteristisch zu sein, vgl. Södm. I, Bygn. 13 (IV 99) *läggi siþan til iamföris, aghi þa han wizorþ, ra will niþer sätiä ok ei þen stangfall will a leggiæ*, vgl. s. 98 *hawi þen wizorþ solskipt will hawa, wari all hamarskipt aflagð oc hawi engin wizorþ* und Upl. Wiþ. 17 (III 239): *ær æi ra ok rör til ok æru gamblir garþær ok fornir byæ mællum, giffs ok þöm wizorþ.* so erst war die volle *lagha læghi*, die 'dispositio legitima' erreicht.

Mit der durch feste grenzen regulierten bequemern disposition und gerechtern bonitierung war noch ein andrer vorzug verknüpft. wenn ein dorf gegründet ist und es seine festen *rámarkar* hat, ligt es nach Östg. B. 28, 5 auch *til há ok hamnu*, dh. hat es diejenigen einrichtungen erhalten, nach denen die heeres- und flottenleistungen desselben bestimmt sind (vgl. Schlyter Juridiska afhandl. II 51 f). und dieser umstand begründet erst das allgemeine und öffentliche interesse, welches der staat an der ganzen einrichtung nahm. wol wurden in Schweden auch früher schon ebenso wie anderswo die einzelnen höfe zu diesen öffentlichen pflichten herangezogen, da aber die leistungen nicht mehr, wie es ursprünglich wol der fall war, nach der personen- oder familienanzahl, sondern nach der gröfse des besitztums bemessen wurden, muste allmählich eine gröfsere genauigkeit und übersichtlichkeit des besitzes im sinne der gerechtigkeit zum öffentlichen bedürfnisse werden. an solche erwägungen und nicht an den sicherlich nur secundären einteilungsmodus nach der sonnenlage haben wir uns zu halten, wenn wir den eigentlichen grund und zweck der neuordnung begreifen wollen. von Dänemark aus hat sie sich über den ganzen norden verbreitet, aber auch hier wird das princip nicht erfunden, sondern von dem deutschen süden her übernommen sein.

Wie diese allgemeinen umrisse von der 'alten art', welche

die gesetze ergeben, im einzelnen auszufüllen sind, kann nur die erfahrung lehren. Schweden, wo die *solskipt* nicht so früh und vollständig durchgeführt wurde wie in Dänemark, und die von ihm aus cultivierten länder könnten dafür ein wertvolles material liefern. vielleicht dürfen wir sogar in einem von vMöller veröffentlichten und von M. in der anlage taf. 144 widerholten grundriss v. jahre 1645 ein interessantes muster derselben anerkennen. es ist das wegen seiner offenbar sehr altertümlichen dorfanlage oben s. 230 bereits erwähnte Vartofta in Westergötland. hier ist nur an einer stelle eine regelmäfsigere anordnung der äcker nach der art eines gewannes, an dem die meisten höfe mit einem oder mehreren streifen beteiligt sind, erkennbar. im übrigen herscht volle willkür, vor allem in der nähe des dorfes, wo man doch die älteste und gesetzmäfsigste verteilung erwarten sollte. die ackerstücke sind aus dem wiesenlande herausgebrochen, wie es einem jeden passte, am liebsten in zusammenhang mit der hofstelle. von einer einteilung in gewanne und regelmäfsige ackerstreifen ist hier keine rede. hier ist keine *lagha læghi* und keinerlei *solskipt*. ein grofser teil war 1645 noch unangebaut. es wäre interessant festzustellen, wie heute nach 250 jahren dieselbe flur aussieht.

M. hat zur erklärung dieser und anderer unregelmäfsiger fluranlagen eine besondre theorie. er meint, dass sie alle herschaftsgüter gewesen seien, bei denen ein einzelner wille den 'hintersassen' ihren anteil in willkürlicher weise und ohne rücksicht auf die sonst herschenden gebräuche habe anweisen können. aber sollte nicht gerade für einen solchen herrenwillen die übersichtlichste und zweckmäfsigste disposition auch die nächstliegende gewesen sein? wie konnte er freiwillig seine flur in einer solchen weise ruinieren, wie es in Vartofta der fall ist? solche formen kann nur die zeit und die fast schrankenlose selbstdisposition geschaffen haben. überdies ist es wenig wahrscheinlich, dass Vartofta jemals ein einzelhof mit herren und 'hintersassen' gewesen. die dorfanlage ist die typische der genossenschaftsdörfer. auch der name *-topt* (hochd. *zunft*) zeigt rücksicht auf ein gegenseitigkeitsverhältnis. der ort ist sehr alt. *Vartoptær* wird schon im Westgötalag (Schlyter I 194) erwähnt als eines der acht Upsala öþer, welche immer der landeskönig hatte (*þem atti ee þen sami konunger ær ræþ landum*). später wurde es klostergut und schliefslich sitz des königlichen amtmannes. seine älteste bedeutung aber muss es als hardenmittelpunct und -vorort gehabt haben, da die ganze harde nach ihm benannt wurde. die dominierende stellung der hauptbesitzer hat offenbar die alten einrichtungen conservieren und schützen helfen. so mag es denn dazu angetan sein, unsre allgemeinen vorstellungen von den zuständen jener ältern zeit und einrichtungen klären zu helfen.

Das dorf zunächst hat seiner anlage nach nicht das aussehen

eines herren-, sondern eines genossenschaftsdorfes von fast hufeisenförmiger gestalt mit einem einzigen breiten zugang. die haupthöfe waren, solange die überlieferte einteilung bestand, wol immer der klosterhof a und der abtshof b, die vermutlich an die stelle des frühern amts- resp. herradhofes getreten sind. es sind die ersten auf dem rechten flügel, wenn man aus dem dorfe hinausschaut. sie haben keinerlei beherschende lage, sondern liegen mit den übrigen in derselben reihe und müssen hier auch immer schon ihren platz gehabt haben, da ihre äcker sich unmittelbar an die höfe anschliefsen.

In der flur herscht nirgends, auch in dem einen regelmäfsigen stücke nicht, die sonnenordnung, obwol die form des dorfes sie sehr begünstigt hätte. der hauptcomplex der um das dorf herumliegenden stücke räumt nur darin den beiden erwähnten höfen eine bevorzugte stellung ein, dass sie, wenn auch in unregelmäfsigen formen, den grösten und geschlossensten besitz haben, in dem die höhere dignatio der besitzer hervortritt. im übrigen herscht ein wirres gemenge der in den willkürlichsten umrissen ausgeschnittenen teile. angesichts solcher formen begreift man erst, welche notwendigkeit eine zweckmäfsige arrondierung werden muste. von einer gleichheit der besitzanteile ist keine rede. ein jeder hat offenbar das, was zu bewirtschaften er sich zutrauen mochte. ebenso fehlt jede systematische einteilung in gewanne. kurz, das ganze macht noch den eindruck von prähistorischer ursprünglichkeit. da es keine *solskipt* ist, wie sie etwa Thorsjö in aller form durchgeführt hat, ligt es nahe, in ihr noch die 'alte art', die *hamarskipt* zu suchen.

Wie weit sonst noch ältere grundrisse vorhanden sind, welche demjenigen von Vartofta sich an die seite stellen, bedarf dringend der untersuchung. als eine übergangsform mag diejenige von Otterstorpaby in Westergötland (M. anl. 142) vom jahre 1645 betrachtet werden, wo in der flur gleichfalls die sonnenordnung fehlt. auch hier ist noch viel freies land übrig. die gewanne sind erst im entstehn begriffen ('die gewanne einzeln zu sondern, bleibt untunlich' M. III 523). die unregelmäfsige streifenform wigt durchaus in den zwanglos zusammengruppierten complexen vor, aber an einzelnen stellen, in der nähe des dorfes wie draufsen in der flur, finden wir wider denen von Vartofta vergleichbare willkürliche formen. der 'herrenhof' a ist hier noch mehr als in Vartofta in die gemenglage hineingezogen. auch diese flur würde zur zeit der gesetze zweifellos zur alten art gerechnet worden sein.

Wie weit die einrichtungen der Finnen, die wesentlich unter skandinavischem einflusse zum ackerbau übergiengen, die ältesten nordischen zustände widerspiegeln, lässt sich nach M.s material nicht überblicken. nur dass eine grofse regellosigkeit und grofsenteils noch das occupationsrecht vorwaltet, scheint unverkennbar.

aber was vMiddendorf bei M. II 191 über das verfahren im nördlichen Russland berichtet, hat etwas so typisches, dass man es auch für ähnliche nordische verhältnisse beherzigen mag: 'die ankömmlinge fangen zuerst am gelegenen orte gemeinschaftliches leben an. es entstehen g e m e i n f e l d e r, deren teilung in lose das natürlichste ist. bald aber wird es den leuten zu enge. dieser oder jener begibt sich in die waldwildnis hinein, sucht sich eine blöfse usw., begrenzt sie durch bezeichnen der bäume und anhauen des jungholzes. solche waldmutungen sind anerkanntes gewohnheitsrecht .. die kennzeichen der besitznahme werden heilig gehalten .. andres recht entsteht, wenn die gesamtgemeinde in derselben weise neufelder schafft usw.'

Von hier aus fällt vielleicht auch auf die *hamarskipt* ein neues licht. der hammer war den Germanen das heilige symbol der besitzergreifung. hammer und axt sind in den ältesten zeiten und den primitiven culturen noch identisch. die hammer- oder axtmarken bleiben die äufsern heiligen zeichen der besitzergreifung, vgl. Grimm RA. 542 und Denman WRoss Early history of landholding s. 150 (*legitimis securarum adnotationibus habeo circumdatam* etc.). 'den hammer usgeben' heifst in den schweizerischen öffnungen 'die erlaubnis zum holzfällen geben', weil an die zu fällenden bäume mit dem hammer (beile) ein zeichen eingeschlagen wurde (Schweiz. idiotikon II 85); die schwedischen *rámarkar* 'stangenmarken' oder *ristir* werden damit in zusammenhang stehn. so mochte die alte verteilung, soweit sie nicht von gemeindewegen streng reguliert, sondern mehr nach dem freien willen der einzelnen sich herausgebildet hatte, mit ihren von dem besitzergreifer festgestellten bequemen oder willkürlichen grenzen wol als *hamarskipt* bezeichnet werden.

Sollen wir die aus den nordischen verhältnissen entnommenen gedanken zugleich auf Deutschland anwenden, so ergeben sich etwa die folgenden bemerkungen:

1) Eine planvolle fluranlage bestand ursprünglich wol nur an einzelnen besonders ausgenutzten stellen der mark. im übrigen war der willkür, so lange noch platz erübrigte, ein weiter spielraum gelassen.

2) Die gemenglage der äcker ist, soweit wir blicken können, alt und ursprünglich. aber sie hat einen wechselnden charakter und ist in verschiedener weise entstanden. die streifenförmige gruppierung ist zweifellos sehr alt. da sie bei allen germanischen stämmen die vorbildliche und schliefslich fast die allgemeine geworden ist, muss sie notwendig in eine sehr frühe zeit zurückreichen. aber diese regelmäfsige gemenglage, die an bestimmten stellen von der gemeinde geschaffen wurde, war nicht die einzige und schliefslich nicht einmal die überwiegende. daneben gab es eine andre in freiern und willkürlichen formen, wobei die einzelnen bebauten stücke in der flur

nicht einmal aneinander grenzten. hier konnte, so lange keine notlage vorhanden war, ein jeder nach seiner dignatio, nach seiner wirtschaftlichen kraft unter einwilligung der gemeindegenossen, seinem vorteil und bedürfnis nachgehn. in Vartoptir haben die vornehmsten höfe ihren überwiegenden besitz aufserhalb der gemenglage, während er in Otterstorpaby ganz in die gemenglage hineingezogen ist. hier hing wol alles an den localen verhältnissen und traditionen. aus diesem allmählichen anwachsen muste im laufe der zeit notwendig eine würkliche und drohende gemenglage entstehen. es nahte unausbleiblich der augenblick, wo alles land vergeben und in besitz genommen war. nun grenzten alle stücke aneinander und lagen im wirresten gemenge. jetzt galt es einzuschreiten und zu arrondieren. um eine bewirtschaftung überhaupt aufrecht erhalten zu können, musten die zunächst zusammengrenzenden teile in eine art disposition, dh. in gleiche richtung und lage gebracht werden. dies war aller wahrscheinlichkeit nach ein hauptgrund für den nordischen übergang von der hamar- zur solskipt.

3) Hierzu stimmt es, dass eine planvolle gewannanlage gerade in den altertümlichsten flurplänen am wenigsten hervortritt. schon M. hat widerholt treffend hervorgehoben, dass in Deutschland nicht die regelmäfsigen einteilungen, auf welche die beschreibungen Olufsens und unsrer lehrbücher passen, sondern die unregelmäfsigen die ältern sind (vgl. zb. über Heiteren im Elsass anl. 44 und I 427). von den letzteren vornehmlich wird auszugehn sein, wenn man in die geschichte des flurwesens eindringen will. es fällt nicht schwer, aus M.s material sprechende beispiele dafür anzuführen. M. hat freilich für sie wider seine besondre erklärung, indem er die regellosen und von den üblichen am meisten abweichenden anordnungen auf den frei schaltenden willen eines durch nichts gebundenen gutsherrn zurückführt. als ob ein einzelner wille nicht am ehesten darauf ausgienge, eine gewisse vernunft durchzuführen und das unvernünftige meist erst durch das widerstreitende und willkürliche vorgehn der einzelnen entstünde! so mag man aus Deutschland etwa die flur von Filsum in Friesland (anl. 88) vergleichen, einer schon im 9/10 jh. bezeugten ortschaft, wo nach M.s eigenen worten 'von einer eigentlichen gewanneinteilung nicht gesprochen werden' kann (II 41), von Hasenweiler bei Ravensburg (anl. 57), seit 773 bezeugt, das nach M. 'eine lediglich grundherliche flureinteilung' hat, von dem seit 806 bezeugten Haindlfing bei Freising (anl. 55, 'die gutsherliche verleihung des landes bedarf keines beweises' II 192) usf., von orten wie dem gleichfalls altbezeugten Reichenbach im Odenwald (anl. 60) uaa. gar nicht zu reden.

Eine anzahl regelmäfsiger, oder sagen wir lieber auf einem complex zusammenliegender ackerstücke wird es ja immer gegeben

haben, vor allem wo noch der gesamtheit die sorge für alle ihre mitglieder zustand. die dänischen gesetze sprechen in diesem sinne von drei, zwei oder auch nur einem *vang*, den die gemeinde besafs. aber *vang* ist ebenso wie 'feld' ursprünglich nicht 'gewann', sondern 'flur', wie es denn überhaupt für 'gewann' kein gemeingermanisches wort gibt.

4) Auch die herkömmliche ansicht von der entstehung der gewanne und dem fortschreitenden ausbau der flur wird danach nicht aufrecht zu erhalten sein. wenn sich ein bedürfnis dazu herausstellte, soll immer ein neuer teil der flur (ein neues gewann) in anbau genommen und jeder genosse seinen entsprechenden anteil daran erhalten haben. wol sind die spuren einer regelmäfsigen reihenfolge schon aus älterer zeit für England nachweisbar und sie werden weiter zu verfolgen sein, aber gerade bei den altertümlichsten anlagen stehn die in gleicher richtung ziehenden streifen der einzelnen 'gewanne' in Deutschland wie in England in gar keinem verhältnis zu den dorfstellen: die anzahl der streifen ist meist eine weit geringere, öfter auch eine gröfsere, und in jedem stück eine andere. es erscheint wie der reine zufall, wer gerade an jedem stück einen anteil erhielt. dies kann nicht die öffentliche fürsorge, sondern nur die rücksicht auf erworbene anrechte und die zufällige constellation bewürkt haben. nur im willkürlichen einzelausbau der flur können so verschobene und verwickelte figuren, die von vornherein eine ungleiche und partielle beteiligung bedingten, kann eine solche masse bald gröfserer, bald kleinerer ackerbündel oder gewanne entstanden sein. eine vorhandene notlage, nicht die überlegung hat diese anordnung geschaffen. so mag es allgemeine gründe für sich haben, dass einst bei der ersten niederlassung jeder ansiedler von jedem stücke einen und nur einen abschnitt erhielt, aber unsre überlieferung ist weit davon entfernt, es zu bestätigen.

5) Was so im freien wachstum sich ergeben hatte, bedurfte, um lebensfähig zu bleiben, immer dringender einer regulierung. diese suchten die nordischen gesetze des 13/14 jhs. herzustellen, um mit der 'alten art' gründlich aufzuräumen. in Deutschland, wo diese dinge in den quellen leider nicht ans licht treten, wird das bedürfnis nicht minder fühlbar gewesen sein. was durch arrondierung und umtausch gebessert werden konnte, wird auch hier nicht verabsäumt sein. im übrigen traten die flurordnungen unterstützend hinzu, wenn auch daran festzuhalten ist, dass keine flurordnung diese verwickelten felder geschaffen, wol aber diese verwickelten felder notwendig eine flurordnung hervorrufen musten.

Durch solche erwägungen wird unser vertrauen auf das alter und die ursprünglichkeit unsrer agrarischen überlieferung zweifellos etwas erschüttert. die schrift, die während langer jahrhunderte dem boden eingezeichnet wurde, ist auch oft verändert, ja ausgelöscht und durch eine neue ersetzt worden. nur ein zu-

gleich historisch geschulter und vorsichtig vergleichender sinn kann hier den weg zu den ältern verhältnissen zurückfinden. der localforschung und schliefslich der zusammenfassenden betrachtung bleibt noch ein grofses arbeitsfeld übrig.

Manche fragen werden neu auftauchen oder anders zu behandeln sein. dahin gehört die unterscheidung der 'slavischen' und 'germanischen' flureinteilung. eine nationale slavische grundform zu finden, sind wir einstweilen aufser stande. in den alten ursitzen, in Kleinrussland scheint die siedelung in einzelhöfen zu herschen (II 265 ff). die einrichtung des grofsrussischen 'mir' hält M. wol mit recht für etwas spät entwickeltes, aber was ihm vorauslag, vermögen wir nicht zu erkennen, die südslavische hauscommunion war es schwerlich. zu den slavischen merkmalen rechnet M. in Deutschland die grofse zersplitterung der einzelnen stücke, die er am besten wider aus der unbeschränkten väterlichen gewalt eines zupans oder geschlechtshäuptlings meint erklären zu können. aber wir wissen, dass dieselbe auch unter den Germanen hinreichend verbreitet ist. überdies steht die fluranlage fast aller 'slavischen' dörfer in Deutschland dem weit verbreiteten deutschen typus viel näher, als dem von M. für die Südslaven mitgeteilten muster: sie lässt die engste anlehnung an die altertümlichen und verwickelten deutschen grundrisse nicht verkennen. so wigt in Barum (anl. 14), kreis Lüneburg, in dem plan von 1824 der streifenförmige charakter der in vollster unregelmäfsigkeit bündelartig herumliegenden stücke vor, aber 'die grenzen der gewanne sind unsicher' (III 40). sie werden ebenso wenig wie in Haindlfing in Baiern uaa. vorhanden gewesen sein. slavische orte wie Domnowitz in Schlesien (anl. 107) treten den verwildertsten deutschen typen ebenbürtig zur seite. die würklichen slavischen merkmale werden noch einer gründlichen abwägung bedürfen.

Doch können diese probleme hier nur angedeutet werden. die ältesten agrarischen zustände der Germanen sind hier ohnedies nicht zu verfolgen. aber zwischen unsern flurplänen und den deutschen 'weidewirtschaften', welche M. noch bis in die zeiten Caesars zurückschiebt, liegen, wenn es eine solche stufe überhaupt je gegeben hat, unübersehbare zeiträume. dass unsre vorfahren den ackerbau sehr lange nicht mit passion getrieben haben, das können die flurpläne allerdings den alten schriftstellern bestätigen. aber vielleicht stand eine ältere periode, diejenige der 'hochäcker', sogar noch auf einer höhern stufe als die folgende 'römische' zeit. noch im mittelalter erkannte man an den unvergänglichen spuren, dass der ackerbau gegen einst zurückgegangen sein müsse. Saxo Grammaticus VIII s. 419 (Müller-Velschow) meldet auf grund derselben aus der kimbrischen halbinsel von einer zeit, *ubi olim cultores terram altius versantes vastas dissipavere glebas,* während das jetzige geschlecht *brevibus agellis contentus agrestem operam*

citra veteris culturae vestigia cohibet. er schreibt sie einem frühern volke, den ausgewanderten Langobarden zu. Helmold I 12 kannte sie gleichfalls : *adhuc restant antiquae illius habitationis pleraque indicia, praecipue in silva .., cuius vasta solitudo et vix penetrabilis inter maxima silvarum robora sulcos pretendit, quibus iugera quondam fuerant dispertita.* er weist sie, ebenso wie die damit verbundenen wallburgen (*urbium quoque seu civitatum formam structura vallorum praetendit*) vielmehr den vorslavischen Sachsen zu. zur zeit des Tacitus würde man sie vielleicht 'kimbrisch' genannt haben, vgl. Germania 37 : *veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem.* es gab schon damals in Deutschland 'prähistorische' zeiten.

Das werk Mejborgs, dessen ersten, die provinz Schleswig umfassenden band wir hier begrüfsen, will eine populäre, historisch gehaltene darstellung des bäuerlichen lebens in Dänemark während der letztvergangenen jahrhunderte geben. der anbau und die natur des landes, haus und hof, die erwerbszweige, ackerbau, viehzucht und schiffahrt werden eingehend behandelt. obwol der vf. ein reiches archivalisches material bewältigt hat, das er s. 7 ff der einleitung verzeichnet, lässt er die technische und wissenschaftliche seite im ganzen zurücktreten und hält sich mehr an das culturgeschichtlich und künstlerisch oder menschlich interessante. seine schilderungen nehmen einen höheren schwung, wenn er die weiten fruchtbaren ebenen und marschen mit ihren reichen dörfern und höfen, die unwirtlichen friesischen strandküsten und inseln, die poesie der heide oder das tiefe schweigen der wälder stimmungsvoll uns nahe bringt. aber er weifs auch die grofsen wirtschaftlichen katastrophen, die historischen und naturereignisse, die das land betroffen, das tägliche leben der menschen und ihre existenzbedingungen würkungsvoll zu schildern. die mit feinstem geschmack und künstlerischem sinn ausgeführten illustrationen (es sind an 300) vollenden den stimmungsvollen und den künstlerischen charakter des buches, zu dem man immer mit neuer freude zurückkehrt.

Da es für weitere volkskreise und nicht eigentlich für fachleute geschrieben ist, werden diejenigen, welche sich ihm vom reinen standpunct der forschung nähern, gerade weil der vf. so vieles berührt, mancherlei vermissen. die siedelungs- und agrarischen verhältnisse sähen wir gerne eingehnder behandelt. doch vgl. s. 93 über das jährliche vermessen der heidedörfer. auch summarische flurpläne helfen wenig, wenn sie nicht in einigen typischen vertretern aus vergangenheit und gegenwart bis ins einzelne hinein erläutert und verdeutlicht werden. dann werden auch die betrachtungen, welche einst Olufsen, neuerdings Seebohm, Meitzen, Lauridsen anstellten, zu weiteren historischen re-

sultaten führen. vielleicht gönnt der vf. im fortgang seiner arbeiten ihnen noch einen gröfseren raum.

Die volkstümliche bauart der höfe und häuser wird in jedem abschnitt durch zahlreiche malerische ansichten und grundrisse verdeutlicht. auch über die dörfer hören wir manches interessante. die oben besprochenen Fehmarer dörfer mit ihrem grofsen mittelplatz und der dingstätte treten uns s. 9 sehr hübsch entgegen. über die anlage der alten mittelschleswigschen dörfer bemerkt er s. 102 (Haupt) : 'nachdem die gemeinschaft aufgehoben ist und eine menge stellen ausgebaut worden sind, hat sich das aussehen fast aller (dänischen) dörfer stark geändert. wer die alten dorfpläne sucht, ist zunächst auf die matrikelkarten des vorigen jhs. angewiesen. — man ersieht, dass nicht wenige dörfer aus zwei hauptteilen bestanden haben : der dicht zusammengebauten mitte und einem mehr oder weniger geschlossenen äufsern kreise, in dem oft kirche und pfarrhaus liegen. in Dreiö (südlich von Fünen), wo die verhältnisse ungewöhnlich altväterisch sind, sind die häuser in der mitte des dorfes so zusammengebaut, dass alle leute in demselben viertel so zu sagen unter einem dache wohnen', — ein interessantes zeugnis für die altertümlichkeit der compacteren anlage. der s. 103 abgebildete grundriss kommt dem idealbilde, welches man sich nach den alten gesetzen zu machen geneigt ist, so nahe, dass seine existenz von der höchsten bedeutung sein müste. aber es scheint doch einige vorsicht geboten. der herr verfasser hatte selber die güte, durch vermittlung von herrn prof. Haupt das folgende tatsächliche mitzuteilen : 'das dorf existiert noch heute auf Dreiö und ist, soviel ich weifs, das einzige dieser art, das noch so gut wie unverändert seine alte form bewahrt hat. seine umlegungskarte (vom schluss des vorigen jhs.) befindet sich auf einem herrenhof des südlichen Fünens. die originalkarte ist so behandelt, dass der geometer zunächst den zustand zeichnete, den er vorfand, das dorf und die flur mit den bedeutenden veränderungen, welche sie im lauf der jahrhunderte erfahren hatten. darauf hat er auf derselben karte eine neue gezeichnet, welche den zustand darstellte, wie er gesetzmäfsig sein sollte. dazu hat er eine ausführliche beschreibung über den alten und den neuen zustand gefügt. die alte doppelkarte ist an ort und stelle geblieben, gleichzeitig zeichnete er eine neue, welche nur den neuen zustand enthielt, die nach Kopenhagen kam'. M. fügt hinzu : 'die alten originalkarten sind über das ganze land zerstreut, sodass man schwer einen überblick erhält'. es wäre ein äufserst verdienstliches werk, wenn es ihm gelänge, sein vorhaben einer gesamtedition dieser karten auszuführen. nicht nur seine landsleute, sondern auch ein weiter kreis derer, die an der nun hoffentlich in lebhafteren fluss kommenden forschung anteil nehmen, würde dafür dankbar sein.

Ein besonderes eingehen ist in dem werke dem volkstüm-

lichen bauernhause gewidmet, die erste grofse förderung, welche der gegenstand seit den werken von Lütgens und von Reventlow-Warnstedt (beide von 1847) wider erfahren. möge es mir gestattet sein, im anschluss an meine frühern darstellungen einige puncte zu erläutern.

In der provinz Schleswig und teilweise in Holstein liegen die verhältnisse deshalb complicierter, weil hier verschiedene, durch übergangsformen verbundene typen zusammentreffen, deren aussonderung schwierig, deren nationale zugehörigkeit und vorgeschichte nicht ohne weiteres zu bestimmen ist. die unterscheidenden merkmale habe ich in meinem buch möglichst zu beachten gesucht, das uns jetzt vorliegende reichere material lässt uns bereits mit gröfserer sicherheit urteilen.

Dass das sächsische haus in Holstein schon lange heimisch ist, bestätigen die altertümlichen verhältnisse von Fehmarn, wo es ausschliefslich herscht, ob schon von den eingewanderten Wenden übernommen oder durch sie eingeführt, müssen wir dahingestellt sein lassen. in seinen einfachern vertretern knüpft es an denjenigen südöstlichen typus an, bei dem die mäfsig breite diele das ganze haus zerteilt, während die gröfsern höfe am hintern ende eine art saal absondern, die gewöhnliche stube aber — im anschluss wider an das östliche stilgebiet — unmittelbar neben das einfahrtstor verlegen. bemerkt mag auch der an die stelle der sächsischen pferdeköpfe tretende giebelpfahl werden, der für Nordschleswig typisch ist, während er im süden erst in den hamburgischen vierlanden sich widerzufinden scheint (Zeitschr. f. ethnologie 1890 s. 562 ff). in Schleswig nennt man ihn *husbrand* entsprechend dem alten dänischen *brand* (Kalkar Ordbog I 264) und dem altnord. *brandr*, womit aber wol nie, wie Fritzner[2] I 178 annimmt, vor den türen errichtete säulen, sondern, wie Grettissaga 90, über den vortüren oder hausgiebeln als wahrzeichen errichtete stäbe bezeichnet werden. ob man das wort mit Gudmundsson Privatboligen s. 156 f als 'holzscheit' fassen, oder, da *brand* als 'schwert' wol schon eine gemeingermanische bezeichnung war, für die hypothese des ministers vMiquel (Zs. f. ethn. 1893 s. 153) verwerten will, mag anheimgestellt werden.

Historisch bemerkenswert ist es, dass sich das sächsische haus am nordrande des stilgebiets am reinsten erhalten zu haben scheint, besonders in den zwillingshäusern der ebene von Husum und Ostenfeld (fig. 25. 26) mit ihrem freistehnden herd am hintern dielenende und der säule, dem sog. kreuzbaum daneben, den beiden 'sitten' nebst den schlafverschlägen zur seite, welche die wohnzimmer ersetzen müssen. aber auch an der ostküste, wie bei fig. 27 aus Lille-Danevirke kehrt dieselbe, nur durch einen schmalen stubenanbau vergröfserte grundform wider. aus ihr sind offenbar die erweiterten anlagen wie das öfter behandelte Peter Heldtsche haus (fig. 31) entstanden. Jahns 'unverfälscht

friesischer typus' (Zs. f. ethn. 23, 646) erweist sich so bereits als ein fortgebildeter, aber in seiner grundlage rein sächsischer typus.

Fremdartig sind in Holstein nur die grofsen heuberge, besonders des Eiderstädter landes. sie lassen sich längst nicht in der einfachen weise wie etwa das Heldtsche haus aus dem sächsischen typus herleiten. auch an altertümlicheren grundformen, welche eine vermittlung abgeben könnten, fehlt es hier durchaus. vielmehr steht der zusammengesetzte charakter der anlage überall in derselben weise fest. im gegensatz zu den benachbarten sächsischen häusern ist hier die trennung der wohn- und wirtschaftsräume eine strenge, ja grundsätzliche und keine überkommenen exemplare lassen sie geringer erscheinen. die vorgeschichte dieses typus ist klärlich nicht hier, sondern wo seine wiege stand, dh. im eigentlichen Friesland, zu suchen. dass sie von westen her nach Eiderstadt importiert seien, hatte ich bereits Haustypen s. 5 f entwickelt. M. ist derselben ansicht, nur geht er vielleicht zu weit mit der annahme, dass sie erst im 17 und 18 jh. übernommen seien : aus den schriftlichen quellen gehe hervor, dass die bauten des 16 jhs. noch mit den häusern des übrigen 'schleswigschen Friesland' übereingestimmt hätten (s. 50). wenn es dafür beweisende stellen gibt, müssen sie durchaus angeführt werden. die 'prägtige grundmurede bondergarde', von denen Peter und Jacob Saxe um 1610 berichten, könnten recht gut schon die heuberge sein.

Die eigentliche typologische schwierigkeit beginnt, sobald wir Schleswig betreten. ich hatte daselbst zunächst zwei typen unterschieden, einen südlichen und einen nördlichen mischstil. dr Uhle in seinem ersten artikel (Zs. f. ethn. 22, 70 f) meinte diese auffassung dahin umkehren zu sollen, dass er dasjenige, was mir als mischform erschien, vielmehr zum ursprünglichen erhob und zur grundlage des gesamten von mir als 'friesisch' bezeichneten stiles machte. da er aber inzwischen selber davon zurückgekommen, ist ein weiteres eingehen nicht nötig.

Zunächst steht fest, dass im norden der Schley etwas neues beginnt, wenn es auch durch mancherlei übergangsformen an die südliche gruppe geknüpft ist. die letztern lassen sich aber nur dem princip nach, nicht auch räumlich so in zwei gruppen auseinanderlegen, wie ich es s. 51 ff getan. am besten wird man künftig hier nur von einem übergangsgebiete zwischen dem sächsischen und dem dänischen stile reden. auch das Föhringer haus — oder besser das haus der nordfries. inseln —, das Uhle zu sehr in den vordergrund rückte, gehört hierher. sächsischer einfluss ist in verschiedenen grundrissen s. 92 f nicht zu verkennen, aber die annahme, die Erhardt in vSybels histor. zs. 51, 501 in der recension meines buches ausspricht, dass es sich hier 'unzweifelhaft' nur um eine nebenform des sächsischen hauses handle, ist unhaltbar. der wirtschaftsraum, auf den allein die

ähnlichkeit sich erstreckt, bleibt von dem selbständigen wohnteil fast immer durch die tenne oder diele getrennt, und je mehr die typen sich vereinfachen, desto vollständiger schwindet der sächsische einfluss, und die zurückbleibenden grundformen lassen sich gar nicht mehr mit dem sächsischen, sondern nur noch mit dem dänischen hause vergleichen. so verliert auch die keineswegs constante Föhringer spielart, deren locale vorgeschichte wir nunmehr überblicken, die anwartschaft, welche Uhle ihr zuweist, zur grundlage des gesamten friesischen stils gemacht zu werden. nicht minder aber schwindet die berechtigung, das Ostenfelder haus, welches dr Jahn behandelt, mit dem Föhringer zu einem gesamttypus zusammenzufassen : beide sind ihrer herkunft nach völlig verschieden. dagegen war Uhle in seiner zweiten abhandlung mit seiner stärkern betonung des dänischen elements im recht, nur schoss er weit übers ziel hinaus, wenn er aao. 23, 513 f diese locale spielart des dänischen hauses als ein mustergiltiges vorbild von hier bis zum westlichsten Friesland dringen lässt. so weit wir die 'friesischen' einflüsse zu controlieren vermögen, sind sie nicht von osten nach westen, sondern von westen nach osten gegangen. wer den historischen zusammenhang der primitivsten häuser aus Mittelschleswig erkennen will, den werden fig. 158—160 ausreichend belehren : fig. 160 aus der ebene zwischen Husum und Tondern gleicht noch völlig den jütischen häusern aus Mörs (Deutsches haus s. 57 f), während 159 und 158 die beginnende umgestaltung zeigen.

Dieselben einfachen anlagen mit dem geräumigen framgulf und der dahinter gelegenen stube sollen einst auch im osten Schleswigs, speciell auf Alsen geherscht haben, und einige altertümliche häuser (fig. 205. 207) lassen diesen primitiven kern wol noch erkennen. auch in Sundewitt und Angeln wird sich der sächsische einfluss, den M. s. 146 anerkannte, nur auf die wirtschaftsanlage erstrecken, aber auch hier, wie im westen und im mittellande erst jüngern datums sein. selbst zur partiellen herschaft vermochte er nicht zu gelangen. das älteste angeführte exemplar (fig. 186 um 1700) ist völlig davon frei, und der wohnraum zeigt überall seinen selbständigen, unsächsischen charakter.

So kommen wir denn zu dem resultate, dass es sich hier auf der halbinsel, abgesehen von den später importierten heubergen, um den ausgleich der beiden alten volkstümlichen bauarten handelt : der sächsischen, die von süden, der dänischen, die von norden herangedrungen war, während sich sichre spuren einer alten einheimischen friesischen bauweise nicht nachweisen lassen. aber auch jene beiden werden sich hier erst im laufe der zeit festgesetzt haben. über den ältesten baustil dieser gegenden und die stellung desselben zum suebischen könnte nur eine durchforschung des englischen materials licht verbreiten. . . .

Dass das schöne Mejborgsche werk, das so verschiedentlich

in die deutsche altertumsforschung einmündet, durch die feinfühlige übertragung von prof. **Richard Haupt** und durch ein von ihm hinzugefügtes eingehendes inhaltsverzeichnis den deutschen lesern doppelt willkommen sein wird, heb ich zum schluss dankbar hervor.

Von fluren und höfen, von häusern und dörfern war die rede, es fehlt zur vollständigkeit noch das letzte, — **die stadt**. über den ursprung der städte gibt es eine grofse rechtliche und historische litteratur, über ihre äufsre form und entstehung legt dr **Fritz** in seinem programm die ersten eingehenden betrachtungen vor. der zusammenhang zwischen dorf und stadt, in zahlreichen fällen die entstehung der letztern aus einem oder mehreren dörfern resp. kleinern anlagen geht aus den grundrissen überzeugend hervor. die wirren formen der 'haufendörfer' kehren in den alten städten des Rheins und Oberdeutschlands wider. daneben aber steht in Norddeutschland eine planvolle geometrische anlage, bekannt aus so vielen stadtplänen besonders des colonistenlandes östlich der Elbe. die gruppierung um den markt herum, die regelmäfsigen strafsenzüge, die orientierung nach den himmelsgegenden mit meistens vier toren, die lage meist an einem fluss und andre merkmale sind ihnen allen eigen. dass dabei ein festes schema zu grunde gelegt wurde, kann nicht bezweifelt werden. aber woher stammt es?

Dr Fritz verweist zunächst auf die regulären italischen städte, deren zweckmäfsige anlage von einem der deutschen städtegründer zum vorbild genommen sein könnte, kehrt aber doch zu den deutschen verhältnissen zurück, um in alten westelbischen städten wie Bremen, Braunschweig, Hildesheim, Magdeburg näherliegende anknüpfungen zu finden. wie ich glaube, mit recht. dafür dürfte auch eine sprachliche erwägung ins gewicht fallen.

Eine der ältesten benennungen solcher anlagen ist jedesfalls das wort *wik*, vgl. 'die alte wik', die domfreiheit in Hildesheim, die alte wik oder Brunswik in Braunschweig usf. das wort hat seine eigentliche verbreitung in Sachsen und Niederdeutschland. dass es aus dem lateinischen *vicus* entlehnt sei, wie Kluge meint, halt ich für ganz unwahrscheinlich. wie sollten die Deutschen, die immer ihre dörfer hatten und benannten, in einer von directen römischen einflüssen und überlieferungen entfernten gegend zu der entlehnung gekommen sein? sollte man dann nicht eher am Rhein und in Oberdeutschland solche namen erwarten, die hier jedoch völlig fehlen? das wort ist alt und bezeichnete wol ursprünglich eine regelmäfsige, gesicherte anlage. in Aelfrics vocabular wird 'castellum' mit *wic* oder *lytel port* (Wright-Wülcker 140, 40), ebendort 147, 26 'hospitium vel metatum' durch *cumena wicung* übersetzt; *wikian* ist sowol 'hospitari' (99, 19) als 'castra metari, lagern' usw., wie auch sonst wol *ein*

gehege eine wig heifst (vgl. Kemble 1204 *oxena wig* = 769 *oxena gehæg*). nach solchen offenbar kunstgerechten lagerplätzen wurden die in England sich einnistenden feinde nach Bugges und Müllenhoffs ansicht (Beowulf s. 97) 'Wikinger' genannt. so ist das wort und zweifellos auch die sache älter, als dass für diese anlagen an südliche einflüsse gedacht werden könnte. sie gehn in die zeit der ältesten sächsischen (und nordischen?) städtegründungen zurück, welche eine übersichtliche und schützende anlage mit einander vereinigten, wie das zweifellos schon für die lagerplätze der Wikinger anzunehmen ist. das wort wird zu *wikan* 'weichen, platz machen' gehören und bezeichnet eine stelle, von der man zu weichen hat, die aus den sonstigen ortsverbänden herausgelöst und insofern auch eine 'freiheit' (vgl. domfreiheit, schlossfreiheit) oder immunität ist.

So wird man die äufseren vorbilder für die 'wiken' und die regelmäfsigen stadtanlagen zunächst bei denjenigen stämmen zu suchen haben, welche zuerst und vor allem in der fremde gesicherte lagerplätze absteckten. dass die sächsischen colonisten und die nordischen seevölker dabei eine gröfsere rolle gespielt haben, ist nicht zu bezweifeln. und so sei nochmals an die nordischen dörfer erinnert mit dem grofsen freien mittelraum, der bei regelmäfsiger anordnung viereckig oder rund wird, — dem vorbild aller märkte mit ihrer orientierung nach den himmelsrichtungen und den vier wegen, welche zum orte führen: merkmale, die auch bei den stadtanlagen der Slavenländer widerkehren.

Strafsburg i. E., weihnachten 1898. R. Henning.

Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. von Wilhelm Luft. Gütersloh, CBertelsmann, 1898. viii und 115 ss. 8°. — 2,40 m.

Die schrift zerfällt in die beiden abschnitte: 'Das altgermanische runenalphabet' und 'Das gotische alphabet'. die puncte, die sie zu beweisen oder wahrscheinlich zu machen sucht, sind in der hauptsache die folgenden:

1. Die runen sind nicht durch einen einzelnen erfunden worden, sondern haben sich in langsamer entwicklung aus unbeholfenen anfängen herausgebildet. magischer gebrauch der runen war in ältester zeit nebensächlich; aber auch zu ausgedehnterem schriftlichen verkehr dienten die zeichen nicht, sie waren zunächst eigentumsmarken. für die form der runen kann man sich nicht auf das material, das holz, berufen, da man holztäfelchen überhaupt seltener gebrauchte und die runen darauf malte (daher got. *mēljan* = schreiben), nicht ritzte. das vermeiden der runden und wagerechten linien erklärt sich aus der mangelnden geschicklichkeit, sowie aus der eckigen buchstabenform in manchen südeuropäischen inschriften. die bustrophedonschrift und das frühe auftreten der runen bei Goten und Nordländern zeigen, 'dass die runen im süden und südwesten schon

um Christi zeit in lebendigerem gebrauch gewesen sein müssen' (s. 12); dann hat man aber die Gallier mit ihren vorrömischen inschriften als vermittler anzunehmen. die taciteischen *notae* können schon die alphabetischen runen gewesen sein; dass sie wortsymbole waren und als solche auf die herstellung, benennung und anordnung der lautsymbolischen runen einwürkten, ist nicht glaublich. die schwierigkeiten bei Wimmers herleitung der runen sind vielmehr dadurch zu heben, dass man nicht das lateinische alphabet der kaiserzeit als vorbild aufstellt[1]. die gallischen inschriften, denen die Germanen folgten, waren zt. in griechischen, zt. in nordetruskischen buchstaben geschrieben. die Germanen schufen zunächst, in unmittelbarem anschluss an die fremden zeichen, ein 'grundalphabet' von 16 buchstaben; die übrigen 8 runen stellten sich dann als differenzierende weiterbildungen dazu. das streben, die eine rune der andern nicht zu ähnlich werden zu lassen, ist als erklärungsgrund zu verwerfen. die a-, e-, n- und l-rune haben ihre mehr oder weniger genauen gegenstücke schon in südeuropäischen inschriften. die u-rune ist umformung von O (vgl. lat. $\bar{o}$ > germ. $\bar{u}$ in *Rūma*); die o-rune ist spätere differenzierung der u-rune. bei verschluss- und reibelauten muste vorerst das zeichen der stimmhaften stufe (B, D, G, *F*) den stimmlosen wie den stimmhaften laut ausdrücken; die besondern runen für den stimmhaften laut entwickelten sich daraus erst später; die zeichen für t und h bilden eine ausnahme[2]. für *j* brauchte man anfangs das I-zeichen, wovon die j-rune eine nachmalige modification ist; auch das eoh-zeichen ist auf I zurückzuführen. die ng-rune entstand als verbindung von n und g (k). die runennamen sind erst spät und als voces memoriales aufgekommen.

II. Wulfila kannte die runen wahrscheinlich nicht und hatte jedesfalls keinen grund, durch aufnahme runischer zeichen seinen geistlichen das lesen zu erschweren. (die buchstabennamen der Salzburger hs. hängen mit Wulfila nicht zusammen. mit der übertragung der gotischen sprachbrocken in der gen. hs. war eine phonetische transscription beabsichtigt. diese übertragungen und die 'gotischen' buchstabennamen zeigen dieselbe lautform; sie ist als burgundisch anzusprechen[3].) für das gotische o ist also ein griechisches vorbild zu postulieren; und got. u ist ein umgestülptes lat. u. ferner ist das zeichen von got. þ nicht Ψ, sondern ein absichtlich modificiertes Φ, indem got. þ mit griech. φ ähnlichkeit hatte. Wulfilas ⊙ ist ein 'erfundenes' zeichen bezw. ein modificiertes o. in got. *f* ist die form des lateinischen musters

[1] L. erklärt sich auch widerholt gegen die uncialschrift und die buchschrift als vorlage der runen und scheint zu glauben, dass bei Wimmer davon die rede sei. [2] und auch sonst stimmt es nicht ganz.

[3] also hätte man doch keine unmittelbare phonetische transscription jener gotischen brocken anzunehmen, sondern der geistliche, der die bibelworte vorsprach, hätte sie in sein burgundisch übersetzt? ich kann aus s. 76. 77, verglichen mit s. 83, L.s meinung nicht erkennen.

bewust geändert worden, im hinblick auf die abweichende aussprache (labiolabial : labiodental). die gotischen *g*, *d*, *b* waren 'noch' in allen lagen verschlusslaute. *ai* und *aú* sind als diphthonge zu fassen, aber nicht als 'vollentwickelte', s. 102 werden sie als 'helles a^e' und 'dunkles a^o' bezeichnet. auch got. *ēi* war keineswegs ein einfacher laut (s. 105), 'es war fast ein *ē*, und ihm haftete nur ein stärkerer *i*-klang an' (s. 104).

Man sieht, der vf. hat sich an grofse fragen der altgermanischen cultur- und sprachgeschichte herangewagt. die ahnung, dass es bei der entstehung der runen doch wol nicht so einfach und auch wider nicht so kunstvoll zugegangen sei, wie Wimmer lehrte, ist seit ein paar jahren weit verbreitet; auch das gotische alphabet fordert immer wider zu fragen und bedenken heraus. wo L. diesen zweifeln ausdruck gibt, da kann man ihm oft zustimmen; und auch im übrigen enthält vielleicht die eine und andre seiner thesen einen lebensfähigen keim. dass ihm irgendwo eine annehmbare begründung seiner sätze geglückt sei, kann ich nicht finden. um etwas besseres an die stelle der bisherigen lehren zu setzen, dazu hätte es eine andre vorbereitung gebraucht. der vf. hat sich die schwierigkeiten seiner aufgabe nicht klar gemacht. weder in der altertumskunde noch in der litteraturgeschichte noch in der sprachphysiologie beherscht er die factoren, die er hier zu beweisen und gegenbeweisen aufruft. jede zweite seite gibt davon zeugnis. das buch macht in seinen meisten teilen den eindruck, als sei es in drängender eile, auf grund einiger lehrbücher, hingeschrieben worden. mit wehmütigem bedauern gesteht man sich dies, im hinblick auf den frühen tod des jugendlichen verfassers. seinem lebhaften und der wissenschaft mit eifer zugekehrten geiste hätte eine längere lebensdauer gewis vergönnt, der mitwelt reifere werke zu bescheeren.

Berlin, 14 november 1898. ANDREAS HEUSLER.

De Zaansche volkstaal, bijdrage tot de kennis van den woordenschat in Noord-Holland door dr G. J. BOEKENOOGEN. Leiden, Sijthoff, 1897. CLIII ss. und 1368 spalten. gr. 8°.

Das kleine gebiet, dessen sprache in diesem buche behandelt wird, ligt im südlichen teile der provinz Nordholland, nordwestlich von Amsterdam, an dem mit dem Jj in verbindung stehenden wasser 'de Zaan'. der bedeutendste ort ist Zaandam, geschichtlich besser unter dem namen Saardam bekannt. wir befinden uns auf ursprünglich fries. boden. aber wie in einem grofsen teile der ursprünglich fries. Niederlande ist in den letzten jhh. die fries. mda. auch als volkssprache von einer überwiegend fränk. mda. — auf andern gebieten auch von sächsischen — verdrängt worden, jedoch nicht, ohne zahlreiche spuren in den lauten und besonders im wortschatz zu hinterlassen. die einleitung berührt diese geschichte der holl. volkssprache, zu der sie interessante

belege gibt. um 1600 hat man noch viel reineres friesisch in diesen gegenden gesprochen.

Von der sprache dieses gebietes will dr B. ein idiotikon geben, in dem also alle besonderheiten des wortschatzes und wortgebrauchs gebucht sind, eine arbeit, der er sich mit einer gewissen begeisterung unterzogen hat und die ihm auch wol gelungen ist. man kann freilich nicht sagen, dass er ganz auf der höhe grammatischer schulung stehe. er begnügt sich wol mit äufserlichen analogien, indem er einen irgendwo vorkommenden, sei es auch an sich noch zweifelhaften lautwandel ohne weiteres auf sein gebiet überträgt, und verrät auch sonst nicht ganz richtige vorstellungen über grundsätzliche dinge wie 'die analogie'. auch hat er sich in der litteratur nicht gerade weit umgesehen und beschränkt sich bei seinen vergleichungen, vom nl. und seinen mdaa. abgesehen, im allgemeinen aufs friesische und allenfalls das niederdeutsche. sein blick ist demnach kein sehr weiter. § 14 wird eine gröfsere anzahl wörter aufgezählt, die den *ei*-laut noch in einer ältern gestalt, als *aai* (*ai*), aufweisen. man wundert sich, nicht hervorgehoben zu sehn, dass sie fast ausnahmslos den vocal im auslaut oder im hiatus aufweisen. bei den beispielen mit *kn* für *kl* in § 103 wird nicht bemerkt, dass es sich um dissimilation handelt. für *hering* § 27, *staal* 'stiel' § 36, *flau* § 77 scheinen nicht einmal die nächstliegenden wörterbücher genügend zu rate gezogen; *hette* § 37 ist wol nach vHelten Altostfries. gr. § 125 d genügend erklärlich (aus **haitiþa*). was ist § 70 mit *huur* und *guur* gemeint, die *uu* aus westgerm. *iu* haben sollen? was § 88 opmerking 1 erörtert wird, hätte bei berücksichtigung der fries. grammatiken, besonders von vHelten Beitr. 19, 350 ff an klarheit gewinnen können. oder ist vHelten blofs nicht citiert? im citieren ist der vf. über gebühr zurückhaltend. ich bin darum auch nicht sicher, ob die sehr ansprechende erklärung von *eu* (*ö*) für *e* auf grund eines ursprünglichen *o*-lautes in der nebensilbe von ihm selbst herrührt und dann allerdings hier eine anerkennung verdiente. wenn der vf., zb. in der wahl der orthographie, sein buch auf seine landsleute berechnet hat, so ist das sein gutes recht, und der grund, dass man von diesem werk ohne kenntnis des holländischen doch keinen vorteil haben könne, durchschlagend. aber mit einigen wenigen zusätzen und einigen umschreibungen nl. termini hätte man darum doch einem guten willen etwas mehr entgegen kommen dürfen.

Diesen schwächen stehn sehr grofse vorzüge gegenüber. B. hat es sich nicht verdriefsen lassen, sich durch eine reiche litteratur, durchweg nicht sehr anmutiger art, hindurchzuarbeiten. das verzeichnis seiner gedruckten und handschriftlichen quellen, grofsenteils sind es chroniken und reine geschäftslitteratur, umfasst 8 eng gedruckte seiten. ebenso sorgsam, mit aufbietung zahlreicher hilfskräfte, ist er der lebenden sprache nachgegangen. der wort-

gebrauch wird durch geschickt gewählte beispiele erläutert, es wird angegeben, ob die wörter und ausdrücke noch leben und auch ihr geographisches verbreitungsgebiet möglichst festgelegt. alle besonderheiten in der bedeutung und in redensarten werden gewissenhaft gebucht, auch die ortsnamen ausführlich behandelt, sodass das werk als wolgeordnete und ungewöhnlich reichhaltige materialsammlung den zuverlässigsten eindruck macht.

In der einleitung wird das material nach übersichtlichen, hier und da allerdings blofs äufserlichen kategorien grammatisch verarbeitet. dankenswert ist ein ausführliches kapitel über zaansche personen- und ortsnamen, das zwar nach verschiedenen seiten der ergänzung fähig ist, aber doch viel des interessanten und anregenden enthält. auch eine anzahl von texten in der gewöhnlichen nl. orthographie und in einer halben phonetischen umschrift werden hinzugefügt. an reichhaltigkeit lässt also das buch nichts zu wünschen übrig.

Wie jede neue gabe der mundartenforschung bietet das werk viel anregung und belehrung auch für grundsätzliche fragen der sprachwissenschaft. insbesondere gewährt es anhaltspuncte für das studium der verdrängung einer mundart durch die andere, wobei auch mancherlei sporadisch vertretene lautvorgänge sich ergeben müssen. nicht gerade als eigenheit dieser volkssprache, wenn sie vielleicht auch manche andere darin noch übertrifft, möchte ich den reichtum an synonymen hervorheben, die für viele begriffe des täglichen lebens in wirklich verwanten oder nur lautähnlichen, jedoch nach unsern gewöhnlichen begriffen etymologisch nicht zusammengehörigen, oder aber auch in ganz verschiedenen wörtern zu gebote stehn. wenn sie auch nicht sämmtlich der sprache der gleichen individuen angehören, so ist doch auch ihr vorkommen so nah nebeneinander beachtenswert. so bezeichnen *greumelen, kieremieteren, knutteren, meuteren, oerelen, oeteren, orren* 'unablässig und kleinlich murren'. unter *kielen* sind 16 synonyme für 'rennen' zusammengestellt; dazu kommen aber noch mehr, wie *an de riebel gaan*; unter *keilen* 9 für 'flache steine übers wasser werfen'; für 'kleines kerlchen' habe ich angemerkt — ich habe mit diesen notizen erst beim letzten teil des buches begonnen — *beuker, peuzel, puk, pukkie, peukie, punnek, uk, urk, urkedop, upper, uttertje, utterdop*; ebenso zahlreich sind die bezeichnungen für kleine geschöpfe mit dem nebenbegriff des armseligen, wie *pieper(ig), pieter(ig), peeuwer, pul, schriebel, spriel.* andere solche begriffe sind 'niedlich, zierlich', 'lieb', 'dickes stück (brod)', 'kleines, oder vergebliches werk verrichten', 'faul und schlumpig', 'an etwas pflücken', 'auf dem feuer brodeln', 'plaisir'. unter *troet* finden wir auch 5 synonyme für eine alltägliche speise, eine grütze. anderseits sind die verschiedenen bedeutungen einzelner wörter oder wortsippen bemerkenswert, die noch anzeichen davon bewahren, dass im niederen sprachleben das wortmaterial

in der bedeutung weniger fest begrenzt und abgeklärt ist als in den höhern sprachen. diese gesichtspuncte sollten mundartenforscher auch wol ins auge fassen. die mundart enthält auch manche wörter, die der judensprache entstammen, was nicht überall vom herausgeber erkannt ist, so bei *lef* und *sikkerig*.

Zum schlusse möcht ich eine vielleicht morphologisch besonders interessante einzelheit hervorheben, den in § 137 besprochenen genitiv, wie *Piet-ən boek*, *Jann-ən zuster*, *de hònt-ən étə* ('des hundes essen'), *donderdag-ən âvend*, *hem-ən jas* 'seine jacke', der auch schon Taal en letteren 2, 191 f besprochen ist. darnach scheint die form, was bei B. nicht erwähnt wird, auch bei weiblichen namen nicht ausgeschlossen, zb. *Peete Barberen man*. dies *-ən* schliefst sich nicht wie eine flexionssilbe an das vorangehnde wort an, wie das auch frühere schreibungen zum ausdruck bringen, sondern ist durch eine expiratorische pause davon getrennt. man spricht nicht *Pieten boek*, sondern *Piet' ənboek*. die sprache fühlt also ohne zweifel dies *ən* als ein selbständiges element. wäre die deutung aus dem alten genitiv schwacher eigennamen richtig, so hätten wir in dieser verselbständigung des flexivischen elements einen m. w. beispiellosen vorgang. sie würde wesentlich hinausgehn über fälle, wie das aus verbalformen mit inversion abgeleitete mundartliche *-stu*, *-stə* in *obstə*, *wiestə*, *wie vielstə* usw., denn in *obstə* bleibt das *stə* eben so eng mit dem vorangehnden wort verbunden wie in *kannstə*, *hastə*, es wird nur insofern verselbständigt und beweglich, als es sich auch mit andern wörtern als verben verbindet. darum wird der vorgang bei jenem *ən* doch wol nicht so einfach gewesen sein, und man kommt ganz unwillkürlich immer wider auf die alte auffassung zurück, dass nämlich dies *-ən* mit dem gleich gebrauchten *zən* aus *sin* dasselbe sei. hierbei bleibt nun freilich die anscheinend nicht geringere schwierigkeit, den schwund der spirans zu erklären. denn auf fälle wie *Klaas zən paard* sich zu berufen, mit der annahme, hier sei *Klaas zən* zu *Klaasən* assimiliert und daraus *ən* abgeleitet worden, nützt nichts, weil ja die assimilation auch die enge verbindung der elemente voraussetzt, die gerade bei dem *ən* nicht vorhanden ist. wer leicht an contaminationen glaubt, könnte annehmen, dass das nebeneinander von *Klaasen boek* (aus *Klaas zən boek*) und unassimiliertem *Klaas zən boek*, oder von *Yven boek*, *Abben boek* (mit altem schw. genitiv) und *Klaas zən boek*, oder von *wienzən boek* (aus *wien zən boek*) und *wiens* (genitiv) *boek* zu einem *Klaas' en boek* geführt habe. der vorgang, durch den dieser merkwürdige possessivus in die welt gekommen ist, könnte aber auch noch verwickelter sein. man könnte auch das parallele fem. *ər*, etwa für den vocalischen anlauf des *ən*, beteiligt sein lassen; man könnte sogar folgende möglichkeit erwägen: das possess. fem. *ər* ist gleichlautend mit dem dativ *ər*, und ein possessiv gesetzter dat. masc. *əm* würde

mit assimilation *ən* ergeben. aber schliefslich ist mir, wobei die sache viel von ihrem interesse verliert, doch immer noch lautliche entstehung am wahrscheinlichsten. in fällen wie *zŋ̥boek* oder *sŋ̥boek, zŋ̥tant* oder *sŋ̥tant* mag unter bestimmten umständen, etwa nach auslautendem *s*, vielleicht auch nach *r* der *s*-anlaut geschwunden sein. man darf immerhin geltend machen, dass der mundart ein gleichfalls sonst ungewöhnliches verstummen des *s* zwischen *r* und *t* eigen ist, das B. § 124 bespricht.

Bonn, juli 1898. J. Franck.

Deutsches wörterbuch. von Hermann Paul. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897. vi und 576 ss. gr. 8°. — 8 m.

HPaul hat in seinem 1894 erschienenen aufsatze (Über die aufgaben der wiss. lexikographie in den Sitzber. d. philos.-philol. kl. d. k. b. ak. d. w. 1894) weitausgreifende und für ein künftiges grofses deutsches wörterbuch programmatische gedanken über die methode lexikographischer arbeit vorgetragen. sein 1897 vollendetes wörterbuch darf natürlich nicht als probe für den wert und die praktische durchführbarkeit jener vorschläge beurteilt werden, indessen versucht P. doch innerhalb der ihm gesteckten schranken seinen eignen forderungen nachzukommen. schon in seiner äufsern einrichtung weicht das buch von allen seinen vorgängern ab; P. gibt vor allem nur eine auswahl lexikographisch geordneten sprachstoffs und legt sich in der behandlung des aufgenommenen mannigfache einschränkungen auf. für Deutsche bestimmt, verzichtet das buch, allgemein verständliches zu verzeichnen (zb. eindeutige wörter, ableitungen, zusammensetzungen, deren sinn sich von selbst ergibt); es wendet sich an 'alle gebildeten, die ein verlangen empfinden, ernsthaft über ihre muttersprache nachzudenken', in erster linie an die lehrer, denen der unterricht im deutschen anvertraut ist. als ideal schwebt dem vf. vor, seine belehrungen auf das einzuschränken, 'worüber aufklärung zu erhalten ein würkliches bedürfnis besteht'. P. gibt zu, dass es bei der beurteilung dieses bedürfnisses schwierig sei, immer die richtige grenze zu ziehen, ich halt es für unmöglich und werde nachzuweisen suchen, dass P. bei der ausführung zu einem durchaus schwankenden und unsichern verfahren gekommen ist. diese unsicherheit hebt reichlich die vorteile wider auf, die durch die einschränkung des stoffes erzielt werden.

Zum ernsthaften nachdenken über die muttersprache gehört zweifellos die frage nach dem alter, der herkunft, der äufsern geschichte der wörter. P. will aber die ältere sprache nur soweit heranziehen, als es für das verständnis der zustände in der gegenwärtigen schriftsprache und der berücksichtigten abweichungen notwendig ist. die beziehungen der wörter werden daher im allgemeinen nicht über die grenzen des deutschen, noch seltner des germanischen gebiets hinaus verfolgt, der leser wird vorr. v ein für alle mal an

Kluge gewiesen; für die äufsere form des wortes wird meist nur das mhd. herangezogen. ich vermag nicht einzusehen, welche grundsätze im einzelnen den vf. hierbei bestimmen, welche leser er vor augen hat. wenn die andern germanischen sprachen grundsätzlich nicht herangezogen werden, warum wird bei einigen wörtern angegeben, dass sie gemeingermanisch (zb. *treten*) oder 'altgermanisch' sind (zb. *trinken, speer, spange, treffen, wachs, übel*), warum fehlt dann aber bei der grofsen menge gemeinsamen gutes eine solche angabe? — die anführung der ältern deutschen wortformen kann nur den zweck haben, soweit nicht geschlechts- oder flexionsentwicklung oder andre besonderheiten in betracht kommen, lautgeschichtliches dem leser vor augen zu führen. wenn der vf. das nicht beabsichtigte (das ahd. wird im allgemeinen nicht berücksichtigt), wozu bringt er dann vergleichungen wie: *mager* — mhd. *mager, wage* — mhd. *wâge, wagen* — mhd. *wagen, vater* — mhd. *vater, vogel* — mhd. *vogel*, und lässt bei andern die mhd. entsprechung fort: zb. bei *bein, wunsch, zeche, wachen* oder, um beispiele mit abweichender schreibung zu geben, bei *achsel* (aufgen. zb. *wachsen* — mhd. *wahsen*), *feind* (aufgen. zb. *weifs* — *wiz*), *raunen* (aufgen. zb. *raum* — *rûm*, *zausen* — *zûsen*)? bei *ansicht* heifst es, das wort sei erst im 18 jh. üblich geworden, hier wäre ein hinweis auf das reichlich bezeugte mhd. *anesiht* am platze gewesen. was ist gewonnen mit einer erklärung '*enterich* aus mhd. *antreche*, welches vielleicht eine zusammensetzung ist' (vgl. auch *auerhahn*), was sollen P.s leser sich denken bei den worten '*aue* — mhd. *ouwe* ist abgeleitet aus mhd. *ahe*'? was soll eine entsprechung *antlitz* — mhd. *antlitze* der leser lehren? setzt P. bei ihm kenntnis des gotischen voraus, warum verweist er nicht auf got. *wlits*, im andern falle ist die von P. gegebene verweisung zur erklärung unzureichend. bei *beichte* gibt der vf. die bedeutung von mhd. *jehen* an, bei *behelligen* die von *hellig*, bei *befehlen* und *empfehlen* fehlt wider ein hinweis auf den ursprünglichen sinn des einfachen verbums. — unter *blenden* wird darauf aufmerksam gemacht, dass das verbum 'mit auffälligem ablaut' von *blind* abgeleitet sei (übrigens eine für den von P. vorausgesetzten leserkreis kaum verständliche bemerkung); dasselbe verhältnis ligt auch vor bei *taufen* (vielleicht auch bei *gewöhnen*), hier fehlt eine entsprechende notiz. — *dachtel* im sinne von 'ohrfeige' wird mit Kluge als ältere form für *dattel* gefasst; ein solches *dachtel* ist allerdings neben dem gewöhnlichen *datel, tatel* (Mhd. wb. III 18[a]; Lexer I 412. II 1408; mnd. *dadele* Schiller-Lübben I 473[a]) nachweisbar: bei Steinmeyer-Sievers III 97, 32 steht *dahtilboum*, Diefenbach gloss. 165[a] verzeichnet neben *dattel* auch *dacktel*. *dattel* scheint nun aber ebensowenig wie *feige* im sinne von schlag vorzukommen; bei *ohrfeige* vermutet man umdeutung, ebenso bei *kopfnuss*, *dachtel* wird daher besser von *dattel* getrennt, wofür auch nd. *dechtinge* spricht (Schiller-Lübben I 493[a]),

als verwant wären *dechsen* 'schwingen', *dechse* 'haue, hacke' anzusehen. — *dorten* als eine misverständliche verschmelzung von *dort* mit der negativpartikel *en* aufzufassen, scheint mir gesucht, näher ligt es, an einwürkung von *draufsen, drinnen* zu denken. — bei *zote* zweifelt der vf. mit Kluge an der identität mit *zotte* 'licium', die im DWb. III 1737 hervorgehobene analogie mit *flause* ist aber sehr einleuchtend. — *ekel* wird richtig mit *heikel* zusammengestellt. aus Luthers *ck* (*eckel*) schliefst P., dass das wort ursprünglich doppeltes *k* gehabt habe; das wäre richtig, wenn wir es sicher mit einem hochdeutschen worte zu tun hätten; die zeugnisse für *ekel* deuten aber eher auf entlehnung aus dem nd.; dann hätten wir entweder eine nd. doppelform *ēkel, ekkel* anzusetzen (beide formen sind im dänischen vorhanden), oder bei jenem *eckel* schreiberwillkür anzunehmen, was gerade bei *ck* im inlaut ohne bedenken ist. — worauf will P. seine herleitung von *entlang* aus *inlanc* gründen, da neben mnd. *entlang, entlanges* auch ein ags. *andlang* in gleicher bedeutung vorligt? — *schweifsfuchs* ist zunächst nicht ein fuchs mit weifsen flecken, ein gleichsam mit schweifs bedeckter, sondern ein dunkel-, b l u t roter fuchs (DWb. IX 2465); *baumeln* ist schwerlich von *baum* abgeleitet und *bammeln* draus entstellt, *baumeln* steht neben *bummeln*, wie *taumeln* neben *tummeln*, *knaupern, knaupeln* neben *knuppern*; im klangspiel *bim bam baum* gibt *baum* einen tiefen ton wider ('*das verfluchte bimbaum-bimmel*' = Faust II).

Auf die feststellung der verwantschaft der wörter unter sich legt P. gewicht, sodass zb. unter *säge* auf *sense* und *sichel* hingewiesen wird; an vielen stellen fehlen dagegen wider die verwanten wörter, ohne dass ein durchgehndes princip erkennbar wäre, vgl. zb. *ducken — tauchen, ähre — ecke, heucheln — hucken* ('kauern'; eine hübsche parallele bieten got. *luton* 'betrügen', *liuts* 'heuchlerisch' und altn. *lúta* 'sich bücken'), *klauben*, das P. merkwürdigerweise für ein aussterbendes wort hält — *kluppe* ('zange'), *kladde — klatrig, lügen — leugnen, mahnen — minne, scharf — scherbe, schwelen — schwül, staffel — stufe, dusel — dösig, schlick — schlack, schlackern, schlackerwetter, wachsen — wucher, weigern — geweih*; bei *lehren* waren nicht blofs *lernen* und *list*, sondern auch *geleise, leisten* anzuführen; *deich* und *teich* sind identisch. im interesse der benutzer ist es zu tadeln, dass solche verweise oft nur bei éinem wort stehn, vgl. zb. *herzog — ziehen, wahl — wollen, saufen — seufzen, schein — schimmer, beifsen — bitter*. — unter *manch* wird auf das alte *g* in *mannigfach, -faltig* hingewiesen, warum nicht auch das vier zeilen weiter erwähnte *menge* angezogen? — bei *schlagen* 2, h war auf *geschlecht* zu verweisen. — *beredt* wird als directe ableitung von *rede* gefasst, weshalb nicht als part. mit activer bedeutung wie *beschwätzt* ('garrulus', DWb. I 1601)?

Auch in der aufnahme oder abweisung eingebürgerter fremd-

wörter und lehnwörter vermiss ich gleichmäfsigkeit. der artikel *kaiser* lautet : '*kaiser* altes lehnwort aus lat. *Caesar*'. wenn ein lehnwort, dass zu weiter keinen bemerkungen anlass gibt, aufgenommen wird, warum fehlen dann zb. *kerker* und *kessel*, weshalb wird *schindel* verzeichnet und *becher* nicht? *ulan* ist aufgenommen, der *dragoner* und der *husar* fehlen, aufgenommen ist *banal*, *trivial* fehlt an seinem orte, wird nur unter *banal* erwähnt, aufgenommen *allod*, nicht aber *alarm*, *almosen*; *echo* ist aufgenommen wegen seines geschlechtswechsels, *altar* fehlt. wenn ein fremdwort im deutschen gebrauch seine bedeutung verändert, gehört es in ein deutsches wörterbuch; so steht es mit *blamieren*, das auch im DWb. fehlt; Elisabeth Charlotte von Orléans braucht es noch im sinne von 'tadeln' : *ich were unerhört zu blamiren, wen ich falsch were*, 25 märz 1696; ebenso ist es mit *fatal*; *kantonist* : in der geläufigen verbindung '*unsichrer kantonist*' ist die alte bedeutung des wortes völlig vergessen; bei *pik* wäre zu erwähnen gewesen '*von der pike auf*', auch diese wendung wird ohne erinnerung an den ursprünglichen sinn gebraucht. während wir manch gleichgiltiges verzeichnet finden (zb. *kruppe*, *theriak*), fehlt ein wort wie *act* (*act von etwas nehmen, erster act, actstudien*). — bei *herold* wird darauf hingewiesen, dass dem französischen wort germanischer ursprung zugeschrieben wird, bei *banner* fehlt eine entsprechende bemerkung. von wörtern, die aus der gaunersprache stammen, sind aufgenommen zb. *gauner, kaffer, schmus*, dagegen fehlt *foppen*. wörter, die aus dem niederd. oder nld. eingedrungen sind, werden im allgemeinen, auch wenn sie eindeutig sind und zu bemerkungen an sich keinen anlass geben, aufgenommen (zb. *ebbe, deich, geest, gracht, flott, kiepe*), andre fehlen wider, zb. *flagge*, oder der ursprung ist nicht angegeben, so bei *uhr, schlacke* 1; unter *schwül* wäre die form *schwūl* besser als md. zu bezeichnen, wenn sie auch neben nd. *swōl* auf nd. gebiete begegnet; *schwūl* verhält sich zu *swōl* wie *spūk* zu nd. *spōk*.

P. scheidet eindeutige, der schriftsprache geläufige wörter aus, sobald nicht formales bemerkenswert ist, geschlechtswechsel, eigenheit der flexion, der schreibung; knüpfen sich an eindeutige wörter besondre wendungen, so werden sie bisweilen aufgenommen (vgl. zb. *gehege*); bildlicher gebrauch genügt nicht immer, ein wort der aufnahme würdig zu machen; differenziert sich die bedeutung oder verschiebt sie sich im nhd., müste man annehmen (vorr. s. v abs. 3) dass das wort verzeichnet sei; das ist aber nicht immer der fall, zb. ist *dirne* aufgenommen, *gaul* nicht trotz seiner schwankenden bedeutung; auch war der im DWb. aus Lichtwer, Voss und HvKleist bezeugte unumgelautete plur. *gaule* bemerkenswert. aufgenommen soll werden, was an landschaftlichen wörtern, an wörtern, die einzelnen berufsgebieten oder ständen entstammen (soldaten, schiffer, jäger, studenten usw.), in die umgangssprache der gebildeten oder die locale schrift-

sprache hineinragt. ich verkenne nicht die aufserordentlichen schwierigkeiten, die P., allein seiner aufgabe gegenübergestellt, hier zu überwinden hatte; meiner ansicht nach kann bei dieser arbeitsweise, bei der einschränkung, die sich der vf. auferlegt, kein würklich nutzbringendes resultat erzielt werden. wie wenig wissen wir überhaupt über den modernen deutschen sprachschatz? für die neuere litteratursprache ist durch Heynes wörterbuch eine grundlage zu weiterer arbeit geschaffen, aber für die neuere sprache der gewerbe, des verkehrs, der forschung, des rechts, der gesetzgebung, der verwaltung, für die lässige umgangssprache mit landschaftlicher färbung, für den noch würklich lebendigen sprachschatz der mundarten ist es mit den vorarbeiten gar übel bestellt.

Es ist nur zu begreiflich, wenn P.s wörterbuch hier recht lückenhaft und ungleichmäfsig ist. die ausstellungen, die ich hier als beispiele gebe, zeigen, dass durch das streben nach einschränkung des stoffes sich inconsequenzen ergeben, die den vorteil der handlichkeit völlig aufheben; aufgenommen ist zb. *tebe* (hund), *töle* fehlt, *trulle* ist aufgenommen, dass *trottel* im sinne von 'blödsinniger, schwachkopf' gebraucht wird, ist unter *troddel* nicht bemerkt; bei *blahe* (grobe leinendecke überm frachtwagen) werden contrahierte formen *blan*, *plan* angezogen, dass in andern gegenden *blaue, plaue* üblich ist (*blaue* Mörike II 9; Freytag I 77), erfährt der leser nicht. oberd. eigenarten werden im allgemeinen mehr bemerkt als norddeutsche, viele entlegne mundartliche ausdrücke sind berücksichtigt, andre, von denen man mit mehr recht behaupten kann, dass sie in die umgangssprache hineinragen, nicht; das gleiche gilt von wörtern der lässigen redeweise oder des klangs, allgemein verständliches ist bald angeführt, bald weggelassen. aufgenommen sind zb. *barn* 'krippe', *beelenden* 'commiserari', *beete* 'rote rübe', *beund* 'eingehegtes grundstück', *biet* 'gebiet', *letz* 'verkehrt', *sohr* 'dürr', *beiern* 'die glocke mit dem klöpfel rühren', *pogge*, *klunsch* 'unausgebacknes', *nackedei*, *flatsche* 'fetzen, stück', *quienen* 'kränkeln', *trecken*, *stinkadores*, *fabelhaft* 'aufserordentlich', *fex*, *tort*, *dult* 'jahrmarkt', *dorsche* 'kohlstrunk', *hechse* 'kniebug an den hinterfüfsen der tiere', *hutsche* 'fufsbank', *käsehutsche* 'niedriger schlitten', *kiecke* 'durchlöchertes gefäfs', *lurre* 'erdichtung', *sich mopsen*, *wafeln* 'wie ein spuk erscheinen', *auskratzen*, *belemmert*, *fickfacker* 'windbeutel', *flunsch* 'verzognes maul', *flüschen* 'von statten gehn', *hacksch* 'unverschnittnes schwein'. damit vgl. man fehlendes, das ich mir bei der durchsicht notiert habe, sonstige bemerkungen, die dieses gebiet betreffen, schliefse ich gleich an: *bammel* 'angst' (*bammeln* ist als gleichbedeutend mit *baumeln* verzeichnet), *dudeln*, *sich abmarachen*, *damisch* (*dämisch* ist aufgenommen), *faxen*, *haxen*, *futsch*, *grätig* 'böse', *gusche*, *jächen* 'überschnell reiten, fahren, laufen', *karrete*, *kujon*, *mies* (*die sache ist mies* 'faul'), *quant* (*das ist quant* 'ein starkes stück'), *schmand* 'unbrauch-

bares zeug' (vgl. *quark*), *ausnähen* 'im gleichen sinne wie das aufgenommene *auskratzen*', *fingern* ist aufgenommen mit der erklärung 'die finger hin und her bewegen', die anwendung im sinne von 'etwas geschickt anfassen und ausführen' (entsprechend auch *befingern*) fehlt, *sich einen kaufen* 'um ihn zur rede zu stellen, ihn zu züchtigen', *sich einen kaufen* 'sich betrinken', *dreh* (*den dreh verstehn*), *drehe* 'unbestimmte zeit- oder ortsangabe', *laban*, *labander*, *schmiere* 'fahrende schauspielertruppe'; *das monat* ist auch im nordd. nicht unbekannt; bei *tändeln* waren die österr. unumgelauteten formen zu verzeichnen; *deckel* ('hut', vgl. *schabbesdeckel*), *deftig*, *dohle* ('cylinder', zu dem aufgenommenen *dole*, *röhre*), *dötsch* 'töricht', *drahtig* 'starksehnig', *dün*, *knüll*, *durchbrennen* 'ausreifsen', *einpacken* ('*vor dem kannst du einpacken*'), *ritsche* 'fufsbank', *dusel* (im sinne von 'glück'), *mähren* 'langsam sein', *busserl*, *dätz*, *döts* *mopsen* ('stehlen'; nur die bedeutung langweilen ist verzeichnet), *abstecher*, *klieren*, *batzen*, ('*ordentlicher batzen geld*', zu *batzen* 2), *kapern*, *klappe* 'bett', *schnurz*, *sicke* 'zehn im kartenspiel', *stuss*, *tattrich*, *ramsch* (als bezeichnung eines kartenspiels), *aasen mit etwas*, *radau*, *schnoddrig*, *verknusen*, *blitzen* (*die tür zublitzen*); *blaken* (*die lampe blakt*) ist aufgenommen, das in nordd. gegenden in gleichem sinne übliche *schwalchen* fehlt; *geifsel* ist südd. noch für peitsche gebräuchlich (Mörike); ebenda braucht man '*es hat sich*' im sinne von 'confectum est'; südd. ist *kegel scheiben* (richtiger als *schieben*); österr. ist *verlassen* im sinne von 'vermieten', *unterlassen* für 'hinterlassen'. *alfanz* (gesprochen *aalfanz*) wird in Berlin für einen albernen menschen gebraucht, was P. nur aus dem mhd. und anhd. kennt. von studentischen ausdrücken ist im allgemeinen nur weniges aufgenommen, ein klares princip in der auswahl war mir auch hier nicht erkennbar. *auskneifen* 'davonlaufen' ist zb. aufgenommen, *kneifen* 'einer forderung ausweichen' fehlt, obgleich es sich auch in andern kreisen eingebürgert hat; *aufbrummen*, *einen verknurren* sind aufgenommen, *verdonnern* nicht; *schwein* im sinne von glück fehlt, von ausdrücken der lebenden studentensprache noch zb. *bonze* ('geistlicher'; verächtlich von christlichen priestern schon bei Laukhard i s. x. 1792 : *in der hyperorthodoxen Pfalz und bei den dasigen Bonzen und Talapoinen*), *bärig*, *diebisch*, *ochsig*, *moneten* (auch im DWb. übersehen; '*das eben ist die Sache, dass er Moneten hat*'. Söhne des tals i 1, 1); *sums* wird mit 'leeres gerede' erklärt, hier kennen wir es im sinne von 'lärm'. die sprache der jäger wird sehr stiefmütterlich behandelt, zu bedauern ist das besonders in fällen, wo wörter der allgemeinen gebrauchssprache eine besondre beleuchtung erhalten; vgl. zb. *das wild äufsert sich* 'tritt aus dem walde heraus'; ein hinweis auf *auswirken* fehlt auch unter *wirken*; *aufbaumen* ist aufgenommen, *abbaumen* nicht.

Was die ältere litteratursprache anlangt, so ist P. besonders bemüht gewesen (vorr. iv), auf die abweichungen der classiker des

vorigen jhs. und der Lutherschen bibelübersetzung vom jetzigen sprachgebrauche hinzuweisen. hier werden citate angeführt, P. meint sie reichlich beigebracht zu haben, wo es sich um veraltete wörter und wortbedeutungen oder eigenartige gebrauchsweisen hervorragender schriftsteller handelt. die meisten citate sind, abgesehn von den wörterbüchern von Sanders, Heyne und dem fragment von Wurm, dem DWb. entnommen, weil 'sie in ihrer art einzig oder den gelesensten werken entnommen sind'. wer nur einigermafsen in den werkstätten und dürftigen lagerräumen des DWb. sich umgesehen hat, dafür rufe ich alle jetzt lebenden mitarbeiter zu zeugen an, wird sich bei den angeführten worten eines trüben lächelns nicht erwehren : das zettelmaterial des DWb. ist auch für die classische litteratursprache durchaus lückenhaft und ungleichartig. wie könnte das anders sein bei der zt. rührend freundschaftlichen, im allgemeinen aber ganz unmethodischen art, wie das wörterbuchmaterial zusammengetragen ist. auch die anerkennung, die seiner zeit JGrimm mit recht den belegen aus Goethe spendete, hat unter den heutigen verhältnissen keine geltung mehr, die auszüge aus Wieland, Herder, Lessing, von den kleineren zu schweigen, verdienten schon zur zeit des I bandes kein lob. mit neid blicken wir auf die methodisch gesammelten schätze des schwedischen wörterbuches oder des Thesaurus latinus. ohne besondre grofse mittel — und solche können kaum mehr beansprucht werden, da der lange arbeitstag sich zum abend neigt — können die am DWb. arbeitenden diesen grundschaden nicht mehr bessern. diese mangelhaftigkeit hat sich nun auch auf P.s werk übertragen, aber auch davon abgesehen, ist sein verfahren ungleichmäfsig, wie die genauere durchsicht einiger buchstaben ergibt, und das ihm vorliegende material scheint mir nicht völlig ausgebeutet zu sein. dichterische kühnheiten, die mehr in das gebiet der ästhetik gehören, hat P. begreiflicher weise meist nicht aufgenommen; aber bei Goethe zb. ist hier die grenze schwer zu ziehen, und dem erzieblichen zwecke des wb.s hätte gröfsere freigebigkeit entsprochen; für den Faust hat P. die dienste des Strehlkischen büchleins, wie es scheint, völlig verschmäht. ich kann hier natürlich nur stichproben geben : trans. *ausleben* wird aus Wieland und Schiller belegt, *ausknirschen* (*'mein einsames Leben auszuknirschen'* Goethe) fehlt; *ausleeren* : *'der Saal leert sich aus'* Schiller (für unser 'entleert sich'); *auslocken*, *einen auslocken* 'etwas aus ihm herauszubringen suchen' Lessing; *einen auslauern* wird aus Goethe belegt; *erkennen* : *erkennen* in der bedeutung des heutigen anerkennen ist aus Schiller aufgeführt, *ankennen* bei demselben in gleichem sinne fehlt; *alle* : *'der Wein ist all in unsern Schläuchen'* Schiller; *treiben* : *'aus sich schaffen und austreiben'* Goethe an Lavater; unter *bahn* fehlt die bedeutung 'streifen leinwand', die auch Goethe aufweist und zwar mit der form *bane*. *zapfen* : *abgezäpfet* im reim auf *schröpfet*. Schiller;

anker : als n. bei Schiller; *atom* : bei demselben als m.; *dünkeln* ist aus Goethe aufgenommen, *bedünkeln* nicht, *begäffeln* ist aufgenommen, das damit reimende gewis interessantere *räffeln* fehlt. *aufbaumen* (nur als weidm. verzeichnet) : '*Sirenen baumen auf im Gehölze*' Goethe 15, 205 W.; *auf* : '*des Eurotas Ufer immer auf*' (aufwärts entlang) Faust II, fehlt unter *auf* bei *stromauf* ua.; *ausdauern* : '*die Ritter auf dem Felsennest verschwuren sich uns auszudauern*'. Faust II, gewis beachtenswerter als die von P. angeführten stellen. *bald* : unumgelauteter superlativ, *auf das baldeste* Goethe an Lavater 7. II. 1780; *befangen* : '*sich mit etwas befangen*' (mit etwas abgeben) wird aus Goethe belegt; *einfassen* für 'einfangen' Faust II fehlt; *voran* : '*Bereitung braucht es nicht voran*' (*vor* zeitlich bei Goethe wird belegt); *brüsten* für 'sich brüsten' Faust II; *dreschen* im sinne 'bis zum überdruss auf geistlose weise treiben' fehlt : *gedroschner Spafs* Faust II, *verdroschen* 'abgedroschen' ist aus Schiller aufgenommen; *durch* 1. *sein* verb. : '*er ist auch durch*' (später : '*er ist auch fort*') Faust I; *ein* für 'hinein' : *wir können nicht ein* Faust II; mehrfach steht *drein* bei Goetbe für *drin*; *endlich* 'eifrig, eilig' noch bei Goethe: '*das heifs ich endlich vorgeschritten*' Faust II; *girren* vom reibenden geräusch der vom winde bewegten äste, auch vom knarren der räder bei Goethe; *können* : '*ach! wenn ich etwas auf dich könnte*' Faust I; *hier* bei *kommen* : '*geselle dich zu uns! komm hier!*' Faust I (vgl. *hier* 8, *kommen* II 3c im DWb.); *offenbaren* : *offengebaren*. Faust II; *schliefsen* 1 : '*der Himmel schliefst*' Prolog im himmel; *strengen* (einbinden) : '*strenget in köstlicher Windeln Schmuck*' Faust II; *verleihen* : '*wenn ihr euer Ohr verleiht*' Faust II; *flichen* für *fliegen*. Schiller; die plur. *gewölber* und *gichter* sind aus Schiller aufgenommen, der im 18 jh. häufige plur. *thronen* wird erwähnt, plur. *schwanen*, den noch JPaul bietet, fehlt; bei *held* wird st. acc. erwähnt, bei *hirt* nicht verzeichnet. *gehen* : '*die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen*' Schiller; *nisteln* aus Goethe ist aufgenommen, *nistern* aus Schiller nicht; principiell hat Paul Schillersche wildlinge nicht ausgeschlossen, vgl. zb. *düsseln* und *glosten*; *bei* 1, a : *in Göttingen bei der Krone eingekehrt* Goethe 31, 96; *sich widern* 'sich widersetzen' Schiller 14, XII; *leue* : '*dieser kühne Leue*' JPaul Siebenk. III 152; wenn *eintürmen* aufgenommen wird (DWb. III 322 aus HKurz Sonnenwirth), warum nicht *einkasten* aus Goethe? *dienerschaft* : im sinne von 'dienstleistung' Goethe. ich habe in den durchgesehenen partien bemerkt, dass auf ableitungen, zusammensetzungen und deren abweichungen vom heutigen gebrauch nicht genügend geachtet ist, s. zb. die im DWb. zu *denklich*, *bedeutenheit*, *deutsam*, *deutsamkeit*, *doppelhaft*, *einsichtlich*, *liebedürstig* gegebenen belege; *netzen* braucht Goethe 17, 19, wo wir '*nässen*' schreiben würden (*durchnetzte mich ein Regenschauer*); wir sagen *eingefleischt*, im DWb. ist aus Wieland und Herder das näher an 'incorpora-

tus' stehnde *eingekörpert* belegt (III 218); constructionsabweichungen: *sich einlassen über* (Lessing, Herder), *entlassen einen eines dinges, dürsten* c. acc. Schiller; *fabeln* (*Teufel, den die fabeln*). Goethe. es wäre müfsige arbeit, eine solche liste durch weitere partien des buches fortzuführen; P. konnte die in der vorrede formulierte aufgabe bei der gegebenen einschränkung nicht so durchführen, dass für die kenntnis der classischen litteratursprache dem benutzer ein ernsthafter nutzen erwüchse. wie schon bemerkt, zieht P. Luthers Bibelübersetzung heran, er legt die vor der Bibelrevision gebräuchliche textrecension zu grunde, was an sich bedenklich ist; nur hin und wider wird auf ältere laa. zurückgegriffen. *darwägen* ist aufgenommen, *darsetzen* (vgl. *darsetzung* noch aus Wieland im DWb.) nicht; *decken* für 'bedecken' steht zb. Hiob 31, 33 (*habe ich meine Schalkheit wie ein Mensch gedeckt?*); *wandeln*: zu bemerken war der freiere gebrauch bei Luther (zb. *Paulus durchwandelte die obern Länder* Ap. gesch. 19, 1); *ungeschickt*: für uns fremdartig ist '*dieser aber hat nichts ungeschicktes* (*οὐδὲν ἄτοπον*) *gehandelt*' Luc. 23, 41; *einwohner*, abweichend von unserm gebrauche, war unter *ein* gegen ende zu erwähnen: '*ich bin ein Fremder und Einwohner bei euch*' ('advena sum et peregrinus apud vos') Genes. 23, 4; *beschädigen*: '*beschädigte sich selbst*' Luc. 9, 25; *bezaubern* in üblem sinne (*bezauberte das Volk* Ap. gesch. 8, 9).

Ich lasse noch eine lese von bemerkungen folgen, die ich mir bei der durcharbeitung einzelner partien des buches gemacht habe, darunter auch solche, die sich mehr auf die lexikalische technik beziehen; ich habe mich bemüht, die von Paul einmal abgesteckten grenzen zu achten. P. hat das bestreben, zusammengehörendes an éinem orte zu behandeln (bei den präfixen wär es praktisch gewesen, die beispiele innerhalb der kategorien alphabetisch zu ordnen), damit ist aber wünschenswert, dass mit einer gewissen äufsern einheitlichkeit verfahren wird, und die verweise zahlreich und deutlich, die grofsen artikel für das auge übersichtlich sind, was nicht immer der fall ist; *herzblatt* 'liebling' ist zb. als besonderer artikel aufgenommen, auf *herzblatt* 'zwerchfell' stöfst man unter *blatt*. nehmen wir an, es fiele jemandem in den Goetheschen versen '*das schwarze Schelmenaug dadrein, die schwarze Braue drauf*' der gebrauch von *drein* für *drin* auf; er fände *dadrein* als stichwort nicht und würde bei *drein* auf *darein* verwiesen; hier werden beispiele angeführt, bei denen nicht die vorstellung der ruhelage, sondern die der richtung waltet (*drein schlagen* usw.); es wird aber weiter verwiesen auf *da* 1, a, d und *ein*, unter *da* 1, a wird die entstehung von *drein* aus *darein* besprochen, d kommt für die Goethestelle nicht in betracht, der leser wird also den über zwei spalten langen, äufserlich ungegliederten artikel *ein* aufschlagen, ganz am ende findet er endlich zwar nicht *drein* für *drin*, aber wenigstens, dass

jetzt *ein* in einigen wörtern stehe, wie *einliegen*, *einwohnen*, wo nicht eine richtung, sondern eine ruhelage bezeichnet wird. — *abgelebt*, *abgeneigt*, *angesessen* sind stichwörter, unter denen auf die infinitive verwiesen wird, warum nicht *abgesagt*, *angesehen*? unter *läugnen* wird auf *leugnen* verwiesen, dieses aber fehlt. was ist für die erklärung von *kielkropf* getan, wenn einfach auf *wechselbalg* verwiesen wird? — aus der sprache der meistersinger nimmt P. auf *ab-*, *aufgesang*, *stollen*, *klebsilbe*, *bar*, *waise*, dagegen fehlen *klingend* und *stumpf*. schwankungen des geschlechts sind nicht überall bemerkt, so ist bei *forst* noch jetzt das f. im amtlichen gebrauche üblich. ebenso reden die juristen noch heute von einer *post geldes* (für *posten*, m. 2); *markt* wird nordd. auch als n. gebraucht, *versteck* schwankt zwischen m. und n., *skandal* als s. steht zb. bei Laukhard 5, 9; *frost* war früher auch f., *salat* ist im schles. noch jetzt f., *die aderlass* steht zb. bei JPaul Siebenk. III 92; angaben über früher schwankendes geschlecht fehlen auch bei *lust* und *lein*. *schwierig* auf seelisches übertragen kommt schon im 16 jh. vor (HSachs im DWb.); unter *dick* wäre *armdick* zu erwähnen gewesen (vgl. *lang*); in *'ei der daus'* steht *daus* vielleicht verhüllend für *teufel* (engl. *deuce take it*); unter *gar* (gegen ende) fehlt *'ich dächte gar'*; *bergen* (an einen sichern ort bringen) ist nicht nur im 'höhern stil' üblich, vgl. *die ladung bergen*, *bergegeld*, *-gut*; *-ach* in namen ist aufgenommen, warum nicht gleichbedeutendes *-a*, warum nicht *-rott*, *-rode*, *-reut* und andre in namen erhaltne bildungen? *'angestochen kommen'* zieht der vf. an *zu kommen*, da aber *'das ross anstechen'* (es anspornen) eine bis in neue zeit übliche wendung ist, muss die redensart, wie im DWb. geschehen ist, von hier aus erklärt werden. der ursprung der wendung *'einen process anstrengen'* scheint P. nicht klar; strengen gehört wol zu strang, vgl. *etwas anbandeln*, *anzetteln*; *anmachen* ist aufgenommen, *aufmachen* nicht (*'ein feuer, 'nen schottschen aufmachen'*); *ausklagen* ist aufgenommen, *einklagen* nicht; *erörtern* gehört eher zu *ort* 'ecke', als zur grundbedeutung 'spitze', vgl. *ausörtern* im DWb.; *tummler* (becher) ist aufgenommen, *tummelchen* (Lessing) fehlt; *einförmig* ist aufgenommen, *eintönig* nicht; *feurjo* ist verzeichnet, *mordio* fehlt; bei *mord* wird die verstärkende anwendung in zusammensetzungen erwähnt (*mordskerl*). warum nicht bei *blitz* (*blitzmädel*)? *kuckuck* verhüllend für teufel ist da, *geier* nicht. bemerkenswerte bedeutungsnuancierungen in zusammensetzungen oder ableitungen sind öfters übergangen. zb. *einstand* 'gleichgewicht der [illegible], gleichheit der leistungen beim wettbewerb, der resultate beim spiel'; *schinder* (pferd) zu *schinden*, *beschaulich* zu *schauen*. — redensarten, formelhafte wendungen sind berücksichtigt, aber [illegible] behandelt; *gehege* scheint nur wegen [illegible] aufgenommen, anderes, mindestens so [illegible] wendungen werden erklärt (vgl. [illegible] schwierigkeiten, wenn sie aufgenommen sind.

wird der leser häufig eine deutung oder die beruhigende bemerkung 'ursprung dunkel' vermissen; *auge*: '*aus den augen geschnitten*' fehlt; *bein*: '*etwas ans bein binden*', 'es opfern, aufgeben'; *bohne*: '*nicht die bohne*', interessant als rest ältern gebrauchs; *eselsbrücke* fehlt; *zahn*: '*haare auf den zähnen*'; *hund*: '*der knüppel ist an den hund gebunden*'; *löwe*: '*löwe des tages*'; *pfanne*: '*in die pfanne hauen*' ist aufgenommen, '*etwas auf der pfanne haben*' fehlt, obgleich dieses *pfanne* jetzt ungewöhnlich ist. *wolle*: '*in der wolle sitzen*' ist aufgenommen, die gegensätzliche verwendung '*in die wolle geraten, in der wolle sein*' wird nicht beachtet. — auch innerhalb der von P. gezognen schranken wär es an vielen stellen nützlich gewesen, das ältere nhd., selbst wenn es nicht gerade durch classiker oder Luther vertreten wird, heranzuziehen; so wäre *abdecken* 'schinden' durch die ältere bedeutung *decke* 'haut' zu erklären gewesen; '*ich kann mich nicht entbrechen*' durch älteres *sich entbrechen* 'sich befreien, lösen'; manche der unter *faust* angeführten wendungen erklären sich durch die früher allgemeinere bedeutung des wortes; für *durchtrieben* sind ältere parallele ausdrücke *durchfahren, durchgangen, durchzogen*. wie in *ehe* der begriff des gesetzlichen zustandes waltet, zeigt schön das verb. *ehelichen*, wenn es 'legitim machen' bedeutet. für die präfixe *ent-* und *ver-* ist das wechselverhältnis, in dem sie stehn, von bedeutung: *entsagen* hat bis ins 17 jh. auch den sinn von 'versagen', ebenso steht in älterer sprache *entlernen* für 'verlernen', *entleumdung* für 'verleumdung', *entleiden* (auch mit intransitiver bedeutung bei P. aus Schiller belegt) für 'verleiden', *entgönnen* neben *vergönnen* (misgönnen), *entäufsern* für 'veräufsern'. eine bemerkung über dieses verhältnis (das concurrieren von *er-* und *ver-* wird beachtet) hätte die von P. gegebne erklärung für *entbehren* (vgl. mhd. *verbern*) gestützt. nebeneinander stehn mit gleicher bedeutung ('intelligere') *entstân* und *verstân*, 'dem object zu richtiger beobachtung gegenüber stehn'. — *entsetzen* wird gedeutet als 'vom sitz auffahren machen', got. *andsitan* aber ('fürchten, scheuend verehren') führt auf eine andre erklärung: die neutrale vorstellung des gegenübertretens, ins auge fassens wird hier in bestimmter richtung entwickelt und dadurch verengt; etwas ähnliches ligt vor in altn. *sjásk* 'sich fürchten', vgl. auch *sich entsehen* ('sich scheuen'), *sich vernehmen* ('sich verwundern' Mörike II 103). — *einraten*, *einwenden* braucht Goethe für 'anraten, anwenden', vgl. *ein-, angebinde, ein-, anschirren*; diese berührung wäre unter *ein* oder *an* zu erwähnen gewesen (dem DWb. entnehme ich *einstimmen* für 'anstimmen', *einschlag* für 'anschlag', *angedenk* neben unserm *eingedenk*).

Gewis wär es verkehrt, ein wb. wie das P.sche lediglich auf auf grund der gemachten ausstellungen zu beurteilen; gerade der lexikographischen arbeit haftet ihrem wesen nach die unvollkommenheit an. P. hat den von ihm ausgewählten stoff in ori-

gemeiner weise und mit meist glücklicher prägnanz zu gestalten gewusst, sodass eine grosse reihe von artikeln geradezu mustergiltig genannt werden dürfen. es handelt sich aber für mich um die principielle frage, wie weit man um der kürze und handlichkeit willen in einem für weitere kreise bestimmten wb. in der beschränkung gehn darf. ich vertrete den standpunct, dass man auf breiterem grunde bauen müsse, als P. getan hat, dass kürze an sich kein vorzug ist, wenn die gefahr vorliegt, dass der flüchtige benutzer sich bei dem gebotenen beruhigt. das comprimieren und destillieren für das bequeme bedürfnis ist heut freilich an der tagesordnung. der herschenden neigung aber, vom fachmann sauber ausgewähltes, reinlich zurechtgelegtes zur belehrung zu verlangen, sollte auch ein deutsches wb. nicht mehr als unumgänglich ist, angepasst sein. gerade die gefällige darstellung, das ausserordentliche geschick des zusammenfassens, die dem buche P.s eignen, werden dann leicht zu gefährlichen vorzügen. auch im bestreben, es den leuten möglichst leicht zu machen, kann man zu weit gehn: Hans v. Bülow sagte seinen schülern: 'es gibt kein leichtes klavierstück.' die tiefe pädagogische weisheit dieses wortes gilt auch für das wissen von unserer deutschen sprache. die principielle zurücksetzung des mhd. und besonders des ältern nhd. (16 jh.) im P.schen buche halte ich für bedauerlich; gegenüber aller schulmeisterei und sprachlichen engherzigkeit ist es wünschenswert, dass gerade in einem solchen werke eine vorstellung davon gegeben wird, wie es einst in lustig wilder freiheit im walde unserer sprache wuchs, wie auch verworrenes unterholz keck aufschoss, das nie zu bäumen erstarkte.

Göttingen, 24 april 18[illegible]. R. Meissner.

Laurin und der kleine Rosengarten herausgegeben von Georg Holz. Halle, Max Niemeyer, 1897. xxxvi und [illegible] ss. 8°. — [illegible] m.

Das ansehen, das Müllenhoffs Laurin-ausgabe bei ihrem erscheinen 18[illegible] sich erwarb, beruhte einerseits auf der klarheit, mit der in eine verworrene überlieferung ordnung und zusammenhang gebracht, anderseits auf der nicht selten kühnen sicherheit der kritik, mit der nicht nur ein lesbarer text hergestellt, sondern auch die erklärung der verderbnisse versucht wurde. jenes verdienst wird ihr bleiben, mag auch weitere forschung Müllenhoffs ergebnisse im einzelnen mehr oder weniger berichtigen müssen; die sicherheit und kühnheit seiner textherstellung aber hat zwar mehrfach glücklich das richtige getroffen, aber auch ebenso oft einen wortlaut aufgestellt, dem jede urkundliche gewähr mangelt. unhaltbare litterargeschichtliche voraussetzungen und folgerungen und eine ebenso unhaltbare überschätzung dieses spielmannsgedichtes hiengen damit zusammen. in der notwendigen

berichtigung jener zuweitgehnden aufstellungen sucht der neue herausgeber seine aufgabe, und man darf seine arbeit als einen unleugbaren fortschritt begrüfsen[1].

Müllenhoff schied die hss. des Laurin, die er auf eine einzige, spätestens dem anfang des 14, eher noch dem ende des 13 jhs. entstammende quelle (*A*) zurückführte, in zwei gruppen: eine bairisch-österreichische, die das gedicht 'in seiner heimischen überlieferung' gibt, 'aus den gegenden, denen es seinem ursprunge nach angehört', und eine mitteldeutsche, stammend aus einer verlornen hs. (*C*), deren text selbst noch bairisch-österreichisch von zwei schon in einzelnen puncten abweichenden exemplaren aus teils nach Mittel- (Thüringen und Schlesien), teils nach Westdeutschland ('an den untern Main oder mittlern Rhein, dann hinauf nach Alemannien') gelangte und hier endlich jene änderungen und zusätze erfuhr, deren anfänge uns in der sonst kürzenden Frankfurter hs. (*F*) vorliegen und deren abschluss der jüngere, auch durch den druck verbreitete text des angeblichen Heinrich vOfterdingen (alemannisch, 14 jh.) darstellt (DHB I, XXXVI ff).

Im allgemeinen hat sich diese auffassung der textgeschichte vor kritischer nachprüfung bewährt; in der beurteilung der einzelnen hss. und ihrer stellung gegen einander bedarf sie dagegen zt. der berichtigung.

Müllenhoff wies der zur bairisch-österreichischen gruppe gehörigen Kopenhagener hs. (*K*, 14 jh.) insofern eine ganz besondre stellung an, als er sie, ohne nähere verwantschaft mit irgend einer andern anzunehmen, 'in gerader linie, aber nicht ohne mittelglieder' aus *A* herleitete; die andern vertreter dieser gruppe, die beiden nah verwanten Regensburger (*r*, 16 jh.) und Münchener (*m*, 15 jh.) hss. und die eine Wiener (*v*, 15 jh.) sollten von einer am schluss bereits verstümmelten, im übrigen aber vollständigeren hs. (von ihm mit *B* bezeichnet) herstammen und *v* 'eine mittlere stelle' zwischen *Kmr* und seiner verlornen *C* einnehmen. die zweite Wiener hs. (*w*, 1472, schlesisch) stellte er unter dieser zusammen mit den übrigen hss. der mitteldeutschen gruppe, der alten Pommersfelder (*P*, 14 jh.) und der ihr eng-

[1] gewisse schwächen der Müllenhoffschen ausgabe hat schon Bartsch in seiner rec. des textabdrucks vom j. 1874 (Germania 20, 94—104) scharf gerügt. allein er kam weder in der auffassung des handschriftenverhältnisses über Müllenhoff hinaus, noch nahm er grundsätzlich an den in den text hineingebesserten assonanzen anstofs; er war eher geneigt sie zu vermehren: in der voraussetzung, die (verlorene) 'älteste gestalt des Laurin' sei noch höher hinaufzurücken und 'spätestens um 1170 anzusetzen'. einzelne seiner textherstellungen bringt jetzt auch H., offenbar ganz selbständig und ohne rücksicht auf diesen vorgänger, dessen er nirgends gedenkt; beachtung verdienten wol auch noch mehrere andere; den von Bartsch im ganzen eingenommenen standpunct aber würde heute wol noch weniger jemand vertreten wollen als den Müllenhoffs.

verwanten kürzenden Zeizer (*z*, 15 jh.) sowie den alten Berliner blättern (*h*, 14 jh.). an diese gruppe reihte er dann weiter die wider verwanten jüngern bearbeitungen einerseits in *f* (14 jh.), anderseits im alemannischen text, wie er uns durch die seither verbrannte Strafsburger hs. (*s*, 15 jh.) und den alten druck (*d*, um 1480) des Heldenbuchs überliefert wurde.

Dem gegenüber behauptet der neue herausgeber nicht nur nähere verwantschaft von *Kv* und gelegentliche beeinflussung dieser beiden quellen durch den jüngsten text (allerdings nie übereinstimmend), sondern bestreitet auch die zugehörigkeit von *w* zur mitteldeutschen gruppe, reiht sie vielmehr als ein unabhängiges glied in die bairisch-österreichische classe ein. die stellung der übrigen texte bleibt unverändert. auf diese weise entfällt aber für H. Müllenhoffs *B*, und dieses zeichen sowie *C* erhalten eine andre bedeutung. wir gewinnen nämlich folgende vierfache gruppierung: die bairisch-österreichische classe mit den beiden untergruppen *Kv* und *mr* und der allein stehnden hs. *w*; die mitteldeutsche classe (*B*), vertreten durch *H* und *pz*, aus der sich auch die rheinfränkische überarbeitung (*C*), zu erschliefsen aus den übereinstimmungen zwischen *f* und dem jüngern alemannischen text, abzweigt; endlich, auf *C* beruhend, dieser selbst (*D*), vertreten durch die voneinander unabhängigen überlieferungen *s* und *d*. *B* bedeutet nicht wie *C* und *D* eine würkliche neubearbeitung, sondern nur eine 'abschrift', das 'nach Mitteldeutschland gelangte exemplar von *A*'[1].

Leider erschwert die art, wie sowol Müllenhoff als namentlich H. die laa. verzeichnen, ein durchaus selbständiges urteil über derlei fragen, ebenso wie über die textkritische behandlung einzelner stellen. beide begnügen sich, um ihre ausgaben nicht mit einem wust wertloser laa. zu überladen, mit einer auswahl, und H. ist darin noch viel sparsamer als sein vorgänger, sodass man sich immer an diesen wenden muss, wenn man genauere auskunft wünscht. einigermafsen vollständig wird man durch beide, was den alten text betrifft, nur über *K* und besonders *pH* belehrt. von *A* besitzen wir zudem noch einen abdruck, der freilich auch nicht jedermann in jedem augenblick bequem zur hand ist, so wenig man ihn auch heute noch ganz missen kann. was man über die andern hss. erfährt, ist mehr oder weniger abhängig von dem urteil der herausgeber. erst über die bearbei-

[1] [illegible] der herausgeber nicht ganz gleichmäfsig zuerst [illegible] bairisch-österr. überlieferung zum unterschied [illegible] ursprünglichen text überhaupt (den archetypus) [illegible] ausgehobenen stellen s. xxxvii und xviii [illegible] verschiedenem sinn: im stammbaum s. viii be- [illegible] classe, im variantenverzeichnis 'in jedem ein- [illegible] nicht speciell angeführten hss.' (wie bei M. [illegible]) ist aus DHB beibehalten, wie schon [illegible]

tungen in *f* und *D* sind wir, jetzt namentlich durch H., wider genauer unterrichtet. ein solches abkürzendes verfahren lässt sich bei einer überlieferung wie die des Laurin wol verstehn und verdient vielleicht sogar zustimmung. nur sollte in einem solchen fall auch ein herausgeber sich jedesmal das bedürfnis eines lesers vor augen halten, der nachprüfen und nicht einen text auf treu und glauben hinnehmen will, und er sollte nicht vergessen, dass ihm vermöge seiner kenntnis des gesamten kritischen materials gar vieles vollkommen klar und ausgemacht erscheinen kann, worüber ein andrer, der diese kenntnis nicht besitzt und auch nicht durch einsicht an ort und stelle erwerben kann, vergeblich suchen wird, vollkommen ins reine zu kommen. die angaben müsten daher, auch bei streng sichtender auswahl, wenigstens durchaus so eingerichtet sein, dass man in jedem fall eine hinlänglich deutliche anschauung der überlieferung zu gewinnen vermag. das geschieht in dem mafse, wie es wünschenswert wäre, nicht einmal immer bei Müllenhoff und noch weniger bei H. dieser hilft zwar an kritisch wichtigeren und schwierigeren stellen durch anmerkungen in dankenswerter weise nach, aber in zahlreichen fällen, wo sein text von dem Müllenhoffs abweicht, muss man sich doch bescheiden und auf ein eignes urteil verzichten, weil man weder bei ihm noch bei seinem vorgänger die nötigen anhaltspuncte findet.

Soweit ich also mit deren hilfe über das hss.-verhältnis urteilen kann, scheint mir die aufstellung einer untergruppe *Kv* begründet: aufser dem s. v zum beweise angeführten, den plusversen 277f und namentlich der umstellung innerhalb 323—330[1], spricht noch die umstellung von 1255 (Müllenhoff 1275)f, die tilgung einzelner verse wie 305 (vgl. die laa. zu 307f bei Müllen-

[1] Müllenhoffs angabe, der zufolge in *K* nicht nur 329 (331)—332 (334) ausgefallen wäre (H. s. 186 zu 323—330), sondern auch schon 327 (329)f, also gerade die verse, auf die es hier ankommt, ist, wie der abdruck lehrt, unrichtig. tatsächlich stehn die fraglichen verse, zwar im wortlaut teilweise verändert, wie H. angibt, auch in *K* vor 323 (325), und es fehlen würklich nur 329 (331)—332 (334). es ist dies wol die wichtigste, aber nicht die einzige verschiedenheit in den angaben der beiden herausgeber: vgl. noch die über den ausfall von 274 oder schon 272 (H. s. 185 zu 277. 78, wol wie bei *z* zu berichtigen 273)—278 in *rw*, 582 (586)—587 (591) oder erst 583 (587)—588 (592) in *v* und 605 (609)—614 (618; 619 bei Mh. ist ein nicht allein stehndes versehen, das sich durch seine laa. zu 619 ebenso von selbst berichtigt wie zb. seine angabe über die lücke 316, richtig 317—322 = 315—320 bei H., in *K* durch die zu 316) in *f*, die plusverse nach 932 (943)f nur in *r* oder in *rm* (vgl. H. auch s. 192 und VIII) und die laa. zu 267 (*rv*), 1084 (1096: *getwergen x*, dh. auch *p*? H., der die laa. von *p* zufolge s. VIII sonst vollständig angibt, schweigt) und 1165 (1179: H. schweigt, offenbar mit recht; denn der abdruck von *K* erweist *do vch* bei Mh. als einen blofsen druckfehler für *do von*). über 1225 (1245)f vgl. s. 273 anm. das ist so ziemlich alles was ich mir angemerkt habe. man sieht, Mh.s laa. sind keineswegs unbedingt zuverlässig; im ganzen erweckt H. vertrauen, wenn seine angaben nur vollständiger wären.

hoff und H. s. xiv). 905 (913)f. 926 (936)—9(?). 987 (1001)f. 1033 (1047). 1098 (1110)f (vgl. die laa. zu 1109 bei Müllenhoff). 1199f (laa. zu 1213f bei Müllenhoff). 1337f (vgl. anm.), auch laa. wie 746 (752). 1405 (1431) udgl. für nähere verwantschaft. auch dass beide hss. gelegentlich von *D* beeinflusst sind, wird man zugeben müssen (s. v; dazu für *K* noch die plusverse nach 1384: bei Müllenhoff laa. zu 1410 = *D* 2335f). erklären möcht ich diese erscheinung freilich nicht wie der herausgeber aus gelegentlichen nachträgen aus *D* in der gemeinsamen vorlage, 'die von den abschreibern willkürlich bald verwendet, bald übergangen wurden': da *v* von 1425 (1451) ab dem druck von *D* folgt (doch wol wegen unvollständigkeit der vorlage), für diese hs. also dessen benutzung am schluss erwiesen ist, halt ich es doch für wahrscheinlicher, dass beide schreiber unabhängig von einander und von der vorlage vereinzelt aus eigner kenntnis des jüngern textes (*K* seinem angeblichen alter nach aus einer hs., *v* aus dem drucke) diesem eingang verstatteten.

Nicht so klar und ausgemacht scheint mir die neue einordnung von *w*, deren besondere schwierigkeit sich der herausgeber selbst nicht verhehlt (s. 185 zu 251—258). was er (s. vi) für seine ansicht vorbringt, ist beachtenswert, aber doch kaum so durchschlagend als er glaubt. richtig ist, dass *w* das misverständnis der Laurins garten einfassenden *borten* (*porten*, wie also doch wol mit Bartsch aao. 97 richtig zu schreiben wäre), als 'pforten', das noch in *D* 199ff nachwürkt, mit *B* nicht teilt: mit diesem einfachen festhalten am richtigen alten in diesem puncte stellt sie sich aber nur nicht zur mitteldeutschen, auch nicht zur bairisch-österreichischen classe. das geschieht nun allerdings 197f mit der la. *ez vuorte ein swert an sîner sîten* (= *Kv*; *umb sînen lîp* : *strît pz*, geändert, aber vorausgesetzt auch durch *f* und *D* 445—448; der zweite reimvers 198, in *K* und *v* verschieden hergestellt, fehlt *w*, ebenso samt dem reimwort in 197 *r*, wo 197 und 199 in einen vers zusammengezogen sind), wenn in *Kvrw* würklich, wie beide herausgeber annehmen, eine änderung vorligt (vgl. die anm.); aber wenn auch, so ist die wendung a. s. s. so geläufig und namentlich durch die unmittelbar vorausgehnden reimworte *zîten* : *strîten* so nahe gelegt, dass *w*, wenn sie an der assonanz anstofs nahm, darin leicht ganz unabhängig ebenso darauf verfallen konnte, wie die vorlage von *Kvr*, oder sagen wir vorsichtig vielleicht lieber nur von *Kv*, denn das reimwort, das *r* vorlag, kennen wir ja nicht. entscheidend kann ich also auch diese stelle nicht finden. zugeben wird man wider müssen, dass weder der eingang, den *w* mit *B*, aber auch dem ausgesprochen österreichischen Pressburger bruchstück (DHB I 295f) teilt und der leicht der ursprüngliche sein kann, noch die schlesische mda. etwas beweisen; es wäre in der tat recht äufserlich, blofs auf diese hin *w* unter *B* einzureihen, um so mehr als H. ganz richtig

darauf hinweist, dass 1472 die gegend, in der sie geschrieben ist[1], 'gewis mehr von Österreich als von Thüringen beeinflusst

[1] es ist noch die frage, welcher teil des schlesischen sprachgebiets, das ja auch nach Nordböhmen übergreift, das ist. schon Müllenhoff gedenkt (s. XXXIV) des alten čechischen anhangs unmittelbar hinter den deutschen gedichten (Tabulae II 173 nr 3007, 21. 22), bestehend aus einer übersetzung der passion nach Joh. 18. 19, jetzt hg. von Menčik im Časopis katolického duchovenstva (Zs. d. kathol. geistlichkeit) 36 (1895), 529—535 (die nr der hs. ist hier verdruckt) und ihrer sprache nach ins 14 jh. gesetzt, und einem gebet. wie dem aber auch sein mag, auch der weg nach Schlesien führte, wenn unser gedicht von Österreich dahin verbreitet wurde, leicht über Böhmen. und dass es hier würklich schon ein jh. früher bekannt war, bezeugt die čechische bearbeitung (*č*) aus der zweiten hälfte des 14 jhs., die Brückner im Archiv f. slav. phil. 13 (1891), 1—25 aus einer hs. des grafen Victor Bavorowski in Lemberg, gleichfalls v. j. 1472, herausgegeben hat; über diese hs. und deren inhalt (darunter auch ein Herzog Ernst) vgl. Brückner aao. 11 (1888), 83—88). H. erwähnt *č* nicht, und auch ich könnte davon nicht reden, hätte nicht prof. dr Ernst Kraus die güte gehabt, dem mangel meiner sprachkenntnisse zu hilfe zu kommen und mir nicht nur das verständnis einer reihe von stellen aus *č* selbst zu vermitteln, sondern mir auch von einer programmabhandlung darüber von Karl JČerný (im jahresbericht der k. k. čech. oberrealschule in Pardubitz 1893; vgl. die kurze anzeige von Joh. Kaňka Zs. f. d. öst. gymn. 47 (1896), 272) einen auszug zur verfügung zu stellen; ich spreche ihm dafür hier nochmals öffentlich meinen dank aus. Černý kam (s. 17) zu dem ergebnis, dass die vorlage von *č* verwant war mit Müllenhoffs gruppe *B*, dh. der bair.-österr. mit ausschluss von *K* (dies hatte schon Brückner ausgesprochen in der kurzen 'vorbemerkung' zu seinem abdruck aao. s. 1), und teilweise mit der vorlage von *w* übereinstimmte. das wäre freilich nur unter der voraussetzung glatt vereinbar, dass *w* selbst, wie jetzt H. will, der bair.-österr. classe angehört oder, vielleicht richtiger, ihr doch als selbständige abzweigung nahe steht. eine neue vergleichung mit rücksicht auf die durch H. angeregten kritischen fragen schiene mir nicht unerwünscht und überflüssig; denn die vorlage von *č* muss an alter unsern ältesten deutschen textquellen mindestens gleich, wenn nicht überlegen gewesen sein. vorläufig muss ich mich begnügen, teils nach Černý, teils nach eigner mit hilfe von Kraus vorgenommener vergleichung einzelner stellen etwa folgendes vorzulegen. *č* kennt den schluss von *K* nicht (Černý s. 14). ebensowenig weifs *č* etwas von *Garten* als heimat Hildebrands. ganz begreiflich, wenn dies erst von dem bearbeiter *C* eingeführt ist und die vorlage von *č* von dem einfluss des jüngern textes unberührt blieb (vgl. H. s. 183 zu 44); folgerichtig ist *č* auch 502 die la. von *K(f)D* zu 350 (355 : H. s. 186 f zu 347—352) fremd (Černý s. 20. 24 f). wie *w* hinter 383 (387) eine frühere versreihe 268—280 widerholt (H. s. 185. 187 zu 277. 78 und 383—86), so hat auch *č* hinter 540 die gleiche widerholung aus 410—417 (Černý s. 16 f); ja merkwürdig setzt auch *č* 207 ('in den rosen machten sie ein lager') in der vorlage eine mit *wp* (s. s. 272 im text) nahe zusammentreffende la. voraus; daneben ist auch 149 in *č* 222 übersetzt, es ligt also nicht etwa eine selbständige vorwegnahme dieses verses und zufälliges zusammentreffen mit *wp* in 145 vor. mit der mitteldeutschen gruppe teilt *č* gegen *w* das misverständnis der *borten* (*porten*) als *phorte* (*vrata*, *portna*; *č* 186 heifst Laurin der pförtner, Černý s. 21 f); das kann aber auch der übersetzer selbst verschuldet haben. von überschüssigen versen einzelner deutscher hss. oder hss.-gruppen scheint in *č* nur wenig vorhanden zu sein: man wird in *č* 1025 ('denn sie hatten mit ihm viel arbeit gehabt') das verspaar aus *r* hinter 714 (Mh. 719 f) widererkennen müssen; ebenso entspricht *č* 418 (vgl. 414 f) der widerholung von 269 f in 277 f *Kv*. diese verse müssen also in der vorlage von *č* gestanden haben; das scheint aber auch so ziem-

war'. aber für Müllenhoff waren auch diese beiden gründe nicht allein ausschlaggebend. er bemerkt ausdrücklich (s. xxxviii), dass in *w* 'dieselbe grundlage' wie in den thüringischen hss. 'noch an vielen orten sichtbar' sei, und führt in der anmerkung beispiele an. H. berücksichtigt sie nicht, und die mehrzahl beweist auch würklich wenig oder nichts, auch 746 (752), wovon noch (s. 282f) die rede sein wird, nicht; denn gerade im reimwort, wo zufall ganz ausgeschlossen ist, während er beim subject des satzes nicht undenkbar wäre, steht nicht nur *w*, sondern auch *r* gegenüber *Kv* zu *p* (*z* und *f* ∼, *D* 1170 ändert) mit einer la., die richtig oder verderbt jedesfalls alte überlieferung ist; aber auch *Kvr* haben an dieser stelle gerade bei dem wort, wo sie einig sind, beim subject, *w* nicht auf ihrer seite. alle beachtung hingegen verdient 145 und dessen vorwegnahme (ähnlich wie 147—150 in *z* 104—107, Zs. 11, 503, schon hier vorweg genommen sind) 113 *dar czu leytin sy sich dar in* = *p* (*z* 136 aao. 504: *su leytin sich alle nedir*); das ist nun freilich nicht sowol die la. der von Müllenhoff vorausgesetzten gemeinsamen 'grundlage', denn noch *D* 379 (wie 347) setzt auch für *BC* den alten text voraus, als vielmehr ein der unmittelbaren vorlage von *pz* eigner fehler, den *w* hier teilt (vgl. *č* in der anm. zu s. 271); jedesfalls sehr auffallend bei einer hs., die zur bairisch-österreichischen classe gehören soll. ich habe noch eine reihe von stellen darauf hin ge-

lich alles zu sein und andre (auch die 3 unten s. 275 besprochenen verspaare aus 917—976 in *mr*) fehlten ihr oder sind wenigstens aus *č* nicht erweisbar. für zwei stellen entgeht uns der vergleich: für 1202 (1216) ff (vgl. unten s. 275. 278), wo er auch für das verhältnis zu *w* lehrreich wäre, durch den verlust eines blattes (Brückner s. 19); für 1081 (1093)—1106 (1120; vgl. unten s. 278), weil dieses gespräch in *č* überhaupt fehlt. vgl. noch unten s. 273f über 413f und 967f, s. 277 über 195f. 1477f und 1495—98, und s. 281 über 409f, wo sich *č* im versbestand (auch gegen *w*) zu *pzK* stellt. in der versordnung von 768 (774)—782 (788) stimmt *č* 1129—43 zu *wpz(fD)*, denen H. folgt (vgl. s. anm. s. 190f), gegen den von Müllenhoff bevorzugten text (Černý s. 29f). die in *p* oder gar der ganzen gruppe *B* fehlenden verspaare (H. s. ix und hier s. 273 anm.) gehn zt. auch *č* ab, ohne dass man bei der leerheit mancher von ihnen und der freiheit der übersetzung daraus immer sicher auf die vorlage schliefsen könnte; andre sind vorhanden, darunter — und das ist wol das wichtigste — auch (*č* 1978f) das mit den beiden schwertnamen *Naklink* und *Mimynk*, die im deutschen 1543 (1577) f nur die hss. der bair.-österr. gruppe (*m*, *r*, *K*) u. *w* und auch diese alle mehr oder weniger entstellt, ja zt. nur noch spurweise gewähren (Černý s. 14). vorbehaltloser einreihung der vorlage von *č* in die bair.-österr. hss.-classe scheint nach all dem weniger das misverständnis der *borten* als die berührung mit *wp* in 145 noch eine schwierigkeit zu machen; also ein ähnliches verhältnis wie bei *w* selbst. dass die vergleichung mit *č* auch für die textkritik nicht wertlos ist, lehrt schon die hier allein von entstellung freie überlieferung der schwertnamen, durch die Müllenhoffs vermutung über *Nageline* (zu 1577, vgl. s. lif) tatsächlich bestätigt wird. wie weit sonst etwa daraus ein gewinn zu ziehen wäre, vermag ich noch nicht zu sagen. einiges, was mir gerade zur hand ist und nicht ohne interesse scheint, merk ich im weitern verlaufe gelegentlich zu einzelnen stellen an; mehr lag dermalen auch nicht in meiner absicht.

prüft und werde zt. auf sie zurückkommen; ich wüste aber keine, die ich mit rechtem vertrauen für Müllenhoff oder für H. anführen möchte: denn zu welcher gruppe sich auch *w* manchmal zu stellen scheint, die la. kann entweder richtig sein oder es ist wenigstens unabhängiges zusammentreffen nicht völlig ausgeschlossen. von dem sonst bisher für und wider vorgebrachten bleiben nur die *borten* und 145 mit 113 als würklich bedeutsam übrig; gerade in diesen beiden fällen verhält sich *w* ganz verschieden, ja entgegengesetzt zu *B* (*pz*), stellt sich aber auch keineswegs entscheidend zur bairisch-österreichischen classe; wer sie nach 145 (113) zur mitteldeutschen rechnen will, muss annehmen, dass das misverständnis der *borten* nicht von *B* herstammt, sondern sich erst in den weitern entwicklungsstufen *pz* und *CD* unabhängig von einander einschlich und widerholte; ein meiner ansicht nach doch nicht unbedenkliches auskunftsmittel; weist man ihr, was mir sonst das entsprechendste schiene, eine selbständigere mittelstellung an, so wird es schwierig, das zusammengehn mit *pz* in 145 zu erklären; denn zufall scheint hier doch ausgeschlossen (es müste *liehten schîn* in gleicher weise verlesen und misverstanden sein), und noch weniger kann der vers in der fassung *wp*(*z*) richtig sein (vgl. 149). ähnlich steht es mit dem versbestande. gehört *w* zu *B*, woher dann die von H. s. IX zusammengestellten verse, die in der ganzen gruppe *B* (einschließlich *fD*) fehlen?[1] aber auch der bairisch-österreichischen gruppe fehlen verse, die in *wB* stehn: wenn ich nichts übersehen habe, 967 (979) f (∾ auch *č*) und 413 (417) f. das erste paar fehlt zwar auch *z*, und der zweite vers auch *p*; aber durch das vorhandensein des ersten in *p* und

[1] sie müssen deshalb freilich nicht alle schon in *B* selbst gefehlt haben. mit fug darf man das für 1225 (1245) f bezweifeln. das verspaar fehlt tatsächlich in *z*, *f* (hier sogar 1225—30) und *D*. Müllenhoffs angabe, dass 1226 f in *Kvpz* und *D* fehlen (von *f* abgesehn), ist für *z* und *D* jedesfalls unrichtig; denn namentlich in *z* 920 (Zs. 11, 525), aber auch in *D* 2099 ist 1227 noch unzweifelhaft zu erkennen. über *v* erfährt man auch bei Mh. nichts näheres, als dass sie ändert, kann sich also kein eigenes urteil bilden. *p* und *K* aber scheinen von *kemenâte* 1225 auf dasselbe wort 1227 abgeirrt zu sein. dann müste 1225 f doch auch in *B* noch vorhanden gewesen und erst in *z* und wahrscheinlich auch schon in *C* ausgefallen sein. tatsächlich erhalten ist es nur in *mrw*. — nicht ganz sicher zu beurteilen ist 713 (717) f. wie *D* 1142 ff zeigt, sprang *C* von dem reimwort 706 auf das von 722 über (in *f* sind 707—730 auf zwei verse gekürzt, einl. s. XXII): man kann also nicht wissen, ob 713 f nicht doch in *B* vorhanden war und erst in *pz* ausfiel. — selbst in *D* 1758 (*A* 1062) könnte man *manheit* (*tugende A*) vielleicht als vorwegnahme aus dem gestrichenen verspaar 1063 (1075) f ansehen; ob etwa schon von *C* her, lässt sich nicht ermitteln, da in *f* 1057—72 auf zwei verse gekürzt sind. dann müste auch 1063 f noch in *B* gestanden haben und erst von *pz* (*z* ∾ 1061—9) und *C* oder gar erst *D* (und *f*) unabhängig von einander als überflüssig gestrichen worden sein. das ist aber kaum wahrscheinlicher, als dass *D* 1758 ohne anhalt in *A* 1063 geändert habe, und so wird man schon diesen ausfall und jedesfalls den von 831 (839) f. 1543 (1577) f und die zerrüttung des abschnittes 1017 (1031)—1040 (1054) bereits *B* zuschreiben dürfen.

durch *fD* 1586—93 ist es gleichwol für die ganze gruppe *B* bezeugt. nicht so sicher ist dies bei dem zweiten verspaar, das zunächst nur durch *wpx* (die erste zeile auch *č* 580) geboten wird; nur *D* 741 scheint es auch für *C* und so mittelbar auch für die ganze gruppe *B* vorauszusetzen. was allein entscheidend wäre, erweislich jüngere zusätze, teilt *w*, soviel ich sehe, mit keiner der beiden classen oder einer ihrer untergruppen. auch 413f kann man nicht etwa in diesem sinne gegen H. für Müllenhoff verwerten. dieser hielt sie für echt; H. zweifelte ursprünglich und setzte sie im text zwischen klammern; nachträglich aber (anm. s. 188 und noch entschiedener einl. s. x) nimmt er seinen zweifel zurück. was er dort zu ihren gunsten anführt, dass ohne sie 'nirgends gesagt wird, dass Dietrich sein ross besteigt, was doch 453 (457) bestimmt vorausgesetzt wird', scheint mir nicht durchschlagend. es widerspräche der art dieses dichters durchaus nicht, wenn er sich mit der blofsen andeutung, die doch in 412 gewis schon ligt, begnügt hätte. gerade das konnte zu einem spätern einschub anlass geben; auch *D* 741 liefse sich recht wol so erklären. wolfeil genug wäre er in *w* und *px* durch einfache entlehnung der formel 363 (367)f besorgt; vgl. auch 609 (613)f. ich bin daher auch der echtheit ebenso wenig ganz sicher wie des gegenteils. aber auch wenn sie unecht sein sollten, bewiesen sie doch kaum viel für engere verwantschaft von *w* und *px* oder *B* überhaupt. denn bei dem formelhaften charakter dieser verse und der ähnlichkeit der situation und der reimfolge mit 609f (vgl. auch 411f und 607f) konnten wol auch zwei interpolatoren unabhängig von einander auf sie verfallen.

Es ist nicht anders möglich, als dass die so veränderte anschauung von dem hss.-verhältnis auch auf die textkritik im einzelnen von mafsgebendem einfluss war und nicht unwesentliche abweichungen von Müllenhoff zur folge hatte. die wichtigste und einschneidendste ist, dass der nur in *K* (und zt. in *M*, dem nicht als selbständige quelle zählenden Münchener doppelblatt) überlieferte schluss 1567 (1601) ff, den Müllenhoff als echt in anspruch nahm, fallen gelassen und samt dem zweiten buche, dem 'Walberan', als eine nur dieser überlieferung eigne fortsetzung angesehen wurde, die an stelle des ursprünglichen in den übrigen hss. allerdings mehr oder weniger verstümmelt erhaltenen schlusses getreten sei. man wird um so weniger umhin können, die richtigkeit dieser folgerung anzuerkennen, als dieser schluss in *K* in geist und ton zu dem vorausgehnden und zur volkstümlichen anschauung gar wenig stimmen will, während der in den andern hss. stehnde nach beiden seiten entspricht. die kürzungen und verstümmelungen, die sich die einzelnen schreiber unabhängig von einander erlaubten, dürfen an dessen echtheit im wesentlichen nicht irre machen. dass schreiber das ende einer dichtung nicht erwarten können und es nach eignem belieben beschleunigen, ist

eine erfahrung, die man auch sonst machen kann. was der herausgeber über diese dinge in seiner einleitung (s. XVI) vorbringt, ist nur zutreffend. dort sind weiter auch formelle kriterien beigebracht, die es wahrscheinlich machen, dass der schluss des ersten buches in *K* von keinem andern herrühre als dem vf. des zweiten buches, dessen geistesverwanter er auch ist (vgl. auch Müllenhoff zu Laur. 1883 ff). H. hat übrigens diese fortsetzung nicht vernachlässigt, sondern im anschluss an das alte gedicht wider herausgegeben und ihr seine philologische sorgfalt angedeihen lassen.

Aber Müllenhoffs ansicht, dass jede hs. 'einmal das echte und ursprüngliche bewahrt haben kann' (s. XLII), war so, wie er sie durchführte, überhaupt nicht aufrecht zu halten. er hat widerholt auch verse als echt aufgenommen, die nur von untergeordneten textquellen, namentlich der gruppe *mr*, manchmal auch nur von einzelnen hss. allein geboten werden, weil er seine 'supponierte hs. *B*' zt. für 'vollständiger' hielt 'als *K* oder deren original' (vgl. seine einl. s. XXXVII). diese nur so schwach bezeugten verse hat H. seiner auffassung entsprechend 'als junge zusätze in die varianten verwiesen' (s. VIII) und schon das muste einen nicht unwesentlichen unterschied seiner ausgabe von ihrer vorgängerin im versbestande zur folge haben. hierin ist er nun schon wegen der ungenügenden gewähr solcher verse in seinem rechte. es ist aber vielleicht doch kein blofser zufall, dass mehrmals rede und gegenrede mit der epischen einleitung sich in dem umfang von je zwei reimpaaren bewegen: 865 (873)—880 (888). 1171 (1185)—1182 (1196). 1241 (1261)—1248 (1268); und ebenso nach entfernung der von Müllenhoff aus *mr* aufgenommenen verspaare (933 f. 943 f. 985 f seiner zählung) auch 917 (925)—932 (942) und 969 (981)—976 (990). darf man auf diese beobachtung irgend ein gewicht legen, so werden dadurch jene verse nur noch mehr als junge zusätze bestätigt. lediglich aus derselben quelle stammt das verspaar 1217 f bei Müllenhoff (nach 1202 bei H.). es ist selbstverständlich nicht anders zu beurteilen als die übrigen, und ich verstehe das schwanken des neuen herausgebers in der anm. (s. 193) nicht recht. 1201 (1215) f ist doch nur eine auf spannung berechnete rhetorische frage, die einer andern antwort als der weitern aufklärung bringenden erzählung nicht bedarf. aber die frage bezeichnet zugleich auch einen ruhepunct der erzählung, an dem auch ein vorleser innehalten konnte: daraus erklärt sich die in *mr* eingeschobene echt spielmannmäfsige antwort eines solchen durstigen vorlesers zur genüge; in den text gehört sie nicht.

Eine zweite ursache der verschiedenheit beider ausgaben im textbestand ligt in der kritischen methode Müllenhoffs, der, um fehler oder metrische unebenheiten zu bessern, manchmal durch mengung verschiedener überlieferungen und zerlegung einer zeile verse gewinnt, die nur geringe oder gar keine urkundliche gewähr haben und darum bei H. ebenfalls nicht wider erscheinen.

Die entscheidung über den echten textbestand, auch etwa anzusetzende lücken ist aber zuweilen recht schwierig, und es darf daher nicht verwundern, wenn der neue herausgeber in mehreren fällen selbst wider schwankend wird und manche seiner ansätze in der einleitung (s. VIII—X) wider zurücknimmt. hieran will ich über einige stellen bemerkungen anknüpfen. statt der acht von den beiden herausgebern aus *Kr* (*v* kommt nicht in betracht) in den text gesetzten verse 251—8 haben *wpf* nur vier; in *z* fehlen sie ganz; dieser ausfall erklärt sich aber rein mechanisch durch den gleichen eingang von 251 und 259 *wer hat iuch* und aus ihm ist kein schluss zu ziehen auf 'starke verderbnis' in der vorlage von *pz* (anm. s. 184 f). die vergleichung mit *w* und *f* (vgl. einl. s. XX) schützt *p* auch vor dem verdacht, hier wie sonst öfter verse ausgelassen zu haben; ligt eine tilgung vor, so müste sie schon in *B* vollzogen worden sein; das liefse sich aber nur behaupten, wenn man *w* mit Müllenhoff unter *B* einreihen dürfte. dafür aber bietet auch diese stelle keinen anhalt. was in *B* stand, hat H. in der anm. gewis richtiger ermittelt als beurteilt: seine versabteilung der ersten hälfte (entspr. 251—4) *wer hât iuch tôren geheizen | spannen iuwer gurren | ûf mînen anger,* also zu drei versen, ist, wie er später selbst (einl. s. IX. X) erkannt haben muss, hinfällig; wir haben hier ebenso gut wie in der zweiten hälfte (*den ich hân geheget vor manegen man? ir müezet mir swæriu pfant lân!* entspr. 255—8) nur ein verspaar vor uns mit den reimworten *spannen : anger,* im wesentlichen also gleich *p*, wo nur das durch *w* und *f* wie durch *Kr* (und *č* 381 *blazni*) gesicherte wort *tôren* fehlt. und das kann vielleicht sogar der echte oder doch der alte text sein, von dem unsre ganze überlieferung ausgeht: die in *pfr* erhaltene assonanz gab anlass zu reimänderung in *w* und *K*; ebenso konnten die überlangen ersten verse beider paare zu falscher abteilung verleiten und dann ergab es sich von selbst, dass das eine mal *geheizen* (wie H. selbst abteilt), das andre mal *geheget* (*geheien*) an das ende trat und nun dazu ein reimvers geschmiedet werden muste; so in *Kr*, aber doch auch wider wie schon in der behandlung der assonanz zugleich verschieden: wider bewahrt *r geheien*, wofür *K behalten* einsetzt; demnach sind auch die neueingeschobenen reimverse (252. 256) verschieden und treffen nur in dem ziemlich naheliegenden ersten reimwort (*payssen*) zusammen; die übereinstimmung von *K* und *r* ist daher, genau besehen, nicht so grofs als es auf den ersten blick scheint, und stammt vielleicht nicht einmal durchweg von der vorlage her; ganz sicher darf man dieser nur den zusatz *vnd beschirmet*, wahrscheinlich auch schon die falsche abteilung zuschreiben; im übrigen könnten sie selbständig sein; jedesfalls ist ihre gewähr gegenüber *wpf* sehr gering und der text nach diesen zu gestalten. — 1477 f beurteilt H. in der anm. s. 195 jedesfalls richtig: die alleinstehnde hs. *K*, aus der Müllenhoff

durch verschiedene keineswegs ganz leichte änderungen seinen text (1505—10) gewann, kann gegenüber der übereinstimmung von *pwm* und *D* 2501 f um so weniger geltung beanspruchen, als unter diesen sogar ein vertreter der eignen classe (*m*) sich befindet (*č* 1925 f ist zu kurz und frei um einen anhalt zu gewähren). es liegen zweifellos überall versuche vor, einen alten fehler (reimstörung) zu bessern. aber der vorschlag des herausgebers (mit einem reim *vor : dar*) darf nicht, wie er (einl. s. x) meint, in den text gesetzt werden : 1478 ist das reimwort *vür* durch *pwK* und *D* 2502 gesichert und davon muss jede besserung ausgehn; in dieser beziehung schlug schon *D* den ganz richtigen weg ein; dass der bearbeiter auch das verlorne schon gefunden habe, soll damit allerdings nicht gesagt sein. — 1495—8 (1527—32) hat H. im text eine lücke von drei versen angesetzt; in der anm. (s. 195 f) und einl. (s. IX. X) dagegen kehrt er zu Müllenhoffs versbestand zurück (*č* 1941—3, wider ganz kurz, hat von diesen nur in *Km* stehenden versen nichts); nur sollen die beiden letzten verspaare umgestellt werden, weil erst 'das dritte den inhalt des verlangens' ausdrücke, 'das nach dem wahrscheinlichen wortlaute des ersten die beiden zurückgebliebenen helden bewegt', und weil es auch in *K* unmittelbar dahinter stehe; dem entsprechend versucht H. auch eine herstellung, die er s. x in den text eingesetzt wünscht. aber dieser versuch scheint mir mislungen. die stellung des verspaares in *K* kann nichts beweisen. soll Müllenhoff mit seinem versbestand (abgesehn von der reihenfolge) recht behalten, so müssen *K* und *m* jede ein anderes verspaar übergangen haben; dann kann dies ebenso gut das mittlere wie das letzte gewesen sein. *belangen* (1528 Mh.) braucht aber nicht von einem 'verlangen' zu reden, es kann einfach 'zu lang werden' bedeuten. Müllenhoffs reihenfolge wird überdies durch *D* 2571—8 bestätigt: 2571 f und 2577 f entsprechen seinen 1527 f und 1531 f; 2575 f umschreibt das mittlere verspaar (1529 f) mit beseitigung des ungenauen reimes; 2573 f ist ein *die zwêne* (2572) erklärender zusatz. Müllenhoff behält also, wenn überhaupt mit seinem versbestand, auch mit seiner reihenfolge recht. nur im wortlaut möchte ich 1529 *sî* mit *m* streichen. — über das verspaar 195 f spricht sich H. nicht aus; er setzt es auch nicht wie Müllenhoff in klammern, hält es also offenbar für echt. es ist aber doch nur eine ganz müfsige widerholung von 194 und daher mindestens verdächtig (auch durch die formel 196); sehr alt allerdings müste der einschub sein; denn nach der überlieferung müssen die verse ohne zweifel schon in *A* gestanden haben; auch *č* 293 f bestätigt sie und gibt auch die reimworte (*kazdy čas* 'jederzeit' : *w kterem swaru* 'in jedem streit') genau wider (dafür fehlt = *p* 209 f; in *z* fehlt 203—210). vielleicht ist nur die widerholung von 194 durch *des gesigte ez* ein alter fehler (ersatz für einen frühen verlust in 195? oder blofse versfüllung? etwa *ze allen gezîten*?

natürlich lege ich kein gewicht darauf, dass *z* tatsächlich *gesyten* list Zs. 11, 505 v. 180).

Seinem texte hat H. die auch von Müllenhoff (s. xxxvii. xli) ausdrücklich als besonders sorgfältig anerkannte hs. *p* zu grunde gelegt, daneben aber namentlich *w* und *K* herangezogen. dagegen wird man nach seiner allem anschein nach richtigen beurteilung von *B* (oben s. 268) kaum etwas einwenden können; ja er hätte wol noch durchgängiger an den laa. dieser hs. festhalten dürfen, namentlich wo sie durch andre, auch der bairisch-österreichischen classe gestützt werden : zb. 748 (754) *vienc* (*pKr* und Mh.; H. mit *w gevienc*); 815 (821) *si swuoren* (*pv* und Mh.; H. mit *wmr swuoren*; *Kzf* ∾); 876 (884) *dâ solt du degen stên an* (*p*; vgl. *dor an s. du wol bestan z, d. s. d. getrewlich bey stan w*; Mh. und H. mit *Kv stæte beliben an*; vgl. Mhd. wb. II² 574ᵃ, 9 ff. 577ᵇ, 16 ff. 584ᵃ, 8 ff); 900 (908) *die gâben* (*pzK* und Mh.; H. mit *wr daz gap*); 1438 (1464) *wunden wart* (*p* und Mh.; H. mit *Km* und *w wurden im*; *im* ∾ auch *m*) *vil geslagen hern Dietriche*; und so wol noch öfter. die textkritik ist indes überhaupt bei dem stand unsrer überlieferung oft sehr schwierig und an einer nicht geringen anzahl von stellen wird man auf dieser grundlage kaum zu einem würklich gesicherten und befriedigenden ergebnis gelangen können. dass die beurteilung durch die lesartenangaben nicht immer leicht genug gemacht wird, wurde schon erwähnt. ich beschränke mich daher auf einige bemerkungen. 279 setzen beide herausgeber mit *w guotes* in den text; *pzf* ∾; aber *Kvr* und *D* 559 stimmen zusammen in *goldes* (auch *č* 419 *striebra, zlatta dosti mame* 'silber, gold haben wir genug' = *Kr(v)*), das dadurch als überlieferung beider hss.-classen vorausgesetzt und richtig sein wird. dann nimmt Laurin 282 (auch *č* 421. 424) dieses wort parallel wider auf. auch da setzt *w guts* ein, ohne bei den herausgebern darin folge zu finden, und doch steht ihm hier wenigstens *z* zur seite (vgl. schon Bartsch aao. 99). — 1082 (1094) *niht* ∾ *vmrf* (*D* 1776 hat *s ihtt, d auch*), und würklich passt es zu 1085 (1097) *oder* schlecht, so gut es auch durch *Kwpz* bezeugt scheint, allerdings für die ganze classe *B* so wenig wie für die bairisch-österreichische. wenn es nicht zu streichen ist, dürfte doch *iht* das richtige sein. — 1203 f (1219—23) beurteilt H. die überlieferung gegenüber Müllenhoff gewis richtig. nur will ich darauf hinweisen, was man aus den laa. nicht ersehen kann, dass statt *daz getwerc* (*pfmr*) nicht nur *Kv*, sondern auch die vielleicht doch manchmal zu wenig beachtete hs. *z* (898 Zs. 11, 524) *Laurin* list. dadurch würde der vers wesentlich gebessert. — noch sicherer ist für 1250 (1270) und 1254 (1274) *z* heranzuziehen : 1250 steht nur in *Kvz*; es entscheidet also übereinstimmung mit *z*; demnach war, wie *daz* (*so K*) aufzunehmen, mit *vz* (und Müllenhoff) *iemer* zu streichen. ebenso stellt sich 1254, wo beide heraus-

geber *p* folgen, *z* (947 aao. 525) zu *Kvr* (*mwf* ∼), es ist also zu lesen *du enmaht ir keinen* (oder *keinez*, *niht p*) *gesehen*. — 1383 (1409) ist allerdings *oder wen ich sol bestân*, was H. in den text setzt, durch *mwpz* und *D* 2333, also gut bezeugt; aber es ist eine müſsige widerholung von 1382 *ich weiz niht, wen ich slahen sol*, nicht, wie man erwartet, die andere alternative; das ist aber *wem* — *pey gestan* in *Kvr* und ich halte Müllenhoffs auf grund dieser hss. hergestellten text *wem i. s. gestân* für richtig. haben *Kvr* einen alten fehler durch conjectur gebessert, so ist es ihnen damit nahezu gelungen. — 1434 (1460) ist nur in *Kwpz* erhalten; *Kw* ändern an dieser stelle jede selbständig des reimes halber (vgl. H. einl. s. XIV); man muss sich daher an *pz* halten. H. nimmt aber (*er machte im rûm wit und breit*) aus den beiden ändernden hss. *im* auf, und auch das weitere ist teils *z* (*einen rûn lang vnd br.*), teils *pK* (*eyne wite vñ eyne br. p*; *preit vnd weit K*) entnommen. eine solche vermischung der überlieferungen ist doch unzulässig. die stelle ist wol durchaus verderbt; vielleicht ist zu lesen *er machte eine wîte breit*. — 1546 (1580) ligt in der an dieser stelle 1543 (1577)—1552 (1586) überhaupt stark beschädigten überlieferung eine merkwürdige kreuzung vor. aber von einer gruppe *pKm* gegenüber *wr* zu reden, wie der neue herausgeber in der anm. (s. 196) tut, geht doch nicht ohne weiteres an. würklich stimmen doch nur *wr* (*dy risen si niht sparten*); dem gegenüber treffen *pKm* nur in der wortfolge zusammen (*si wunden d. r. angever K*, *si w. manigen vil hart m*, *si wagentez v. h. p*); sonst aber gehn sie zt. auseinander : *Km* stimmen im verbum gegen *p* und *wr*; *mp* im adverb gegen *K* (*angever* ist wol verschrieben für *ungehiure* und dies ersatz für den mit 1548 ausgefallenen reim), *K* aber im object mit *wr* gegen *m* und *p*. H. hat eine mischung aus *Km*, *wr* und *mp* in den text gesetzt (*si wunden die risen vil harte : orten*); vielleicht richtig, aber doch ohne rechte gewähr; unsicher bleibt an dieser stelle alles. Müllenhoff schrieb *diu getwerc si niht sparten*, folgte also zt. *wr*; wenn H. dagegen in der anm. behauptet, *diu getwerc* sei 'nirgends belegt', so hat er wol übersehen, was freilich Müllenhoff nicht für nötig hielt anzumerken, dass in *z* der zweite der beiden verse, auf die in ihr 1541—52 gekürzt sind (1157 Zs. 11, 531), lautet *der geczwerge vil erslagen wart*, was etwa 1546 entsprechen kann. gewähr gibt das freilich keine, und darum schwieg offenbar auch Mh., der seine mindestens sehr beachtenswerte änderung aus dem zusammenhang rechtfertigte (vgl. s. anm. zu 1577). — 1569f ordnet H. die reimfolge gegen Müllenhoff (zu 1600 v. 3f *dô wolden si der twerge keinez lâzen in dem berge* nach *fmpz*, ähnlich auch *D* 2689f) nach *wr* (*si w. in d. b. niht l. leben diu getwerge*). allerdings sind *pz* offenbar von der vorlage her verderbt, indem das zweite reimwort (*in dem berge*) ausfiel und dafür aus dem folgenden verse *leben* vorweg-

genommen wurde (*lazzen lebe*), was dann in *z* würklich zur tilgung dieses verses (1571) führte. ähnlich ist in *w* (*nicht lassin leben dy get.*) *leben* vorweggenommen, dafür aber das ganze verspaar 1571 f ausgefallen, ohne dass auch hier ein näherer zusammenhang mit *pz* oder gar der ganzen classe *B* anzunehmen wäre; vielmehr gieng *w* selbständig vor und trifft auch mit *r* nur in der reimfolge, aber nicht im wortlaut und sinn zusammen. auch *m* ist in eigner weise verderbt. *pz* setzen aber trotz ihres fehlers dieselbe reimordnung voraus, wie sie in *fD* bezeugt ist: diese stammt also offenbar von *B* her, und da sie auch in *m* trotz der verderbnis übereinstimmend vorligt, so können dagegen die selbständig ändernden hss. *wr* kein gewicht ansprechen. es muss also bei Müllenhoffs text bleiben. damit entfällt einer der drei belege für das neutr. pl. auf *-e* (einl. s. XII).

Ähnlich wird vielleicht noch öfter zu Müllenhoffs text zurückzukehren sein oder wenigstens auch gegen den des neuen herausgebers ein methodisches bedenken erhoben werden können. im ganzen stehe ich aber nicht an, dem seinigen den vorzug zu geben, weil er urkundlicher ist. freilich hat er auch den fehler dieser seiner tugend: so entschlossen, ja kühn Müllenhoff oft die handschriftliche überlieferung verliefs und eine eigne vermutung in den text setzte, so selten und zögernd entschliefst sich H. dazu, wenn es einmal gilt über den archetypus zurückzugreifen. ganz konnte allerdings auch er dieses heilmittels nicht entraten, und auch eine Müllenhoffsche besserung wie die zu 724 (730; vgl. unten s. 282) oder 919 (927) f ist gelegentlich in seinen text übergegangen. freilich 855 (863) durfte Müllenhoffs besserung *vür* statt *von* nicht aufgenommen werden, ohne auch weiter seinem text zu folgen; die hss. (*von fursten wKvm, von recken p, von uns r, zf* ∼) führen indessen eher darauf, mit *r* 854 *ez* zu streichen und zu lesen *swâ man in dem lande seite von fürsten zageheit*. 898 (906) f hingegen liefs sich H. nicht bestimmen mit Müllenhoff das erste *erdenken* zu streichen. aber einer überlieferung wie der des Laurin gegenüber darf, ja muss man wol etwas mehr wagen: nur muss eine würkliche verderbnis erweislich sein und es darf die durch eine unbefangene beobachtung der urkundlich bezeugten sprache und technik des dichters gezogene schranke nicht übersprungen werden. ich will hier nur noch auf einige schadhafte stellen aufmerksam machen, ohne der heilung immer sicher zu sein. 32 ist so wie die herausgeber schreiben, *der* (Mh., *der dâ* H.) *pflegent diu getwerge*, schwerlich richtig. sie nehmen *der* aus der jüngsten bearbeitung *f* und *D* 270 auf; in den andern hss. fehlt es und ist dort wol nur zugesetzt, um für den zusammenhanglosen vers einen anschluss (an *âventiure* 30) zu gewinnen. vielleicht ist der zusammenhang aber nur durch eine alte umstellung in 33 gestört und zu lesen *dâ pf. d. g. des* ('um dessentwillen, wofür') *man in muoz* (*muoz*

man in hss.) *von schulden jehen* (mit verschwiegenem *dankes* oder dgl., Mhd. wb. I 513ᵇ, 22 ff, und stärkerer interpunction nach 33). gar keiner änderung bedürfte es, wenn man *pflegen* absolut verstehn und coordinierende asyndetische anreihung der folge in 33 annehmen dürfte. — 104—7 *mit guldinen borten, mit golde und mit gesteine,* [*dâ mite*] *hete Laurin der kleine die rôsen schône behangen.* so die herausgeber. *mit* (104) steht zwar in *z*, ist aber von den herausgebern, wie Müllenhoff durch die reihenfolge der laa., H. durch cursivdruck und die berufung auf seinen vorgänger andeutet, sicher nicht auf die gewähr dieser hs. hin in den text gesetzt (vgl. Mh.s anm.); es ist auch nur einer der verschiedenen versuche, für den vers einen anschluss zu gewinnen. das fast einstimmig bezeugte *dâ mite* (106), das die herausgeber beseitigen, scheint vielmehr auf einen absolut vorangestellten begriff zu weisen, den es wider aufnimmt; also etwa *guldîne b. m. g. u. m. g., dâ mite* usw.? das nebeneinander von *guldîne* und *von golde* würde dadurch, wenn man 105 als nachträgliche nähere ausführung betrachtet, kaum unerträglicher als es auch jetzt ist; denn woran soll sich auch nach Mh. und H. das gold und gestein befinden als an den *borten*? sehr fraglich ist mir aber, ob *behangen* (107) richtig ist; nach 69 f sollte man eher *bevangen* erwarten. — 409 f (411—414) stellt H. gegenüber Müllenhoff, der *rw*(*v*) contaminiert, jedesfalls nach *pzK*(*w*) die alte auch durch *č* 576 f (1 reimpaar!) bestätigte überlieferung her: *ich dünke iuch nie sô kleine sîn, wæren iuwer hundert* (?), *der wolde ich gewaltec sîn.* aber schwerlich ist sie unverderbt. dass der ohne genaue analogie stehende rührende reim möglicherweise 'folge eines alten fehlers' ist, gibt H. (einl. s. XII) selbst zu. ich vermute *i. d. i. n. sô kleine, iuwer hundert* (oder *tûsent* = *rw*? auch *č* 577 *was tisic*) *wolde ich gewaltigen* (oder *gewalten*) *eine.* daraus liefse sich die überlieferung ohne schwierigkeit erklären. — 415 (419) setzt H. trotz der unstreitig richtigen bemerkung Müllenhoffs, 'einen parallelismus *begunde er hazzen* — *begunde er vazzen* herzustellen erlaubt der stand der überlieferung nicht', *begunde* in den text, gesteht aber (einl. s. XIII, vgl. s. XXI) selbst zu, dass dies in *rwd* (*D* 749 hat *s mieste*) nur eine naheliegende conjectur für das sonst bezeugte *wolde* ist. dies hielt Müllenhoff für richtig und setzte daher statt des dazu allerdings nicht passenden *hazzen* mit *f* allein *stôzen* in den reim. das geht nun freilich nicht an, da noch *D hazzen* bezeugt (vgl. auch Bartsch aao. 99), und H. erkennt darum mit recht den fehler in *wolde.* aber *begunde* wäre schwerlich so verderbt worden; ich vermute vielmehr *daz getwerc wart er hazzen.* — 721 (727) f nehmen beide herausgeber (Müllenhoff im zweiten, H. wenigstens dort wo es überliefert ist, im ersten vers) aus *wr genomen* auf gegen *px*: schwerlich richtig; denn *unverborgen* hat Laurin nach der folgenden erzählung (besonders 738—742. 749. 752) die jungfrau nicht *genomen.* sicher

bezeugt ist nur (*jâ hân ich die swester dîn*) *gestern morgen vil* (?) *unverborgen*. es ligt wahrscheinlich ein alter fehler vor, den ich aber nicht zu bessern weifs. darin mögen *wr* (vgl. auch *v*) vielleicht recht haben, dass vor *gester* ein wort ausgefallen ist, in dessen verfehlter aber naheliegender ergänzung sie leicht zusammentreffen konnten; ich dachte an *sît*; aber auch dabei macht *unverborgen* noch immer schwierigkeit. auch *gar*, das H. 722 (*v. gar unv.*) aufnimmt, ist nur durch *wr* bezeugt. *č* 1030—4 'Detleb, das sage ich, dass ich deine schwester gewis kenne (*snam*). kummervoll habe ich sie vergessen, als ich aus dem berge (*z hory*, also = der allgemeinen überlieferung *in dem berge*, wofür Mh. und mit ihm H. 724 *in den sorgen* einsetzen, nur mit der passenderen präpos. *z*) von ihr fortritt. das geschah gestern morgen' übersetzt 722 überhaupt nicht und zieht 721 zum folgenden; damit ist, so gut ein (.) nach 720 als bestätigung der frage 716 (722) passen würde, auch nicht geholfen. — 735 (741) f gestalten die herausgeber ziemlich ähnlich; H. setzt nur statt Müllenhoffs *meide wol getân* ein *juncvroun lobesam* (: *gegân*). beide folgen darin jungen überlieferungen : Müllenhoff *fD* 1160, H. gar *z*; bei diesem um so überraschender, als er bereits auf der rechten spur war. tatsächlich führt auch hier unbefangene betrachtung der überlieferung auf 'eine sehr alte verderbnis', die verschieden gebessert wird, und *lobesam* in *z* ist trotz des vermeintlich nahen zusammentreffens mit *f* 'nur conjectur'. zu grunde ligt ein reimloses verspaar *gegangen* (*Kvz*) oder (*ge*)*gân* (*fD* 1159): *juncvrouwen* (*Kpw*, auch in *vz* nur ins versinnere zurückgeschoben. *p* strich 735 und schob hinter 736 einen neuen vers (*die man wol mochte schouwen*) ein; *w* änderte 735 (*ging sy umb schawen*); *f*(*D*) stellen in 736 den reim her, und ähnlich, nur ungeschickter hilft sich *v* mit seinem zusatz (*und manen*, dem zu liebe sie schon 735 *geganen* schrieb); *z* aber schiebt hinter 735 einen vers ein (*mit blumen sich behangin*), setzt 736 *lobesam* zu, streicht zugleich 738 (—740) und gewinnt so ein zweites reimpaar (736: 737, Zs. 11, 516 z. 608—611); in *r* fehlen 733—736 überhaupt. die von H. jedesfalls viel zu hoch angeschlagene übereinstimmung von *z* und *f* wird nicht weiter irreführen, wenn man beachtet, dass *z* das ihr natürlich sehr geläufige epitheton *lobesam* auch 433 (436) f und 743 (749) f (Zs. 11, 510. 517 z. 377. 615) eingeschwärzt hat. der alte fehler ist leichter festzustellen als sicher zu bessern; denn wir wissen nicht, welches der beiden reimwörter zerstört ist. — 746 (752) schreibt H. *dô lûhte's ûz den andern schône alsô diu sunne ûz dem trône*; in der anm. (s. 189) aber möchte er statt *diu sunne* (*rKv*, so auch *č* 1067—9 'die da wie die sonne, *iako slunce*, leuchtet unter andern jungfrauen und unter schönen frauen') lieber mit *pw der mâne* einsetzen; wahrscheinlich richtig; denn noch *D* 1170 bestätigt trotz der offenbaren änderung, die Müllenhoff nicht hätte in den text setzen

sollen, *der mâne* als subject; auch in *Kv* ligt eine gemeinsame änderung der unverstandenen überlieferung vor, die wie *D* aber in andrer weise *mâne* in den reim brachte und an seiner stelle als subject die sonne setzte, womit *r*, im übrigen das alte wahrend, leicht zufällig zusammentreffen konnte (vgl. s. 270. 272). wie man aber auch über das subject urteilen möge, *ûz dem trône* (*prw*) ist ohne zweifel die alte um ihrer unverständlichkeit willen in *Kv* und *D* geänderte überlieferung; ob auch die richtige, das ist eine andre frage. H. beruhigt sich dabei, und auch ich würde daran, dass die uns ungeläufige anschauung, der mond (oder die sonne) leuchte von einem throne herab, auch sonst nicht belegt ist, nicht unbedingt anstofs nehmen, wenn mir nicht die stelle selbst als dichterischer vergleich einen solchen zu bieten schiene. wie Künhild *ûz den andern*, so muss auch der verglichene gegenstand, mond oder sonne, aus einer entsprechenden umgebung hervor, nicht von einem ausgezeichneten platze oder sitze herableuchten; sonst hinkt der vergleich. demgemäfs wage ich zweifelnd die vermutung *ûz der crône*. lat. *corona* ist der beleuchtete dunstkreis (hof) um sonne und mond; wann diese mir auch mundartlich (aus Tachau in Böhmen, uzw. bis jetzt nur für den mond) bezeugte bedeutung (das sternbild der Ariadne bei Ovid und Vergil kann nicht in betracht kommen) ins deutsche übergieng (DWb. v 2379, 8), weifs ich nicht und kann sie mhd. nicht belegen; der vergleich aber würde dadurch treffender und die überlieferung leicht genug erklärt. — 1033 (1047) ist *zwêne singære* unmittelbar nach *zwêne singende man* als tautologische apposition dazu doch unmöglich. mit Müllenhoff *r* zu folgen, geht gegenüber *wpD* 1693 (*D* 1647—52 fehlt der vers) auch nicht an. ich vermute daher *die zw. s., hovelicher mære sungen si* usw. — es kann natürlich nicht meine absicht sein, alle verderbten oder doch verdächtigen stellen zu erschöpfen; in manchen fällen wird man sich auch begnügen müssen einen fehler festzustellen, ohne auch nur eine glaubliche vermutung aufstellen zu können; so 843 (851) *lobesam* nach 841 (vgl. Müllenhoffs anm.), das wenigstens in einer anm. als verderbnis hätte bezeichnet werden sollen.

'Peinlich gehütet' hat sich H. 'im gegensatze zu Müllenhoff' ganz ausdrücklich 'vor metrischen conjecturen' (einl. s. xxxxiv anm. 2; vgl. s. 194 zu *A* 1367—70), und darin wird man ihm unbedingt recht geben müssen, dass man die verse nicht mit dem mafsstab eines Hartmann oder Gottfried messen dürfe. aber eine metrische technik hat doch auch dieser spielmann gehabt. das gesteht auch H. zu, und man wäre darum dankbar gewesen, wenn er ihr näher getreten wäre und ihre grundsätze bestimmter formuliert hätte. mit der allgemeinen bezeichnung 'salopper versbau' (s. 188 zu 409 f) und einigen gelegentlichen proben, wie er einzelne verse gelesen wissen will (aao., aufserdem s. 193 zu 1203 f, s. 194 f zu 1367—70), ist natürlich noch lange nicht alles getan. auch ist

es für die textkritik selbst praktisch gewis nicht gleichgiltig, wie man sich zu solchen fragen stellt. ich will nur einen punct kurz berühren. nicht selten sind für den sinn nicht unentbehrliche wörter entweder nur in einzelnen hss. überliefert und fehlen in den übrigen ganz oder die hss. gehn darin so sehr auseinander, dass sich unwillkürlich der verdacht aufdrängt, man habe es da mit selbständigen jüngern zusätzen zu tun. ich gebe einige beispiele nach dem wortlaut der neuen ausgabe, setze aber die fraglichen wörter samt den etwaigen abweichenden laa. in klammern; auch wo Müllenhoff darin abweicht, merk ich es an. 244 *ich vürhte, ez trage uns* [*beiden K, czu uns wz*] *haz.* 246 *sô hât ez* [*guot K, auch v*] *reht dar an* (vgl. *D* 504 *d*). 538 (542) *daz es die fürsten* [*sêre wzD, gar Kv, also r,* ∾ *Hp* und Mh.] *verdrôz.* 656 (660) *riten* [*gein p, an Kv*(*r*), *dô w* und Mh.] *einander an* (*ranten beid e. a. f, der eyne reyt den andern an z*). 666 (670) *f den* [*man wvr*] *ie* (im fg. v. *pr*) *vor oder* (*pw, noch Kvr* und Mh.) *sit* [*sach wvr*] *gestriten* (*gestritten p, gestriten K*) *zwêne man.* 673 (677) *ir siege wâren* [*michel und pf, vngefvg vnd K, als r, dy warn w*(*v*)] *grôz* (*in d' erde : ir s. w. g.* Mh.). 754 (760) *dâ dienet ir* [*vil wzD,* ∾ *px* und Mh.] *manec getwerc.* 1030 (1044) *der* (*dirre* Mh.) *berc ist* [*aller rm, wunnen vnd K,* ∾ *x* und Mh.] *vröuden vol.* 1263 (1283) *sîn herze* [*daz zm,* ∾ *px* und Mh.] *wart vröuden vol.* 1279 (1299) *mit listen den* [*küenen Kv,* ∾ *p* und Mh.] *wigant.* 1484 (1516) *sich hebet* [*noch pz, aber m* und Mh., *der allir w,* ∾ *K*] *ein grôzer strît.* nach welchem grundsatz sind diese worte, über welche die laa. bei H. nicht immer aufschluss geben, aufgenommen worden? auf die handschriftliche gewähr hin? darnach durfte wol etwa Müllenhoff nach seiner würdigung der hss. zb. 244 *beiden*, 246 *guot* aufnehmen (doch vgl. schon Bartsch aao. 98 zu diesen stellen, auch zu 202), für H. sind sie durch *K* allein doch nicht genügend bezeugt; ebensowenig *aller* 1030 durch *rm*, eine gruppe, deren eigentümlichen versen er doch die aufnahme versagte. aber auch in den günstigeren fällen ist jene gewähr mehr oder weniger unsicher und mit ihr allein reicht man bei der entscheidung kaum aus. es dürften also noch andre erwägungen mitgewürkt haben; vielleicht auch metrische? prüft man die stellen, so handelt es sich um die richtige zahl der hebungen oder den wechsel von hebung und senkung. das bedürfnis der versfüllung könnte in den hss. leicht zusätze veranlasst haben, wie sie anderseits 1116 (1130) *als* [*er rw*] *ez* [*der kleine p* und H., *lawrein Kv.,* ∾ *m* und Mh.] *wol vermohte* (*z* ändert, in *fD* fehlt die stelle) das vermisste subject ergänzt zu haben scheinen. dass Müllenhoff in solchen fällen auch nach metrischen erwägungen entschied, steht aufser frage. ist bei H. dessen stellung zu metrischen fragen, zb. wie weit der dichter senkungen unausgefüllt lässt, ob er etwa stumpf ausgehende verse zu drei hebungen bildet udgl., ganz ohne einfluss

auf die aufnahme oder verwerfung handschriftlicher laa. geblieben? wenn nicht, dann scheint mir jene weitere peinliche enthaltsamkeit nicht mehr ganz consequent, und mindestens der wunsch, seine anschauungen genauer dargelegt zu finden, ist gewis nicht unberechtigt.

Bei solcher schonung des überlieferten gewährt auch die reimtechnik des dichters in der neuen ausgabe ein zt. ganz anderes bild als bei der oft überkühnen conjecturalkritik Müllenhoffs, der kein bedenken trug einerseits überlieferte ungenauigkeiten zu beseitigen, anderseits selbst assonanzen in den text hineinzubessern. H. stellt seine ergebnisse in der einl. s. XI f zusammen und setzt sich s. XII—XV mit seinem vorgänger auseinander. ich glaube, man wird nicht umhin können ihm beizutreten. die bindung *e : en* mag vom dichter wol noch öfter zugelassen worden sein, als sie bei H. im texte erscheint: ich würde wenigstens 67 mit Müllenhoff *zarte* (*: garten*) schreiben; auch *D* 305 bestätigt die übereinstimmung von *sd* diesen reim: *D* liebt ihn nicht und lässt ihn nur in einzelnen fällen aus der vorlage stehn (einl. s. XXIX); 682 (686) kann man aus keiner der beiden ausgaben ersehen, welche hss. *rîche* (so Mh.: *entwichen*) lesen (sicher *z* 574, Zs. 11, 516); auch die kritisch schwierige stelle 1209 (1229) f muss ich auf sich beruhen lassen. den reim *liez : lief* beseitigt H. an den beiden stellen, wo Müllenhoffs text ihn hat, 577 (581) f und 607 (611) f und setzt dafür mit *rD* 953 f und *vD* 975 f *lie : gie* ein. dasselbe hatte Müllenhoff schon 411 (415) f mit *f*(*rK*) getan, an einer stelle, die mit 607 f fast genau denselben wortlaut hat, und H. folgt ihm hier stillschweigend. für die beiden andern stellen gesteht er aber (einl. s. XIV) ausdrücklich zu, dass die assonanz schon im archetypus gestanden haben muss und die übrigen laa. sich leicht als conjecturen erklären, bestimmt sie zu beseitigen. dann aber kann ich sein verfahren nicht billigen. es war schon von Müllenhoff nicht wolgetan, die eine stelle von den beiden andern so gleichartigen, ja im wortlaut sich mit ihr so nahe berührenden zu trennen. man wird sie, so lange nicht ein zwingender grund das gegenteil erheischt, einheitlich zu beurteilen haben, und wenn man die assonanz an den beiden spätern stellen dem archetypus zuerkennt, wird das auch für die erste gelten müssen: dass in 412 *r* (die 411 gleich *pw*(*v*) für *liez* eintritt) und *K* (wo 411 ebenso fehlt wie 608) sich zu *f* stellen und *D* an der entsprechenden stelle 739 f einen andern reim (*gienc : vienc*) einsetzt als an den beiden spätern, wird gegenüber dem zeugnis von *pwv*(*z*) daran kaum etwas ändern können. ganz gleich geht an allen drei stellen keine der ändernden hss. vor. stand aber die assonanz im archetypus, dann wird man sie entweder für das gedicht selbst anerkennen müssen oder, wenn sie unerträglich ist, doch nur mit gröster vorsicht nach einer anerkannten conjectur jüngerer texte greifen dürfen. H. will die assonanz nicht für alt halten, son-

dern nur für eine 'änderung eines schreibers, dem die formen *lie* und *gie* nicht mehr geläufig waren'. aber wie? dem schreiber des archetypus oder gar einem vorgänger waren sie nicht mehr geläufig und jüngere bearbeiter und schreiber stellen sie durch conjectur wider her? das ist doch unwahrscheinlich. abgesehn von der assonanz bietet sonst keine der drei stellen einen anstofs; nach den sonstigen grundsätzen des neuen herausgebers hätte man demnach erwarten sollen, dass er sich dabei beruhige; wenn aber nicht, dann bliebe eine entsprechende besserung erst noch zu suchen. hält man sie für unerlässlich, so würde ich für alle drei fälle vorschlagen *lie : gevie* und, sollte jemand an 578 in dieser fassung anstofs nehmen, in ermanglung einer mhd. parallele auf Otfrid II 5, 11 und H. 100 verweisen. 608 könnte sogar *č* 914 'nach seinem rosse griff er (*chwati*)' dieses *gevie* vorauszusetzen scheinen; 412 bestätigt *č* 579 *bieže* lediglich das überlieferte *lief*; 577 f ist in *č* 846 f zu frei übersetzt, um einen anhalt zu gewähren. die von Müllenhoff beseitigte bindung *î : ei* hat H. an drei stellen mit recht wider hergestellt : 131 f. 317 (319) f. 1319 (1341) f. stand etwa auch an der arg zerrütteten stelle 293 f (vgl. die anm. s. 185) ein solcher reim *widerseit* (noch reimwort in *pzr*) : *strît* (spurweise in *prv*?)? die überlieferung liefse sich unter dieser voraussetzung wol erklären.

Es ist selbstverständlich, dass das nicht unwesentlich veränderte gesamtbild von sprache und technik unsers gedichts, wie es die neue ausgabe darstellt, auch die beurteilung seiner litterargeschichtlichen stellung mit berühren muss. zwar seine südöstliche, enger begrenzt tirolische heimat bleibt unangefochten bestehn; aber die zeitansätze verschieben sich. schon ein äufserer grund, die von H. bereits früher ermittelten beziehungen des Laurin zum Rosengarten, führt dazu, die mitteldeutsche abzweigung und sonach auch den archetypus unsrer heutigen überlieferung höher hinaufzurücken als Müllenhoff; das gedicht selbst aber kann nach sprache und technik nicht so alt sein, als dieser im anschluss an Lachmann wollte. von *B* her mit dem Rosengarten in einer hs. vereinigt, ist es mit diesem aus dem südosten nach Mitteldeutschland verpflanzt worden, und fortan haben beide dichtungen, alsbald als kleiner und grofser Rosengarten unterschieden, eine ganz parallele geschichte durch die verschiedenen jüngern bearbeitungen hindurch erlebt. zwischen 1282 und 1290 entlehnte eine rheinfränkische Rosengartenbearbeitung (D^2) aus dem Laurin einen zug, wenn der grobe Rheinferge Norprecht würklich der Norpertus nauta der Wormser urkunde von 1290 ist (H. einl. zum Rosengarten s. LXXXVIII ff. XCIII ff). die mitteldeutsche abzweigung und der archetypus unsrer Laurinüberlieferung rücken demnach weiter zurück ins 13 jh. : jene setzt H. 'etwa 1260—70', diesen (von kleinen und jedesfalls bedeutungslosen schwankungen des ausdrucks abgesehn) 'um 1250' (einl. s. v. x f. XII. XV. XXXI).

dass dieser aber 'bereits mehrere verderbnisse aufweist, also schon eine, wenn auch vielleicht nur kurze periode der entwicklung hinter sich hat', das gedicht selbst also 'noch um einige zeit älter' sein muss, wird nicht nur durch die ganze textbehandlung vorausgesetzt, sondern ausdrücklich anerkannt (s. XI. XXXV). wenn gleichwol auch dieses 'um 1250' angesetzt wird (s. XXXVI f, vgl. s. XII. XV), so ligt hier weniger ein sachlicher widerspruch als eine gewisse ungenauigkeit des ausdrucks vor, die zwischen archetypus und gedicht nicht immer streng genug unterscheidet. sicher ist, dass sprache und technik, wie sie sich aus der überlieferung ergeben, nicht gestatten, dieses über 1250 hinaufzurücken. zwischen dieser entstehungszeit des Laurin und der entlehnung des Rosengarten D^2 aus ihm ist für den archetypus und die mitteldeutsche abzweigung um so leichter raum, als diese nach der gewis richtigen bewertung durch H. jenem noch sehr nahe muss gestanden haben; es brauchen also kaum wenige jahre zwischen beiden zu liegen. setzen wir, wenn man durchaus bestimmte zahlen will, die eine etwa 1270, den andern etwas früher in die sechziger jahre, so bleibt für die verbreitung nach Mitteldeutschland und weiter zeit genug. dass der zustand des archetypus auch wol die möglichkeit offen liefse, zwischen ihm und der entstehung einen längern zeitraum anzunehmen und diese also mit Lachmann und Müllenhoff um 1200 anzusetzen, gibt H. ausdrücklich zu (s. XI. XV. XXXV); aber mit recht macht er geltend, dass dann das gedicht in der uns vorliegenden gestalt eine überarbeitung eines ältern sein müste, durch die erst die jüngern sprachformen und die jüngere technik, auch der sich bereits verratende höfische einfluss hineingekommen wäre. für diese annahme aber ligt, wenn wir nicht den sichern gegebenen boden verlassen wollen, kein ausreichender anhaltspunct vor; es spricht sogar manches dagegen. es bedürfte also zur stütze des ansatzes 'um 1250' kaum des hinweises auf den motivverwanten Goldemar, der wahrscheinlich nicht einmal für jedermann überzeugend sein wird, aber allerdings samt dem Eckenlied in seiner ursprünglichen gestalt zeigen mag, wie gut jener ansatz 'in die ganze entwicklung des volksepos hineinpasst'.

Auch die jüngern texte sind in der neuen ausgabe nicht zu kurz gekommen. die 'gegen 1290 in Rheinfranken' (einl. s. XXXVII) entstandene teils erweiternde, teils kürzende bearbeitung *C* lässt sich nicht mehr herstellen, nur durch vergleichung des spätern auszugs in *f* und der auf ihr beruhenden alemannischen bearbeitung *D* erschliefsen. deshalb wird *f* in einem besondern abschnitt der einleitung (s. XVIII—XXVIII) eingehend erörtert und auch die sich daraus ergebende reimtechnik in *C* vorgelegt. etwas nennenswertes habe ich dazu kaum zu bemerken. für das textkritische studium ist es unbequem, dass man von den texten *A* und *D* immer zu diesem abschnitt der einl. zurückblättern muss, wenn

man sich über *f* unterrichten will, und es hätte sich wol eine bequemere einrichtung treffen lassen. dankbar wird man für jenen abschnitt nichts desto weniger sein. auch *D*, die elsässische bearbeitung, lernen wir durch H. erst recht kennen und würdigen. sie wird auch nicht blofs wie *C(f)* in einleitung (s. xxviii—xxx) und anmerkungen (s. 204—213) nach form und inhalt kritisch beleuchtet, sondern auch wie die fortsetzung in *K* im wortlaut mitgeteilt uzw. zum ersten mal in kritischer bearbeitung (s. 96—192). man wird kaum sagen dürfen, dass ihr damit zu viel ehre und überhaupt etwas überflüssiges geschehen sei. sie ist besser als ihr ruf und man war nur früher ebenso geneigt sie zu unterschätzen wie dem alten gedicht um der frische der erzählung willen die zt. groben nachlässigkeiten der composition nachzusehn. diesen mängeln sucht eben der bearbeiter *D* in seinen zusätzen und änderungen abzuhelfen : er motiviert sorgfältig und ist überhaupt bemüht einen engern geschlosseneren zusammenhang herzustellen. dazu reichte freilich weder seine erfindungsgabe aus, noch steht er seiner vorlage frei genug gegenüber. darum blieb auch die von ihm zugefügte vorgeschichte (1—238) in einer halbheit stecken. nicht nur den alten eingang (239 ff = *A* 1 ff) mochte er nicht opfern (H. s. 204), noch weniger wagte er mit dem anstöfsigen verhalten Dietleibs gegen Laurin und Dietrich aufzuräumen; wie hätte also Dietleib bei diesem, mit dem er später zu gunsten des räubers seiner schwester sogar kämpfen muss, deren befreiung betreiben können? darum bleibt es bei dem folgenlosen, ja sofort wider fallen gelassenen anlauf dazu in Garten, und im übrigen begnügt sich der bearbeiter, Dietleibs plötzliche unmotivierte anwesenheit und Hildebrands wissen um Laurin vorzubereiten und zu erklären. es ist also kein grund mit Müllenhoff (DHB i 277 f) jene vorgeschichte in zwei einleitungen verschiedenen alters zu zerlegen, deren ältere (mit ausscheidung von 171 f) 167 beginnen sollte. die bearbeitung ist überhaupt nicht die klägliche stümperarbeit, zu der sie dieser machen wollte, aber freilich auch nicht das werk eines echten phantasiebegabten dichters, eher eines etwas nüchtern verstandesmäfsig angelegten zugleich mit sinn und begabung für die form ausgestatteten kopfes. darum gelingt ihm manche kleine motivierung besser als die einrenkung einer verfehlten composition im ganzen; und am besten findet er sich unter dem einfluss Konrads vWürzburg mit der formalen seite seiner aufgabe ab, der glättung der verse und dem reinmachen der reime. seine erneuerung so spät ins 14 jh. herabzurücken, wie Müllenhoff (s. xxxix) tat, gibt seine technik keinen anlass, und H. setzt sie (s. xxx. xxxviii, zugleich eine berichtigung seines frühern ansatzes des Rosengarten D^3) gewis richtiger 'um 1300'. die vergleichung mit *A* ist auch hier wider recht unbequem, da die beiden texte nicht neben, sondern (durch die fortsetzung *K* getrennt) hinter-

einander stehn. was die textkritik betrifft, so liefse sich mit dem herausgeber hie und da wol über die wahl der laa. streiten, namentlich wo *A* oder *f* einer der beiden überlieferungen beitritt: so wird zb. 379 die la. von *s dar zuo* durch *A* 145 bestätigt, ebenso 326 ***ellentrîch*** (***lobelich*** *dA* 92 kann leichter zufällige übereinstimmung sein), 434 *grimmer* ∾ *s*, 448 *in dem lande* durch *f* (einl. s. xix); umgekehrt wird 504 die la. von *d* durch *A* 246 bestätigt, 440 durch *f* (aao.). dagegen scheint der herausgeber 382 *ietweder sines leides* (so *A* 150, *nindez s*, *mundez d*) *vergaz* vielleicht zu rasch auf *A* zurückgegriffen zu haben, woraus sich die ohne zweifel einhellige überlieferung nicht erklärt : der augenscheinliche lesefehler in *s* weist auf dieselbe la. hin, die *d* vorlag, und es bedarf vielleicht weniger einer besserung als nur der richtigen deutung : ist *müendes* (Weinhold Alem. gr. § 351), *müens* gemeint? auch sonst sind einstimmig von *sd* bezeugte laa. manchmal ohne zwingenden grund verlassen : zb. 305 (vgl. oben s. 285). 416 (*ez* schon ebenso 412 mit *er* 406 wechselnd). 1991 f (dass *dar* nicht 'im sinne von *dô*' gebraucht werden darf, ist allerdings gewis; aber so 'ganz unverständlich' scheint es mir darum nicht: zu *trunken dar* vgl. *schaden nû alsô dar!* Walth. 59,16; *aber* ist gerechtfertigt mit rücksicht auf 1834 ff). 2615; und namentlich wenn die verschmähte überlieferung sonst durch das gedicht selbst bestätigt wird, wie 2456 *si liefen* [*über* erg. H.] *berc und tal* (*Da l. s. b. u. t. d* ebenfalls ohne *über*) durch 41 *er vuorte si holz* (so *s*, *durch wald d*) *und heide*, oder die mehrfach (271. 1758. 2599) beseitigte, dagegen 2760 geduldete construction von *jehen* mit acc. durch den reim 2738; dass daneben 2616 (wenigstens in *s*) auch der gen. erscheint, kann daher die einstimmige überlieferung an den übrigen stellen nicht verdächtigen. manchmal (zb. 45. 121. 1598. 2335. 2661 und vielleicht noch öfter) begegnen (ein- und zweisilbig) stumpf ausgehnde verse, die man bei natürlich ungezwungener betonung nur mit drei hebungen lesen kann. der herausgeber spricht sich darüber nicht aus, und so weifs ich nicht, wie er sie beurteilt; da er aber auch leichte und naheliegende besserungen und ergänzungen, ja 120 f sogar die hilfe von *d* verschmäht, scheint er sie anzuerkennen. ungern vermisst man auch hier eine bestimmte äufserung.

Ungefähr gleichzeitig mit *D* setzt H. (einl. s. xviii. xxxviii) die formal ungleich tiefer stehende fortsetzung in *K*(*M*), die auf beirisch-österreichischem, also heimatlichem boden entstanden, die alte spielmanndichtung in ein mehr geistliches, halbgelehrtes fahrwasser hineinsteuert und daher wol auch in einem entsprechenden gesellschaftskreise oder doch für einen solchen gedichtet sein wird. sie über den anfang des 14 jhs. hinaufzurücken verwehren sprache und technik, sie viel später anzusetzen das alter und der bereits stark verderbte zustand der überlieferung. während *D* bei H. in mhd. schreibweise erscheint, hat er bei *K* von einer solchen

umschreibung abgesehen und sich begnügt, die überlieferte mundartliche schreibweise bis zu einem gewissen grade zu regeln. nach beiden richtungen stimm ich seinem verfahren zu (vgl. einl. xviii und xxxviii anm. 1). schon deshalb und weil er nach seiner auffassung nicht nötig hatte, ein product des angehenden 14 jhs. zt. auf die stufe eines um hundert jahre ältern zurückzuzwingen, ist seine textbehandlung im allgemeinen conservativer als die seines vorgängers. aber doch nicht durchgehends : die fehler der überlieferung nötigen zu eingriffen, und so erscheinen nicht nur viele besserungen Müllenhoffs in seinem texte wider, er hat auch selbst das seinige zu dessen berichtigung beigetragen, freilich nicht immer so glücklich und überzeugend wie *K* ii (Walberan) 787. 797 (781. 791) *haut* für das sinnlose *haupt* (des salamanders, woraus Walberans *wapen* gemacht ist). manche stelle ist überhaupt mit unrecht geändert worden; so zb. gleich i 1570 (1604) : *in dem perge* ist geschützt durch *A* 1569, die hier zu grunde liegende stelle der alten dichtung, an welche die fortsetzung anknüpft; *nyemant* wird wie in der heutigen mundart einsilbig zu lesen sein; ii 220 (222) f *solch* — *als* (von Mh. mit recht bewahrt); 355 (353) *auf dem* (*ze* Mh.) *velde* (*selbe* H) ist trotz der anm. (s. 200) richtig; es entspricht in der botschaft genau dem auftrag 219 (221), und es ist daher auch besser nach 354 (:) und nach 355 (,) zu setzen; allerdings steht 363 (361) *mit offem streit* im gegensatz zu einzelkämpfen, aber beides geschieht doch zugleich im gegensatz zur belagerung und der gegenwehr von den mauern 349 (347) f = 215 (217) f *auf dem velde*, und die antwort Ilsungs 393 (391) setzt dies auch ausdrücklich in der botschaft voraus; 1221 (1213) f (von Mh. bewahrt) ua. und wenn in dem vers *paide groz(e) und auch kleine* ii 836. 994 (830. 888) gegen Müllenhoffs text *auch* geduldet wurde, brauchte es auch ii 156 (158) nicht in klammern gesetzt zu werden. manche änderung, umstellung und ergänzung wäre vielleicht unterblieben, wenn sich H. mit der versbetonung und mit der frage auseinandergesetzt hätte, ob der verfasser nicht stumpfe verse zu drei hebungen gebildet habe : ich glaube, in der fortsetzung *K* wird man sich deren anerkennung kaum entziehn können; doch soll damit einer zusammenhängenden metrischen untersuchung selbstverständlich nicht vorgegriffen werden. dass der neue herausgeber eine solche zu keinem seiner drei texte nicht nur nicht vorlegt, sondern auch kaum in allseitig erschöpfender weise angestellt zu haben scheint, empfind ich als den hauptmangel seines buches. alle schäden der überlieferung sind jedesfalls trotz der bemühung zweier kritiker noch immer nicht geheilt, und es bleibt noch allerlei zu tun übrig. ob die reime durchweg in ordnung sind, mag dahingestellt bleiben; H. selbst bezweifelt (einl. s. xvii) einzelne mit recht; i 1827 (1859) wird *töte*, wie er will, oder vielleicht *göte* (: *tete*) das richtige sein. im übrigen mag die

besserung an mancher stelle näher liegen als man glaubt: ist vielleicht die scheinbar verzweifelte *mawer* II 403 (401) nur entstellung von *müe(je)*? 'dass er derartige beschwerde in seinem heimatlande nicht kennen lernte', wäre wenigstens ein passender gedanke. in vielen fällen aber wird eine einigermafsen überzeugende herstellung überhaupt kaum möglich sein.

Die alemannische bearbeitung *D* hat bekanntlich noch eine weitere geschichte, indem sie im 15 jh. ins 'Heldenbuch' übergieng und widerholt gedruckt wurde, auch einzeln in einer neuen umarbeitung des 16 jhs. (Nürnberg, FrGutknecht o. j., neue ausg. von OSchade, Leipzig 1854). im zusammenhang mit dieser jüngsten bearbeitung bespricht H. (einl. s. XXXI—XXXV) auch Ettmüllers 'Kunech Luarin' (Jena 1829). es stellt sich heraus, dass die angebliche 'alte membran zu Freyburg im Breisgau', deren seither verschollene 'copia' von 1753 dieser ausgabe zugrunde ligt, nichts anderes war als der Gutknechtsche (oder ein nahverwanter) druck, den Ettmüller aus dem alten druck des Heldenbuches ergänzte und in dessen text er das alte bruchstück *H* hineinarbeitete; das andere fragment, das er in der einleitung erwähnt, lässt sich nicht nachweisen, ja es wird fraglich, ob er ein solches würklich vor sich gehabt habe; durch diese nicht überflüssige untersuchung ist Ettmüllers text endgiltig abgetan und die namensform *Luarin* verliert damit alle gewähr, sie mag zu stande gekommen sein wie man will (einl. s. XXXIX). damit aber entfällt auch das vermeintliche älteste zeugnis der sage, das man bisher in dem namen *Luaran* der bekannten Salzburger urkunde des 11 jhs. (gegen 1050) zu erblicken gewohnt war. eine neue erklärung des namens *Laurîn* trägt H. (s. XXXXI f) zt. im anschluss an Laistner vor: (*daz*) *lûrîn*, dem. von *lûre* als zunächst appellativische erst vom dichter zum eigennamen gemachte bezeichnung des zwerges. sie schiene mir sicherer, wenn im gedichte selbst reime *û* : *ou* aufträten; denn vorausgesetzt, dass das wort auf den süden beschränkt und in Mitteldeutschland ein unverstandenes 'fremdwort' war, diphthongierung des *û* müste nicht nur in der aussprache des namens schon zur zeit des dichters gegolten haben, sondern auch im archetypus bereits in der schreibung durchgeführt gewesen sein.

Was der herausgeber sonst im einklang oder widerspruch mit Müllenhoff über zeugnisse und sagengehalt beibringt, gibt mir keinen anlass zu besonderen bemerkungen. wenn er manche beziehung wie die des Ilsung in der fortsetzung *K* zum mönch Ilsan im Rosengarten jetzt umkehrt, so ist das nur eine selbstverständliche folge seiner bereits dargelegten anschauungen. bezüglich der Rosengartenfragen, auf die der herausgeber zuletzt noch ganz kurz zurückkommt, kann ich mich auf die feststellung beschränken, dass er gegen Singer (Anz. XXI 73 f) an seiner einordnung von *F* festhält.

Prag. HANS LAMBEL.

Wolfram von Eschenbach und die zeitgenossen. (eine litterarhistorische studie). I teil: Zur entstehung des Parzival. diss. von LUDWIG GRIMM. Leipzig, 1897. 67 ss. 8°.

Von zwei verschiedenen seiten ist neuerdings die ansicht aufgestellt worden, dass die beiden ersten bücher des Parzival erst nachträglich von Wolfram von Eschenbach hinzugefügt worden seien. in der DLZ 1898 p. 308 gab ASchönbach seine seit langem gehegte und in vorlesungen auch vorgetragene überzeugung bekannt, 'dass die vorgeschichte der eltern des helden von W. erst nach vollendung seines werkes sei angeschoben worden'. minder kühn, begnügt sich der verfasser der oben genannten dissertation mit der vermutung, dass W. die beiden ersten bücher des Parzival nach b. VII, aber vor b. VIII gedichtet habe.

Schönbach gibt über die gründe seiner ansicht nur andeutungen. Grimms arbeit aber ist in der begründung so schwach, in der anordnung so wenig durchsichtig und in der darstellung selbst so unbestimmt, dass ich mich nicht entschliefsen kann, die besprechung einfach an sie anzuknüpfen, sondern mir erlauben möchte, die prüfung der neuen entdeckung nach eignem plane vorzunehmen.

Veranlassung die möglichkeit wenigstens einer späteren abfassung der beiden ersten bücher des Parzival in erwägung zu ziehen, war unzweifelhaft schon längst gegeben. war nach der verbreiteten und durch gewichtige gründe unterstützten ansicht[1] Chrestien Wolframs einziger gewährsmann, so muss die frage nahe liegen, ob W. die abfassung seines werkes gerade mit der umfangreichen, frei erfundenen vorgeschichte begonnen haben könne. dass keiner der quellenforscher sich diese frage vorgelegt haben sollte, ist unwahrscheinlich, dass niemand eine frage von solchem interesse zu beantworten versucht haben sollte, noch unwahrscheinlicher; wenn trotzdem noch niemand die jetzt auftauchende hypothese bisher vertreten, oder auch nur als vermutung ausgesprochen hat, so müssen wol gewichtige gründe der beantwortung der frage im sinne Schönbachs und Grimms entgegengestanden haben. Schönbach und Grimm selbst gehn nicht von der quellenfrage aus. Schönbach bezeichnet als zweiten grund für seine annahme 'das verhältnis des dichters zum stoffe in der vorgeschichte, das von ganz anderer art sei als im hauptwerke und sich durch die weitere vermutung erkläre, W. habe überhaupt, ausgenommen etliche andeutungen, keine würkliche quelle vor sich gehabt, sondern zumeist mit hilfe seiner eigenen schon vorhandenen erzählung die beiden bücher aufgebaut'. Grimm formuliert, nachdem er die begründung seiner hypothese bereits abgeschlossen, ihre bedeutung für die quellenfrage dahin, dass

[1] für welche kürzlich erst wider Friedrich Vogt eingetreten ist: Neue jbb. f. d. class. altertum 1899, II s. 137—53.

sie 'auf die zum Kyotdogma bisher geschriebene litteratur an ihrem teile negierend würken dürfte' (s. 54, s. auch s. 63).

Schönbach scheint bedenken irgend welcher art gegen seine annahme nicht zu kennen. und doch gibt es eine durch die frühere Wolframforschung hinreichend gesicherte tatsache, mit der sich eine so späte abfassungszeit der beiden ersten bücher schlechterdings nicht vereinigen lässt. W. hat die ersten 6 bücher des Parzival alsbald nach ihrer vollendung zusammen herausgegeben. das wird nicht nur durch Wirnts nachahmung bewiesen; Wolframs äufserungen am schlusse des VI b. (337) lassen darüber kaum einen zweifel. dass die verse 337, 23—30 erst nach vollendung des ganzen werkes verfasst sein sollten, wird auch Schönbach nicht behaupten wollen. von den vorangehenden versen 337, 1—22 aber müste er dies ebenso wie von der damit eng zusammenhängenden selbstverteidigung nach dem II b. annehmen. nun bemerkt allerdings Schönbach, dass diese letztere aus seinem gesichtspuncte in ein anderes licht rücke, ohne dass doch im mindestens ersichtlich wäre, was durch seine annahme für die erklärung der selbstverteidigung gewonnen werden könnte, nachdem bereits Stosch den tatbestand in sehr befriedigender weise aufgeklärt hat (Zs. 27 [1883], 313—32). gerade im VI b. und nirgends sonst, weder früher noch später, lassen sich die spuren einer unglücklichen werbung Wolframs verfolgen. man kann nicht wol umhin, die selbstverteidigung am schlusse des VI wie die nach dem II b. zu dieser angelegenheit in beziehung zu setzen. wie sollten wir es uns nun begreiflich machen, dass W. nach etwa sechs jahren erst sich zu verteidigen veranlassung gefunden habe, und dass er sich nicht am schlusse des ganzen werkes (oder etwa auch im eingang), sondern gerade an diesen stellen und noch dazu zweimal verteidigte? — Grimm muss natürlich auch annehmen, dass der schluss des VI b. erst nach der abfassung von bb. VII, I u. II angefügt sei, was schon deswegen unwahrscheinlich ist, weil bb. I. II so wenig wie b. VII die mindeste beziehung auf irgend eine liebesangelegenheit des dichters enthalten. aufserdem konnte W. schwerlich die schlussworte des VI b. sprechen, wenn er das VII schon gedichtet hatte. die selbstverteidigung nach dem II b. gibt Grimm den ersten anlass seine hypothese zu wagen. Stosch hatte keine befriedigende erklärung dafür finden können, wie dieses stück hinter das II b. geraten sei. er meinte, es sei vom dichter als schluss- und nachwort des VI b. verfasst, aber durch die gemäfsigter gehaltenen abschnitte 336, 37 ersetzt und nach b. II als an der passendsten stelle eingeschaltet worden. dem stellt Grimm die vermutung gegenüber (s. 28): 'könnte denn nicht die stelle samt dem ganzen II b. später entstanden sein als das III—VI b.?' aber zwischen W.s scheltlied und der ersten selbstverteidigung ist für éin buch so wenig platz wie für 3 oder 12. die anknüpfung der hypothese

an die selbstverteidigung ist eine sehr äufserliche. überlegt man, unter welchen verhältnissen W. damals am Thüringer hofe gelebt und gedichtet haben mag, so ergibt sich leicht eine einfache und ungezwungene erklärung: W. dichtete das stück für einen vortrag des II b., indem er nach dem durch das scheltlied hervorgerufenen ausbruch des unwillens die erste sich darbietende (wenn man will, vielleicht auch absichtlich herbeigeführte) günstige gelegenheit zur rechtfertigung benutzte.

Gegen G.s sowol wie gegen Schönbachs aufstellung spricht demnächst die bekannte 30-zeilen-teilung. G. gibt über dieselbe eine aus wahrem und falschem seltsam zusammengewirrte darstellung (s. 11 f), der ich den richtigen tatbestand gegenüberstelle, wie ihn G. aus Lachmanns anmerkungen, die er citiert, und aus PHagens nicht citiertem aufsatz (Germ. 37 [1892] 74—97) hätte kennen müssen. der ganze P. zerfällt in abschnitte von je etwa 30 zeilen, die in den bessern hss. mit gemalten initialen beginnen. von XIV 684 bis zum schluss enthält jeder dieser abschnitte genau 30, vorher, vom V b. ab, meist 30, aber auch mehr oder weniger zeilen, doch so, dass gröfsere und kleinere abschnitte sich in der weise ausgleichen, dass im ganzen die teilbarkeit durch 30 gewahrt bleibt. diese tendenz zur ausgleichung fehlt in den 3 ersten büchern, in denen abschnitte von meist 30 oder 32 zeilen mit einander wechseln, ohne eine andere regel als die, dass gewöhnlich zwei oder mehrere abschnitte von gleichem umfange auf einander folgen. dagegen enthalten im IV b., nach 4 absätzen von 32 und dreien von 30, alle folgenden absätze, 35 an der zahl, je 32 zeilen. dass diese ganze einrichtung vom dichter herrührt, wird durch das häufige zusammentreffen der grofsen buchstaben mit sinnesabschnitten oder mit einschnitten der erzählung bewiesen, und es ist also klar, dass W. nach der unregelmäfsigkeit der drei ersten bücher sich im IV b. zur festhaltung einer normalzahl (32) entschloss, die er vom V b. an zu gunsten einer andern wider aufgab. dass die verssumme der ersten vier bücher durch 30 teilbar ist, halt ich für ganz und gar zufällig. aus diesem tatbestande ist klar, dass das I und II b. so wenig wie dass III nach dem VII, kaum auch nur nach dem IV b. verfasst worden sein können. hören wir nun G.: 'jedesfalls darf es auffällig erscheinen, dass eine gewisse regelmäfsigkeit und übereinstimmung beim absetzen — in den meisten hss. sich schon in I und II vorfindet, aber im III und IV b. nicht mehr ersichtlich ist. weshalb steigert sich aber die tendenz zu regelmäfsiger gliederung nicht stetig vom I bis zum IV b.?' (s. 12). worauf G.s wissen von der tendenz der meisten hss. zu gröfserer regelmäfsigkeit und übereinstimmung beim absetzen in bb. I. II beruht, ist nicht ersichtlich, denn die vorhergehnden sätze, auf die weiter einzugehn sich nicht lohnt, enthalten darüber nichts. erst später zeigt sich, dass G. in diesen worten fälschlich ver-

allgemeinert, was Lachmann zu P. 125 anmerkt (vgl. zu d. Nib. 1235), dass die einzige hs. des BernhPüterich (nicht die bessern hss.) bis zu P. 125 je nach 30 zeilen teilt. diese anmerkung citiert G. (s. 50 anm. 93) und schreibt dazu im text: 'es wird sogar unsere hypothese gestützt, wenn man sieht, dass selbst nach Lachmanns erfahrungen die gröste unregelmäſsigkeit im absetzen nicht im I, sondern im III b. beginnt.'

Nun aber zur hauptsache. ist der inhalt der beiden ersten bücher von der art, dass sie beliebig später vorgesetzt worden sein können? sind ihre beziehungen zur hauptgeschichte und besonders zum III b. so locker, dass man sie ohne schaden wegdenken könnte? Schönbach äuſsert sich darüber nicht, von G. aber durfte man wol erwarten, dass er den inhalt der beiden ersten bücher und ihren zusammenhang mit den übrigen einer genauen prüfung unterworfen haben werde. weit gefehlt. G.s urteil über die bedeutung der vorgeschichte ist mitsamt der begründung in dem einzigen satze enthalten (s. 36): 'in der tat ist ja auch die ganze in den voranstehenden büchern gegebene vorgeschichte des helden unwesentlich für den fortschritt der späteren erzählung'. man braucht sich nur des anfangs des III b. zu erinnern, um die oberflächlichkeit dieses urteils zu erkennen. es ist — ich möchte sagen — sonnenklar, dass der anfang des III b. niemals den anfang des werkes gebildet haben kann. Chrestien gibt das notwendige über das schicksal des vaters seines helden, W. schweigt sich im anfang des III b. darüber ganz und gar aus. wie wenig solche schweigsamkeit zu W.s sonstiger weise passt, braucht nicht ausgeführt zu werden. auch wird, was hier versäumt ist, nirgends nachgeholt. was wir später gelegentlich über Gahmuret und Herzeloyde erfahren, kann die fehlende exposition nicht ersetzen. schlimmer aber noch als der mangel äuſserer angaben, wäre der der inneren begründung. Herzeloydens jammer, ihr schmerzlichtörichter entschluss, ihr tod blieben dem gefühle unverständlich. wer, der den Parzival würklich kennt und W.s art kennt, sieht nicht, dass der anfang des III b. den schluss des II, die ergreifende darstellung von Herzeloydens glück und verlust, so notwendig voraussetzt, wie nur überhaupt ein teil eines kunstwerks einen anderen voraussetzen kann. wenigstens von II 102, 23—III 124, 4 ist ein ganz unlöslicher zusammenhang, fester als sonst irgendwo an der grenze zweier bücher. dass der schluss des II b. widerum die ganze geschichte Gahmurets voraussetzt, sieht man leicht. indessen besteht auch für diese letztere ein sehr enger innerer und vom dichter selbst angedeuteter zusammenhang mit der hauptgeschichte. es muss hier, wo mir der raum fehlt, eine eingehnde analyse der Gahmuretgeschichte mit den nötigen belegstellen zu geben, genügen, wenn ich kurz darauf hinweise, dass W. sich nicht darauf beschränkt, die abenteuer seines helden einfach

zu erzählen, sondern von anfang an grofse sorgfalt darauf verwendet, den charakter Gahmurets herauszuarbeiten und aus ihm sein tun abzuleiten. zwei hauptcharakterzüge sind es, die Gahmurets handeln bestimmen, und die als solche öfters hervorgehoben werden: drang nach ritterlichen kämpfen und nach minne. die darstellung ist in diesem sinne mit grofser feinheit ausgeführt und gewinnt dadurch einen grofsen reiz. eben hierin ligt aber auch die innere verbindung mit der geschichte Parzivals. denn nach einer bei W. sehr beliebten vorstellung hat Parzival beide charakterzüge von seinem vater geerbt, und sie bestimmen sein leben, wie sie das seines vaters bestimmt haben, freilich in anderer weise, weil sie durch einen anderen charakterzug, den Parzival von Herzeloyde erbt, und der bei Gahmuret nicht in gleicher weise würkte, eingeschränkt werden: die 'triuwe'. nur an einem puncte sei dieser zusammenhang hier hervorgehoben. so wie die motivierung für Herzeloydens flucht aus der welt im II b. ligt, so ligt auch die motivierung für Parzivals drang in die welt und sein verlangen nach dem rittertume nach des dichters absicht unzweifelhaft in den ersten beiden büchern, nämlich in der geschichte seines vaters. nun beachte man noch die stellen in den späteren büchern, wo W. selbst auf diesen zusammenhang hinweist. so gewis eine stelle wie IX 451, 4—7 sich nicht auf den blofs dem dichter vorschwebenden schemen der Herzeloyde, sondern auf die warme und lebendige würklich ausgeführte darstellung in bb. II und III bezieht, so gewis setzen die ähnlichen beziehungen auf Gahmuret die würklich ausgeführte geschichte Gahmurets voraus. man sehe III 174, 24. IV 179, 24. III 139, 15, ferner zu anfang des III b. 118, 14 ff. 26 ff (vgl. I 9, 23 ff. 35, 27 ff) und endlich VI 300, 16—19 (*ungezaltiu sippe in gar schiet von den witzen sîne, und ûf gerbete pîne von vater und von muoter art.* vgl. bez. Gahmurets zb. 108, 20). G. stellt (s. 36 ff) 'die schwachen anklänge an den inhalt von b. I und II, die man in den bb. III—VI finden könnte' zusammen, darunter auch die oben angeführten, über die er dann urteilt, 'dass sie nichts für das vorhandensein einer vorgeschichte zu beweisen brauchen' (s. 39). wenn irgendwelche stellen, so beweisen gerade diese nicht nur das vorhandensein einer vorgeschichte überhaupt, sondern auch einer in der darstellung Gahmurets etwas ausführlichen vorgeschichte[1].

Dass die vorgeschichte weder nach dem VII noch nach dem XVI b. verfasst sein kann, wird auch dadurch bestätigt, dass im VI b. Feirefiz als sohn Gahmurets genannt wird (316, 29—317, 10. 328) und im XV als solcher auftritt, ohne dass der leser die mindeste aufklärung darüber erhielte, wie Gahmuret zu diesem schwarz-weiss-gefleckten sohne gekommen sei. es wird auch be-

[1] zur weiteren ausführung dieses motivs der vererbung vgl. 55, 28—56, 24 und 96, 20 f.

stätigt durch einige andere beziehungen auf den inhalt der vorgeschichte, die G. s. 37 ff anführt. zwar bezeichnete G. s. 36 alle diese beziehungen nur als 'schwache anklänge', doch lässt er gradunterschiede gelten und hält die jetzt zu erwähnenden stellen für 'weit bedeutsamer' als die von der 'Gahmuretes art'. 'trotzdem (heifst es s. 39) bleibt eine anzahl würklicher parallelstellen übrig, wo sich eine übereinstimmung zwischen den beiden ersten und den vier folgenden büchern schlechterdings nicht leugnen lässt'. gemeint sind die stellen III 145, 3—6 (vgl. 69, 10). V 245, 7 (Herzeloydens traum). VI 325, 17 ff. 316, 29 ff. dass diese stellen sämtlich sehr beweiskräftig sind für das vorhandensein der vorgeschichte, zeigt die oberflächlichste betrachtung. was G. s. 41—44 zu ihrer entkräftung ausführt, geht ganz daneben. es lohnt sich würklich nicht, zeit und papier an eine erörterung dieser einwände zu verschwenden. wol aber müssen wir den trumpf beachten, den G. mit einer dieser stellen ausspielt. nach dem eben citierten satze fährt er fort: 'nur hat eine dieser parallelstellen (316, 29—317, 30) etwas bedenkliches. da werden dem Feirefiz taten nachgerühmt, wie sie im I b. von Gahmuret erzählt werden. Gahmuret aber, der selbst nicht umhin konnte, seinen wankelmut zu bekennen (II 96, 30 ff), wird als muster 'manlicher triuwe' hingestellt. sollte W., der nicht müde wird, 'liebe sunder wenken' zu fordern, vergessen haben, was er im I und II buche von Gahmurets 'altem slich' erzählt hat, sollte er sich hinsichtlich seiner ansicht von mannesminne im VI b. auf einen anderen standpunct stellen, als er es im III b. getan hat? dort hat der greise Gurnemanz . . . den tumben Parzival belehrt im hinblick auf die frauen (III 172, 11): *gewenket nimmer tag an in: daz ist reht manlicher sin* . . . so hat W. im ersten reinen feuer seiner poetischen [!] empfindung geschrieben: die freude an abenteuern der helden, an der äufsern vielgestaltigkeit des geschehens hat erst allmählich die ureigene empfindung W.s überwuchert'. ergo: 'was im I und II b. geschrieben steht, ist nicht auf der vollen höhe wolframscher productionskraft entstanden, nein, — die bb. I und II des Parzival sind später geschrieben als die bb. III—VI, sind a posteriori aus diesen construiert'.

Zur würdigung dieser imponierenden beweisführung folgendes: W. 'wird nicht müde, liebe sunder wenken zu fordern', das gilt nicht nur für das III b., auch nicht nur für das III—VI, sondern für sein ganzes schaffen. richtig ist, dass Gahmuret ein lob erhält, das er in so unbedingter weise nicht verdient. dasselbe lob aber erteilt ihm nicht nur die grabschrift (107, 25. 28. 108, 27) und Herzeloyde (110, 5—9), sondern auch Parzival (XV 751, 8—16). W. müste also seinen standpunct nicht nur einmal sondern öfters gewechselt haben. natürlich ist das aber nicht der fall, sondern es ist einfach auszusprechen, dass der dichter, der sein sittliches ideal mit grofser reinheit und strenge formu-

lierte, und es in Parzival und Condwiramurs zu vollkommener darstellung brachte, hier wie sehr oft auch sonst die schwächen seiner personen gern vergisst und sie mit einem milderen mafsstabe misst, als er selbst aufgestellt hatte. solches lob klingt dann allerdings etwas conventionell.

Überblicken wir noch einmal, was sich über die bedeutung der vorgeschichte im verhältnis zum hauptwerke sagen lässt, so ist klar, dass der Parzival so wenig ohne die vorgeschichte gedichtet worden sein kann, als ein baum ohne wurzeln wachsen kann. die vorgeschichte ist von anfang an nicht nur vom dichter geplant, sondern auch als erstes stück, so wie wir sie jetzt lesen, ausgeführt worden. man sehe noch die stellen 4, 23—25 und 112, 9—20, die gewis nicht danach aussehen, als seien sie mit der vorgeschichte später als das folgende gedichtet. die vorgeschichte ist aber auch ein unentbehrlicher bestandteil im künstlerischen aufbau des epos, das seinen helden von kindlicher unerfahrenheit durch die schmerzlichsten erfahrungen zur reife, zum seelenfrieden und zur höchsten irdischen glückseligkeit führt; das neben der ernsteren haupthandlung das blos abenteuernde rittertum sich voll ausleben lässt; das beide ströme und den dritten strom der heidnischen welt dann gewaltig zusammenfluten lässt; das auf dem gipfel der handlung auch die von den eltern herüberklingende disharmonie in schön menschlicher weise löst. die geschichte des irrenden Parzival bedurfte als hintergrundes der darstellung der freude und not seiner eltern. Gahmurets und Herzeloydens verfehlen gegen Belakane muste dargestellt, Belakane selbst und die heidnische welt vorgeführt werden. selbst dem umfange nach ist, am ganzen werke und an den künstlerischen absichten des dichters gemessen, eine vorgeschichte, die ein achtel des ganzen einnimmt, kaum zu grofs.

Noch ein wichtiger punct ist zu besprechen. Schönbach gibt als ersten grund seiner annahme 'die beschaffenheit des stiles' an, und will erfahren haben, dass man von anderer seite mit rücksicht auf die behandlung des verses und den reimgebrauch in dem Gahmuretroman zu demselben ergebnisse gelangt sei. G. lässt sich (s. 28f) so vernehmen (ich setze die stelle als zusammenhängende probe gleich etwas vollständiger her) : 'unleugbar ist es zunächst, dass W.s eigenart gerade in den bb. III—VI ihre frischesten blüten treibt, dass auch stileigenheiten und metrische kraft hier besonders frei entfaltet werden. die späteren bücher weichen in dieser richtung zurück — ebenso aber auch die vorangehenden. man käme auf diesem wege etwa zu einer reihe III—VII (VIII). I. II. VIII—XVI. erklären lässt sich eine solche erscheinung : der dichter, der eine hoch über das gewöhnliche hinausragende begabung besitzt, beginnt sein werk mit einer feinheit der psychologischen vertiefung, einer fülle der charakterisierung, einer schärfe der beobachtung und originalität des aus-

drucks, wie sie der zeitgenössischen dichtung fern lag. das milieu aber würkt auf des hervorragenden poeten weiterschaffen nivellierend: mit der zeit erhalten wir breite schilderungen von tournieren und gelagen, lange reden der handelnden personen und gelehrte einlagen' usw. (s. 29) : 'die conventionelle herkömmlichkeit war mächtiger als seine gewaltige kraft. und zum conventionellen weibercultus sinkt auch schliefslich seine haltung den frauen gegenüber herab'. was G. nicht alles weifs! und was er nicht alles — nicht beweist! denn — um beim nächsten zu bleiben — wo ist auch nur das kleinste beispiel, an dem wir innerhalb des Parzival die absteigende entwicklung von W.s stil verfolgen, aus dem wir auch nur ersehen könnten, was G. sich bei den worten 'stileigenheiten' und 'metrische kraft' denkt? viel später erst (s. 53) wird eine einzige kleine 'reimsonderbarkeit' betrachtet, die eine hindeutung auf die 'entstehungsfolge' III—VII. I. II. VIII—XVI geben soll. W. gebraucht *gât* und *stât* im reime nur dreimal in b. I, je einmal in bb. VIII und IX, sonst *gêt*, *stêt* (im II b. fehlen diese formen ganz). das wäre gewis nicht übel, wenn sich nur noch mehr der art auftreiben liefse, und wenn es keine entgegenstehnden tatsachen gäbe. aber G. selbst bespricht (s. 51 f) die bekannte beobachtung Behaghels über die reime *stuont : kunt, stüende : künde* uä., die, ganz gleichgiltig, ob sie auf thüringischem oder sonstigem einfluss beruhen, in jedem falle beweisen, dass W. die beiden ersten bücher ebenso gut wie das III nicht erst später und am allerwenigsten zwischen bb. VII und VIII gedichtet haben kann. diese reime finden sich in P I—III garnicht, in IV—VI 4 + 2 + 3 = 9 mal, in VII — IX 3 + 3 + 9 = 15 mal, in X—XIII 8 mal, in XV. XVI 3 mal, in Wh. II—VI 20 mal, in Wh. IX 4 mal (nach Behaghel Germ. 34, 487 und San Martes reimlexicon).

Den eindruck, dass G. noch sonstiges material zur stütze seiner hypothese besitze, erhält man durchaus nicht. dagegen können wir an dem von KZwierzina (Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs, Halle 1898) zusammengestellten material eine sehr schöne probe aufs exempel machen. leider hat Zwierzina versäumt, seine beobachtungen übersichtlich zusammenzufassen, so wie er es auch fast grundsätzlich unterlässt, 'resultate', die er gewonnen zu haben glaubt, zu formulieren (s. 43). für unsern zweck ist Zwierzinas beobachtungen etwa folgendes zu entnehmen. zunächst finden sich einige erscheinungen, die sich mit den von Grimm beobachteten vergleichen lassen. reime, die nur im ersten oder in den beiden ersten oder auch in den drei ersten büchern und dann überhaupt erst oder häufiger erst wider im IX. VIII. VII b. vorkommen (s. bes. s. 29—38). das material ist wenig umfangreich und die anzahl der belege nur gering, doch lässt sich so viel sagen, dass die in frage kommenden erscheinungen der häufigkeit nach vom I b. an bis zum IV abnehmen, vom V—IX wider zunehmen, ohne aber den stand des I b. wider

zu erreichen, und dann verschwinden; dass also, wenn ein chronologischer schluss zulässig wäre, man das I und II b. am besten hinter das IX stellen würde, weil so die belegstellen vom IX zum I b. weiter wachsen würden; dass aber ein chronologischer schluss schon deswegen unzulässig ist, weil die meisten dieser erscheinungen vereinzelt auch später widerkehren (Pz. XIV. XV und in allen büchern des Wh.). es handelt sich bei diesen erscheinungen nach Zwierzinas zutreffender auffassung um solche reime, die Wolfram bald nach beginn seiner tätigkeit aufgab und nur noch vereinzelt, zu zeiten auch wider etwas häufiger, sich entschlüpfen liefs. so ist der reim *hât : stât* ein litterarischer reim (denn Wolfram sprach *stêt*), den W. schon nach dem I b. fallen liefs und nur noch zweimal, zu einer zeit, als er in seiner technik wider etwas nachlässiger geworden war, brauchte (bb. VIII. IX). bemerkt sei, dass Zwierzina Grimms arbeit schon kannte und ausdrücklich seine abweichende beurteilung der von Grimm gemachten beobachtung betont (s. 32 anm. 1). dagegen unterlässt er es sich gegen Grimms hypothese überhaupt auszusprechen, obwol er selbst gutes material gegen dieselbe bietet. man vgl. besonders *sân* (s. 1), *gemeit* (s. 21), *freuden lære* uä. (s. 23 ff), *sît* und *sider* (s. 42). gegen Schönbach lässt sich fast jedes der beispiele Zwierzinas verwerten. ich geh darauf nicht weiter ein, sondern gebe noch einiges nach eignen und im anschluss an ältere beobachtungen.

1. *helt* : I. II 23 + 15 = 38, III—VI 8 + 7 + 12 + 11 = 38, VII. VIII 7 + 3 = 10, IX—XV 38, Wh. I 12, II—IX 23. Ld. 1. da die einzelnen bücher von sehr verschiedener gröfse sind, empfiehlt es sich für genauere statistische untersuchungen, statt der absoluten zahlen proportionalzahlen zu setzen, die am besten und bequemsten auf den durchschnittlichen umfang von 1500 versen berechnet werden. für *helt* ergibt sich folgende reihe, die den rückgang im gebrauche des wortes besser veranschaulicht:

P	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIV	XV
	21,3	13,6	6,3	7,8	10,7	9,5	5,8	4,3	5,7	7	10	3,4	6,4	6,6

Wh.	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
	10,5	4,2	0,9	3,8	1,9	2,2	4,2	2,4	3,1

2. *degen*. P I—III 9 + 7 + 1 = 17 (noch nicht im reime), IV—VI 5 + 9 + 9 = 23 (9 im reime), VII—IX 3 + 3 + 5 = 11 (VIII 2, IX 1 im reime), X 4, XII 4, XIII—XVI 6 (XIV 1 im reime). im Wh. fehlt das wort. von den 65[1] beispielen des Parz. stehn in bb. I—VI 40, in VII—XII 19, in XIII—XVI 6.

3. *wigant*. sehr interessant. P I—II 3 + 1 = 4, III—v 1 + 1 + 5 = 7, IX—XII 3 + 1 + 1 + 2 = 7, XIV 1, Wh. II 2 (nur im reime). näheres siehe bei Zwierzina s. 22 f, der auch darauf hinweist, dass *wîc* dem worte in merkwürdiger weise zur seite geht: P I 3, V 1, IX 1, Wh. I 1. dasselbe gilt aber auch von

[1] nicht 'ca. 80', wie Zwierżina s. 17 angibt.

4. *recke* : I. II 1 + 1 = 2, V 1, XIV 1, Wh. IX 1, Tit. 1.

5. eine interessante und charakteristische gruppe ist die der adj. auf *-bære*. W. bringt deren an 90 stellen nicht weniger als 28, die er grösstenteils gewis selbst erst gebildet hat. sie treten erst im IV b. auf, aus dem III b. wäre allesfalls noch *lônes bernde* (128, 26) heranzuziehen. vom IV b. an sind die zahlen : IV—VI 3 + 4 + 8 = 15, VII—VIII 1 + 1 = 2, IX 9, X 5, XI—XV 8, Wh. I—V 2 + 6 + 13 + 9 + 7 = 37, VI. VII 1 + 1 = 2, IX 6, Tit. 6[1]. das stärkere hervortreten dieser adj. im VI und IX, ihr zurücktreten im VII und VIII b. hängt mit dem inhalte zusammen. ihr fehlen im I—III b. aber kann nicht aus dem inhalte erklärt werden. nicht im I, wol aber im II und III b. hat W. reichlich gelegenheit (etwa von 80, 6 an) adj. wie *siufzebære, vlustbære, jâmerbære, riuwebære, herzebære,* die zu den häufiger vorkommenden gehören, anzuwenden, wenn ihm diese adj. damals schon geläufig gewesen wären, ganz abgesehen davon, dass er ein adj. wie *zuhtbære* im I b. dem inhalte nach ebenso gut hätte gebrauchen können wie im VII b.[2]

6. *wol gevar* (nur im reime). P I 53, 10. II 75, 14. 85, 2. III 146, 8. 176, 26. 177, 28. IV 182, 16. 186, 29. 191, 20. V 228, 10. 233, 10. 235, 2. 236, 28. 245, 6. 274, 24. VI 301, 17. 303, 7. 311, 13. 320, 19. 324, 6. 332, 22. VII 361, 23. 364, 28. 373, 14. 375, 20. 395, 22. VIII 404, 22. 426, 23. 430, 30. IX 450, 14. 494, 6. P X—XV 29, Wh. III. IV 2, VI 2. an den drei stellen von P I. II nur von sachen, wofür sich an den übrigen 61 stellen nur noch 5 beispiele finden (je eins in P V. VI. X. XI. XV). man vgl. damit die 8 stellen von P VII. VIII.

7. *lieht gevar* zeigt eine genau parallel gehnde entwicklung: P II 69, 6. III 119, 30. — IV 196, 8. V 230, 23. VI 310, 2. XIV 721, 21. XV 758, 24. XVI 809, 8. Wh. I 34, 30. III 137, 4. V 265, 14.

8. *clâr* : fehlt im I, sonst nur noch im IV b. des Parz. die zahlen sind : P II. III 2 + 4 = 6, V. VI 4 + 9 = 13, VII—IX 2 + 2 + 2 = 6, X. XI 4 + 5 = 9, XII—XIV 20 + 16 + 18 = 54, XV. XVI 6 + 11 = 17, Wh. 41, Tit. 7. die entsprechenden verhältniszahlen sind für den Parzival:

II	III	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI
1,8	3,2	3,6	7,8	1,7	2,9	1,4	4	8,3	22,7	15,4	16,4	5,7	13,4

[1] in den neun ersten büchern des Parz. stehn folgende adj.: *sitenebære* IV 193, 12. *magetbæriu* IV 202, 27. *kampf(es)bære* IV 209, 20. VI 335, 2. *jâmerbære* V 242, 2. 255, 3. *vlustbære* V 248, 7. *sældebære* V 271, 30 (*-bernde*). VI 325, 26. *meienbære* VI 281, 16. *siufzebære* VI 312, 1. 330, 28. 332, 28. 337, 12. IX 478, 16. 491, 4. *krônebære* VI 334, 17. *zuhtbære* VII 343, 18. *riuwebære* VIII 431, 28. IX 475, 16. *verholenbære* IX 454, 20. *sündebære* IX 458, 8. 471, 10. 475, 10. *herzebære* IX 472, 25. *hungerbære* IX 487, 28.

[2] nicht unwichtig ist es zu beachten, wie der dichter oft bei rückbeziehungen auf früher erzähltes eine sprache spricht, die ihm an der frühern stelle noch ungeläufig war. ein hübsches beispiel dafür steht VI 337, 12.

die stellen aus P II—IX sind : II 62, 7. 63, 19. III 118, 11. 151, 12. 24. 160, 28. V 232, 15. 243, 21. 246, 21. 272, 21. VI 252, 27. 293, 9. 299, 4. 306, 25. 310, 15. 313, 19. 330, 25. 331, 9. 333, 11. VII 344, 29. 369, 1. VIII 423, 5. 431, 21. IX 446, 12. 478, 23. man verfolge die entwicklung im gebrauche des wortes, die der von *wol gevar* entspricht unter besonderer beachtung seiner einführung im reim (151, 12!) und vergleiche den gebrauch des VII und VIII b. mit dem des II und III b.

9. eine ältere hierher gehörige sehr interessante beobachtung ist die von WHoffmann über *gemâl* (Der einfluss des reims auf die sprache WvE., Strafsburg 1894, s. 36 f), die auch Zwierzina s. 33 bespricht. da beider angaben der berichtigung und ergänzung bedürfen, so seien hier kurz die belegstellen zusammengestellt. das einfache *gemâl* steht nur P I 31, 7. X 549, 29. XV 783, 22 [1]. Wh. IX 441, 5. *wol gemâl* (nur von sachen) II 59, 5. 66, 30. V 229, 10. 237, 10. VII 377, 29 wird verdrängt durch *lieht gemâl* II 64, 29. III 144, 19. V 243, 3. 263, 13. XI 565, 10 [1]. XIII 661, 14 [1]. *lieht gemâl* wird P XII 619, 9 zuerst auf personen übertragen, so gebraucht P XIV 694, 24. 695, 8. 706, 18. 717, 30. 723, 23. 727, 20. 730, 25. 732, 2. XV 740, 20. 742, 28. 754, 16. 762, 17. 764, 20. XVI 801, 3. 814, 12 und schliefslich durch *vêch gemâl* XVI 789, 2. 810, 10 und *rûch gemâl* 793, 9 gewissermafsen parodiert. Wh. und Tit. bieten *wol gemâl* garnicht, der Wh. *lieht gemâl* nur in beziehung auf sachen : I 16, 5. 33, 16. II 77, 28. IX 410, 28. 417, 30, der Tit. dasselbe nur in beziehung auf personen : 7, 4 und in eigentümlicher übertragung 43, 4.

10. *glanz* (subst. und adj.) tritt erst im IX b. des Parz. auf und steht im Parz. und Wh. je 11, im Tit. 2 mal. aufserhalb des reims erst in der zweiten hälfte des Wh. und im Tit., Wh. V 254, 3. VI 270, 24. VIII 364, 22. Tit. 106, 4. die übrigen stellen s. in San Martes reimlexikon.

Fassen wir, was diese und andre beobachtungen lehren, zusammen, so ist zu sagen, dass Wolframs stil von den ersten büchern des Parz. an sich in einer doppelten entwicklung befindet. 1) eine reihe von erscheinungen verschiedener herkunft treten mehr und mehr bis zu völligem verschwinden zurück. Zwierzina hat zuerst die aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass solche erscheinungen gerade in gewissen büchern wider aufzutauchen pflegen (zb. P VII. VIII. IX. XIV. XV, Wh. I. II). dies wird auch ferner sehr beachtet werden müssen, wenn auch Zwierzinas erklärung mittelst der annahme einer vorhergehnden arbeitspause jedesfalls nur mit einiger vorsicht zu benutzen sein wird. 2) anderseits beginnt schon in den ersten büchern des Parzival das streben nach bereicherung der ausdrucksmittel, welches sich durch den Wh. fortsetzt und am stärksten im Tit. hervortritt. eine analoge entwicklung lässt sich auch innerhalb der lieder verfolgen. —

[1] aufserhalb des reimes, sonst stets im reim.

für unsern zweck ist nun aufs nachdrücklichste zu betonen, dass an den erscheinungen der ersten art kein buch einen gröfseren anteil hat als das I b. des Parz., dass an den erscheinungen der zweiten art kein buch so wenig, nämlich wol so gut wie garnicht, beteiligt ist als widerum das I b. des Parz., dass also auch auf grund rein stilistischer erwägungen das I b. des Parz. unbedingt als das zuerst verfasste gelten muss. dem entspricht durchaus der eindruck, den man bei unbefangener aber aufmerksamer lectüre erhält. nirgends zeigt sich W. so zurückhaltend und schlicht, nirgends tritt seine eigenart verhältnismäfsig so wenig hervor wie im I b. des Parz. schon das II b. hebt sich merklich ab. man fühlt den fortschritt, wie ihn die angeführten beispiele bei genauerer betrachtung tatsächlich zeigen. und so geht die entwicklung weiter, bis sie in b. VI einen ersten höhepunct erreicht. bb. VII und VIII fallen in gewissem sinne dagegen ab, soweit ist G.s oben citierte bemerkung schon richtig. aber ich habe diese bücher nie ohne die ganz bestimmte empfindung lesen können, dass sie im ausdruck einen entwickelteren charakter zeigen als die beiden ersten bücher. die einzelbeobachtung bestätigt das[1]. es können also die bb. I. II so wenig gleichzeitig mit VII. VIII nach b. VI, als VII. VIII vor b. III entstanden sein.

Noch viel weniger können bb. I. II nach vollendung des ganzen entstanden sein, denn der neuerungen in Wolframs stil werden es immer mehr. so werden von b. XII an die vorher nur in drei beispielen (P IV. V. IX) belegten mit *sunder*- zusammengesetzten subst. häufiger, die dann besonders charakteristisch für den Wh. sind (P XII—XVI 10, Wh. 43, mit einrechnung der schwer davon trennbaren fälle, in denen *sunder* als adj. erscheint; eine nahezu vollständige sammlung gibt San Marte PSt. III 230. 232 ff). so gewis Wh. und Tit. einen späteren stil zeigen als der Parz., so gewis zeigen auch die letzten bücher des Parz. einen späteren stil als die ersten.

Der stil des Wh. unterscheidet sich von dem des Parz. durch das zurücktreten oder gänzliche fehlen von erscheinungen nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten art. so treten vor allem die ausdrücke für 'schön', die W. gerade in den letzten büchern des Parz. zu reicher mannigfaltigkeit entwickelt hatte, sehr zurück, was sich aus dem ganz anders gearteten inhalte erklärt. davon abgesehen, würkt die tendenz zur bildung immer neuen ausdrucks auch im Wh. fort. dass der selbstbewuste und von den zeitgenossen bereits angestaunte verfasser des Parzival sich dabei vom gesuchten und absonderlichen nicht immer frei zu halten wuste, ist begreiflich und entspricht den bei solcher

[1] so sei noch erwähnt, dass das adj. *herzenlîch* sich findet P VII 2. VIII 1. IX 1. X 2. XI 1. XIII 1. XIV 3, Tit. 3mal, während das adv. *herzenlîche* je einmal schon P I. II. VI sich findet, aber auch erst vom VIII b. an häufiger wird: VIII 1. IX 1. X 1. XII 3. XIII 4. XIV 2. XV 1, Wh. IV 1. V 1, Tit. 1.

entwicklung auch sonst beobachteten erscheinungen. auf die spitze getrieben erscheint die neigung zum neuen und absonderlichen ausdruck im Tit., in jenen fragmenten, in denen W. die überlieferte form des höfischen epos epos zersprengte und aller tradition zum trotz es unternahm einen eigenen stoff nach völlig eigener art darzustellen. es unterligt mir nach vielfältig widerholter betrachtung kaum einem zweifel, dass die Titurelfragmente das letzte sind, was W. in angriff genommen hat. inhalt wie form weisen gleichermafsen darauf hin[1]. dies ist hier natürlich nicht weiter auszuführen, nur auf einige kleinigkeiten sei kurz hingewiesen: 1) der titel *admirât* (vgl. San Marte Über WvE.s rittergedicht Wilh. vOrange, 1871, 139 f), der im Tit. 93, 2 steht, findet sich bei W. sonst nur noch im Wh. (Stosch Zs. 32, 471 f), jedoch nur im IX b., und in diesem noch nicht in der kleineren ersten hälfte (ca. 900 vv.), dagegen in den letzten 1050 vv. 17 mal (432, 16. 434, 2. 5 usf. die stellen gibt San Marte, hinzuzufügen ist 457, 21). also erst gegen die mitte des letzten buches des Wh. erhält Terramêr (dessen name schon im I b. 26, im ganzen 131 mal genannt wird) den bis dahin völlig unbekannten titel *admirât*, der dem leser erst durch eine parallele mit dem römischen kaiser (434) erklärt werden muss. genau diese erklärung aber setzt der Tit. voraus (*der Rœmesche keiser und der admirât al der Sarrazîne*). 2) auch Berbester (Tit. 42, 2; s. Behaghel Germ. 34 [1889], 488) findet sich erst vom VI b. des Wh. an : VI 303, 1. VII 329, 15. VIII 380, 22. 397, 17. 3) *toufbære* (Tit. 55, 4), eines der häufigsten adj. auf *-bære*, findet sich erst vom III b. des Wh. an : III 135, 30. IV 172, 12. V 220, 29. 253, 4. VII 361, 9. IX 449, 28. 465, 18 (vgl. Parz. XV 766, 27).

Ich habe in kürze zu zeigen versucht, dass die hypothese von einer spätern entstehung der beiden ersten bücher des Parzival aus inhaltlichen und stilistischen gründen abzulehnen ist. es scheint unnötig noch des nähern auf die einzelgründe einzugehn, die Grimm s. 44 ff anführt. sie sind äufserst schwach und beruhen zt. geradezu auf unkenntnis und flüchtigkeit des verfassers, ebenso wie die gründe, die für die entstehung gerade zwischen dem VII und VIII b. geltend gemacht werden (s. 48 ff). über den charakter der arbeit wird sich der leser schon nach dem oben angeführten eine meinung bilden können. alle falschen behauptungen, müfsigen vermutungen und unrichtigen angaben, an denen es nicht fehlt, hier nachzuweisen, hiefse ihr eine aufmerksamkeit schenken, die sie nicht verdient. der verfasser kennt wol die gewöhnlichen handgriffe der philologischen und litterarhistorischen methoden, aber sie sind nur äufserlich angelernt, es fehlt jedes sichere urteil in der anwendung derselben, es fehlt — und das ist das schlimmste — die erste vorbedingung zu einem

[1] nicht aber etwa die bekannte zusatzstrophe 61 des jT., die mir in Wolframs munde ganz unmöglich erscheint.

solchen unternehmen, die eigene gründliche kenntnis Wolframs. dass vereinzelt auch gute bemerkungen sich finden, kann das urteil über eine arbeit nicht sehr beeinflussen, bei der es vor allem darauf ankommt, ob sie ihrem wesentlichen inhalte nach, sei es als zuverlässige materialsammlung, sei es durch aufstellung eines neuen wertvollen gesichtspunctes, sei es durch eine neue entdeckung, die weitere forschung über den gegenstand zu fördern geeignet ist.

Kassel. ALBERT NOLTE.

ALFRED KERR. Godwi. ein capitel deutscher romantik. Berlin, Georg Bondi, 1898. 8°. XI und 136 ss. — 2 m.

Novalis lyrik. von dr CARL BUSSE. Oppeln, Georg Maske, 1898. 8°. VIII und 156 ss. und 4 unpag. ss. — 3 m.

Die litterarhistorische durchforschung eines romans der aufsteigenden romantik bliebe eine dankenswerte leistung, auch wenn sie nicht gerade Brentanos 'Godwi' beträfe, in dem schon Eichendorff ungefähr alle elemente entdeckte, die von dem jungen Deutschland als neue erfindungen aufgetischt wurden: weltschmerz, emancipation des fleisches und des weibes und revolutionäres umkehren aller dinge. die Hallenser dissertation von 1893, aus der Kerrs büchlein erwachsen ist, benötigte deshalb nicht einer starken betonung der nahen beziehungen, die auch zwischen den tendenzen des Godwidichters Brentano und der jüngsten litteratur bestehn, um ihre existenzberechtigung nachzuweisen. jetzt in zierlichem gewande vor ein grofses publikum tretend, leider auch durch böse druckfehler arg entstellt, darf sie in einem knappen vorworte die actualität ihres themas hervorheben. freilich nicht für uns, denen längst die verwantschaft der romantik von 1800 und der von 1900 ein neuer anreiz war, beiden ein besonderes augenmerk zu schenken; und auch deshalb nicht für uns, weil wissenschaftlicher betrachtung diese verwantschaft doch nur ein secundäres moment bleibt, neben dem den hochinteressanten nachweisen der studie der hauptplatz gesichert ist.

K. durchforscht den roman auf seine gedankenwelt, seinen gestaltenkreis, seinen humor, seine composition, seine lyrischen einlagen; jedem dieser momente ist ein eigenes capitel gewidmet. die disposition gestattet ihm fast alles methodisch wichtige in übersichtlicher ordnung mit nur wenigen widerholungen an passenden stellen zu erörtern.

Für seine gedankenwelt ist 'Godwi' nach K.s nachweis Heinses, Tiecks und FrSchlegels romanen, dem Athenäum und der kunstkritik des Schlegelschen kreises verpflichtet. den gestaltenkreis bestreitet Brentano aus eignen erlebnissen und aus Goethes 'Wilhelm Meister', dessen einflusse auf 'Godwi' JOEDonners dissertation s. 147 ff (vgl. Anz. XXII 219 ff) schon nachgegangen war. der humor, besser gesagt die romantische ironie Brentanos

und mit ihr die romantische ironie überhaupt, wird endlich in eindringlicherer weise mit Jean Paul in zusammenhang gebracht; Cervantes und Sterne dienen dieser aufschlussreichsten untersuchung des büchleins zu genauerer formulierung des problems, zu schärferer fassung des resultats. in der composition offenbart sich das specifisch Brentanosche 'recht auf verwirrung', der 'Brentanismus'. die lyrik wird nach rückwärts mit Tieck, nach vorwärts mit dem Wunderhorn in beziehung gebracht. durchaus meidet K. alle schablone in der ausfüllung seiner rubriken; nie verlässt ihn das bewustsein, dass er einen lebendig schaffenden dichter vor sich hat, der zwar von bestimmten voraussetzungen ausgeht, aber sie eigenwillig zu seiner schöpfung weiter gestaltet, der insbesondere an jene voraussetzungen nur darum anknüpft, weil sie in ihm verwante saiten ertönen lassen. keine äufserliche aneignung! 'Brentanos vorbilder sprechen dinge aus, die er im eigenen innern schlummern fühlt' (s. 23). all das ist ja selbstverständlich, ist ja unbedingte forderung litterarhistorischer methode. doch warum soll man sich feinsinnigen gebrauchs dieser methode nicht freuen, die so oft von grober hand verwertet dem misverständnisse sich aussetzt. und selten nur glückt auch dem methodisch geschulten, ein kunstwerk aus seinen eignen voraussetzungen vor unsern augen neu erstehn zu lassen. K. offenbart, wie alles sich zum ganzen webt, eins in dem andern würkt und lebt. einer so runden untersuchung nachträge einzufügen, ist mislich; nur wer das ganze gebäude zertrümmert, um es auf breiterem boden aufzubauen, wird würklich ersprieſsliches bieten. das soll und kann hier nicht geschehen, so verlockend gerade die anregungsreiche studie einen ausbau erscheinen lieſse: nach rückwärts gegen den sturm und drang hin, nach vorn zum roman des 19 jhs. hier seien nur späne zu solchem ausbau geschichtet.

Nochmals hinweisend auf das von mir bei gelegenheit Donners bemerkte (Anz. XXII 223; auch K. hätte da vielleicht manches brauchbare gefunden), heb ich vor allem als neu und wichtig hervor, was K. über den einfluss H e i n s e s und J e a n P a u l s sagt. die reihe William Lovell-Sternbald-Lucinde-Godwi, deren causalen zusammenhang K. schlagend aufweist, wird von ihm mit vollem rechte von Heinses Ardinghello abgeleitet. er sieht in allen genannten dichtungen dieselbe lebensphilosophie verkörpert: einen individualistischen, sinnefrohen hedonismus. in ihm offenbart sich ein bindeglied von r o m a n t i k und s t u r m u n d d r a n g.

Gewis ist es endlich an der zeit, dass man die wege aufsuche, die beide litterarische revolutionen verbinden. ihre innere verwantschaft ist früh aus der ferne festgestellt worden; neuerdings wäre man wol eher geneigt, die übereinstimmung niedriger zu bewerten. denn zum guten teile handelt es sich um dinge, die allen revolutionären litteraturepochen zukommen; und solche

kennen wir nachgerade zur genüge. trotzdem begegnet auch heute noch eine betrachtungsweise, die, jene übereinstimmungen einseitig betonend, in vorschnellem generalisieren der romantik ausschreitungen zum vorwurf macht, die gar nicht ihr, sondern nur dem sturme und drange eignen. um so nötiger ist eine eindringlichere, den tatsachen sich anpassende erforschung des verhältnisses. ohne zweifel war ja, als die romantik ins feld trat, der sturm und drang in seinen einzelheiten vergessen, im ganzen nur noch genauere kenntnis von den wichtigeren sturm- und drangproducten Goethes und Schillers vorhanden. gerade für den dichter des Godwi gibt Steigs hochwertvolles, der dissertation K.s von 1893 noch nicht bekanntes, für die buchausgabe der studie zu wenig berücksichtigtes werk AvArnim und CBrentano (Stuttgart 1894, s. 154. 161 f. 212) unzweideutigen aufschluss, wie mühsam und allmählich die um 1780 geborenen sich einige kenntnis von L e n z und K l i n g e r verschaffen. erst 1806 — um nur eins herauszugreifen — lernt Brentano den Neuen Menoza von Lenz kennen; er list ihn mit grofsem vergnügen, aber er ist sich des ganzen gegensatzes bewust, der zwischen der dramatik Lenzens und der zeitgemäfseren Pellegrin-Fouqués waltet : '*Das Ding ist mir besonders merkwürdig, weil es ein rechter Gegensatz der neuen Genialität ist, die so unendliche Decoration und Farbe und Klimata und Ironie und all den Teufel braucht — und dort wie einfach*'. Steig kann gleichwol mit recht den einfluss Lenzens auf Arnim und Brentano andeuten (s. 355 f). doch wie weit ists vom Neuen Menoza und vom Hofmeister zu Godwi und Lucinde. am nächsten steht der generation von 1770 unter den romantikern T i e c k : ihm ist zeitlebens 'Götz von Berlichingen' als Goethes beste dichtung erschienen, er setzt die litteratursatire des sturms und dranges fort, er gibt die schriften Lenzens und Maler Müllers heraus. aber vergeblich suchte man in seinen späteren, dem sturm und drang gewidmeten kritischen äufserungen ein aufklärendes wort, einen fingerzeig nach dem pfade, der von Lenz oder von Maler Müller zur romantik führt (vgl. insbes. Kritische schriften II 171 ff. Köpke LTieck II 198 ff). und von Maler Müllers Golo und Genoveva hat er, den man des plagiats beschuldigte, nur das stimmungsmotiv eines melancholischen sanges und einige charakterzüge des titelhelden für seine 'Genoveva' übernommen (Haym Rom. schule s. 474 f). die beziehungen des an der Trösteinsamkeit und an FrSchlegels Deutschem museum beteiligten alternden Maler Müller zur romantik kommen natürlich für uns hier nicht in betracht.

Vereinzelt sind auch sonstige spuren eines einflusses. für Klinger interessiert sich der junge F r i e d r i c h S c h l e g e l. im sommer 1791 schon schreibt er an den bruder Wilhelm : '*In Klingers Schauspielen habe ich viele grofsgedichtete Charaktere gefunden, besonders in der Medea, der neuen Arria, dem verbannten*

Göttersohn, und dem Derwisch, ob wohl wenig Dialog' (s. 8). am meisten scheinen ihn also die machtweiber Klingers anzuziehen. im februar 1792 verweilt er ausführlicher bei Klingers Faustroman und erkennt richtig die linie, die ihn von Goethes 'Faust' scheidet : '*Faust ist bey ihm ein Mann von aller Kraft zu Gutem und Bösen, aber nicht ein grofser Mann wie bey Goethe. Er ist voller Eigendünkel, Wollust und Trägheit*' (s. 38 f). so tief blickte damals Wilhelm Schlegel noch nicht (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 13, xvii f), der nur selten auf Klinger zu sprechen kommt; flüchtig gedenkt er des Faustromans in seinen Berliner vorlesungen, findet Maler Müllers Faustfragment gleichzeitig 'durch die üblen manieren der damaligen sturm- und drangperiode entstellt' (DLD. 19, 154 f) und nennt in seinen Wiener vorlesungen Klingers Zwillinge neben Leisewitzens Julius von Tarent nur, um den dichter der Braut von Messina des plagiats zu beschuldigen (S. werke vi 423). im übrigen schweigt er die dramatik des sturmes und dranges dort tot.

Wilhelms eignes verhältnis zu Bürger gehört auf ein besonderes blatt. er ist dem dichter der 'Lenore' nahegetreten, als der sturm und drang längst ausgetobt hatte. wie wenig er ihn als repräsentanten jener epoche empfindet, bezeugt seine charakteristik von 1800, die Bürger fast völlig von den mitstreitern seiner jugend losgelöst betrachtet. ja, in den an Wilhelm gerichteten bekenntnissen erscheint Friedrich, der Schiller gegen Bürger ausspielt, dem sturm und drang weit eher verwant : in seiner vorliebe für Goethes jugendlyrik, in der begeisterung für Klopstock und eine deutschheit energierende art, in der bekämpfung der aufklärer, denen er ohne einschränkung Lessing anreiht. wenn schliefslich der junge Friedrich Schlegel Aristoteles befehdet (Haym Rom. schule s. 195**), so erinnert er gelegentlich an die gegen das 'regulbuch' sturmlaufenden Titanen der siebziger jahre. gewis ist auch er von Herder stärker beeinflusst und fühlt er seinen Shakespeare tiefer als Wilhelm, der mit dem willkürlichen nachdichter Bürger vereint erst an den Sommernachtstraum sich wagt, um dann seine widereroberung Shakespeares nicht vom stürmenden und drängenden gefühlsstandpunct, sondern von einem völlig entgegengesetzten principe aus durchzuführen, in der ihm so lieben strengsten correctheit formaler nachbildung. trotz alledem scheint FrSchlegel erst im jahre 1813 Hamann entdeckt zu haben : ein von FHJacobi dem Deutschen museum gespendeter aufsatz regt ihn zu der bemerkung an, das Hamann '*ein ganz anderer Philosoph war wie Kant und ein beſsrer Kritiker wie Herder*' (an Wilhelm s. 539). da waren Arnim und Brentano doch schon früher dem magus nahegetreten. Steig s. 212. 339.

Die geringen äufsern beziehungen zum sturm und drang erklären sich zu leicht : die zeitgenössische litteratur drängt ihn den

romantikern nur selten in erinnerung; und gegenstand historischer forschung war er ihnen noch nicht geworden. geht es uns heute besser mit dichtungen, die dreifsig, vierzig jahre hinter uns liegen? trotz hochgesteigertem litterarhistorischen betriebe schwebt auch für uns noch ein verfinsternder nebel über den tiefen der litteratur von 1860 etwa bis zum beginn der naturalistischen bewegung.

Erweisen sich indes die äufsern berührungen bei näherer betrachtung als geringfügig, so fällt mir doch durchaus nicht ein, die stärke der innern beziehungen zu unterschätzen. ja, gerade dieser eigentümliche sachverhalt legt nahe, die tatsächlichen bindeglieder zu suchen, die mittler und zwischenträger beider epochen. Heinse ist da vor andern zu nennen, und auch K. beschreitet den angedeuteten forschungspfad, wenn er feststellt: anbetung des genusses und der sinnlichkeit als gemeinsames hauptmotiv, der name Lucinde im Ardinghello, Heinse im Godwi citiert, angriffe gegen die verächter der sinnlichkeit hier und dort, verklärung der freien liebe im gegensatz zur ehe, hass gegen die bestehende barbarische gesetzgebung. bei Tieck und Brentano wie bei Heinse wird ein enges wechselverhältnis zwischen allem kunstschaffen und sinnlichkeit behauptet; freie liebe erscheint als mutter aller kunst. endlich ist ihnen kunstphilosophische erörterung stehendes requisit des romans; insbesondre 'Ardinghello' mit seinen schilderungen von gemälden ist ahnherr aller romantischen umsetzung von bildern in worte.

Es ist gut, dass K. diese dinge einmal an éinem orte zusammengestellt. manches ist ja schon vereinzelt von andern beigebracht worden, insbesondre von Haym. K. konnte sogar einiges schärfer gefasst bei seinen vorgängern finden. wenn er Godwis gedanken, '*mit einem Schock nackter Mädchen, voll Freude, Witz, Tanz- und Singtalent haschen zu spielen*' auf die künstlerorgie des Sternbald (II 2, 4) zurückführt, warum deutet er nicht gleich mit Donner auf den schluss des ersten bandes von Ardinghello (vgl. Anz. XXII 223)? ich verweise auch noch auf Klingers Faust, der freilich mit ganz anderm moralischem pathos wollüstige feste am hofe der Borgias zeichnet (insbes. buch IV cap. 17 [1]), während desselben dichters 'Orpheus' schon ganz romantisch für die rechte der sinnlichkeit kämpft. gemeinsam ist allen das unerlebte, das schwelgen in lüsternen phantasien. sinnlich überreizte naturen möchten sich, was Wieland nur der antike oder dem feenmärchen gönnt, näherrücken. merkwürdig, wie da der von sturm und drang ob seiner ersonnenen, unerlebten sinnlichkeit böse gescholtene Wieland durch seinen schüler Heinse zu später würkung kommt! setzt sich doch die von Gandalin im bade belauschte Sonnemon fort in Hildegard von Hohenthal und in Stern-

[1] vgl. auch Thümmels Reise in die mittäglichen provinzen von Frankreich, Werke (1839) II 176 f.

balds blonder Emma; zugleich eine starke klimax, der von scheu betrachtender anbetung bis zum entgegengesetzten extreme führt.

An Wieland lässt sich ferner bequem ein weiteres motiv des Godwi und seiner romangenossen anknüpfen. zwei frauengestalten des Godwi treten mit ausgeprägten zügen aus der menge weiblicher figuren hervor : Violette und die gräfin vG. K. hält sie (s. 38 ff) fest : Violette, die kindliche buhlerin, von der mutter zu schlimmem wandel gedrängt, die gräfin die innerlich und äufserlich freigewordene frau; Violette, entsprechend der Lisette Friedrich Schlegels, eine neue Manon Lescaut wie diese; die gräfin eine emancipierte wie Lucinde. Prévosts roman von 1731 und die 'Lucinde' — war hier kein andres vorbild zu nennen? warum ist Heinse hier nicht genannt? wenigstens an emancipierten fehlt es unter den Fulvien und Fiordimonen Ardinghellos nicht. und bei Hildegard von Hohenthal, die der drastische Wolfg. Menzel einer grofsen englischen dogge vergleicht, die mit dem kleinen pudel Lockmann spielt, ist die emancipation lediglich weniger sinnlich gefärbt. hätte K. indes nachgeforscht, woher Friedrich Schlegel seine emancipierten und seine dirnen hat, er muste auch auf Wieland treffen. die 'Lucinde' setzt nur — und dies recht heinsisch — in ein zeitprogramm um, was FrSchlegels archäologische untersuchungen als eigenheit der antike erkundet hatten. 1794 erscheint sein aufsatz Über die weiblichen charaktere in den griechischen dichtern, 1795 der weit bedeutendere Über die Diotima; sie knüpfen, ebenso wie seine Aristophanesstudien, an denselben Wieland an, in dessen zeitschriften FrSchlegel seine archäologischen jugendaufsätze veröffentlicht. ein blick in den xxxvii bd der Hempelschen ausgabe offenbart Wieland als vorläufer FrSchlegels; er handelt von Pythagoräischen frauen, er bricht eine lanze für Aspasia, ja sogar für Xanthippe; endlich plädiert er in romantischem sinne für höhere weibliche bildung (Hempel xxxv 231 ff). viel wichtiger und entscheidender bleibt aber, was der dichter Wieland im Agathon bot. nicht sei hier von der bedeutung gesprochen, die dieser bildungsroman für alle seine nachfolger, für Wilhelm Meister so gut wie für die romantische romanreihe hat (vgl. Anz. xxii 223). doch Agathons Danae führt die sentimental beleuchtete dirne auf einen allseitig sichtbaren platz des deutschen Parnasses. zeichnet Heinse mit vorliebe emancipierte von der art der gräfin vG., machtweiber, die sich über alle schranken hinaussetzen, so ist Danae ganz Violette, ganz Manon. richtig hob jüngst Brunetière hervor (Manuel de l'histoire de la littérature française, Paris 1898, p. 290), dass Prévosts roman nichts weniger als das bild einer courtisane gibt, dass Prévost vielmehr Racines 'passion de l'amour' mit allen ihr eigentümlichen zügen in die prosaerzählung einzuführen verstanden hat. in Danae, die wie Violette durch fremde leitung, nicht durch eigne schuld zur buhlerin wird, spielen herz und gemüt neben

der sinnlichkeit eine bedeutende rolle; sie liebt Agathon mit schwärmerischer zärtlichkeit; sie fühlt sich zuletzt seiner unwürdig und entsagt : ein tragisches ende, wie das Lisettens in der Lucinde und Violettens. Manon, Danae und die dirnen FrSchlegels und Brentanos — ein merkwürdiger kreislauf : Wieland wagt nicht seine freiere anschauung in der gegenwart zu verwürklichen, er flieht in die antike und überlässt es seinen nachfolgern, den schritt zur gegenwart zurückzutun. und diesen schritt zu tun lernen die romantiker von Heinse, der ihnen zugleich neben dem Wielandschen typus der Danae-Violette den typus der gräfin vG. oder Lucindens schenkt. er selbst, der schüler Wielands, betätigt sich in der schaffung dieses zweiten typus als stürmer und dränger. seine Fiordimonen, die keinem gatten unterworfen sein und jedem sich frei überlassen wollen, der ihnen gefällt, treten an die seite der machtfrauen des sturmes und dranges, der frauengestalten Klingers, die FrSchlegel — wir sahen es — imponieren, der Lucrezia Borgia des 'Faust', der gleichfalls bis zur blutschande sich wagenden Mathilde, der mutter von Maler Müllers Golo, ja endlich an die seite des allen gemeinsamen vorbildes, der Adelheid des 'Götz'. Wieland hat, seinem schüler Heinse folgend, erst im Aristipp der sentimental gefärbten Danae eine ihr schicksal sich selbst schaffende emancipierte, seine Laïs, gegenübergestellt. ein vergleich von Danae und Laïs, wie ihn etwa Loebell (Die entwicklung der deutschen poesie II 339) anstellt, beweist, dass Wieland erst fast gleichzeitig mit dem Godwi seine Titanide den Titaninnen der romantik zugesellt; und auch jetzt noch bleibt er bei der antike stehn. ungefähr gleichzeitig lernt Jean Paul seine Titanidinnen im leben kennen; denn erst 1803 schliefst er seinen 'Titan' ab und lässt eine grofs angelegte emancipierte schmachvoll untergehn, dank eignen bösen erfahrungen mit genialen frauen. für Godwi kommt JPaul nicht mehr in betracht, wol aber für die spätere romantik, insbesondere für Eichendorff.

Eine der Titanidinnen, die JPaul so böse erfahrungen schenkten, ist Emilie von Berlepsch. lange ehe sie ihm nahetrat, stand sie schon einem dichter modell, wenn wir FrSchlegel trauen dürfen (an Wilhelm s. 23). der ästhetiker Friedr. Bouterwek, in seinen jungen jahren zu Göttingen mit ihr in intimem verkehr, versetzte sie als Laurette von Wallenstädt in seinen roman Graf Donamar (1791—93; vgl. Goedeke[2] v 467). der roman, der drei auflagen erlebte, und zu dem sogar der Wiener dichter JohSchwaldopler ein seitenstück schrieb, ist meines wissens bis heute ganz unberücksichtigt geblieben. und doch scheint er den dichter der 'Lucinde' interessiert, wenn auch nicht befriedigt zu haben. FrSchlegel stimmt ausdrücklich (an Wilhelm s. 44 u. anm.) dem scharfen urteile zu, das LFHuber über diese 'nachbildung Werthers und Woldemars' fällte (Sämtl. werke seit

dem jahr 1802 II 121 ff). sie gehört sicherlich zu der hier behandelten gruppe und findet für uns ihre bedeutung in der von Huber hervorgehobenen ähnlichkeit Laurettens und der marquise De Merteuil der Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos (1782). diese übereinstimmung macht neben dem französischen vorbild der Violetten und Lisetten (Manon Lescaut) ein gleiches muster für die Lucinden und gräfinnen vG. wahrscheinlich: die Merteuil. wie tiefe eindrücke auch sonst das deutsche publikum aus den Liaisons dangereuses sich holte, beweist Schillers brief an Körner vom 22 april 1787 (vgl. Hempelsche ausg. xv 465 u. anm.).

Darf Bouterweks Graf Donamar zu den vorläufern der engern gruppe Godwis gerechnet werden, so gehört als nachzügler in den kreis unsrer betrachtung Ernst Wagners roman Wilibalds ansichten des lebens von 1805 (Goed.[2] vi 393). Reinh. Steig hat jüngstens, ausgehend von dem interesse, das Arnim und Brentano dieser nachbildung des Wilhelm Meister entgegenbrachten, ihr einige zeilen gewidmet (Zs. f. d. phil. 29, 206 ff). ich trage nach, dass Wagners schon von Julian Schmidt erkannte fieberhafte sinnlichkeit (Gesch. d. d. litt. iv 216) die weiblichen typen der Heinse, FrSchlegel und Brentano in den beliebten situationen sich nicht entgehn lässt. ja der seit Heinses Ardinghello und Goethes Wilhelm Meister in mannigfachsten variationen widerkehrende nächtliche besuch einer unerkannten (Fulvia oder Lucinde? Philine oder Mignon? hier Mathilde oder die gräfin? vgl. Donners tabelle aao. s. 33; er weifs von Heinse und Wagner nichts zu berichten; sieh auch Anz. xxiii 381[1]) stellt sich getreulich ein. endlich gehört Wilibald wie Wagners zweiter roman Die reisenden maler mit einem guten teil der hier erörterten dichtungen in den kreis der künstlerromane. es lohnt gewis, ihn einmal mit den romanen der spätern romantiker in nähern zusammenhang zu setzen. —

Ich kehre zu den frauengestalten des Godwi zurück. K. bleibt nicht blofs bei der litterarischen tradition stehn; er zeigt auch die vom dichter erschauten und erlebten porträts auf (s. 42); die deutungen Steigs (s. 19 f) sind zt. verschieden, doch möcht ich diesem besten kenner nicht vorgreifen und überlass ihm, seine anschauungen gegen K. zu verteidigen. unnötig viel gewicht legt nach meiner ansicht K. auf den Joduno eines gewis schlecht gedruckten jugendbriefes von Clemens (Werke viii 110); gewis soll es dort die Joduno heifsen und gewis war (wie Steig bemerkt) Joduno im leben wie in der Godwidichtung ein mädchen. wenn irgendwie indes erlebtes im Godwi neben litterarischer tradition sich geltend macht, so geschieht es in der sentimentalen verherlichung des dirnchens Violette. ich staune, dass der sonst so umsichtige und scharfblickende vf. sich konnte entgehn lassen, wie gern Brentanos lyrik bei der gefallenen verweilt und wie er

immer thränenvolles mitleid für sie übrig hat. in anderm zusammenhange habe ich schon auf die tatsache hingewiesen (Chronik des Wiener Goethevereins vom 15 mai 1896); durch Brentano kommt das Manon-Lescautthema in das Wunderhorn (Birlinger und Crecelius I 109. 528). seine lyrik singt *'von dem Freudenhaus, das hat geschminkte Wangen, es hängt ein bunter Kranz heraus, drin liegt der Tod gefangen'*. in seinem mantel trägt er hin bisquit und süfse weine; *'Der Himmel weifs wohl, wer ich bin, die Welt schimpft, was ich scheine'*. fröhlicher klingts ein ander mal: *'O lieb Mädel, wie schlecht bist Du'*; dennoch wacht er liebeskrank an ihrer thüre: *'Bin zitternd zu Dir gekommen, als wärst Du ein Jungfräulein, Hab Dich in Arm genommen, als wärst Du mein allein, allein'* (Werke I 161. II 416). — für unser thema gewis ein interessanter beleg, wie erlebtes, wie die eigenste note eines dichters sich mit litterarischer tradition verbinden kann.

Und nun noch ein wort über diese litterarische tradition, soweit sie Heinse und die romantik umfasst. Heinses einfluss geht noch über die grenzen des künstlerromans hinaus, der in ungefesselter sinnlichkeit weibliche emancipation predigt. ich deute nur beiläufig den zusammenhang mit dem dichter des Hyperion an (Haym s. 298 ff). wichtiger ist hier der kunsthistoriker Heinse. K. (s. 19) hält sich nur an das formale moment, wie Heinse seine gemäldeschilderungen in den roman einfügt. das genügt für seine zwecke. im hinblick auf die gesamte romantik wäre trotz der feinsinnigen unterscheidung, die Haym (s. 120) zwischen Wackenroders und Heinses kunstauffassung macht, als übereinstimmung festzustellen, dass Heinse zuerst in Deutschland gegen Winckelmanns einseitigkeit die tendenzen des spätern Nazarenismus verfochten hat: die malerei sei nicht nach den gesetzen der plastik zu beurteilen, und insbesondere — die these aller Präraphaeliten — das hauptvergnügen an einem kunstwerk liege immer an herz und geist des künstlers, nicht an den vorgestellten sachen. ferner leitet sich von Heinse durch Wackenroder zu ETAHoffmann das musiktheoretische bemühen der romantik. und auf diesem felde steht Ernst Wagners geheimnisvoller capellmeister Minelli zwischen Heinses Lockmann und Hoffmanns Kreisler. — Heinse ist endlich, um Ariost und Tasso bemüht, sogar vorläufer der übersetzer AWSchlegel und Gries.

All diese engen beziehungen zwischen Heinse und der romantik lassen begreiflich erscheinen, dass er zur zeit des jungen Deutschlands fast gleichzeitig mit der Lucinde seine widergeburt feiert und, während Gutzkow für FrSchlegel eintritt, in Laube seinen verherlicher und herausgeber findet. K. zeigt beziehungen zwischen Godwi und jungem Deutschland, insbesondere zwischen Brentano und Georg Büchner auf (s. 31. 39). wieviel geht da wol auf rechnung Heinses oder wenigstens Heinsischer elemente der romantik?

Mag dieser rasche überblick dem nachprüfenden manches zu verbessern übrig lassen, eins glaube ich doch erhärtet zu haben: Heinse ist ein wichtiges bindeglied von romantik und sturm und drang. hier sei auch gleich ein zweiter herangezogen, dem ich jüngst dieselbe rolle zuschrieb: Fried. Heinr. Jacobi (vgl. Schriften der Goethegesellsch. 13, xvi f). sein Allwill, sein Woldemar gehören zur vorschule des romantischen romans, ebenso wie sie die nachfolge Werthers darstellen. Woldemar ist uns schon in Hubers recension von Graf Donamar begegnet.

Den 27 febr. 1799 schreibt Novalis an Caroline Schlegel (Reich s. 125) über die Lucinde: '*Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben*'. Schillers bekanntes verdict (an Goethe: 19 juli 1799) spricht von einem 'gemengsel aus Woldemar, Sternbald und aus einem frechen französischen roman'. die beiden urteile geben zusammengehalten als vorbilder der Lucinde zunächst uns durchaus geläufiges an: Heinse, Tieck und etwa Choderlos de Laclos oder Restif de la Bretonne, die quelle des William Lovell. aber Woldemar? so viel ich sehe, rückt man ihn jetzt nicht in die nähe der romantischen romane. das ist begreiflich; wie schnöde fertigt FrSchlegels recension ihn 1796 ab (Jugendschr. II 72). eben deshalb gab wol Donner (s. 110 f) Dorothea Schlegel voreilig recht, wenn diese sich gegen den vorwurf wehrt, in ihrem Florentin ein plagiat am Woldemar begangen zu haben.

Aber gerade diese recension! richtig erfasst und mit FrSchlegels fernerer entwicklung verglichen, leitet sie selbst am besten zu den Woldemarschen elementen seines eignen geistes. gegen die sexuellen tüfteleien Jacobis, gegen die — sagen wir es gerade heraus — decadente perversität Woldemars, der wahre liebe mit ehe nicht für verträglich hält, kann er jetzt noch frech aber urgesund das populäre mittel empfehlen, das Kirke dem Odysseus vorschlägt: '*Auf dann, stecke das Schwert in die Scheide Dir; laſs dann zugleich uns Unser Lager besteigen, damit wir, beide vereinigt Durch das Lager der Liebe, Vertraun zu einander gewinnen*' (aao. 78, 40). aber sehr richtig hat schon Haym (s. 231 f) bemerkt, dass die maſshaltende gesundheit der recension nicht bloſs den spätern mysticismus und vernunfthass Schlegels, auch schon seine nächsten untheologischen excesse treffe. jene ersten; denn FrSchlegel hat sich selbst sein urteil hier gesprochen: '*Woldemar ist eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott, und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Débauchen endigen, mit einem Salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit*' (aao. s. 91, 28). als Schlegel später dem gleichen ende zueilte, da hat er sich folgerichtig auch mit Jacobi ausgesöhnt. aber schon kurz nach der recension fängt er an, mit Jacobi sexuellen tüfteleien zu huldigen. seine revolutionären ideen von ehe à quatre, wie sie in den Fragmenten, in der Lu-

cinde, ja im eignen leben alsbald zu tage treten, haben sie nicht den ausgangspunct mit den tendenzen des Woldemar gemein, die unzufriedenheit mit den bestehnden eheverhältnissen und ehegesetzen? schon Steffens (Was ich erlebte VIII 380 ff) hat den zusammenhang der romantischen frauenemancipation und der 'platonischen bigamie' Jacobis herausgefühlt. vollends aber huldigt Schlegel kurz nach der recension der 'lehre von der gesetzgebenden kraft des moralischen genies', die er als kritiker Woldemars energisch ablehnt.

Schon im Allwill zeichnet Jacobi den wahrhaft freien menschen, der ohne rücksicht auf herkommen und gesetz nach souveränen eingebungen seiner natur grofs und edel handelt. in ihm ist — echt romantisch — der ganze mensch seinem sittlichen teil nach poesie geworden. nach Jacobis überzeugung ist tugend eine freie kunst. die gesetzlichen und sittlichen normen sind nur da, um bei der menge das gewissen zu vertreten. — ich kann hier nicht ausführlicheres bieten; aber jeder, der, die romantische romanreihe im auge behaltend, bei CHeine (Der roman in Deutschland 1774—1778 s. 90 ff) nachlist, wie Jacobi seine beiden titelhelden charakterisiert, oder wer sich von EberhZirngiebl (FHJacobis leben, dichten und denken, Wien 1867, s. 27 ff) über die den romanen zu grunde liegenden philosophischen anschauungen belehren lässt, er wird Lévy-Brühl (La philosophie de Jacobi, Paris 1894, s. 23) zustimmen, der in Allwill 'un personnage déjà romantique', 'byronien avant Byron' sieht, 'une de ces natures problématiques, dont la nombreuse postérité peuplera le roman du 19 siècle'. er wird aber auch in Woldemar diesen typus erkennen.

Gegenüber dieser fülle romantischer elemente in Jacobis romanen wundern wir uns nicht, wenn FrSchlegel wenige jahre vor der recension vom Allwill schwärmt; ein 'geistvolles werk', 'das gefühl unsrer göttlichen, höhern natur durchdringt es ganz, ist die seele derselben'. 'unbeschreibliches vergnügen machten mir die weiber, besonders Amalia und Luzie'; und gerade auf sie kommt er immer zu sprechen (an Wilhelm 49. 126. 141 f. 150). wir begreifen auch, dass Arnim 1802 FrSchlegels kritik 'grundfalsch' finden konnte (Steig s. 41). und so bin ich denn garnicht abgeneigt, elemente Jacobis, mindestens durch die Lucinde vermittelt, auch im Godwi zu suchen, zunächst wenigstens einzelne der von K. angegebenen bestandteile seiner gedankenwelt auf Allwill und Woldemar zurückzuführen.

Ich kann den anregungen K.s nicht weiter nachgeben, so verlockend es wäre, insbesondre was er über den humor Brentanos darlegt, weiter auszuspinnen. nirgends bewährt Brentano sich romantischer als auf diesem felde; er zieht nur die consequenzen aus den prämissen andrer, aber er geht viel weiter, er bildet eine form romantischer ironie aus, die dann

Heine[1] für seinen eigentümlichsten ton verwertet: die 'sachliche ironie des schärfsten contrastes' (s. 81 f), eine zerstörung der illusion, eine stimmungsbrechung, die auf schrankenlosen gefühlsausdruck die glatte prosa nüchternsten verstandes folgen, jenen durch diese zerstören lässt (vgl. Euphorion 5, 151). K. bleibt nicht bei einzelnen nachweisen stehn, sondern schreitet energisch und kühn zu einer studie über die entstehung der romantischen ironie vor. Scherers aperçu, dass der humor der romantiker wesentlich unter Jean Pauls einflusse stehe, wird von K. zum ersten male eindringlicher erwogen (s. 64 ff; vgl. übrigens Anz. XXII 223). K.s nachweise werden jeder künftigen darstellung romantischer ironie den weg weisen; diese wird freilich nach vorn und nach rückwärts manches hinzuzufügen haben. nach vorn: Heines prosa, insbesondre im Buch Legrand, Immermann im Münchhausen, Pückler-Muskau und andres gehört hierher. nach rückwärts: die romantische ironie der art von Tiecks Gestiefeltem kater hat noch weitere quellen, die über Jean Paul, Cervantes, Sterne hinausgehn. illusionstörende äufserlichkeiten der schriftstellerischen technik zu lustiger würkung zu verwenden, beliebt so Sterne wie Jean Paul und Brentano (s. 74 ff); einen ganz eignen charakter bekommt diese art humor auf der bühne. aber schliefslich ists derselbe vorgang, wenn der romandichter zu komischer enttäuschung den mechanismus blofslegt, der den roman in scene setzt, und wenn der lustspieldichter uns plötzlich durch den schauspieler erinnern lässt, dass wir nur bühne und fiction, nicht die welt in ihrer würklichkeit vor uns haben. wenn Tieck im Gestiefelten kater oder im Zerbino solche mätzchen wagt, so steht er auf den schultern des hanswursts und des jungen Goethe, insbesondre des dichters vom Triumph der empfindsamkeit. durch Goethe indes setzt sich der litterarhistorische zusammenhang bis zu Aristophanes fort (Haym s. 97. 105). Aristophanes widerum leitet uns zu seinem bewundernden interpreten FrSchlegel, dem theoretischen begründer der romantischen ironie. ein zusammenhang, der es unnötig macht, zwischen praktischer und theoretischer romantischer ironie so streng zu scheiden, wie K. es tut (s. 64*).

Merkwürdigerweise verkannte Arnim noch 1802 völlig die romantischen eigenheiten von 'Godwis' humor: 'Diderot kann sehr gut seine Religieuse am schlusse für einen grofsen spafs, für eine erdichtete person erklären. aber eine ernsthafte, oft hinreifsende dichtung dafür erklären, wie die nachrichten von den lebensumständen am schlusse des Godwi tun, heifst den eindruck absichtlich vernichten' (Steig s. 53). wie wenn nicht gerade dieser effect Brentanos absicht gewesen wäre! natürlich hat Diderots erzählung mit romantischer ironie nichts zu tun.

[1] Heinesche motive bei Brentano auch s. 108 ff; dann doch wol auch s. 20 unten.

Etwas zu rasch geht K. (s. 82f. 130) über den humor des wortwitzes bei Jean Paul und Brentano weg. hier wäre mancher übereinstimmung zu gedenken, die unmittelbar zu Börnes und Heines stil führt. Keiter (Heinrich Heine, Köln 1891, s. 43) gibt ein paar glücklich ausgewählte belege. es handelt sich um jenen wortwitz, der nach Jean Paul wie ein pfarrer zwei entfernte vorstellungen copuliert, am liebsten solche, gegen deren vereinigung alle verwanten sind; also epitheta wie: *abgepflückte, winterlich kalte Gestalt* (Flegeljahre), *freudige Hüften* (Godwi), *abstracte Beine* (Heines Harzreise). durchaus ligt die von Petrich so stark betonte und so trefflich belegte eigenheit der romantischen bildlichkeit zu grunde, unsinnliches, abstractes zur charakterisierung des sinnlichen, concreten zu verwerten (vgl. auch WSchlegels Berliner vorlesungen I 290, 1); allerdings ist sonst in ernstem sinne gebrauchtes hier ironisch gewendet.

Romantische ironie bestimmt — wie K. (s. 98) richtig hervorhebt — auch die composition. hält der erste band des Godwi noch an Richardson-Rousseau-Wertherscher brieftechnik fest, so wechseln im zweiten die formen, bis schliefslich die höhe der ironie erreicht ist, wenn Godwi, der held, über den dichter berichtend an den leser sich wendet. sehr gut erhärtet K., wie Brentano erst tollste verwirrung in seinem roman stiftet, um dann alle figuren durch die verzwicktesten verwantschaftsbeziehungen in engste verknüpfung zu bringen. Brentanos neigung zum gesuchten und verwickelt-ungewöhnlichen (s. 92) bringt ihn — wie ich nachtrage — widerum in die nächste nachbarschaft Jacobis. aber echt romantisch schreibt er zugleich einen roman, in dem alles episode ist oder gar nichts, und dem es blofs darauf ankommt, dass die reihe der erscheinungen in ihrem gaukelnden wechsel harmonisch sei (s. 95). das haben die Schlegel aus Homer und aus Goethes Wilhelm Meister herausgelesen (vgl. Schriften der Goethegesellsch. 13, XXXVI).

Zum schlusse kann ich nur noch rühmend auf das der lyrik (s. 99) des romans gewidmete capitel hinweisen. beweist sich K. in den bisherigen ausführungen als kenntnisreich und scharfsinnig, ein kritiker, der versteht, wohin er den finger zu legen hat, so gestattet ihm hier intime kenntnis neuerer künstlerischer bemühungen manches zu begreifen, an dem andere verständnislos vorüberstreichen. widerum weist er die wege zu tieferer erfassung romantischer, insbesondere Brentanoscher kunst. aber selbst auf den versuch muss ich verzichten, was er von der lyrik des Godwi sagt, für die gesamte lyrik Brentanos zu verwerten. erst müste uns von berufener hand eine kritische ausgabe der gedichte des dichters geschenkt werden; gewis eine der wichtigsten aufgaben, die der deutschen philologie zu erledigen bleiben.

Den anfang, den ich (Anz. XXII 225 ff) gemacht habe, das verhältnis von prosa und lied in den romanen der Wilhelm Meister-

[illegible] zu [illegible]. [illegible] B. nicht fortgesetzt. nur an einer stelle [illegible] erwähnt er flüchtig die art, wie Brentano die anführung [illegible] nachwirkt. auch Busse betrachtet die [illegible] des [illegible] nicht von diesem standpuncte. ich wende mich seiner studie zu.

Bewährt sich B. in seiner studie als feinsinniger und scharfblickender [illegible] mit ausgeprägter litterarhistorischer begabung, so [illegible] dem modernen [illegible] der moderne dichter Carl Busse gegenüber und [illegible] mit seinen mitteln der lyrik Hardenbergs eine neue [illegible] schenken. einer biographie des romantikers [illegible] und einem [illegible] kritischen herausgeber den weg [illegible]. B. ist sich bewusst, manchen glaubenssätzen der [illegible] zu widersprechen, und er erwartet mannigfache anfechtungen. auch ich sehe mich im gegensatz zu [illegible] seiner behauptungen. wo in seinem buche der feinfühlige dichter spricht, da [illegible] wir nur [illegible]. es ist ja immer wertvoll, dichter von dichtern betrachtet zu sehen. aber ohne einschränkung [illegible] da wo [illegible] an: ja B. bewährt sich als selbständige [illegible] persönlichkeit. wenn er trotz dem gelehrt-[illegible] [illegible] seines büchleins im ganzen doch Novalis [illegible] nach dem maßstabe eigner, d. h. Busscher dichterischer art misst: und dieser maßstab passt sich herzlich schlecht dem romantischen an. wo vollends B. als methodischer forscher sich bewähren will, da versagt seine begabung.

B. [illegible] die vorbemerkung eine bibliographie; sie ist [illegible] unvollständig. selbst die zweite auflage von Goedeke [illegible] [illegible]. [illegible] auch sie manches vermissen lässt. [illegible] 'Klagen eines jünglings' in Wielands Neuem teutschen merkur 1791, [illegible] s. 41 [illegible] die gedichte [illegible] an Bürger [illegible] 1789 [illegible] Strodtmann II 234 f., wo auch der erste druck [illegible] die [illegible] an Wilhelm Schlegel in Friedrichs briefen [illegible] [illegible] diese [illegible] scheint B. überhaupt nicht [illegible] zu haben; er begnügt sich mit den citaten Hayms. [illegible] F. Schlegels brief an Novalis, der in der Z[illegible] [illegible] 42, 193 [illegible] dem büchlein Raichs nach-[illegible] [illegible] offenbar eine wenig zuverlässige vorarbeit für [illegible] herausgeber! sie verhindert auch eine vollständige [illegible] aller lyrica Hardenbergs innerhalb der vier auf-[illegible] [illegible].

[illegible] den 'Hymnen an die nacht' gewidmet, knüpft [illegible] ihrer datierung an. sind sie 1797 oder 17[illegible] entstanden? B. nimmt alle drei jahre in anspruch [illegible] wie seine vorgänger. kein äußeres zeugnis [illegible] tagebuchstelle vom 13 mai 1797, die wört-[illegible] [illegible] s. 4[illegible], dann anschauungen der [illegible] die sich [illegible] auf die form mit äußerungen

[illegible] [illegible] briefen an Bürger.

der 'Hymnen' decken, und die — wie B. annimmt — nur Novalis von FrSchlegel, nicht FrSchlegel von Novalis entlehnen konnte — diese beiden momente sollen für seine datierung sprechen. von dieser einen hypothese aus dringt indes B. zu einem complicierten hypothesenbau vor, der die ganze entstehungsgeschichte der Hymnen bis ins kleinste darzustellen versucht. die ganze luftige construction ruht auf mehr als zweifelhaften gründen innerer kritik. aber noch mehr : B.s erwägungen und vermutungen suchen fast insgesamt den weg, auf dem der geläufige text der Hymnen entstanden ist; immer ist von den phasen die rede, die nach B.s ansicht durchlaufen worden sind. er möchte diese phasen aus dem gedanklichen inhalt der Hymnen erraten (s. 11), er holt RMWerners buch Lyrik und lyriker heran und construiert nach den hier aufgestellten rubriken frisch drauf los (s. 12). er gestattet sich schlussfolgen, wie diese : Novalis ist vornehmlich lyriker, also ist der vers die natürliche sprache seines geistes; er hatte bis dahin so gut wie gar keine prosa geschrieben (?); die prosa ist überhaupt mehr die sprache des reifen mannes (!?!). und mit all diesen und einigen andren mitteln und mittelchen will er beweisen, dass die Hymnen ursprünglich auf versbehandlung angelegt waren . . . und all das geschieht, ohne dass B. von Minors mitteilung (Deutsche litteraturztg. 1888 nr 12) eine ahnung hätte, dass nämlich die Hymnen ursprünglich in freien rhythmen geschrieben waren und in dieser form (nicht im drucke, aber im Hardenbergschen archive) zugänglich sind.

Aber freilich, B. nimmt freie rhythmen nicht für voll. sie hätten immer nur eine litterarische rolle gespielt, wären nur für die entwicklung, aber nie für die vollendung deutscher dichtung bedeutsam gewesen. 'wenn diese dichtung im formelkram erstarrt war, griffen sie ein und setzten an die stelle des einen extrems das andre' (s. 69; eine behauptung, die sich durch den hinweis auf Hölderlin und Heine erledigt). er selbst denkt, Novalis habe die Hymnen durchaus in den reimversen ihrer jetzigen einlagen schreiben wollen. das ist möglich. aber mindestens muste zu dem beweise die ältere freirhythmische form verwertet werden; und zweitens brauchte B. Woerners versuch, die Hymnen (allerdings ohne kenntnis der freirhythmischen fassung) aus der prosa in freie rhythmen umzuschreiben, nicht gar so höhnisch abzulehnen (s. 34). denn Woerners versuch ruhte auf einer ahnung des wahren sachverhalts.

Warum aber hätte Novalis die behandlung in reimversen nicht durchgeführt? B. hat eine antwort bereit : als echter romantiker hatte Novalis zu wenig poetische energie (s. 18). er war, um in FrSchlegelscher terminologie zu reden, zu faul, um einen gröfseren plan mit geduld auszuführen. und damit kommen wir zu dem hauptresultate der abhandlung : B. wendet sich gegen die traditionelle bewunderung der Hymnen; formal ein 'notproduct',

seien sie im besten falle die 'interessante dichtung eines jünglings', nicht ein reifes kunstwerk (s. 35). zum beweise dieses strengen urteils gestattet sich B. merkwürdige widersprüche : s. 16 redet er, belegstellen Hardenbergs und Jean Pauls anführend, so, als ob künstlerische bewältigung eines stoffes nur aus verklärender ferne möglich wäre; s. 22 wird den Hymnen mangel an ursprünglichkeit vorgeworfen, weil Novalis bei später ausarbeitung sich nicht ohne zwang in die stimmungen der conceptionszeit zurückversetzen konnte. natürlich : das erste mal gilt's, aus inneren gründen eine frühe conception zu erhärten — folglich ist es für die dichtung günstig, dass conception und vollendung möglichst weit auseinanderrücken. das zweite mal muss, der vershypothese zu liebe, die tatsächlich gewählte form schlecht gemacht werden; also war's ein unglück für die dichtung, dass conception und vollendung so weit auseinander lagen.

Oder : B. kennt sehr wol Petrichs büchlein vom romantischen stil und den schon oben erwähnten nachweis, dass die romantik mit vorliebe körperliches mit geistigem vergleicht. und doch ist er nicht übel geneigt, gerade das Novalis zum vorwurf zu machen (s. 24. 37).

Im ganzen scheint mir B.s entdeckung von dem geringeren werte der Hymnen auf eine völlig unhistorische, bei ästhetischen beurteilungen romantischer producte ebenso ungerechte als unberechtigte verehrung sauberer correctheit zurückzugehn. ihm wären die Hymnen wol lieber, wenn Rückert oder Schack sie in ihrer art geschrieben hätten.

Am besten geglückt sind wol die nachweise der litterarischen einflüsse (s. 26). Young kommt im gegensatz zu neuerer ablehnung wider zu seinem rechte. aber warum citiert B. nicht ein paar stellen, etwa in der prosaübersetzung JAEberts, um die ähnlichkeit des tons zu belegen? Böhme und Herder treten etwas zurück, Schiller und Friedrich Leopold Stolberg stärker hervor. das hellste licht fällt auf die Lucinde; erschienen die parallelstellen der dichtung FrSchlegels nicht erst hier, sondern schon am anfange, wo immer auf sie vorgedeutet wird, es wäre methodisch richtiger und für B.s hypothesen eine günstigere vorbereitung gewesen. schlagende beweiskraft wohnt ihnen ja wol auch nicht inne.

Besser als die fast verfehlte erste studie gefällt mir die zweite, 'Geistliche lieder' betitelte. freilich steht B. auch hier auf einem engherzig ästhetischen standpuncte. ich sage : ästhetisch, obwol B. eigentlich den nachweis erbringen will, dass die geistlichen lieder durchaus christlich, ja teilweise protestantisch kirchlich sind. allein ihm fehlt fast alle confessionelle voreingenommenheit; er will nur erproben, ob sie formal und inhaltlich ihrem programme, geistliche lieder zu sein, entsprechen. nur auf grund dieses nachweises durfte er ihnen nachrühmen, dass sie eine brücke aus der romantischen schule zum volke schlugen, dass sie

das platte kirchenlied Gellertscher observanz in eine höhere dichterische sphäre hoben (s. 73). natürlich muss dieses ziel der ganzen betrachtungsweise den weg vorschreiben; dh. das romantische kommt als solches zu kurz. nr 7 und zt. nr 8 werden schnöde abgetan, dafür den Marienliedern fein und scharf eine echt romantische prédilection d'artiste für Mariencult, nichts specifisch katholisches, nachgewiesen. im ganzen hätte sich B. enger an die frage halten sollen, wieweit es Novalis geglückt ist, echt romantischem denken und fühlen eine populäre form zu leihen; seine untersuchung wäre am besten von dem gegensatze exoterischen und esoterischen verständnisses der 'Geistlichen lieder' ausgegangen. jetzt kommt das esoterische dem exoterischen gegenüber zu kurz. sehr zu bedauern ist, dass B. den litterarischen einflüssen nicht weiter nachgegangen ist (s. 71 f). auch jetzt wissen wir doch noch nicht bis ins einzelne, was an der form von Novalis 'Geistlichen liedern' neu und was tradition ist.

Der dritte aufsatz glossiert mit mancher feinen bemerkung die lieder des 'Ofterdingen', in deren nächste nähe die Marienlieder (s. 65 f) und zwei der von Bülow im 3 bande mitgeteilten sänge, 'Das gedicht' und 'Fragment' (s. 122), gerückt werden. widerum ist B. glücklich im nachweise der vorbilder (Hölty s. 81, Goethe s. 84 f, Schillers 'Reich der schatten' für den chor der abgeschiedenen s. 91 f). hübsch werden Schillers 'Punschlied' (s. 87), dann Platen und CFMeyer (s. 90) mit Hardenbergscher dichtung in contrast gebracht. schon hier löst sich die betrachtung in einen das einzelne lose aneinanderreihenden commentar auf; noch mehr im vierten aufsatze 'Vermischte gedichte, jugendlieder'. widerum interessante nachweise: das 'kind' im gedichte 'An Tieck' ist der angesungene selbst (s. 102); Otmars Volkssagen hat Novalis nicht bestohlen, wie Arnim (bei Steig s. 128) behauptet, kaum benutzt (s. 107); FrLStolberg hat die ode 'An meine sterbende schwester' stark beeinflusst (s. 115) usw. allein trotz kleiner versuche einer zusammenstellung des zusammengehörigen bleibt grade dieses capitel sehr unübersichtlich. wie gänzlich zerflattert die metrische betrachtung. zweimal ist von antikisierenden formen die rede (s. 115 und 119), ohne dass diese bei Novalis merkwürdige erscheinung zu einheitlicher würdigung käme. die ode 'An meine sterbende schwester', die ihrem Stolbergschen vorbilde gemäfs in der dritten asklepiadeischen strophe geschrieben ist, weifs B. nicht zu datieren, ja er möchte sie dem bruder Carl von Hardenberg-Rostorf zuschreiben. da wäre doch immer zu erwähnen gewesen, dass auch die ode 'Der fremdling' vom 22 jänner 1797 (Schriften n[5] 289 ff) der gleichen strophe sich bedient. die distichen der 'Letzten liebe' führt B. auf die anregung von Goethes 'Hermann und Dorothea' zurück (hexameter sollen distichen anregen?); aber von den übrigen distichendichtungen, wie sie etwa in den 'Blumen' (Schriften n[5] 287) vorliegen, ist keine rede. in den 'Blumen' erscheint aber

auch als pendant zu der oben angeführten horazischen form die alkäische strophe.

Das schlusswort skizziert schliefslich richtig den einfluss, den Novalis auf deutsche und nichtdeutsche litteratur gewonnen hat. Maeterlincks buch über Novalis (s. 133) ist allerdings längst erschienen.

In den partien, die nicht von vornherein als allzuluftige constructionen abzulehnen sind, bietet B.s büchlein eine beachtenswerte, feinsinnige vorarbeit für einen commentar Hardenbergs, der ganz besonders die am ende auftretenden 'Anmerkungen' berücksichtigen wird. vorsichtig zu gebrauchen ist freilich alles, und auch das gute, das B. bietet. ich weise ausdrücklich noch einmal auf den feinsinn des dichters hin, der sich gewis vielfach geltend macht, dessen aber an dieser stelle neben allen einwänden nur beiläufig gedacht werden kann. hier galt es, wenigstens einen teil der flüchtigkeiten und versehen namhaft zu machen.

Bern, 10 januar 1899. OSKAR WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Deutsche sprach- und litteraturgeschichte im abriss. allgemeinverständlich dargestellt. 1 teil: Deutsche sprach- und stilgeschichte im abriss. von prof. M. EVERS, director des gymn. in Barmen. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. 8⁰. xx und 284 ss. 3,60 m. — im anschluss an 'treffliche neuere allgemeinverständliche schriften ... welche, ausschliefslich der sprache und sprachgeschichte gewidmet, sich an das grofse gebildete publicum wenden', und an 'die unermüdlichen sprachlichen und sprachgeschichtlichen belehrungen des Allgem. deutschen sprachvereins' will der vf. mithelfen, insbesondere auch in 'der reifern jugend unsrer hochschulen und höhern lehranstalten' 'den eindruck dieser nationalen sprachbewegung nach kräften zu verstärken und reichere kenntnis, tieferes verständnis, regere teilnahme zu vermitteln und hervorzurufen'.

Er trennt seine aufgabe in sprach- und stilgeschichte einerseits, litteraturgeschichte anderseits. die sprachentwicklung gesondert vorzuführen ist durchaus möglich; unglücklich ist aber die trennung der stil- von der litteraturgeschichte: diese hat ihren kern — wie Evers von Scherer, den er oft citiert, hätte lernen können — in jener; man lese zb. den § 392, der vom naturalismus handelt, und frage sich, ob nicht alles dort gesagte in die litteraturgeschichte gehöre, und was dieser übrig bleibt aufser stoffgeschichte und biographie, wenn sie das stilistische element ausscheiden will.

In der tat vermochte der vf. auch garnicht seine beiden gegenstände, litterarische sprache und stil, klar und scharf von den denkmälern abzulösen, an denen sie sich äufsern, von den personen zu trennen, die sprachen und schrieben, und dieser erste teil ist ein buntes gemisch ethnographischer, grammatischer, stilistischer, biographischer, selbst stofflicher notizen geworden, deren einheitlichkeit nur in subjectiver richtung, in der durchgehenden

betonung des nationalen elementes, insbesondre dort, wo es sich im widerstofs gegen fremde einflüsse äufsert, gesucht werden kann.

Wenn nun auch der vf. der unglückseligen neigung so vieler 'allgemeinverständlicher' schriften nachgegeben hat, möglichst vieles aus quellen zweiter hand zu sammeln, tatsachen, zahlen, namen zu häufen, so möchte man doch wenigstens die einzelheiten als richtig bezeichnen können. dem vf. stehn aber nur für die hauptsachen des nhd. classischen zeitraums nennenswerte eigne kenntnisse zu gebote (— die darstellung der ältern und mittlern zeit bewegt sich litterarhistorisch durchaus in ausgefahrenen geleisen —), für die ältere und mittlere sprachgeschichte ist seine sprachliche vorbildung ganz unzureichend.

In allen sprachvergleichenden dingen steht er auf veralteten standpuncten; éin krasses beispiel für viele ähnliche : er weifs durchaus nichts vom Vernerschen gesetz — und schreibt eine deutsche sprachgeschichte. aber auch die elementare formenkenntnis fehlt; zum beleg dafür verweis ich nur auf die unglaublich falsch abgeschriebenen got. und ahd. paradigmen s. 52ff. quantitätszeichen werden ganz willkürlich — auch fehlerhaft — gesetzt oder ausgelassen. textproben sind fehlerhaft abgedruckt und oft grobfalsch übersetzt. dass aufser der unkenntnis auch flüchtigkeit mitspielt, erweisen verunstaltungen nhd. textproben.

Auch in litterarhistorischen dingen begegnen arge schnitzer oder schiefe halbwissende urteile — ich kann den raum des Anzeigers nicht zu belegen verschwenden, stelle sie aber erforderlichen falles zur verfügung.

Noch tiefer liegende mängel des buches trifft der umstand, dass diese darstellung, die sprach- und stilgeschichte an der hand der litteratur sein will, wichtige und charakteristische erscheinungen der litterarischen sprachentwicklung nicht hervorhebt. man sehe das seltsame nebeneinander der farblosen nennung Hugos vTrimberg (86) und des excerpts aus Behaghels Deutscher sprache 25 (auf s. 134), das wol haarscharf verrät, dass Behaghels 'Bamberger schulmeister', der dort einige seiner Rennerverse über die mundarten spricht, und Hugo vTr. für Evers verschiedene personen waren; Steinhöwel und Wyle nennt er, der sprachlich bedeutendere Eyb wird übersehen; Bürger erhält nicht die ihm gebührende stellung usw. usw.

Vom wissenschaftlichen standpunct aus ist das buch wertlos, vom praktischen, als erzeugnis des halbwissens, schädlich.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Das portrait des Arminius. vom privatdocenten dr WILHELM UHL. vortrag, gehalten in der königlichen Deutschen gesellschaft zu Königsberg i. Pr. am 24 febr. 1898. Königsberg, WKoch, 1898. 8°. 40 ss. 1 taf. 1 m. — der vf. geht den litterarischen spuren des Arminiusstoffes in den dramen und romanen vom ende des 17 jhs. bis zur gegenwart nach, schildert mit knapper charakteristik die

einzelnen dichtungen und gibt kurze textproben, alles im rahmen eines populären vortrags, der mehr unterhalten als untersuchen will. derselbe beginnt mit einer launigen, novellistisches talent verratenden schilderung, wie Gottsched einen brief des von ihm zur dichterkrönung bestimmten freiherrn von Schönaich durchlist, und schliefst mit kurzen ausführungen über das Bandelsche Arminiusstandbild auf der Grotenburg.

Es ist nicht meines amtes zu erforschen, in wie weit der vortragende seiner aufgabe, die litterarischen und culturellen beziehungen des Arminiusstoffes darzulegen, gerecht geworden; ob seine charakteristiken immer zutreffend seien, ob er vollständigkeit des stoffes erstrebt habe; im ganzen hat man ja den eindruck einer gerundeten und für den zweck eines vortrags hinreichend ausführlichen, nicht unbelebten und trocknen, sondern fliefsenden und farbenreichen darstellung. dagegen darf ich mir wol gestatten zu bemerken, dass für den vf. keinerlei notwendigkeit vorgelegen hat, auf die sprachwissenschafliche seite des streites um den namen *Arminius* näher einzugehn und dass er die hierauf bezüglichen bemerkungen s. 15—19, die er teils als meinung andrer, teils als eigne anführt, wol besser ungesprochen, jedesfalls ungedruckt, gelassen hätte. ich sehe dabei ganz ab von den geschwollenen übersetzungen der namen *Hermann* als 'kämpfer in der schlachtreihe', *Thusnelda* 'die tausendschnelle', *Thumelicus* 'tausendmild'; ich lege kein gewicht auf die falsche reconstruction germ. **Harjamanna* statt **Harjamans*, ich bin auch nicht kleinlich genug, um dem vf. vorzuwerfen, dass er den wandel germ. $\bar{æ} > \bar{a}$ als umlaut bezeichnet, aber ich muss es doch mit bedauern zur kenntnis nehmen, dass es germanisten gibt, die in jedem mit *irmin-*, *irm-* zusammengesetzten personen- oder ortsnamen — und zwar auch bei ganz modernen belegen — einen niederschlag des aus Tac. Germ. 2 geschlossenen heros **Ermənaz* suchen, die zwischen dieser germanischen und der got. form **Airmins* nicht zu unterscheiden wissen und das, germ. *ē* vertretende, rein orthographische got. *ai* vor *r* und *h* für einen diphthong : *a* + *i* (so s. 19!) halten. es ist richtig, dass aus einem germ. **Ermənamǣraz*, an welchen U. nach Kossinna glaubt, eine koseform **Erməno* abgeleitet werden darf, allein zwischen dieser, die den Römern nur (*h*)*Ermino*, *-ōnis* sein konnte, und dem namen *Arminius*, oder selbst *Arminus*, wenn Florus und Frontinus gegen Tacitus etwas bewiesen, gibt es keine vermittelung.

Ist der name *Arminius* germanisch, und ich gesteh, dass mich die entschiedene stellungnahme Hübners im Hermes 10 zu dieser auffassung ermutigt, so kann er aber doch kein vollname sein, vermutlich auch keine kurzform, sondern am ehesten ein selbständig geschöpfter beiname, also einer jener namen, die dem vollnamen bei den alten historikern mit der ständigen phrase *qui et dictus* oder bei den nordischen stämmen mit *hinn* ver-

bunden, bei den deutschen aber mit *der* — man denke an unsre fürstenbeinamen *der Grofse, der Siegreiche, der Gute* — angehängt werden. dann aber werden wir ihn von **erməna-, irmin-* überhaupt trennen und ein adjectivisches, beziehungsweise medioparticipiales **arməna-* zur grundlage nehmen, das allem anscheine nach in den westfränk. p. n. *Armingardis* und *Armenfred* erhalten ist und ein namenelement für sich darstellt. ich möchte dieses element mit an. *rammr* 'stark' zusammenbringen (*mm* < *mn* und *ra* gegen *ar* wie *ragr* : *arg*) und **armənaz*, wozu mir auch asl. *ramĕnŭ* besser zu passen scheint als zu dem mit diesem stets verglichenen *irmin*, beziehungsweise mit *io*-erweiterung **armənioz*, got. **armineis* als adjectivum 'fortis' erklären. der beiname bezöge sich demnach auf den notorischen ruf seines trägers, und in der tat, wenn Tacitus berichtet, dass noch zu seiner zeit der germ. fürst im volksmunde mit liedern gepriesen werde, so ist es schwer zu glauben, dass die bezeichnung, unter der er in diesen liedern auftrat, eine nicht germanische, oder eine andre als die durch die latinisierung *Arminius* reflectierte gewesen sei.

Wien, 28 august 1898. THEODOR VON GRIENBERGER.

Die allitteration in Ælfrics metrischen homilien. von dr ARTHUR BRANDEIS. sa. aus dem programme der k. k. staatsrealschule im VII bezirke in Wien. Wien, 1897. 32 ss. 8⁰. — die vorliegende schrift bildet den ersten teil einer doctorarbeit, die bereits j. 1891 der philosoph. facultät in Wien eingereicht ist. ihre resultate lagen daher JSchipper bei der abfassung seines Grundrisses der englischen metrik (Wien-Leipzig, 1895) vor und sind auch von diesem auf s. 39—43 in ihren wesentlichen puncten bereits mitgeteilt worden. gleichwol müssen wir es mit freuden begrüfsen, nunmehr die statistischen nachweise für jene aufstellungen vor uns zu haben, zumal gegenüber der fülle allgemeiner theoretischer arbeiten über altgerm. metrik der mangel an sorgfältigen untersuchungen einzelner denkmäler sich immer fühlbarer macht.

Nach einleitenden bemerkungen, in denen B. mangelhafte versabteilungen der herausgeber bessert und sich mit der jetzt wol von niemandem mehr verfochtenen theorie, dass Ælfric in Otfridschen vierhebern habe schreiben wollen, auseinandersetzt, geht der vf. dazu über, die anwendung des stabreims bei Ælfric auf grund von dessen paraphrase des Buches der richter, des Lebens der hl. Eugenia und fünf von Assmann im III bande von Wülkers Bibliothek der ags. prosa veröffentlichten homilien (nr I. IV. VI. VIII. IX), im ganzen ungefähr 2500 versen, zu prüfen[1]. nur

[1] Brandeis hat also keineswegs alle bisher als metrisch erkannten werke Ælfrics herangezogen, sondern 27 stücke der Lives of saints sowie 4 homilien bei Assmann (aao. nr II. III. V. VII), also im ganzen mehr als 4/5 von seiner untersuchung ausgeschlossen. wie weit auch homilien der Thorpeschen sammlung hierher gehören, bleibt noch zu prüfen; dass zwei derselben, die über Cuðberht und Martin, dieselbe technik zeigen, haben schon Einenkel und Menthel bemerkt.

gegen 10 % der untersuchten verse entbehren gänzlich der allitteration; die übrigen fügen sich zu 2/3 den aus der ältern stabreimdichtung entnommenen gesetzen, während das letzte drittel in freierer stellung der stäbe wie in weniger reiner qualität des stabreims die laxheit einer niedergehnden kunst hervortreten lässt.

Die häufigste abweichung von den strengern gesetzen über die reimstellung zeigt sich darin, dass der hauptstab auch auf der zweiten haupthebung der zweiten halbzeile anzutreffen ist. dies ist der fall in 7,5 % aller verse. sonstige reimstellungen, die der ältern technik zuwiderlaufen, sind: *axaa* (in 65 versen), *aaxy* (45 vv.), *xyaa* (22 vv.), *aabb* (3 vv.). gekreuzte (*abab*) und umschliefsende allitteration (*abba*) findet sich überdies so oft verwant (in 58 bezw. 55 versen), dass man bei Ælfric wol schon eine bewuste anwendung dieser reimhäufung wird annehmen dürfen.

Als charakteristisch für Ælfric erweist sich auch die häufige ausdehnung des stabreims auf ganze silben oder wörter. meist handelt es sich dabei um jene verstärkung eines verbalbegriffs durch hinzufügung des stammgleichen nomens im accusativ. man braucht indes dafür nicht, wie B. es tut, auf den gleichen gebrauch in Ælfrics biblischen vorlagen zu verweisen, da diese abart des accusativs des inhalts eine in allen idg. sprachen (Delbrück Vgl. syntax I s. 366 ff) und insonderheit den germanischen dialekten (Erdmann-Mensing Deutsche syntax II § 171 f; Kellner Historical outlines of english syntax, London 1892, § 200) recht beliebte ausdrucksweise ist.

Die übereinstimmung von vershebung und satzaccent erscheint des öfteren durchbrochen, indem auch accentlose wörter zu trägern des stabreims erhoben sind. wenn freilich B. (s. 26) nach dem vorgange von Schipper (Altengl. metrik, Bonn 1882, bd I s. 65) selbst die tonlosen vorsilben *ge-* *be-* und *for-* den stabreim auf sich nehmen lässt, so scheint mir dies, wenigstens vom standpunct der zweihebungs-theorie aus, zu der sich auch B. bekennt, doch sehr gewagt; von Trautmanns viertacter-lehre aus wäre eine solche entwicklung eher denkbar.

Auch die reinheit des stabreims hat einige einbufse erlitten, indem Ælfric die gruppen *sc-*, *st-*, *sp-* sowol unter sich, wie mit einfachem *s-* bindet. anderes dürfte, worauf B. hätte hinweisen sollen, auf inzwischen eingetretenen lautveränderungen beruhen, so wenn *h-* mit reinem vocal, oder *hr* (= stimmlosem *r*) mit einfachem *r*, ebenso *hl* mit *l* und *hw* mit *w* gereimt erscheint. sehr fraglich ist mir dagegen, ob man mit Schipper und B. in fällen wie *s- : þ-* oder *tw- : w-*, *gl- : l-*, *hr- : dr-* würklich von allitteration sprechen darf.

Am interessantesten in B.s abhandlung sind die zusammenstellungen, welche er über die verknüpfung der langzeilen untereinander mittelst stabreims macht. bei Ælfric ist diese sog. reimverkettung nach B. s. 35 schon zu einem metrischen principe

erhoben, welches neben der allitteration und oft an stelle derselben zur anwendung gelangt. wir werden ihm hierin zustimmen müssen, da, wie aus des vf.s angaben[1] zu berechnen ist, nur 13 % aller verse ohne reimverkettung erscheinen, mithin also allitterationslosigkeit und fehlen dieser verknüpfung sich in der häufigkeit ihres vorkommens ziemlich die wage halten, der art jedoch, dass gerade die allitterationslosen verse fast stets reimverkettung aufweisen; nur in 19 versen fehlt in der uns vorliegenden überlieferung beides.

So dankbar wir auch dem vf. für seine statistischen zusammenstellungen sind, so wünschten wir doch, er hätte etwas mehr den historischen standpunct in seiner darstellung gewahrt und deutlicher hervorgekehrt, welche neuerungen bisher ausschliefslich bei Ælfric beobachtet sind, welche sich schon in andren der verfallzeit angehörenden dichtungen wie Byrhtnoð, Psalmen, Salomon und Saturn vorfinden, und welche endlich in dem späteren mittelenglischen stabreimvers widererscheinen. interessant wäre es jedesfalls, wenn wir für diese nach fast 3 jhh. langer unterbrechung plötzlich um die mitte des 14 jhs. wider einsetzende stabreimdichtung in Ælfrics technik ein neues bindeglied erkennen dürften. dazu wäre freilich zunächst noch nötig, dass B. uns den zweiten, wichtigeren teil seiner arbeit über den rhythmischen bau des Ælfricschen verses vorlegte, in dem er 'für die poetischen stücke Ælfrics, wenn auch nicht ein strenges einhalten, so doch das lebendige gefühl für die rhythmischen formtypen der langzeile' nachzuweisen verspricht. sollten sich hierbei bezüglich des rhythmus ebenso viel übereinstimmungen mit dem me. verse ergeben wie bei der verwendung des stabreims, so würde man m. e. den oben angedeuteten zusammenhang kaum so bestimmt abweisen können, wie es Schipper in seinem Grundriss d. engl. metrik s. 76 getan hat.

Bonn, 17 august 1898. MAX FÖRSTER.

Goethes vater. eine studie von FELICIE EWART. mit einem bildnis. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1899. 104 ss. 8°. 1,60 m. — die verfasserin geht von der ansicht aus, dass die Goetheforscher dem alten rat Goethe bisher nicht gerecht geworden seien, und unternimmt es ein freundlicheres bild von ihm zu entwerfen. in einzelheiten wird man ihr gern beistimmen, im grofsen und ganzen wird das bestehende urteil nicht umgestofsen werden. denn einerseits haben die frühern biographen (warum fehlen übrigens bei Felicie Ewart Meyer und Bielschowsky?) den vorzügen Johann Kaspars ihre anerkennung nie versagt, anderseits zeigt die verfasserin eine so einseitige parteinahme für ihn, dass sie die frau rat entschieden misgünstig beurteilt (s. 16. 56. 71) und in ihrem eifer nicht selten über das ziel hinausschiefst. wer wird mit ihr das starke naturempfinden in Goethes lyrik auf die tätigkeit in

[1] das leben der hl. Eugenia hat Brandeis auffälligerweise in diesem abschnitte nicht mit herangezogen. ein blick in den text zeigt jedoch, dass auch diese homilie an der reimverkettung teil hat.

den obst- und weingärten des vaters zurückführen (s. 40) und wer behaupten wollen, dieser habe den sohn zum universalen menschen erzogen, ohne den der universale dichter nicht möglich gewesen wäre (s. 102)? so spricht der anwalt, nicht der biograph. — sachlich neues wird uns nicht geboten.

CARL ALT.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ALTHOCHDEUTSCHE MISCELLEN. 1) Graff meint Sprachschatz I 674, es sei bei manchen wörtern nicht sicher, ob sie zur wurzel *wag* oder zur wurzel *wak* zu stellen seien. die zweifel sind, wenigstens was die sp. 675. 676 angeführten belege aus Notkers Boethius betrifft, unbegründet. *erwékken* Piper I 47, 13. 168, 1, *erwékkest* 194, 21. *erwéckta* 194, 22 müssen der bedeutung wie der schreibung wegen zu *wacjan* gestellt werden, und die ahd. grammatik hat mit der tatsache zu rechnen, dass wenigstens in der hs. des Boethius der alte wechsel von geminierter und einfacher muta beim schw. v. I conj. öfter erhalten ist, als man bisher annahm. es ist zu beachten, dass bei *wuékken* im Boethius gar keine analogischen *g* statt *kk* erscheinen.

2 Sprachschatz II 549 setzt Graff ein wort *rascin* 'vigor' an und belegt es mit einer stelle des Notkerschen Boethius. sie steht bei Piper I 340, 15. 16 : (*Ube aber des muot chréftelôsez. nieht*) *mit sin selbes ruskine getûot.* hier ist natürlich *róski negetûot* zu lesen und das wort *rascin* ist aus dem Sprachschatz zu streichen.

3 Gegen ende des prooemiums zum Mcp. drucken Hattemer III 263 und Piper I 688, 9 *fra —. dem*: das pergament sei hier abgerissen. Hattemer bemerkt noch aao. anm. 2, *u* sei unsicher. *dem* eröffne die nächste zeile. nach den Altdeutschen sprachproben[1] s. 99 ist vor der lücke nur *fr* sichtbar. wie dem auch sei, das [illegible] ist mit voller sicherheit zu ergänzen. der von Notker benützte commentar des Remigius von Auxerre bemerkt an der entsprechenden stelle : *Introducitur hoc loco quedam Satira. Marciani amica,* [illegible] *In lumore bonemen cecinisse*[1]. bei Notker heifst es *Ten* [illegible] *priuzet er nû ze erist in demo prohemio.* [illegible] *quorum* [illegible] *fiere in spréche.* es ist darnach [illegible] dass *frummen* zu lesen ist.

M. H. JELLINEK.

[1] [illegible] nach cod. Vat. 3222 f. 76. der hsl. fehler *amicus* wurde [illegible] von Eichenfeld (Catalogus p. 230) nr CCCXXX gebessert, [illegible] nach Endlicher druckte die stelle ab Eyssenhardt in der praefatio [illegible] p. XXX. die einleitung des Basler [illegible] *satyra* [illegible] *est* [illegible] *Martiani amica*...

Der privatdocent dr JOHN MEIER in Halle wurde als ord. professor der deutschen philologie nach Basel, prof. FDETTER zu Freiburg i. Schw. an die deutsche universität Prag berufen. — der privatdocent dr HUBERT ROETTEKEN ist zum ao. professor an der universität Würzburg befördert worden.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 4 october 1899

Schriften zur kritik und litteraturgeschichte. von M. Bernays. bd III u. IV: Zur neuern und neuesten litteraturgeschichte. aus dem nachlass herausgegeben von PWitkowski. Leipzig, Göschen, 1899. XXIV und 359 ss.; Berlin, Behr, 1899. 392 ss. gr. 8°. — 9 und 9 m.

Bernays, im eminenten sinn eine mündliche natur, wird in schriftlichen äufserungen nie ganz zu seinem rechte kommen. zwischen dem hellen enthusiasmus seiner persönlichen schüler, von dem auch wider Witkowskis vorrede und noch lebhafter der nekrolog Petzets im Biograph. jahrbuch (2, 338ff) zeugnis ablegt, und dem kühleren urteil fernstehnder wird notwendig eine weite kluft offen bleiben: diese sehen nur in den schriften, was B. für sie leistet, jene hören aus jedem wort die ganze persönlichkeit mit ihrer eigenart heraus.

War es bei lebzeiten des gelehrtesten litterarhistorikers unsrer zeit erlaubt, vor allem darauf hinzuweisen, wie weit die allgemein verwendbaren ergebnisse seines ungeheuern wissens hinter dem zurückblieben, was mit so viel kenntnis, liebe zur sache, geist und nie ermüdendem fleifs geleistet werden konnte, so ist auf das grab des toten vor allem das bekenntnis niederzulegen, dass eben die kunde von jenen eigenschaften uns von den schriften leicht auch allzuviel erwarten liefs. wir haben diese fehlerquelle bei einer sammlung älterer aufsätze zu vermeiden. was Percys 'stottern' bedeute (s. 135f) oder wie so gar nicht Shakespeare als ein 'katholischer dichter' zu bezeichnen sei (s. 3f), das ist aus jenen frühern aufsätzen längst in das allgemeine wissen übergegangen; der artikel über die triumvirn in Goethes Römischen elegien (s. 239) oder die verwerfung von Zimmermanns Merck (s. 223f) sagen uns nichts neues mehr und sagen das nun längst bekannte nicht so, dass der abdruck dringend erforderlich gewesen wäre. auch die etwas zu 'festlich' gestimmte rede zur enthüllung des Scheffeldenkmals (s. 329) charakterisiert den helden zu wenig und kaum den autor genug. dagegen begrüfst man es mit freude, die feine charakterstudie über Emilia Galotti (s. 187), die lehrreiche durchsprechung von arbeiten Schillers (s. 251) und FrSchlegels (s. 259) und die liebevoll eingehnden schilderungen Loebells (s. 289) und Welckers (s. 300), auch den nicht auf gleicher höhe stehenden aufsatz über Uhland als forscher ger-

manischer sage und dichtung (müste man nicht 'erforscher' sagen?) zu allgemeinerer benutzung bereit gestellt zu sehen.

Als ganzes bietet der dritte band doch eine stattliche stichprobe auf Bernays art und wissen; mehr freilich nicht. ich bin ein besondrer liebhaber solcher sammlungen; ich kenne wenige, in denen so wenig wie bei B. éin leitendes hauptinteresse, éine 'seele' aller einzelforschungen hervorträte. in der merkwürdig gleichmäfsigen art, mit der ihn gröstes und kleinstes, mit der ihn gröste und kleinste interessieren, ligt wie der schlüssel zu dem rätsel seiner eigentümlichen bedeutung, so auch der zu jenem gefühl einer gewissen entteuschung, die uns beim anblick seiner lebensarbeit überkommt. seine wissenschaftlichen interessen waren fast so indifferenziert wie sein wunderbares gedächtnis. deshalb konnte er seinen schülern so viel bieten; seinen lesern aber leicht — zu viel und zu wenig.

Witkowski sucht in seiner einleitung (s. VIII) die entwicklung, die man bisher vermisste, in B.s stil nachzuweisen. ob er mit der behauptung recht hat, gerade jetzt gelange die ästhetische und psychologische richtung wider gegenüber der im engern sinn philologischen zu neuem ansehen (s. IX), das lasse ich für die ästhetische richtung dahingestellt; die psychologische aber hat bei den echten philologen immer einen teil der methode gebildet, ich nenne nur Moriz Haupt und seine ersetzung von terminis durch psychologische analysen!

Eine angabe des ersten erscheinungsortes über jedem aufsatz wäre bequem gewesen. dagegen ist es nur zu billigen, dass der herausgeber bis auf éine nötige berichtigung jedes hineinsprechen in den text vermieden hat. ein charakteristisches portrait — von Lenbach — ist beigegeben; ebenso ein gutes register. so dürfen wir dem herausgeber für den dritten band danken, wenn jetzt wir alle in die einst viel beneidete lage versetzt sind, schüler von Michael Bernays werden zu können.

Aber der vierte band! er enthält ein wichtiges und für B. besonders charakteristisches stück: den aufsatz Zur lehre von den citaten und noten (s. 255 f); was sonst eine unglückliche pietät angehäuft hat, kann dem andenken des bedeutenden gelehrten schwerlich dienen. gewis enthalten etwa die aufsätze über Auerbachs roman Auf der höhe (zum satzbau s. 206) und über GFreytags Verlorene handschrift (über Ilsens innern conflict s. 228; über die abgeschlossenheit der charaktere s. 239; über Ilsens 'schuld' s. 245) manche treffende bemerkung; dass es sich lohnte, sie dieser paar stellen wegen abzudrucken, kann schwerlich behauptet werden. welchen wert hat nun gar eine notiz wie (s. 380) die über Vergil? wer gewinnt etwas aus den salbungsvollen selbstverständlichkeiten 'zur methode der litteraturgeschichte' (s. 351)? wie wenig erscheint B. zu seinem vorteil, wenn er (s. 382) behauptet, von der Hermannschlacht Kleists könne kein

mensch unsrer tage noch in seinem tiefsten innern berührt werden! wie sticht seine spöttelnde polemik gegen Taine (s. 150f) etwa von der KHillebrands ab, der principiell etwa den gleichen standpunct einnahm wie B., Taines bedeutung aber über seinen mängeln und einseitigkeiten nicht verkennt! die in die besprechung Freytags eingelegte 'arie' (wie Scherer solche pathetische zwischenstücke nannte) über die bedeutung des deutschen gelehrtentums (s. 221) würde durch ein liebevolleres eingehn in fremde art vielleicht doch besser gerechtfertigt als durch weitschichtige citatengelehrsamkeit.

Im ganzen vermag ich über bd IV nicht anders zu urteilen als B. selbst über WvHumboldts Ästhetische versuche urteilt: 'ich verschliefse mich nicht unempfänglich gegen den reichtum, den das buch im einzelnen spendet. blicke ich aber auf das ganze, so muss ich es gerade heraus sagen: man geht leer aus' (s. 357). ja gelegentlich fühlt man sich zu jenem noch härteren urteil aufgefordert, das Schiller über AvHumboldt fällte und auf das B. ebenfalls bezug nimmt; 'eine zu kleine unruhige eitelkeit beseelt noch sein ganzes würken . . . und, wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern reichtum des stoffes, eine dürftigkeit des sinnes, die bei dem gegenstand, den er behandelt, das schlimmste übel ist'. ich fürchte, die wolmeinenden herausgeber haben allzusehr im sinne des autors gehandelt, der auch bei der entfaltung seiner kenntnisse nur zu leicht vergafs, dass 'die hälfte mehr ist als das ganze'.

Berlin, 25 juni 1899. RICHARD M. MEYER.

Wörterbuch des dialekts der deutschen zigeuner. von RUDOLF VON SOWA. [= Abhandlungen f. d. kunde d. Morgenlandes, hrsg. v. d. Deutschen morgenländ. ges. u. d. verantw. red. d. prof. dr EWindisch. XI bd, nr 1.] Leipzig, 1898. XIV und 128 ss. 8°. — 4 m.

Die vorliegende arbeit ist nach des verfassers eigener angabe ein versuch, den gesamten, von zahlreichen aufzeichnern stammenden lexikalischen stoff aus dem dialekte der deutschen zigeuner möglichst vollständig und richtig zu verzeichnen.

Beides ist ihm im grofsen und ganzen gelungen. den aufzunehmenden lehnwörtern gegenüber wäre freilich meiner ansicht nach eine etwas weniger strenge musterung nicht unangebracht gewesen. so will es mir nicht recht einleuchten, warum das weitverbreitete wort *bėma* 'groschen' 'als unnützer ballast' auszuscheiden sein soll, wenn das doch nicht übermäfsig interessante *und* 'und' die aufnahme verdient. aber diese selbstgewollte beeinträchtigung der vollständigkeit macht sich doch nur in vereinzelten fällen unangenehm fühlbar. bedenklicher scheint mir dagegen die fast durchgehnde nichtbeachtung der betonung zu sein, deren kenntnis einfach unerlässlich ist.

Der vf. unterscheidet zwei hauptmundarten, eine westliche und eine östliche. erstere ist die am weitesten verbreitete, die deutsche zigeunersprache im engeren sinne, aufserdem auch die durch die meisten aufzeichnungen vertretene. ich will nicht darüber urteilen, ob sich diese scheidung beim heutigen stande des wissens schon durchführen lässt; aber ich möchte doch darauf aufmerksam machen, dass mir fast alle nur der östlichen mundart zugeschriebenen formen auch bei den nur im westen Deutschlands herumziehenden zigeunern begegnet sind. so ist namentlich das eintreten eines *a* für älteres *e*, das vSowa auf den einfluss des deutschen dialektes Ostpreufsens zurückführen möchte, keineswegs auf den osten beschränkt und in wörtern wie *barš* = *berš* 'jahr' ganz entschieden durch das folgende *r* veranlasst worden. ich habe oft gelegenheit gehabt, die übergangsform *be*ᵃ*š* zu hören. man vergleiche auch das fast ganz allgemein gewordene *tarno* 'jung' für älteres *terno*.

Da ich selbst seit etwa fünf jahren jede gelegenheit, mit zigeunern in verkehr zu treten, ausgenutzt habe, möcht ich mir gestatten, den benutzern des vorliegenden werkes hier einige möglichst kurz gehaltene zusätze zu den in vS.s wörterbuch angegebenen wortformen und wortbedeutungen zur verfügung zu stellen. dabei beschränk ich mich jedoch auf die westliche mundart, als die einzige mir aus unmittelbarer erfahrung hinreichend bekannte.

Der abschiedsgrufs *ač debleha*! 'bleibe mit gott!' (neben *ač mer debleha* 'bleibe mit meinem gott!' *ač mer bare debleha*! 'bleibe mit meinem grofsen gott!') wird der bedeutung des wortes *ačava* entsprechend in der regel nur dann gebraucht, wenn der angeredete bleibt. falls dieser den platz verlässt, heifst es *dža debleha*! 'geh mit gott!' usw. vgl. hiermit das [illegible] *apal*, *slan leat* : Finck Araner mundart u 223. — neben *an* 'in' aus dem wol kaum noch gebräuchlichen *andre* kommt zuweilen auch noch *and* vor. — zu *bacht* 'glück' füge hinzu : *dža bachtali* 'geh mit glück!' 'glückliche reise!' 'leb wol!' — neben [illegible] kann *barval* 'wind' als eine wol gleich häufige form [illegible] werden. — *bela* 'ding' hat oft, wenn nicht sogar meistens, [illegible] 'männliches glied'. hinzuzufügen ist *beleca* 'hure' [illegible]. — zu *bešdva* 'sitze' füge hinzu: *bešdva* 'sitze [illegible]' [illegible] *me hun* (aus *hum* vor einem dental *de* aus *te* [illegible] *pahi tele* 'ich muss meine strafe absitzen'. — zu [illegible] füge hinzu : *me hom te* [illegible] wörtlich 'ich bin mit deiner [illegible]'. — zu [illegible] hinzu *del buje* (= *bule* vgl. [illegible] w. XXXI 5) 'er beschläft', [illegible] *mange an* [illegible] *avel khère* [illegible] geht in die [illegible] und kommt betrunken nach hause'. — zwischen *bal* und [illegible] einzuschieben : *butemahi*

khér 'arbeitshaus'; *butevâva* 'arbeite'. vgl. hinsichtlich der bedeutung: *joi butevela kater* 'sie ist dort in dienst (stellung)'; *butevéna gib téle an i šurna* 'sie dreschen getreide in der scheune'. — zu *čarâva* füge hinzu: *čares man*! (seltener *čares man i bûl*) 'leck mich (am arsch)!' — neben *čekat* 'stirn' wird sehr häufig *kečant* gebraucht. — *čik* bedeutet auch 'staub', zb. *phurdâp* (aus *phurdâv* vor einem stimmlosen verschlusslaut) *koje* (aus *kole*) *čik chamaskeri téle* 'ich blase den staub vom tische'. — zu *činâva* füge hinzu: *mé čindva kava čamerdo téle* 'ich zerreifse dieses papier'; *čai, mê kamap tut; činap tut an o lil* 'ich liebe dich, mädchen; ich werde dich heiraten'. — zu *čivâva* füge hinzu: *čip ter štâdi pré* (*téle*)! 'setze deinen hut auf (ab)!' — *čovachânetiko them* (Bischoffs *dschowajanidikko tem* 'Hessen') wurde von den von mir befragten hessischen zigeunern nur als 'hexenland' verstanden. Hessen nannten sie *hesetiko them*. zum suffix *itiko* vgl. Pott Zig. I 100. Miklosich Denkschr. d. kais. ak. d. w. XXX 433. — das als nicht ganz gesichert bezeichnete *châlo* 'nichtzigeuner' habe ich so oft gehört, dass ich seine existenz verbürgen kann. — zu *dâva* füge hinzu: *jôb djas man* 'er hat mich geschlagen'; *jôb djas pes manca téle* 'er hat sich mit mir abgegeben' (dh. den beischlaf vollzogen); *dâv les ketene* 'ich schlage ihn nieder'; *djas peskero kova téle* 'er hat seinen dienst aufgegeben'. — zu *dével* füge hinzu: *mé lâv e bâre dével* 'ich gehe zur communion' ('zum abendmahl'). — statt *dikâva* ist doch wol *dikhâva* anzusetzen. ich habe die reine tenuis kein einziges mal gehört. hinzuzufügen ist: *mé dikhjom sûni* 'mir träumte'. — *dikhepaskero* hat auch die bedeutung 'spiegel'. — zu *dôrin* füge hinzu: *dôri kerâva* 'ich schliefse' zb. *dôri keres tiro mui*! 'du hältst deinen mund!' — die formen *durkevâva durkervâva* 'wahrsage' habe ich nur selten gehört, häufig dagegen die ihnen zu grunde liegende redensart *duri kerâva* 'ich mache weissagung' aus *durik kerâva*. (wo zwei gleiche consonanten zusammenstofsen, fällt der erste aus. vgl. *â paš mande*! 'komm zu mir!' aus *âp* (aus *âb âv*) *paš mande*; *mé hun de* (aus *hum te*) *dikhâ pal miri romnjate* 'ich muss nach meiner frau ausschaun'. zu *durik* vgl. Miklosich Denkschr. d. kais. ak. d. w. XXVI 206, vgl. *âb! duri kerap tut* 'komm! ich wahrsage dir'; *mé džânâv šuker te duri kerâv* 'ich kann gut wahrsagen'. — neben *dzi* 'herz, seele' ist die mindestens gleich häufige form *dži* zu erwähnen. — zu *džajâva* 'gefriere' füge hinzu: *ferdžajâva* 'erkälte'; vgl. dialektisches 'sich verkälten'. — zu *džâva* 'gehe' usw. füge hinzu: *har džal tuke*? 'wie geht es dir?'; *o kham džâla pré* (*téle*) 'die sonne geht auf (unter)'; *mé džâva leske pa* (aus *pal*) *leskero džiben* 'ich trachte ihm nach dem leben'. — das als unsicher angesetzte *gar* 'nicht' habe ich oft gehört, allerdings nur von zigeunern, die *na* nicht gebrauchen. vgl. *choche gar*! 'lüge nicht!'; *mé pačâv les gar* 'ich glaube ihm nicht'; *mé kamap tut gar* 'ich liebe dich nicht'; *tu kaméh man buter*

gar 'du liebst mich nicht mehr'. — zwischen *grajengero* und *granica* ist einzuschieben: *granica* 'grenze' (poln.). — zwischen *hacho* 'bauer' und *haiòra* 'bete' ist einzuschieben: *hachetiko* 'zum bauernstand gehörig, bauern'. *hachetiki rakli* 'bauernmädchen'. *hachetiko them* 'Deutschland'. — zu *karje* 'schuss' füge hinzu: *dàr les karje* 'ich erschiefse ihn'; *dàr les kaleme karje* 'ich schiefse ihn nieder'; *dàp koja karemaskeri tele karje* 'ich schiefse das gewehr ab'. — neben *karo* 'männliches glied' wird häufig, wenn nicht häufiger, *kàr* gebraucht. zu erwähnen ist die redensart *chas miro kar!* 'friss (eig. du frisst) meinen schwanz!', ein häufig von männern den frauen gegenüber gebrauchter ausdruck der verachtung. die entsprechende redensart der weiber lautet: *chas miri minč* 'friss meine fotze!' — zu *keràva* 'mache' füge hinzu: *koja blùma kerela tele* 'diese blume verblüht'. *dringerdo dant* 'künstlicher zahn' (*drin* 'hinein' und *kerdo* 'gesetzt'). — das fragezeichen hinter *kirjasi* 'kirsche' kann gestrichen werden. — zu *kova* 'sache, ding' füge hinzu: *romeno kova* 'zigeunersprache', *sintengero kova* 'zigeunerleben'; *late rjas lakero kova* 'sie hatte ihre regel' (menstruation). — zu *kuněrava kuněrava* füge hinzu: *me kuněrdo miro kušla mander* (oder *miro trupes* ...) 'ich lege meinen gürtel ab'; *tu kuněrel mange kai, bis kai me pal avàva* 'du wartest hier auf mich, bis ich zurückkomme'. — zu *krisni* 'gericht' füge hinzu: *krisengero rai* 'gerichtsherr'. — *kùrelo* 'henker' kann als völlig gesichert angesehen werden. — *lačo rat* (wie oft statt *lači rat* gesagt wird) heifst auch 'lebe wohl!' — zu *lil* 'brief' füge hinzu: *baro lil* 'grofser brief, gewerbeschein', vgl. *man hi baro lil; me* [illegible] *lauter glan. te vela kek štilto* 'ich habe einen gewerbeschein, ich trete für euch alle vor, dass keiner eingesteckt wird'; *kistemengero lil*, wie *kalo lil* und *kasteno lil* [illegible] werden steckbrieflich verfolgt'; [illegible] *lilengeri* 'brieftasche' [illegible] — zu [illegible] füge hinzu: [illegible] *dzukli hi* [illegible] — [illegible] *mal* [illegible] 'tisch' ist einzuschieben: [illegible] — zu *men* [illegible] 'stern' füge hinzu: *ratjakeri* [illegible] *meme*[illegible] 'himmelsterne'. — zu [illegible] *lengero kher*, [illegible] — [illegible] füge hinzu: *naselengero* 'arzt'. [illegible] — *našti* 'kann nicht' wird oft [illegible] den anfang eines satzes gestellt [illegible] musicieren? — zwischen [illegible] ist einzuschieben: *paniesk*[illegible] 'kahn, nachen'. — [illegible] sondern auch 'ich grüfse' [illegible] *mange tiri romni* [illegible] — zwischen [illegible] und *pašemakro* ist einzuschieben: [illegible] *paš* — *sel*, wo [illegible] der erste ausl[illegible] hinter *paš*[illegible] ist einzuschieben: [illegible] 'brust' (seltener als [illegible]

vgl. Liebichs *petschko* 'engbrüstig'). — das vom vf. allein verzeichnete *pûto* 'freund' wurde von keinem der vielen zigeuner, die ich um auskunft gebeten habe, verstanden. sollte vS. sich nicht verhört haben? vermutlich heifst es statt *kater vei tame pûto*? 'woher kommen sie, freund' : *kater vėh tu nepûto*? 'woher kommst du, freund?' (eig. 'neffe'). dafür spricht auch eine in Sassmannshausen aufgeschriebene redensart *kathar haltu nebutu* 'wo sind sie her, bester freund?' (dh. *kater hal tu nepûto*? 'woher bist du, freund?') bei Kneebusch Führer durch das Sieg-, Dill-, obere Lahnthal und den Westerwald s. 50. *nepûto* mit dem accent auf *u* wird ohne unterschied neben *phrâleskero čâvo, phėnjakero čâvo* 'brudersohn, schwestersohn' gebraucht. — statt *phandâva* 'binde' ist meiner erfahrung noch *bandâva* anzusetzen, was auch der vf. (XII) vermutet. — hinter *phurdĕpaskero* ist einzuschieben: *phurdino* 'dämpfig' zb. *kava grai hi phurdino* 'dieses pferd ist dämpfig'. — *rodeni* heifst nicht nur 'nachsuchung', sondern auch 'versuchung', so im vaterunser *mâ an men an i rodeni*! 'führe uns nicht in versuchung!' — zu *sastĕrno* 'eisern' füge hinzu: *sastĕrni vordin* 'eisenbahnwagen'. — *šeleskero* 'gensdarm' kann als gesichert angesehen werden (häufiger ist *klisto*). — *štargôli* 'schnecke' (Bischoffs *starrgohli*) kann als gesichert angesehen werden. — zu *šutlo* 'sauer' füge hinzu: *šutlo šach* 'sauerkraut'. — das fragezeichen hinter *taisarla* darf wol gestrichen werden. die häufigste nebenform ist *tesarla*. die bedeutung ist wol meist 'morgen früh' — 'ich fürchte mich vor' wird wol seltener durch *trašâva glan* als durch *trašâva* und folgendes mit der postposition *ter* verbundenes nomen oder pronomen widergegeben; zb. *trašėh tu mander*? 'fürchtest du dich vor mir?'; *job trašėla e klistender* 'er fürchtet sich vor den gensdarmen'. — zu *vušt* 'lippe' füge hinzu: *praldûno vušt* 'oberlippe', *teldûno vušt* 'unterlippe'.

Diese kleine, anspruchslose nachlese, zu der mich die durchsicht des vorliegenden buches veranlasst hat, bitt ich den vf. weniger als einen versuch zur kritik ansehn zu wollen, denn als ein zeichen meines interesses und als den ausdruck meines dankes für seine jedem mitforscher nützliche arbeit.

Marburg, 17 januar 1899. F. N. Finck.

Deutsche bühnenaussprache. ergebnisse der beratungen zur ausgleichenden regelung d. deutschen bühnenaussprache, die vom 14 bis 16 april 1898 im Apollosaale des königlichen schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. im auftrage der commission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, verlag von Albert Ahn, 1898. gr. 8°. 96 ss. — 2 m.

Die orthoepische conferenz, deren ergebnisse in dieser schrift vorgeführt werden, geht auf die anregung von Siebs zurück, der sowol bei mitgliedern des deutschen bühnenvereins als auch auf der Dresdner philologenversammlung für die sache gewürkt hat.

der deutsche bühnenverein hatte ursprünglich fünf mitglieder abgeordnet, nur drei haben jedoch an den beratungen teilgenommen: graf Hochberg, freiherr von Ledebur und dr ETempeltey. von wissenschaftlichen vertretern waren anwesend Luick, Siebs und Sievers; Seemüller und Vietor hatten schriftliche gutachten eingesandt. schauspieler wurden nicht beigezogen — aus ziemlich anfechtbaren gründen. die schr it enthält aufser dem vorwort den vortrag von Siebs, der die allgemeinen grundlagen und ziele der arbeiten behandelte, einen bericht über einen vortrag von Sievers über die bedeutung der phonetik für die schulung der aussprache und endlich die regeln für die aussprache. über den gang der verhandlungen erfahren wir sehr wenig, denn es sollte (vgl. s. 4) nicht das protocoll, sondern nur die ergebnisse veröffentlicht werden.

Ich hebe aus diesen ergebnissen folgende hervor. langes *e*, das *ä* geschrieben wird, ist offen zu sprechen; wo die bezeichnung *e* ist, wird keine entscheidung über offene oder geschlossene aussprache getroffen. *ng* ist auch im auslaut einfacher gutt. nasal. *st*, *sp* im anlaut deutscher wörter sind zeichen für *št*, *šp*, ebenso im anlaut eingebürgerter fremdwörter; aber im inlaut aller fremdwörter ist *st*, *sp* zu sprechen. *g* ist überall verschlusslaut, aufser im auslaut der endung -*ig*: *königk*, aber *könige*. auch vor -*lich* ist verschlusslaut zu sprechen. *b d g* sind im auslaut nach langem vocal von *p t k* zu scheiden: *b d g* sind mit schwachem einsatz und starkem gehauchtem absatz, *p t k* mit starkem einsatz und starkem gehauchtem absatz zu sprechen. sehr einlässlich sind die fremdwörter behandelt.

Für die kritik der vorschriften darf ich natürlich den mafsstab [illegible] von meinen individuellen [illegible] bemerke jedoch, dass [illegible] meiner empfindung [illegible] und dass ich [illegible] die majorität [illegible] hervor, damit man [illegible] orthoepischen fragen [illegible] nicht überhaupt [illegible] belassen, sondern [illegible] gewisser grundsätze [illegible] festgestellt sind.

N[illegible]

[illegible]

bühnenaussprache geben, sondern auch eine art handbuch der mustergiltigen aussprache des deutschen vorstellen. ein regelbuch für correcte aussprache ist aber keine logarithmentafel, deren richtigkeit jeder, der lust hat, durch nachrechnen prüfen kann. die vorschriften beruhen in letzter linie auf tatsachen, die nicht jedem zugänglich sind, und auf schlüssen, die aus diesen tatsachen gezogen werden. da in der regel jede orthoepische forderung auf den widerspruch derjenigen stöfst, deren gewohnheit sie nicht entspricht, so hätte die conferenz durch den abdruck der protocolle zeigen müssen, dass ihre bestimmungen wol begründet sind, — so weit man in diesen dingen überhaupt von begründung reden kann. dasjenige argument, das am ehsten durchgreifen wird, ist, dass im wesentlichen nur der jetzige gebrauch der guten bühnen codificiert sei. alles was sonst in dem Siebsschen vortrag an gesichtspuncten für die bestimmung der norm vorgebracht wird, ist von der art, dass der eine ja und der andre nein dazu sagen darf. es verlohnt sich nicht, darauf einzugehn. nun hat S. recht wol erkannt, dass man sich für die feststellung des tatsächlichen gebrauchs in allen strittigen puncten nicht auf zufällig erworbene erinnerungsbilder verlassen darf, sondern dass man eigens für diesen zweck statistische aufnahmen der gehörten lautwerte machen muss. dass er dies getan hat, verdient grofses lob, wie überhaupt sein eifer für die sache, bei der sich keine lorbeern erringen lassen, aller anerkennung wert ist. aber wir erfahren nicht, ob auch die andern teilnehmer über solche statistische aufzeichnungen verfügten, wir erfahren auch nichts genaues über den umfang von S.s beobachtungen. wir hören nur, dass er die 'an verschiedenen guten bühnen' übliche aussprache festgestellt (s. 14), dass er beobachtungen 'an guten theatern' gemacht hat (s. 37), und wo zahlen gegeben werden, sind es nur procentzahlen, und in dem einen der beiden fälle wird ausdrücklich erklärt, dass das gesammelte material zu einer entscheidung nicht hinreiche (s. 38). gewisse bestimmungen sind nun derart, dass sie zu ihrer rechtfertigung den ausdrücklichen nachweis eines gröfseren statistischen materials fordern. wir werden natürlich nicht verlangen, dass über die aussprache von wörtern wie *hast*, *hat* besondre beobachtungen angestellt werden, aber wenn über die quantität von *schwarte*, *warze*, *barsch* (der fisch), *quatsch* entschieden wird, wörtern, die gewis nicht in jeder scene eines ernsten dramas vorkommen, so muss man sich doch fragen, ob hier nicht einfach die gewohnheiten der zur conferenz versammelten herren mafsgebend war. und dort, wo Sievers den unterschied von *-b -d -g* und *-p -t -k* nach langem vocal auseinandersetzt, hat man durchaus nicht den eindruck, dass es sich um eine sache handelt, die je und je auf allen, oder den meisten, oder auch nur einigen bühnen in übung gewesen ist und hier nur theoretisch analysiert werden soll, sondern das sieht aus

wie eine ganz neue festsetzung[1], was dem ersten grundsatz s. 12 widersprechen würde[2].

Ein andres bedenken betrifft die art, wie das material dargestellt ist. ein vollständiges aussprachwörterbuch zu liefern war, wie wir hören, vorläufig nicht möglich. was in der schrift geboten wird, verhält sich wie eine grammatik zum wörterbuch. es werden regeln gegeben und die ausnahmen augeführt, und da es sich nicht um ein streng sprachwissenschaftlich geschultes publicum handelt, werden auch dinge besonders hervorgehoben, die sich aus den regeln von selbst ergeben. das ist nur zu billigen. die rücksicht auf den möglichen einfluss mundartlicher aussprache ist offenbar sehr stark gewesen, da man es für nötig hielt zu betonen, dass man im inlaut nicht *št šp* sprechen dürfe. sind nun die regeln erschöpfend und klar? und sind die fälle, wo die gebildete aussprache schwankt, genügend berücksichtigt? ich kann mich des eindrucks nicht erwehren, dass S., der sich um die erforschung des friesischen verdienste erworben hat, für diese arbeit nicht genügend gerüstet war. die regeln über die quantität der vocale sind unglaublich unbeholfen. am stärksten ist, dass dabei *ch* und *ß* fortwährend zusammen gekoppelt werden, zb. s. 34 'ebenso [ist kurzes *a* zu sprechen] vor *ch* und *ſs*, wenn nicht verlängerte (flectierte) formen langen vocal haben', ähnlich s. 40. 44. 46. nun steht die sache bekanntlich so, dass nach der üblichsten und in den schulen des Deutschen reichs officiell eingeführten orthographie im inlaut zwischen vocalen der scharfe (stimmlose) *s*-laut nach länge durch *ſs*, nach kürze durch *ss* bezeichnet wird, während im auslaut und vor cons. in beiden fällen *ſs* dafür eintritt. über die quantität der einsilbigen formen *roſs*, *groſs* ist also aus der orthographie der mehrsilbigen formen aufschluss zu holen. dagegen gibt es für die stl. gutt. und pal. spirans nur das eine zeichen *ch*, gleichgiltig ob sie inlautend oder auslautend steht und ob der vorhergehnde vocal lang oder kurz ist. es ist nicht meine schuld, dass ich diese höchst elementaren dinge hier vorbringen muss. es hat keinen sinn, bei einsilbigen formen wie *brach* auf den pl. *brachen* zu verweisen, bei mehrsilbigen wie *spräche* auf das einsilbige *sprach*. die ganze regel ist wertlos, und es sind einfach alle wörter mit *ch* aufzuzählen[3]. s. 68. 69

[1] ich spreche hier nur von dem unterschied, der zwischen *b*, *p* usw. gemacht werden soll, nicht von der beschreibung der aussprache des ausl. *-p -t -k*.

[2] [nach absendung dieser besprechung hab ich aus Vietors anzeige (Die neuern sprachen 6, 323 anm. 1) ersehen, dass Sievers, wie er Vietor brieflich mitteilte, der ansicht ist, dass die obige regel einem auf der bühne bereits herschenden gebrauch entspreche, dessen verallgemeinerung er aber keineswegs empfehlen wolle. — weder das eine noch das andre ist im gedruckten text angedeutet, ein mangel an sorgfalt des redactors der verhandlungen, welcher nicht ganz vereinzelt dasteht. correcturnote.]

[3] dies ist ganz unerlässlich, weil sich hier, wo die orthographie keinen anhaltspunct für die aussprache gibt, vielfach mundartliche lautgesetze geltend

wird gelehrt, dass für *b d g* nach länge im silbenauslaut stl. laut mit schwachem einsatz und starkem absatz zu sprechen sei. dass in der silbentrennung nicht durchaus übereinstimmung herscht, ist S. nicht entgangen, denn vor *lie-blich, schä-dlich, mö-glich* wird gewarnt. aber wie sollen *ebnen, übrig, adler, händler, widmen, segnen, regnen, vöglein, zögling* gesprochen werden? die orthographische regel fordert in allen diesen fällen, dass das zeichen des verschlusslautes zur ersten silbe gezogen werde. oder soll auf alle diese wörter die regel angewant werden, dass vor consonant der geschilderte stl. laut zu sprechen ist? der alte Adelung ist hier zt. ausführlicher. s. 74 wird gelehrt: 'sind die untrennbaren vorsilben *be-, ge-, ver-, zer-, ent-* mit zeitwörtern zusammengesetzt, so trägt die stammsilbe den ton . . . ebenso in den davon abgeleiteten hauptwörtern'. wenn diese regel auch alle fälle umfasste, so wäre sie unnötig compliciert, denn die genannten präfixe (und das von S. vergessene *er-*) tragen unter gar keinen umständen den ton [1]. das ist wider eine der elementarsten tatsachen der nhd. grammatik, die nicht durch unzeitige erinnerung an gewisse altdeutsche verhältnisse verdunkelt werden darf. dazu kommt, dass diese präfixe in einer reihe von wörtern (nicht nur substantiven) erscheinen, denen keine verba zur seite stehn, oder die durch ihre bedeutung gegen die verba isoliert sind, oder eher als die stammwörter der verba empfunden werden, vgl. *behende, behuf, behörde, bereich, gehäuse, gefilde, gebirge* usw., *entgegen, entzwei, verdacht, vertrackt, verwandt* uam.

Auch die ausnahmen von den regeln sind nicht ganz vollständig gegeben, und die auswahl unter den ausdrücklich als schwankend bezeichneten wörtern gibt zu ausstellungen anlass. ich stelle in der anmerkung mit hilfe der jedermann zugänglichen bücher von Trautmann und Vietor eine reihe von wörtern zusammen, die zu erwähnen waren [2]. höchst dürftig sind die angaben über den wortaccent, obwol bei Wilmanns und Hempl reichlicher stoff zu finden war.

machen, nach denen in einsilbigen wörtern alte kürzen gelängt, in mehrsilbigen vor dem doppelspiranten alte längen und diphthonge gekürzt werden.

[1] die betonung *éntschluss* wird doch wol nicht den beifall der conferenz haben. in *entweder* ist mir die betonung auf der ersten silbe bekannt und historisch leicht begreiflich, sie ist aber nicht die ausschliefsliche und müste jedesfalls besonders hervorgehoben werden.

[2] *ádler* war s. 37 zu erwähnen, da man dem wort nach der schreibung nicht ansehen kann, dass *a* in offner silbe steht und die regel 1 c) etwas ganz anderes meint, als sie dem wortlaut nach zu besagen scheint. ebenda war zu verzeichnen *drasch*, s. 35 *karst, Hardt*, s. 40 *dräsche, sperling, etlich, etwa, etwas, weg* (s. 69 in anderm zusammenhang erwähnt), *gen, jenseits, nest*, s. 42 *igel, lid, gi(e)bst* (s. 68 in anderm zusammenhang), *gi(e)bt, fi(e)ng, hi(e)ng, hirse*, s. 44 *docht, lorber*, s. 46 *höchst*, s. 47 *wuchs* (prät.), *um, un-, truchsess* (s. 44 in ganz anderm zusammenhang erwähnt), *wusch, schmutz*, s. 48 *wüsche*. vollständigkeit ist in diesen nachträgen nicht beabsichtigt, denn nicht ich habe die aufgabe ein handbuch der mustergiltigen aussprache zu schreiben.

Es liefse sich noch manches über fragen allgemeiner natur sagen, aber ich habe den raum, der für diese besprechung bestimmt ist, schon überschritten. nur einen punct will ich kurz berühren. der unterschied zwischen classischem und conversationsdrama wird zwar von S. besprochen, aber in wenig tiefgehnder weise. es scheint mir ganz unzweifelhaft, dass die moderne bühnendichtung dem charakteristischen stil zudrängt. S. meint freilich, dass der heute bei verfassern und darstellern beliebte mundartliche anklang ein stark überschätztes würkungsmittel sei. das heifst nichts anderes, als dass der charakteristische stil sich nicht des beifalls von S. erfreut. glaubt er aber, der moderne dichter werde auf die stilgemäfse darstellung seiner schöpfung verzichten um der vorteile willen, die nach S. aus der vereinheitlichung der bühnensprache erwachsen: erleichterung des orthoepischen unterrichts, verschmelzung von nord und süd und schliefslich — verbesserung der deutschen orthographie?

Wien, im märz 1899. M. H. JELLINEK.

Textkritische untersuchungen zu den liedern Heinrichs von Morungen. von dr ERNST LEMCKE. Jena und Leipzig, OReismann, 1897. 110 ss. 8°.

Untersuchungen zu Heinrich von Morungen. ein beitrag zur geschichte des minnesangs von dr O. RÖSSNER. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1898. VIII und 98 ss. 8°. — 2,40 m.

Lemcke hat glücklich entdeckt, dass zwei in dem tone MFr. 136, 25 verfasste strophen bekanntschaft mit Ovid voraussetzen, und durch diesen fund zugleich das verständnis der einen eröffnet. die rätselhafte Ascheloie in A 7 kann nämlich, wie der vf. aus ihrer verbindung mit Paris von Troie richtig schliefst, keine andre sein als Helena, und ihr den namen Ascheloie zu geben, veranlasste ein misverständnis der ovidischen epistel von Paris an Helena. in dem verse (16, 267) *ut ferus Alcides Acheloia cornua fregit* nahm der dichter der strophe *Acheloia* nicht als attribut zu *cornua,* sondern als anrede an Helena. diese annahme, die zunächst willkürlich erscheinen mag[1], wird völlig gesichert durch die weitere bemerkung des vf.s, dass auch der schluss der strophe: *ob er kiesen solde undern schœnsten die nû leben, so wurde ir der aphel, wœre er unvergeben* aus demselben briefe stammt (v. 139 f): *si tu venisses pariter certamen in illud, indubium Veneris palma futura fuit.* ja, wie mir scheint, ist der dichter überhaupt durch Ovid auf den einfall gekommen, die strophe zu dichten und sich als Paris, die dame als Ascheloie einzuführen. Paris versichert nämlich v. 241:

ah quoties aliquem narravi potus amorem
ad vultus referens singula verba tuos,
indiciumque mei ficto sub nomine feci.
ille ego, si nescis, verus amator eram.

[1] ähnliche misverständnisse: Zacher Zs. f. d. phil. 10, 103; Schröder Zwei altdtsche rittermæren s. XV f; Schönbach Anfänge d. minnesangs s. 44 f.

das misverständnis aber mochte noch durch eine unklare erinnerung an die Metamorphosen, wo die Sirenen *Acheloiae* und *Acheloiades* genannt werden, begünstigt sein.

Die andre strophe p. 19 (MFr. 137, 4) hat ihre betrachtungen über die worte, die, wie bereits Gottschau (PBB. 7, 378) richtig gesehen hat, zu dem liede Morungens durchaus nicht passen, aus Ovid Amor. 3, 4, insbesondere den schluss : *ich sah daz ein sieche verboten wazzer tranc* aus v. 17 f *nitimur in vetitum semper cupimusque negata : sic interdictis imminet aeger aquis.*

Diese entdeckungen sind der schmackhafte kern der abhandlung, der uns leider in einer dicken, ziemlich ungeniefsbaren schale, einer weitläufigen untersuchung über das verhältnis der hss., geboten wird. die arbeit reiht sich jenen zahlreichen dissertationen an, deren vff. einen kleinen minnesänger vorgenommen haben, weil sie meinen, mit dem verhältnismäfsig wenig umfangreichen und bequem zugänglichen material leichtes spiel zu haben. die aufsätze und abhandlungen, die es speciell mit Heinrich zu tun haben, hat er benutzt; auch Burdachs buch über Reinmar und Walther citiert er einige mal; viel mehr aber scheint er nicht zu kennen. dass uns die gedichte Morungens nicht in besondern hss., sondern als bestandteile grofser sammlungen von minneliedern vorliegen, hat er nicht bedacht. die fleifsigen untersuchungen Wissers (Eutin 1889. 1895) hat er nicht zu rate gezogen; selbst meine ausgabe Walthers, aus der er sich im allgemeinen über diese sammlungen hätte unterrichten können, scheint ihm zu weit vom wege abgelegen zu haben.

Bekanntlich ist das verhältnis, in dem unsre liedersammlungen zu einander stehen, nicht überall dasselbe. die vergleichung der umfangreichsten hs. C mit der Weingartner B ergibt zunächst eine sammlung BC, die in beiden den grundstock bildet. neben ihr sind in beiden hss. noch andre sammlungen herangezogen, in C eine sammlung AC, auf der auch die Heidelberger hs. A, und eine sammlung EC, auf der auch die Würzburger hs. E beruht; aufserdem noch andre, die wir sonst nicht kennen. aus der sammlung BC stammen die töne

MFr. 122, 1.	B 1—4.	C 1—4.
125, 19.	5—8.	13—16.
126, 8.	9—11[1].	17—19.
130, 31.	13—15[2].	35—37.
131, 25.	17—21.	38—42.
132, 27.	23—25.	43—45.

ebenso drei strophen : 133, 21 = C 47. 48 und 134, 6 = C 50, die in B unter Dietmar von Aist 17—19 geraten sind. ob die nur in einer der beiden hss. überlieferten plusstrophen (B 12. 16. 22. C 5—12. 20—34. 46. 49) schon in der quelle BC

[1] in B fehlt die letzte strophe = C 20.
[2] in C fehlt die erste strophe = B 12, aber C hat raum gelassen.

standen oder nicht, ob sie also in einer der hss. ausgefallen oder aus andern quellen eingeschoben sind, mag unerörtert bleiben und wird sich auch nicht leicht entscheiden lassen. nur B 22, eine allgemein als unecht anerkannte strophe, wird man gewis als jüngern zusatz in B ansehen dürfen.

Die quelle AC ligt in folgenden tönen zu grunde:

MFr. 136, 1.	A 1—3.	C 57—59.
136, 25.	4—6.	60—62.
137, 10.	21. 22.	63. 64.

es ist also nur ein kleiner teil der in A überlieferten strophen, den wir hier in C finden, doch ist daraus nicht zu schliefsen, dass die andern in der quelle AC fehlten, denn die strophen A 8—20 gehn in C bereits aus andern quellen voraus, der sammler hatte also keinen anlass, sie zu widerholen. nur A 7 (Ascheloie) fehlt in C. ebenso können die drei in A noch folgenden strophen 23—25 in der quelle AC gestanden haben, vielleicht sogar die letzte A 26; denn obschon sie in C nicht vorangeht, mochte der sammler sie hier auslassen, weil er sie bald nachher (C 70) aus einer andern quelle mit andern ihres tones bringt. drei noch folgende strophen (A 27—29) gehören dem truchsessen von Singenberg, dessen lieder in A auf die Morungens folgen.

Aus der quelle EC endlich stammen vermutlich einige strophen am schluss der sammlung C; zwar würden die beziehungen zwischen C und E in den liedern Morungens diese annahme kaum begründen können; aber die vergleichung mit der überlieferung der Waltherschen lieder rechtfertigt sie.

Das verhältnis zwischen C und A ist hiernach in den strophen C 57—64 unter einem andern gesichtspunct zu betrachten als in den vorhergehnden strophen. bei C 57—64 ist die frage: in welcher der beiden hss. ist die vorlage treuer erhalten? bei den andern strophen: welche der beiden hss. folgt der besseren vorlage? und bei den strophen, die C aus der quelle BC hat, ist nicht das verhältnis von C zu A ins auge zu fassen, sondern 1) das verhältnis von B zu C, dann das verhältnis der quelle BC : A. hätte der vf. diese puncte bedacht und aufserdem berücksichtigt, dass wir kein recht haben anzunehmen, dass die kleineren sammlungen, auf denen unsre hss. beruhen, in allen strophen einen gleich guten und zuverlässigen text boten, so würde seine untersuchung einen andern gang genommen und ihn schwerlich zu dem urteil geführt haben (s. 7): Haupt habe den mangel einer rationellen textkritik notgedrungen durch ein teils rein subjectives, teils mechanisches verfahren ersetzt.

Dass dies urteil ebenso töricht als dreist ist, brauch ich den lesern dieser zs. nicht zu sagen; ebenso wenig aber wird es sie überraschen, wenn ich dem vf. zugebe, dass er mit recht an vielen stellen die von Lachmann und Haupt in den text aufgenommenen lesarten der hss. B und C nicht anerkannt hat. denn

seit mehr als 30 jahren, seit Wackernagels und Riegers Walther-ausgabe, ist es wol ziemlich allgemein anerkannt, dass sowol in Lachmanns Walther als in MFr. der text der ältesten hs. A nicht gebührend gewürdigt ist. das ist also nichts neues; neu ist nur die fast blinde rücksichtslosigkeit, mit der der vf. für diese hs. eintritt. den text durchzugehn und bei jedem verse anzugeben, wo es mir nötig oder zulässig scheint eine lesart aus A aufzunehmen, möchte wol ziemlich unnütz sein. ich beschränke mich auf die fälle, wo der vf. durch seine übertriebene schätzung der überlieferung in A dazu geführt ist, ganze strophen zu verwerfen oder aufzunehmen.

In A sind im ganzen zehn töne überliefert; für die sechs ersten bietet die hs. je drei oder vier strophen, für die beiden folgenden zwei, für die beiden letzten nur je eine strophe. diese beiden einzelnen strophen (125, 19. 138, 25) erkennt L. als fragmente von liedern, die in C vollständig erhalten sind, an; dagegen verwirft er die plusstrophen, die C in den tönen 123, 34. 127, 1. 131, 25 hat.

Am wenigsten glaublich ist die interpolation von 127, 18—28. dass der text unverständlich und die gedankenentwicklung verkehrt sei, sucht L. vergebens darzuthun; man muss ihn nur richtig interpretieren und nicht verlangen, dass *doch* in v. 18 einen gegensatz bezeichne. der satz, den das wörtchen einleitet, dient zur bekräftigung und erläuterung des vorhergesagten, und die partikel ist hier ebenso wenig anstöfsig wie bei Reinmar 159, 25, wo man sie durch das schlecht verbürgte *des* hat ersetzen wollen. der sinn der beiden in C überlieferten strophen ist: 'wenn einer so lange in den tauben wald riefe, so würde ihm doch einmal antwort daraus zu teil werden. nun erhebt sich oft und von vielen seiten vor ihr klage über meine not, obwohl sie es nicht merkt. viele in der tat klagen ihr oft meinen kummer mit gesang[1]. sie aber hat, ach, entweder geschlafen oder nichts gehört, oder, wenn sie etwas gehört hat, allzu lange geschwiegen. ein sittich oder staar könnten in der zeit gelernt haben, minne zu sprechen. ich habe ihr nun so lange gedient! kann sie meine rede nicht verstehn? o nein, es sei denn, dass gott ein wunder an ihr zeigen will'. sinn und zusammenhang ist tadellos, in A dagegen vermisst man den gedanken, dass sie, tauber als der wald, nimmer antworte, sehr ungern; denn dieser gedanke ist grade die hauptsache. und wenn das übrig gebliebene allenfalls sinn gibt: wer wird glauben, ein interpolator habe den mangel der gedankenentwicklung so geschickt und vorsichtig gehoben, indem er der ersten strophe einen neuen abgesang, der andern einen aufgesang hinzufügte. nein, die überlieferung in A ist lückenhaft, vermutlich aus dem gedächtnis aufgezeichnet, und die änderung in v. 17 ergab sich

[1] nämlich insofern sie seine lieder vor ihr singen; anspielung auf die verbreitung des gesangs, vgl. Walther 41, 26. 53, 33.

als notwendig, weil der schreiber den abgesang der zweiten strophe an die stollen der ersten angeschlossen hatte.

Die beiden letzten strophen des liedes 123, 10 scheint L. schon angezweifelt zu haben, wenigstens deutet dahin seine bemerkung, sie seien unbedeutend und am ende verworren, aber was die verwirrung betrifft, so hat den schluss der zweiten strophe schon Gärtner (Germ. 8, 54) vortrefflich emendiert: *ez kom ir ze liebe oder ze leide,* eine emendation, die dann in einer von Michel s. 52 verglichenen stelle Bernarts von Ventadorn eine willkommne stütze gefunden hat; und für den schluss der vorletzten strophe genügt die von Paul (Beitr. 2, 548) vorgeschlagene änderung der interpunction. der gedankengang des liedes ist durch Gärtner und Michel genügend klar gelegt, und auch darin hat Gärtner sicherlich recht, dass der schluss der dritten strophe schon auf eine fortsetzung hinweist, wie sie die vierte gibt. in A ist das lied nicht nur verstümmelt, sondern auch in augenscheinlich schlechtem text überliefert. die herausgeber von MFr. sind in v. 123, 10. 14. 26—28 mit vollem recht der überlieferung in C gefolgt, ja mir scheint, dass auch in v. 25 aus C das prät. *tete* aufgenommen werden muss [1].

Besser begründet sind die zweifel an der echtheit von 132, 3—18, denn der klingende reim *sehen* : *vlêhen* ist allerdings sehr auffallend; nach dem durch viele stellen gesicherten gebrauch des dichters erwartet man *sên* : *vlên*. aber abgesehen von der möglichkeit einer textverderbnis in dieser nur in C überlieferten strophe: ist es denn schlechterdings unannehmbar, dass der dichter nicht ganz consequent in seiner sprache gewesen sei? an und für sich ist der reim *sëhen* : *vlêhen* durchaus nicht unglaublich. und in dem liede 130, 31 haben wir die 3 p. sg. *siht* (statt des sonst gebrauchten *sët*) im reime auf *niht* (vgl. L. s. 77); auch die form *wal* für *wol*, die Bartsch 131, 21 mit recht als echt ansieht, darf man in der strophe 127, 34 nicht in den reim setzen, weil dadurch der abgesang mit dem aufgesang gebunden würde, was in den übrigen strophen des tones nicht geschieht. auf keinen fall kann ich mich dazu entschliefsen, zwei strophen für unecht zu erklären, deren zierliche wendungen ganz im charakter der Morungenschen dichtung sind und die mit den auch in A überlieferten strophen in engem zusammenhang stehn. freilich nicht in der ordnung, in der die strophen in MFr. gedruckt sind. str. 132, 11 sollte auf die erste folgen, str. 132, 3 der zweiten vorangehn. in der ersten strophe wünscht der dichter,

[1] die klage des dichters, dass ihm nur ein gleichgiltiger grufs zu teil geworden, die zeit ohne freude und wonne zu lang, der gesang ohne freude elend sei, fass ich wie die an die gesellschaft gerichtete bitte, ihm einen neuen sang zu lehren, als mahnungen zur *milte* auf; ebenso wie die hoffnung am schluss des liedes: *lîhte wirt mir swære buoz,* und den ähnlichen schluss 139, 18.

die hüter möchten taub und blind sein, damit sie den verkehr mit der dame nicht hinderten[1]. daran schliefst sich (132, 11) die phantastische betrachtung, dass wol auch trotzdem verkehr möglich wäre, wenn sie sein denken für sprechen und sein trauern für klagen verstehn wollte; denn diese sprache würden die hüter nicht verstehn. ebenso deutlich findet str. 132, 3 in 131, 33 ihre fortsetzung. der sänger bittet die dame, dass sie den blick seiner augen als boten empfange und ihm ihr lachen als gruſs entbiete. aber, fährt er fort, nicht allen leuten dürfe sie lachen wie ihm. die str. 132, 19 wird man am passendsten auf 132, 11 folgen lassen, wie es in BC und in der ausgabe der fall ist. die vv. 132, 14—18 leiten auf die reflexion über das wesen der minne ganz natürlich über[2]. ich ordne also die strophen: 1. 4. 5. 3. 2.

Während die besprochenen echten strophen in A fehlen, bietet diese hs. zu dem tone 136, 25 eine plusstrophe, die schon erwähnte str. A 7, die Lemcke mit unrecht als echt in anspruch nimmt. ihre äuſsere gewähr ist sehr gering. denn da sie in der hs. C, die in diesem tone dieselbe quelle voraussetzt, fehlt, so ist anzunehmen, dass sie in der quelle AC noch nicht vorhanden war. sie steht ferner mit den besser verbürgten strophen in keinem zusammenhang, und die bekanntschaft mit Ovid lässt für sie denselben vf. annehmen, wie für die nur in p überlieferte strophe desselben tones, deren zuerst von Gottschau bemerkte unechtheit auch L. anerkennt. übrigens ist die überlieferung in p doch nicht wertlos; sie bietet für 136, 28 f einen text, der dem echten wol näher steht als der in AC: *wê der huote die der welte sô liehten schîn an ir hât benomen daz man sie sô selten schouwen lât.* die worte *schouwen lât* sind zwar offenbar ein schlechter ersatz für das in C überlieferte *sêt* — auch in A ist diese mundartliche form beseitigt — aber im übrigen dürfte die lesart richtig sein, mindestens bis zu dem worte *benomen*, denn nur so erhält man einen befriedigenden sinn (trotz Lemcke s. 86).

Schlieſslich erwähn ich noch das lied 130, 31, einen wechselgesang, der den abschied des geliebten zur voraussetzung hat. die erste strophe ist nur in B überliefert, in C aber ist, wie

[1] der anfang des liedes: *Ich bin iemer ander und niht eine der grôzen liebe, der ich nie wart frî* ist unzweifelhaft von Gottschau (PBb. 7, 346) richtig erklärt: 'ich bin mit bezug auf die liebe selbander, stets zu ihr gesellt'; die worte *der ich nie wart frî* sind zur erklärung der geistreichen wendung hinzugefügt. auch darin pflicht ich Gottschau bei, dass in v. 30 f die lesart von BC aufzunehmen ist.

[2] trotz der übereinstimmung aller hss. wird man in v. 21 *herzeleide* lesen müssen, oder lieber, in engerm anschluss an A: *leide wont mir dicke in mînem sinne.* das spiel mit den worten *liebe* und *leide* hat auch in v. 19 und 25 fehler veranlasst. dass aber der fehler allen drei hss. gemein ist, lässt vermuten, dass die sammlungen BC und A hier auf dieselbe vorlage zurückgehn, ebenso der gemeinsame fehler in der ersten strophe des folgenden liedes. die beiden lieder stehn in BC und in A unmittelbar nebeneinander, freilich in umgekehrter folge.

Apfelstedt in der Germ. 26, 218 mitteilte, raum für die fehlende strophe gelassen. Lemcke wagt es nicht ihre echtheit zu bestreiten, aber er bezweifelt sie doch. er vermutet, dass sie in der quelle BC fehlte, und dass beide schreiber aus der form des liedes den mangel anerkannten, C deshalb den platz für eine strophe frei hielt, B durch eigne dichtung nachhalf. anstöfsig ist die strophe allerdings, nicht nur weil sie die situation nicht erkennen lässt und keinen zusammenhang zum folgenden zeigt, sondern auch deshalb, weil sie denselben schluss hat wie die dritte strophe, so dass zwei strophen des liedes einen refrain haben, der den beiden andern fehlt. aber Lemckes ansicht ist mir doch nicht wahrscheinlich. denn nicht nur die widerkehr der beiden schlusszeilen und der mangel des zusammenhanges zwischen der ersten und den folgenden strophen befremdet, sondern auch der mangel der gedankenentwicklung in der ersten strophe selbst. die schlusszeilen passen sehr wol in die dritte, aber nicht in die erste strophe. man erwartet vielmehr, dass diese strophe in den gedanken ausliefe: 'ich habe geschworen ihr treu zu bleiben, mag ich auch von ihr getrennt sein', womit zugleich der zusammenhang mit dem folgenden hergestellt wäre. ich vermute daher, dass die strophe in der quelle BC nicht fehlte, sondern dass sie in ihr unvollständig oder zt. unlesbar war. das war der anlass, dass sie von C ausgelassen, von B auf wolfeile weise aus der dritten strophe ergänzt wurde. unecht sind also die zeilen 130, 37f.

Einen wesentlich andern charakter als Lemckes arbeit trägt die Rössners. er hat das ziel verfolgt, eine möglichst lebendige anschauung von dem dichter und seiner kunst zu gewinnen, sich mit hingebender liebe in seine lieder versenkt und allerlei arbeiten über den minnesang fleifsig zu rate gezogen. aber leider hat ihn das streben nach einer lebendigen anschauung offenbar viel mehr geleitet als nach einer beweisbaren. die phantasie hat ihm nach dem bedürfnis seines herzens eine sängergestalt geschaffen, die er nun in den liedern sucht und findet. R. sieht in Heinrich von Morungen nicht einen berufsdichter, sondern einen vornehmen, wolhabenden mann, der seit frühester jugend seinem fürsten nahe stand und im praktischen dienst sich anspruch auf seine anerkennung und dankbarkeit erwarb. die frouwe Heinrichs sei vielleicht eine schwester des markgrafen Dietrich von Meifsen gewesen; die liebe zu ihr möge ihn zurückgehalten haben, sich an einer kreuzfahrt zu beteiligen, und reue darüber habe ihn dann veranlasst, jene schenkung an das Thomaskloster in Leipzig zu machen, von der uns eine urkunde des markgrafen Dietrich kunde gibt, die einzige, in der Morungen vorkommt. der dienst der fürstin habe ihm keinen lohn eingetragen. die herrin sei, wie überhaupt das schöne geschlecht jener zeit, eitel und launisch gewesen, und so habe Heinrich bei gegebenem anlass sich im zorn seiner leidenschaftlichen natur folgend von seiner vornehmen geliebten ab

und einer andern zugewendet, bei der er volles liebesglück gefunden habe. die liedergruppe 141, 15—143, 3 lege dafür zeugnis ab; sie sei eine gelegenheitsdichtung im besten sinne, ein stück lebensfrischer poesie. — der vf. verhehlt sich nicht, dass man nicht für jede äufserung etwas entsprechendes im leben des dichters suchen dürfe, aber vielfach seien die lieder der minnesänger doch gewis aus dem verkehr der liebenden entsprungen, also teilweise real, und mehr als bei andern müsse man solche realität bei einem manne von der stellung Heinrichs von Morungen voraussetzen und bei einem dichter, dessen lieder so voll inniger, den leser ergreifender stimmung seien, so voll tiefen, zu herzen dringenden gefühls. der grad der realität sei bei den einzelnen dichtern verschieden; bei jedem einzelnen müsse er besonders untersucht werden. — ich muss die forderung einer solchen untersuchung ablehnen; ich müste es, selbst wenn ich die voraussetzung des vf.s teilte, dass Heinrich kein berufsdichter gewesen sei. die erste bedingung verständiger forschung ist, nur solche untersuchungen anzustellen, für die ausreichendes material vorligt. um die grenze zwischen wahrheit und dichtung in den minneliedern festzustellen, müsten wir die genauste kenntnis von dem leben der dichter haben, die uns überall fehlt. aus einer gleichung mit zehn unbekannten lassen sich bestimmte werte nicht ausrechnen.

Den versuch, im einzelnen durch kritik und eingehnde interpretation das verständnis der lieder Morungens zu fördern, macht der vf. nur selten und m. e. ohne glück. die annahme, dass die lieder 141, 15—143, 3 zu einer einheit zusammenzufassen sind, dass 142, 19 mit den folgenden strophen zu einem wechsel zu verbinden und nach 142, 32 eine mannstrophe ausgefallen sei, scheint mir willkürlich; ebenso in v. 128, 6 die änderung *sprichet* für das überlieferte *sprechent* (s. 5a). die einschiebung der negation *nę* in v. 144, 15 : *daz in nę des nie verdrôz* (s. 49a) ist sprachlich unmöglich. auch die gründe, mit denen s. 59 das von Bartsch in v. 131, 7 in den text gesetzte *nat* abgelehnt wird, zeigen geringe grammatische kenntnis und beruhen aufserdem auf der irrigen voraussetzung, dass *bat* in B überliefert sei. für 144, 9 : *ôwê, daz er sô dicke sich bî mir ersehen* [C, *entsehen* C[a]] *hât* weist R. s. 49a Pfaffs erklärung : 'er hat sich in mir gespiegelt' mit recht ab; aber seine eigne erklärung : 'ach, dass (was) er mich nur so oft angesehen hat!' entspricht auch weder den worten noch dem sinn; dem sinn allenfalls, aber schwerlich dem wort die übersetzung, die Lexer im wörterbuch gibt : 'sich in anschauung verlieren'. nach dem inhalt der strophe und ihrem verhältnis zum vorherghenden verlangt man einen ausdruck überwältigender liebesleidenschaft. vielleicht bietet die lesart von C[a] diesen sinn : 'ach, dass er durch meinen anblick so oft bezaubert, sein auge gebannt wurde!' (vgl. 126, 8 *von der elbe wirt entsehen vil manic man*). der schluss der strophe : *ez was ein*

wunder grôz, daz in des nie verdrôz würde dazu gut passen; freilich würde ein reflexives *sich entsehen* in der bedeutung 'sich bezaubern' voraussetzen, dass die eigentliche bedeutung von *entsehen* nicht mehr gefühlt wurde. — für das lied 139, 19 erkennt R. meine bemerkung (Anz. VII 268), dass in ihm drei bilder selbständig nebeneinander gestellt sind, als richtig an; aber ganz willkürlich erklärt er (s. 51 f) die drei bilder für traumgesichte und verlangt, dass das zweite hinter das dritte gestellt werde (s. 54 a); aufserdem bezeichnet er diese zweite strophe als dunkel. ich hatte s. z. erklärt, ihren abgesang nicht zu verstehn, und unverständlich erscheint er mir auch jetzt noch, obwol kaum ein zweifel bestehn kann, welchen sinn die strophe im ganzen haben muss. 'der schmerz', will er sagen, 'den die geliebte einst, als sie mich tot wähnte, gezeigt hat, war mir süfser als eine stunde ungestörten beisammenseins'. dem verbum *sich vermëzzen* wird man wol die ungewöhnliche bedeutung 'fälschlich annehmen' zuschreiben dürfen; aber unverständlich bleiben in den folgenden worten : *der vil lieben haz tuot mir baz* sowol das präs. *tuot* als das wort *haz*. die worte müssen eine bezeichnung der im aufgesang geschilderten situation enthalten; man verlangt *tete* und für *haz* ein wort, das 'trauer und wehklagen' bedeutet. vielleicht darf man das seltene md. *graz* vermuten (vgl. g. *grêtan* und an. *gráta* 'weinen', an. *grátr* 'das weinen'). an der ordnung der strophen ist nichts zu ändern; jede folgende drückt ein höheres mafs leidenschaftlicher erregung aus. die massive deutung, die R. dem schluss der zweiten strophe glaubt geben zu dürfen, entstellt das anmutige lied.

Bonn, 15 april 1899. W. WILMANNS.

Die sage vom heiligen Gral in ihrer entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. von EDUARD WECHSSLER. Halle a. S., Niemeyer, 1898. x und 212 ss. 8°. — 3 m.

In dem darstellenden teil hat Wechssler für einen gröfsern leserkreis auf 107 ss. kl. 8° 'die künstlerische entwicklungsgeschichte der sage [vom Gral] von ihrer entstehung bis auf die gegenwart herab in einheitlicher betrachtung zu schildern gesucht'. und als eine solche schilderung hat dieser teil seine guten eigenschaften. er ist mit grofser wärme und liebe zur sache geschrieben. ein mann kommt zu worte, der nicht nur viel über den gegenstand gelesen, sondern auch selbständig an der klärung der fragen sich beteiligt hat und noch ferner beteiligen will (vorwort VI). klar und übersichtlich legt W. die anfänge der sage vom Gral und der von Parzival dar, um sich dann mit den höhepuncten der fernern entwicklung zu beschäftigen nach beider vereinigung. er lässt Chrestien, Guiot-Wolfram, Wagner als die drei hauptträger und gestalter der sage in den vordergrund treten. was W. s. 92 ff bemerkt über den gegensatz und den zusammenhang zwischen dem Ring des Nibe-

lungen und dem Parsifal, trägt wesentlich dazu bei, den kern von Wagners idealem streben auch in litterarischer beziehung blofs zu legen. und methodisch sucht W. durch stets neue vergleiche der einzelnen phasen, personen und werke, durch hintansetzung des nebensächlichen dem leser den stoff näher zu bringen.

Aufser diesem hauptteil bietet W. 80 ss. 'Excurse und anmerkungen', in denen er den gebildeten durchschnittsleser über einzelne puncte näher aufklärt oder den fachleuten gegenüber rechnung ablegt über einige im texte gebotene aufstellungen. 20 ss. bibliographie und eine übersichtstafel über 'Die sechs bedeutungen des Grals in sämtlichen erhaltenen Graldichtungen' machen den schluss. —

In den excursen kommen äufserst heikle dinge zur sprache, die W. teils kategorisch auseinandersetzt (vgl. Roberts und WMaps Gralcyclen), teils vor den augen des lesers zu lösen sucht. W. bemüht sich, neuere und neuste untersuchungen und hypothesen weiter auszubauen, eigne gedanken zu begründen. es findet sich — der stoff führt teilweise dazu — viel hypothetisches. es begegnen aber auch beobachtungen, die m. e. bleibenden wert haben. hingewiesen sei auf die ansprechende ermittlung von zeit und ort der abfassung von Chrestiens Conte del Graal : ende 1180 oder 1181 in Paris, auf grund der wichtigen rolle, die Philipp vElsass um diese zeit als reichsverweser in Paris spielte (s. 148ff). —

Aber gerade diese excurse öffnen den blick für den wunden fleck dieses büchleins. wir sehen einen begabten mann an der arbeit, dem ein grofses mafs von scharfsinn zu gebote steht, aber der diesen scharfsinn nur gar zu oft nicht zu zügeln vermag. W. hat eine unwiderstehliche neigung zu combinieren. und hätte diese neigung immer gutes im gefolge, so würde ich sie lobend erwähnen. leider ist dem nicht so. namentlich gegen einen excurs muss ich energisch verwahrung einlegen, weil es hier einen hauptpunct der deutschen litteraturgeschichte betrifft, und das zum teil durch falsche combinationen und unberechtigte schlussfolgerungen gewonnene blendende ergebnis in dem darstellenden teil als unzweifelhaftes factum in einer weise aufgebauscht wird, die jedes erlaubte mafs überschreitet und die ungelehrten leser, für die doch dieser teil bestimmt ist, ganz irre führt.

Hab ich richtig gelesen, was auf s. 75—80 und s. 164—178 gedruckt steht, so glaubt W., dass er das verhältnis zwischen Chrestien, Kiot und Wolfram endgültig gelöst hat. 'klar und deutlich erkennen wir zwei scharf ausgeprägte dichterische persönlichkeiten, zwei dichter von durchaus verschiedener art', heifst es s. 75 in dem darstellenden teil von Kiot und Wolfram. Kiots werk ist nach W. 'ein ganzes von bewunderswertem, einzigartig geschlossenem aufbau, und doch der mannigfaltigkeit nicht entbehrend : einem gotischen dom vergleichbar, in dessen weiten hallen und zahllosen capellen wir uns zu verlieren fürchten;

aber wo immer wir stehn mögen, wird unser blick zurückgelenkt nach dem hochaltar im heiligen chor, dorthin, wo der Gral mit dem blute des erlösers in himmlischem lichte erglüht. wie anders Wolfram! er hält sein auge nicht fest auf jenes lebensziel des helden gerichtet, als den einen, unverrückbaren mittelpunct der erzählung; in sorglosem gefallen ergeht er sich in den vorhallen und seitengängen. ungewohnt ist es ihm, ein großes ganzes mit umfassendem blick zu überschauen; wol aber hat er gelernt, sich in jedes einzelne bild, das sich ihm darbietet, mit liebevollem blick ganz zu versenken. wir sehen, ein gegensatz mannigfachster art, beruhend auf der verschiedenheit von nationalität, bildung und stand, künstlerischer eigenart, technik und stil' (s. 77 f). — es ist interessant, mit diesem erguss, der an entschiedenheit nichts zu wünschen übrig lässt, die auffassung von WHertz zu vergleichen, der seiner kurz vor W.s büchlein erschienenen Parzivalbearbeitung (Stuttgart 1898) eine reichhaltige, gleichfalls als einführung in die sage bestimmte abhandlung und eine anzahl wertvoller anmerkungen beigegeben hat. wie vorsichtig, wie schwankend ist dieser gelehrte immer noch trotz seiner langjährigen beschäftigung mit dem Parzivalstoff und trotz seiner vielseitigen sagenkenntnisse. wie zögernd immer noch spricht er sich s. 417—419 für Kiot aus, mit dem zusatz, dass man über das verhältnis zwischen Kiot und Wolfram wol nie ins klare kommen werde, so zögernd, dass er s. 447—452 bei der charakterisierung von Wolframs Parzival den Kiot garnicht mehr zu berücksichtigen scheint. wir fragen also, welche neuen argumente W. entdeckt haben kann, die ihn zu den obigen sätzen und zu dem entschiedenen ton berechtigten, in einer materie, die auch nach Heinzels eingehnder zusammenstellung noch so viele leugner und zweifler zählt und trotz erneuter durchforschung die zweifel nicht verscheucht, das verworrene nicht entknäuelt.

W. motiviert in den excursen 95 u. 96 s. 164—178 ausführlich seine ansicht über Kiot. sein beweismaterial umfasst die erdrückende masse von 18 puncten, von denen einige sogar wider mehrere unterstellen enthalten. der autor gliedert diese masse in 4 hauptgruppen A—D. die 7 ersten puncte, die gruppe A, widerlegen die gründe, die gegen die existenz des Kiot vorgebracht worden sind und für die alleinige benutzung Chrestiens durch Wolfram sprechen sollen. die beweisführung richtet sich besonders gegen Zarncke und Birch-Hirschfeld. die 4 puncte der gruppe B führen zu dem ergebnis, 'die Wolfram gegenüber Chrestien eigentümlichen teile stammen aus einer quelle'. die 3 puncte der gruppe C beweisen, 'dass Wolfram auch in den mit Chrestien parallel laufenden abschnitten eine andere französische vorlage als diesen benutzt hat'. in der gruppe D endlich, die letzten 4 puncte umfassend, — von denen die 3 ersten 'drei unwiderlegliche argumente' sind, und der vierte einige gründe von

psychologischer art enthält, die W. wie er sagt so hoch stellt, dass er sie in seiner darstellung allein angeführt hat, — wird bewiesen, dass Wolfram sowol in den partien, die nicht bei Chr. vorkommen, als in denen, die sich bei Chr. finden, 'einer und derselben vorlage, eben dem Guiot gefolgt ist'.

Es ligt mir fern, die prüfung jedes der 18 argumente hier vorzulegen. nur von denen, in welchen W. sich als neuen pfadfinder betrachtet, greif ich einige charakteristische heraus.

A 1 (s. 165). weil Wolfram sich nicht blofs auf Kiot beruft, sondern sogar die quellen des Kiot angibt, 'das arabische Gralbuch des Flegetanis von Toledo und die Chronik von Anjou', ist dies nach W. ein beweis, dass Wolfram dem Kiot folgte, denn sonst würde Wolfram sich auf die angabe des namens Kiot allein beschränkt haben, 'so weitgehnde quellenkritik übten Wolframs hörer sicher nicht, und gerade ihm wäre dergleichen übertriebene vorsicht gewis zuletzt zuzutrauen'. durch diese aufstellung zeigt W., dass er seine gründe nicht vorsichtig abwägt. gegen W.s gegengrund lässt sich eben dreierlei einwenden. 1) Wolfram ist in der aufführung seiner quellen unberechenbar. wir können ihm falsche angaben nachweisen: so sagt er 826, 21 f, dass, wenn man die sage vom Schwanritter r i c h t i g erzählen wolle, der wunderbare ritter der sohn Parzivals gewesen sei, und doch scheint die gestalt der version von Wolfram selbst herzurühren und sind die namen Loherangrin und Brabant gewis von ihm (Zs. 42, 25 ff). 416, 19 beruft Wolfram sich auf Kiot, obgleich er das, was Kiot gesagt haben sollte, der Eneide Veldekes entnahm (OBehaghel im Littbl. f. germ. u. rom. phil. 1898 s. 263; dagegen SSinger Bemerkungen zu Wolframs Parzival, Halle 1898, s. 22). vgl. dazu noch Willehalm 125, 20. — 2) *Ze Anschouwe er* (Kiot) *diu mære vant*, sagt Wolfram 455, 12. aber was ist zu halten von einem manne, der *ze Britâne* und anderswo, *ze Francriche unt in Irlant* die landeschroniken las, der auch in Anjou die chroniken des landes gelesen haben soll, denn er las von Mazadan *mit wârheite sunder wân*, und doch nicht einmal den richtigen namen der hauptstadt Anjous kannte (B e a l z e n a n für Angers), der trotz seiner bekanntschaft mit dem lande Anjou und seiner geschichte die grafen von Anjou zu königen macht, sie noch vor Gahmuret aus Aremorica oder sonst aus Keltenland herstammen lässt[1], die angevinische sage von der wasserfee so erzählt, dass niemand sie erkennt und man ihm in Anjou kaum dankbar dafür gewesen sein kann (vgl. über diese sage Hertz aao. 474 ff), der nicht einmal das richtige wappen des landesfürsten angibt[2], der nichts bietet, was an das locale Anjous er-

[1] Parz. 56, 11: *der* (Addanz) *was von arde ein Bertûn.*

[2] Parz. 101, 7 f: *dez pantel, daz sîn* (Gahmurets) *vater truoc, von zobele ûf sînen schilt man sluoc.* Anjou kannte keinen panther im wappen. Hortzschansky hat aber in Zs. f. d. ph. 12, 73 ff (1881) den panther als anspielung auf das wappen Heinrichs II als könig von England in anspruch

innert? kurz, was ist zu halten von einem Kiot, der von so vielen ein eingehndes studium gemacht haben soll und doch mit den einfachsten umständen und attributen dieses landes unbekannt ist? es sind alte bedenken, die W. aber bei seinem kriterium nicht berücksichtigt. 3) ebenso verliert W. kein wort über den schalk Wolfram in der beschreibung des Kiot (453—455) und über die folgerungen, die sich daraus ziehen lassen: Kiot war glücklicherweise ein Christ, sonst hätte er die zufällig zu Toledo entdeckte heidnische schrift des jüdisch-heidnischen Flegetanis aus der zeit Christi nicht lesen können, und wäre die welt jetzt noch in unkenntnis über den Gral gewesen; Kiot behandelte also die sage vom Gral zuerst, aus seinem werk haben demnach die andern bearbeiter geschöpft, und doch bewahren diese altertümlichere züge; Kiot untersucht rastlos und doch fördert er nur sehr zweifelhaftes zu tage; er war ein *meister wol bekant*, und doch ist uns von ihm sonst keine kunde erhalten.

Ich schliefse hier gleich argument D 3 (s. 173 ff) an, weil das haus Anjou in diesem argument einen breiten raum einnimmt, und man doch bei schlüssen aus diesem Anjou m. e. die gröste vorsicht zu beachten hat. diese vorsicht habe ich bei W. zu

genommen, da der panther von jeher zum englischen wappen gehört und Guiot eine höfische schmeichelei beabsichtigt habe. H. hat dabei viererlei aufser acht gelassen. 1) Wolfram gibt dem Gahmuret nur einen panther in das wappen und diesen nennt er 'von zobele' dh. schwarz, — das wappen der englischen könige waren zwei (drei) nicht schwarze, sondern goldene panther in rot; 2) ist es wol glaublich, dass ein mann, der speciell das haus Anjou in seinen anfängen verherlichen wollte, gerade diesem Anjou eine figur ins wappen gegeben haben sollte, von der jeder in Anjou wuste, dass erst Heinrich II als englischer könig sie führte? und dazu noch mit falscher farbe und in der einzahl, sodass schon dadurch der zusammenhang mit dem englischen haus nicht hervortrat; 3) ist der panther eine anspielung, so muss auch das wappen, welches Gahmuret zuerst führte 'in grün einen anker von hermelin mit darum geflochtenem seil' (14, 12 ff) irgend welche beziehung haben zu Anjou, England oder einem verwanten geschlecht. ein höfischer schmeichler geht auf deutliche bezüge aus; 4) abgesehen von diesem punct macht noch etwas andres aus der heraldik es unannehmbar, dass ein dichter, der Heinrich II und seinem hof sehr nahe stand, die quelle Wolframs gewesen sei. Heinrich II ist wahrscheinlich der erste gewesen, der ein 'badge' hatte, dh. ein bestimmtes zeichen, woran man ihn und die seinen erkannte und das durch nichts an das eigentliche wappen erinnerte. die 'badges' spielten in der englischen heraldik eine wichtige rolle: die Plantagenets sind nach einem solchen benannt worden. zuerst hatte Heinrich II eine goldene escarbuncle als 'badge', später einen ginsterstrauch. hat nun Guiot würklich einen schwarzen panther mit rücksicht auf Heinrich II gewählt, so wundert man sich, dass er seinen hauptshelden, Gahmuret, Parzival, nicht auch den neigungen Heinrichs II entsprechende 'badges' gibt, wodurch sie unabhängig von ihren wappen erkennbar waren. — aus alledem folgt, dass der eine schwarze panther von einem manne herrührt, der Anjou, Heinrich II und dem englischen königshaus fern stand. vielleicht erklärt sich der gebrauch des panthers bei Wolfram dadurch, dass er ungenügende kunde über das wappen des hauses Anjou einzog. — jedesfalls stimmt das von Wolfram angegebene wappen weder zu Anjou noch zu England. (für die heraldischen angaben dieser note s. die einleitung von BBurke in dessen General armory of England usw., London 1878.)

meinem bedauern nicht gefunden. — D 3 gehört zu den drei 'unwiderleglichen argumenten', dass Wolfram nur dem Kiot gefolgt ist. W. hat in D 1 auf die einheitliche composition der vorlage Wolframs gewiesen, die Wolfram 'so wenig zu würdigen und zu bewahren verstand, dass er den planmäfsigen aufbau des ganzen durch viele auslassungen oder lyrisch-didaktische einschaltungen fast unkenntlich machte'. in D 2 hat W. die kunstreiche einheit der handelnden personen betont, indem 'alle wichtigeren personen des epos zu einer gewaltigen doppelfamilie vereinigt sind': Gralgeschlecht und Artusgeschlecht vereinigen sich im Parzival. nun fährt W. in D 3 also fort: 'dieser wunderbare stammbaum des Gral-Artusgeschlechts gipfelt aber in zwei historischen geschlechtern, den herzogen von Bouillon und den englischen königen aus dem hause Anjou'. — so sieht es in der tat nach Wolfram aus. die namen Anschouwe, Anschevin finden sich unzählige male bei Wolfram. aber dieser selbe Wolfram hat auch den namen Loherangrin für einen der söhne Parzivals, den gleichen namen für den Schwanritter, Brabant und nicht Bouillon für das gebiet des Schwanritters und Antwerpen für das sonst überlieferte Nimwegen (Mainz) als ort der landung des Schwanritters. wir erkennen ferner die sage vom Schwanritter nicht als einen beliebigen anhang zum Parzival, sondern als eine künstlerische ergänzung, als einen notwendigen ausfluss vom Parz. 493, 15 ff, wofür sich sonst keine andre sage geboten hätte, ja in vollem einklang damit. und wir erinnerten soeben daran, dass in dem Parzival der name der hauptstadt Anjous nicht stimmt, das wappen nicht, der titel nicht, andres nicht, kein ort ferner an Anjou mahnt, dass die localisierung der sage schwankend ist oder viel zu ausgedehnt, als dass ein specielles Anjou dafür in anspruch genommen werden dürfte. der vermeintliche zusammenhang beruht nur auf den namen Anschouwe und Anschevin. wenn es auf eine absichtliche verherlichung Anjous abgesehen gewesen wäre, sollten da alle deutlichen bezüge aus der vorlage bei Wolfram geschwunden sein? und wenn Kiot Bouillon genannt hat und Wolfram dafür Brabant einsetzte, wenn Kiot bezug nahm auf Jerusalem und Wolfram hier ausliefs — was nicht sehr wahrscheinlich ist, da die version zu sehr zu den worten Trevrezents stimmt — dürfen wir dann wol noch Anjou so stark betonen? kurz, wir sind gar nicht sicher, dass Wolfram Anjou in seiner quelle gefunden hat. W. muss das selbst gefühlt haben. er weist auf mehreres in der geschichte Anjous, was seine entsprechung finden soll im Parzival. und dabei hab ich mich nur gewundert, wie ein mann mit dem scharfsinn und der belesenheit W.s diese entsprechungen, dh. diese seine combinationen 'unbedingt entscheidend' hat nennen können für die richtigkeit der ansicht, dass Kiot Anjou und Heinrich II von England hat verherlichen wollen. die entsprechungen sind sämtlich wertlos.

1) Allerdings war 1154—1189 ein graf von Anjou zugleich könig von England, Heinrich II: und bei Wolfram herscht Kardeiz der sohn Parzivals über Wales (Waleis und Norgals) und das königreich Anjou. — nun war Kiot in den angevinischen chroniken zu hause oder war es nicht. war ersteres der fall, so wuste er mit bestimmtheit, dass nie und nimmer die vorfahren Heinrichs irgend welche rechte auf Wales gehabt oder beansprucht hatten. kannte er sie nicht, so treten Anjou, die Normandie und England bei Heinrich so stark hervor, dass Kiot Wales nicht als stammland der grafen von Anjou genommen haben würde, falls er es nicht schon in der sage an sich vorgefunden hätte. ein dichter, der Anjou in die sage einführte, nahm also keine rücksicht darauf, dass Heinrich II auch über England und Anjou herschte, oder wählte den stoff nicht etwa, weil er mit Wales eine andeutung auf England beabsichtigte. wie wenig übrigens dem dichter Wales und Anjou als bewuste parallele zu England und Anjou vorschwebte, zeigt auch, dass das meer gar keine rolle spielt. unklar sind bei Wolfram die geographischen verhältnisse, von schiffen etwa zur verbindung zwischen der Normandie und England (Wales) ist nie die rede. hätte der dichter ein andres land als Wales gefunden, so hätte er dieses ebenso genommen wie jetzt Wales. Anjou + Wales der sage und Anjou + England in der geschichte bilden keine mit bewustsein geschaffene parallele.

2) Heinrich II empfing von mütterlicher seite England, von väterlicher sein stammland Anjou : so erbte auch Parzival Waleis und Norgals von der mutter Herzeloyde, Anschouwe von seinem vater Gahmuret. — soeben entsprach Heinrich II dem Kardeiz, jetzt dem Parzival. freilich würde die parallele im vorliegenden fall gar schlecht zu Kardeiz passen, denn dieser erhielt alles von seinem vater, Anjou sowol als Wales, ebenso wie vorher Parzival nicht gepasst hätte. um aber die unhaltbarkeit der 'parallele' recht zu empfinden, betrachte man zur vergleichung die verhältnisse, die speciell von Kiot herrühren sollen. hier müssen sich doch besonders überzeugende parallelen finden. Kiot soll ja mit rücksicht auf Anjou nach parallelen gesucht haben. Feirefiz und Gahmuret sind specielle schöpfungen Kiots. sie stehn Parzival nahe wie keine : der vater und der halbbruder. hatte Heinrich II oder irgend einer seiner vorfahren auch so eine art schwarzweifsen verwanten, der im orient safs? hatte sich Heinrichs II vater oder einer seines geschlechts auch auf die seiten eines fürsten im orient gestellt, wie Gahmuret? warum sollte bei Gahmuret und Feirefiz Agloval eingewürkt haben und andres nach zeitgenössischen verhältnissen gebildet sein? Gahmuret schlug die Anflise von Frankreich aus und nahm die Herzeloyde, war das etwa ein seitenhieb auf Heinrichs vermählung mit der Eleonore? Kiot machte Gahmuret zum jüngsten sohn seines hauses, der erst nach vielen abenteuern und nach dem tode seines bruders

könig von Anschouwe wurde. welche entsprechungen liegen hier vor? es sind lauter verhältnisse, die als Kiot eigentümlich betrachtet werden und 'in der sage nicht begründet waren'. und dass bei dem mit bewustsein seine parallelen ausführenden Kiot so wenig zu bemerken ist von der Normandie, dem alten stammland der könige von England! oder dürfen wir uns nur auf die parallelen beschränken, die von weitem stimmen?

3) Bei Wolfram will der usurpator Lähelin dem Parzival sein mütterliches erbe Waleis und Norgals abgewinnen: so hatte auch Heinrichs II mutter ihre streitigkeit wegen England mit könig Stephan und andern. — wagen wir uns nun wider einen schritt weiter in diese zusammenstellung. Herzeloyde verlor ihr gebiet nach dem tode ihres gatten (nicht in der sage begründet), Mathilde nach dem tode ihres vaters; Herzeloyde trug ihr geschick mit ergebung in der einsamkeit, Mathilde gieng einer kriegerischen furie gleich nach England hinüber und vertrat ihr recht energisch mit den waffen. war es widerum ein seitenhieb des friedfertigen Kiot, dieses mal gegen Heinrichs kriegerische mutter gerichtet? hätte Kiot eine verherlichung Anjous beabsichtigt, so hätte er wol die Herzeloyde der Mathilde etwas ähnlicher gemacht, denn er änderte so vieles und schuf so manches neue. vor allem, warum hat er denn, die parallele recht einleuchtend zu machen, nicht Wales und Norgals als angestammte länder angeführt, wie England der Mathilde gehörte?

4) 'Wie Heinrichs II mutter Mathilde mit Gottfried von Anjou, so war auch Herzeloyde mit Gahmuret in zweiter ehe vermählt'. — Mathilde war in der tat erst die gemahlin Heinrichs V von Deutschland gewesen; die ehe war, was W. merkwürdigerweise für die parallele nicht erwähnt, kinderlos geblieben. aber wenn Kiot die Herzeloyde absichtlich zweimal heiraten lässt, weil auch Heinrichs mutter zweimal heiratete, sollte bei so bewuster paralle Kiot die erste ehe nur flüchtig erwähnt haben, und von diesem hohen kaisertum oder von der hohen würde des ersten gemahls nichts übrig geblieben sein als ein schattenartiger könig Castis? wir wissen ja, welches gewicht die 1167 gestorbene Mathilde auf diese erste ehe legte, wie sie 1127 nur widerwillig die gemahlin des grafensohnes von Anjou ward, sie die kaiserin, wie sie sogar bald darauf entfloh, um sich dann zu guter letzt doch mit ihrem lose allmählich auszusöhnen. und endlich, falls hier eine absichtliche parallele vorligt, wie steht es denn um Gahmuret, den Kiot eigens zum vater Parzivals machte? der heiratete doch auch zweimal und Heinrichs II vater nur einmal. — die erklärung für die zweimalige vermählung der Herzeloyde scheint mir übrigens diese zu sein: wenn Trevrezent 494, 19 zu Parzival sagt: *dîne muoter gap man im* (= Castis) *ze konen, er solt ab niht ir minne wonen: der tôt in ê leite in daz grap*, so mag das von Wolfram (oder seiner vorlage?) ein kunstgriff ge-

wesen sein, sich aus der klemme zu retten. ausführlich findet sich im II buch Gahmurets werbung erzählt. G. fand die H. als jungfräuliche königin von Norgals und Waleis, die sich selbst als preis des turniers anbot. dass sie witwe war, dass sie von dem Gralgeschlecht stammte, dass sie durch einen ersten gemahl Waleis und Norgals erwarb, davon findet sich im II und III buch, wo doch des öftern dazu gelegenheit war davon zu berichten, nicht die leiseste andeutung. erst im IX buch, als Parzival dem Trevrezent gegenüber steht, als Trevrezent die geheimnisse des Grals enthüllt, folgt auf die bis jetzt in andern Gralromanen noch nicht vorgefundene mitteilung, dass die Graljungfrauen öffentlich vergeben werden, auch sofort die angabe, dass die Herzeloyde von Castis geholt worden sei, als wollte der dichter dem einwand vorbeugen gegen das, was er im II buch erzählt hatte, dass Gahmuret dennoch die Herzeloyde in andrer weise erwarb. Castis habe die ehe aber nicht vollziehen können, er habe seiner witwe aber sein gebiet hinterlassen. so heben diese besondren bemerkungen über Herzeloyde nach den allgemeinen über die Graljungfrauen jegliches bedenken gegen buch II. — mag nun diese deutung richtig sein oder nicht[1], die parallele mit den zwei männern der Mathilde ist schon aus den andern gründen wertlos. auf die verschiedenheit der charaktere zwischen Herzeloyde und Mathilde hab ich schon gewiesen. — wenn W. jetzt ausruft: 'können diese höchst merkwürdigen übereinstimmungen, die in der sage nicht begründet waren, auf einem zufall beruhen?' so müssen wir leider antworten, dass es überhaupt keine übereinstimmungen sind.

5) Eine parallele W.s hab ich für zuletzt aufgehoben. sie rührt nicht von W. her, wird vielmehr schon seit jahren angeführt. sie ist aber der grundstock, an welchen W.s 'merkwürdige übereinstimmungen' anschossen, und sie hat etwas bestechendes. der grofsvater Heinrichs II, Fulko V, war 1109—1129 graf von Anjou gewesen und dann 1131—1142 könig von Jerusalem, indem er die tochter Balduins II, des dritten königs von Jerusalem, der nur sehr weitläufig mit Gottfried von Bouillon und Balduin I verwant war, zur gemahlin nahm. Fulkos sohn aus erster ehe Gottfried, der vater Heinrichs II von England, folgte seinem vater seit 1129 in Anjou, Fulkos beide söhne aus der zweiten ehe waren nacheinander könige von Jerusalem. so war Fulko V der stammvater des hauses Anjou und der könige von Jerusalem, die von 1142—1173 regierten. in gleicher weise hat man gesagt, sei auch bei Wolfram Parzival der stammvater des hauses Anjou und des hauses der könige von Jerusalem, indem Kardeiz Anjou und Wales erbt, Loherangrin der Schwanritter wird. und so hat man einen greifbaren beweis zu finden ge-

[1] ist sie richtig, so findet sich dadurch die annahme bestätigt, dass die bruchstücke des Titurel nach dem Parzival entstanden.

meint, dass nur ein dichter, der Anjou verherlichen wollte, auf diesen gedanken hat kommen können. — gerade dieser ganz am ende von Wolframs Parzival vorkommende Schwanritter macht diese ansicht nicht gerade wahrscheinlich. bei Wolfram ist die version der sage vom Schwanritter, wie ich schon oben sagte, eine wol berechnete ausführung von Parzival 494, 7 ff. hat Kiot die stelle Trevrezents und auch den Schwanritter schon gehabt, ist Wolfram also der übersetzer, so sind wir hier sicher, dass Wolfram, der, wie W. sich ausdrückt, gar keinen sinn für den architektonischen bau des ganzen hatte, in dem gang der handlung nichts ausgelassen hat, denn die von Trevrezent 494 angegebenen züge, und nur diese, finden sich in der version wider, mit ausnahme der frage, die aus der sage beibehalten blieb. hätte Kiot nur genealogische absichten gehabt, so würde er als lobredner des hauses Anjou das verhältnis weit schärfer betont haben, vor allem hätte er Jerusalem hervorgehoben, hätte nicht von den drei brüdern geschwiegen, von denen zwei könige von Jerusalem wurden, er hätte im einklange mit der sage dem Schwanritter nicht mehrere kinder gegeben, von denen er nichts andres zu berichten wuste, als dass sie 'schöne kinder' waren, sondern wie sonst, wie auch nachher bei Gerbert, nur eine tochter, aus der eben die drei brüder hervorgiengen, wie auch wider bei Gerbert[1], er hätte die würksame erscheinung des Schwanritters als göttlichen bringers des rechts wol kaum weggelassen. welch merkwürdiger mann war doch dieser Kiot! Anjou wollte er verherlichen, er tat es aber so, dass man in Anjou von der verherlichung nichts bemerkte, es sei denn durch die namen Anschouwe Anschevîn, oder gar anstofs daran nehmen konnte, wie er die wasserfrau unkenntlich machte und den zusammenhang mit Jerusalem. — nur künstlerische, nicht genealogische rücksicht hat den dichter geleitet, der zuerst den Schwanritter im sinne Wolframs behandelte. da ferner alles darauf weist, dass dieser mann, der die sage vom Schwanritter mit gröster freiheit umgestaltete, dem lande Anjou fern stand, so muss ich das Anschouwe Anschevîn für die erfindung eines dichters halten, der nicht in Frankreich lebte. ob bei solcher bewantnis der dinge das Anschouwe Anschevîn darauf beruhe, dass ganz am anfang des 13 jhs. Otto von Braunschweig in voller macht dastand, dass der politisch unfeste Hermann von Thüringen nur gezwungen die hoheit Philipps von Schwaben anerkannte, dass Wolfram seinen Parzival anfieng, bevor die glückssonne Ottos sich neigte, und dass Wolfram, sobald er in einigen partien mit Anschouwe angefangen hatte, genötigt war damit fortzufahren, ebenso wie ihm nichts andres übrig blieb als den Schwanritter Loherangrin zu nennen, da er diesen zu einem sohne Parzivals machte, — eine entscheidung in dieser richtung muss ich kühnern

[1] vgl. über Gerberts version Zs. 42, 47 ff.

überlassen. — was uns hier angeht, ist nur dieses: das 'unwiderlegliche' D 3 ist eines der unglücklichsten argumente, um einen Kiot zu beweisen, es ist überhaupt kein argument.

Noch einen andern punct, auf dessen lösung in der Kiotfrage sich W. etwas zu gute tut, will ich besprechen. dieses mal handelt es sich nicht um parallelen oder geschichte von Anjou.

In A 6 (s. 167) richtet sich W. gegen die schon sonst angegriffene folgerung Birch-Hirschfelds, dass Wolfram, da er den Gral schlechthin einen 'stein' nenne und nicht schale oder schüssel, 'deutlich verrate, wie ihn seine unvollständige quelle in völlige ratlosigkeit versetzt habe'. W. will zeigen, dass diese ratlosigkeit doch nicht so grofs gewesen sein könne, denn 'sobald wir den text Wolframs genauer prüfen, finden wir seine vorstellungen im völligen einklang mit andern französischen Gralromanen'. — sieht man nun aber näher zu, so beweist der von W. aufgedeckte 'völlige einklang' schon wider sehr wenig oder vielmehr gar nichts. wenn die bedeutung des Grales als wunschgefäfs bei Chrestien nicht hervortritt, wol aber bei Wolfram, muss [illegible] in der tat Wolfram diese auffassung in einem andern Gral- [illegible] erfahren haben? müssen wir denn würklich annehmen, [illegible] man in der damaligen deutschen dichterwelt und in den [illegible], wo Wolfram hinkam, unter keinen umständen von dem [illegible] gehört haben kann, das in Frankreich schon seit jahr- [illegible] behandlung fand (vgl. Wechssler s. 2), [illegible] gerade die eigenschaft von dem 'tischlein deck [illegible] besonders festgehalten worden [illegible] — [illegible] W. [illegible] dem könig ein tisch hingestellt [illegible] Chrestien [illegible] nachher der Gral zu [illegible] Chrestien, weil die einzelnen acte [illegible] des tisches und des Grals processionartig und [illegible] und weil der Gral nach W. bei [illegible] mit dem Gral ein nach- [illegible] diese übereinstimmung würk- [illegible] man den tisch feierlich vor den [illegible] schmuck ist, in einem [illegible] unter umständen, die den [illegible] erfüllen, indem nun [illegible] schliefsen: wenn der [illegible] sage auf den tisch gestellt worden [illegible] W. [illegible] auf den gedanken gekommen [illegible] W. [illegible] dem war auch den Willehalm [illegible] — [illegible] an dieses werk zu er- [illegible] — [illegible] so mechanischer dichter, [illegible] müssen, die bei Chrestien ge- [illegible] weisen so umzugestalten, wie [illegible] nur um die hinstellung des

Grals auf den tisch. ja, wenn etwa ein fisch dazu käme oder Wolfram etwa die lanze hinzugefügt hätte, falls diese sich nicht schon bei Chrestien fand. — ferner sagt W., kann Wolfram mit dem Gral nicht einen bloſsen stein gemeint haben, sondern eine schüssel oder schale, und dafür soll beweisend sein 'wie alljährlich eine taube vom himmel kommt um eine hostie in den Gral zu legen'. aber steht denn im texte 'in den stein'? 470,4 ff *ûf den stein diu* (*tûbe*) *bringet ein kleine wize oblát. ûf dem steine sie die lát . . . immer alle karfritage bringet se ûf den stein* . . . . ich weiſs wol, dass *ûf* = 'in' sein kann und dass *stein* nicht einfach 'stein' zu bedeuten braucht. aber an keiner stelle, namentlich nicht beim holen der speisen, gewinnt man den eindruck, dass man sich aus dem stein etwas nimmt, etwa im sinne des *gradalis* bei Helinand. und hier darf ich wol auf einen satz Heinzels weisen, der auf den auch von W. angeführten ss. 13—20 eines aufsatzes über Parzival von dem Gral als 'stein' handelt : 'gleichwol [nach erwägung der umstände, dass Wolfram ein gefäſs gemeint. haben kann] ist es unwahrscheinlich, dass dann Wolfram nie einen ausdruck gebraucht hätte, der dem leser verriete, welche form dieser stein hatte. so hielt er [Wolfram] ihn wol für einen formlosen stein' (s. 19). — wenn also W. nach der behandlung des Grals = stein ausruft: 'damit ist auch das letzte und, wie es schien, sicherste der sechs kriterien gefallen, die gegen die existenz des Kiot aufgestellt worden sind', so befind ich mich von neuem in der traurigen lage, constatieren zu müssen, dass W. widerum zu voreilig zu seiner folgerung geschritten ist, und seine auseinandersetzung uns um keinen schritt weiter gebracht hat. die von Wolfram dem 'steine' dh. dem Grale beigelegten eigenschaften sind der art, dass sie auf keine schale und auf keine besondere vorlage zu weisen brauchen, wenn er Chrestien schon kannte für den verlauf der handlung.

Die besprechung der übrigen argumente unterlass ich. mein gesamteindruck ist der, dass W. die argumente für seinen Kiot und was damit zusammenhängt einer gründlichen revision unterziehen muss, und was dann nach dieser revision übrig bleibt, wird wol kaum mehr sein, als was schon immer für die existenz des Kiot angeführt worden ist. die partie im texte von Guiot und Wolfram (ss. 75—80) beruht demnach auf schlussfolgerungen aus einem nicht kritisch gesichteten material. ich fürchte, dass WHertz noch lange recht behalten wird : 'es bleiben uns nur vermutungen; zu klarer gewisheit wird die forschung wol nie gelangen' (s. 419). Hertz spricht sogar von stimmungssache (s. 418). — und falls W. den Kiot endgültig bewiesen, jede skepsis zum schweigen gebracht hätte, was berechtigt ihn dazu zu behaupten, dass dieser Kiot sich den Gral mit dem blute des erlösers gedacht, oder dass Kiot die handlung in architekto-

nischer geschlossenheit aufgebaut, Wolfram diesen bau verdorben habe?

Ich habe das büchlein aus der hand gelegt mit dem gefühl, dass reiche belesenheit, selbständige forschung, freude an der combination, die kunst der darstellung und des wortes am ende doch nicht ausreichen, eine allseitig ausgereifte frucht zu erzeugen, und so fass ich mein urteil über W.s leistung in bezug auf den inhalt also zusammen: der für den grofsen leserkreis bestimmte teil gibt bis auf einen punct im grofsen und ganzen eine richtige anschauung von der entwicklung der sage vom Gral im mittelalter und gewährt eine fördernde auffassung von Wagners Parsifal; in den excursen wird skeptische nachprüfung manches ausscheiden müssen; die partien aber, die von Kiot und Wolfram handeln, sind durchaus unzuverlässig.

Von mehreren versehen, die ich mir notiert, sei hier nur folgendes erwähnt, bei welchem einer meiner landsleute durch die angabe W.s um das seinige kommt. s. 144 sagt W., GParis habe Hist. litt. xxx 247 überzeugend nachgewiesen, dass der niederländische bearbeiter des Moriaen an stelle Percevals seinen bruder Agloval einsetzte. GParis, sorgfältig wie dieser gelehrte immer ist, bezeichnet aber, als er s. 252 (nicht 247) auf die besprechung dieses punctes kommt, [J]te Winkel, den niederländischen herausgeber des Moriaen, als den mann, der diesen zusammenhang aufgedeckt hat. GParis schliefst sich den ausführungen te Winkels an.

Tilburg in Holland. J. F. D. Blöte.

Bemerkungen zu Wolframs Parzival. von S. Singer. Halle a. S., Niemeyer. 1898. 84 ss. 8°. [sa. aus den Abhandlungen zur germanischen philologie. festgabe für Richard Heinzel.] — 2,20 m.

Diese schrift dient der in neuerer zeit von verschiedenen seiten in angriff genommenen erläuterung des Wolframschen gedichts und wird einem commentar, der binnen kurzem zu erwarten ist, zu gute kommen. vorstellungen und redensarten, die Wolfram gebraucht, werden als allgemeiner gehegt und gebraucht nachgewiesen. und zwar sind es besonders die an die schöpfung und an den vorhergehnden fall der engel angeknüpften wendungen, welche der verf. mit grofser belesenheit aus den verschiedensten quellen der altdeutschen litteratur belegt: *sît Adâmes zît, von dem Adâmes rippe, unser vater Adam* usw. der unterschied zwischen peccatum originale und p. originans wird für die feinere erklärung Wolframs herangezogen. auch sprachlich lernt man, dass *Adam* zwar auf silben mit kurzem *a* zu reimen dient, dass dagegen die flectierten formen *Adâme(s, n)* in der 2 silbe ein langes *â* zeigen; ähnlich wie die adj. und adverbia auf *-lich* behandelt zu werden pflegen. nur weniges fordert zur kritik heraus. überfein scheint es aus der einleitung Wolframs die polemik gegen einen bibelvers herauszuhören, gegen Jacobi 1, 8

Vir duplex animo inconstans est in omnibus viis suis. eher darf eine solche polemik Freidank zugestanden werden, den der verf. mit Wolfram vergleicht. auch die etwas umständliche erörterung, warum Wolfram 127, 16 *tunkel fürte* erwähnt habe (vgl. auch 129, 10), während das französische *iave estroite* gesagt haben möge, berücksichtigt nicht das deutsche sprichwort von *Tief furt truobe* (Denkmäler XLIX 2). die hier berührte warnung und andre anzeichen benutzt S., um die vermutung zu stützen, dass die vorlage Wolframs mehr den charakter des Ruodliebmärchens getragen habe, als dies bei Chrestien noch sichtbar sei. er schliefst sich also der ansicht an, welche auch ref. hegt, dass Wolfram nicht ausschliefslich Chrestien als quelle seines romans benutzte und dass seine berufung auf Kyot keine spiegelfechterei war. ref. hält diese ansicht fest, obschon manche dafür vorgebrachte gründe nicht stichhaltig sind. so glaubt er allerdings, was S. in der anmerkung 1 zu s. 4 verneint, dass Wolfram seine warnung vor der furt aus dem entnahm, was Chrestien von Percevals verhalten erzählte. eine erhebliche erschwerung der entscheidung über die abhängigkeit Wolframs von Chrestien ligt darin, dass wir überhaupt noch keinen kritischen text des Perceval besitzen, sondern nur den abdruck einer offenbar mehrfach verderbten handschrift. durch die güte von prof. Baist in Freiburg bin ich im stande gewesen, aus den varianten einer bessern hs., der Edinburger, eine stelle mir klar zu machen, die auch der verf. unsrer untersuchung nicht anders als irrtümlich behandeln konnte (s. 21). Parzival trifft Sigune zum ersten mal; 140, 3 heifst es beim abschied : *ê si den knappen rîten lieze, si vrâgte in ê wie er hieze und jach, er trüege den gotes vlîz. 'bon fiz, scher fiz, bêâ fiz, alsus hât mich genennet, der mich dâ heime erkennet.* im texte von Potvin fehlt etwas entsprechendes. aber das Edinburger ms. hat hinter v. 1454, beim abschied des ritters, durch den Perceval ritterliches wesen kennen lernt, an einer stelle, der etwa Wolfram 124, 22 entspricht, folgende verse, in denen ich nur die interpunction einsetze (die puncte in z. 4. 6 hat die hs. jedoch schon) : *'Mes or te pri qe tu m'ensaignes Par qel non ie t'apelerai.' 'Sire', fait il, 'iel vos dirai. J'ai non beiax filz. biax filz a sore.' 'Je cuit bien qe tu as encore* (5) *Un autre non'. 'sire, p foi J'ai non biax frere'. 'bien t'en croi. Mais se tu m'en viax dire voir, Ton droit non voldrai ie savoir.' 'Sire', fait il, 'bien vos puis dire,* (10) *Ca* [l. *Par*] *mon droit non ai non biax sire'. 'Si m'ait dex, ci a biau non. As en tu plus?' 'sire, ie non, Ne onqes certes plus n'en oi.' 'Si m'ait dex, merveilles oi* (15) *Les greignors qe t'oisse mais Ne ne cuit que t'oie desmois'.* Wolfram hat also die erste nennung von Parzivals namen an seine frühere unbekanntschaft damit angeknüpft, welche bei Chrestien nur sein kindisches wesen bezeichnen sollte. ob Wolfram dabei an Siegfried dachte, der nach der

Thidrekssaga, also in der norddeutschen sage, erst durch Brünhild seine abkunft erfuhr? übrigens bezweifle ich, dass durch *bêâ fîs* ein gegensatz zum *Feirefîz*, zum buntfarbigen, gefleckten sohn bezeichnet werden soll. *biaus fils* ist altfranzösisch nur eine liebkosende anrede, wie *biaus amis* usw. und wie wir sagen können : schöner herr (öfters bei Goethe, allerdings wol fast durchaus im munde von frauen).

So möchte auch an der erläuterung einzelner Parzivalstellen s. 60 ff dies und jenes zweifelhaft bleiben. so die übersetzung von 1, 30 (*sprich ich gein den vorhten och*), *daz glîchet mîner witze doch* 'zeigt wie dumm ich bin'. im gegenteil, Wolfram will ja seine lehre über die *stæte* als ebenso schwierig wie wichtig einschärfen. ganz verschieden ist 129, 13 wo es von Parzival heifst : *als ez sînen witzen tohte*, 'wie es seinem kindlichen verstande zukam'. warum sollte der dichter das mitleid, das er für seinen helden in anspruch nimmt, auch für sich rege machen wollen?

Der verf. wendet sich öfters gegen Bartsch. einmal (s. 77) schliefst er sich ihm an, wo dazu kein grund war. 459, 23. 24 heifst es von der höhle Trevrizents : *nâch des tages* (des charfreitags) *site ein alterstein dâ stuont al blôz*. dazu sagt Bartsch IX 803 'wie es an dem tage sitte ist : dass der altar mit einer decke bedeckt wird, eine sitte, die am charfreitag noch heute gilt'. aber *blôz* ist doch nicht = bedeckt, und in würklichkeit wird der altar in der katholisehen kirche am charfreitag alles schmuckes entblöfst. damit fällt auch der vorschlag einer andern interpunction, den S. an Bartschs auffassung anknüpft.

Die beobachtungen, die S. für die benutzung Wolframs durch Konrad von Fussesbrunnen und Ulrich von Zatzikhoven geltend macht, sind auf jeden fall beachtenswert.

Strafsburg. E. MARTIN.

Das leben des heiligen Alexius von Konrad von Würzburg. von RICHARD HENCZYNSKI. Berlin, Mayer & Müller, 1898. 8⁰. [= Acta Germanica bd VI heft 1.] — 3 m.

Als im j. 1843 Mafsmann in dem bekannten sammelbande von Alexiustexten auch das gedicht des Konrad vWürzburg nach seiner weise ediert hatte, entschloss sich MHaupt, der soeben mit der meisterhaften ausgabe des Engelhard fertig geworden war, dem mishandelten dichter auch hier zu seinem rechte zu verhelfen, und publicierte Zs. 3, 534—576 einen kritischen text des werkchens, in dem mit dem materiale Mafsmanns, nur unter besserer ausnutzung der Oberlinschen wörterbuchcitate das menschenmögliche geleistet war : als arbeit raschen wurfs zeigt er Haupts können von der glänzendsten seite, günstiger als einzelne von ihm lange vorbereitete und widerholt durchtractierte texte. während wir nun für Silvester und Pantaleon bis heute

auf die einzigen, zum glück guten hss. beschränkt geblieben sind, die ihren ersten herausgebern zur verfügung standen, haben wir für den Alexius 1867 durch FzPfeiffer und ALütolf (Germ. 12, 41 ff) die bekanntschaft einer sehr jungen, aber vielfach interessanten hs. aus Sarnen (S) gemacht und 1896 durch Martin (Zs. 40, 220 ff) die frohe kunde erhalten, dass in einer aus Paris nach Strafsburg zurückgekehrten abschrift des 18 jhs. (A) ausreichender ersatz für die in der revolutionszeit abhanden gekommene hs. der Strafsburger Johanniterbibliothek gefunden sei. der wertvolle fund rechtfertigte durchaus das günstige urteil Haupts über diese hs., von der ihm nur ca. 300 verse, wenig mehr als ein fünftel der dichtung, in anführungen Oberlins zur verfügung standen. erst sie gestattet, unter den massenhaften plusversen von S gegenüber der Innsbrucker hs. (I) sichere scheidung zu treffen zwischen echter überlieferung und zusatzpartien, sie bestätigt zahlreiche besserungen Haupts und liefert ebenso zahlreiche völlig neue oder von S bestätigte lesungen, die den stempel der echtheit tragen. es war eine reizvolle und dabei nicht besonders schwierige aufgabe, den text nunmehr einer neuen recension zu unterwerfen. der gewinn springt schon bei einer flüchtigen vergleichung ins auge : sämtliche von Haupt erkannten zeilenlücken von I sind nunmehr ausgefüllt, und dazu haben wir (in Henczynskis zählung) folgende unanfechtbaren neuen versgruppen erhalten : 282. 283; 1053—1058; 1265—1286, während sich 2 von Haupt aus I aufgenommene verse (nach 368) als unecht herausgestellt haben. von sonstigen textbesserungen heb ich die folgenden als gesichert oder plausibel hervor : 248. 308 f. 370. 386. 409 f. 423 f. 467—69. 482 f. 497 f. 505. 512. 553. 571. 603. 667. 748 f. 764. 824. 828. 850 f. 912. 1004. 1016. 1022. 1024. 1033. 1074. 1077. 1095. 1104. 1108. 1119. 1135. 1157—59. 1161—63. 1166. 1179. 1186. 1190. 1198. 1227. 1236. 1258. 1291 f. 1331 f. 1336. 1337. 1341 f. 1351. 1369. 1377. 1379. die entscheidung ist hier von H. wol durchgehends auf grund von A getroffen, sie wird aber vielfach von S unterstützt.

Es kann also kein zweifel sein, dass wir H. für seine fördernde leistung zu danke verpflichtet sind, und auch das muss ihm nachgerühmt werden : er hat die hss. alle drei für seine lesarten gründlich ausgeschöpft und beim druck des textes und der varianten eine sorgfalt bewiesen, die, auch wenn wir die mithilfe der redaction in anschlag bringen, für einen anfänger recht anerkennenswert ist.

Hier aber muss ich mit meinem lobe halt machen, denn auf die frage, ob denn nun Haupts ausgabe überwunden und das so unvergleichlich reichere und günstiger bereit liegende hsl. material auch nach gebühr verwertet sei, kann ich nicht mit ja antworten : wo ein anfänger mit einem meister unsrer wissenschaft in die schranken tritt, ist es ehrenpflicht des kritikers, der

von diesem meister gelernt hat und noch immer lernt, die beiden leistungen vergleichend zu prüfen, damit nicht voreilig unter das alte eisen geworfen werde, was uns noch gutes rüstzeug bleiben soll.

Ich bin nicht der ansicht, dass, wem die aufstellung eines befriedigenden stemmas gelingt, nun als editor mit dem fünffachen scapulier bekleidet sei: gegenüber all den möglichkeiten der textkreuzung, die uns besonders die arbeiten Zwierzinas über Hartmann näher kennen gelehrt haben, bleibt intime kenntnis der alten sprache in ihrer zeitlichen und landschaftlichen färbung und eindringendes studium des individuellen stils und sprachgebrauchs immer die hauptsache. männer wie Lachmann und Haupt, die darüber in eminentem mafse verfügten, durften darauf verzichten, uns ihre beobachtungen über die filiation der hss. eingehend vorzuführen, von einem jungen editor von heute müssen wir verlangen, dass er diese untersuchung anstellt und uns darüber rechenschaft gibt. die redensarten, mit denen sich H. s. 19f darum drückt, sind zurückzuweisen: da sollen alle drei hss. unabhängig auf eine bereits fehlerhafte vorlage zurückgehn, und die hunderte und aberhunderte von stellen, in denen IS mit sehr ausgesprochenen varianten A gegenüberstehn, sollen sich daraus erklären, 'dass beide hss. ungefähr zur gleichen zeit und in derselben landschaft entstanden sind'! es ist allerdings richtig, dass beide der Ostschweiz und dem 15 jh. entstammen: I ist in Winterthur (oder Schaffhausen) 1425, S in Zürich 1478 geschrieben (die stelle der hs., aus der Lütolf Germ. 12, 41 das genauere mitteilt, hat H. leider nicht aufgefunden!), und die vielen lücken in I machen es von vornherein unmöglich, S daraus abzuleiten. gleichwol ist mir ein engerer zusammenhang der beiden codices wahrscheinlich, aber er reicht ziemlich weit zurück. die hs. S zeigt nämlich eine reihe zt. umfangreicher interpolationen, die H. in den anmerkungen zum abdruck bringt, und diese zusätze sind nach stil und metrik unbedingt der ersten hälfte des 14 jhs. zuzuweisen. schon durch die sich hier ergebende zwischenhs. wird es höchst unwahrscheinlich, dass die massenhaften gemeinsamen laa. in IS aus unabhängig gleichmäfsiger auffassung und entstellung des archetypus herrühren, denn die vorlage, welche von S mit leidlicher treue widergegeben scheint, war schwerlich viel jünger als die Johanniterhs. (A). völlig ad absurdum geführt aber wird die ansicht H.s durch dessen eigenes kritisches verfahren: hätte er eine auswahl der gemeinsamen laa. von IS für den text verwertet und somit als echt anerkannt, und ihnen gegenüber andre ausgeschieden, die er als zufälliges oder natürliches resultat der gleichen sprachlichen erwägungen, des gleichen grades von misverständnis und änderungsbedürfnis ansah — dann liefse sich immerhin mit ihm rechten. so aber hat er überall, wo die la. A nicht direct sinnlos oder ihm unverständlich war, dieser hs. den vorzug ge-

geben. die möglichkeit, dass zwei nach H.s auffassung doch direct aus dem archetypus abgeleitete hss. gemeinsam das echte bewahrt haben, wird kaum jemals in erwägung gezogen! wenige beispiele werden genügen, das zu erweisen: 466 druckt H. nach A: *grôze und ganze heilikeit* (das sprachwidrige, dass es nämlich *grôziu und ganziu h.* heifsen müste, was dann aber keinen vers ergibt, hat H. übersehen!) — die hss. IS bieten: *ér unde ganziu heilikeit* (so auch Haupt): hält H. das für eine zufällig gleichmäfsige änderung? — 622 f H. mit A: *ein bette mache im etewar daz in dem hûse schône stê*; 623: *in minem hus da schone ste* I, *in minem huse da es schone ste* S. es ist zunächst klar, dass in I etwas nicht in ordnung ist, also kann es nicht selbständige änderung aus der gleichen tendenz mit S sein, höchst wahrscheinlich hat S den gleichen fehler wie I gehabt und ihn conjicierend ausgemerzt: die vorausliegende und zwar die originale la. war einfach Haupts *in mînem hûs daz schône stê.* — bis zu welcher blindheit die abneigung H.s gegen die übereinstimmung von IS geht, dafür bieten ein classisches beispiel vv. 989 f. die überlieferung ist hier folgende: (*sô müezen wir doch disiu lant*)

A *berihten und bevriden schon*
ouch ist der werde babest vron . . .
IS *berihten und des riches tron* (S *cron*)
ouch ist der werde babest vron.

cron ist einfach der bekannte lesefehler (*c* für *t*), der sich für den reim (Konrad *crône*) als unmöglich erweist: also stimmten IS vollkommen überein in ihrer gemeinsamen vorlage — und diese vorlage bot das richtige. denn vierfache hebung bei stumpfem ausgang bietet ja auch A, und das *werde*, durch welches die vierhebigkeit gesichert wird, haben alle drei hss.! obendrein heifst es bei KvW. *vrôn* und nicht *vrône*; vgl. im Alexius 425 *nâch dem paradîse vrôn*, 789 *dô man gesanc die messe vrôn*; dazu Silv. 207 f *vrôn : trôn.* kurz, ein entrinnen vor dem richtigen, das natürlich bei Haupt bereits steht, scheint unmöglich, aber H. bringt es fertig und schreibt

berihten und die crône.
ouch ist der bâbest vrône . . . .!

— v. 1040 schreibt H. mit A *ûf den tôten er dâ viel*, Haupt mit I *ûf den tôten lîp er viel*, und diese la. wird durch S verstärkt, obendrein aber bestätigt durch v. 1172 *dick über sînen tôten lîp*; das wol noch antithetisch gefühlte *tôter lîp* hat KvW. auch Silv. 243. — diese beispiele von verböserungen des Hauptschen textes mögen vorläufig genügen.

Dass der herausgeber ruhigern erwägungen da raum gebe, wo die drei hss. auseinandergehn oder I resp. S ausfällt, wird man nun nicht mehr erwarten. v. 35 f heifst es von dem nutzen der lectüre von heiligenviten nach I (S fehlt): *des sældenrîchen leben ie macht ander liute sældenhaft,* und Haupt, der die la. von

A (die jetzt sein nachfolger in den text setzt) aus Oberlin kannte: *der sældenrîche lebete ie*, entnahm dieser mit feiner überlegung nur das *der*. dass das adv. *sældenrîche* unbezeugt ist, weifs auch H., — und kann man denn gegenüber der elenden existenz des Alexius sagen, er habe *sældenrîche* gelebt? *die sældenrîchen* sind einfach die heiligen, die j e t z t im besitz der *sælde* sind.

Ich hab es für meine pflicht gehalten, die tatsache klar auszusprechen, dass die ausgabe von Henczynski keine neue textrecension darstellt, sondern lediglich eine revision der Hauptschen mit dem rücksichtslosen bestreben, der hs. A überall geltung zu verschaffen. H., der einen engern zusammenhang zwischen I und S ohne grund ablehnt, verwirft gleichwol so gut wie sämtliche laa., in denen die beiden hss. zusammen gegen A stehn, und mutet uns zu, in den verblüffendsten übereinstimmungen ein werk des zufalls oder natürlichen zusammentreffens zu sehen.

Die laa. der beiden jungen hss., über die der herausgeber im text mit solcher entschlossenheit hinwegschreitet, sind in den varianten sehr ausführlich und mit umständlicher gewissenhaftigkeit verzeichnet, sodass ich es trotz manchem graphischen ungeschick in der widergabe der hsl. lesung wol für möglich halte, die von H. nicht gelieferte neue recension auf grund dieser collationen zu geben. denn um die mitteilung von collationen handelt sichs, keineswegs um einen apparatus criticus : Henczynski kennt keine raumsparung und kein andres princip für die anordnung der laa. als die reihenfolge der hss. : A I S. recht ungeschickt und nach des herausgebers eigenen ausführungen (s. 9) über die zuverlässigkeit von A (der vollständigen abschrift) doppelt unnötig ist die einführung von O (Oberlin) als vierte sigle (und daneben noch 'Oberl. Diatr.' und 'Oberl. Gl.'). dies und manches andre sind nur neue belege für die verrohung der editionstechnik, die leider weit verbreitet ist.

Um zum texte zurückzukehren, so ist der junge herausgeber natürlich so wenig wie andre neuere editoren Konrads über die metrischen principien und die schreibung Haupts hinausgekommen. und doch bedürfen diese namentlich in éinem puncte der correctur, den ich hier kurz zur sprache bringen will. Konrad von Würzburg verwendet zwar den versausgang ⏑́⏑ stets als stumpfen reim, kennt aber im versinnern die sog. verschleifung nicht mehr oder doch nur noch in schwachen spuren : für ihn ist metrische einsilbigkeit principiell identisch mit grammatischer einsilbigkeit, natürlich nicht mit etymologischer, sondern mit einsilbigkeit der gesprochenen und, dürfen wir mit gewissen einschränkungen hinzufügen, der geschriebenen sprache seiner zeit. Haupt stand viel zu sehr unter dem banne der Lachmannschen metrik, als dass er auf die verschleifungen, in denen diese (mit einem gewissen recht) eine ihrer besondern feinheiten erblickte, für Konrad verzichtet hatte. er kennt also verschleifung auf der hebung wie

auf der senkung, und diese vorzugsweise von wort zu wort. dass die beispiele dafür auch in seinen gereinigten texten Konrads viel seltener sind als anderwärts, ist ihm natürlich nicht entgangen. es ist nun eine bedeutsame tatsache, dass in den ausgaben späterer Konrad-editoren, die sich niemals ausdrücklich gegen Haupts metrische grundanschauungen ausgesprochen haben, die beispiele für die verschleifung doch regelmäfsig in abnahme sind: bei Bartsch durch mechanischere durchführung gewisser principien Haupts, bei Joseph durch verfeinerte stilistische beobachtungen, bei Henczynski durch heranziehung neuen materials und engern anschluss an die hsl. schreibung. — die 1400 verse des Alexius mögen ausreichen, um meine obige behauptung zu erweisen.

Von verschleifung auf der senkung im wortinnern weist Henczynskis ausgabe kein beispiel mehr auf : 1336 ist Haupts conjectur nach I *gesæleget*, obwol sie von S bestätigt zu werden scheint, mit recht durch das *gesegenęt* von A ersetzt worden. — verschleifung von wort zu wort bietet H noch 5 mal : aber 173 lis *der marterære gnædic ist* (H. z. Eng. 209); 414 l. *bleich unde jæmerlich gevar*, wie zb. die gute alte hs. des Silvester auch stets schreibt. es bleiben dann nur noch die drei leichten beispiele für *simę gebote* resp. *gebete* 66. 451. 658, wo allenfalls auch *sîm* zu erwägen wäre. — 'verschleifung auf der hebung': man führe ein die durchaus üblichen zeitgenössischen schreibungen : *mange* (*manger*, *mangen*) 649. 681. 684. 688. 716. 1031. 1151. 1216. 1278. 1355; *vremde* 479; *sente* 682; *gesegent* 594. 1336; *edels* 898; *witwe* 1256; — man setze ferner für den gen. und dat. *tugende* das dem Silv. geläufige *tugent* ein 158. 185. 209. 584. 1180, wie zb. auch im Al. der dat. *jugent* 434. 598. durch den reim gesichert ist; — man schreibe 1218 *nu seht* st. *nu sehent* : — dann bleiben nur folgende fälle übrig : 805 *verzageten*, 1297 *clageten*, 1372 *lobete*, wo man sich gegen zweisilbige schreibung nicht sträuben wird, und weiter : 44 *daz ich gesage von einem man*, wo aber dieser la. von A gegenübersteht I *daz ich iu sage* (S fehlt); schliefslich 876 *sage mir rehte*, wo sich eine änderung verbietet, und 1281 *und iemer lebende sterben*, wo ich die umstellung *lebende iemer* nicht empfehlen möchte. im vorletzten falle wird man bereits die (von IS gebotene) schreibung *sag* als Konrad gemäfs erwägen, im letzten an die schon fürs 13 jh. reichlich bezeugten schreibungen *lemptic*, *lentic* (s. Lexer s. v.) erinnern dürfen. jedesfalls ist es ein winziges material unter 1400 versen und gibt wol zu erwägen, ob wir nicht bei KvW. ganz ohne die verschleifung auskommen und danach auch unsre orthographie einrichten können.

Einen rückschritt zb. gegen Bartsch bezeichnet H.s behandlung des auftacts. so war gleich in v. 2 aus I (S fehlt) *sit dáz* aufzunehmen, ebenso 546 u. 1287 aus IS, denn dies *sît daz* (und *nû daz*) ist ein bei KvW. überaus beliebtes mittel, den erwünschten

auftact zu erhalten, ein vers aber wie H.s v. 2, wo aufser dem auftact auch noch die letzte senkung fehlt, ist K. hier nicht zuzutrauen. — zu erzielung des auftactes war ferner v. 233. 567. 574 die K. durchaus geläufige volle dativform des pron. dem. *deme*, ebenso 217 *ime* einzuführen. und schliefslich versteh ich nicht, warum H., der einerseits 1232 *leit únde*, 1255 *lop únde* betont, anderseits 958 *wolt ím*, 1172 *dick über*, 1265 *beid óffen* in der weise Lachmanns und Haupts schreibt, vorübergeht an den auftactlosen versen 59 (l. *milt únde*), 325 (l. *gnâd únde*), 414 (l. *bleich únde*), 466 (l. *grôz únde* resp. richtiger *êr únde*), 517 (l. *êr únde*), 818 (l. *gânt únde*), 1037 (l. *lût únde*), 1044 (l. *herr únde*), 1179 (l. *schôn únde*), 1393 (l. *gern únde*). und damit sind noch lange nicht alle echten auftacte hergestellt, IS ergeben noch reichlich besserungen, wovon einige im folgenden.

Ich gebe nun zu H.s und teilweise zu Haupts text eine reihe von einzelberichtigungen, wobei ich mich aber ausdrücklich gegen die vorstellung verwahre, als wollt ich die von mir verlangte neue recension damit selbst liefern : ich habe nicht die zeit gefunden, die hss. IS, die H. unbillich misachtet hat, so auszubeuten, wie sie es zweifellos verdienen, und ich verfüge auch nicht über diejenigen sammlungen zum stil und wortschatz des dichters, welche hierzu unbedingt nötig sind.

v. 10 muss gegen beide herausgeber, die mit A *durnehtecliche* schreiben, nach I eingesetzt werden : *sîn lop durliuhtecliche enbrehen* (*muoz*), denn die verbindung gerade von *lop* (*êre*) und *durliuhtic* ist KvW. ganz geläufig : Part. 6474 f *sîn lop durchliuhticlichen schîn wart überal dô gebende*, 6336 f *dîn lob ist iemer hin geleit, daz ê durchliuhticlichen bran*, 6053 *mîn lop daz ie durliuhtic schein*, 8758 f *ir lop als ein karfunkelstein gap durchliuhteclichen glast*, 6550 *durchliuhticlicher êren schîn*; Silv. 46 *sîn lop durliuhtic werden sol*; dazu GSm. 800 f *durchliuhticlichen sol erbrehen dîn êre zaller zîte*, wo die hss. ab auch die variante *durchnehteclichen* bieten. — 42 l. *hân*. — 74 f l. *die purpur* (?) *unde sîden an truogen bî den jâren* I(S). — 100 l. *hæte*. — 149 l. *ûf erden* Haupt = A. — 174 l. *vil werder* Haupt = IS. — 246 l. *mit dem sô* Haupt = IS. — 255 *und als in* Haupt = IS. — 268 l. *gar ûtel karges listes* Haupt = I, *arc* AS ist ein sehr häufiger ersatz für *karc*, das hier noch die alte bedeutung 'klug, geschickt' hat : es soll ja nur gesagt werden, dass der gesichtsabdruck Christi auf dem tuch 'kunstlos und kein menschenwerk' war, von *arger list* kann dabei nicht die rede sein. — 278 *er quelte mit gebete sich* A (in der kirche) ist doch sinnlos, *zougte* I (Haupt *ougte*) und *uobte* S stehn zur wahl. — 299 l. *hinevart*. — 321 l. *ze* Haupt = IS gegen *gen* A. — 353 l. *begunde*. — 358 l. *si vil tiure* Haupt = IS. — 367 l. *von ir* Haupt = IS. — 378 l. *diu* ⟨*ir*⟩ *kein ander liep erwelt*. — 385 doch wol *frische*(*n*) Haupt = IS. — 494 *ûf siniu knie*

Haupt = IS. — 503 l. *in den gotes tempel* Haupt. — 585 l. *an mir v i l gnædiclichen schîn* A. — 599 f l. *und in dem ellende sîn lebt als ein armer bilgerîn* A. — 610 l. *ze sînem*. — 624 l. *în*. — 645 l. *sich dô* S. — 671 l. *a n îm* S. — 701 l. *s c h e m e - l î c h e* S (Zs. 42, 112). — 718 l. *für în* mit Haupt, *vor* ist nur der übliche ersatz in jüngern hss. — 721 (*nu sprechent ob daz ungemach*) *niht wær ėin vil* (so A, fehlt I) *strėngez leit*; ich stofse mich an ausdruck und rhythmus und vermute hier alte entstellung etwa aus : *niht wær ein strengez herzeleit*. — 745 l. *daz* Haupt. — 906 *durch daz d â* S. — 908 l. *manicvalte* Haupt (vgl. 1105). — 963 l. *und e r erschrac vil sêre* A. — 1005 *wâ* druckfehler für *dâ*? — 1197 l. *unde e r mich dar under nie* Haupt = IS. — 1202 *d a z den ich hân besunder*? — 1283 l. *rîchiu*. — 1294 l. *a l l e ir* Haupt = IS. — 1328 l. *kraft unde ein f r ö u d e n - r î c h e z leben* (S); dafür spricht auch die von H. in der anm. citierte parallelstelle Herzm. 332 *froïd unde ein wunneclichez leben*. — 1371 l. *drunge* Haupt = S. — 1380 l. *der mac von s ü n d e n werden frî* Haupt = IS. — schliefslich sind die nur in A überlieferten schlussverse 1409—1412 doch gewis zusatz dieser hs. : ich sehe davon ab, dass *zeswe*, so viel ich mich erinnere, nicht zu Konrads wortschatz gehört, aber es widerspricht auch ganz seiner art und ist direct unschicklich, wenn hier nach der fürbitte für die patrone des werkes noch ein ebenso langer egoistischer wunsch des verfassers zu folgen scheint : in würklichkeit hat ihn der schreiber für seine person angefügt, in klapperigen reimen, welche den schönen schluss des originals *daz mir diu sėle werde vrô*! brutal unterdrücken.

Die anmerkungen H.s bieten zum kleinern teile nützliche sammlungen, zum gröfsern sind es nur gelegenheitsnotizen. die einleitung bringt in den üblichen capiteln wenig förderndes. über die darstellung des dialekts von A resp. seiner vorlage (s. 10—14) wollen wir den mantel christlicher liebe breiten. das verhältnis zur quelle soll demnächst von GJanson einer eingehnden erörterung unterzogen werden. ein etwas matter versuch, die entstehungszeit und die stellung des Alexius innerhalb der gesamtproduction Konrads zu bestimmen, scheitert schon an der ungeübtheit H.s, ein urkundenbuch zu benutzen : er wirft zwei ganz verschiedene träger des namens Johann vBermeswil durcheinander. ich habe seit jahresfrist feste anhaltspuncte zur bestimmung der relativen und aus den urkunden auch einiges brauchbare für die absolute chronologie der dichtungen Konrads gewonnen und will daraus heute nur folgende feststehnden ergebnisse mitteilen. die scheidung zwischen einer frühern Strafsburger und einer spätern Basler periode des dichters muss aufgegeben werden : der Strafsburger aufenthalt Konrads war eine episode, aber die Strafsburger beziehungen haben diese episode offenbar überdauert. die frühste unter den gröfsern dichtungen,

der Silvester gehört nach Basel, der ihm zeitlich nächststehnde Otte nach Strafsburg. unter den legenden nimmt der Alexius die mittelstellung zwischen Silvester und Pantaleon ein. das späteste werk des dichters ist — der Turnei von Nantheiz, der erst während der arbeit am Trojanerkrieg verfasst wurde.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

Altschwäbische liebesbriefe. eine studie zur geschichte der liebespoesie. von ALBERT RITTER. [Grazer studien zur deutschen philologie. hrsg. von SCHÖNBACH u. SEUFFERT, heft 5.] Graz, Styria, 1898. 111 ss. 8°. — 3 m.

Der zufall hat es gefügt, dass ich im sommer 1896 zu gleicher zeit mit dr Ritter den deutschen liebesbrief zum gegenstande einer untersuchung machte. wie R. war auch ich dabei von der im Lassbergschen Liedersaal bd I gedruckten sammlung von 22 liebesbriefen ausgegangen : die Donaueschinger hs., in welcher diese überliefert sind, sollte bald nachdem ich sie in Marburg benutzt hatte nach Graz wandern. im november 1897 kam mir die Rittersche dissertation zu gesicht : ich war einerseits erfreut darüber, mich mit dem verf. in vielen resultaten eins zu wissen, anderseits aber konnt ich froh sein, dass er mir eine ganze reihe wissenschaftlicher ergebnisse übrig gelassen und meine mühe nicht ganz nutzlos und überflüssig gemacht hatte. vor allem sah ich, wie R. von einer tieferen durchdringung des überlieferten materials, also feststellung des abhängigkeitsverhältnisses wie analyse der einzelnen briefe, gänzlich abgesehen hatte, und so die eigentliche aufgabe einer geschichte des deutschen liebesbriefes, soweit diese bei dem lückenhaft überkommenen material überhaupt möglich ist, zu lösen blieb. somit werd ich auf eine recension des zweiten teiles der Ritterschen untersuchung, der eben eine geschichte der poetischen liebesbriefe enthalten soll, von vornherein verzichten, im hinweis auf meine nunmehr bereits erschienene dissertation Die gereimten liebesbriefe des deutschen mittelalters (Marburg 1899, auch im buchhandel). ich will nur hervorheben, dass R. bereits das material so gut wie vollständig herbeigeschafft und aus der höfischen epik nur zwei im Parzival vorkommende liebesbriefe (55, 17 ff u. 715) übersehen hat. — indem R. jeden nachweis eines abhängigkeitsverhältnisses unterliefs, muste seine charakteristik des dichters des liebesbriefstellers (s. 61 ff) gar zu günstig ausfallen, und vieles was der verf. über 'inhalt des denkmals' (s. 38 ff) wie 'poetische technik' (s. 42 ff) sagt, erhält ein ganz andres gesicht, sobald man einmal weifs, aus welchen quellen der dichter geschöpft, wie er überhaupt gearbeitet hat. auch für diese teile der Ritterschen arbeit seh ich von einer eingehenderen besprechung ab und verweise auf den ersten teil meiner dissertation. in dem engen rahmen dieser recension werd ich demnach nur näher besprechen, was R. auf den ss. 1—38 seiner abhandlung von der überlieferung und

sprache des liebesbriefstellers sowie versbau und reimtechnik sagt, sodann was der verf. auf den ss. 64 u. 65 über zeit und ort der entstehung des denkmals sowie die persönlichkeit seines dichters vorbringt.

Die Donaueschinger hs., in welcher der liebesbriefsteller des 14 jhs. überliefert ist, stammt nicht, wie R. s. 1 wol im anschluss an die angabe von Baracks katalog unter C. 104 meint, aus dem 14, sondern aus dem 15 jh. : auf s. 134ᵃ der hs. nach Lassbergs oder bl. 73 nach Baracks zählung ist deutlich die unzweifelhaft von dem schreiber der hs. herrührende jahreszahl 1433 zu lesen, und diese zahl entspricht durchaus dem ganzen eindruck der schriftzüge. ich habe unsre hs. mit Thommens Schriftproben verglichen, wo wir eine grofse ähnlichkeit mit den tafeln 9 (1420), 10 (1429), 12 (1441) constatieren können, während anderseits ein zinsbuch von SAlban in Basel aus dem j. 1366 gar keine schriftähnlichkeit zeigt.

Auch in anderer beziehung hat R. eine genauere prüfung der hs. unterlassen, die seine untersuchung zum teil in ganz andere bahnen gelenkt hätte. so constatiert er zwar s. 2 die verluste der hs. : am anfang und dann bl. 10—13, knüpft aber daran gar nicht die nahe liegende frage, wieviel verse auf den verlorenen blättern gestanden haben. auf den vier mitten aus der einheitlichen sammlung herausgerissenen blättern 10—13 haben sicherlich nur zum briefsteller gehörige stücke gestanden; da das blatt im durchschnitt 164 vv. enthält, so fehlen zwischen den briefen L. x u. xi ca. 656 verse. ein wenig schwieriger ist die frage, ob auf den vier verlorenen anfangsblättern der hs. (das erste bl. ist mit der zahl 5 numeriert) sich gleichfalls nur stücke der briefsammlung befunden haben. wir dürfen die frage mit einiger wahrscheinlichkeit bejahen : es ist kaum anzunehmen, dass diesem kräftigen grundstock unseres sammelcodex noch kleinere sachen vorangegangen sind. demnach wären im anfang des briefstellers nochmals ca. 656 vv. verloren gegangen, die das in L. xxiii 1 f erwähnte vorwort sowie mehrere briefe enthalten haben. in der Donaueschinger hs. fehlen demnach rund 1300 vv., der ganze liebesbriefsteller umfasste ursprünglich rund 3000.

Nun hab ich aber in einer Dresdener hs. des 15 jh. (nr. 68) acht zu der sammlung gehörige briefe mit 378 vv. wideraufgefunden, sodass wir jetzt im besitz von 1709 u. 378 = 2087 vv. des liebesbriefstellers sind[1].

R. stellt der ausgabe des liebesbriefstellers das beste zeugnis aus, wenn er s. 2 nur sieben stellen anzuführen weifs, an denen die abschrift Lassbergs vom texte der hs., dazu noch in geringfügiger weise, abweiche. ohne gegen den wackern alten meister Sepp daraus heute eine anklage zu schmieden, muss seine

[1] die 8 briefe der Dresdner hs. sind im anhang meiner dissertation abgedruckt.

[illegible]

[illegible] flüchtig und [illegible] zahllose verderbte [illegible] fragezeichen abge[illegible] oft bis zum un[illegible] willkürlichkeiten wie [illegible] selbst da, [illegible] zur probe einige [illegible] wortdeutungen [illegible] auf s. 29 f [illegible] zu lesen : II 22 [illegible] nebenform [illegible] V 25 [illegible] = 'tisch-[illegible] VIII 49 [illegible] XVI 33 [illegible] [illegible]

[illegible]

61 f *brant : hânt*, IX 69 f *bant : hânt*, XI 6 f *gestôzen : verdrozzen*, XVI 43 f *lért : erwert*, XVII 27 f *wert : verrért*, XXI 73 f *swer : mêr*; 2) der im allgemeinen noch gute versbau : von den 1675 in betracht kommenden deutschen versen sind 1623, dh. 96 % regelmäfsig gebaut, sobald man nur die notwendigen, oft blofs graphischen correcturen vornimmt[1]; 3) die anzahl der klingenden reimpaare, die noch 9,3 % beträgt; 4) die ganze historische stellung des denkmals inmitten der entwicklung des liebesbriefes, was ich hier natürlich nicht näher ausführen kann.

Die heimat des dichters ist mit R. in der Constanzer gegend zu suchen; aus der vorliebe für bilder aus dem ländlichen naturleben glaubt R. schliefsen zu dürfen, dass er sich auf dem lande aufhielt! allein wer meine dissertation gelesen, weifs, wie grade die bilder überallher vom dichter entlehnt sind, sodass jene mutmafsung sich auf solche gründe nicht stützen darf. im gegenteil, ich möchte ihn direct nach Constanz versetzen : ein autor, dem so viele hss. zu gebote standen, der aufserdem enge fühlung mit der geistigen strömung der mystik hatte, wird sich doch wol an einem brennpunct der cultur und des geistigen lebens aufgehalten haben.

Der dichter gehörte ganz bestimmt dem geistlichen stande an, was aus seinen briefen wie vor allem aus dem nachwort (L. XXIII) deutlich hervorgeht. die hypothese von Bartsch, die auch R. wider aufgreift, wonach der verfasser des liebesbriefstellers ein gewisser Müttinger gewesen sein soll, der nach einer Constanzer chronik in jahre 1383 gestorben ist, hängt doch ganz in der luft. soll einmal auf einen namen geraten werden — was aber immer eine spielerei bleibt —, so schlag ich lieber den bischöflich constanzischen protonotar Heinrich Offenbach von Isny vor, der für eben diese zeit (bis 1347) urkundlich bezeugt ist und noch von der Zimmerischen chronik als dichter gerühmt wird, s. Grimme Geschichte der minnesinger I 219 ff. 302 f.

Erkannt und zum ersten male bestimmt ausgesprochen ist von R. die tatsache, dass die 22 briefe der Lassbergschen sammlung von einem einzigen dichter herrühren. freilich steht der beweis widerum auf schwachen füfsen. zwar verspricht R. s. 2 die einheit der sammlung durch den nachweis der 'übereinstimmungen in sprache, reimtechnik, versbau, in dem poetischen gehalte und den kunstmitteln' darzulegen, in würklichkeit aber schliefst er bereits aus der übereinstimmung aller lautlichen erscheinungen in den 23 stücken mit vollster gewisheit auf die einheitlichkeit ihres ursprungs, um dann unter voraussetzung dieser tatsache versbau, reimtechnik usw. zu untersuchen. allerdings gewinnt man auch aus den folgenden untersuchungen, vor allem aus den bemerkungen über die poetische technik auf s. 42 ff.

[1] entschieden schlimmer ist es mit der überlieferung der Dresdner stücke bestellt.

überall den eindruck einer einheitlichen persönlichkeit, allein zwingende notwendigkeit sieht der leser nicht ein. und Rs eigentlicher beweis für die einheitlichkeit der 22 briefe, der sich auf die übereinstimmung ihrer lautlichen erscheinungen gründet, ist ganz und garnicht stichhaltig: zwischen der abfassung der briefe und der uns überkommenen niederschrift liegen nicht weniger als 80 jahre. die dichtung kann in diesem langen zeitraum durch die hände mehrerer schreiber gewandert sein, von denen jeder eigene sprachformen in den text hineingetragen haben mag, und es ist äufserst schwierig, da bis ins einzelne die sprache des dichters erkennen zu wollen. mit R. aber selbst einmal angenommen, dass die hs. mit dem denkmal fast gleichzeitig und von gleicher heimat wäre und so die sprache des verfassers ziemlich treu widergeben müste, so beweist die übereinstimmung der lautlichen erscheinungen zunächst weiter gar nichts, als dass die briefe in ein und derselben gegend entstanden sind, sie können trotzdem von verschiedenen verfassern herrühren. von reim- und verstechnik abgesehen ist der beweis für die einheitlichkeit der Lassbergschen sammlung (L.) vor allem durch einen vergleich der einzelnen briefe auf stil, sprachgebrauch wie motive hin zuführen. (über reim und versbau ist das notwendige bei R. s. 31 ff zu finden.) in diesen beweis schliefs ich jene 8 briefe der Dresdener hs. (D.), die ebenfalls von dem verfasser des liebesbriefstellers herrühren, mit ein.

Ganze sätze werden mit vorliebe durch causalpartikeln verbunden, besonders durch *davon* und *wan*. der anknüpfung mit *davon* begegnen wir: L. II 11. 21. III 143. IV 5. 8. V 46. 55. VI 25. 35. 38. VII 15. 35. IX 13. X 32. XII 58. XIV 25. XVI 26. 91. 109. 134. XVII 9. 49. 51. XVIII 43. 45. XX 63. XXI 15. 36. 65. — D. III 20. 42. — die verknüpfung mit *wan* steht: L. I 13. II 19. 31. III 82. 99. 109. IV 7. 12. 20. V 3. 19. 48. 74. 81. 88. 103. VI 22. VII 3. 11. 27. 101. 115. VIII 107. IX 22. 24. 33. X 22. XI 5. 14. 41. 45. 51. XII 21. 46. 61. 76. XIII 19. 23. XIV 21. XV 8. XVI 32. 63. 102. 111. 131. XVII 47. 57. 83. XVIII 13. 27. 30. 39. XX 20. 22. 47. 66. XXI 27. 41. 61. — D. I 7. 8. 13. 39. III 3. 25. 46. IV 6. 22. 27. V 16. 47. 49. VI 7. 18. VII 39.

Durch alle briefe hindurch geht die stark hervortretende neigung für gepaarte ausdrücke; vorzugsweise die verbindung von synonymen, und zwar 1) verben, L. I 15 *die ich ye hett old iemer main*, II 20 *alz ich üch bat und mant*; ferner III 34. 140. IV 15. V 63. 92 f. 97 f. VI 39 f. VII 84 f. 100. 105 f. VIII 74 f. IX 34. X 7 f. 23 f. XI 8 f. 26 f. 42 f. 54 f. XII 31 f. 47 f. 58 f. 80 f. 83 f. XIV 17. 23 f. XV 9 f. 23. XVI 2. 35. 126 f. XVII 30 f. 39 f. 54 f. 74 f. XVIII 2 f. 43 f. 69 f. XXI 6 f. 27 f. 67 f. — D. I 58. 62 f. II 38 f. III 15 f. 31 f. 42 f. IV 55 f. V 3 f. 20. 33 f. VI 18. 20 f. 23 f. VII 21 f. 23 f. VIII 46 f. — 2) substantiva (und pronomina). L. I 2 *mit botschaft ald mit üwerm munt*, I 6 *myn hertz und auch myn leben*. ebenso L. II

26. 44. III 3. 75. 111. 120. IV 41. V 6. 73. 90. 104. 108. VI 18. 41 f. VII 26. 36. 112. 113. 116. 119 f. VIII 13. 14. 16. 42. 63. 81. 86 f. 95. 116. 120. IX 26 f. 60. 71. X 23. 43. 49. 67 f. XI 25. 31. 49. XII 7. 10. 34. 52. 67. 72 f. 75. 77. 90. XIII 3. XV 1. 7. 22. 29 f. XVI 18. 110. 140 f. XVII 44. 62. XVIII 22 f. 57 f. 60. 80. XIX 34 f. 56. XX 17. 40. 41. 49. 57. 64 f. 69. 82. XXI 10 f. 35. 36 f. 44 f. 46 f. 70. XXII 3. — D. I 40. 62. 66. 67. II 21 f. 37. III 26. 30. 37. V 1 f. 14 f. 16. 31. VII 1 f. 4. 5. 6. 10 f. 12. 13 f. 27. VIII 23. 48. — 3) adjectiv: L. III 38 *grim und gehasz*, V 28 *still und offenbar*. ferner L. V 38. 48. VII 47. VIII 50. 109 f. XI 57. XX 42. XXII 25. — D. II 18. 47. III 35. VI 28. 35. VII 15 f. — 4) adverbia L. I 9 *nun und vor*, I 15 *ye hett ald iemer*. ebenso L. III 35. VIII 33. 69. 90 f. IX 24 f. XII 85. XIV 26 f. 29. XVIII 61. 81. XX 28 f. XXI 20. — D. III 40. V 41.

In fast allen briefen begegnet man ferner einer weitgehnden verwendung adverbialer ausdrücke, vorzugsweise *âne*, *nâch*, *mit* c. subst., die nicht viel mehr als flickwörter sind. vor allem ist die verbindung mit *âne* häufig: *an allen wan* (L. I 10. IX 16. XII 28. XVIII 68. XXI 63. — D. VII 8), *an zwifel* (L. V 19. XII 39), *ane lait* (L. II 47. VIII 17. 49. XXI 18), *an (alles) we* (L. IX 6. XIII 3. XXII 24), *an arbait* (L. VIII 18. XIV 12), *an trost* (L. III 84. V 12), *an end* (L. I 19. VII 120. VIII 20. — D. V 7. 32. VI 24) usw. — dann ist sehr beliebt *nach* oder *mit miner gir* oä. (L. II 3. III 149. IV 13. VI 13. VIII 91. 105. 110. 114. XII 71. XIII 10. XVI 90. 99. XXI 53); *nach wunsch* oä. (L. III 139. VII 59. VIII 19. XV 31. XXI 60. 67); *mit trost* (L. III 24. IX 45. XXI 54).

Aussagen werden gern bekräftigt durch adverbia wie *werlich*, das gewöhnlich zu beginn eines verses steht (L. I 13. II 31. III 39. 56. 129. V 85. VII 60. X 57. XVI 43. 62. 104. 111. XVII 6. 38. 54. XXI 9); *sicher* (L. XIV 7. 21. XVII 59. 83), *aigenlich(en)* (L. V 8. VII 46. XVII 14. — D. I 63).

Der weitere vergleich der einzelnen briefe auf ihren sprachgebrauch hin lässt mit bestimmtheit auf einen dichter schliefsen. häufig widerkehrende epitheta sind folgende: 1) **sende**, das am häufigsten und schon ganz abgegriffen begegnet, man vgl. *sender iamer* (L. I 18. IX 49. XI 51. XVII 69. XVIII 44. XX 34), *s. mut* (L. II 18. III 127. V 17. XIII 11. XIV 45. XVI 17. XIX 4), *s. gir* (L. II 39. IX 47. XVI 99), *s. arbait* (L. II 48. XVI 86), *s. klag* (L. III 108. V 44. XVI 93. 130. XVII 10), *s. not* (L. III 112. XI 10. XX 65), *s. hertze* (L. V 87. VII 18. 67. IX 22. XI 3), *s. we* (L. VI 10. XI 31), *s. lait* (L. VII 74. IX 35. X 73), *s. rüwe* (L. III 24), *s. tot* (L. III 111), *s. bitterkait* (L. V 12), *s. durst* (L. VIII 65), *s. swer* (L. VIII 95), *s. pin* (L. IX 25), *s. ser* (L. XI 4), *s. smertz* (L. XIX 41); dann beim substantivierten infinitiv: L. III 106. XII 68. XIII 21. XV 22. XVIII 47; vom liebhaber selbst: *sender knecht* (L. XIV 22. XIX 26. XX 3. 64), *der sende diener* (L. VIII 12), *sender marterer* (L. VIII 96), *mir (mich) senden* (L. III 31. XI 2. XVII 15. XVIII 29. XX 43. XXI 11), *ich sender* (L. V

64. ix 31. xvi 113). in D. erscheint *sende* i 9 *senden hertzen*, ii 19 *senden smertzen*. — 2) **zart**; vgl. *zarter munt* (L. vii 68. ix 64. xii 51. 78. — D. i 22. iv 63. v 21), *z. trost* (L. vii 96), *z. ler* (L. vii 103), *zartes K.* (L. vii 108), *z. ougen* (L. ix 26); — *z. leib* (D. i 3), *z. grûsz* (D. i 18), *z. stund* (D. ii 4), *zartlich* (D. iii 39), *zarten* (D. iii 43). — 3) **minnicklich**, vgl. *minicklicher munt* (L. viii 55. xviii 65. xix 35), *m. trost* (L. xvi 10. xviii 23. xx 69. xxi 45), *m. lip* (L. vii 77), *m. aue* (L. viii 86), *m. leben* (L. ix 27), *m. sat* (L. xvi 19), *m. we* (L. xvi 36), *m. süssikait* (L. xvi 52), *m. sterben* (L. xvi 79), *wandel m.* (L. xvii 52), *m. klag* (L. xvii 68); — *m. frucht* (D. i 15), *m. gelust* (D vi 13), *m. augenschein* (D. vii 18. 38), *minneclich* als adverb D v 19.

Verba, die sehr häufig in den briefen widerkehren, sind 1) *laisten* (L. ii 28. iv 23. 33. vii 100. 105. viii 96. ix 61. xvii 46); 2) *wünschen* (L. iii 69. viii 15. 19. 108. ix 5. 71. xii 11. 80. xiii 21. xv 13. xvi 78. xx 9); ganz ähnliche verse mit diesem verb sind einerseits L. xii 71. xiii 10. xvi 143. xvii 82, anderseits L. vii 35. xiv 31. xvi 6. 17. 3) *mainen* (L. i 15. ii 45. v 20 f. vii 7. ix 33 f. x 33. 76. xvii 31. 48). 4) *bitten*, meistens in der form *so bitt ich* (L. ii 39. iii 94. iv 37. vii 86. 93. 96. viii 109. xiv 14. xv 25. xvi 122. xviii 49), ganz ähnliche verse mit diesem verb sind L. iii 127. xiii 11. xix 4. —

Zahlreich erscheinende, leicht variierte redensarten sind folgende: *nach dem jungsten zil* (L. ii 6), *nach mynes endes zil* (L. iii 36), *untz uff myn end* (L. iii 101. xxi 75), *untz an den jungsten tag* (L. xvi 133. xvii 45), *untz uff den jungsten tâg* (L. xxi 28), — *untz an den jungsten tag* (D. i 70); — *alle stunt* (L. ii 37), *ze allen stunden* (L. xi 52), *ze aller stunt* (L. xiv 33. xvi 69), *alle zit* (L. iii 105. viii 29. 33. 47. 88. 91. ix 25), *alles zit* (L. xii 75), *ze allen ziten* (L. xvi 37. 46), *ze aller zit* (L. viii 106. xvi 107. xix 5. xxi 40), — *zů allen zeiten* (D. iii 31), *zů aller frist* (D. vii 41).

Widerkehrende redensarten, die vers und reim füllen sollen, sind *die wil ich leben* (*leb*), stets am versende im reim auf *geben* (*geb*) erscheinend (L. iii 153. xi 47. xii 11. xvii 87. xx 75. xxi 29. 47. 71, auch vi 19); — *und müges sin* oä. (L. iii 157. v 26. 111); — *wie es mir sol ergan* oä. (L. iii 65. xii 45. xvii 86); — *des ich üch gan* oä. (L. vi 2. xii 10. xv 27); — *des min hertze gert* oä. (L. iv 38. vii 2. xii 79. xvi 76. xviii 32. xxi 12. 62); — *daz tuncket mich* oä. (L. v 39. 47. 100. xi 48. xii 26. xvi 101. 117. xx 18. xxii 17); *gedenck* mit einem abhängigen satze (L. ix 41. 50. x 78); — *ich main* als erläuterung (L. ix 39. xi 36. xvi 31. xx 12. xxi 44). — von ganzen versen, die mehr oder minder wörtlich widerkehren, seien noch genannt L. ii 1 f. vii 83 f. xxi 65 f. — L. ii 8. v 59. xii 15. — L. ii 27. iii 120. — L. iii 87. v 55. xvi 89. xx 51. — L. iii 115 f. iv 1 f. xx 1 f. 53 f. — L. iii 10 f. v 46. — L. iii 27. v 87. vii 67. xxii 8. — L. iii 112. viii

28. — L. III 113f. XVI 98. — L. IV 42. XIX 15. — L. V 95f. VI 6f. — L. VII 9f. VIII 35f. — L. IX 22f. X 71. XVI 24. 39. XVIII 17. — L. X 32. XV 20. XVII 54. XIX 3. — L. XI 58. XII 1. XVI 22f. XXII 20. — L. XIV 13. XVI 5. 134. XVII 9. XVIII 45. — L. XVI 144. XX 62. es sei weiter darauf hingewiesen, dass eine redensart, sobald sie einmal aufgetaucht ist, in dem oder den nächsten briefen widererscheint, um dann wider zu verschwinden.

Auch in den motiven wie im ganzen aufbau der briefe finden wir die deutlichsten übereinstimmungen. höfische vorstellungen sind es vor allem, die in den briefen stets widerkehren, und so treffen wir all die ausdrücke, die einst der minnedienst geschaffen, leblos erstarrt, gleichsam als fossile einer vergangenen zeitepoche hier an : *minne*, *dienst*, *gewalt*, *gnade*, *trost*, *stæte*, *sende*, *clage*, *tot*. die minne tritt fast stets personificiert auf, bald als die starke, gefürchtete gebieterin, bald als ratgeberin und beschützerin der liebenden. als die starke und gefürchtete erscheint sie L. III 12f. VIII 26f. XIX 1f. — III 76f. 95f. 143f. V 99f. VIII 66f. XI 1f. — VII 43f. XI 37f. XII 23 f. XV 23 f. XVI 56 f. 100f. XVIII 24 f. — D. II 36f. die minne bringt auch die liebste ins herz : L. V 97f. VIII 73f. 83f. VII 31f. als ratgeberin erscheint sie L. III 19. 44. V 13f. VII 24f. VIII 109. X 57f. XVI 140f. im ganzen brief XIX tritt sie als ratgeberin auf. XX 44. 57. — VII 5. XXII 9. — D. II 10—11. 15—16. 35. das motiv der dienstversicherung begegnet L. III 30. 60f. 139f. V 29. VIII 4. XIX 16f. — D. I 35f. VII 10f; meistens erscheint es gegen den schluss eines briefes, oft mit genau denselben worten, vgl. L. VII 96f. 104f. 112f. VIII 100f. XI 45f. XII 82f. XX 75f. XXI 69f. — D. V 49. VIII 47. weiterhin begegnet uns in vielen briefen die versicherung der *stæte* und *triuwe*, und gern erscheinen diese beiden ausdrücke gepaart, vgl. L. III 34. 88. V 18. VIII 80f. 89. XIII 6. XVIII 69. XIX 27. XX 24. XXI 75. — D. II 13. 29. 40. V 38. 47; öfter begegnet die wendung, dass die geliebte ebenso treu sein möge wie der liebhaber, vgl. L. VIII 97f. IX 15f. XII 44f. XVII 53f. — der liebhaber fleht um *gnade* : L. I 3. 5. 7. 12. III 100. 128. V 57. 113. XI 43f. XVI 114. XX 64. — D. I 12. 38. 60. II 28. V 39. VI 32. VIII 1. 18. 28. 42. und wie um *gnade*, so wird die liebste auch um *trost* angefleht, und nur selten (vgl. L. I 19. II 63f. XV 26. XVI 10—12) wird ihr *trost* gewünscht, vgl. über diesen zug : L. II 19. 30. III 84. 124. 132. V 41. 70. 112. VII 91. 94. VIII 87. IX 45. X 49. 84. XI 59. XII 17. 47. 52. 66. 78. XV 28. XVI 28. 44. XVIII 23. 50. XX 20. 39. 42. 50. 54. 67. 69. XXI 45. 50. 54. 63; ganz ähnliche stellen sind XII 72f und XX 72f. — D. II 10. III 5. 8. 20. IV 27. VI 14. VII 5. VIII 45. bis zum überdruss werden die liebesklagen in unsern briefen ausgesponnen. da finden wir zunächst den gedanken variiert, dass die liebe freud und leid bringt : L. V 11. VIII 42. 68; dann aber bittet der liebhaber sogar um leid wie um freude : L. V 100f. VII 115f, ähnlich III 22. V 90f. VIII 95. 115f. XI 30. 43. XIX 3.

[illegible] liebesklage sind [illegible] xvi 50. xx 32.— [illegible] oder was ein: [illegible] xii 88 f. xvi 50 f. [illegible] vor allem auf die [illegible] xvi 41 f. xviii 43 f. — [illegible] ja geradezu [illegible] xvi 43 f. — D. [illegible] 45 f. 66 f. die [illegible] bestrickende ge- [illegible] 45 f. xi 28 f. — [illegible] xviii 64 f. iii 22 f. [illegible]

[illegible] sie kehren wieder, [illegible] seiten unverständ- [illegible] getrübt. [illegible] verglichen, den die [illegible] hat : L. ii 15. [illegible] — D. viii 37: [illegible] bewaffnet gedacht: [illegible] feuer ver- [illegible] L. iii 59 f. xviii 24 f. [illegible] die kraft der minne [illegible] L. [illegible] vii 59 f.

[illegible] wendungen, die sich ganz [illegible] in mehreren briefen. [illegible] um antwort oder [illegible] antwort bezw. das au- [illegible] v 111 f. vii 88. [illegible] x 23 f. — ii 38 f. iv 14. [illegible] L. viii 117. [illegible] — D. iii 10 f. 3) der [illegible] dass der liebende nichts [illegible] xvi 123 f. 131 f. xix 59.— [illegible] —

[illegible] die bilder, so zeigt endlich [illegible] anfang, schluss wie fort- [illegible] und beweist abermals [illegible] dichters. der auffallendsten [illegible] schluss, welcher fast immer (L. [illegible] hierfür nicht in be- tracht [illegible] empfehlung in Gottes schutz, bitte um Gottes oder der [illegible] segen, wunsch des wolergehns usw. enthält : L. i 17 f. ii 47 f. iii 152. vi 41 f. xvi 142 f. xvii 88.— L. iii 158. xv 32. — L. iv 52. viii 119 f. xii 91 f. xx 81 f. xxi 76. xxii 23 f. — L. vii 119 f. xii 86 f. — ix 67 f. xvii 77 f. xviii 75. — L. xi 57. xii 88 f. xiv 33 f. xxii 25 f. — D. vi 28 f. 35. viii 53 f.

— xi 61. auch die anfänge der briefe zeigen vielfache übereinstimmungen; vgl. vor allem den geistlich gefärbten eingang der briefe L. ix. xii—xvii. xxi; ähnliches bereits L. vii 27 f. viii 15 f. grofse ähnlichkeit ist zu constatieren bei den eingängen von L. iv und xx. schliefslich tritt in der art der fortführung der rede eine auffallende übereinstimmung zu tage, indem durch die anführung und erörterung citierter stellen der faden kümmerlich weitergesponnen wird. bald sind es deutsche (L. ii 7 f. iii 12 f. 70 f. 82 f. iv 3 f. v 59 f. 83 f. vi 26. vii 12 f. x 1 f. 12. 14 f. xii 15 f. — D. vi 7 f. viii 14 f), bald — und dies ist meistens der fall — lateinische citate, die vor allem aus der Bibel (bes. dem Hohenlied) stammen (L. iii 130. vii 38. 55 f. viii 23. — L. ii 32 f. iii 115 f. — L. ix 17 f. xvii 16 f. — L. ix 7 f. xviii 1 f. — L. v 32. 52. viii 7. ix 58). —

Damit wäre der beweis geliefert, dass alle 30 briefe von éinem verfasser herrühren, und es bedarf nun noch eines nachweises, dass dieser autor der dichter ist, welcher in dem auf die 22 briefe der Lassbergschen sammlung folgenden schlusspoem (L. xxiii) von einer eigenen dichtung spricht. dies gedicht weist einmal dieselben reim-, vers- und stileigentümlichkeiten auf wie die vorausgehnden briefe, sodann tritt uns in ihm dieselbe persönlichkeit des geistlichen entgegen wie in den briefen, deren autor es ja in L. xxiii 45 f selbst ausspricht, warum er lateinische floskeln in seine dichtung eingestreut habe: um sie nämlich den 'tropfeln' unter den laien ungeniefsbar zu machen; endlich stimmt auch die richtige selbsterkenntnis, die in den vv. L. xxiii 10—31 enthalten ist, trefflich zu dem verfasser der briefe, der wahrlich kein echter dichter ist.

Rinteln, im september 1898. ERNST MEYER.

Friedrich Maximilian Klinger. sein leben und seine werke. dargestellt von M. RIEGER. zweiter teil [mit dem sondertitel : Klinger in seiner reife] mit einem briefbuch. Darmstadt, Arnold Bergsträfser, 1896. 8°. xi und 643. 296 ss. — 12 m.

Vom verleger mit starker verspätung eingesant, darf der zweite teil von Riegers Klinger an dieser stelle kaum mehr in gebührender breite behandelt werden. das ist zu bedauern; denn wir besitzen aus jüngerer zeit wenige der geschichte des classischen zeitalters gewidmete werke von gleichem gehalte, die, streng wissenschaftlich gedacht, relative vollständigkeit allenthalben anstreben. der immer widerholte wunsch des publicums und der verleger, die resultate unserer forschungen in knapper, rasch zugänglicher form jedermann mundgerecht zubereitet zu bekommen, macht leistungen von der art der vorliegenden zu seltenheiten; ebenso wie unsere raschlebige zeit nicht oft ein gleich sorgsames, gleich langsames ausreifen zulässt. sechzehn jahre liegen zwischen dem ersten und zweiten bande der biographie;

was aber in dieser spanne zeit zustande gekommen ist, das ist so rund, so ergibig, so woldurchdacht, dass der recensent sich begnügen muss zu berichten, nicht zu kritisieren. eine flinke sammlung von nachträgen ist fast ausgeschlossen.

Rieger ist sich vollauf bewust, dass der zweite band seiner biographie auf ein weit weniger entgegenkommendes publicum zu rechnen habe, als der erste, dem stürmer und dränger gewidmete. dieser steht mitten im reichsten leben und weben deutscher geistescultur; Klinger in seiner reife entfernt sich mehr und mehr von den strömungen gleichzeitiger deutscher litteratur. eine geschichte der sturm- und drangzeit muss Klinger immer wider in den vordergrund schieben; der historiker der classischen und romantischen periode sucht beinah vergebens nach einer stelle, wo er dem im fernen osten weilenden ein denkmal setze. bald wird das ergebnis seiner russischen zeit in anhangsform den leistungen seiner jugend angefügt, bald begegnet der reife Klinger, nun würklich ein 'noch immer fortspukendes gespenst aus den siebenziger jahren' (s. 417), in der gesellschaft Jean Pauls und Hölderlins. gewis hätte ein knapperes, nur die hauptsachen berücksichtigendes büchlein dem dichter rascher zu seiner richtigen stellung verholfen. danken wir dem verfasser, dass er dieser verlockung widerstand geleistet und, seinen schützling und grofsoheim nur vor einem engeren publicum rettend, eine wissenschaftliche leistung ersten ranges uns geschenkt hat: ein buch, musterhaft in der darlegung der lebensgeschichte, die sich keine noch so versteckte quelle entgehn lässt, vorbildlich in der sorgsamen, eindringlichen, form und gehalt erwägenden analyse der dichtungen und betrachtungen Klingers, bienenfleifsig in dem nachweise der würkung des dichters, die sich in den stimmen der zeitgenossen, also insbesondre in der recensionslitteratur offenbart.

Freilich viel schönes ist gerade von dieser wirkung nicht zu melden. Rieger wirft einmal die frage auf, warum die fassungskraft des publikums seiner zeit Klinger weniger offen gestanden habe als einem Goethe und Schiller (s. 414). die tatsache an sich ist gewis merkwürdig; denn weit überwigt bei Klinger das stoffliche interesse, dem sonst das publicum zufliegt. Rieger antwortet: 'die reine form setzt, um zu würken, nur bildungsfähigkeit voraus, während die art von stofflichem interesse, die Klinger verlangt, verwantschaft der individualitäten voraussetzt'. die individualität Klingers aber entwickelte sich auf russischem boden in einer damaligem deutschem wesen nicht adäquaten form. und zwar kommt die art des damaligen Deutschlands in allen ihren abstufungen in betracht. nicht nur das grofse lesepublicum, auch Goethe und Schiller und auch die romantik sind anders gewendet.

Zunächst Goethe! gerne stellt man Klinger als den einzigen genossen des jungen Goethe dar, dem auch der alternde meister

anerkennung zollt. beide im hofdienste zu ernsten männern erzogen, blicken mit ablehnender miene auf die torheiten der sturm- und drangzeit zurück. Lenz oder Lavater dienen dann als gegenstücke. auch Rieger kann sein werk mit den worten schliefsen, die Goethe dem toten Klinger nachrief: 'das war ein treuer, fester, derber kerl wie keiner' (s. 643). allein wenn er die belege für die beziehungen beider sorgsam bucht (s. 524ff), so wird zwar wahrscheinlich gemacht, dass Goethe Klingern das ms. von 'Rameaus Neffen', aber auch dies nur auf umwegen verdankte, ihr brieflicher verkehr indes gleicht einem stets versiegenden bächlein. und zwar ist Goethe der steifere, zurückhaltendere, gelegentlich sogar in beleidigender weise verstummende. Klinger ist auch nicht immer mit seinem jugendfreunde einverstanden; und nicht blofs, weil er von früher und von später her persönliche ursache des grolls hat. er verzeiht ihm insbesondre nicht seine beziehungen zur romantik, den mit dieser geteilten hang zur mystik und seine unpolitischen gesinnungen. als politischer schriftsteller fühlt er sich auch zu Schiller in einen gegensatz gebracht; merkwürdigerweise verdenkt er aber dem dichter der 'Braut von Messina' seinen romantisch mystischen schicksalsglauben. Schiller, 'in dessen natur kein atom mystik lag' (s. 478), ruft Rieger aus; und doch muss er anerkennen, dass eine verwechslung und identificierung romantischer und Schillerscher absichten nicht unerklärlich war. aus der ferne die entwicklung des deutschen geisteslebens verfolgend, dürfte Klinger nach Riegers ansicht mit recht an Schiller und an die romantiker mit der frage herantreten: 'sind wir es garnicht wert, dass man auf unsre moralische kraft, auf unsern politischen charakter bestimmt hinarbeite? — und sind gespenster von schicksal, zufall, mysticismus, aberglauben und orakel — der zeit gemäfs, in der wir leben?' 'man muss beitreten', sagt Rieger (s. 481), 'wenn er die überzeugung ausspricht, dass Sophokles heute in dem geist und wesen der menschen, die jetzt leben, dichten würde; 'denn so erhaben auch seine dichtungen sind, so fest und kräftig sind sie auch auf den geist und das wesen der menschen seiner zeit gegründet'. — ich erblicke in der ganzen auseinandersetzung einen neuen, glänzenden beleg für die tatsache, dass Schiller romantische wege gegangen ist. Klinger, der von den persönlichen gegensätzen nichts wuste, konnte unvoreingenommen die übereinstimmung feststellen, während heute gern jene gegensätze in den vordergrund geschoben und die innern zusammenhänge verkannt und geleugnet werden. für den kampf, den Klinger gegen die romantiker führt, zieht darum auch Rieger mit recht das persönliche verhältnis beider nicht sonderlich in betracht. 'der principielle gegensatz war zu einem kampf aufs messer angetan'; das stellt er fest (s. 483) und das genügt: Klinger, unermüdet im streit gegen den 'geist Jacob Böhms'; die

romantiker in mystik versunken : wie wenig besagt neben diesem grundsätzlichen widerstreit der harmlose ausfall in Tiecks Zerbino, der Klingers gebrauch der teufelsmaske betrifft. ja, wäre Rieger den urteilen, die von den romantikern über Klinger gefällt worden, weiter nachgegangen, er hätte eher eine gewisse sympathie persönlicher art feststellen können. ich notiere eine hochinteressante briefstelle FrSchlegels, die immerhin einen bemerkenswerten beitrag zur aufnahme des 'Faust' gibt; den 11 februar 1792 schreibt er an den bruder Wilhelm : 'Fausts leben von Klinger . . . ist ein buch voll originalität, glühender darstellung, witz und erfindung. wer es flüchtig lieset, wird es für eine satyre auf die vorsehung halten; das ist es sicher nicht, und wäre als solche schlecht. — die feinste vollendung fehlt, wie immer, bei Klingern. — der zweck des ganzen ist äufserst versteckt. wenn das werk nicht ein haufen unzusammenhängender gemälde sein soll, so muss die einheit in dem charakter des Faust liegen. sehr viel fehlt aber, dass sich alles auf diesen beziehen sollte, ja nur dass er selbst ganz verständlich wäre. Faust ist bei ihm ein mann von aller kraft zu gutem und bösem, aber nicht grofser mann wie bei Goethe. er ist voller eigendünkel, wollust und trägheit' (s. 38 f). interesse für die 'vielen grofsgedichteten charaktere' in Klingers schauspielen bezeugt Friedrich Schlegel schon 1781 (ebenda s. 8). über WilhSchlegels ungünstigere urteile vgl. oben s. 308. dagegen ist Tieck insbesondre dem alternden Klinger günstig gesinnt; in der vorrede zu seiner ausgabe von Lenzens werken (Krit. schriften II 244 f) charakterisiert er 1828 Klinger, nennt ihn zwar beschränkter und kälter als Lenz und erkennt den schauspielen und romanen nur den 'charakter unbestimmter schwächlichkeit' zu. aber dann heifst es : 'späterhin wollte er die antike nachahmen, so wie grofse sittliche gemälde aufstellen. der mann von verstand und einsicht zeigt sich allenthalben, aber in der kälte des bewustseins und schematischen absichtlichkeit verschwindet der dichter fast ganz. so in seinen halbphilosophischen romanen vorzüglich, die je neuer sie sind, umsomehr weltkenntnis, beobachtung der menschen, richtiges urteil und scharfsinnige bemerkungen enthalten, an denen der ältere leser sich erfreut, und die dem jüngeren von grofsem nutzen sein können'. die antiromantische polemik der 'Betrachtungen' scheint also Tieck nicht abgeschreckt zu haben. im gegenteil : was Köpke (Ludwig Tieck II 201) von Tiecks urteil über Klinger berichtet, zeigt ihn sogar als bewunderer von 'Dichter und weltmann'. von diesem buche fühlt sich Arnim im mai 1807 tief berührt und schreitet zu weiterer lectüre Klingers vor (ReinhSteig 'Achim von Arnim und Clemens Brentano' s. 212). Brentano widmet dem 'edlen ringer, der in den Zwillingen so kühn gesiegt', verse des prologs zur 'Gründung Prags' (Ges. schriften VI 5). ja, die romantikerin Bettina konnte Klingers 'Betrachtungen' schliefslich zu ihrem

lieblingsbuche machen (Briefwechsel mit einem kinde). begreiflich ist es, dass gerade Bettina und überhaupt die spätere romantik Klingern näher und näher kommen muste; denn in diesem kreise wurde dem vorwurfe, den er gegen den litteraturbetrieb der classischen epoche richtete ('in Deutschland herscht bisher nur ein litterarischer geist'; vgl. Rieger s. 485), der boden entzogen. wenn Klinger, wie Rieger erhärtet (s. 355) in seiner 'Geschichte eines Deutschen' den ersten deutschen politischen roman geschrieben hat, so sind ihm die romantiker und vor allem die brüder Schlegel auf das gebiet der politik bald nachgefolgt, und sie haben denselben Bonaparte bekriegt, dem Klinger nach anfänglicher bewunderung 'grimmige sarkasmen auf das vormals gefeierte haupt prasseln lässt' (s. 488).

Ich denke, diese wenigen bemerkungen bringen Klinger dem deutschen geistesleben seiner zeit näher, als Rieger im ganzen zugeben möchte. der ausgezeichnete biograph hat sich auch auf einer andern seite ein mittel entgehn lassen, Klinger den deutschen zeitgenossen näher zu rücken. Rieger ist ein gegner der 'litterarhistorischen chemie' (s. 88) dh. der motivenforschung. ich darf hier wol auf Seufferts treffliche würdigung des buches und insbesondre auf die worte hinweisen, die er dieser antipathie Riegers widmet (Götting. Gelehrte anzeigen 1898, 36 ff, insb. s. 41 f). nicht etwa, als ob in Riegers darstellung die männer nicht zu ihrem rechte kämen, von denen Klinger seine gedankenwelt holt. Rousseau und Voltaire und Helvetius, Kant und Fichte und Jacobi begegnen uns im verlaufe der darstellung; und klar und sauber zeigt R., wann Klinger dem einen, wann er dem andern nahesteht. aber ungern wird er vorbilder dichterischer formung anerkennen, etwa einmal in Klingers 'Medeen' fortbildungen der ursprünglichen Faustidee Goethes feststellen (ss. 99. 106. 163), beim 'Rafael' kenntnis des spanischen dramas bemerken (s. 281), beim 'Giafar' Voltaires erzählung 'Le blanc et le noir' (s. 297) nennen, die litterarische vorgeschichte der Elfriede (s. 34) mitteilen, daneben aber gern über 'curiosa von motivjagd' schelten (s. 371). dennoch wäre dem weiterspinnen fremder fäden ein besonderes augenmerk bei Klinger zu schenken, der so gern an Schiller anknüpft. ich sähe gerne die merkwürdige art, die 'Räuber' in den 'Falschen Spielern' (s. 11), den 'Fiesco' im 'Günstling' (s. 88), den 'Don Carlos' im 'Roderico' (s. 129) weiterzudichten, als besondres phänomen dichterischer anlage an éiner stelle behandelt. ja wenn R. mit recht den 'zweck' des Faustromans in der idee erkennt, das problem des bösen zum angelpuncte des ganzen zu machen (s. 264), so habe ich immer Klingers Faust und Schillers Karl Moor in dem einen als verwant empfunden, dass sie beide der weltordnung in die zügel fallen wollen und an dem titanischen lösungsversuche jenes problems zu grunde gehn.

Dass übrigens R. unsre art, litterarhistorische chemie zu treiben, nicht ganz fremd ist, beweist mir am besten sein versuch, eine berühmte wendung Corneilles bei Klinger widerzufinden (s. 98). ja, wenn ich erwäge, wie gern R. auch sonst formaler vorbilder gedenkt (Heinse s. 50; Erdgeist s. 56*; rahmenerzählung s. 322 uam.), so möcht ich wol annehmen, dass er unsrem betriebe der motivenforschung nicht so ferne steht, wie er selbst versichert. und gewis wird jeder gerne zustimmen, wenn R. verlangt, 'die anerkenntnis einer entlehnung erspare nicht die aufgabe, der eignen organischen idee des auf motiventlehnung betroffenen werkes nachzugehn'. in dieser forderung sind wir mit ihm einig.

Doch genug der einwände! auch sie lege ich dem verehrten verfasser nur als einen beweis für den ernst vor, mit dem ich seinen worten lausche, für den wunsch, dass sie nicht ungehört verhallen. ich will vor allem an ihm lernen. und so lerne ich denn auch gerne von ihm das hauptresultat seiner arbeit: die handliche formel, auf die Jean Paul die dichterische und menschliche art Klingers reduciert hat, der vorwurf des unversöhnten, ja weiter gerissenen zwiespalts zwischen ideal und würklichkeit — sie darf nach R.s buch (vgl. insb. s. 419) nicht länger in unsern litteraturgeschichten spuken. 'auf dem gebiete des sittlichen kann es nicht auf eine versöhnung von ideal und würklichkeit ankommen, sondern auf die rettung des ideals vor der würklichkeit. . . diese rettung des ideals ist aber bei Klinger durchaus vorhanden'. ich sehe in dieser richtigstellung den entscheidenden schritt, den R. über die bisherige darstellung Klingers hinaus getan hat, das wichtigste ergebnis seines so fruchtbaren bemühens. —

R. hat der biographie einen anhang von zeugnissen in dem an dreihundert enggedruckte seiten umfassenden briefbuche beigegeben. es setzt mit dem 28 november 1781 ein. leider entbehrt es, wie die biographie, eines registers. im interesse Klingers und seines biographen, insbesondre aber im interesse unsrer arbeit wäre die verlagshandlung dringendst anzugehn, ein solches register nachzuliefern. gewis wird ein jüngerer dem greisen verfasser die mühselige arbeit gern abnehmen.

Bern, 21 mai 1899. Oskar F. Walzel.

Notiz. Unter den nachträgen zum I teil, die ich im anschluss an die vorrede zum zweiten aufgereiht habe, fehlt leider der wertvollste, den ich hätte geben können, nämlich der im Goethejahrb. 9, 10 f mitgeteilte auszug (will sagen bruchstück) aus einem briefe Klingers an Lenz, den der letztere in Weimar für frau vStein geschrieben hat, der dann in einer nicht aufgeklärten weise der mutter Goethes und durch diese mit ihrem briefe vom 18 januar 1802 ihrem sohne zukam. dieses fragment trägt ganz

wesentlich bei zum verständnis der lebenslangen warmen anhänglichkeit Klingers an Goethe, sowie es zum charakterbilde des jungen Goethe einen erfreulichen beitrag liefert. Düntzer hat sich in seinem buche Zur Goetheforschung 1891 grofse mühe gegeben, diesen 'auszug' aus einem briefe, der, wie er meint, nie geschrieben ward, als eine fiction des schwindlerischen Lenz zu erweisen. er hat ihn nicht einmal recht verstanden. da es noch andern nicht um die Mainspitze geborenen so gehn könnte, gestatte man ein wort der erklärung. *Nun wollte ich auf Akademien gehn, hatte keine* 100 *fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. Ich sagte nicht alles und ging so, weil ich lieber sterben wollte als unverdient was annehmen.* hier ist nicht, wie Düntzer meint, gesagt, dass K. von G. 100 fl. zum besuch der universität erhalten habe, sondern dass K. etwas weniger als diese summe aus eignen mitteln zur verwendung hatte. *Ich sagte nicht alles* bedeutet : 'ich gab ihm keine volle klarheit über meine verhältnisse'; *und ging so* heifst : 'und reiste ab' ohne von G. etwas angenommen zu haben'; nicht *ging*, sondern *so* hat den accent. alles was Düntzer vorbringt und worauf einzugehn hier nicht der ort ist, kann den eindruck der echtheit nicht schwächen, den ich von dem stil des fragments erhalte. es war zur aufnahme unter meine nachträge vorgesehen und ward im entscheidenden zeitpuncte durch übereilung schmählich vergessen. zumal im angesicht der diesjährigen Goethefeier ligt es mir an, dieses bekenntnis einmal abzulegen.

Alsbach, im august 1899. M. Rieger.

Litteraturnotizen.

Etymologien zum geflochtenen haus. von R. Meringer. SA. aus: Abhandlungen z. germ. philologie. festgabe für RHeinzel. Halle, Niemeyer, 1898. 16 ss. gr. 8°. 1 m. — Meringer hat in diesem aufsatz seine forschungen über die geschichte des hausbaues einmal seinen sprachlichen studien dienstbar gemacht, indem er zeigt, dass mehrere ausdrücke für 'haus' oder 'wand' in den indogermanischen sprachen ein aus flechtwerk hergestelltes haus zur voraussetzung haben: ein gedanke, den ganz kurz auch Schrader Sprachvergl. u. Urgesch.[2] s. 494 vorgetragen hat. in M.s hübschen ausführungen vermiss ich eine erwähnung des verhältnisses von lat. *texere* 'weben' zu skr. *tákšati* 'behaut, bearbeitet, zimmert', gr. *τέκτων, τέχνη*, asl. *tesati*, lit. *taszýti* 'behauen', das freilich nur scheinbar einen beweis für das geflochtene haus liefert. zwar wird gerade lat. *texere* von dem herstellen geflochtener wände gebraucht, zb. Ovid Fast. vi 261: *paries lento vimine textus erat.* Liv. xxxv 27, 3: *casas ex arundine textas,* dann auch vom schiffsbau (Verg. Aen. xi 326: *Italo texamus robore naves*; vgl. *textrinum* 'schiffswerft'). aber

ahd. *dehsa dehsala*, asl. *tesla*, avest. *taša* 'axt' lassen die annahme einer grundbedeutung 'weben, flechten' nicht zu, sondern diese muss etwa 'künstlich zusammenfügen, ἁρμόζειν' gewesen sein.

Zu got. *gards*, asl. *gradŭ* usw., das M. — nach dem vorgang von Fick — mit got. *gairdan* 'gürten' zusammenbringt, wäre noch phryg. *-gordum* in *Manegordum* 'Manesstadt' (Einl. in d. gesch. d. gr. spr. 231) nachzutragen, welches denselben bedeutungsübergang von zaun zu stadt zeigt, wie das verwante slavische wort. unbequem ist M. bei der verwertung dieser ausdrücke für das geflochtene haus die nach Wackernagel Ai. gramm. I 250 citierte, aber viel ältere gleichung skr. *gṛhá-* 'haus', avest. *gereδa-* 'höhle, grube' = asl. *gradŭ* (JSchmidt Voc. II 128; vBradke ZDMG. 40, 655; Persson Wurzelerweit. 48): sie scheitert indes an gr. *γρωθύλοι* 'gruben, höhlen' Hesych. (JSchmidt aao. 318), das für avest. *gereδa-* *g-*, nicht *gh-* als ursprünglichen anlaut erweist. entweder gehört also skr. *gṛhá-* zu den europäischen wörtern und ist von dem avest. wort zu trennen oder es gehört zu diesem und bedeutet dann ursprünglich wie *bhūmigṛha-* eine grubenwohnung (zeugnisse für unterirdische wohnungen bei Hehn Culturpflanzen[6] 527 f). denn eine bedeutungsentwicklung von 'flechten' zu 'haus' über ein mittelglied 'grube' nennt M. mit recht abenteuerlich; das verhältnis von angels. *cofl*, mhd. *kober* 'korb, tasche' zu angels. *cofa* 'gemach', engl. *cove*, isl. *kofi* 'hütte', mhd. *kobe* 'schweinekofen', die zu *γύπη· κοίλωμα γῆς, θαλάμη, γωνία* Hesych., *γυπάριον* Aristoph. Ritt. 793 gehören, ist jedesfalls ein andres: Uhlenbeck Etym. wörterb. d. altind. sprache I 82 f entnimmt aus avest. *gufrō* 'verborgen, tief' ein idg. *gup-*, *geup-* mit der grundbedeutung 'bewahren, verbergen'. PAUL KRETSCHMER.

Das mitteldeutsche in Ostpreufsen III. von JOHANN STUHRMANN. wissenschaftliche beilage zum 43 jahresbericht des kgl. gymnasiums zu Deutsch-Krone, 1898. 19 ss. 4⁰. — dieses schlussheft (vgl. Anz. XXII 392. XXIII 385) behandelt die 'oberländische mda. in Ostpreufsen', dh. die westliche hälfte des hochpreufsischen links der Passarge. die abweichungen von dem östlichen gebiet sind notiert, ebenso das hiesige fehlen dortiger idiotismen: s. 8 ist *brī* 'heifs' aus heft 2 mit herübergenommen: mit recht? jedesfalls ist es für satz 6 des Sprachatlas (vgl. Anz. XX 96) nur östlich der Passarge überliefert, westlich hingegen ständiges *hēs*. zu grunde gelegt ist die sprechweise von dörfern des kreises PrHolland; ich bemerke dazu, dass im gegensatz zu der anscheinenden einheitlichkeit jenes osthochpreufsischen dieses westhochpreufsische einige unterschiede zwischen n. und s. zeigt: so kommen die s. 16 erwähnten assimilationen *būl, ūle* nur dem nördlichen teil zu, während der südliche, etwa von Christburg-Mohrungen an, *balt, alte* hat. sonst sind die vorzüge der beiden ersten hefte auch diesem letzten eigen: die monographie als ganzes möge für ähnliche ostdeutsche dialektuntersuchungen vorbildlich sein. FERD. WREDE.

Heliand und Sachsenspiegel.

Wredes anziehenden und anregenden aufsatz über die heimat der altsächsischen bibeldichtung (oben Zs. 43, 333—360) hab ich eben in der correctur mit besonderm interesse gelesen. trifft seine gewinnende hypothese das rechte, so könnte sie manche erscheinung, mit der ich mich in meinen 'Reimvorreden des Sachsenspiegels' beschäftigt habe, in andre beleuchtung rücken. W. knüpft s. 357 selbst an meine bemerkung an, dass gewisse Heliandworte und -stämme (ich dachte namentlich an *barn, finistar, *drohtin, *grim, *mikil, *nemnian, thagon, glitan, nâhian, *linôn, *sân,* [*] *sama, *tharod, *unt,* auch *tir, *luttil*) im mnd. ganz oder fast verschwunden sind und gelegentlich neu aus dem hd. entlehnt werden, was zuweilen schon die lautform (*trehtin, michel, glîzen, nâhen, dort, ziere*) gewis oder wahrscheinlich macht. er ist geneigt, solche worte auch im Hel. nicht für eigentlich sächsisch zu halten, sondern aus dem besondern mundartlichen charakter eben der nordthür. gegend zu erklären, während ich im ganzen angenommen hatte, dass sie zwischen dem 9 und 13 jh. aufser cours geraten seien. da fast alle jene worte dem hd. mit dem ags. und fries. gemein sind, so kann ich auch jetzt nicht bezweifeln, dass sie dem sächsischen eben nur verloren gegangen sind; die grofse mehrzahl (ich habe sie oben besternt) ist obendrein nicht nur bibelsächsisch. eher kommt W.s auffassung in betracht für das charakteristisch hd. *finistar*. immerhin, Jac. Grimms andeutung, dass as. *finistar*, *finistri* in seiner nur substantivischen anwendung (so auch gl. Lips.) auf entlehnung, hier wol allitterationsentlehnung, hinweise — auch bei Konemann und in der Braunschweiger reimchronik merkwürdiger weise nur *vinsternisse*, nie das adj. —, scheint mir nicht abgetan. die von fahrenden sängern weithin getragne allitterationsdichtung hat sicherlich nicht nur ags., sondern auch hd. elemente aufgefangen; wie landschaftlich ausgeglichen zeitweilig diese epische sprachtradition war, das bewährt sich schon darin, dass ein Angelsachse stücke einer altsächs. dichtung schlechthin seinem werke einverleiben konnte, dass wir heute noch nicht ganz einig sind, ob das Hildebrandslied hochdeutsch oder niederdeutsch sei. stabworte werden für die heimatsbestimmung des dichters stets verdächtiges material bieten: ich sehe einen grofsen vorzug von Wredes ausgangspunct *drucno* darin, dass das entsprechende rein sächs. wort gleich allitteriert, der autor also hier durch poetische tradition nicht ernstlich gebunden war.

Einen besondern von mir nicht erwogenen wert möchte Wredes fruchtbare vermutung dem Heliand für die beurteilung des Sachsenspiegels zuweisen: stammen ihm doch beide aus naher nachbarschaft. und Wrede wirft auf grund einiger lexikalischer gleichungen zwischen beiden werken die frage auf, ob nicht viel-

leicht, was mir bei Eike 'hochdeutsch' gefärbt scheine, eben in den eigentümlichen verhältnissen der Eikischen mundart beruhe. es darf zunächst nicht vergessen werden, dass Eikes heimat alter ostsaalischer Slavenboden ist, also nicht die gleichen geschichtlichen voraussetzungen hat wie das nahe gebiet, auf dem nach Wrede der Heliand entstanden wäre. anderseits geb ich Wrede zu, dass die beweismittel, die mir die varianten der niederdeutschen hss.[1], die mir die mnd. gemeinsprache an die hand gaben, abgeschwächt werden, wenn sich für Eikes heimat noch im 13 jh. würklich eine charakteristische, ins hochdeutsche schillernde sonderfärbung des wortschatzes voraussetzen liefse im vergleich zu den alt und rein sächsischen gebieten: die moderne sprache der erst spät verhochdeutschten gegend käme dafür freilich kaum in betracht. mir ist jene möglichkeit nicht fremd (Reimv. s. 100). aber ich glaubte und glaube die daher drohende gefahr nach kräften ausgeschlossen zu haben durch die ausnutzung der localen stadtbücher und urkunden des 13 und 14 jhs., die als heimatssichre prosa (aus Aken in Serimunt, aus den Saalestädten Halle und Kalbe, aus verschiedenen Anhalter orten) für die würkliche mundart und umgangssprache Eikes ganz anders einstehn als der Heliand es selbst im besten falle könnte: auf ihnen in erster linie ruht meine these, und sie haben mich durch das nd. colorit ihres winzigen wortmaterials nur darin bestärken können, auch das übrige mnd. heranzuziehen.

Mein beweis für die temperierte sprache Eikes, soweit er aus dem wortschatz geschöpft wurde, war und muste in wesentlichen momenten indirect sein. ich habe nur zögernd und in seltnen fällen angenommen, dass Eike hd. worte gebraucht hat, die seinem heimatsgau ganz fremd waren; das eigentümliche seiner schreibweise sah ich vielmehr darin, dass der über die engste heimat hinaus weltkundige jurist an dem ihm geläufigen wortschatz eine auswahl übt, die alltägliches, dialektisches möglichst ausschliefst und daher die zum hochdeutschen stimmenden ausdrücke bevorzugt. wenn der Heliand und Eike also in worten wie *sins*, *rede*, *zîn*, *gewinnen*, *beginnen*, *zûsamne*, *ofte*, *übel* ua. zusammenklingen (W. s. 359), so ligt darin nichts bemerkenswertes; das sind alles mnd. ganz geläufige worte, obendrein fast sämtlich auch sonst altsächs. gesichert. das auffällige für mich war, dass Eike daneben *plege*, *tale*, *vôden*, *trecken*, *krîgen*, *betengen*, *tô hôpe*, *quât* nicht unbefangen gebraucht, obgleich sie nach ausweis der localen zeugen, für *plege* Eikes selbst, seiner mundart sicher oder wahrscheinlich angehörten; wie er denn von den mundartlichen doppelformen *-ung* (as. auch aufser dem Hel.) und *-ing*, *luttil* und *luttic* eben die mehr hochdeutschen

[1] natürlich werden aber gerade von ihnen nicht wenige der weitern heimat Eikes angehören, also vollwichtige zeugen sein: leider ist das in der regel nicht festzustellen.

zu wählen scheint, während die alten localquellen *-ing* und *luttic* mindestens vorherschen lassen. es bleibt aus diesen gleichungen Wredes allerhöchstens eine gewisse ähnlichkeit der auswahl bestehn. gewichtiger scheint es, wenn W. einigen worten würklich hd. gepräges im Ssp. belege aus der Heliandsprache gegenüberstellt. aber auch sie sagen nichts. *sân* und *nemnian* sind keineswegs nur im Heliand bezeugt[1]; jenes kenn ich auch aus den Essener Evangelienglossen, dies ebendaher und aus der as. beichte, wodurch die voraussetzung einer sonderstellung im altniederdeutschen fällt; obendrein decouvrieren sich beide im reim, *sân* sowol (Mers. gll. *sôn*) wie namentlich das part. *genant* (Hel. *ginemnid*, mnd. *genennet*), dessen hd. herkunft sogar durch die prosa der stadtbücher bestätigt wird : Eike sprach *nûmen*, was im Hel. fehlt. bleibt *irren* 'hindern'; dass Eike auch da ein gehobenes wort gewählt hat, lehrt wol das ausschliefsliche *hindern* der localquellen[2].

So bleibt, ich widerhol es, von Wredes vergleichungen zwischen Hel. und Ssp. im allergünstigsten falle eine ziemlich banale und sehr beschränkte gleichheit der wortwahl, nicht mehr. sie braucht nicht eben zufall zu sein; die ergebnisse der poetischen tradition und der litterarischen absicht musten hie und da zusammentreffen; auch halt ich für möglich, dass die einstige dichtersprache noch später in gehobner rede, zumal in rechtsformeln (daher etwa *unlust* bei Eike), spuren ihrer auslese hinterlassen haben könnte : es hat seinen reiz zu denken, dass wir heute ebenso wie Eike und der Helianddichter 'kriegen' nicht gern schreiben, weil das wort einst dem formelvorrat der alliterierenden dichtung nicht angehörte. wer aber den Heliand unbefangen list, der wird viel stärker die ags. scheinenden elemente fühlen, als das bischen was hd. gemahnt[3]; und gerade von jenen massenhaften 'ingväonischen' elementen ist so gut wie nichts (ausgenommen eben das sicher formelhafte *unlust*) bei Eike zu finden, obgleich sie durchaus nicht auf entlehnungsverdächtige

[1] auch *swâs* ist sonst altsächsisch gesichert.

[2] *irri* 'iratus' im Hel. widerlegt natürlich nicht meine annahme, dass *irre* 'errans' hd. tendenz zeige; meine bemerkung (Reimv. 96) gilt nur der bedeutung. — das collective ntr. *gigerwi* 'kleidung' im Hel. bestätigt Eikes in form, bildung und sinn abweichendes fem. *gare* 'kriegsgewand' in keiner weise. — *thanan* hat nicht nur der Hel. (vgl. Gll. II 718, 44), so wenig wie *hinan* (Prud.) : sie haben nun einmal nd. *dan*, *hen* ergeben, nicht das hd. *dannen*, *hinnen*.

[3] auf lautliches geh ich nicht ein, weil auch Wrede das vorsichtig unterlassen hat. nur möcht ich im voraus den, von Wrede weislich verschmähten, versuch abwehren, etwa das von mir (Reimv. s. 77) für den Ssp. erschlossene hd. *ur-* (*ursale*) mit dem *ur-* des Hel. zu combinieren; dies steht nur vor *i* der 3 silbe, sonst *or-*; *or-* stets die spätern localquellen; das *urlighe* einer Anhalter nd., aber für Meifsen ausgestellten urkunde von 1309 ist wol hd. (oder es zeigt dieselbe *i*-würkung wie der Hel.). — Ssp. *verre* (?) würde hd. sein (trotz Hel. *fer*; Ess. gl. *virrista*), da die localquellen regelmäfsig *vern* haben.

stabworte beschränkt sind[1]. ja, andre mnd. werke werden dem Hel. durch ihren wortgebrauch näher stehn als der Ssp., dessen deutlich nd. worte (Reimv. s. 93 ff) nur in 3 fällen mit dem Hel. zusammentreffen, der gegen den Hel. zb. die auch mnd. üblichen worte *achter, dlinc, delben, dógen, dolen, dus, eft, heven, lenc, nochtan, tegen, telen, twiden, vóden, wannêr, wrêt*, wol auch das suffix *-isli* verschmäht, dessen rechtsterminologie bibelsächs., auch mnd. ausdrücke wie *dômen, lag* 'gesetz', *lêve* (stadtb. *râdelêve*), *mâl* 'gericht', *sellen* ua. nicht kennt. es verdient wol auch eine erwähnung, dass as. sonst bezeugte und sehr naheliegende worte Eikes wie *vrouwe, vêde, genôz, wandel, nutz, kleine, klage klagen, æhten, wette, becher*, das pejorierende präfix *misse-* dem Heliand fremd sind. das widerlegt nicht die gleiche heimat von Hel. und Ssp., widerlegt aber Wredes vorstellung, als ob der wortschatz des Hel. zu Eike näher stimme, als unsre sonstigen altsächsischen quellen : läge Wadsteins wörterbuch schon vor, so würde Wrede kaum auf diese bahnen geraten sein. besonders interessieren wird es ihn, dass ein alter zusatz des Ssp. II 56, 3, der möglicherweise von Eike selbst, jedesfalls aus seiner nächsten sphäre herstammt, nicht *trocken* sagt, sondern *truge*; sein *vertrugen* (auch in den mir bekannten hd. texten) ist nicht etwa nd., ist auch in Meifsen und Thüringen bis heute lebendig; zum Heliand stimmt es wider nicht. aber eben darum gut zu W.s ausgangspunct, der *trocken*-grenze des Sprachatlas (Zs. 43, 339), die übrigens das *dröge*-gebiet gewis kleiner erscheinen lässt, als es im 13 jh. gewesen sein wird, vielleicht selbst etwas kleiner, als es m. w. heut ist; auch W. rechnet umsichtig mit einem vordringen der specifisch hd. bildung.

Um zusammen zu fassen : aus der confrontation zweier litterarisch stark und grundverschieden bedingter, mundartlich durchaus nicht zuverlässiger werke wie Hel. und Ssp. wird Wrede schwerlich einen wiegenden ertrag gewinnen. das beschränkte rein locale wortmaterial, das der Hel. trotz aller epischen tradition hergeben mag (ich weifs es nicht abzugrenzen), darf zum mindesten nicht an einem buche zweifelhaften sprachlichen charakters, muss ausschliefslich an litterarisch unverfälschten quellen gemessen werden. ich bin noch immer geneigt vorauszusetzen, dass Wredes Heliandhypothese an ihnen erstarken kann, wie gleich seine einleuchtende erörterung der *-burg*-namen zeigt; beim Sachsenspiegel wird sie die stützen vergeblich suchen. ROETHE.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

XVII.

Mit zahl und umfang dieser berichte muste auch die unübersichtlichkeit ihres inhalts wachsen. es dünkt mich deshalb

[1] vgl. formwörterchen wie zb. *ac* (Eike hd. *aber*), *ant* 'bis', *ge* 'und', *lut* 'wenig', *wið* usw.

an der zeit, ihre brauchbarkeit mit den folgenden indices zu erleichtern. aus äufsern gründen hab ich mich dabei an die verzeichnisse angeschlossen, die Wenker einst seinem ersten und einzigen textheft zum Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland (Strafsburg 1881) beigegeben hat. wenn wir heute auch die anlage dieser register in manchen puncten ändern würden, so schien es doch zweckmäfsig, hier von jener ursprünglichen form noch nicht abzugehn; ist doch das material für den vollständigen reichsatlas im wesentlichen dasselbe geblieben, wie es jenem ersten teilwerke zu grunde gelegt war. in dem alphabetischen verzeichnis verweisen die ziffern auf band und seite des Anz., in dem zweiten, systematischen sind die wörter im allgemeinen in der reihenfolge aufgeführt, wie ihre berichte einander gefolgt sind. im dritten stell ich etliche allgemeine gesichtspuncte zusammen; man leg es dabei nicht auf die kritische wagschale, wenn ich lediglich der kürze wegen zb. unter 'epithese' fälle subsumiert habe, auf die dieser terminus strenggenommen nicht immer zutrifft; auch war hier nicht der ort, hinter die eine oder andre deutung, die ich vor jahren gab, ein mir jetzt vielleicht nötig scheinendes fragezeichen zu setzen. als anhang geb ich besserungen zu den bisherigen berichten, wie sie verstreut schon in gelegentlichen fufsnoten mitgeteilt waren.

A) Alphabetisches verzeichnis.

B) Systematisches verzeichnis.

I. Stammsilbe.

1. Consonanten des anlauts.

b- *bald, bett, besser, bauen, beifsen*
br- *brot, bruder, braune*
bl- *bleib, blau*
pf- *pfund*
f- *felde, feuer*
fr- *frau*
fl- *fleisch, fliegen*
w- *was, winter, wein, wasser, weh, wo, wachsen, wie, weifse*

g anlautend allgemein XXIV 116 ff
g- *gänse, gut, gute*
gr- *grofs*
gl- *glaube*
k- *kind, korb, kalte*
kl- *kleider*

h- *hund, heifs, hause, häuser, hoch, hof, hauen*

d- *dorf*
dr- *drei*
t- *tot, tische*
tr- *trinken*
zw- *zwei, zwölf*
s- *sechs, salz, sitzen, seife*
schl- *schlechte, schlafen*
schn- *schnee*

r- *roten, recht*
l- *luft, leute, leuten*
m- *mann, müde, machen, mähen*
n- *nichts, nein, nähen*

2. Consonanten des in- und auslauts.

-b *bleib, glaube*
-rb *korb*
-ff, -f *affe; schlafen, seife, verkaufen, gelaufen; auf, auf*
-rf *dorf*
-f *hof*
-lf *zwölf*

-g *fliegen, augen*
-nk *trinken*
-ch *machen, gebrochen; ich*
-ch *hoch*

-d *müde, bruder, kleider*
-ld *bald, felde;* vgl. *-ll*
-nd *pfund, hund, kind*
-t, -tt *leute, leuten, roten, gute; bett; tot, brot, gut*

-ll *alle, kalte; -lt-, -ld- > l(l)* allgemein XXI 280 f
-nt *winter*
-tz *sitzen*
-lz *salz*
-ss, -s *wasser, besser; weifse, beifsen; grofs, heifs, aus; was*
-s *eis, hause, häuser*
-ns *gänse*
-sch *fleisch, tische*
-chs *sechs, wachsen, ochsen*
-ft *luft*
-cht *recht, schlechte; nichts*

-r *feuer*
-n, -nn *braune; mann, wein, nein*

3. Vocale.

a *was, mann, wasser, machen, affe, wachsen; salz, bald, alle, kalte*
ä *gänse; zwölf*
e *bett, besser*
ā *schlafen; wo*
ǟ *nähen, mähen*
ū *bruder, gut, gute*
ǖ *müde*

i *ich, nichts, sitzen, tisch; winter, kind, trinken*
ė *sechs, recht, schlechte; felde*
ei *eis, wein, bleib, weifse, beifsen; drei*

ei *heifs, fleisch, seife, kleider, nein; zwei*
ē *schnee, weh*

u *luft; pfund, hund*
o *ochsen, gebrochen, (gelaufen); dorf, korb; hof*
eu *leute, leuten; feuer*
ie *fliegen; wie*
au *aus, braune, hause, auf, auf; bauen*
äu *häuser*
au *augen, glaube, verkaufen, gelaufen; hauen, frau, blau*
ō *grofs, tot, brot, roten, hoch*

II. Vor- und nachsilben.

ge- *glaube*; *gebrochen*, *gelaufen*
ver- *verkaufen*

-e *bald(e)*, *müde*
-er *winter*, *wasser*, *bruder*; *feuer*
-en *augen-*

vgl. noch flexion und unter C epithese und svarabhakti.

III. Verbalflexion.

1 sg. ind. präs. *glaube*
3 pl. ind. präs. *sitzen*, *fliegen*, *beifsen*, *mähen*; im allgem. XXII 333 ff. XXIV 125

2 sg. imp. *bleib*
infinitiv *machen*, *wachsen*, *bauen*, *nähen*, *verkaufen*; (zu) *trinken*
part. prät. *gebrochen*, *gelaufen*

über *-en* in der verbalflexion allgemein XXIV 125 ff.

IV. Nominalflexion.

(vgl. auch unter C declination und syntaktisches.)

1. Declination der substantiva.

a) starkes masc.

n. sg. *hund*, *mann*, *schnee*, *bruder*
d. sg. *winter*, *tische*
a. sg. *wein*, *korb*
n. pl. *leute*
d. pl. *leuten*

b) st. u. schw. fem.

d. sg. *frau*
a. sg. *luft*, *seife*
n. pl. *gänse*

c) starkes neutr.

n. sg. *kind*, *feuer*
d. sg. *felde*, *bette*, *hause*, *fleisch*
a. sg. *eis*, *salz*, *pfund*, *wasser*, *brot*, *dorf*
a. pl. *häuser*, *kleider*

d) schw. masc.

n. sg. *affe*
a. pl. *ochsen*

2. Declination der adjectiva.

a) starke decl.

fem. a. sg. *weifse*
fem. n. pl. *schlechte*
neutr. d. pl. *roten*

b) schw. decl.

masc. n. sg. *braune*, *alte*, *gute*
neutr. a. sg. *kalte*

c) unflect. adj.

grofs, *tot*, *heifs*, *recht*, *hoch*, *gut*; *müde*; *blau*

d) comparativ.

besser

3. Pronomina.

ich; *was*

V. Zahlwörter.

sechs, *drei*, *zwei*, *zwölf*

VI. Adverbia und conjunctionen.

bald, *weh*; *wo*, *auf*, *wie*; *nichts*, *nein*

VII. Präpositionen.

aus, *auf*

C) Einzelheiten.

D) Anhang: berichtigungen.

xviii 307 z. 18 v. u. l. 'gutturalisierungen'. — 308 z. 23 l. 'Schwalenberg'. — 407 z. 6 f l. 'österreichische'. — xix 103 z. 6 l. '*Mühlburg*'. — 279 z. 13 l. '*Homburg*'. — 347 a. e. ändere gemäfs xxiii 207[2]. — 352 z. 16 l. *ȫ*- st. *ō*. — 353 z. 24 l. 'von Remscheid bis zur Elbe'. — z. 10 v. u. l. '(a. d. Ruhr), Mülheim-Barmen'. — 354 z. 20 v. u. l. 'nördlicher'. — xx 98 z. 6 ff ist eine *ē*-enklave bei Gotha nachzutragen, vgl. xxiii 217 z. 19 v. u. — 99 z. 18 l. '*Waldenbuch*, Grötzingen'. — 101 z. 15 l. '*zwä̈*'. — 210 z. 14 f streiche 'nicht .... grade'. — 220 z. 16 v. u. l. 'Wunstorf'. — xxi 286 z. 3 v. u. l. 'nur -*ü̈*-'. — 291 z. 4 l. 'hat dort auch'. — 294 z. 17 v. u. l. 'Bodensee und bair. in eben genannter gegend zwischen Lech und Isar'. —

xxii 93 z. 4. 31; 95 z. 24 l. 'Anz. xxi' st. 'o s.' — 98 z. 14 f streiche 'in Elsass-Lothringen sowie'. — 104 z. 20 v. u. l. '*för*'. — 105 z. 13 l. 'Schwarza' st. 'obersten Saale'. — 108 z. 22 l. 'xxi'. — 109 z. 13 l. '*bōg*'. — z. 15 v. u. l. '*wasser, besser*'. — 113 z. 8 v. u. l. '-*ö*-'. — 117 z. 14 v. u. l. '*göe*'. — 335 z. 13 l. 'burg-Schwerins'. — xxiv 116[1] a. e. füge hinzu 'vgl. *trinken* xxi 294'.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BERICHTIGUNGEN.

Zs. 43 s. 23 z. 16 v. o. ist 'ablaut' natürlich zu streichen. — s. 12 z. 6 v. o. l. 16 *-pert* statt *-bert*. — s. 35 z. 6 v. o. ist das Wessobrunner gebet (*almahtico* 2, *manake*) übersehen worden. — s. 39 den nachweis, dass die mit *ōs-* gebildeten namen eine germ. stammform *ōs-* verlangen und nicht als *ans-* zu *Ōs-* erklärt werden können, hat schon Müllenhoff Zs 10, 171 f erbracht; ja seine beweisenden belege sind z. gr. teil dieselben, welche mich darauf geführt haben. ich bin erst heute auf diese darlegung Müllenhoffs gestofsen.

21 juni 1899. J. SCHATZ.

Zs. 43, 256 hab ich übersehen, dass die ableitung des namens *Orkise* (in der Virginal) aus ital. *orco* schon von Jiriczek Deutsche heldensagen s. 237 mit überzeugenden belegen gegeben worden ist. J. LUNZER.

Am 9 aug. starb in Herrenalb prof. EUGEN KÖLBING aus Breslau im 53 lebensjahre. — am 16 aug. verschied an den folgen eines unglücklichen sturzes der professor der university of Michigan GEORGE A. HENCH, der seit dem erscheinen seiner sorgsamen ausgabe der 'Monsee fragments' unter den germanisten Amerikas in erster reihe stand. — am 20 aug. starb auf einer reise in Telemarken der professor der nordischen archäologie zu Christiania OLUF RYGH, 66 jahr alt; das manuscript seines monumentalen lebenswerkes 'Norske gaardnavne', von dem bisher die einleitung und zwei bände erschienen sind, soll er bis auf eine letzte revision fertig hinterlassen haben. — am 25 aug. raubte der tod den angelsächsischen studien den Leidener professor PETER JACOB COSIJN, 59jährig.

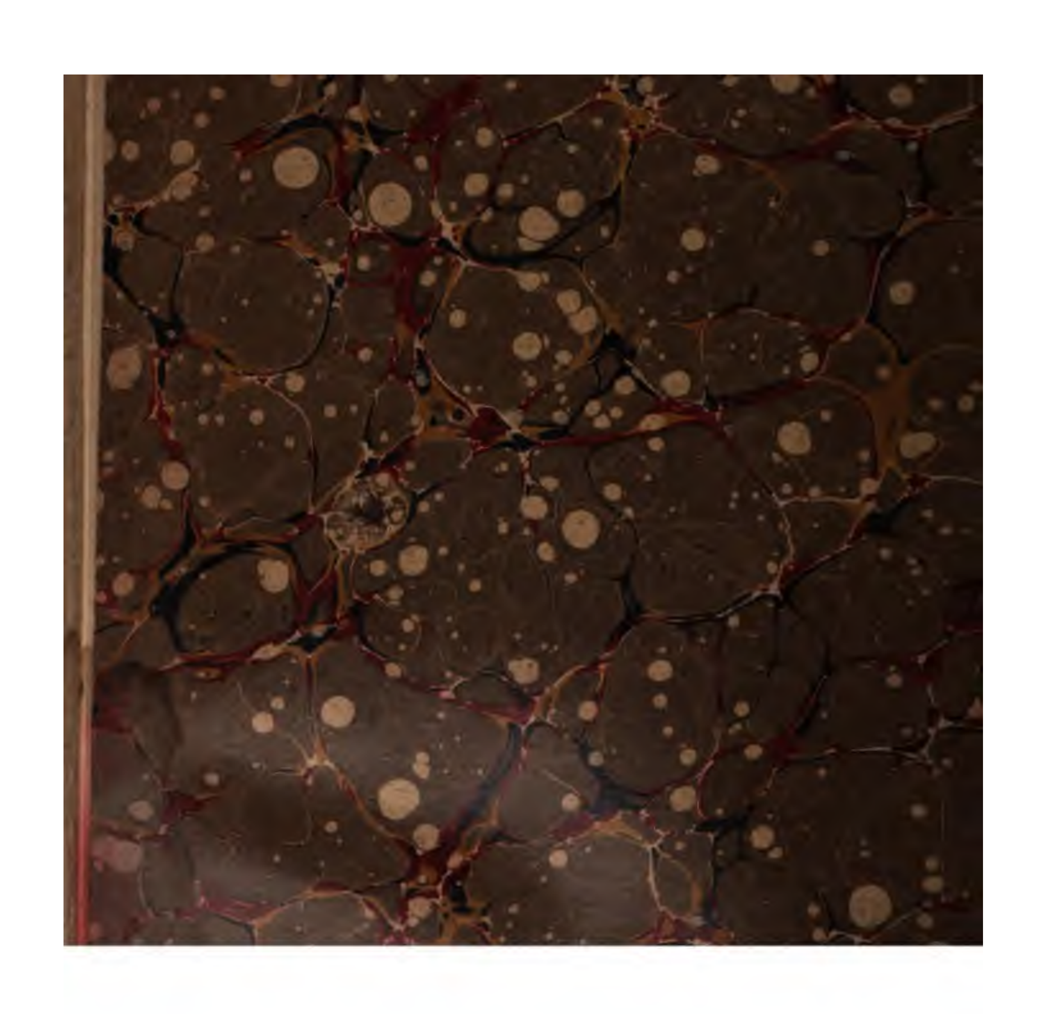
Der ao. professor dr P. KRETSCHMER in Marburg ist einem rufe als ordinarius der vergleichenden idg. sprachwissenschaft an die universität Wien gefolgt. — der ao. professor dr R. MERINGER in Wien wurde zum ord. professor des sanskrit und der vergleichenden sprachwissenschaft in Graz ernannt. — der privatdocent dr K. ZWIERZINA in Graz übernahm die ordentliche professur der deutschen philologie zu Freiburg in der Schweiz. — der privatdocent dr F. BOHNENBERGER an der universität Tübingen wurde zum ao. professor befördert. — der bibliothekar dr K. KOCHENDÖRFFER wurde als oberbibliothekar von Marburg nach Königsberg versetzt.

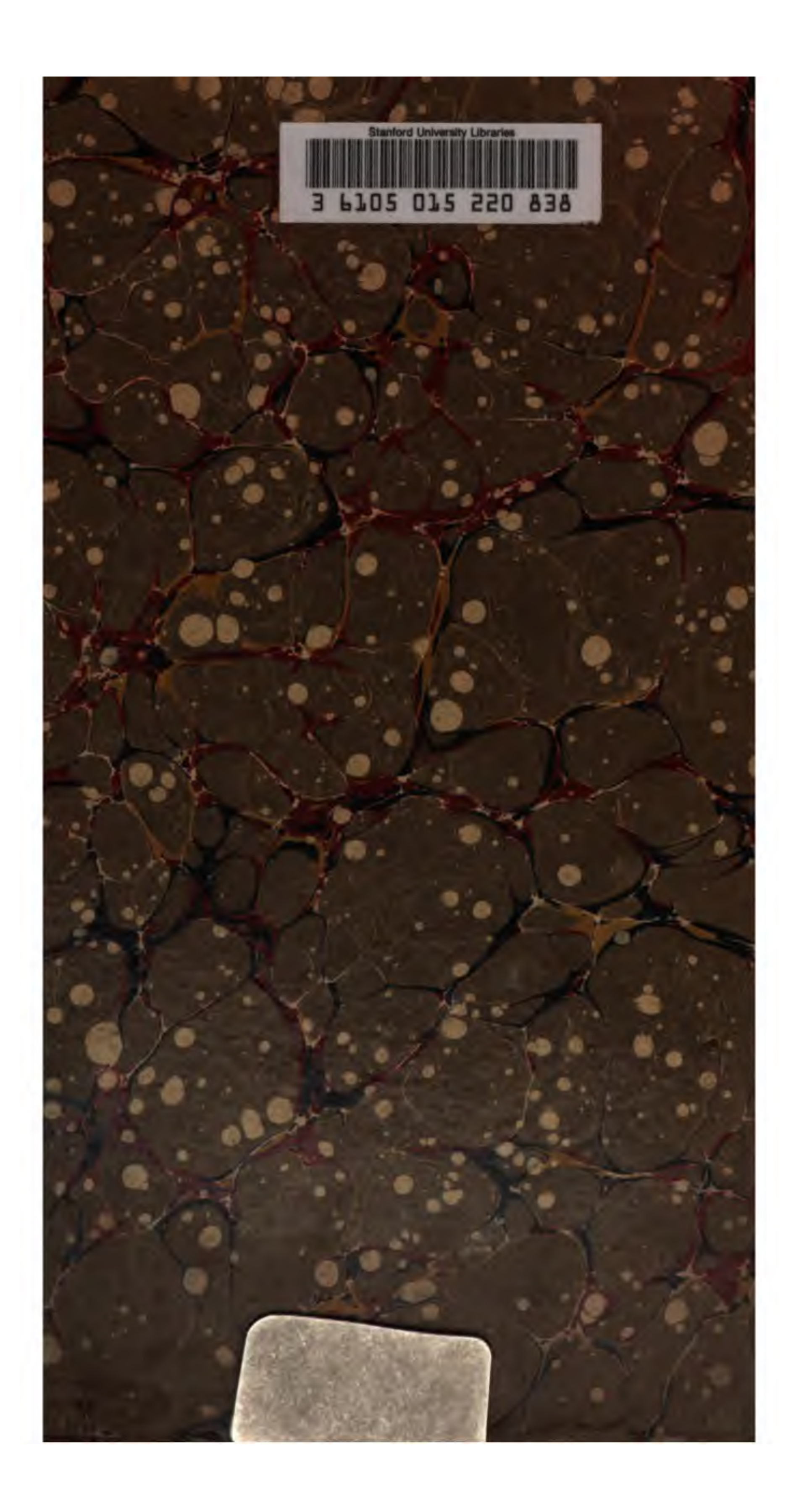
REGISTER[1]

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers die übrigen auf die Zeitschrift.

[1] nicht aufgenommen sind die alphabetisch geordneten beiträge zum angelsächsischen wortschatz A 1—16 u. die z. neuhochdeutschen A 255—266.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.




Stanford University Libraries
3 6105 015 220 838

